Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP30
S94
v. 12
pt. 2

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Belgien

Willy Andreas / Belgien
Tony Kellen / Der Belgier
Julius Bachem / Das religiöse Problem in Belgien
Das Tagebuch eines belgischen Soldaten
Josef Hofmiller / Belgische Kultur am Kongo
Kurt Wiedenfeld / Deutschlands Seehäfen mit besonderer Berücksichtigung von Antwerpen
Baudelaire über Belgien
Fr. W. von Bissing / Belgien unter deutscher Verwaltung
Die belgische Neutralität
Belgische Kriegsbereitschaft

Erich Marcks / Gedächtnisrede auf Bismarck
Friedrich Thimme / Bismarcks „Staatsstreichplan"
Adolf Rapp / Bismarck und unser österreichisches Bündnis
Ein Brief Josefs von Eichendorff
Drei Gedichte von Paul Heyse
Fritz Endres / Der Militarismus
Otto Crusius / Betrachtungen zur Persertragödie
Gmelin / Joachim von Heydebreck zum Gedächtnis
Krieg und Geist
Briefe von Fontane über Bismarck
R. A. von Müller / Zum Gedächtnis Bismarcks
Rudolf Alexander Schröder / Neue Kriegslieder

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, April 1915

Preis 1.50 M 2 Kronen 04

Digitized by Google

LIEBESGABEN

für unsere im Felde stehenden tapferen Krieger:

LEINENHAUS FRAENKEL

Theatinerstr. 17 MÜNCHEN Theatinerstr. 17

Liebesgaben.

Wollnormalhemden	per Stück von M 3.— an
Futterhosen	„ „ „ 3.—
Leibbinden aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Brustwärmer aus Wolltrikot mit Schafwollefüllung	per Stück M 2.25
Wollene Decken	per Stück M 12.—, 7.—, 4.75
Kamelhaardecken	per Stück M 24.—, 18.—, 12.50
Taschentücher, weiß und farbig	per Stück 20 Pf.
Handtücher mit Einwebung „Feldzug 1914“, 40/40 cm	per Stück 30 Pf.
Pulswärmer, reine Wolle, 20 cm groß,	per Paar 75 Pf.
Kopfschützer, Kniewärmer, Trikotleibbinden.	
Schwere wollene Socken	per Paar M 1.70
Fußlappen	per Paar 40, 25 Pf.

Prospekt-Hinweis.

Diesem Heft ist eine Übersicht der **J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart und Berlin über die Bismarck-Bücher ihres Verlages beigefügt, die neben der Anzeige der „Gedanken und Erinnerungen“, sowie der Briefe und Reden des Fürsten Bismarck über zwei sehr wertvolle Neuerscheinungen berichtet, über ein von Erich Marcks verfaßtes Lebensbild des großen Kanzlers in einem Bande und über eine besonders auch zur Massenverbreitung geeignete Volksschrift von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf „Bismarck für das deutsche Volk dargestellt“. Wir empfehlen dieses Verzeichnis im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Gründers des Deutschen Reiches zu besonderer Beachtung.

Ferner ist der heutigen Ausgabe ein Prospekt der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** über zwei soeben erschienene neue Bücher beigegeben, die als die wichtigsten Neuerscheinungen zum Bismarck-Gedenktag bezeichnet werden dürften. Das eine Werk behandelt „Erinnerungen an Bismarck“, mit Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten, in Verbindung mit A. von Brauer gesammelt von Erich Marcks und Karl Alexander von Müller; in dem anderen Werke wird der bisher noch unveröffentlichte Briefwechsel der Fürstin „Johanna von Bismarck“ geboten, den sie mit dem Kreis ihrer Freundinnen geführt hat. Beide Bücher seien allen Verehrern und Verehrerinnen des fürstlichen Paares angelegentlich empfohlen.

Des weiteren ist ein Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Hermann Montanus, Siegen,** beigefügt. (Siehe auch unter der Rubrik „Geschäftliche Mitteilungen“).

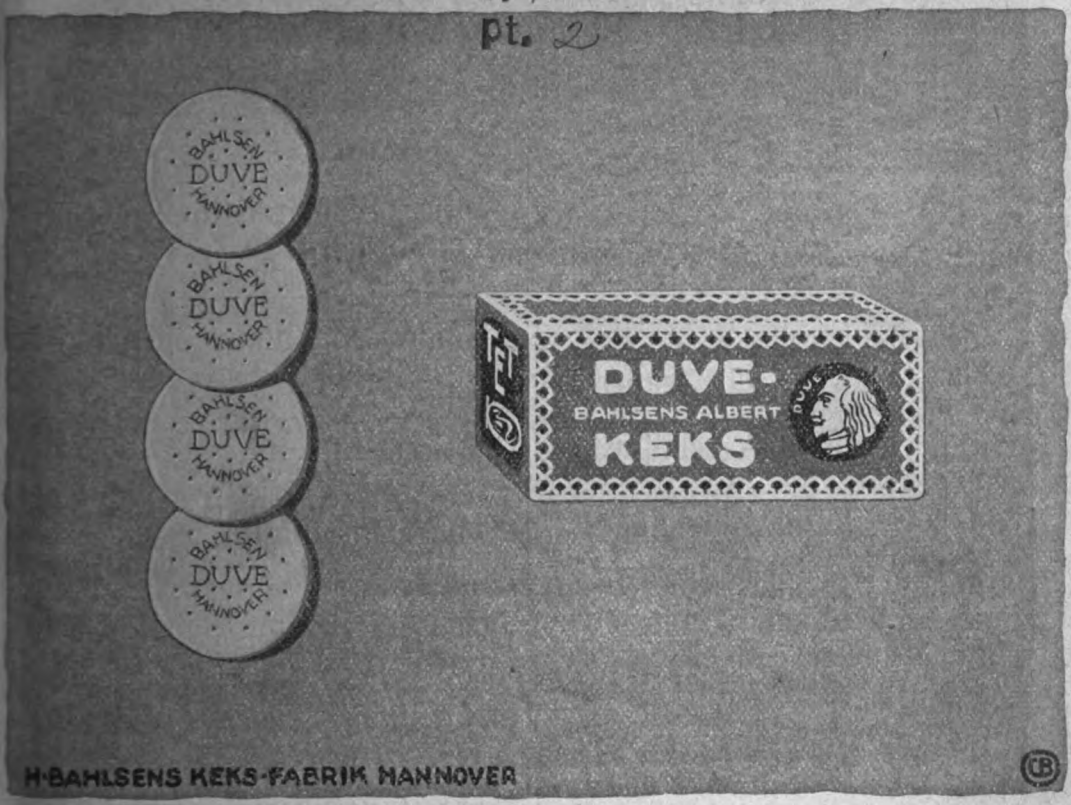
Helene Raff: Der Findling vom Arlberg, Roman

Geheftet M 3.50; gebunden M 4.50

:: Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München. ::

Digitized by Google

AP30
S94
v. 12
pt. 2



Brennt Koks!

In den Brennereien, Stärke- und Zuckerfabriken, Kartoffeltrocknungs-Anlagen, in Futterdämpfern, Lokomobilen jeder Art, Küchenherden und Zimmeröfen, kurz in allen Feuerungen, die ganz oder teilweise mit Koks geheizt werden können, muß so viel als möglich die Kohle durch Koks ersetzt werden. Wenn aber auch hier ein merkbarer Erfolg erzielt werden soll, dann muß das allgemein geschehen. Wer sich damit beruhigt, daß nun die anderen wohl zum Koksbrand übergehen werden, er selber aber sich die Unbequemlichkeit, statt des gewohnten Brennmaterials Koks zu verfeuern, nicht zu unterziehen brauche, der handelt in der gegenwärtigen Lage unpatriotisch.

Also in allen Feuerungen so viel als irgend möglich die Kohle durch Koks ersetzen!

(Aus den „Mitteilungen der Rohmaterialstelle des Landwirtschafts-Ministeriums".)

Technischen Rat und Auskunft erteilt die

Technische Zentrale für Koksverwertung

Telefon: Amt Moabit 8755 **Berlin NW 40, Hindersinstr. 9.** Telefon: Amt Moabit 8755

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang April 1915 Heft 7

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Zum 1. April 1915 1

Belgien / Von Willy Andreas, Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe, Kriegsfreiwilligem, z. Zt. im Feld 3

Der Belgier / Von Tony Kellen in Essen 19

Das religiöse Problem in Belgien / Von Julius Bachem in Köln 31

Das Tagebuch eines belgischen Soldaten 39

Belgische Kultur am Kongo / Von Josef Hofmiller 50

Deutschlands Seehäfen mit besonderer Berücksichtigung von Antwerpen / Von Kurt Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Halle 60

Baudelaire über Belgien 72

Belgien unter deutscher Verwaltung / Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing 74

Die belgische Neutralität 94

Belgische Kriegsbereitschaft . . . 96

Gedächtnisrede zur Münchner Bürgerfeier von Bismarcks 100. Geburtstage / Von Erich Marcks, Professor der Geschichte an der Universität München 97

Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks „Staatsstreichplan". Mit einem ungedruckten Briefe Bismarcks an Wilhelm von Kardorff / Von Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Preußischen Herrenhauses 108

Bismarck und unser österreichisches Bündnis / Von Adolf Rapp, Privatdozent der Geschicht an der Universität Tübingen 126

Aus der Stimmung der Befreiungskriege. Ein Brief Josefs von Eichendorff / Mitgeteilt von Franz Schultz, Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Straßburg 134

Drei Gedichte von Paul Heyse / Mitgeteilt von Erich Petzet, Bibliothekar an der K. B. Hof- und Staatsbibliothek 141

Der Militarismus / Von Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule, z. Zt. im Feld 144

Betrachtungen zur Persertragödie des Aeschylus / Von Otto Crusius, Professor der klassischen Philologie an der Universität München 149

Joachim von Heydebreck zum Gedächtnis / Von Professor Dr. Gmelin 163

Krieg und Geist 164

Fontane über Bismarck / Mitgeteilt von Gustav Keyßner in Stuttgart . . . 170

Zum Gedächtnis Bismarcks / Von Karl Alexander von Müller 178

Neue Kriegslieder / Von Rudolf Alexander Schröder, z. Zt. im Feld 187

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Zum 100. Geburtstage
BISMARCK Gedenktaler fein Silber M. 4,50
Grosse Medaille, 11 cm Bronze M. 25,- (Mod. v. Prof. P. Sturm) Eisen M. 12,50
Rob. Ball Nachf., Berlin, Münzenhandlung Wilhelmstr. 46/47.
An- und Verkauf von Münzen.
Vorrätig: Gedenktaler aller Heerführer f. Silber St. M. 4,50.

Der Gesamtauflage dieses Heftes ist beigegeben:
Titel und Inhaltsverzeichnis
zum Halbjahrsband Oktober 1914 bis März 1915 der Süddeutschen Monatshefte.
Eine Einbanddecke
im Charakter der bisherigen Halbjahrseinbände steht für M 1.50 zur Verfügung.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München, Königinstr. 103.

Digitized by Google

Zum 1. April 1915.

Die größte Summe von Lügen unsrer Feinde knüpft sich an das Wort Belgien. Wir haben versucht, durch die besten Kenner — zum Teil natürlich auf Grund von französischen und englischen Berichten aus der Zeit, als Belgien für die Franzosen noch kein Gegenstand des Deliriums, für die Engländer noch kein Gegenstand der Berechnung war — ein Bild des wirklichen Belgiens entwerfen zu lassen. Bismarcks Hundertjahrfeier darf so wenig den geistigen Kampf unterbrechen, wie sie den eigentlichen, den wirklichen Kampf unterbricht. Beiderlei Kämpfe sind der Vollendung von Bismarcks Werk gewidmet, dem Zusammenschluß aller Deutschen zur Erhaltung des Deutschtums.

Der nicht zu Deutschland oder Österreich gehörende Deutsche, der sich rühmt, neutral gewesen zu sein, als das Deutschtum vernichtet werden sollte, ist in unsern Augen ebenso verächtlich wie der, der im Teutoburger Wald nicht mitkämpfte, weil er einen Vertrag mit Rom hatte, und wie der, der Napoleon zujubelte, weil das der Verbündete seines Fürsten war. Und wenn er von Belgien spricht, dessen Neutralität geschützt werde, so weiß er, daß er lügt. Das schlechte Gewissen, das solche Leute als Deutsche haben, läßt sie das gute Gewissen Europas spielen.

Die ungeheuerste Lügenkoalition, die die Welt gesehen hat, hat eine neue Periode der Weltgeschichte, eine neue Eisenzeit herbeigeführt, in der nur eine Regierung von Eisen zu brauchen ist. „Man ist nicht jeden Tag in der Lage, einer gefährlichen Situation der Art abzuhelfen, und der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen, letzteres zu tun, und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich, da die völkerrechtliche Politik und das Recht der deutschen Nation, ungeteilt *als solche* zu leben und zu athmen, nicht nach privatrechtlichen Grundsätzen beurtheilt werden kann" (Gedanken und Erinnerungen, II, 80). Wir müssen wissen, daß Recht und Verträge, auf welche Bismarck sein Reich gegründet hat, den Feinden — und wer zählte nicht zu ihnen? — ein deutscher Fetisch sind. „Jede andre Re-

Digitized by Google

girung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstabe ihrer Handlungen, wie sie dieselben auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deductionen drapiren mag. Man acceptiert unsre Gefühle, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehn, und behandelt uns danach, d. h. man dankt uns nicht einmal dafür und respectirt uns nur als brauchbare dupe." (Gedanken und Erinnerungen I, 180). Wir wollen uns des Vertrags erinnern, den wir am 1. August, jeder mit sich selbst und mit seinen Brüdern, soweit die deutsche Zunge klingt, geschlossen haben. Die einzige wirkliche Ethik, die durch keine Paragraphen zu fassen ist, heißt: lebe deinen höchsten Stunden getreu! Wie für den einzelnen, gilt dies auch für die Völker. Bis jetzt ist das deutsche Volk noch jedesmal aus seinen höchsten Stunden herabgesunken durch Uneinigkeit und Würdelosigkeit. Und auch jetzt fürchten wir nicht die Tugenden der Feinde, sondern die Untugenden der Deutschen. Außer in den Zeiten höchster Not haben noch immer die Krämer geherrscht, denen ihr bißchen Leben, Besitz, Einfluß und Sympathien die Hauptsache ist. „Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl .... nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Andern; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. ... Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht" (Gedanken und Erinnerungen, I, 180). Nur dem Krieg verdanken wir, daß wir Bismarcks Geburtstag in Bismarcks Sinn feiern können. Noch nie haben wir ihn so vermißt wie jetzt, noch nie so verstanden, daß, wenn das Deutschtum nicht vernichtet werden soll, es nur eine Losung gibt: Bismarck.

Digitized by Google

Belgien.

Skizze von Willy Andreas, Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Karlsruhe, Kriegsfreiwilligem, z. Zt. im Feld.

In der bunten Reihe unserer Gegner ist Belgien am schwersten zu erfassen. Das hängt mit seinen historischen Grundbedingungen zusammen. Staatspersönlichkeiten formen sich in der Glut großer Erlebnisse, Kampf ist ihr Lebenselement. Das Antlitz einer Großmacht, so vielgestaltig und widerspruchsvoll sie sein mag, schaut uns aus beseelteren, markanteren Zügen an als kleine politische Gebilde, an denen die Weltereignisse nur ferne vorüberrauschen. Belgien gleicht jenen Menschen, die lange in der Lage sind, äußeren und inneren Entscheidungen auszuweichen. Leicht werden sie dabei matt und farblos, sozusagen ärmer an Charakter. Nicht gerade, daß sie sich völlig willenlos mittreiben lassen. Unter Umständen nutzen sie sogar die Strömungen geschickt aus, gewinnen Ansehen und werden von den Mächtigen umworben. Mögen sie im ganzen auch nicht viel wagen und ihre Ziele nicht allzu hoch stecken, so fühlen sie sich in ihrer Genügsamkeit doch recht behaglich. Immerhin, es gibt Stunden der Prüfung, wo es gilt Farbe zu bekennen, wo es heißt sich auf sein tiefstes Selbst besinnen, Stunden, die Leben und Tod in ihrem Schoße bergen. Wehe dem, der sich dann vom verkehrten Antrieb leiten läßt! Auch Belgien war in dem Sturm, der über Europa hinbrauste, vor die Frage gestellt, wohin es gehörte und wo seine Wurzeln lägen. Seine Entscheidung riß es hinaus in den allgemeinen Strudel. Es zerbricht, weil es seine ohnehin problematischen Voraussetzungen verkannt und sich über die bewegenden Kräfte der Umwelt getäuscht hat.

Man könnte meinen, die schützende Neutralität, Belgiens Entrücktheit von den Welthändeln, sei ihm zugedacht worden als Entschädigung für schmerzliche Erfahrungen der älteren Zeit. Denn es war eines jener Depressionsgebiete, in denen sich mit Vorliebe europäische Unwetter zusammenbrauen und niederschlagen. Das Wort Belgien stellt zwar weder geographisch-ethnographisch noch politisch eine einheitliche Größe und etwas Geschlossenes dar. Umfang und Inhalt haben seit dem Altertum mannigfach gewechselt. Gleich blieb nur die eine Tatsache, daß um das keltisch-germanische Zwischenland, von dem das heutige Belgien ein Bestandteil ist, zwei Rassen einen Kampf auf Leben und Tod ausfochten. Fast jede der großen Krisen unseres Erdteils hat auf die belgischen Lande übergegriffen und sie durchgerüttelt. Oft genug standen sie im Mittelpunkt des allgemeinen Ringens. Zweifellos luden die geographischen Verhältnisse, vornehmlich die Ungeschütztheit nach der Binnenseite, die Völker ein, da ihren Zwist auszutragen. Wie ein gewaltiges Schlachtfeld breitet sich Belgien vor uns aus, seit Jahrhunderten getränkt mit dem Blute der führenden Nationen. Es kam hinzu, daß die Nordsee den Ehrgeiz seefahrender und

Digitized by Google

handeltreibender Mächte lockte. Antwerpens Geschichte weiß davon zu erzählen. Belgien, ein Tummelplatz örtlich begrenzter und weit umfassender Gegensätze! So kennen wir es seit den Tagen Cäsars, vom Streite der Bataver und Belgen bis zu unserm Krieg, in dem die Würfel über die erste Seemacht der Welt fallen. Das wogende Chaos mittelalterlicher Fehden, die sich um Größe und Verfall des Heiligen Römischen Reichs ranken, das Verhängnis und der Reichtum unserer territorialen Entwicklungen, die Auseinandersetzung der Zwischen- und Sondergewalten mit dem Einheitsgedanken des modernen Staates, das Ringen von Fürsten und Ständen, Rittern und Städten, die inbrünstige Leidenschaft der Glaubenskämpfe, das alles kehrt in der Geschichte dieser Gebiete wieder. Der burgundische Kreis hat einst zum Reiche gehört, Lüttich war ein deutsches Bistum bis auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Blasse historische Erinnerungen freilich selbst für uns! Keine lebendige Kraft strömt daraus der Gegenwart zu. Auch die heute Verbündeten haben auf südniederländischer Erde oft genug die Waffen gekreuzt. Ludwigs XIV. Anspruch auf die Universalherrschaft ist an der Gleichgewichtspolitik des Oraniers und den Heeren Malboroughs zerschellt. Die englisch-französische Feindschaft, die vom mittelalterlichen Streit der Königshäuser an immer machtvoller Handeln und Bewußtsein der beiden Nationen erfaßte, diese Feindschaft, die auch heute trotz der versöhnenden Bahnen Delcassés nicht erloschen ist, hat sich in Waterloo verewigt.

So steigt Vision um Vision auf. Die schwermütig weiten Horizonte der Küste, die Ebene im Norden, die Hügel im Süden umsäumen eine hochbewegte Geschichte. Durch die Jahrhunderte hindurch aber besteht eine Tatsache: Dieses Belgien war, seitdem es als Wesen eigener Art hervortritt, immer mehr Objekt als Subjekt der hohen Politik. Die Lebensfähigkeit vollends des selbständig gewordenen Staates, eines verhältnismäßig jungen Gebildes, gibt mancherlei Rätsel auf. Entscheidend, richtunggebend für das ältere staatlich noch nicht unabhängige Belgien war der niederländische Freiheitskampf. Er ließ es in den Händen der Spanier zurück, während die sieben nördlichen Provinzen die Republik der Vereinigten Niederlande begründeten. Der Katholizismus war das einzige Band, das im Süden die lose Gruppe verschiedener Provinzen umschlang, und er blieb vorwaltend unter der spanisch-österreichischen Herrschaft. Aber schon die Aufklärung, vornehmlich die klerikalen Kämpfe gegen die Toleranzbestrebungen Josephs II., verquickt mit der ständischen Opposition gegen den gleichmachenden Absolutismus, deuteten eine beginnende Zersetzung des katholischen Kulturzusammenhalts an. Das neunzehnte Jahrhundert führte dieses Ringen um die Grundtatsache des belgischen Daseins in dem besonderen Staatswesen fort, das sich nach den Wirren der napoleonischen Epoche bildete. Der Kampf ging weiter in jenen abgewandelten Formen, die er allgemein in Europa annimmt. Das liberale Bürgertum, der

Digitized by Google

geistige Erbe der Revolution, holte auch hier zum Gegenstoß gegen den Katholizismus aus. Zwar wurde die unnatürliche Gemeinschaft mit Holland, in die man auf dem Wiener Kongreß die ehemals habsburgischen Niederlande gezwängt hatte, durch das Bündnis der liberalen und klerikalen Partei gesprengt. Der Glaubenskampf also, der den Anfang der belgischen Sonderentwicklung bestimmte, besiegelte, zusammen mit Antrieben rein politischer Natur, auch die Neubegründung des Staates, drängte sogar vorübergehend den Rassengegensatz zwischen Flämen und Wallonen zurück. Und als eine Lebensmacht allerersten Ranges hat sich der Katholizismus in Belgien, zumal er dort bestimmte verfassungsmäßige Freiheiten genoß, behauptet. Indessen, ebenso unbestreitbar ist seine Herrschaft stärker als je von feindlichen Gewalten bedroht und viel von seiner unbedingten Geltung abgebröckelt. Der Gegensatz von politischem Katholizismus und Liberalismus ergriff ja alsbald nach der Ablösung von Holland von neuem die Gemüter, die Todfeindschaft von Loge und Beichtstuhl durchwaltet seitdem das gesamte innere Leben Belgiens. Daß unser Kulturkampf ein heftiges Echo in dem Nachbarlande weckte, war nicht zu verwundern. Andrerseits ist die Rheinprovinz und das katholische Parteileben Deutschlands immer lebhaft von Belgien her beeinflußt und erregt worden. Die parlamentarische Regierungsweise erlaubte diesem Gegensatz, sich mit einer maßlosen Leidenschaftlichkeit auszutoben. Das Fehlen einer starken auswärtigen Politik trägt ja leicht dazu bei, die innerpolitischen Fragen zu ungesunder Bedeutung anschwellen zu lassen. In Belgien führte man den Streit mit aller Hitze gallischen Temperaments und jener programmatischen Logik, die so oft romanische Parteien kennzeichnet; die germanischen Provinzen dagegen trugen ihre schwerblütige Innerlichkeit und die Verbissenheit des flämischen Charakters hinein. Ein Kampf, das Tiefste im Menschen aufwühlend und doch halb mechanisch, wie es nun einmal der Typus der Regierungsart mit sich brachte, ohne die Mäßigung vermittelnder Gruppen, zugleich stark persönlich vergiftet, da bestimmte Parteikreise und eng gezogene Gesellschaftsschichten sich wechselseitig im Regiment zu verdrängen suchten. Unheilvoll wirkten von Anfang an plutokratische Schäden des Verfassungslebens nach. Die innere Zerrissenheit wuchs, als neben dem älteren Liberalismus, der an programmatischer Stoßkraft verlor, der Sozialismus aufkam, abwechselnd im Bündnis und im Widerstreit mit ihm. Die Sozialdemokratie nahm als gefährlichste Gegnerin der klerikalen Herrschaft den Kampf des Staates und der weltlich betonten Kultur auf, mit der ganzen Wucht einer von Grund aus feindlichen Weltbetrachtung. Männer von bedeutender organisatorischer Tatkraft und Geschmeidigkeit, die Strategenbegabung Anseeles, die schöngeistig angehauchte, schillernde Persönlichkeit Vandervelde entwickelten den Sozialismus zu eigenartiger Blüte. Ihre Namen gewannen europäischen Klang. Kenner weisen darauf hin, daß die Partei hier

Digitized by Google

alle Seiten der sozialen Bewegung entfaltet habe, die politische, die gewerkschaftliche und genossenschaftliche. Vandervelde konnte dem Sozialismus seiner Heimat nachrühmen, daß er die Vorzüge der nachbarlichen Entwicklungen in harmonischem Licht zurückstrahle: er habe von England entnommen das Prinzip der Selbsthilfe und des genossenschaftlichen Verbandes, Deutschland habe ihm die politische Taktik und die Grundlehren geliefert, mit den Franzosen berühre man sich in dem idealistischen Bestreben, den Sozialismus an das geistige Erbe der Revolution anzuknüpfen, ihn als eine Menschheitsreligion, als Fortsetzung und Ergänzung des Christentums aufzufassen. Dem republikanischen Gedanken kam in Belgien entgegen, daß der Monarchie, künstlich herüberverpflanzt wie sie war, bei allen Verdiensten doch die rechte Bodenständigkeit fehlte. So mächtig die Sozialdemokratie in Belgien vorwärts kam, regierungsfähig war sie bisher nicht und sie selber lehnte die Beteiligung am Regiment ab. Erst im Augenblick der auswärtigen Gefahr nahm die Regierung einen Arbeiterführer in das Ministerium auf, um sich der Massen zu versichern. Die Sozialdemokratie war gegen den Krieg gewesen, stellte sich dann aber, wie die französischen Genossen, auf den Boden der nationalen Verteidigung. Ihre Parole lautete: gegen den deutschen Imperialismus! Vandervelde sprang in das schwankende Staatsschiff ein. Die Zukunft wird lehren, ob er den Ehrgeiz über das Wohl des Landes setzte.

Nahe genug also liegen und stoßen feindliche Kräfte in Belgien zusammen. Die berühmten Städte des Königreichs schauen uns an wie Sinnbilder dieser verschiedenen Welten. Das tote Brügge in der stummen Feierlichkeit seiner Kirchen und Klöster, Mystik und Mittelalter, ein schwermütiger Traum! Gent dagegen ist längst wieder aus seiner Erstarrung erwacht, der alte Gewerbefleiß hat sich in den Formen unserer Zeit verjüngt. Und gewaltig emporgeschwungen hat sich auch Antwerpen, in seinem ragenden Wald von Masten, als uneinnehmbares Riesenbollwerk des Landes gefeiert. Mit Gent bildet es ein Hauptzentrum des fortschrittlichen Geistes, während ringsumher das vierschrötige, flämische Landvolk zäh in seiner kirchlichen Gesinnung verharrt. Da ist Löwen mit seiner gotischen Gelehrsamkeit und ganz nahe das genußsüchtige Brüssel, das den Ehrgeiz hat, Klein-Paris zu sein. Und wieder für sich steht Lüttich mit seinen modernen Waffenwerken, und die westlichen Industrie- und Grubenbezirke. Hier wimmelt es von mühseligen Arbeiterheeren, sehnigen, düsteren Gestalten, wie sie Constantin Meunier gemeißelt hat, unerlöst wie gefesselte Titanen und sich aufbäumend im Trotz ihres Klassenstolzes.

In der Dichtung Emile Verhaerens, gehört sie auch ganz in die Bewegung der allgemeinen französischen Literatur hinein, begegnen uns diese Landschaften und Menschen, die zusammen Belgien heißen, emporgehoben freilich über alles örtlich Begrenzte in eine höhere Sphäre des Seins. In Verhaeren steigerten

Digitized by Google

sich jene vielfältigen, ringenden Lebensmächte seines Landes zu einer menschlichen Entwicklung von ergreifender Innerlichkeit und künstlerischem Adel. Seine Verse atmen die Herbheit der Nordsee, die melancholische Gelassenheit der flandrischen Erde, ihrer Mühlen und Kanäle. Es zittert in seinen Gedichten der fiebrige Glanz der großen Städte und der geheimnisvolle Rhythmus der Maschinen. Er liebt die kraftstrotzenden, schollentreuen Bauern seiner Heimat und preist nicht minder den Unternehmergeist, der kühn über die Meere hinschweift. Er hat sich einst mit quälerischem Grübelsinn in die Seele des Mönchtums versenkt und Brust an Brust mit dem Gekreuzigten gerungen. Indessen mit allen Fasern seines glutvollen Herzens strebte er los von Weltabgewandtheit und trüber Selbstbespiegelung. In den Werken der letzten Jahre lodert rein und reiner die Flamme einer inbrünstigen Lebensbejahung, die auch das Leiden als Antrieb zur höchsten Schöpferkraft verherrlicht, und seine Dichtungen quellen über von einer allumfassenden, pantheistischen Trunkenheit. Ein neues, religiös beschwingtes Weltempfinden, das stolze Lebensgefühl einer Generation, die Mut zu sich selber hat und feststeht im Wirklichen, durchglüht seine Gesänge.

Die Widersprüche, die der Genius des Dichters zu höherer Einheit läutern konnte, sie standen unversöhnt im Leben seines Volkes und sie durchkreuzten sich eigentümlich, fast verwirrend mit den nationalen Gegensätzen. Denn von einem belgischen Volk kann man eigentlich nur in staatlichem Sinne reden. Der Zwist von Wallonen und Flämen ist alt; er reicht weit zurück, zum mindesten als Gegensatz zweier verschiedener Kulturen. Der Tag der goldenen Sporenschlacht ist nicht vergessen, an dem einst die französischen Ritter den Äxten der flandrischen Handwerker erlagen. Flämische Dichtung, Sprache und Gesittung haben vom Mittelalter her ein eigenes, wenngleich früher beweglicheres Leben geführt. Es gehört zu den bittersten Tatsachen unserer Geschichte, daß sie den politischen Rückhalt und leider auch ganz überwiegend den geistigen Zusammenhang mit Deutschland verloren haben. Die Flämen sind Frankreich abhold, sie sind sich ihres germanischen Stammes bewußt, aber sie lieben uns nicht, ebensowenig wie die Holländer. Die rosigste alldeutsche Beleuchtung kann darüber nicht hinwegtäuschen. Auch die Vorherrschaft des andern, an Zahl geringeren Bevölkerungsteils, der Wallonen, ist nicht neueren Ursprungs. Die Flämen gerieten nach dem niederländischen Freiheitskampf in eine provinziale Vereinsamung, während die Wallonen immerfort aus dem großen Strom der französischen Kultur neue Kraft schöpften. Schon im burgundischen Staat war Französisch die amtliche Sprache und sie behauptete sich als solche; es war die Sprache der guten Gesellschaft im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die der französischen Kultur ein so starkes Übergewicht in Europa gesichert haben. Revolution und Fremdherrschaft durchtränkten dann weiter das bürgerliche Leben in Belgien, Verwaltung und Recht mit ihrem Gehalt. Die Sprach- und

Digitized by Google

Rassenverwandtschaft der Wallonen ebnete den Eroberern nach anfänglichem Widerstreben die Wege, das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft mit den Franzosen und zugleich das Selbstgefühl der Wallonen wurde mächtig geweckt. Selbst im flämischen Lager gewann die französische Sache Freunde. Ähnlich wie in Elsaß-Lothringen, wenn auch in geringerem Maß, erlagen während dieser Epoche Familien aus maßgebenden Schichten dem französischen Wesen. Die breite flämische Masse, zumal auf dem Lande, ließ sich freilich ihrem Volkstum nicht entfremden. Träg beschaulich, in sich gekehrt, wie das Flämentum ist, entfaltete es jedoch keine werbende Kraft, man verharrte in zähem, leidendem Widerstand. Die Flämen blieben zurückgesetzt, ihre Bildung und Sprache wurde über die Achsel angesehen und galt als bäurisch. Aber auch sie strebten allmählich, wie allenthalben in Europa die Nationalitäten, zum Lichte empor. Die Romantik, aufgeschlossen für alles Volkstümliche und das nach rationalistischer Dürre neubelebte historische Empfinden taten gegen Mitte des 19. Jahrhunderts das Ihre, die schwere Zunge des Flämen zu lösen. Lauter erhob er seine Stimme und verlangte Gleichberechtigung. Das neue Königreich, an dessen Begründung das flämische Volk entscheidend mitgewirkt hatte, sollte ihn nicht länger stiefmütterlich behandeln. Der bedeutende Minister Frère-Orban konnte noch zu Anfang der achtziger Jahre der flämischen Bewegung lediglich die Bedeutung einer Sprachenfrage zuerkennen. Sie hat darüber hinaus immer mehr politisches Gewicht gewonnen und der Regierung gesetzgeberische Zugeständnisse abgerungen. Einiges mochte zunächst nur auf dem Papier stehen, aber die Ansprüche der Vlaamschgezinden ließen sich wenigstens nicht mehr so obenhin abfertigen. Ihr Einfluß war im Wachsen begriffen, durchsetzte leise Schule und Gericht. Wenn es der Bewegung trotzdem nicht gelang, volle nationale Stoßkraft zu erlangen, so war daran nicht zuletzt das natürliche Phlegma des flämischen Charakters und sein breites Behagen an greifbaren Daseinsfreuden schuld. Die Flämen ließen sich außerdem zu sehr durch anderen Parteizwist abziehen und zersplittern, durch Wahlrecht- und Kirchenfragen. Der Sozialismus wiederum verwischte die kaum gezogenen nationalen Scheidelinien aufs neue. Trotz dieser schwächenden Momente konnte die Besorgnis aufsteigen, Belgien befinde sich auf dem Wege zur völligen Verwaltungstrennung. Der Doppelcharakter des belgischen Staates, seine germanisch-romanische Mischung, die bisweilen von Bewunderern als sein höherer Daseinszweck gepriesen wird, schien ihn der Auflösung entgegenzutreiben. Für den Außenstehenden ist es kaum möglich, die innere Lage Belgiens sicher zu beurteilen und abzumessen, ob die Erfolge der Flämen im letzten Menschenalter mehr moralischer als wirklich politischer Natur waren. Jedenfalls hielt es die Regierung zuletzt vor Kriegsausbruch für klug, die Flämen durch weiteres Entgegenkommen zu versöhnen. Der Ministerpräsident Broqueville hatte sogar für das Verlangen nach

Digitized by Google

einer eigenen Hochschule freundliche Worte übrig. Es galt eben das erschlaffende, ohnehin problematische belgische Gemeingefühl dadurch anzustacheln. Man brauchte den Rückhalt aller Untertanen und zumal derer, die gereizt und verstimmt waren, für das Wagnis auswärtiger Politik.

Was wir heute Belgien nennen, war von altersher ein beliebtes Versuchsobjekt der Diplomaten: Kein selbständiger Staat von eigenem freien Wuchs, vielmehr Provinzen fremder Gewalthaber. Keine geschlossene Nation, sondern zwei Stämme, die mehr durch eine passive gemeinsame Geschichte als durch schöpferische Erlebnisse miteinander verbunden waren. Die ehrgeizige Haus- und Kabinettspolitik alten Stiles konnte die österreichischen Niederlande als bequemen Tauschgegenstand ins Auge fassen, wie ein lebloses Ding, das gleichgültig von einer Hand in die andere wandert. Und in jenem großen Dessein Polignacs, der die europäische Karte so abenteuerlich naiv umwandeln wollte, waren die belgischen Lande mit Luxemburg und Teilen Hollands Frankreich zugedacht. Als dann die europäischen Staatsmänner, voran die der Westmächte, das unabhängige, selbständige Königreich Belgien aus der Taufe hoben, schufen sie einen Staat, der durch internationale Bürgschaften ersetzen sollte, was ihm an eigener Kraft und organischem Wachstum gebrach. Zugleich paralysierte sich in dieser künstlichen Schöpfung mit dem ebenso künstlichen Namen der gegenseitige Ehrgeiz rivalisierender Mächte. Früher war man bloß ein Anhängsel von Spanien, Österreich oder eine Präfektur von Frankreich gewesen; daß Belgien auch in Zukunft mehr Ambos als Hammer bleiben werde, mußte sich die nüchterne Überlegung sagen. Ein Gefühl der Unsicherheit begleitete zunächst die Entwicklung des Königreichs. Umso lebhafter war der Stolz seiner Regierung, als sie bei der Feier des fünfzigjährigen Staatsjubiläums rühmen konnte, daß das belgische Experiment — so lautete allgemein der Ausdruck — geglückt sei. Hatte schon die belgische Verfassung zahlreiche Bewunderer gefunden in den Reihen der Liberalen und der preußischen zum Vorbild gedient, so sonnte man sich jetzt in dem Ruhme, auf friedlichster Basis ein geordnetes bürgerliches Staatswesen zu besitzen. Es ist kein Zufall, daß von jeher die Wissenschaft des Völkerrechts in Belgien, wie einst in Holland, besonders geblüht hat. Gewiß, man war ein kleines Reich, aber man gefiel sich in seiner internationalen Sonderstellung und fühlte sich ein wenig im Mittelpunkt der europäischen Staatengesellschaft, stolz erhob man den Blick zu den ewigen Gesetzen der Menschheit. Indessen, den realen Strömungen der Politik konnte sich Belgien trotz alledem nicht ganz entziehen. Entscheidend erwies sich ein für allemal der Anteil, den Frankreich an dem inneren Vorgang der belgischen Revolution, wie an der äußeren Ablösung von Holland genommen und die Unterstützung, die Leopold von Koburg, der erste belgische König, von seinem Schwiegervater Louis Philippe empfangen. Das Eingreifen der romanischen Vormacht Frankreich

Digitized by Google

vertiefte die Kluft zwischen flämischen Niederländern und Holländern, die trotz der Glaubensverschiedenheit nicht notwendig unüberbrückbar war, in unheilvoller Weise. Das Übergewicht der romanischen Kultur in dem neuen Staat war dadurch begründet. Wohl wurde man immer wieder belehrt, daß die französische Zuneigung keineswegs rein platonisch war. Der bekannte Eisenbahnkonflikt, überhaupt die machtlüsternen Pläne des dritten Napoleon ließen darüber kaum einen Zweifel. Wennschon dergleichen Spannungen mitunter die Harmonie störten, so riß doch die Abhängigkeit von der französischen Kultur und die enge wirtschaftliche Verbindung nicht ab. Die Führerschaft des wallonischen Elementes im Ministerium hielt den allgemeinen und politischen Zusammenhang mit dem Nachbarreich aufrecht. Pflicht der Regierung war es nur, das Verhältnis so abzustimmen, daß Belgien nicht aus seiner Neutralität herausgezerrt wurde. Geschickt fand sich denn auch Leopold II. im Deutsch-französischen Krieg zwischen den beiden Gegnern durch und sicherte sich Achtung vor seinem Gebiet. Die damals deutschfreundliche Gesinnung der Flämen, die franzosenfreundliche der Wallonen wies die Regierung auf die mittlere Linie der Neutralität hin. Gegen allzu stürmische französische Umwerbungen konnte ein König von Belgien sich jederzeit an England anlehnen, und der erste Koburger nutzte denn auch seine Verwandtschaft mit dem Hofe in London aufs diplomatischste aus. Man hatte von England unmittelbar weniger zu fürchten als von dem französischen Nachbar; Großbritannien hatte das natürliche Interesse, Belgien und insbesondere seinen Hafen Antwerpen dem britischen Wirtschaftseinfluß offen zu halten und ein politisches Übergewicht Frankreichs zu verhüten. Belgien hielt also die beiden Westmächte gewissermaßen als Klammer zusammen und auseinander. Die Aufrichtung des Deutschen Reiches schränkte die Besorgnis vor einem französischen Übergriff weiterhin ein. Andrerseits drohte von dem kontinental gesättigten Deutschland Bismarcks keine Gefahr. Leopold II. hielt bis in seine letzte Zeit an der Neutralitätspolitik seines Vorgängers fest. Die Beziehungen zu Deutschland vermochte er trotz tausendfältiger wirtschaftlicher Berührungen nicht wahrhaft herzlich zu gestalten. Wohl führten ihn die Anfänge der Kongoangelegenheit an die Seite Bismarcks und Frankreichs. Großbritannien erlitt damals eine diplomatische Schlappe. Wohl suchte Leopold auch offenbar in späteren Jahren engere Fühlung, wie es scheint mit anti-englischer Spitze, aber seine Annäherungsversuche stießen auf Mißtrauen, weil er sich nicht rückhaltlos genug gab. Insofern durchbrach sein Regiment die Überlieferung nicht, als Staat und Volk nach wie vor mehr nach Westen gravitierten. Wir haben sogar die geschäftlichen Machenschaften des Königs und die Deutschfeindlichkeit des belgischen Kapitales oft genug draußen in der überseeischen Welt gespürt. Jedoch so weit ging er nicht, daß er sich den Gegnern Deutschlands mit Haut und Haaren ver-

Digitized by Google

schrieb. Größe und Schwung darf man von der Politik eines kleinen Landes nicht erwarten. Sie wird naturgemäß windungsreich und immer unscheinbarer, ungreifbarer sein als die großer Mächte, die ihren ehernen Gesetzen folgen.

König Leopold I. hatte Belgien das Bürgerrecht in der Staatengesellschaft Europas erworben. Sein Nachfolger führte es, nach einigen Anläufen der vorigen Regierung, hinaus in die weite Welt und fügte es in die Reihe der Kolonialmächte ein. Natürlich war diese Entwicklung, weil die Industrie bei ihrem außerordentlichen Aufschwung leichtere Zufuhr von Rohstoffen und Eröffnung weiterer Absatzgebiete begehrte. Merkwürdig dagegen war es, wie Belgien vom König in diese Bahn hinübergeleitet wurde. Er schien auf kolonialem Gebiet seinen Herrscherwillen ausleben zu wollen, da ihm die staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse seines Landes immerhin Schranken zogen. Er wußte sich zwar hinter den Kulissen stets einigen persönlichen Spielraum zu sichern, bewegte sich aber im ganzen im Rahmen der parlamentarischen Verfassung. Indessen eine absolutistische Ader schlug in ihm. Die Begründung der Kongokolonie war im wesentlichen sein Werk, er war der Souverän dieses neutralen schwarzen Staates und kostete diese Rolle aus. Eifersüchtig wachte er über die Vorteile seiner Souveränität. Leopold war ein nüchterner Rechner, vielleicht der geriebenste Geschäftsmann Belgiens, dabei steckte der phantastische Spekulationstrieb der Gründungsperiode in ihm. Mit seinen wertvollen Eigenschaften wie mit seinen Fehlern verkörperte dieser Condottiere der Börse gewiß viel von der erwerbs- und genußsüchtigen Art seiner Untertanen. Sein Unternehmungsgeist hat das hochaufstrebende Großgewerbe und den Handel seines Königreiches ohne Zweifel angeregt, aber er tat nichts, die vorhandenen Gebrechen zu mildern. Die einseitig industrielle Entwicklung hatte ihre Schattenseiten wie allenthalben in Europa, aber sie waren in Belgien schier krasser als anderswo ausgeprägt. Der König zeigte sich in sozialen Dingen so verständnislos wie die herrschenden Schichten, die Landherren, die Rentner und Fabrikbesitzer. Die gesellschaftliche und verfassungsmäßige Struktur dieses Staates von revolutionärem Ursprung war ja von Anfang an stark plutokratisch geartet. Ein verhärtetes Manchestertum regierte in der liberalen Partei und bei den Klerikalen, den beiden Hauptträgern des politischen Lebens. Die besitz- und genußfrohe Bourgeoisie, die Belgien ihren Stempel aufdrückte, sträubte sich mit Leib und Seele gegen Zugeständnisse an den vierten Stand. Das Elend der Massen aber schrie nach Linderung. Sie wollten gemäß ihrer wirtschaftlichen Bedeutung eine Stimme haben im politischen Leben. Ihr Klassenbewußtsein und die vorhandenen Notstände machten sich jahrzehntelang in Streiks und blutigen Unruhen Luft. Der König wandelte mit der Mehrheit des Volkes seine einseitigen Wege weiter, sie lernten nichts von der großartigen deutschen Gesetzgebung der achtziger Jahre, sie teilten in sozialer Hin-

Digitized by Google

ficht das mangelnde Verantwortlichkeitsgefühl und die Rückständigkeit der französischen Republik. Die rücksichtslose Ausbeutung der afrikanischen Kolonie litt an ähnlichen Gebresten. Vom Standpunkt der Humanität wie der wirtschaftlichen Gesundheit erfuhr sie mit Recht Angriffe, nicht zuletzt aus England, wo sich von alters her Forderungen menschlicher Gesittung und ökonomischer Eigennutz die Hand gereicht haben. Die sonderbaren Widersprüche, die in der Natur Leopolds lagen, sein großzügiger Unternehmungssinn und seine Herzlosigkeit, haften der Geschichte des Kongostaates an. So staatsmännisch und weitblickend er war, so sehr sich sein monarchischer Ehrgeiz durch die Kleinheit seines Staates beengt fühlte, so engherzig jagte er seinem Privatvorteil nach, bisweilen in einer geradezu schrullenhaften Weise. Als die Kolonie endgültig in den Besitz des Königreichs Belgien überging, verteidigte er als Erblasser mit absolutistischer Steifnackigkeit und kaufmännischer Gewinnsucht seine Kronvorrechte gegen die Volksvertretung. Trotz alledem: als *seine* geschichtliche Leistung bleibt bestehen, daß ein Ländchen, kaum größer als die Rheinprovinz, ein riesiges Kolonialerbe antrat. Angesichts seiner mannigfachen Lasten freilich nicht durchweg mit freudigen Empfindungen. Ein Staat, der seinen Ursprung der Rivalität mächtiger Nachbarn dankte, sah sich hinausgehoben über seine schmale europäische Basis in die bedeutendere Sphäre des kolonialpolitischen Wettbewerbs. Dieselben Großmächte, von deren Schutz oder Bedrohung seine kontinentale Existenz abhing, England, Frankreich, Deutschland, waren um den afrikanischen Besitz Belgiens herumgelagert, und zwischen diesen drei Staaten bestanden weltumfassende Gegensätze. Diese gewaltigen überseeischen Spannungen, das Problem der Aufteilung Afrikas, zitterten fortan in der belgischen Politik nach. Bis dahin hatte Belgien nur damit zu rechnen, daß es zwischen Frankreich und Deutschland als Pufferstaat eingebettet lag — Sorge genug! Jetzt mußte es sich sagen, daß jede Störung des europäischen Gleichgewichts auf seine afrikanische Stellung, jeder koloniale Zusammenstoß auf seine Geltung in Europa zurückwirken werde. Es war umgeben nah und fern von politischen Gewalten, deren nationale und staatliche Kräfte über ihre Grenzen hinausschäumten, und wurde selber von ihren Strömungen mit hinausgetragen. Die alte europäische Einheit und die alten europäischen Gegensätze erweiterten sich in gewaltigem Maßstab, der Ehrgeiz der Staatsmänner strebte hinaus, ihr Handeln und Trachten umspannte den Erdkreis. Belgien stand in dieser verwandelten, hochgerichteten und drohenden Welt. König Leopold und seine Belgier waren Söhne einer Epoche, deren weltwirtschaftliche Interessen und Gegensätze sich mit unheimlicher Wucht ausbreiteten, berührten oder abstießen. Die schneidende Luft des modernen Imperialismus drang auch in das friedliche Königreich, wenngleich mehr von der wirtschaftlichen, nicht von der machtpolitischen Seite her. Aber es mußte damit auch das größere Risiko in Kauf

Digitized by Google

nehmen, und sein staatlicher Bestand war von neuen Gefahren umlauert. Eine gewisse Nervosität begleitet die Bewegungen unserer imperialistischen Staatenwelt. Solche Zuckungen blieben Belgien ebensowenig erspart. Ein Widerspruch und ein offenbares Mißverhältnis ergab sich allerdings aus seiner geringen politisch-militärischen Macht. Wie konnte es sich und seinen kolonialen Besitz in einer waffenstarrenden Umgebung behaupten? Alle Spannungen und die Gewitterschwüle des vergangenen Jahrzehnts erlebte es mit, jede Krisis seit Algeciras warf auch für Belgien im stillen die Lebensfrage auf. Fast alle parlamentarischen Kämpfe Belgiens um Heeresvermehrung und Heeresreform pflegen sich vor den großen europäischen Katastrophen oder in deren Gefolge abzuspielen. Wieder einmal mußte sich die Regierung angesichts des drohenden Weltbrandes fragen, ob sie der Gefahr gewachsen sei. Wo alles rüstete, konnte Belgien nicht ungeschirmt beiseite stehen. Es durfte sich nicht einzig und allein auf die Bürgschaft internationaler Verträge verlassen. Denn jeder Krieg ist Zerstörer und Neuschöpfer des Völkerrechts, wie alles Lebendigen überhaupt. Belgien mußte seiner Unabhängigkeit den Schutz der eigenen Wehrkraft verleihen. Ein Gedanke gewiß von einleuchtender Logik, dem es sich ebensowenig wie andere neutrale Staaten entzog. König Leopold und König Albert betrieben Ausbau und Verstärkung der Armee wie der gesamten Landesverteidigung mit persönlichstem Eifer. Freilich dieses Kapitel gehört zu den unerquicklichsten der inneren belgischen Geschichte. Immer wieder verzögerten bürgerliche Vorurteile, die geringe Opferwilligkeit der oberen, der militärfeindliche Geist der unteren Klassen das unternommene Werk oder belasteten es mit Halbheiten. So kam es, daß Belgien, das fortschrittliche Belgien, so lange hinter dem als rückständig verrufenen Preußen zurückblieb; es sperrte sich gegen den Siegeslauf, den das demokratischste Gesetz des Jahrhunderts, das Boyensche Gesetz von der allgemeinen Wehrpflicht, allenthalben in Europa antrat. Aber in den letzten Jahren näherte sich die Herresverfassung unserem Typus mehr und mehr. Niemand konnte es im übrigen Belgien verargen, wenn es für die Aufrechterhaltung seiner Neutralität militärisch so viel tat, als es für notwendig erachtete. Denn seit der Jahrhundertwende ungefähr hingen die Wetterwolken über Europa tiefer als zuvor.

Seitdem das unabhängige Königreich bestand, in allen Wendungen der europäischen Geschichte beobachtete Belgien Neutralität. Gebrochen wurde sie zum erstenmal nicht durch Deutschland, sondern durch die eigene Regierung. Die ersten diplomatischen und militärischen Anknüpfungen mit England erfolgten noch, wie wir heute schon wissen, unter dem alten König. Aber es scheint, daß er dadurch lediglich die britische Anerkennung für seine kolonialen Pläne gewinnen wollte. Man kann es zum mindesten bezweifeln, daß er sich festlegen wollte. Schwerlich hätte dieser schlaue Fuchs Sir Edward Grey und den Len-

Digitized by Google

kern der französischen Republik ebenso vertrauensvoll die Hand gereicht wie sein weltunerfahrener Neffe. Die Persönlichkeit König Alberts ist für den Historiker nicht durchsichtig, das Ineinandergreifen der Menschen und Dinge zu sehr verschleiert, als daß man seine Beweggründe, das Maß seines Anteils und seiner Schuld an der belgischen Politik abzuwägen vermöchte. Aber eine eigene Ironie scheint doch darin zu walten, daß gerade dieser ernste, gründliche Charakter, an dem einiges wie deutsch anmutet, den verhängnisvollen Anschluß an die Tripleentente vollzog. Die traditionelle Neigung seines Belgien für die Westmächte war neuerdings nicht nur durch eine zielbewußte französische Propaganda, sondern durch unleugbare diplomatische Erfolge des Dreiverbandes verstärkt worden. Der Neuling auf dem Thron mochte sich dadurch blenden lassen. Wie weit auch er, Sohn einer deutschen Mutter und Gemahl einer deutschen Prinzessin, mit der Mehrheit seines Volkes die Unkenntnis unserer inneren Verhältnisse teilte, sei dahingestellt. Das Märchen von deutschen Eroberungsgelüsten, von unserem Landhunger dürfte er geglaubt haben. Daß er besondere Sympathie für französisches Wesen habe, ist von Wohlunterrichteten angezweifelt worden. Am einleuchtendsten ist vielleicht, daß er als konstitutioneller Herrscher, der seine Politik nach parlamentarischen Rücksichten einzurichten hatte, den Franzosenfreunden Rechnung trug. Denn innerhalb der Regierung und im öffentlichen Leben gaben sie durchaus den Ton an. Ein radikaler Flügel der Wallonen liebäugelte sogar bedenklich mit Frankreich, da ihm die gesetzlich anerkannten Fortschritte der flämischen Bewegung mißfielen. Vielleicht fürchteten der Monarch und seine Ratgeber sogar eine Empörung der Wallonen, wenn man den deutschen Durchmarsch duldete.

König Albert hatte den Wunsch, ein guter Regent zu sein, und seine staatsmännischen Ziele verrieten höheren Ehrgeiz. Er gedachte die Kolonialpolitik seines Vorgängers in gesünderen Bahnen fortzuführen. Der Schwung der einheimischen Industrie, die Blüte des belgischen Außenhandels, der Aufstieg des Welthafens Antwerpens, der Hamburg überflügelte, erfüllten ihn mit kühnen Träumen von einer ruhmvollen Zukunft seines Landes. Vielleicht hoffte er, daß für Belgien glanzvolle Tage anbrechen würden, wie sie einst Holland beschieden waren. Er arbeitete darauf hin, der sich ausbreitenden Wirtschaft seines Staates den Rückhalt einer Streitmacht zur See zu geben. Die Gründung einer Flotte hatte schon seinen Vorgänger stark beschäftigt. Auch Deutschland mußte sich, als es anfing, einen Platz an der Sonne zu suchen und sich eine Flotte zu schaffen, zu einer sehr vorsichtigen Politik gegenüber dem meergewaltigen England bequemen. Jahrelang ergab sich für uns die Notwendigkeit, England nicht zu reizen, so lange es unsere maritimen Anfänge hätte vernichten und uns den Zugang zur Weltpolitik abschneiden können. Auch Albert hatte, sowie er sein Augenmerk der See und kolonialen Fragen zuwandte, mit der

Digitized by Google

Überwachung Großbritanniens zu rechnen, obgleich das alles natürlich keine so schicksalsvollen Horizonte wie in unserm Fall eröffnete. Begreiflich, daß er es mit dem englischen Kabinett nicht verderben wollte. Daß er jedoch die Verbindung so eng knüpfte, wie es tatsächlich der Fall war, erscheint nicht mehr im Lichte einer staatlichen Notwendigkeit. Eher möchte man sagen, daß die Regierung, die solche Schritte tat, einer Leidenschaft des belgischen Volkscharakters, der Spielwut erlag: sie machte den Fehler, alles auf eine Karte zu setzen. Das Bündnis mit England war auch im Falle eines Sieges der verbündeten Sache ein hochbedenklicher Gewinn: wie leicht schlug die Freundschaft des Übermächtigen in Bevormundung um! Belgien hatte die Aussicht, ein zweites Portugal zu werden, mit anderen Worten, ein Vasallenstaat mit dem Schein der Unabhängigkeit. Rein dadurch schon gab es seine Neutralität preis, brach es mit einer bewährten Tradition, als es bereits vor dem Krieg einseitig mit England verhandelte und sich Deutschlands Gegnern in die Arme warf. Es verwirkte dadurch den Titel eines wahrhaft neutralen Staates. Die Regierung König Alberts selber verfälschte den Grundsatz, den Belgien nach außen hin als sein Lebensgebot bekennt und verteidigt. Es hätte den französischen Einmarsch geduldet und England seinerseits hätte sich nicht dagegen gesträubt. Großbritannien trat mit heuchlerischem Pathos für die Unberührtheit Belgiens in die Schranken, das seinen Verführungskünsten längst erlegen war. Als die Neutralität zum Kriegsvorwand für den britischen Geschäftsneid gemacht wurde, war sie bereits von Belgien und seinen beiden Gönnern verletzt, durch diplomatische Abmachungen und militärische Handlungen. Wie peinlich unterscheiden sich die lichtscheuen Gänge dieser Politik von der kernhaften Neutralität der Schweiz und der skandinavischen Länder, die sich allerdings des Vertrauens auf die eigene Kraft und ihrer staatlichen Selbstbestimmung nicht begeben haben. Belgien wurde ein Opfer der Einkreisungspolitik König Eduards, dasselbe Belgien, das einst Lord Palmerston seine Tochter genannt hatte. Wir handelten unter dem Zwange der bittersten Notwendigkeit, als wir das Odium eines Völkerrechtsbruchs auf uns nahmen, und Belgien hätte besser getan, sie durch Annahme einer Entschädigung anzuerkennen. Wir wissen, wie fadenscheinig es mit jener Neutralität bestellt war. Sie war ein hohles Wort, nicht mehr! Wir sind außerdem in der Lage, einen Kronzeugen zu unserer Entlastung anzuführen, den selbst der britische Hochmut nicht verwerfen wird. Es ist kein anderer als George Canning. Er verteidigte seinerzeit das Bombardement von Kopenhagen mit folgenden Gründen: Es genügt, daß ein neutraler Staat und eine Großmacht entschieden ist, diese Schwäche zu benützen, um eine andere Großmacht zu energischen Maßregeln zu berechtigen.[1]) — In dieser Notlage waren wir. Auch wir durften nicht warten, bis Belgien sich noch enger ins

[1]) Vgl. Cannings Rede über Neutralität im Novemberheft.

Digitized by Google

Netz unserer Gegner verstricken ließ. Und wiederum mit dem englischen Minister durften wir fragen: Ob wir, wo es sich um unsere Existenz handelte, etwa von dem eingeschlagenen Wege abstehen sollten, nur um als Unterliegende den Trost zu haben, daß die Autorität der Völkerrechtslehrer auf unserer Seite sei?

Die kriegerischen Leistungen der Belgier lassen sich heute noch nicht unbefangen beurteilen. Immerhin, die langjährigen Versäumnisse dem Heere gegenüber haben sich in allgemeiner Vorbereitung, Führung und Haltung der Truppen nicht verleugnet. Andere Anzeichen deuten darauf hin, daß die undankbare Vasallenrolle, in die sich Belgien begeben hat, ihr Gegenstück in der Waffenbrüderschaft der drei Heere gefunden hat. Belgien verblutet sich für Großbritannien. Es ist das unmittelbarste Opfer dieses Krieges, nicht bloß im politischen Sinn, sondern in der furchtbar-sinnfälligen Bedeutung des Wortes Krieg. Zusammen mit Frankreich darf es jetzt in seiner ganzen Bitterkeit erfahren, was es heißt, sich zum Kontinentaldegen Englands herzugeben. Der Fall Antwerpens, das immer die Schicksalsstadt der ehemals habsburgischen Niederlande war, wird den kommenden Geschlechtern überliefern, wie viel die Freundschaft des perfiden Albion wert war. Großbritannien verteidigte in Belgien vor allem seine insulare Stellung, die es zum erstenmal seit dem großen Napoleon wieder gefährdet sah. Darum, was immer aus Belgien später werden wird, es bleibt in unseren Händen der vornehmste Trumpf, den wir gegen England ausspielen.

Fast könnte man das getäuschte Volk der Belgier bedauern, hätte es nicht selber jedes Anrecht auf unser Mitgefühl verscherzt. Die ungesunde Zwitterhaftigkeit, die dem ganzen Staat anhaftet, artete ins Verbrecherische aus. Belgien besaß ein regelrechtes Heer und führte trotzdem den Volkskrieg, nicht den offenen, der unter bestimmten ehrlichen Voraussetzungen sogar völkerrechtlich anerkannt wird, sondern den heimlichen Franktireurkrieg. Es war, als habe das böse Beispiel des Nachbarn vom Deutsch-Französischen Kriege her und aus unseren Tagen ansteckend gewirkt. Der Antrieb aber kam zum mindesten ebenso gewiß von innen her. Die Wallonen sind tückischen, heißen Blutes, die Proletarier der Fabrikbezirke wachsen auf in der Atmosphäre der Straßenrevolte und gewalttätiger Selbsthilfe, und die Hafenstadt Antwerpen, die der wirtschaftlichen Energie ihrer deutschen Mitbürger so außerordentliches verdankt, beherbergt genug Pöbel, der nur darauf wartete, alle tierischen Instinkte gegen wehrlose Fremde loszulassen. Möglich, daß auch die besseren Elemente eines unkriegerischen Volkes, wenn sie aus der satten Friedensstimmung langer Jahrzehnte jählings aufgescheucht werden, einer Gewissensverwirrung leichter zum Opfer fallen als eine Nation von Soldaten, die gewohnt ist dem Kriege pflichtgetreu und offen ins Auge zu schauen. Wer sich jedoch in die Bilder der altniederländischen Meister ein wenig hineingesehen hat, wer De Coster und jün-

Digitized by Google

gere Schriftsteller kennt, wird finden, daß neben derber Sinnenfreude die Grausamkeit als Schwester der Wollust stets im niederländischen Charakter ihren Platz hatte. Und so manche andere historische Züge und Erinnerungen gewannen für uns peinvolle Wirklichkeit. Es wäre zwar ungerecht, die Priester, die sich einst unter Joseph dem Zweiten gegen die kaiserliche Obrigkeit empörten, als Vorläufer derer zu bezeichnen, die im Gewand des Friedens zur Ermordung unserer Soldaten anstifteten. So viel aber muß zugestanden werden, daß die Mängel des belgischen Unterrichtswesens sich aufs unheilvollste geltend gemacht haben. Bei einer Bevölkerung, die in dumpfer Unwissenheit dahinlebte oder zum Teil gar keine Schule besuchte, mußte die Saat der Verhetzung auf empfänglichen Boden fallen. Nur einem so ungebildeten, innerlich unfreien Volke konnte es die Regierung wagen, wochenlang Sand in die Augen zu streuen über ihre Niederlagen. Kleinstaaten überheben sich gerne ihrer Kraft, und es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, daß sie gewöhnlich auch ein blindes Vertrauen auf fremde Mächte setzen. Beides spornte Belgien zu einem Widerstande an, der hoffnungslos zusammenbrechen mußte. Es beschwor den Fluch der Kleinstaaterei und der unechten Neutralität selber auf sein Haupt herab. Schließlich erkennen wir auch gewisse gemeinschaftliche Züge der westeuropäischen Staaten in der Physiognomie unseres belgischen Feindes wieder. Der alte Gegensatz des freiheitlichen Westeuropa und der konservativen Ostmächte, die den Eintritt des revolutionären Belgien in das europäische Konzert mit so viel Zurückhaltung begleitet hatten, wirkte im Herzen vieler Belgier nach, mit einer doktrinären Starrheit, die nichts vom neuen Deutschland gelernt hat. Gallische Eitelkeit und britische Anmaßung haben sich stets darin gefallen, uns als ein reaktionäres Land zu verspotten. Sie glaubten in diesen Chor miteinstimmen zu sollen, sie meinen dem großen Deutschen Reich, das sie nicht kennen, die Befreiung vom Joch der Militärdespotie zu bringen, als ob unser innerer Reichtum in dieser armseligen Formel aufginge. Dieselbe schablonenhafte Überschätzung äußerer Verfassungsmodelle, die älteren und jüngeren Schichten des Liberalismus verhängnisvoll geworden ist, derselbe für die Lehren der Geschichte unempfängliche Dogmatismus verzerrte auch den belgischen Sozialisten den tiefen Sinn, die aus unserer geographisch-politischen Lage und historischen Schicksalen fließende Notwendigkeit unserer staatlichen Einrichtungen. Für uns dürfte die Zeit, wo unsere edelsten Männer, Mevissen und seine Gesinnungsgenossen, für die belgische Konstitution schwärmten, so schnell nicht wiederkehren. Vielmehr ist schon jetzt das Ansehen der parlamentarischen und halbparlamentarischen Verfassung durch die Vorgeschichte dieses Kriegs erschüttert. Denn sie hat an den Tag gebracht, welch unheilvollen Spielraum einzelne Staatsmänner und Gruppen erlangen können und wie sie imstande sind, über die Köpfe der Volksvertretung hinweg die Richtung der Politik zu bestimmen. Nicht die Form,

Digitized by Google

ſondern die Leiſtung macht den Wert einer Verfaſſung aus. Laſſen wir daher den Belgiern die Einbildung, ſich als Vorkämpfer des Fortſchritts, der Kultur und der menſchlichen Geſittung gegen ein barbariſches Deutſchtum zu gebärden. In dieſem Wahn waren alle einig, Regierung, Bürgertum und Arbeiterführer. Die verſprengten kleinen Gruppen hochdeutſcher Bevölkerung konnten die Feindſeligkeit ihrer Mitbürger gegen uns nicht dämpfen, waren ſie doch in ihrer Mehrheit ſelber verwelſcht. Die Flämen aber glaubten ihre Selbſtändigkeit durch das bedroht, was man in Belgien den deutſchen Imperialismus nannte. Ihr Unabhängigkeitstrotz bäumte ſich auf. Sie müßten nicht unſeres Blutes ſein, wenn ſie nicht leidenſchaftliche Partikulariſten wären. Das tragiſche Verhängnis unſerer Geſchichte erfüllte ſich noch einmal, ſo Gott will, das letztemal an uns: daß ein deutſcher Stamm gegen den andern, Brüder gegen Brüder die Hand aufnehmen im Dienſt einer fremden Raſſe. Das iſt vielleicht das Schmerzlichſte in unſerm Kampf gegen Belgien. Ein mit Blindheit geſchlagenes Volk erhob ſich wider uns. Die beiden feindlichen Nationen, die ſich zerfleiſchenden Klaſſen und Parteien fanden ſich im Haß gegen Deutſchland. Der Haß ſchmiedete ſie zu einer Einheit des Staatsgefühls zuſammen, das im häuslichen Zwiſt Sprünge genug empfangen hatte.

Wir rühren nicht an die Frage, wie ſich das Los Belgiens geſtalten ſoll. Gelöſt werden kann die belgiſche Frage nur im Zuſammenhang der allgemeinen Politik und der neuen Umkleidung Mitteleuropas, die eine Notwendigkeit geworden iſt. Solange es unentſchieden iſt, ob der Siegespreis mehr auf überſeeiſchem Gebiet oder auf dem Feſtlande liegen wird, bleibt die Zukunft Belgiens und ſeiner Kolonie in Dunkel gehüllt. Die Möglichkeiten einer Neuordnung ſind mannigfaltiger Art. Darüber heute zu ſtreiten wäre töricht. Unauslöſchlich jedoch brennt in jedem Deutſchen der Wunſch, daß beim Friedensſchluß die Geiſter unſerer Gefallenen den Diplomaten über die Schulter ſehen.

Digitized by Google

Der Belgier.

Von Tony Kellen in Essen.

Man hat früher oft darüber gestritten, ob die Belgier eine besondere Nation bilden. Die politische Selbständigkeit allein genügt ja nicht dazu; es kommt mehr auf das Wesen des Volkes an, und da fragt es sich, ob die Wallonen und die Flamen, seitdem sie einen besonderen Staat bildeten, sich von den großen Nachbarvölkern so unterschieden haben, daß sie als ein eigenes Volk anzusprechen sind. Diejenigen Belgier, die wirklich neutral bleiben wollten, haben diese Frage bejaht, während andere — Wallonen wie Flamen — sie entschieden verneint haben. Auf deutscher Seite hat, soweit mir bekannt, nur der eine oder andere Historiker das Bestehen einer belgischen Nationalität mehr oder weniger zugegeben, während die Politiker es wohl durchweg bestritten haben.

Jetzt, da der größte Teil des Landes in deutscher Verwaltung ist, dürfte es wohl angebracht sein, sich einmal näher mit dem Charakter des belgischen Volkes zu befassen. Das ist allerdings eine ziemlich heikle Aufgabe, da namentlich bei Beginn des Krieges viele Belgier sich in dem denkbar ungünstigsten Lichte gezeigt haben. Wenn dies auch keineswegs außer acht bleiben soll, so darf man doch der Gerechtigkeit halber nicht das ganze belgische Volk allein nach den verübten Ausschreitungen beurteilen. Wer die Belgier erst seit Beginn der Feindseligkeiten kennen gelernt hat, wird sich wohl kaum ein allgemein gültiges Urteil über sie bilden können, so wie es ja auch 1870 nicht möglich gewesen wäre, die Elsässer und die Lothringer nach der ersten Bekanntschaft mit ihnen zutreffend einzuschätzen. Auch wer früher nur gelegentlich einmal in Belgien war und nur flüchtig mit dem Volke in Berührung gekommen ist, wird sich kaum ein genaues Bild von dem Charakter der Belgier machen können.

Wenn ich nun als neutraler Luxemburger versuche, das Wesen des belgischen Volkes zu erfassen, so geschieht das nicht bloß auf Grund früherer persönlicher Beobachtungen, sondern auch auf Grund mannigfacher Äußerungen in der Literatur, die bisher wenig beachtet worden sind. Vielleicht gelingt es auf diese Weise, der Lösung des eingangs erwähnten Problems etwas näher zu kommen.

Bekanntlich besteht die Bevölkerung Belgiens aus zwei verschiedenen Stämmen: den Flamen und den Wallonen.

Die flamische Bevölkerung beträgt fast vier Millionen Einwohner, die wallonische etwas über drei Millionen. Wenn trotzdem die Französisch sprechenden Wallonen das ganze Land beherrscht haben, so war das eine Folge ihrer größeren Rührigkeit und vor allem des starken politischen Ein-

Digitized by Google

flusses, den sie sich, gestützt auf ihre langjährigen Beziehungen zu Frankreich, zu verschaffen gewußt hatten, indessen es den Flamen an einem Rückhalt an einer starken Nation fehlte (die Vereinigung mit Holland ging bekanntlich wegen der Verschiedenheit der Religion in die Brüche, und die Beziehungen der Flamen zu Deutschland waren gleich Null).

Die Wallonen wohnen in den Ardennen und im Gebiet der Maas, die Flamen in der Ebene und im Scheldegebiet. Die Wallonen ziehen Bergbau und Industrie vor, die Flamen sind zumeist Bauern und Gewerbetreibende.

Was die Verteilung auf die Städte betrifft, so findet man die Flamen in Brügge, Gent, Antwerpen, Mecheln und Löwen, die Wallonen in Lüttich, Namur, Charleroi und Mons. Brüssel liegt noch im flämischen Gebiet, aber nahe an der Grenze der beiden Rassen, die sich hier zum Teil vermischt haben. Albert Mockel sagt, das seien die wirklichen Belgier, das Ergebnis der Mischung der beiden Rassen.

Verschieden wie die Landschaften, ist der Charakter der Bewohner. Camille Lemonnier schrieb einmal: „In Flandern führen alle Straßen zu Belfrieden, Kirchen, Rathäusern und Gräbern; sie ziehen sich an Flüssen, an schlafenden Kanälen und an Feldern dahin, auf denen Hanf, Raps, Weizen und Lein wie das Symbol der Rassen wachsen, und sie gehen nach dem Meer. In der Wallonie führen alle Straßen zu einem Schacht, einem Steinbruch, einer Fabrik oder einem Hüttenwerk; sie sind umgeben von Wäldern, Felsen und schwarzen Feldern, und sie verlieren sich im Innern der Erde. Alle Straßen aber sind das Leben, und dieses verändert sich je nach den Seelen und den Landschaften."

Der anthropologische Unterschied der beiden Stämme ist folgender: die Flamen sind durchschnittlich größer als die Wallonen, mehr langschädelig und von heller Haut- und Augenfarbe, die Wallonen sind kleiner, mehr breitschädelig und von dunkler Farbe. Die mittlere Größe der Militärpflichtigen bei den Flamen übersteigt 1,66 Meter, bei den Wallonen bleibt sie dagegen unter 1,65 Meter. Das Verhältnis von Schädelbreite zur Schädellänge ist bei den Flamen kleiner, bei den Wallonen größer als 0,80.

Die Flamen sind schon äußerlich als Germanen zu erkennen, aber auch der Grundton ihres Charakters zeugt für die germanische Abkunft. Sie sind schweigsamer als die Wallonen, etwas phlegmatisch, von festem Willen, von starrer Anhänglichkeit an ihre Überzeugung und ihren Glauben, außerdem von sehr zurückhaltendem Wesen, oft geradezu mißtrauisch. Ihre Sprache ist eine niederdeutsche Mundart. Sie haben zäh daran festgehalten und sie sogar als Schriftsprache benutzt und weiter ausgebildet. Dieses Festhalten an ihrer Sprache ist eine ihrer bezeichnendsten Eigenarten.

Die Wallonen sind ein rühriger, heiterer Menschenschlag von aufge-

Digitized by Google

wecktem Sinn und französischer Heftigkeit. Sie sind der härtesten Arbeit fähig, aber auch roh und brutal. Die wallonischen Arbeitermassen stehen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, und mit ihnen haben ja auch die Deutschen bei ihrem Vordringen in die Ardennen die ersten so unliebsamen Erfahrungen gemacht. Die Wallonen haben aber auch bürgerliche Elemente aufzuweisen, die sich die Kultur des französischen Mittelstandes angeeignet haben. Das Wallonische ist eine sehr unschöne Sprache, die zwar zu den nordfranzösischen Mundarten gezählt wird, aber von den Franzosen selbst nicht verstanden wird; es enthält viel keltische und deutsche Bestandteile und hat sich nicht zur Schriftsprache erheben können. Der gebildete Wallone spricht Französisch, wenn auch nicht immer einwandfrei.

Der belgische Schriftsteller Albert Giraud hat seine Landsleute wie folgt geschildert, wobei er hauptsächlich die Flamen im Auge hat: „Die Rasse ist träumerisch und schweigsam. Wenn sie die Träumerei mal unterbricht, so geschieht das nur durch Lärm. Sie schweigt oder sie singt oder sie schreit: sie spricht kaum. Man beobachte sie auf der Straße, im Café, in öffentlichen Versammlungen oder im Salon: sie hat kein Vergnügen am Wohlklang des Wortes, an schlagfertiger Gegenrede, an dem berückenden Zauber der Unterhaltung. Unsere nationalen Feste, Prozessionen und Kirmessen sind zwar nicht ohne Lärm, aber ohne Worte."

Die Franzosen haben vor dem Kriege sich meist ziemlich abfällig über die Belgier geäußert, wenn sie ihnen nicht aus einem bestimmten Grunde einmal schmeicheln wollten. Hier seien nur zwei bezeichnende Urteile wiedergegeben (ihre Zahl könnte aber leicht vermehrt werden).

Taine schrieb einmal über die Belgier: „Wenn man mit ihnen spricht, so scheinen sie erst gar nichts zu verstehen, oder man hat den Eindruck, als ob ihr Sprechwerkzeug erst einige Zeit braucht, um sich in Bewegung zu setzen. Man sieht Museumsdiener und Dienstleute, die vor jeder Antwort erst eine Minute mit offenem Munde vor einem stehen. Die Belgier haben gar nicht wie wir das Bedürfnis nach Bewegung und Unterhaltung. In den germanischen Ländern scheinen alle Kanäle der Empfindungen und des Ausdrucks verstopft zu sein. Jede Feinheit, Gefühlserregung und alles flinke Tun und Treiben scheint einfach unmöglich."

Baudelaire, der längere Zeit in Belgien lebte, empfing einen sehr ungünstigen Eindruck von der Physiognomie der Bewohner, denn er bezeichnet diese mit den zwei krassen Wörtern: „Stupidité menaçante" („drohender Stumpfsinn"). Dieses Urteil ist natürlich übertrieben, aber es bringt die Schwerfälligkeit der Belgier zum Ausdruck.

Die Flamen haben sich im letzten halben Jahrhundert stärker vermehrt als die Wallonen. Sie haben auch viel mehr das Französische er-

Digitized by Google

lernt als die Wallonen das Flämische. Man ersieht das, wenn man z. B. die amtliche Statistik von 1910 mit der von 1866 vergleicht.

Die Zahl der Französischsprechenden ist von 2041784 auf 2833334 gestiegen, die der Flämischsprechenden aber von 2406491 auf 3220662. Flämisch und Französisch sprachen 1866 erst 308361, 1910 aber schon 871288, also mehr als doppelt so viel. Die Zahl der Deutschsprechenden in der belgischen Provinz Luxemburg (Arlon und Umgebung) und einem östlichen Streifen der Provinz Lüttich ist von 35356 im Jahre 1866 auf 31415 im Jahre 1910 zurückgegangen, aber dafür ist die Zahl der Deutsch- und Französischsprechenden von 20448 auf 74993 gestiegen. Hieraus geht hervor, daß die Flamen und die hochdeutschen Belgier sich immer mehr auch das Französische angeeignet haben. Das beweist zwar eine größere Rührigkeit, aber zum Teil auch ein Aufgeben des eigenen Volkstums. Eine Verschmelzung der beiden Stämme zu einer einheitlichen Nation ist noch nicht erfolgt und wäre auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten.

Der belgische Geschichtsschreiber Henri Pirenne sagt zwar: „So wie unser Land aus dem angeschwemmten Boden der Ströme, die aus Deutschland und Frankreich kommen, entstanden ist, so bildet unsere nationale Kultur eine glückliche Verschmelzung, in der man die Genien der beiden Rassen in wechselseitiger Abänderung und Mischung wiederfindet. Gerade in dieser wunderbaren Aufnahmefähigkeit und in der seltenen Begabung, sich Fremdes organisch anzueignen, liegt der Grund der Eigenartigkeit Belgiens. Deshalb hat es Europa große Dienste leisten können, und eben diesem Umstande verdankt es sein national ausgeprägtes Leben, das beiden Rassen gemeinsam ist, die trotzdem ihre Individualität nicht preisgeben." Ob die Belgier nach längerem Bestand eine eigene Nation zu bilden vermocht hätten, ist schwer zu sagen, dagegen steht es fest, daß sie bisher zwei ganz verschiedene Rassen mit verschiedener Sprache und verschiedenen Interessen umfaßt haben.

Man hat seit Bestehen des Königreichs Belgien oft genug versucht, Flamen und Wallonen zu versöhnen und aus ihnen eine eigene, die belgische Nation zu bilden, aber all diese Versuche sind fehlgeschlagen. Die Belgier selbst haben bestritten, daß es eine „belgische Seele" gibt. Sie wollten sich nur als Nation vertragen, weil sie eben darauf angewiesen waren, — die Wallonen, weil sie wußten, daß die von ihnen herbeigewünschte Vereinigung mit Frankreich ohne einen blutigen Krieg nicht möglich wäre, die Flamen, weil sie, trotz ihrer Abneigung gegen die Wallonen, weder von einer Vereinigung mit Holland noch erst recht mit Deutschland etwas wissen wollten. Es gibt zwar einige Flamen, die alldeutsch gesinnt sind, aber ihr Einfluß in der Heimat ist nicht groß. Auf alle Fälle ist die

Digitized by Google

deutschfreundliche Gesinnung der Flamen, wie sie 1870 zutage trat, längst einer kühleren Haltung gewichen, und wir haben bei Beginn des jetzigen Krieges auch gar nicht gehört, daß die Flamen weniger deutschfeindlich gewesen wären als die Wallonen. Die Sympathien, auf die die Deutschen bei den Flamen aus verwandtschaftlichen Gründen rechnen könnten, müssen sie sich erst erwerben, nachdem sie jahrhundertelang die Beziehungen zu ihnen vernachlässigt haben.

Noch stärker als die Spaltung zwischen Flamen und Wallonen ist auf beiden Seiten die Spaltung in politische Richtungen: Klerikale, Liberale und Sozialdemokraten. Vielleicht in keinem andern Lande sind die Gegensätze so schroff wie hier. In den politischen Zeitungen konnte man stets die rohesten persönlichen Angriffe lesen.

Die Sozialdemokratie ist stark verbreitet und hat einen ziemlich revolutionären Charakter. Bei politischen Kundgebungen wie bei Ausständen ist es schon häufig zu blutigen Auftritten gekommen.

Brüssel ist in den oberen Kreisen ganz französisch; das Flämische wird nur in den mittleren und unteren Kreisen gesprochen. Aber auch in Gent und in Antwerpen ziehen die reicheren Familien das Französische vor.

In Antwerpen, der großen Hafenstadt, drehen sich alle Interessen um den Handel. Die Bewohner sind ernst und häuslich; nach der schweren Tagesarbeit gehen sie am liebsten nach Hause und empfangen dort ihre Gäste. In Brüssel, das hauptsächlich nur Luxusindustrien hat, wiegt das elegante Leben vor. Man geht gern aus, bummelt auf den Boulevards oder sitzt in den Cafés. Hier ist man viel geselliger als in Antwerpen. Georges Eekhoud gibt dem Antwerpener den Vorzug, weil er ernster und zuverlässiger sei als der leichter zugängliche, aber leichtfertige Brüsseler.

Der Belgier ist gewerbefleißig. Sein Land ist ja am frühesten auf dem Festland ein Gewerbestaat geworden. Im Handel hat der Belgier aber nicht dieselbe Unternehmungslust wie der Deutsche. So ist es bezeichnend, daß in dem Welthafen Antwerpen die Großschiffahrt ausschließlich von Reedereien betrieben wurde, die ihren Sitz außerhalb Belgiens hatten, denn die unter belgischer Flagge fahrende Red Star Line ist nur ein Ableger der American Line, und die Compagnie belge maritime du Congo ist nur ein Nebenunternehmen einer Liverpooler Großreederei. Die Schaffung größerer belgischer Schiffahrtsunternehmungen ist stets an der Abneigung der einheimischen Kapitalisten gescheitert. So stand die belgische Flagge in dem Hafen von Antwerpen weit hinter der englischen, der deutschen und der amerikanischen zurück.

Im allgemeinen ist der Belgier an harte Arbeit gewohnt, namentlich der Wallone in den Berg- und Hüttenwerken, und es war sicher kein Zufall,

Digitized by Google

daß ein belgischer Bildhauer, Constantin Meunier, in der bildenden Kunst den vollendetsten Typus des modernen Industriearbeiters geschaffen hat.

Auf sozialem Gebiet ist Belgien noch sehr rückständig, wenn auch in den letzten Jahrzehnten mancher Fortschritt durchgeführt wurde, um wenigstens einen Teil der krassesten Übelstände zu beseitigen.

Als Soldaten haben die Wallonen all die Jahrhunderte hindurch nicht viel geleistet, aber die flämischen Regimenter haben oft genug gezeigt, daß sie ihrer Ahnen wert waren, die die Siege Egmonts und Wilhelms von Oranien erkämpften. In neuerer Zeit war der militärische Geist in Belgien immer mehr geschwunden. Bis auf unsere Tage wurde nur ein Teil der Jugend zum Heeresdienst herangezogen; es herrschte das System der Ziehung durch das Los, aber wer eine schlechte Nummer erhielt, konnte einen Ersatzmann stellen. Wenn auch in neuester Zeit dieses Vorrecht abgeschafft wurde, so war der Militärdienst doch weder volkstümlich noch beliebt. Für militärische Erziehung und erst recht für einen strammen Drill hat das Volk keinen Sinn.

Wenn König Albert bei Beginn des Krieges in einem Aufruf an sein Volk sich auf den Ausspruch Cäsars im „Gallischen Krieg" berief, wonach die Belgier die tapfersten aller Stämme seien (horum omnium fortissimi sunt Belgae), so hat er sich wohl gehütet, den Nachsatz zu zitieren: „weil sie von der Kultur und der Menschlichkeit der Provinz am weitesten entfernt sind" („propterea quod a cultu atque humanitate provinciae longissime absunt").

Kürzlich hat König Albert sich einem Vertreter der amerikanischen Associated Press gegenüber geäußert: „Ich glaube, daß meine Armee mutig ist. Mein Volk aber ist zu demokratisch, als daß die Armee dieselbe Disziplin haben könnte, wie die übrigen Armeen Europas."

„Les Belges ne pensent qu'en bande" („Die Belgier denken nur wie eine Herde"), schrieb einmal Baudelaire. Dieses harte Urteil mag durch die Umgebung hervorgerufen worden sein, in der sich der Dichter damals befand, aber trotz der vielleicht gewollten Übertreibung hat es etwas Wahres, obschon es natürlich nicht auf jeden einzelnen Belgier zutrifft.

Als der Fürst von Ligne (1735—1814), der belgische General im Dienste Österreichs, der zugleich ein eleganter Schriftsteller und einer der geistreichsten Männer seiner Zeit war, in Belgien versuchte, das Interesse für geistige Dinge zu wecken, antwortete man ihm: „Sie wollen uns Literatur beibringen? Unsere Sitten, unsere Verfassung und unsere Nahrung widersetzen sich dem!"

Der behäbige Belgier hat mehr Flaschen Wein in seinem Keller als Bücher in seinem Schrank, und das schlimmste ist, daß er darauf stolz ist.

Digitized by Google

Die Frauen sind nüchtern, praktisch und fleißig. Dabei besitzen sie weder den Einfluß, den die Frauen in den romanischen Ländern tatsächlich ausüben, noch denjenigen, den die Frauen in den germanischen Ländern durch ihre geistigen und wirtschaftlichen Anstrengungen erreicht haben. Sie sind weder für rein theoretische Studien noch für abstrakte Forderungen zu haben. In den gebildeten Kreisen gibt es aber auch aufgeklärte Frauen, die ein durchaus angenehmes Wesen haben und gar nicht als abstoßende Blaustrümpfe erscheinen. In den unteren Klassen findet man Frauen, die nicht viel mehr sind als Arbeitstiere und zu Beschäftigungen herangezogen werden, die in Deutschland für Arbeiterinnen nie üblich waren oder längst verboten sind.

Die Belgier haben eine Vorliebe für das Materielle, für rohe Genüsse. Wir kennen ja aus der Kunst und der Literatur zur Genüge das Leben und Treiben auf den belgischen Kirmessen. Das Geistige hat das Volk noch immer so kalt gelassen, daß Francis Nautet, der Verfasser einer belgischen Literaturgeschichte der neueren Zeit, sogar von einer völligen Unfruchtbarkeit des Volkes spricht. Man hat zwar den früheren religiösen Kämpfen und andern inneren Unruhen die Schuld daran zugeschrieben, aber auch andere Völker haben solche Kämpfe durchgemacht und doch eine blühende Literatur gehabt.

Nautet glaubt, wenn man die Sitten, den Charakter und die Gefühle der Belgier genau untersuche, komme man zu dem Schlusse: „Die Rasse ist weniger literarisch, weil sie nicht mitteilsam ist.“ Zum Vergleich weist er auf die Bildnisse der flämischen Maler hin, die alle nachdenklich und schweigsam seien. Von den Bewohnern des Kempenlandes sagt Georges Eekhoud ausdrücklich, sie seien große Schweiger, die lange über ihre Gedanken hinbrüten und die lebhaften Unterredungen gar nicht kennen. Das fällt einem Belgier erst auf, wenn er im Ausland gewesen ist, und deshalb betitelte Georges Rodenbach eines seiner Gedichtbücher „Das Reich des Schweigens“. Das Üppige in den Romanen und Erzählungen Camille Lemonniers liegt lediglich in den malerischen Schilderungen. Die Belgier können im Roman wie im Drama den Dialog nicht meistern.

Die Belgier haben als Mischlingsvolk überhaupt keine schöne Sprache. Die Wallonen müssen erst Französisch lernen und beherrschen es vielfach recht schlecht. Die Flamen waren zum großen Teil gezwungen, Französisch zu lernen und hatten unter der Zweisprachigkeit zu leiden. In Brüssel sprechen die gewöhnlichen Leute ein schlechtes Flämisch, das mit einem so minderwertigen Französisch vermischt ist, daß die Belgier selbst dieses „Marollien“ als ein ganz gemeines Platt verachten. In Gent spottet man über die schlechte Sprache der Antwerpener, und diese verhöhnen die Sprache der Genter. Was die höhere Bürgerschaft betrifft, so stellt Nautet ihr das

Digitized by Google

Zeugnis aus, daß sie ein schlechtes Französisch spreche. Die Zunge der Belgier, behauptet er, ist zu schwerfällig, um elegant sprechen zu können. Als eine charakteristische Anekdote erzählt er folgenden Fall: Der Verleger einer großen Zeitung in Brüssel war mit seinen Straßenverkäufern nicht zufrieden, weil sie die Stichworte nicht gewandt genug ausriefen. Er ließ sich deshalb Zeitungshändler aus Frankreich kommen. Diese schrien die Zeitungen vorzüglich aus, aber sie sprachen dem Publikum viel zu glatt: dieses wurde mißtrauisch und kaufte weniger als vorher. So mußte der Verleger doch wieder auf die belgischen Ausrufer zurückgreifen.

Im ganzen ist an all den Gründen, die Nautet angibt, etwas Wahres. Sie haben alle zusammengewirkt, um die geistige Regsamkeit der Belgier hintanzuhalten. Der Flame ist von Haus aus in sich gekehrt; der Wallone ist zwar beweglicher, aber ihm fehlen die geistigen Interessen. Die wirtschaftliche Tätigkeit nahm bei den Belgiern alle Kräfte in Anspruch. Leben und nur so viel arbeiten, um gut leben zu können, das ist nach Nautet die belgische Philosophie. Er erwähnt hierbei den Ausspruch des Ministers Malou. Als dieser einmal nach seinen Leistungen gefragt wurde, antwortete er: „Wir haben gelebt."

Gut essen, gut trinken und sich vergnügen, das sind die Charaktereigenschaften der Belgier aller Stände. Dazu kommt bei den höheren und mittleren Kreisen noch das Bestreben, sich schön zu kleiden. In Brüssel kann man eine Eleganz sehen, die der Pariser nicht nachsteht, und in dieser Hinsicht heißt die belgische Hauptstadt nicht mit Unrecht ein zweites Paris.

Der Belgier erkennt nicht gern eine Autorität an, welcher Art sie auch sein mag. Jeder will seinen eigenen Weg gehen, und jeder spottet über das, was der andere achtet. Das nennen die Belgier „Zwanze".

Der Hang nach Unabhängigkeit und Ungebundenheit ist so groß, daß kein Belgier sich von einem andern etwas sagen lassen will. Die Vereinsmeierei blüht zwar hier wie in keinem anderen Lande, aber nirgends findet man auch so viel Reibereien. Deshalb hat ein Spaßvogel einmal gesagt: „Sobald einige Belgier zusammen sind, bilden sie einen Verein, um einen Anlaß zu haben, recht bald mit Krach auseinanderzugehen."

Es lebt noch viel Roheit in den unteren Klassen. Der Franzose Camille Mauclair hat diese einmal bezeichnet als „eine freie, wilde Rasse, die im Gebrauch des Messers erfahren ist und sich nicht um Gesetze kümmert". Von den brutalen Vergnügungen der Belgier seien nur die Hahnenkämpfe erwähnt, wie sie Emile Claus auf einem bekannten Bilde dargestellt hat, und das Gänsereiten, wie es Georges Eekhoud geschildert hat (Bauernburschen zu Pferde reiten unter einer an einem Seil aufgehängten Gans hindurch und suchen ihr den Kopf abzureißen).

Digitized by Google

Die Volksbildung läßt noch sehr zu wünschen übrig. Der allgemeine Schulzwang wurde erst 1913 beschlossen, war aber bisher noch nicht ganz durchgeführt. Bis dahin hatten zehn vom Hundert keine Schule besucht! 1880 konnten 30,26 vom Hundert weder lesen noch schreiben, 1910 waren es immerhin noch 13,1 vom Hundert.

Der Kulturzustand des unteren Volkes ist sehr niedrig, und daraus erklärt sich — abgesehen von der politischen Verhetzung — ein guter Teil der bei Beginn des Krieges verübten Greueltaten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das neuzeitliche Belgien es zu einem wirtschaftlichen Aufschwung, aber nicht zu einer geistigen Blüte gebracht hatte. Belgien hat aber auch schon Zeiten hoher Kultur gekannt, so besonders im 15. und im 17. Jahrhundert, wo Baukunst und Malerei durch die Prachtliebe der Fürsten und den Reichtum der Handelsstädte zu hoher Blüte gelangten. Dazwischen hat es dann Zeiten erlebt, wo Franzosen, Engländer und Spanier sich im Lande herumtummelten und es als ihr gutes Recht betrachteten, zu plündern, zu morden und zu brandschatzen.

In der Blütezeit galten nur Architektur, Malerei und Skulptur. Die Dichtkunst hat sich nie einer besonderen Wertschätzung erfreut. Dagegen war das Volk von jeher sehr musikalisch. Die neuen Richtungen in der Malerei und im Kunstgewerbe wurden schon früh von einzelnen fortschrittlich gesinnten Männern gefördert, aber in weiteren Kreisen haben sie wenig Anklang gefunden.

Die belgische Literatur zerfällt in zwei Gruppen: die flämische und die in französischer Sprache. Die erstere, die zuerst durch Hendrik Conscience in weiten Kreisen bekannt wurde, ist ausgesprochen national.

Eine schöngeistige Literatur in französischer Sprache hat sich erst seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt. Das einzige bedeutende Werk, das früher erschien, der „Uilenspiegel" (1867) von Charles de Coster, war ein Vorläufer, der lange unbeachtet blieb. Die jungbelgische Dichterschule hat im Roman und in der Novelle, in der Lyrik und zum Teil in der dramatischen Dichtkunst Bemerkenswertes geleistet.

Wenn in Belgien so manche Flamen sich als Dichter und Schriftsteller nur der französischen Sprache bedienen, so erklärt sich das aus der Tatsache, daß in Belgien die höhere Geistesbildung früher fast nur durch die französische Sprache vermittelt wurde. Das Flämische wurde in der besseren Gesellschaft als ein gewöhnlicher Volksdialekt betrachtet. Dazu kommt, daß flämische Werke höchstens noch in Holland einige Verbreitung finden, während für französisch geschriebene Werke das weite Sprachgebiet des Französischen in Betracht kommt.

Die schöngeistige Literatur in französischer Sprache hat in einigen Wer-

Digitized by Google

ken einen durchaus flämischen Charakter trotz des fremden Sprachkleides, aber im übrigen entspricht sie etwa dem Begriff unserer Heimatliteratur, jedoch ist sie zum Teil eigentlich nur französische Provinzliteratur. Wie wenig aber diese Literatur in Frankreich geachtet wird, ist zur Genüge bekannt.

Die Franzosen haben denn auch nie sonderlich viel von der belgischen Literatur gehalten. Sie beachteten höchstens einige Romane, die bei Pariser Verlegern erschienen. Die Belgier ließen sich aber dadurch nicht abhalten, sich um die Gunst der Franzosen zu bewerben, obschon diese sich oft genug verächtlich über das belgische Französisch äußerten. Übrigens haben auch belgische Kritiker mehr als einmal von „belgisch-walachischen Neologismen" gesprochen.

So mußte trotz der Bestrebungen talentvoller Schriftsteller die belgische Literatur französischer Zunge unter der Enge der Grenze wie unter andern ungünstigen Verhältnissen leiden. Aber auch um die flämische Literatur war es nicht viel besser bestellt. Sie ist auf einen zu kleinen Leserkreis beschränkt, wennschon die flämischen Werke auch in Holland gelesen werden können. Es fehlt den flämischen Schriftstellern an einem Rückhalt an der größeren deutschen Nation. So blieb alles in den engen Verhältnissen Belgiens mit seinen zwei verschiedenen Sprachgebieten und seiner fast noch schärferen Spaltung nach der politischen und konfessionellen Seite, und alle Bestrebungen zur Hebung des geistigen Lebens und der Literatur blieben vergeblich.

Vor einigen Jahren ging in Belgien das Gerücht, die Regierung wolle nach Art der französischen Akademie eine belgische Akademie für französische Sprache und Literatur errichten. Man nannte auch schon Namen wie Verhaeren, Giraud, Mockel. Lemonnier, der damals noch lebte, kam nicht in Betracht, weil er bei Hofe in schlechtem Ansehen stand. Maeterlinck, Demolder und Elskamp würden ablehnen, so hieß es, wahrscheinlich auch van Lerberghe. Dann blieben nur Gilkin, Séverin, Krains und andere ganz junge Schriftsteller. So wäre es kaum möglich gewesen, zehn, geschweige denn vierzig leidlich bekannte Schriftsteller zusammenzubringen. Wollte die klerikale Regierung aber nur klerikale Schriftsteller wählen, so käme auch nicht mehr heraus; klerikale und liberale Schriftsteller aber würden nicht zusammenarbeiten, denn der Gegensatz der Parteien in Belgien ist zu groß.

So wurde der Plan allseitig abgelehnt, und Henri Vandeputte erklärte: „Als französische Schriftsteller sind wir französische Bürger", und er sagte, das einzig Richtige wäre, daß die französische Akademie in Paris auch belgische Schriftsteller aufnähme. Dazu hat diese sich aber auch nicht entschließen können.

Digitized by Google

Vandeputte bemerkte bei derſelben Gelegenheit, die Flamen hätten kein Recht, eine Akademie zu beſitzen. Die flämiſchen Schriftſteller gehörten zur holländiſchen Akademie, falls es überhaupt eine ſolche gäbe.

Gerade in den letzten Jahrzehnten haben die belgiſchen Dichter und Schriftſteller ſich als ſehr fruchtbar erwieſen. Manches iſt auch ins Deutſche überſetzt worden, wenn auch nicht immer das Beſte. Die belgiſche Literatur iſt ſo zerſtreut, daß es dem einzelnen gar nicht möglich iſt, alles zu ſammeln und zu leſen. Man müßte neben einigen bedeutenden Werken wie Coſters Uilenſpiegel, Lemonniers Happe-Chair, Eekhouds Neu-Karthago und Kees Doorik das Wichtigſte und Bezeichnendſte in ein paar Auswahlbänden vereinigen, die einen Überblick über die literariſche Entwicklung des Landes geben und zugleich charakteriſtiſche Schilderungen der Landſchaften und ihrer Bewohner bieten würden.

Manche glaubten, in Verhaeren und in Maeterlinck habe ſich doch die Vereinigung germaniſcher und romaniſcher Art vollzogen und man vermeinte darin die belgiſche Eigenart zu erkennen. Eine ſolche Vereinigung hat ſich aber bei keinem belgiſchen Schriftſteller reſtlos vollzogen. Verhaeren iſt ſeinem ganzen Weſen nach ein franzöſiſcher Dichter und zwar ein franzöſiſcher Provinzdichter. Bei Maeterlinck macht ſich der Einfluß deutſcher Dichter, namentlich Novalis, geltend. Im übrigen iſt er, ebenſo wie Verhaeren, völlig franzöſiſch geſinnt. Da er ſich ſeit Beginn des Krieges ſo wütend als Deutſchenhaſſer gebärdet hat, dürfte es angebracht ſein, an ein Urteil zu erinnern, das der Antwerpener H. Thym über ihn gefällt hat, und zwar nicht etwa jetzt, ſondern ſchon vor zwanzig Jahren. Es ſteht zu leſen im „Magazin für Literatur“ von 1894 (Sp. 1591). Thym weiſt darauf hin, daß die meiſten franzöſiſch ſchreibenden belgiſchen Schriftſteller niederländiſche d. h. flämiſche Namen tragen: Eekhoud, Maeterlinck, Verhaeren, van Lerberghe, Rodenbach uſw. Dann heißt es: „Ja die Leute behalten etwas Nationales, auch wenn ſie franzöſiſch ſchreiben; ſie ‚bekennen (mehr unbewußt noch als bewußt) ihre Raſſe, bis zu ihren ſchattenhaften Überreſten, ihren Flecken und Laſtern‘ (wie Eekhoud ſich ausdrückt). Sie können nicht anders. Es geht ihnen wie den Flamen, die nach der offiziellen belgiſchen Statiſtik zweiſprachig ſind. Sie können ſich der überlegenen reiferen und ſüßeren Kultur Frankreichs nicht entziehen, aber ſie bleiben plattländiſche, ſchwere und träumeriſch-tiefe Germanen und ſprechen ein Franzöſiſch, das bekanntlich die ſchlimmſte Ohrenfolter der Leute zwiſchen Somme und Loire iſt. Die Talente Jung-Belgiens ſind träumeriſche Germanen; ſie ſchreiben ein Franzöſiſch, das einen prinzipiellen Neinſager, wie Octave Mirbeau, entzücken mag, einen prinzipiellen Andersſager, wie Maurice Barrés, anregen mag, — dem ungekünſtelten Fran-

Digitized by Google

zosen, dem Blutsverwandten Pascals und Mérimées, ist es kein Französisch. Maeterlinck ist jedem Franzosen, der nicht literarpolitischer Mißvergnügter ist, ein Rätsel; Maeterlinck ist ein Germane, und zwar ein Germane, der in revolutionärer Wildheit von dem glücklich erreichten Europäertum die Reaktion zum spezifischen Germanentum zurückmachen will. Oder, im literarischen Jargon, ein Novalis mit naturalistischer Technik."

Man wird in Deutschland ja keinen Wert mehr darauf legen, Maeterlinck für sich in Anspruch zu nehmen, aber es ist doch gut, ihm vor Augen zu halten, wie ein Landsmann über ihn geurteilt hat.

Wenn Eduard Picard in seiner Untersuchung der „belgischen Seele" zuerst das Gefühl der Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Landes betont, so läßt er dabei außer acht, daß ein großer Teil der Wallonen längst sich in eine freiwillige Abhängigkeit von Frankreich begeben hatte. Gewiß wünschten viele Belgier ein neutrales Land zu bleiben, und sie waren vielleicht auch nicht einmal mit den Vereinbarungen ihrer Regierung mit Frankreich und England einverstanden, aber sie müssen nun die Folgen dieser Handlung tragen, und es stellt sich jetzt heraus, daß Picard recht hatte, als er selbst in einer prophetischen Ahnung seine „Überzeugung als Denker" als eine „illusion du patriote" bezeichnete.

Im Jahre 1895 hat der „Coq rouge", eine jungbelgische Zeitschrift, den Abgeordneten, die über die einheimische Literatur verächtlich geurteilt hatten, recht kräftig die Wahrheit gesagt und dabei prophezeit, wenn einmal die „Nachbarn mit den Flotten und den Kanonen" Belgien geteilt und einverleibt hätten, würde die belgische Dichtung noch lange die Schönheit der Heimat verkünden. Ähnlich hatte sich schon vorher Francis Nautet geäußert, als er darauf hinwies, daß Belgiens Schicksal von dem der großen Nachbarreiche abhängig sei und daß das Land nicht wissen könne, wie lange es noch bestehen werde.

Was die Belgier schon seit Jahrzehnten als eine Möglichkeit ins Auge faßten, ist jetzt eingetreten, und wenn auch das endgültige Schicksal Belgiens erst durch den Krieg entschieden wird, so kann man doch jetzt schon sagen, daß das belgische Problem eines der schwierigsten sein wird, die jemals im Leben der Völker zu lösen waren.

Digitized by Google

Das religiöse Problem in Belgien.

Von Dr. Julius Bachem in Köln.

Belgien ist der Konfession seiner Bevölkerung nach ein katholisches Land; von seinen rund 7 1/2 Millionen Einwohnern gehört nur ein ganz verschwindender Prozentsatz nichtkatholischen Bekenntnissen an.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die belgischen Katholiken ausnahmslos fest auf dem Boden des Katholizismus ständen. Es gibt sehr breite Bevölkerungsschichten, welche allem Religiös-Kirchlichen gleichgültig oder abweisend gegenüberstehen. Religiöser Indifferentismus herrscht namentlich in weiten Bourgeoiskreisen der großen Städte, kirchenfeindlicher Radikalismus besonders in der Arbeiterbevölkerung der großen Industriezentren.

Eine beträchtliche Mehrheit der Bevölkerung hängt allerdings dem katholischen Glauben mit großer Treue an. Von alters her. Das religiöse Moment war ja auch mitbestimmend für die im Jahre 1830 vollzogene Trennung von den in der Mehrheit ihrer Bevölkerung protestantischen Niederlanden. Von dem regen kirchlichen Leben, welches seit Jahrhunderten der belgischen Bevölkerung eigen ist, legen Zeugnis ab die gewaltigen kirchlichen Bauten selbst in kleineren Städten und auf dem Lande, die unvergleichlichen Werke kirchlicher Malerei und kirchlicher Kleinkunst, an denen kaum ein anderes Land verhältnismäßig so reich ist wie das kleine Belgien. Es gereicht der deutschen Kriegsmacht zur größten Anerkennung, daß sie die belgischen Denkmäler der kirchlichen Kunst in diesem furchtbaren Kriege nach Möglichkeit vor der Zerstörung geschützt hat; und es ist ein Ruhmestitel der gegenwärtigen deutschen Verwaltung, daß sie auf die Erhaltung dieser Schätze sorgsam und sachverständig bedacht ist. Reiche Stiftungen aller Art zeugen gleichfalls von dem kirchlichen Sinne der Mehrheit der belgischen Bevölkerung. Das Klosterwesen ist stark entwickelt, überentwickelt sagen seine Gegner in Belgien, wobei vielfach übersehen wird, daß Belgien ebenso wie Holland zahlreiche Ordensleute aufgenommen hat, deren Bleibens in Frankreich infolge der radikal-kulturkämpferischen Ordensgesetze nicht war.

So stellen sich dem objektiven Beurteiler, wenn man die Dinge auf den knappsten Ausdruck bringt, die religiös-kirchlichen Verhältnisse in Belgien dar. Ein Eindringen in dieselben würde wohl über den Rahmen dieser Darlegung gehen. Wenn ich nämlich das Thema, dessen Behandlung die verehrliche Redaktion von mir wünscht, recht verstehe, so kann es sich dabei nicht um die Behandlung des belgischen „religiösen Problems" schlechthin handeln, sondern in seiner Beziehung zum Weltkriege und insbesondere

Digitized by Google

zu dem belgisch-deutschen Kriege, der ein Teil, aber ein keineswegs unwichtiger Teil dieses Weltkrieges ist.

Die Verwicklung der Dinge hat es mit sich gebracht, daß das Deutsche Reich das kleine neutrale Belgien mit Waffengewalt unterwerfen mußte. Deutschland hätte zweifellos die belgische Neutralität ebenso gerne geschont, wie es die Neutralität des benachbarten Holland peinlich gewahrt hat. Aber die Pflicht der Selbsterhaltung Deutschlands, die höchste staatliche Pflicht, zwang die deutsche Heeresmacht in Belgien einzumarschieren. Not kennt kein Gebot, wie der deutsche Reichskanzler in ernster Stunde sich ausdrückte. Die Frage, inwieweit Belgien schon vor dem Einmarsch der deutschen Truppen seine Neutralität selbst tatsächlich verletzt hat, mag aus dieser Betrachtung ausscheiden.

Genug, Deutschland hat einen bitteren Kampf gegen Belgien geführt und die belgische Bevölkerung ist Deutschland mit kaum zu überbietender Feindseligkeit entgegengetreten. Nicht nur die militärische Macht Belgiens, sondern auch ein nicht kleiner Teil der Zivilbevölkerung. Der hinterhaltige Franktireurkrieg hat namentlich in den ersten Kriegswochen in Belgien eine traurige Rolle gespielt, und auch sonst haben sich allerhand Greuel gegen Deutsche abgespielt, welche die Erbitterung auf deutscher Seite aufs höchste gesteigert und zu den furchtbarsten Repressalien gegen Land und Leute geführt haben.

Nun ist oft die Frage aufgeworfen worden, und diese Frage ist mir wohl besonders gestellt, ob das katholische Bekenntnis der belgischen Bevölkerung von Einfluß auf die kaum zu überbietende Feindseligkeit gewesen sei, welche besonders in den ersten Stadien des Krieges den Deutschen gegenüber in Belgien betätigt worden ist.

Die Frage ist m. E. rundweg zu verneinen. In der Feindseligkeit gegen Deutschland war und ist in Belgien alles eines Sinnes; alle Belgier sehen im Deutschen Reich nur die Macht, welche Belgiens Neutralität ungerechterweise mit Waffengewalt verletzt habe. Daß Deutschland nach Lage der Dinge nicht anders handeln konnte, läßt man in Belgien nicht gelten. Alle Versuche, es auch nur den besonnenen Elementen klar zu machen, scheitern an einer Gemütsstimmung, welche für sachliche Erwägungen nicht zugänglich, sagen wir: noch nicht zugänglich ist.

Falsch aber wäre es, wie es hie und da versucht worden ist und auch in Zukunft wohl noch versucht werden wird, die Haltung des belgischen Volkes auf seinen Katholizismus zurückführen zu wollen. Dazu einige nüchterne Erwägungen.

Allerdings war die Regierung Belgiens bei Ausbruch des Krieges eine katholische in parteipolitischem Sinne. In Belgien sind die Gegensätze: Ka-

Digitized by Google

tholisch, Liberal, Sozialdemokratisch. Die Katholiken als politische Partei sind seit Jahrzehnten im Besitz der Staatsgewalt, während früher die Regierung manchmal in kurzen Intervallen zwischen Katholiken und Liberalen abgewechselt hat. Aber es liegt nicht das geringste Anzeichen dafür vor, daß der Gegensatz gegen Deutschland ein weniger schroffer gewesen wäre, wenn an der Spitze Belgiens eine nichtkatholische Regierung gestanden hätte. In der Feindseligkeit gegen Deutschland und in der Verteidigung des eigenen Landes ist in Belgien alles einig und geschlossen, was sich sonst aus diesen oder jenen Gründen noch so scharf gegenübersteht. Die Regierung hat die völlige Einheitlichkeit des Landes alsbald dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie die Führer der liberalen und der sozialdemokratischen Partei zu Staatsministern ernannte, und der sozialdemokratische Führer, Vandervelde, war es, der ohne Verzug seine bedeutende Beredsamkeit in den Dienst der deutschfeindlichen Agitation gestellt hat. Auch andere führende Persönlichkeiten auf liberaler und sozialdemokratischer Seite sind in gleicher Richtung in den Vordergrund getreten.

Man sagt nun: aber der katholische Klerus hat sich in besonderem Maße deutschfeindlich gezeigt; er ist sogar nicht davor zurückgeschreckt, sich am Franktireurkriege zu beteiligen, weshalb denn auch zahlreiche Geistliche erschossen worden sind.

Schon im August vorigen Jahres wurde in einem angesehenen und verbreiteten Blatte Norddeutschlands der Versuch gemacht, mit den beim Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien und besonders in Lüttich vorgekommenen Greueln der Franktireurs die „ultramontane Regierung" und die „zahlreiche Geistlichkeit" in Verbindung zu bringen. Der Versuch mußte an der auch von der Frankfurter Zeitung in einem viel bemerkten Artikel gemachten Feststellung scheitern, daß nirgendwo im ganzen belgischen Lande die staatliche wie die kirchliche Autorität weniger zu sagen haben, als in der Hauptstadt der Wallonie und den angrenzenden Bezirken. Und als ebenso verfehlt erwies sich der gleichfalls schon im August vorigen Jahres in einem anderen Blatte Norddeutschlands unternommene Versuch, den „Klerikalismus" für „die meuchlerische Tücke des Franktireurkrieges", welcher zur „Zerstörung" von Löwen geführt habe, mitverantwortlich zu machen, weil jeder Kenner der belgischen Verhältnisse weiß, daß Löwen seit vielen Jahren ein radikales Stadtregiment besitzt, welches allem „Klerikalismus" durchaus abgeneigt ist und namentlich durch Feindschaft gegen die katholischen Orden sich hervortut.

Hier ist ein Punkt, bei dem etwas länger verweilt werden muß. Ohne Zweifel war und ist der belgische Klerus nahezu in seiner Gesamtheit von wenig freundlichen Gesinnungen gegen Deutschland und die Deutschen be-

Digitized by Google

seelt; er steht eben nicht anders da wie die Masse des Volkes, in dessen Mitte er wirkt. Aber von da bis zu Akten der Feindseligkeit mit der Waffe oder gar Akten der Grausamkeit ist noch ein weiter Schritt, und es fehlt heute noch an stichhaltigen Beweisen für eine solche Annahme, wie nur eine mit aller Gewähr der Zuverlässigkeit umgebene amtliche Untersuchung sie bieten kann.

Es ist bekanntlich dem katholischen Geistlichen aufs strengste — bei Strafe der Irregularität — verboten, sich an kriegerischen Kämpfen aktiv zu beteiligen. Um wieviel schärfer müßte es gerade vom kirchlichen Standpunkt aus verurteilt werden, wenn Mitglieder des katholischen Klerus an einem hinterlistigen und grausamen Franktireurkrieg sich beteiligt und Grausamkeiten verübt hätten. Keinem Katholiken, am wenigsten einem deutschen Katholiken, könnte es einfallen, irgendwie beschönigen oder entschuldigen zu wollen, wenn wirklich solche Dinge vorgekommen wären.

Ob in einzelnen Fällen auch Mitglieder des katholischen Klerus Ausschreitungen grober Art begangen haben, muß ich dahingestellt sein lassen, da meines Wissens in dieser Beziehung amtliches Material nicht vorliegt. Allerdings sind zu Anfang des Krieges mancherlei Erzählungen über solche Ausschreitungen aufgetaucht und auch in weiten Kreisen geglaubt worden. Es war infolgedessen eine erbitterte Stimmung gegen den belgischen katholischen Klerus entstanden, die auch schon anfing, auf den katholischen Klerus überhaupt und in Deutschland besonders auf den elsässischen Klerus überzuspringen, von dem auch allerhand Bedenkliches berichtet worden ist. Hier jedenfalls völlig zu Unrecht, wie die bischöflichen Ordinariate von Straßburg und Metz in Verbindung mit dem Generalkommando des XV. Armeekorps und dem Bezirkspräsidium des Oberelsaß in bestimmtester Weise festgestellt haben. Die Verdächtigungen des reichsländischen katholischen Klerus sind seitdem auch vollständig verstummt.

Was aber speziell den belgischen katholischen Klerus anlangt, so sind zweifellos, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, weitaus die meisten der auf seine Kosten in Erzählungen von Mund zu Mund, in Feldpostbriefen und gelegentlichen Ausstreuungen von Berichterstattern erwähnten und verbreiteten Schauermären unbeglaubigt und unhaltbar. Es trifft auf sie zu, was bei den Preßbesprechungen im Reichstag mit den Vertretern des Generalstabs, des Reichsmarineamtes, des Auswärtigen Amtes und des Oberkommandos in den Marken der Vertreter des Auswärtigen Amtes von Mumm gegenüber dem Hinweis eines Teilnehmers aus der Centrumspresse wörtlich und drastisch erklärte: „Schon jetzt steht fest, daß die meisten dieser Geschichten erfunden, erlogen und erstunken sind."

Es hat denn auch die höchste Militärbehörde in dankenswertester Weise

Digitized by Google

zu der hier behandelten Frage Stellung genommen, indem sie die Verbreitung unkontrollierbarer Gerüchte zu Lasten des Klerus in entschiedener Weise verbot. Das stellvertretende Generalkommando des VII. Armeekorps (General Frhr. v. Bissing, heute Generalgouverneur von Belgien) richtete schon am 23. September an die Zeitungsredaktionen eine Bekanntmachung, in der es heißt: „In der Presse haben in letzter Zeit unbestätigte Gerüchte über die Beteiligung katholischer Geistlicher an Greueltaten in Belgien Verbreitung gefunden. Bisweilen sind an diese Nachrichten Kommentare und Bemerkungen in gehässiger Form gegen die katholische Geistlichkeit als solche geknüpft worden, die geeignet waren, einen Teil der Bevölkerung zu verletzen, und deshalb erregte Erwiderungen hervorgerufen haben." Das Generalkommando werde „in jedem ferneren Falle die Beschlagnahme der schuldigen Zeitung verfügen und sie unter Zensur stellen".

Obwohl durch das energische Eingreifen der höchsten militärischen Stelle unliebsame, den konfessionellen Frieden gefährdende Erörterungen für die Gegenwart ausgeschlossen scheinen, hat man es doch im Hinblick auf gewisse Eventualitäten der Zukunft auf katholischer Seite für angezeigt erachtet, solchen Ausstreuungen und Angaben mit Bezug auf angebliche Verfehlungen katholischer Geistlicher in Belgien, welche in einigermaßen konkreter, faßbarer Form erfolgt waren, schon jetzt nachzugehen und dieselben auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Und zwar ist die bezügliche Aufklärungsaktion in der Hauptsache von einer Zentralstelle ausgegangen, dem rheinischen katholischen Priesterverein Pax, welcher ein besonderes Informationsbureau in Tätigkeit gesetzt hat.

Wer die großen katholischen Blätter, insbesondere die „Kölnische Volkszeitung" in den letzten Monaten verfolgt hat, wird immer wieder auf die Ergebnisse dieser systematisch betriebenen Aufklärungsarbeit gestoßen sein. Im einzelnen kann an dieser Stelle nicht darauf eingegangen werden; das würde einen ganzen Druckbogen und mehr erfordern. Genug, in einer Menge von Fällen, in denen eine Nachprüfung möglich war, haben die Nachforschungen der Pax die völlige Haltlosigkeit der gegen Mitglieder des katholischen Klerus erhobenen schweren Beschuldigungen ergeben, und zwar — wohlverstanden — nicht etwa auf Grund von Nachfragen, welche an irgendwelchen mehr oder minder befangenen und beteiligten belgischen Stellen erfolgten, sondern ganz ausschließlich auf Grund von amtlichen Auskünften, welche die deutschen Militärbehörden der betreffenden Bezirke und Orte zu erteilen bereit waren. Meist stellten sich die behaupteten Verfehlungen von Mitgliedern des Klerus, und zwar gerade die schreiendsten (wie z. B. die „anscheinend" von Klosterbrüdern ermordeten 50 deutschen Soldaten, deren Leichen in Löwen in einem Keller gefunden worden sein sollten),

Digitized by Google

als völlig aus der Luft gegriffen, als Produkte einer überreizten Phantasie heraus, oder es hatte sich auf Grund militärischer Untersuchung die Unbedenklichkeit eines anfänglich beanstandeten Vorganges ergeben, oder aber es hatte sich da, wo man anfangs Franktireurs zu sehen glaubte, lediglich um Geiseln gehandelt, welche die deutschen Truppen um ihrer Sicherheit willen fortführten, die aber wahrscheinlich zum größten Teil bereits wieder in Freiheit gesetzt worden sind oder doch in einer custodia honesta gehalten werden. Aber es kann darauf, wie gesagt, an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Das gesamte, zu diesem Kapitel beschaffte Material wird gesammelt und s. Z., wenn nötig, in einer besonderen Denkschrift der deutschen Öffentlichkeit vorgelegt werden. Mit Bezug auf einen großen Teil der angeblichen Greuel hat sich das Wort jenes Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika — ich glaube, es war Abraham Lincoln — bewahrheitet: Glaube nichts von dem, was du hörst und von dem, was du siehst, nur die Hälfte.

Zur Begründung der These, daß man in den katholisch-kirchlichen Kreisen Belgiens eine besonders schroffe Stellung gegen Deutschland eingenommen habe, kann man auch nicht den im Januar erlassenen Hirtenbrief des Kardinals Mercier von Löwen anführen, der an verschiedenen Stellen in sehr scharfen Ausdrücken Vorwürfe gegen das deutsche Vorgehen in Belgien enthielt, wenn er auch im zweiten Teil die Notwendigkeit einschärfte, der Macht, welche das Land in Besitz hat, zu gehorchen. Dieser Hirtenbrief ging über den Rahmen einer rein kirchlichen Kundgebung, wie z. B. die Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe sie darzustellen pflegen, weit hinaus; er war das Produkt eines überreizten belgischen Patriotismus, welcher der tatsächlichen Lage der Dinge in Belgien, auch der Lage der katholischen Kirche in Belgien nicht in gebührendem Maße Rechnung trug. Da infolge einlenkender Erklärungen des Kardinals das Deutsche General-Gouvernement den unliebsamen Zwischenfall für erledigt erklärt hat, liegt keine Veranlassung vor, eingehender mit demselben sich zu beschäftigen. Wer hätte auch von einer Zuspitzung des Zwischenfalles Vorteil gehabt!

Man kann sich nur freuen, wenn auf diesem Gebiete recht vieles sich ausräumen läßt; es wird des Schrecklichen und Traurigen noch genug übrig bleiben, wie es der Krieg und ein solcher Krieg nun einmal mit sich bringt. Die Reduzierung auf ein möglichst geringes Maß ist im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung angelegentlich zu wünschen.

Vor dem gegenwärtigen Kriege waren zeitweise die Beziehungen der deutschen Katholiken zu den belgischen Katholiken recht rege, besonders auf sozialem Gebiete. An den internationalen sozialen Kongressen, welche schon vor mehr als 20 Jahren in Lüttich stattgefunden und einen

Digitized by Google

förderlichen Einfluß auf die Gestaltung der sozialpolitischen Gesetzgebung Belgiens ausgeübt haben, nahmen führende deutsche Katholiken, auch Parlamentarier, in ansehnlicher Zahl teil. Der große Volksverein für das katholische Deutschland hatte sich der Beachtung der belgischen katholischen Sozialpolitiker in nicht geringem Maße zu erfreuen; manche derselben haben die Einrichtungen dieses Vereins in M.-Gladbach selbst studiert. Von der Universität Löwen aus spannen sich manche wertvolle wissenschaftliche Fäden nach deutschen katholischen Kreisen; mehr als einer der hervorragendsten Professoren hat gute Beziehungen auch zu nichtkatholischen wissenschaftlichen Kreisen und Persönlichkeiten Deutschlands unterhalten. Die größere flämische Hälfte des belgischen Volkes, in welcher der Katholizismus seine stärkste Stütze hat, war im Gegensatz zu dem Gros der unter dem Einfluß Frankreichs, besonders der ganz französierten Preßorgane Stehenden, deutschfreundlich gesinnt; die Stammesgemeinschaft machte sich hier unverkennbar geltend.

Das ist alles zurzeit abgebrochen. Der durch den Krieg hervorgerufene Gegensatz beherrscht alles. Aber es werden einmal wieder andere Zeiten kommen und an die darf der vorausschauende Politiker doch auch schon zuweilen denken. Das künftige Geschick Belgiens ist ganz ungewiß. Wir Deutsche hoffen und vertrauen, daß der Gang der Dinge ein dem deutschen Interesse nach jeder Richtung hin förderlicher sein wird. Die Entwicklung braucht deshalb keine dem belgischen Lande und der belgischen Bevölkerung abträgliche zu sein.

Heute ist, wie gesagt, alles ins Ungewisse gestellt. Niemand vermag mit Sicherheit zu sagen, was werden wird. Eines aber ist gewiß: welches auch immer die Zukunftsentwicklung sein mag, jeder deutsche Staatsmann, der daran seine Staatskunst zu erproben haben wird, wird sich gegenwärtig halten müssen, daß der Katholizismus eine starke, lebendige Macht in Belgien ist und bleiben wird und daß zu den wichtigsten Erfordernissen erfolgreicher Betätigung die verständnisvolle Rücksichtnahme auf die katholische Kirche und ihre Bekenner gehören muß. Das ist der Kernpunkt des religiösen Problems in Belgien nach der staatspolitischen Richtung.

Nichts wäre törichter und verkehrter, als in die Betrachtung der belgischen Dinge den Gegensatz von Katholisch und Protestantisch hineintragen zu wollen. Das ist in Deutschland bei den Kriegen von 1866 und 1870 geschehen und besonders für die Zeit nach 1870 verhängnisvoll geworden. Wenn Belgien auch in der Mehrheit seiner Bevölkerung katholisch ist, so steht es nicht in der Mehrheit ihrer Bevölkerung protestantischen Ländern gegenüber. Es ist in hohem Maße bedauerlich und entspricht den Tatsachen in keiner Weise, wenn der Professor an der Universität Berlin, Dr. Jastrow

Digitized by Google

(in Heft 4 Das größere Deutschland), den Satz schreibt: Die „klerikale Partei" in Belgien habe den König Leopold II. (dieses „merkwürdige Gemisch von gerissener Geschäftsklugheit und lüsternem Lebensgenuß") konstitutionell geschützt. Leopold II. schützte sich schon selbst und hatte, wie jedermann in Belgien wußte, viel mehr stützende Verbindungen nach der nicht „klerikalen" Seite als nach der „klerikalen". Und ebenso irreleitend ist es, wenn Professor Jastrow weiter bemerkt: Das belgische Volk sei seit Beginn des Krieges durch die „klerikale Presse" in den Wahn gehetzt worden, der protestantische Deutsche Kaiser sei gekommen, um den katholischen Belgiern ihre Religion zu nehmen. Von einer solchen wahnbildenden Tätigkeit der „klerikalen Presse" in Belgien ist weiteren Kreisen nichts bekannt geworden. Ein solcher Wahn wäre aber auch zu dumm.

Die Bevölkerung der in treuer Waffenbrüderschaft verbundenen beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche ist zusammengerechnet in ihrer Mehrheit katholischen Bekenntnisses; mindestens ein Plus von zwanzig Millionen ist auf seiten der Katholiken. Ich hebe das natürlich nicht hervor, um meinerseits ein konfessionelles Moment in die kriegsphilosophische Betrachtung hineinzuziehen, sondern um diese Hineinziehung, die ja zu Beginn des Krieges an mehr als einer Stelle nach früheren übeln Vorbildern schon versucht worden ist, von vorneherein auszuschließen. Es ist ein wahres Glück namentlich für Deutschland, daß konfessionelle Gegensätze in diesem für die Zukunft Deutschlands entscheidenden Ringen weniger geltend gemacht werden können wie in irgendeinem früheren Kriege. Ihn führen in Deutschland nur Deutsche schlechthin, ohne jede Rücksicht auf Partei und Konfession. Das ist ein gewaltiges Element der Stärke, das auch über den Krieg hinaus geltend und wirksam bleiben muß.

Digitized by Google

Das Tagebuch eines belgischen Soldaten.

Durch einen Zufall kam das Tagebuch eines jungen Belgiers in unsere Hände, der den gegenwärtigen Krieg bis Ende Oktober als einfacher Soldat mitgemacht hat und der sich seither in einer deutschen Mittelstadt als Kriegsgefangener befindet. Ein bunter Wechsel der verschiedensten Ereignisse, die bald ihre idyllische oder burleske, bald ihre heroisch-erschütternde Seite zeigen, macht diese Aufzeichnungen auch für uns fesselnd, und sie werden es für den Augenblick um so mehr, als sie zugleich den Charakter eines Belgiers nicht unsympathisch enthüllen, nicht an dem Beispiel einer überragenden Persönlichkeit, sondern eines durchschnittlichen, intelligenten und lebhaften jungen Menschen. Ein Mitarbeiter hatte die Möglichkeit, einen kurzen Auszug des Tagebuchs für sich anzufertigen, und wir denken, daß er auch für unsere Leser von Interesse sein wird.

I.

Die Sprache des Tagebuchs ist Französisch und der Verfasser ist, wie es scheint, ein Antwerpener Kind. Er trägt jedoch einen echt flämischen Namen und wir wollen ihn mit der flämischen Koseform seines Rufnamens nennen, mit der er sich selber in seinen Briefen fortwährend bezeichnet. Rolandke ist offenbar ein kleiner kaufmännischer Angestellter, ein strebsamer, gewandter und feuriger junger Mann von großem Ehrgeiz. Außer dem heimischen Flämisch und Französisch beherrscht er auch das Englische und hat selbst ein wenig Deutsch gelernt. Sein Gefangenenschicksal erleichtert ihm der Gedanke, daß es ihm hier gelingen müsse, zu einer solchen Beherrschung der vier Sprachen zu kommen, als wäre ihm jede die Muttersprache, und er faßt den festen Entschluß, in diesem Bemühen keine Stunde zu verlieren: la connaissance des langues est l'âme même du commerce. Rolandke ist musikalisch, es ist ihm auch die schöne Literatur nicht fremd, und er ergießt sich mit spielender Leichtigkeit in einem Stil, der den kühnsten poetischen Schwung, wenn auch nicht immer die Zucht des strengen Geschmacks beweist. Seine Sprache bewegt sich frei und gern in Bildern, die einen verdünnten Musset oder Chateaubriand verraten, sie sprudelt und übertreibt gern wie sein jugendliches Gefühl, aber dies Gefühl ist so wenig falsch wie seine Äußerung. Die Eitelkeit Rolandkes ist nicht gering, aber sie gibt sich spontan und liebenswürdig durch ihre Naivität.

Rolandke spielt zuweilen den frivolen Roué, aber er ist so jung und so ehrlich verliebt. Eine kleine, rosige, blonde Jugendgespielin, Louiske oder Chouke ruft er sie, ist der Gegenstand seiner Träume. Nur mit ihr vereinigt, mag er die Zukunft sich denken. Sie ist auch die Muse dieses Tage-

Digitized by Google

buchs, denn alle ſeine Aufzeichnungen richtet er in der Form von Briefen an ſie. Das Idyll ſpielt in einem kleinen Ort, ein paar Stunden vor Antwerpen, wo von beiden die Eltern leben. Rolandke iſt oft zu Gaſt in ihrem Hauſe, dem alten gemütlichen kleinen Haus, er wartet im Eßzimmer ungeduldig, wenn Louiske in den Laden gerufen wird, um einen Kunden zu bedienen, er überraſcht ſie im engen Flur und ſtiehlt ihr Küſſe, die ſie ihm ſelber ſo gerne gibt, und am liebſten ſitzen die beiden im Garten zuſammen unter dem großen ſchattenden Baum, um miteinander — Stenographie zu treiben. Da tritt auf einmal der Krieg dazwiſchen. Rolandke wird Soldat und gehört zur Beſatzung von Antwerpen.

Während der Belagerung der Stadt, während die Deutſchen ſchon immer näher rücken, geben ſich die Liebenden ihr letztes Stelldichein. Am 5. oder 6. Oktober drückt ſich Rolandke ohne Urlaub des Morgens von ſeiner Truppe, er wartet auf Louiske, die auf der Straße von Boom her kommen muß, er verſteckt ſich hinter der Hecke, als er ſie kommen ſieht, und ſteht auf einmal mit einem Sprung vor der Überraſchten. So übergroß iſt ſein Gefühl, daß er ihr nur die Hände drücken, ihr in die Augen ſehen kann, erſt nach einer Weile fällt es ihnen ein, ſich zu küſſen, ſie bummeln nun ſelig miteinander, eſſen zuſammen in einer Schenke zu Mittag, und trennen ſich dann an der Brücke von Boom. Rolandke ſieht ihr nach, ſieht, wie ſie zwiſchen Wagen und Menſchen verſchwindet, Tränen überwältigen ihn, denn wer weiß, ob ſie ſich wiederſehen. Die deutſchen Kanonen dröhnen in der Ferne. Und hier beginnt das eigentliche Tagebuch.

II.

8. Oktober, abends 8 Uhr. Das Regiment, das bis dahin in Kiel, einem kleinen ſüdlichen Vorort Antwerpens, lag, erhält den Befehl zum Abmarſch. Es geht durch die Straßen der Stadt, die ſchon von den Deutſchen beſchoſſen wird, zum Hafen, von da zu Schiff die Schelde hinab nach St. Anne. Die Truppe geht an Land und marſchiert nun zu Fuß weiter durch die Nacht. Wenn ſie hinter ſich ſchauen, ſehen ſie, wie die glühenden Bomben auf Antwerpen niederfallen. Rolandke iſt ermattet, verzweifelt, er kann nicht mehr weiter und bleibt am Wege zurück, dann ermannt er ſich wieder und rennt der Truppe nach bis Melſele. Hier findet er im Nonnenkloſter Quartier.

9. Oktober. Ein General, der ebenda genächtigt hat, teilt in der Frühe der Äbtiſſin mit, ſie müßten ſich darauf gefaßt machen, daß jeden Augenblick die verfolgenden Deutſchen ankämen. Sämtliche Diviſionen haben Befehl, auf Oſtende zu marſchieren. Von Rolandkes Kompagnie ſind bereits 100 Mann deſertiert. Weitermarſch.

Digitized by Google

10. Oktober. Rolandke befindet ſich mit nur noch 19 Kameraden und einem Leutnant auf dem Weg nach Selzaete. Sie marſchieren der holländiſchen Grenze entlang und ſind ihr oft ſo nah, daß ſie den niederländiſchen Wachſoldaten einen Klapps geben können. Sie haben mit angeſehen, wie ganze belgiſche Regimenter unter Führung der Offiziere über die Grenze gingen. Ein engliſcher General in Zivilkleidung tut unter Rolandkes Augen dasſelbe. Die kleine Truppe hält aus, in der Hoffnung, ſich durchzuſchlagen. Nachmittags erhalten ſie Feuer von einer Patrouille deutſcher Ulanen. Der Leutnant erteilt jetzt ſeinen Leuten Urlaub, über die Grenze zu gehen, zehn Mann, die ſich mit ihm durchſchlagen wollen, bleiben. Sie erhalten den ſtrikten Befehl, ihre eigenen Verwundeten zu töten, damit ſie nicht lebend in die Hand der grauſamen Feinde fallen. Im mörderiſchen Kugelregen bleiben fünf, darunter der Offizier ſelbſt. Die übrigen ſechs Mann kriechen auf dem Bauch am Boden weiter und gelangen um 4 Uhr glücklich nach Selzaete. Auf dem Bahnhof ſteht gerade noch ein endlos langer Militärzug, der vollbeſetzt nach Oſtende abgehen ſoll. Schon ſetzt er ſich in Bewegung, da fährt eine deutſche Granate in die Maſchine und zerſchmettert ſie. Fünf Mann und zwei Offiziere ſind mit ihr zerriſſen. In einem Augenblick leert ſich die endloſe Wagenreihe, und eine allgemeine ſinnloſe Flucht beginnt. Rolandke rettet ſich in das Städtchen und findet für die Nacht ein Unterkommen bei einer hübſchen jungen Witwe. Er iſt aber, ſchreibt er, durch die Anſtrengung und Erſchütterungen des Tages zu ſehr „demoraliſiert", um ſein gutes Glück zu nutzen. Er will nur ſchlafen. „Sonſt, wer weiß, angebetete Chouke, was für péchés mignons du mir hätteſt verzeihen müſſen!"

11. Oktober. Heute findet ſich in Selzalte ein Militärzug, der aber nur bis Brügge führt, am Tag darauf ſoll einer weiter nach Oſtende abgehen. Auch in Brügge findet Rolandke Quartier bei ſehr guten Leuten, und merkwürdigerweiſe — du machſt Augen, Louiske? — wieder bei einer Witwe. Aber beruhige dich! Madame Englebert iſt eine Witwe von 81 Jahren und ihre Dienerin, Mlle. Nathalie, zählt auch bereits 55. Zu Mittag gibt es ein köſtliches Eſſen und Wein dazu von 1880. Rolandke gewinnt ſogleich das Herz der Damen, er gleicht ſo ſehr dem einzigen Sohn Madames, der mit 21 Jahren verſtorben iſt. Er iſt äußerſt zuvorkommend, er merkt ſogleich, was die Glocke geſchlagen hat, und er beſchließt, es ſich hier vorerſt ein paar Tage wohl ſein zu laſſen. Je me soucie si peu de la guerre! Nach dem Abendbrot ſitzt er beim Kartenſpiel mit den Damen. Jetzt denkt er an Louiske, was wohl ihr Schickſal ſein mag, und eine Träne läuft ihm über die Wange. Madame bemerkt es und fragt ihn, woran er denke, und der Gauner ſeufzt voller Unſchuld: An meine Mama! Madame Englebert iſt tief gerührt.

Digitized by Google

12. Oktober. Rolandke hat im behaglichen Zimmer, in einem fürstlichen Bett geschlafen, jetzt sitzt er an einem kostbaren Schreibbureau bei seinen Aufzeichnungen. Doch halt, gerade hört er die Alte die Treppe heruntergehumpeln: jetzt muß ich ihr schleunig den höflichsten Gutenmorgen wünschen, muß mich besorgt erkundigen, was für eine Nacht sie verbracht hat. — Die Höflichkeit trägt ihre Früchte: Rolandke gilt bereits als notre cher fils miraculeux. Zu Mittag gibt es ein noch opulenteres Mahl als gestern, selbst der Champagner fließt diesmal. Aber auch Rolandke überbietet sich selbst: er erkundigt sich, ob es hier wohl eine Gelegenheit gäbe, zur Beichte zu gehen. Ein Schrei des Erstaunens: Was? Junger Mann! Selbst als Soldat vergessen Sie die erste erhabenste Christenpflicht nicht? Nous vous admirons! und die beiden Frauen weinen vor Bewunderung. (Rolandke bemerkt in Parenthese: il est à noter, que Bruges est une ville fort catholique!) Am Nachmittag wirft sich die alte Dame in ihre kostbarsten Seidenroben und wandert stolz mit ihrem kleinen Soldaten durch die Straßen, sie macht mit ihm Besuche in fünf oder sechs der vornehmsten Familien der Stadt, und überall preist sie seine „Tugenden". Dann geht es zur Beichte zu den Jesuitenvätern, bei denen Frau Englebert einen leiblichen Vetter hat. In der Kirche wird gebeichtet, und nach der Beichte trinkt man zusammen eine Flasche Sekt „zu Ehren meiner gereinigten Seele". Est-ce que tu ne te tords pas de rire? — Doch in der weihevollen, stillen Kirche sind Rolandke auch andere Gedanken gekommen, und er hat echte Tränen vergossen, da er an Louiske dachte.

13. Oktober. Am Nachmittag schlägt die Stunde des Abschieds von diesem frommen Capua. Viele heiße Küsse tauscht Rolandke mit den alten Frauen: comme cela claquait, ces vieux bécots! Dafür steckt ihm auch sein Tornister vollgestopft mit Leckerbissen und zwei Flaschen altem Wein. Um 8 Uhr abends langt er mit der Bahn in Ostende an. Er geht nach dem Depot, um seine Truppe zu erfragen. Diesmal kommt er zu einfachern Leuten ins Quartier, aber hier ist das Land der Fische und die gebackenen Seezungen schmecken wunderbar, dazu teilt er seinen Wein mit den guten Leuten und fühlt sich recht wohl.

14. Oktober. Am Abend wird Rolandke wieder bei seinem Regiment eingestellt, das jetzt meistens aus „Freiwilligen" besteht. Sofort geht es nun auf den Marsch, die Nacht durch und den folgenden Tag immer der Meeresküste entlang. Ein starker Wind kommt eisig von der See. Die zweite Nacht liegt man in einem Graben auf Stroh.

16. Oktober. Rolandke steht als Patrouille am Meer. Er versinkt in Bewunderung der großen tiefblauen Wasserweite, des hohen, reinen Himmels darüber. Da ertönt das Signal „Sammeln". Es geht nach Nieuport.

Digitized by Google

17. Oktober. Rolandke iſt wieder als Patrouille am Meer. Er lieſt ſich Muſcheln auf, im Gedanken, ſie Louiske zu bringen. Dann liegt er drei Stunden im Schützengraben, zehn Minuten vom Strand entfernt. 600 Ulanen kommen im Sand von Middelkerke hergeritten. Ein Schrapnellhagel aus zehn franzöſiſchen Kanonen begrüßt ſie. Die Belgier vorwärts! A la victoire? Endlich?

18. Oktober. Um 2 Uhr nachmittags vor Lombartzyde im Feuer der deutſchen Artillerie. Der Himmel gleicht einer ungeheuren Eſſe, in der Granaten und Schrapnells unaufhörlich emporſauſen und mit Gekrach zerplatzen. Ein ganzer Zug wird mit einem Schlag durch drei Granaten vernichtet. Zwanzig Meter von Rolandke ſtürzt ein Offizier und drei Mann im Schrapnellregen. Ein Stück Granate fällt dicht vor ihm nieder. In dieſem Feuer ſchreibt Rolandke glühende Liebesbriefe an Louiske, vielleicht die letzten. Wie er wieder aufblickt, iſt das deckende Gebüſch vor ihm fortgefegt.

19. Oktober. Vormittags 9 Uhr in Feuerſtellung 200 Meter weiter vorn. Ein Graben in einem Acker. Die Deutſchen haben Maſchinengewehre auf den Kirchturm von Lombartzyde gebracht und ſchießen auf jeden Kopf, der ſich zeigt. Seit fünf Nächten liegen die belgiſchen Soldaten ſchon im Freien, à l'auberge de la mauvaise étoile. Rolandke beſchäftigt ſich mit dem Gedanken, ob man wohl deſertieren könnte, aber der Gedanke, daß er ſich damit für immer vor ſich ſelber und den Menſchen verächtlich machen würde, der Gedanke der Pflicht hält ihn zurück. Er weint heiße Tränen in der Erinnerung an Louiske, in der Ungewißheit über ihr Schickſal.

20. Oktober, nachmittags 5 Uhr. Ein großartiger Artilleriekampf zwiſchen den ſämtlichen Heeren. Die engliſche Flotte feuert mit 32 und 35 cm-Geſchoſſen vor Nieuport und Oſtende. Der Himmel iſt beſtändig überſät voll ſchwarzer, weißer, gelber, grüner und roter Granaten: ein fürchterlicher Regenbogen. — Es wird Rückzug befohlen!

21. Oktober, mittags. Rolandke iſt dreimal als Patrouille vorgegangen, ſie hatten Verwundete und Tote und mußten ſie liegen laſſen. Ein ſchrecklicher Anblick: ſchauerlich und entſetzlich, dieſe wachsweißen, gelben, blutbefleckten Geſichter! Er fühlt ſich krank vor Erſchütterung. Irgend eine große Aktion bereitet ſich vor. Rolandke ſchreibt in Eile noch rührende Abſchiedsworte an Louiske, an ſeine Eltern, die er um Verzeihung, um ein gutes Gedächtnis bittet.

22. Oktober. Oſtdunkerke. Ein Granatſtück zerreißt und verbrennt Rolandkes Torniſter. Alle ſeine Sachen ſind verloren, eine ſorglich gehütete Zigarrenſchachtel von Louiske iſt zerſchmettert, nur ſein Tagebuch, ſeine Briefe hat er halbverbrannt noch retten können. Er ſelbſt hat nur

Digitized by Google

eine leichte Verletzung an der Stirn, eine bloße Schramme davongetragen. Die Kompagnie hat ſich tags zuvor gut geſchlagen, ſie wird belobt und Rolandke ſelber vom Major ausgezeichnet, weil er dreimal im feindlichen Feuer eine Meldung an den General überbrachte. „Tu es un bon soldat, mon vieux.“ — Jeder Mann erhält eine Flaſche Wein als Lohn. Dann Aufbruch.

23. Oktober. Über Nacht hat man in einer weiten, hohen, leeren Kirche, anſcheinend in Nieuport (?), auf dem Steinboden geſchlafen. Seit lange wieder das erſte Dach überm Kopf. Rolandke fühlt ſich von tiefer Traurigkeit und Verzagtheit erfüllt. Trotzdem iſt er der Mutmacher für die ganze Kompagnie, ſeine Scherze machen ſie immer wieder luſtig. „C'est comme les arbres qui ont de la neige sur leurs branches mortes: cela ne luit pas beaucoup, mais cela brille.“ — Vorne und hinten, rechts und links fallen heute die Kameraden. Die Deutſchen ſollen in Nieuport ſein, woraus man ſie wieder vertreiben will. Das Regiment iſt auf dem Vormarſch durch Ramscapelle, aber der Feind beobachtet jede Bewegung vom Feſſelballon aus, auf einmal ſetzt das fürchterlichſte Geſchützfeuer ein, eine Flucht im wütenden Feuer iſt die Folge. Der General befiehlt zum zweitenmal den Angriff, diesmal im Laufſchritt. Momentaner Erfolg unter ſchrecklichen Verluſten. Wie wunderbar zielen dieſe deutſchen Artilleriſten! Nichts als Verſtümmelte ſieht man rings. Furchtbar iſt das Geheul der Verwundeten, die am Bahndamm liegen. Rolandke ſelber iſt heil und unverſehrt, er tut ein Gelübde zu Gott, er will ein guter Menſch ſein ſein Leben lang, wenn er aus dieſer Hölle davonkommt. Das ganze Regiment muß aufs neue rückwärts flüchten. Seine Kompagnie liegt hinterm Bahndamm in Deckung, vorläufig. Vor ſich ſehen ſie Ramscapelle völlig zuſammengeſchoſſen, den Horizont ſchwarz vom Gewölk der brennenden Dörfer im Umkreis. Die Truppen ſind vollkommen niedergeſchlagen und am Ende aller Kräfte. Der General wird ſcharf kritiſiert, weil ſein Befehl zum Vorgehen unſinnig und unausführbar geweſen ſei. Nach dem Frieden werde man abrechnen mit dieſen Herren mit den goldenen Treſſen.

24. Oktober. Neue Offenſive gegen das Dorf Ramscapelle, in dem feindliche Maſchinengewehre aufgeſtellt ſind und auf 600 Meter Abſtand alles niedermähen. Schützen kriechen als Plänkler vor, ſo lange es möglich iſt. Drei Stunden lang verſuchen zwei Regimenter (das 9. Linienregiment iſt das andere) den Angriff auf das feindliche Lager (?!). Dies Regiment geht auf 1000 Meter zum Sturm vor, man läßt ſie auf 700 Meter herankommen, und das Regiment, das ſchon früher bei Lüttich halb vernichtet wurde, iſt zum zweitenmal dezimiert. Alles Heldentum iſt hier vergeblich: battus à plat de couture et en retraite sur toute la ligne! Die

Digitized by Google

Verwundeten mußten sie liegen lassen. — In Abteilungen zu zehn Mann sollte eine Brücke über den Yserkanal überschritten werden, die unter dem konzentriertesten Feuer lag. Zwei Abteilungen sind schon hinüber, und 16 Tote liegen da. Rolandke ist bei der dritten. „Die Nächsten! Wie ein Hirsch springe ich los, mit dem festen Gedanken, dies sei mein letzter Trumpf". Zwischen den zischenden Kugeln kommt er gesund hinüber und stürzt sich sofort auf den Bauch, nur einer noch mit ihm. Überall liegen Leichen. Und unaufhörlich, ewig dieses Vorwärts!

25. Oktober. Nach dem Schrecken des Überstandenen, im Vorgefühl des Drohenden richtet Rolandke wieder kindliche Gebete an Gott. In der Nacht waren die Belgier ihrerseits angegriffen worden, ihr Schützengraben lag unterm feindlichen Feuer. Fürchterlich erscholl wieder das Geheul der Verwundeten. Rolandke schreibt in seiner Deckung fieberhaft, während ein Kamerad für ihn beobachtet und feuert.

26. Oktober. Um 9 Uhr früh ist der Rest der Kompagnie bei Ramscapelle gefangen genommen worden. Sämtliche Offiziere waren gefallen. Nie, schreibt Rolandke, würde er sich freiwillig ergeben haben, denn der Tod schien ihm einer Gefangenschaft vorzuziehen, die die Zeitungen so furchtbar geschildert hatten. Es war so gekommen. Die Kompagnie rückt im vollen feindlichen Feuer vor, zwei Kameraden fallen neben ihm verwundet und Rolandke verbindet sie, während die andern noch etwas weiter vorgehen und ausschwärmen. Der Leutnant steht bei ihm. Plötzlich aufblickend, sieht er, wie alle die Hände emporwerfen, hört sie schreien, daß sie sich ergäben. Ein entsetzlicher Augenblick. Rolandke durchzuckt nur der Gedanke: er will sich niemals ergeben, aus Ehrgefühl und aus Angst vor den Deutschen. Er legt auf den nächsten an, der auf zwei Meter Entfernung über dem Grabenrand erscheint, da erhält er einen schweren Schlag auf den Lauf des Gewehrs: sein Leutnant hat ihn verhindert, einen Fehler zu begehen, der für alle den Tod bedeutet hätte. Der Deutsche entreißt ihm das Gewehr, die ganze Ausrüstung und wirft alles in den Yser. Die Entwaffneten werden fortgeführt und hier fällt noch der Leutnant selber von einer belgischen Kugel. Kriegsgefangen passieren sie nun das feindliche Heerlager, das von Ramscapelle bis nach Ostende sich erstreckt. Ostende ist ebenfalls voll von Deutschen, sie sind überall in unzählbarer Menge und doch in der Zucht einer großartigen Organisation. „Abends um 8 Uhr kommt unsere lamentable Gesellschaft in Ostende an. Wir werden durch die Hauptstraßen geführt, unter den Augen der zahlreichen Zivilisten — auch Monsieur Piqueri et fils befinden sich darunter — die neugierig gaffen, während der schwere Schritt unserer Wächter die Straßen dumpf durchhämmert."

Digitized by Google

27. Oktober vormittags: Abfahrt im Gefangenentransport von Ostende.
29. Oktober: Ankunft im Gefangenenlager einer deutschen Garnisonstadt.

III.

Als Kriegsgefangener verstand es Rolandke rasch, dank seiner höflichen und gewandten Art, vor allem dank seinen Sprachkenntnissen das Wohlwollen und, wie er schreibt, die Freundschaft seiner deutschen Vorgesetzten zu gewinnen. Er wird von Anfang an als Dolmetscher verwendet und genießt damit viele Vergünstigungen, die den andern Gefangenen vorenthalten bleiben. Ein gefälliger Landsturmmann besorgt ihm in der Stadt ein schönes, wohlgebundenes Geschäftsbuch, und in dieses beginnt er vom 6. November ab täglich, soweit er nur Muße hat, seine Aufzeichnungen niederzuschreiben. Er führt nun das Tagebuch in der Form, daß er von Tag zu Tag seine neuen Erlebnisse und Empfindungen in schwärmerischen Briefen an die Angebetete wiedergibt, zugleich aber dazwischen, je nachdem es die Zeit erlaubt, die zerfetzten, beschmutzten Zettel seines alten Brieftagebuchs vom Feldzug her bruchstückweise ins Reine schreibt. So ergibt sich ein buntes abwechslungsreiches Gemisch der Ereignisse; wenn aber die kriegerischen Teile reicher an Erlebnis und Spannung sind, so enthalten doch auch die Notizen und Ergüsse aus dem Gefangenenleben manches Fesselnde, sie malen die Eindrücke einer neuen Umgebung, neuer Menschen, einer ganz veränderten Art des Lebens, und sie machen so, von einer neuen Seite her es beleuchtend, das Bild des jungen Menschen vollständiger und deutlicher. Die reichliche Muße der verwandelten Existenz läßt ihn nun Gefühlen, Erinnerungen und Träumen freier sich hingeben, so sind die Briefe an Louiske oft überschwenglich und schwärmend genug. Zugleich erhält in dem friedlichen, weniger tätigen Leben Rolandkes Eitelkeit, die Eitelkeit des im Tagebuch sich Spiegelnden, mancherlei Nahrung. Man wird oft über sie lächeln, und doch muß man ihn gern haben.

Bald nach Rolandkes Ankunft im Lager wird das Landsturm-Bataillon, dem bisher die Bewachung oblag, durch ein anderes ersetzt. Die alten „Offiziere" stellen ihn den neu ankommenden vor und Rolandke erhält nun eine rote Armbinde mit einem großen D, die seine Würde als Dolmetscher überall anzeigt. Bald darauf wird er sogar zum „Caporal-interprête" befördert.

Er kommt zuerst in ein Militärlazarett, in dem verwundete Franzosen und Engländer liegen, und scheint sich dort bei Ärzten und Kranken rasch beliebt zu machen. Er selbst ist besonders erstaunt über das auserlesene Essen, das er hier bekommt: Es ist also nicht wahr, was unsere Zeitungen über die deutsche Barbarei uns beständig vorgelogen haben! Er findet, er

Digitized by Google

hätte ſelbſt in Antwerpen nirgends beſſer ſpeiſen können. Er hat eine nette Kammer für ſich allein, aus deren Fenſter er ſchwärmeriſch die Stadt und die anmutige Gegend überblickt, dann denkt er an Louiske und ſein Auge füllt ſich mit Tränen.

Leider quält ihn bald ein lächerliches kleines Übel, von deſſen Verlauf er mit großer Genauigkeit berichtet: un clou, ein Furunkel zwiſchen Oberlippe und Naſe, und zu ſeinem Schmerz muß er ſein kokettes Schnurrbärtchen dieſem Scheuſal opfern. Rolandke ſoll operiert werden, aber nein, lieber alles andre! er hat zu ſehr Angſt vor dem ärztlichen Meſſer. Der Furunkel heilt denn auch ohne das, aber um ſtatt deſſen im Auge wieder aufzutauchen, das zeitweilig ganz zugeſchwollen iſt. So fehlt es an kleinen Leiden nicht.

Im Lazarett hält es Rolandke nicht lange aus. „Aus guten Gründen", die er ganz zu verſchweigen für gut hält, bleibt er einfach eines Tages aus, er rechtfertigt ſich vor den Vorgeſetzten und wird von jetzt ab im Lager ſelbſt verwendet. Hier gefällt ihm das bunte Leben beſſer als das eintönige des Spitals, es gebe zwar etwas ſchlechteres Eſſen hier, aber viel intereſſantere, unterhaltende Dinge zu erleben. Übrigens genießt er ſogar den Vorzug, mit der deutſchen Wachtmannſchaft zuſammen in deren Baracke und oft im nämlichen Bett zu ſchlafen, er bekommt das Eſſen der Landſturmmänner und ſteht bald mit ihnen auf freundſchaftlichem Fuß. Die Leute gefallen Rolandke recht gut, er beſchreibt ihren Charakter als tüchtig, ſehr lärmend, ſtolz und ehrgeizig — doch will er ſie deshalb nicht tadeln —, dabei aber doch gutmütig: ils ont du cœur. Er läßt ſich von ihnen ihre Lieblingslieder vorſingen, was ſie gerne tun, und ſie bewundern ihn (wie er ſchreibt), wenn er jene dann ſamt der Melodie ſtenographiſch zu Papier bringt. Im Tagebuch werden die Lieder ſorgſam mit Noten aufgezeichnet, ſo: Deutſchland über alles, Die luſtigen Braunſchweiger, Gold und Silber, auch Every nice girl likes a sailor, das er von den Engländern hört.

Gelegentlich iſt es Rolandke auch wieder recht unangenehm, daß er das viele und laute Singen der deutſchen Männer um ihn her geduldig über ſich ergehen laſſen muß. Ein andermal gibt es einen ernſten Krawall, denn einige neu hier Einquartierte, die des Nachts etwas angetrunken aus der Stadt kommen, beſchweren ſich, was ein lumpiger Belgier in ihrer Baracke zu ſuchen habe und wollen ihn hinauswerfen, während andre wieder ihn verteidigen. Rolandke muß ſich das alles ſtillſchweigend gefallen laſſen, und er ſteht große Angſt aus, daß er bald etwa bei den Gefangenen werde ſchlafen müſſen: ils sont si malpropres! Am Morgen kommt die Sache vor den Offizier, der glücklicherweiſe zu Rolandkes Gunſten entſcheidet.

Im Lager hat er nun ſehr viel zu tun, ſo daß er oft bis zum Abend kaum einen ruhigen Moment hat, aber dies angeſtrengte Leben behagt

Digitized by Google

ihm. Er wird alle Augenblicke gerufen, um zu übersetzen, zu vermitteln, zu beschwichtigen, zu erklären, Auskunft zu geben, dies alles in drei bis vier Sprachen, und so kommt er sich als eine nicht wenig wichtige Persönlichkeit vor. Vielfach gibt es Krakeel, weil die Gefangenen sich gegenseitig bestehlen, besonders die Engländer seien ein schreckliches Diebsgesindel. Einmal hat Rolandke — und er fühlt sich sehr in dieser Position — an 2000 Engländer eine feierliche Ansprache zu halten, wonach sie zur Strafe eine Stunde in der Kälte stehen müssen, weil immer wieder Diebereien vorkämen und die schlechten Elemente nie zur Anzeige gebracht würden. Das nächste Mal müßten sie vier Stunden stillstehen. Diese Rede beginnt er mit: Sirs! Gentlemen! — Auch bei Gerichtsverhandlungen gegen Belgier muß er zuweilen helfen.

Unter den deutschen Unteroffizieren findet Rolandke freundliche Gönner, gesetzte Männer, die ihm schon durch ihre Stellung im Leben Eindruck machen. Einer ist Prokurist einer Kreditbank, ein anderer Besitzer einer großen Brauerei und dergleichen. Sie machen sich eine Freude daraus, den lustigen Belgier mit sich in die Stadt zu nehmen. Hier schleppt man ihn von einem Café zum andern, von einer Wirtschaft in die andre, er wird freigehalten und es wird nicht übel gekneipt. Rolandke wird von seinen Beschützern als „ein netter Mann" vorgestellt, er übersetzt das: „un prisonnier distingué". In den Kneipen spielt er zur allgemeinen Begeisterung Klavier und singt französische Lieder, und er ist selbst geschmeichelt und gerührt von dem Beifall der Leute. Das Vergnügen dauert freilich nicht lange. Einmal begleitet ihn der Posten ohne Waffe, da begegnet ihnen auf der Straße der Herr Oberst und sagt dem Landstürmer die Meinung. Das nächste Mal kommt sich Rolandke wie ein Sträfling vor neben dem Mann mit aufgepflanztem Bajonett und inmitten einer sonntäglich vergnügten Menge, die ihn neugierig, aber ohne Feindschaft anstarrt. Schließlich erfahren die Offiziere von diesen Kneipausflügen und untersagen sie streng.

Auf diese Weise hat Rolandke auch die Stadt ein wenig kennen gelernt — eine Stadt von etwa 35000 Einwohnern — und er spricht mit Bewunderung von dem Gesehenen. Er hebt die berühmte Universität hervor, die schönen großen Gebäude, die sich überall erheben, und besonders fällt ihm die große Sauberkeit der Straßen auf (die für deutsche Verhältnisse noch immer schmutzig genug sind!). Vor allem aber schreibt er schwärmerisch von der schönen Landschaft, den bewaldeten Bergen, dem Blick über die reiche Ebene, den Dächern und schlanken Kirchtürmen im Vordergrund, und er möchte nur das alles, was seine Seele mit sanfter Träumerei erfüllt, so am Abend mit Chouke und in der Freiheit genießen.

Denn dies bleibt ja beständig der Zielpunkt seiner Gedanken. Die schwerste

Digitized by Google

Unruhe bereitet ihm die Entfernung von Louiske und immer schwebt er zwischen Furcht und Hoffnung in Ungewißheit über ihr Schicksal. Er weiß ja, daß Antwerpen von den Deutschen genommen ist, und alle seine Briefe bleiben ohne Antwort. Endlich, gegen Ende November, kommt ein langer Brief von Louiske, voll rührender Liebe, wonach die beiden elterlichen Familien zusammen damals nach Holland geflüchtet waren, doch scheinen sie inzwischen schon wieder in Frieden nach der Heimat zurückgekehrt, und es geht ihnen allen gut. Rolandke ist in einer unbeschreiblichen Verzückung über diesen Brief. Er betet Louiske an wie ein himmlisches Wesen, er schwört sich, er will sie ihr Leben lang „wie eine große Dame" halten, nur für sie will er arbeiten, für sie Reichtum und Ehre erkämpfen, oder zum wenigsten das Behagen einer bequemen Häuslichkeit.

Noch einmal stört diese Zukunftsträume ein großer Schrecken. Tausende gefangener Russen sind in das Lager gebracht worden, und nun heißt es auf einmal, sie hätten die Cholera mitgebracht. Rolandke glaubt schon verzweifelnd, nun sei ihm doch noch fern von der Geliebten ein fürchterliches Ende gewiß, aber er wird geimpft und es stellt sich bald heraus, daß die Besorgnis übertrieben war. So kann er wieder in Ruhe das Bild Louiskes sich ausmalen, ihr kleines Figürchen, ihr zartes Profil, die kleinen, schwimmenden Schalksaugen und das ganze strahlende, wie die Sonne immer heiter lachende Gesicht. Eine echt flämische Schönheit, so scheint es. Und so tröstet er sich mit Gedanken an die Zukunft oder in Erinnerungen an die idyllischen Szenen des vergangenen Lebens, als noch kein Krieg war.

Digitized by Google

Belgische Kultur am Kongo.

Von Josef Hofmiller.

Der dicke, schwarze Äquatorstrich quer mitten durchs afrikanische Festland schneidet, vor er zum blauen Kreisrund des Viktoriasees kommt, zweimal den blauen Bogen eines großen Stromes, des Kongos, der lang nicht weiß, wohin er eigentlich laufen soll; zuerst will er nach Norden, dann strebt er westwärts, auf einmal reut ihn der ganze Weg, und er kehrt wieder um weit nach Süden, bis er nochmals gegen Abend wendet, weil er das Meer wittert, in das er seine braunen Wogen endlich legt. Denn braun ist das auf dem Papier so blaue Wasser, und braun, fast schwarz die Menschen, die daran wohnen. Sie wohnten ungestört und friedlich in ihren Dörfern an dem breiten Strom, hinter denen gleich der grüne Urwald zuwuchs mit seinen Gummibäumen, Affen und Elefanten. Solang die Sonne nicht senkrecht niederstach, lagen die Männer fischend in ihren schmalen Kähnen, oder sie hockten vor ihrer Hütte und woben Matten aus Palmblättern, oder bestellten allerlei Gerät und Waffen, oder taten, was ihnen das Liebste war, nämlich gar nichts, schwatzten und rauchten, derweil die Weiber kochten und pflanzten und manche Stunde den Geheimnissen ihrer kunstvollen Frisur oblagen. Nachts wurden die Feuer sorgsam gelöscht, und um die glühende Asche kauerten im Kreis die schwarzen Männer, bis sie gähnten. Wenn nicht etwa der Vollmond am Himmel stand; dann tanzten sie wohl stundenlang auf der Dorfgasse zu Trommelschlag und schrillen Pfeifen, bis sie vor Erschöpfung nicht mehr konnten. Eintönig verfloß ihr Leben und in dumpfem Wohlsein, außer wenn sie mit einem Nachbardorf Krieg anfingen, oder wann Elefanten die Pflanzungen zertrampelten, oder ein Urwaldsturm über ihre Hütten raste. Und dann war alles wieder wie vorher.

Lang hatte das Urwaldland am Kongo Ruhe vor den weißen Männern, bis sie eines Tages doch daherkamen auf ihren rauchenden Schiffen, mit Spiegeln und Glasperlen, Sacktüchern und Jahrmarktstand. Die brachten heim, das Land sei heiß, aber es lasse sich schon etwas daraus machen.

Der Mann, der etwas daraus machte, saß in Brüssel, und hieß Leopold, und war ein König. So konnte das nicht fortgehen mit dem Faulenzerleben am Kongo, dachte er; denn er war ein betriebsamer Mann, klug und von kaufmännischem Sinne. Daher berief er im Jahre 1876 eine große Konferenz, trat vor sie hin und sprach: „Ist es nötig für mich, zu sagen, daß nicht Selbstsucht mich euch nach Brüssel laden hieß? Nein, ihr Herren, wenn Belgien auch klein ist, so ist es doch glücklich und mit seinem

Digitized by Google

Los zufrieden. Mir aber wär es eine Genugtuung, wenn dies Werk der Gesittung von Brüssel seinen Ausgang nähme." So ward denn die Internationale Vereinigung zur Erforschung und Zivilisation Zentralafrikas gegründet, und wer wäre würdiger gewesen, ihr Präsident zu sein, als der selbstlose König?

Da kam plötzlich Henry Stanley, nach seiner glorreichen Durchquerung des ganzen Festlands, beim Kongo heraus und erzählte Wunder über Wunder von Lauf und Art des Stromes im obern Teil. War es nicht natürlich, daß der wißbegierige König eine Gesellschaft zur Erforschung des obern Kongos gründete? Und daß, nachdem sich so zum Streben nach Zivilisation wissenschaftlicher Erkenntnisdrang gesellt hatte, der Wunsch in ihm keimte, hier ein großes Kolonialreich zu gründen? Aber dieser Gründung standen die Vorschläge zu einem englisch-portugiesischen Kongoabkommen entgegen, durch welches Portugal die Mündung des Stromes zugesprochen worden wäre. Es galt schnell zu handeln. Der kluge König sagte sich, der passendste Helfer bei heuchlerischem Humbug sei immer noch in erster Linie Amerika, und erst in zweiter England. So mußte General Henry Sandford die Vereinigten Staaten zur Anerkennung der Vereinigung als eines unabhängigen Staats bereden, derweil Henry Stanley den Handelskammern in London und Manchester klar machte, wie ernstlich ihr Geschäft gefährdet wäre, wenn das Abkommen mit Portugal je perfekt würde.

Die Interessen Frankreichs, Portugals, Englands und der „Vereinigung", d. h. König Leopolds, bildeten einen so wunderbaren Rattenkönig, daß zu seiner Entwirrung zu dem bewährten Mittel einer Konferenz gegriffen wurde. Diese fand 1884 in Berlin statt, und Belgiens Vertreter versprachen innig und glaubwürdig Förderung von Gesittung und Handel, so lang und so oft, bis die „Vereinigung" zum Kongostaat und König Leopold sein Herrscher wurde: Herrscher über eine Million afrikanischer Quadratmeilen und zwanzig Millionen afrikanischer Menschen. Der selbstlose König hatte sein Ziel erreicht und war zufrieden. Den Handelskammern in London und Manchester versicherte Stanley, der Handel in dem neuen Lande werde vollkommen frei sein. So waren auch sie zufrieden. Gesittung und Handel konnten beginnen.

Gesittung und Handel begannen. Nach Monden erwartungsvoller Stille kamen sonderbare Gerüchte übers Meer geflogen: die Kämpfe im Kongostaat seien blutiger denn je, er verwende sogar Kannibalen gegen Neger und Halbaraber, erhebe Tribut in Form von Sklaven und Elfenbein, der alte, ehrliche Hamed-Ben-Mohammed, sonst auch Tippu-Tip geheißen, sei auch wieder im Land. Die Schutztruppen seien verdoppelt, Maximgewehre und Kano-

Digitized by Google

nen importiert worden. Die Vertreter der Gesittung wurden mißtrauisch. Die der Handelskammern waren geradezu verstimmt. Für ein Ruderboot waren 2 Pfund Steuer zu entrichten, für ein Segelboot 4, für einen Dampfer je nach Ladung 14 bis 40, für jede Quadratelle Wohnung schwarzer Arbeiter 5 Pence, für jeden schwarzen Arbeiter selbst 8 Schilling 4 Pence. Die Tonne Gummi zahlte 20 Pfund Ausfuhrzoll, die Tonne Elfenbein 80. Gummi und Elfenbein aber war das einzige, dessen Export sich lohnte; das bißchen Palmöl daneben wollte nichts bedeuten. Die Selbstlosigkeit des philanthropischen Fürsten, der zeigen wollte, wie man Afrika zivilisiert, sank zu London und Manchester in dem Maß im Kurs, wie die Spesen im Verkehr mit seiner Gründung stiegen. Das neue Staatswesen freilich kalkulierte ungefähr so: die bisherigen Inhaber des Elfenbeinmonopols, die Araber, waren ruiniert; Gewehre und Munition kosteten nicht viel, die Verproviantierung wurde durch den glücklichen Umstand erleichtert, daß die einheimischen Schutztruppen Menschenfresser waren, von denen jeder, wie Doktor Hinde berichtet, Anspruch auf „wenigstens einen Leichnam" hatte; das war mehr als genug, da, wie der nämliche Doktor Hinde aufzeichnet, infolge von Unmäßigkeit und Verdauungsbeschwerden sogar Todesfälle vorkamen.

Aber nicht nur, daß der Vernichtungskampf gegen die halbarabischen Angrenzer mit der Konkurrenz aufräumt, er liefert dem Sieger auch deren wohlgefüllte Magazine. Nicht schwieriger ist es, die Gummieinkaufspreise zu drücken. Zu diesem Zweck sind die europäischen Faktoreien, denen die Eingeborenen bisher den Gummi brachten, durch Monopol auszuschalten. Gummi darf nur mehr an die Kongoregierung und ihre Trusts verkauft werden. Ungehorsame Eingeborene werden erschossen oder gehängt, ungehorsame Dörfer vernichtet. Wenn ein Dorf nicht das gewünschte Quantum Gummi oder Elfenbein am Vollmondstermin bringt, werden Männer und Frauen als Geiseln gepfändet, bei korrekter Lieferung der bestellten Produkte zum nächsten Termin jedoch kontraktmäßig zurückgegeben; Erfüllungsort ist die nächste Regierungsstation. Mabali und Populi werden gefangen, wobei der Fänger für den Mann 40, für die Frau 25 Mitakos erhält; die Gefangenen werden kulant vom Staat gegen Elfenbein ausgetauscht. Jeder Regierungsagent erhält für die Tonne Elfenbein 1000, für die Tonne Gummi 175 Francs.

Das Geschäft, an sich nicht schlecht, wurde durch Qualität und Quantität der Waren, die man den schwarzen Gummilieferanten anhängte, geradezu glänzend. Der gegenwärtig viel genannte Sir Roger Casement, damals britischer Konsul in Boma, gibt im englischen Weißbuch als Beispiel folgende Gegenüberstellung:

Digitized by Google

Produktionswert:	Bezahlung des Eingebornen:
Der Korb Reingummi 1 Pfund 1 Schilling 8 Pence	Ein Messer im Wert von 6 Pence, wenn man 100 Proz. Transportkosten rechnet
7 Kilo Gummi (Arbeitsertrag von drei Männern) 2 Pfund.	Waren an sich im Wert unter 1 Schilling; Ortswert 1 Sh. 10 Pence
Gibt, da alle 14 Tage sich das Geschäft wiederholt, 26 X 2 = 52 Pfund jährlich.	Waren im Höchstwerte von 24 bis 25 Schilling; Ortswert 2 Pfund 7 Schilling 8 Pence.

Nach diesem System gelang es im Namen von Philanthropie und Zivilisation, innerhalb vier Jahren die Eingeborenen um 120 Millionen Mark für Gummi zu prellen. Allerdings waren mit dem Geschäft Spesen verbunden, die erst durch die Regierung des Kongostaats unvermeidliche Begleiterscheinungen dieser Art Handel wurden. Der größte der Trusts gab in drei Jahren 72000 Patronen aus „für Gummigewinnung". Am Mamboyo-Flusse lieferte die Regierung in sechs Monaten 6000 Patronen. Um jeder Munitionsverschwendung vorzubeugen, waren die Soldaten gehalten, für jede verschossene Patrone eine rechte Hand vorzulegen; sie taten jedoch ein übriges und erschlugen auch noch Kinder mit dem Gewehrkolben, so daß Verwendung im Sinne der Auftraggeber garantiert war. „Die Eingeborenen", erklärte der Ministerpräsident Smet de Naeyer bei der dreitägigen Kongodebatte im belgischen Parlament, „haben auf gar nichts Anspruch; alles, was ihnen gegeben wird, ist reines Gnadengeschenk." Damit waren offenbar auch die Patronenschüsse und Kolbenhiebe gemeint.

Diese Art der Gummi- und Elfenbeingewinnung wurde in den amtlichen Dokumenten euphemistisch als Handel bezeichnet, da es nicht gut anging, sie unter der Rubrik Gesittung zu buchen. In Wirklichkeit wurde der Handel am Kongo durch den Kongostaat vernichtet, da die beiden einzig rentabeln Waren Monopol der Regierung waren. Bei allen afrikanischen Kolonien anderer europäischer Staaten hielten sich die Ziffern von Einfuhr und Ausfuhr ungefähr die Wage, eher schwankte das Zünglein nach der Ausfuhr zu. Beim Kongostaat standen 7½ Millionen Pfund Ausfuhr nur 3½ Millionen Pfund Einfuhr gegenüber. Wäre der Gummi, wie sonst üblich, gekauft worden, so hätte die sich daraus ergebende Ausfuhrziffer aus Belgien auf den Kopf der Bevölkerung 15 Franken betragen. Das lag jedoch nicht in der Absicht des königlichen Kolonisators. Der ganze Profit ging in die Tasche der Trusts und in seine eigene. Von den sechs wichtigsten Trusts waren bei dreien 50 Prozent der Aktien in Händen der Regierung; einer mußte ihr ein Drittel, ein anderer zwei Drittel des Reingewinns überlassen; von dem sechsten besaß die Regierung 100000 Anteile; außerdem hatte sie bei dreien das Recht, die Vorsitzenden und die

Digitized by Google

Aufsichtsräte zu bestimmen. Auf diese Weise war man sicher, daß der Gewinn sich nicht zersplitterte. Aber die Bilanz war trotzdem nicht einfach. Die Finanzen des Kongostaates waren, wie belgische Finanzkritiker sich ausdrückten, immer véreuses, d. h. wurmstichig. Von 1885 bis 1904 betrugen seine Anleihen gegen 257 Millionen Franken, von denen etwa ein Drittel in französischen Händen war. Dazu kamen die 30 Millionen, die Belgien gewährt hatte, um der Welt zu zeigen, wie man im großen Stil und zugleich human kolonisiert. Sie sollten durch Landverkauf allmählig an Belgien zurückbezahlt werden. Der Souverän des Kongostaates dachte nach, wie er dem Staat Belgien, dessen Souverän er nebenbei allerdings auch war, diese Rückzahlung und Kompromittierung seiner idealen Selbstlosigkeit auf juristisch einwandfreie Art ersparen könnte, und verfiel auf den Trick, Land am Kongo überhaupt nicht zu verkaufen, sondern nur zu verpachten. Der Pachtvertrag ging dann freilich nicht in die Tasche Belgiens, sondern des sogenannten Kongostaatsbudgets. Wenn ich Land an einer Stelle besitze, wo andere Leute positiv Land brauchen, kann ich für die Pacht genau so viel fordern, wie sonst für den Verkauf; so bekomme ich mein Geld, und behalte mein Land. Als konstitutioneller Herrscher von Belgien ließ sich König Leopold 30 Millionen geben, die durch Landverkauf zurückbezahlt werden sollten. Als absoluter Souverän des Kongostaates verbot er den Landverkauf und verpachtete zwei Millionen Quadratkilometer seiner Privatdomäne. So machte zwar Belgien kein Geschäft, aber sein Herrscher dafür zwei. Obendrein ließ sich dadurch das Budget des Kongostaates so kunstvoll aufstellen, daß ein idealistisches Defizit herauskam, weil man doch in erster Linie für die Zivilisation wirkte, und erst in zweiter für das Geschäft: die eine Seite war schwarz von den Anleihen, die nicht zurückbezahlt wurden, die Einnahmeseite aber war wie schütterer Haarwuchs, da der ganze Profit erstens in die Tasche der Trusts ging, hinter denen zu 50 Prozent der Kongostaat steckte, zweitens in die Tasche des Kongostaats, hinter dem zu mehr als 50 Prozent der König steckte, drittens in die Tasche des Königs, der seinen dreifachen Löwenanteil einsteckte, als Hintermann des Trusts, Herrscher des Kongostaates und Großgrundbesitzer am Kongo.

Das Geschäft war so gut, daß dem gegenüber die Zivilisation, ungefähr wie Belgien gegenüber dem Kongostaate, notgedrungen etwas zu kurz kam, da der ganze Regierungsapparat durch die Gummigewinnung (mit Patronen) in Anspruch genommen war. Die öffentliche Meinung Belgiens war völlig indolent. Die klerikale Kammermajorität wußte zu gut, um welchen Preis allein sie die Sozialdemokratie von der Geschäftsführung fernhalten konnte, als daß sie etwas hätte sagen wollen; die Libe-

Digitized by Google

ralen waren zu ohnmächtig, als daß sie etwas hätten sagen können. Belgiens Zeitungen machten ein gutes Geschäft, seine Gesandten und Konsuln wenigstens gute Miene. Hatte der Kongostaat nicht Kulturtaten aufzuweisen, wie Abschaffung der Vielweiberei bei der einheimischen Schutztruppe und prophylaktische Maßregeln gegen die Blattern? Natürlich wurden in Europa Beschwerden laut, aber die Kongoregierung erklärte die Vorwürfe entweder für tendenziöse Erfindungen, oder für aufgebauscht, oder für unerlaubte Verallgemeinerung unvermeidlicher Mißgriffe einzelner Organe, oder sie versprach genauste Untersuchung, und strengste Ahndung, wenn etwas herauskäme. Aber es kam nichts heraus.

Das Heer des Kongostaates war ansehnlich: fast 20000 Mann mit Repetiergewehren, dazu kamen noch 10 bis 15000 Mann im Dienst der Trusts. England, Frankreich und Deutschland zusammengenommen hatten damals in Afrika etwa 13800 Mann. Aber, wie sich der französische Generalgouverneur Ballay ausdrückte, Belgiens System war: hinter jeden Gummisammler ein Soldat mit Repetiergewehr. Als Pflichten der einheimischen Schutztruppe nannte einer ihrer Angehörigen: mit Albiniflinten handeln, Gummi und Elfenbein ohne Bezahlung eintreiben, Weiber auspeitschen (je 100 Hiebe auf den bloßen Rücken), Kinder an der Mutterbrust morden, wenn Vorräte verheimlicht werden, den Negern ihre Geißen, Schafe und Ziegen nehmen, ihr Land stehlen und ihre Dörfer niederbrennen.

Da die Einheimischen auf zwölf Jahre ausgehoben wurden, die Aushebung zwangsweise, oft durch Überfälle ganzer Dörfer geschah, der Rekrut obendrein wußte, daß er seinen Stamm oder sein Dorf kaum je wiedersähe, bildete sich eine Truppe Menschenjäger von kannibalischer Wildheit aus.

Die erste Kunde, daß diese Truppe beim Gummieintrieb Männern, Weibern und Kindern die rechte Hand abschneide, kam 1895 durch den baptistischen Missionär Murphy nach Europa. Sein Artikel erschien in der Times: „Die Hände wurden reihenweise vor den Kommissär gelegt, der sie nachzählte, um zu sehen, ob die Soldaten nicht übermäßig viel Patronen verschossen hätten.“ 1896 schrieb der Forschungsreisende Glave, der Missionär Clarke habe mehrere Männer gesehen, die mit ganzen Bündeln von Menschenhänden beladen gewesen seien. 1897 schrieb der schwedische Missionär Sjöblom, was er mit Augen gesehen hatte: „Der Soldat sagte zu einem kleinen Jungen, er solle dem Erschossenen die rechte Hand abschneiden, was dieser mit einiger Mühe tat (der Neger war noch nicht ganz tot) .... Wenn das verlangte Quantum Gummi nicht geliefert wird, greifen die Truppen an, töten einige Neger und bringen die

Digitized by Google

Hände dem Kommissär ... Die Wachen, oder die Jungen, die mitlaufen, legen die Hände auf einen kleinen Dörrofen zum Eintrocknen, dann oben auf die Gummikörbe. Das habe ich oft gesehen ... In einem Dorf sagte mir ein Mann: ‚Schau, ich habe nur zwei Hände,' um sich wegen der geringen Anzahl zu entschuldigen. Ich sah, wie dem Kommissär gedörrte Hände und Gefangene übergeben wurden ... Als ich über den Fluß fuhr, sah ich Leichname von den Ästen ins Wasser hängen. Als ich mich abwandte, sagte einer der einheimischen Korporale: ‚O, das ist nichts! Vor ein paar Tagen brachte ich dem weißen Mann 160 Hände von einem Kampf mit' ... Einige Tage nach einem Kampf wurde eine tote Mutter mit zwei Kindern gefunden. Die Mutter war erschossen und die rechte Hand abgeschnitten. Auf der einen Seite lag das ältere Kind, gleichfalls erschossen und ohne rechte Hand; auf der andern das jüngere, ohne rechte Hand, aber es lebte noch und ruhte an der toten Mutter Brust .... Am 14. Dezember kam ein Posten an unserm Missionsgebäude vorbei mit einem Weib, das einen Korb voll Hände trug; wir zählten 18 gedörrte rechte Hände, der Größe nach von Männern, Frauen und selbst Kindern ... Ich habe Briefauszüge gesehen, in denen die Schreiber offen sagten, Hunderte von Händen würden zu den Posten gebracht ... Ein Staatsbeamter zahlte an den Außenposten für eine bestimmte Anzahl Hände eine gewisse Zahl Messingstangen. Einer der Soldaten sagte zu mir: ‚Der Kommissär hat versprochen, wenn wir recht viel Hände brächten, wolle er unsere Dienstzeit abkürzen. Ich habe schon eine Masse Hände gebracht und hoffe, meine Dienstzeit ist bald aus.'"

Diese Verstümmelungen wurden nicht etwa nur an Toten, sondern auch an Lebenden begangen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Sir Roger Casement bezeugt sogar die Teilnahme weißer Offiziere. Die Kongoregierung leugnete anfangs alles und jedes, um, als sich die Greuel nicht mehr vertuschen ließen, sofort ins andere Extrem zu fallen: Das sei doch Sitte bei den Negern seit urvordenklicher Zeit!

Dem gegenüber versichert Edmund D. Morel, einer der ersten Kenner Afrikas und besonders der Kongofrage in seinem Buche **King Leopold's Rule in Africa** (London, Heinemann 1904) — aus dem ich diesen ganzen Artikel, sogar möglichst wortwörtlich, exzerpiere und kompiliere: „Nein, ich behaupte das mit voller Überzeugung: Diese Praktiken, das Heimbringen solcher Trophäen als Zeichen kriegerischer Resultate, waren unbekannt, bis die (belgische) Politik der ‚moralischen und materilleen Regeneration' eingeführt wurde " Und Sir Roger Casement sagt: „Diese Verstümmelungen waren überlegte Handlungen der Soldaten einer europäischen Verwaltung; die Männer machten nie ein Hehl daraus, daß sie

Digitized by Google

auf ausdrücklichen Befehl ihrer Vorgesetzten so handelten." Morel bringt eine große Anzahl Zeugnisse und unter Eid abgegebener Aussagen von Missionären, alle im selben Sinn lautend.

Die Hauptfolge dieser belgischen Kongokultur war eine Entvölkerung, zum Teil durch Auswanderung, in unerhörten Dimensionen. Nicht Tausende, Zehntausende flohen auf das angrenzende portugiesische, französische, englische Gebiet. Die Schlafkrankheit, die bei der Entvölkerung mitspielt, trat erst so verheerend auf, nachdem die Bevölkerung verelendet und physisch heruntergekommen war. Auf mehr als 400 Seiten gibt Morel durch immer neue Dokumente von Einheimischen und Weißen immer dasselbe grauenhafte Bild: eine Schar bestialischer Verbrecher, losgelassen auf eine schwarze Bevölkerung, Mord, Raub, Einäscherung zahlloser Dörfer, unerhörte Mißhandlungen, Sklavenhandel in schamlosester Form, himmelschreiender Jammer.

Am 1. Juli 1903 begann im belgischen Parlament die dreitägige Kongodebatte, vom Abgeordneten Vandervelde erzwungen und durchgeführt. Er leuchtete hinein in die Landverteilung im Kongostaat: Das Krongut (Domaine Privé) war 46 mal so groß wie ganz Belgien, das Gebiet der staatlichen Trusts 29 mal, das der Trusts, bei dem der Staat sonst die Hand im Spiel hatte, 6 mal; blieb ein Gebiet, doppelt so groß wie Belgien, und einzig und allein in diesem Gebiet war der Handel frei. Er nannte schonungslos den König als den Hauptschuldigen; wies auf den merkwürdigen Umstand hin, daß dieser Kongostaat mit seinen wurmstichigen Bilanzen nicht nur allerlei Geschäfte in China mache, sondern vor der Nase des Parlaments in Brüssel selbst, in Laeken und Umgebung, Millionengeschäfte, wohlverstanden! Er nannte die enorme Ziffer schwarzer Soldaten, die zur schonungslosen Eintreibung einer völlig ungerechtfertigten Steuer nötig waren; legte amtliche Beweisstücke über verschleierten Sklavenhandel auf den Tisch des Hauses; z. B. einen amtlichen Befehl, durch welchen den Stationskommandanten wörtlich carte blanche zur Eintreibung von je vier Tonnen Gummi monatlich gegeben wurde; er verlas ein Beweisstück nach dem andern, eines vernichtender als das andere. Worauf Minister De Favereau aufstand und die Stirn hatte zu sagen: der Kongostaat sei ein fremder Staat und gehe Belgien nichts an! Am nächsten Tag hatte er sich besser präpariert, und packte allerlei belanglose Dokumente aus, um plötzlich Vandervelde anzugreifen: er sei unpatriotisch, es handle sich doch um eine nationale Sache, nicht nur der erhabene Gründer des Kongostaates sei angegriffen, sondern belgische Kulturarbeit. Ihm erwiderte Vanderveldes Freund Lorand in einer glänzenden Rede, die er erst am dritten Tage der Debatte abschloß: alles, was Morel dem Kongo-

Digitized by Google

staate in seinem Buche vorwirft, wurde schon in dieser Debatte von Vandervelde und Lorand zum erstenmal öffentlich vorgebracht, von Belgiern im belgischem Parlament. Damals fiel das verdammt ungeschickte Wort des Ministerpräsidenten: **Ils n'ont droit à rien, ce qu'on leur donne est une véritable gratification.** Lorand griff das brutale Eingeständnis sofort auf, und schloß: „Eure sogenannte Kulturarbeit ist ein ungeheures fortgesetztes Gemetzel, sonst nichts!" Nach abermaligen Ausflüchten des Premierministers, der vor Angst frech wird, erhebt sich abermals Vandervelde und wirft dem König vor, daß er mit dem Kongogeld die Gewissen kaufe und öffentliche Meinung fabriziere. Es war nur der stärkste Beweis für diese seine Behauptung, daß die Majorität des Hauses mit ein paar erbärmlichen Phrasen zur Tagesordnung überging.

Denn darüber wollen wir ganz offen sein, wenn wir nach mehr als einem Dutzend von Jahren diese blutigen Geschichten in Erinnerung bringen: wenn vor der Kongodebatte noch ein Zweifel möglich war, ob und inwieweit Belgien selbst an den Kongogreueln mit schuld sei, — die dreitägige Parlamentsverhandlung hat jeden Zweifel beseitigt. Belgien stellte sich auf die Seite der Kongoregierung, und Vandervelde verteidigte einen verlorenen Posten. Kaum sind je in einem Abgeordnetenhause feigere und zugleich nichtswürdigere Ausflüchte versucht worden, notorische Verbrechen wegzulügen und durch erbärmliche Seitensprünge den Verfolger irr zu machen. Regierung, Presse und Kammer waren einander wert — eine so schuftig wie die andere. Die belgischen Franktireurgreuel von 1914 passen ins Bild: hier wie dort unter dem französischen Firnis die instinktschlechte Bestie mit ihrer feigen Grausamkeit und ihrem tückischen Blutdurst. Wir sind allzumal Sünder, und keine europäische Macht gibt es, die in ihrer Kolonialgeschichte nicht recht schwarze Blätter hätte. Aber bei den bösesten Fällen von Tropenkoller handelte sichs wahrhaftig um Ausschreitungen Einzelner; beklagenswerte Taten, aber schonungslos gebrandmarkte, ohne Rücksicht verurteilte Taten. Man durchstöbere die ganze Kolonialgeschichte, umsonst wird man nach etwas ähnlichem suchen wie die Untaten, die die Geschichte als Kongogreuel für ewige Zeiten gebrandmarkt hat. E. Crawley erinnert England zur rechten Zeit daran in dem Flugblatt, das jetzt gerade in London von Hand zu Hand geht: „Wir haben vergessen, daß der Belgier der grausamste, der gemeinste, der feigste Hund Europas war, daß wir Engländer es waren, die das predigten, bis alle Welt ihn haßte als Mörder, Folterknecht, Verstümmler, Kannibalen. Tausendfach hörten wir seine Schmach in die Welt posaunen. Wir hörten von nichts als bluttriefendem Gummi, von Niggern, deren Hände abgehackt waren, und Füße und alles was abzuhacken ging; von Schändung,

Digitized by Google

Raub, Mord, Menschenfresserei. Heute ist's ‚das tapfere kleine Belgien, und ‚les braves Belges' und Helden hin und Märtyrer her, daß einem vernünftigen Menschen davon übel wird."

Flugschrift auf Flugschrift, Buch auf Buch erschienen in England gegen die Kongogreuel. Neben Morel stellte sich Conan Doyle mit seinem Werk „Das Kongoverbrechen" (deutsch bei Dietrich Reimer, Berlin). Vom Dezember 1908 bis Dezember 1909 unterbreitete die englische Kongoliga dem britischen Auswärtigen Amt nicht weniger als 14 Denkschriften über belgische Greueltaten im Kongo. Mit einem Male verschwinden all die Bücher aus dem Buchhandel, die Broschüren sind wie weggeblasen, die Kongoliga selbst löst sich auf, scheinbar ohne jeden Grund und Anlaß. Was war da geschehen?

Belgien hatte England endlich bei dessen Angriffsplänen auf Deutschland Einverständnis und Mitwirkung zugesagt (die Verhandlungen waren 1906 durch den damaligen englischen Militärattaché in Brüssel, Oberstleutnant Barnardiston, eingeleitet worden). Was geschieht darauf in England? Sofort erkennt die Regierung die Übernahme des Kongostaats durch Belgien an, gegen die sie sich seit 1885 gesträubt. Was in Belgien? Sofort wird die Armee vermehrt, werden die Festungen verstärkt; sofort beginnt die systematische Aufnahme des belgischen Kriegsschauplatzes durch den englischen Generalstab (vgl. Nordd. Allg. Ztg., 1. Dez. 1914), deren Ergebnis in den vier Bänden des Geheimbuchs **Belgium, Road and River Reports prepared by the General Staff, War Office** niedergelegt ist. Es gibt keine Kongogreuel mehr, keine englische Entrüstung mehr. **Tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles.**

In der Tat, die Geschichte der Kongogreuel konnte keinen würdigeren Abschluß, keine wirkungsvollere Pointe finden: zwei Hallunken versöhnen sich, damit der kleinere dem größern beim nächsten Einbruch sicher Schmiere steht.

Digitized by Google

Deutschlands Seehäfen
mit besonderer Berücksichtigung von Antwerpen.

Von Kurt Wiedenfeld, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Halle.

Das Land der europäischen Mitte ist dem Weltverkehr gegenüber in eigentümlicher Stellung. Auf der einen Seite erlaubt ihm die geographische Lage, seine Fühler zur Seeschiffahrt in so mannigfachen Richtungen auszustrecken, wie kein anderes Land Europas es vermag. Und andererseits hat die staatliche Entwicklung ihm eine Reihe von Häfen entrissen, die in vorteilhaftester natürlicher Verbindung ihm unmittelbar vorgelagert sind, — ihm aber auch Seeplätze zugeführt, deren natürlicher Einflußbereich ganz überwiegend außerhalb der deutschen Grenzen liegt.

Die Lage in der Mitte des Erdteils bringt es mit sich, daß nicht nur die beiden Meeresteile des Nordens, die unmittelbar die deutschen Küsten bespülen, für die Vermittlung unserer überseeischen Beziehungen im Personen- und Güterverkehr in Betracht kommen; auch das Mittelmeer und selbst der Atlantische Ozean sind mit ihren Häfen dafür von immerhin wichtiger Bedeutung. Allerdings ist es lästig, daß uns vom Mittelmeer der gewaltige Querriegel der Alpen einigermaßen trennt und durch die Schwierigkeiten, die er dem Transport der Güter vor allem entgegenstemmt, die Entfernungen geradezu vervielfacht, und ebenso macht der Mangel an natürlichen Verbindungen das Aufsuchen der atlantischen Küste verhältnismäßig teuer und umständlich. Aber jenes Hindernis hat doch seine abschreckende Wirkung so gut wie völlig verloren, seitdem der Suezkanal das Mittelmeer wieder zu einer der wichtigsten Weltstraßen erhoben und gleichsam seine Fortsetzung in der Gotthardbahn, heute auch in der Simplonbahn des Westens und in der Karawanken-Tauernbahn des Ostens gefunden hat: Genua und Triest, ja selbst Neapel gehören seitdem zu den Seehäfen, welche ganz regelmäßig einen wesentlichen Teil des deutsch-überseeischen Personen-, Post- und Güterverkehrs zu bewältigen haben; daneben kommt auch Marseille noch für einige Artikel seines Eigenhandels wenigstens für den äußersten Südwesten maßgeblich in Betracht. Ebenso sind es heute die Schienenwege, welche in größerem Umfang, als es früher dem weit verzweigten und systematisch ausgebauten Kanalnetz Frankreichs möglich war, die Verbindung zwischen Deutschland und Havre, für Personen und Post auch nach Cherbourg hin aufrecht erhalten; der Postverkehr reicht sogar bis nach Lissabon hinunter, da erst hier die letzten Anschlüsse an die südwärts fahrenden Dampferlinien bewirkt zu werden pflegen. Dabei sind

Digitized by Google

allerdings die Westhäfen und Neapel nur als Ergänzungsplätze von Bedeutung; für einen Verkehr, der in der Hauptsache im engeren Bereiche Deutschlands abgewickelt wird. Aber Marseille, Genua und Triest sind integrierende Bestandteile des deutschen Wirtschaftskörpers, deren Wegfall oder Störung uns zu Abänderungen der gewohnten Transportbeziehungen nötigen kann, für deren Schiffahrts- und Handelsaufbau auch wir von mitmaßgeblicher Bedeutung sind.

Jedoch steht natürlich der Verkehr mit den Südhäfen noch weit zurück hinter den Seeverbindungen, die uns die großen Häfen der Nord- und Ostsee, die natürlichen Meerespforten Deutschlands, nach allen Himmelsrichtungen hin vermitteln. Jeder Strom, der in nördlicher Richtung durch deutsches Gebiet hindurchführt, hat in seinem Mündungsbereich zum mindesten einen Seeplatz erzeugt, der mehr als nur lokale Bedeutung besitzt: von Königsberg im Osten bis nach Antwerpen im Westen reicht die Kette der Perlen, die — gewiß in abgestufter Größe, aber alle in eigenem Glanze — den Wert deutscher Wirtschafts- und Kulturbeziehungen zur äußeren Erscheinung werden lassen. Hamburg überstrahlt sie alle; aber Rotterdam und Antwerpen stehen dicht neben ihm, und auch Bremen mit Bremerhaven, sowie Amsterdam bilden eine zweite Gruppe ähnlicher Art. Stettin, Königsberg, Danzig, Lübeck und Emden kommen dann noch als Großhäfen in Betracht, während eine große Anzahl von lokal bedeutsamen Seeplätzen zumal an der Ostseeküste das Gesamtbild vervollständigen.

In der ersten Gruppe finden wir jene Weltplätze, die zwar aus Deutschland den wichtigsten Teil ihres Verkehrs herausziehen, aber nicht zum deutschen Staatsverbande gehören: Antwerpen und Rotterdam vor allem, in geringerem Grade auch Amsterdam sind keineswegs nur im geographisch-natürlichen Sinn als die Seehäfen des Rheins zu bezeichnen; sie finden im Rheingebiet auch die tragenden Stützen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. Umgekehrt reichen Danzig und Königsberg mit ihrem Verkehrseinfluß tief nach Rußland hinein, das in seinen westlichen Teilen, im Gebiet der Weichsel und des Njemen, als natürliches Hinterland der beiden deutschen Seehäfen ebenso zu bezeichnen ist, wie die Elbe Hamburgs Wirtschaftssphäre über ganz Böhmen und noch weite Gebiete des eigentlichen Österreich und selbst Ungarns erstreckt; Hamburg und auch Bremen erfassen sogar mit den Spezialartikeln ihres Eigenhandels noch weiter reichende Flächen des europäischen Ostens, wo Bremen gar nicht und Hamburg nur zu recht geringem Teile von den natürlichen Verkehrslinien noch getragen werden.

Im äußerlich-politischen Aufbau ihres Tätigkeitsbereichs zeigen also die deutschen und die niederländisch-belgischen Häfen eine starke Ähnlich-

Digitized by Google

keit. Im Wesen unterscheiden sie sich jedoch von Grund aus. Denn für Hamburg und erst recht für Bremen spielen die ausländischen Teile ihres Hinterlandes keineswegs die Rolle der eigentlich tragenden Säulen des Gesamtgebäudes, und auch Königsberg und Danzig sehen sich von ihrer russischen Einflußzone schon seit Jahrzehnten und in stark zunehmendem Umfang durch die Maßnahmen der russischen Eisenbahn- und Hafenpolitik abgedrängt; den Auslandsbeziehungen wird man hier noch nicht einmal die Bedeutung eines mustergebenden Einschlags in die deutsche Kette des Verkehrsgewebes beilegen dürfen. Für die Rheinhäfen dagegen bilden gerade umgekehrt die deutschen Verbindungen, der Auslandsteil also ihres Hinterlandes, die das Ganze tragende Kette, und nur als Einschlag sind die Beziehungen zum eigenen Hinterland dort zu werten. Die politisch deutschen Häfen bleiben mithin auch im Verkehrssinn deutsch, wenn schon ein gewisser Verkehrszuwachs aus dem Ausland stammt; die niederländisch-belgischen Rheinhäfen dagegen, vor allem Antwerpen und Rotterdam, sind in verkehrswirtschaftlicher Betrachtung zu Deutschland mitzurechnen und deshalb in die Reihe der deutschen Seehäfen wirtschaftlich einzugliedern.

Als Welthäfen — d. h. Seeplätze, deren Schiffahrtsverkehr hauptsächlich auf einer Fülle von regelmäßig und nach vorher bestimmtem Fahrplan laufenden Dampferlinien, weniger auf den beliebig und nur nach dem momentanen Bedürfnis verkehrenden Trampfahrten[1]) beruht, und deren Verbindungen nach allen wichtigen Teilen der Erde sich in regelmäßiger Übersichtlichkeit erstrecken — als Glieder dieser bedeutsamsten und die weltwirtschaftliche Selbständigkeit ihres Landes verbürgenden Gruppe kommen in der Gesamtheit der deutsch zu nennenden Seehäfen nur die der Nordsee in Betracht. Sogar Stettin, der längst schon wichtigste Seeplatz der Ostsee, dessen Schiffahrtsziffern nicht gar weit hinter denen von Bremen-Bremerhaven zurückstehen, zeigt doch in der Zusammensetzung seines Verkehrs eine ausgeprägte Beschränkung auf das Gebiet der Ost- und Nordsee, kommt mit regelmäßigen Dampferlinien überhaupt nicht aus dem Bereich der europäischen Meere heraus und macht deshalb sein Hinterland, um das es zu großem Teil mit dem benachbarten Hamburg zu kämpfen hat, in den Beziehungen zu den fremden Erdteilen nicht unabhängig von andern Häfen; trotz der 3,6 Millionen Netto-Registertonnen[2]), die im Jahre 1912

[1]) Tramps (Landstreicher) pflegt man in der Schiffahrt jene Schiffe zu nennen, welche ohne festen Plan bald hier, bald dort beim Transport der Massengüter helfen und demgemäß andauernd auf der Suche nach Ladung über die Weltmeere streifen. —
[2]) Die Registertonne ist ein Raummaß von 2,83 Kubikmeter, der alten Heringstonne der Nordfahrten entnommen. Der Netto-Gehalt eines Schiffs umfaßt die Räume, welche zum Transport von Frachtgut, Post und Fahrgästen bestimmt sind; es wird also vom Brutto-Gehalt alles abgezogen, was zur Unterbringung des Schiffsperso-

Digitized by Google

dort ein- und ausgelaufen sind, gehört deshalb der Oderhafen nicht zur Gruppe der weltwirtschaftlich führenden Seestädte. Vollends gilt das von Danzig, Königsberg und Lübeck, während die andern Häfen sogar fast ganz auf die Ostsee allein sich beschränken, über lokale Bedeutung also nicht hinauskommen: der Welt gegenüber haben die deutschen Ostseegebiete, obwohl sich ihr Verkehr nach Hamburg und Bremen auf dem Seewege abzuspielen pflegt, doch als Hinterland dieser Vermittlungsplätze zu gelten. In der Nordsee aber schaltet auf absehbare Zeit Emden ebenfalls aus der Reihe der Welthäfen aus: mit seinen 2,5 Millionen Netto-Reg.-Tonnen Schiffs-Eingang und -Ausgang dient es fast nur dem Transport jener Massenstoffe, deren das östliche Industriegebiet Westfalens bedarf, und die von dort nach dem nördlichen und östlichen Europa verschifft werden; auch Emden ist, trotz seiner Verbindungen mit Nordamerika, noch weit entfernt von jener Vielseitigkeit des Linienverkehrs, die den einzelnen Seeplatz zum Welthafen erhebt. Es bleiben also als Träger der deutschen weltwirtschaftlichen Beziehungen übrig: Hamburg, Antwerpen, Rotterdam, Bremen und Amsterdam — alle scharf miteinander rivalisierend, und doch auch wieder jeder einzelne von ausgeprägtester Eigenart.

Hamburg hat sich zum bedeutsamsten Seehafen des europäischen Festlandes emporgeschwungen: mit seinen 27,4 Mill. Netto-Reg.-Tonnen im Jahre 1912 wird es in Europa nur von London (37,7) und von Liverpool (30,2), in der übrigen Welt von Neuyork (27,2 Mill. ohne Küstenverkehr) übertroffen; Hongkong (36,7) zählt hier nicht mit, weil seine Eigenschaft als Durchgangsplatz für alle ostasiatischen Linien seine Schiffahrtsziffer weit über seine tatsächliche Verkehrsbedeutung hinaushebt. Diese hoch emporgehobene Stellung verdankt Hamburg in erster Linie seinem Strom, welcher den größten Teil von Mitteleuropa seinem Mündungshafen wirtschaftlich tributär macht, sei es daß die Gütersendungen ihn selbst benutzen, sei es daß die Eisenbahnen dem natürlichen Verlauf des Flußsystems sich angepaßt und auch in ihrer Tarifpolitik, durch Gewährung niedriger Sondertarife, nach dem Wettbewerb der Flußschiffahrt sich gerichtet haben. Mit der Saale und den ihr folgenden Bahnen greift das Elbsystem so weit nach Süden aus, daß bis an die Alpen heran Hamburgs Einfluß in Einfuhr und Ausfuhr getragen werden kann, und das gleiche gilt für Österreich, das über Böhmen und die Moldauenke er-

nals, der Maschinen und der Betriebsmaterialien (Kohlen etc.) gebraucht wird Bei diesen Abzügen ist das Verfahren international verschieden; Deutschland, England, Frankreich, Holland rechnen gleichmäßig, Belgien zieht erheblich weniger ab, und auch die Suezkanal-Gesellschaft hat ihr besonderes System. Das darf bei internationalen Vergleichen nicht außer acht gelassen werden — hat übrigens seinen Grund darin, daß überall die Hafenabgaben nach dem Netto-Gehalt berechnet zu werden pflegen.

Digitized by Google

reicht wird. Nach Osten aber kann der Elbehafen um so weiter seine Verkehrsfäden hinausspinnen, als der Ebenencharakter des ganzen Gebiets dem Eisenbahnbau nicht die leisesten Hindernisse bereitet und auch billigen Betrieb gestattet, und als aus demselben Grunde schon in der Zeit des Großen Kurfürsten eine Kanalverbindung nach der mittleren, unter Friedrich dem Großen nach der unteren Oder von der Elbe her geschaffen werden konnte; der Ausbau des modernen Oder-Spree-Kanals, der an die Stelle des alten Friedrich-Wilhelm-Grabens getreten ist, hat das ganze Gebiet der oberen Oder mit Breslau und dem oberschlesischen Montanbezirke in so leistungsfähige Verbindung mit Hamburg gebracht, daß der Oder-Elbe-Schiffahrtsverkehr heute wichtiger ist als der von und nach Stettin. Die Oder ist es auch, die Hamburgs Einfluß nach dem Südosten Europas, vor allem nach Ungarn, Galizien und in die angrenzenden Teile Rußlands hineinträgt; ihr sind die sehr niedrigen Ausnahmetarife zu verdanken, die von den österreichischen und ungarischen Eisenbahnen für den Verkehr nach den Elbe-Umschlagplätzen Böhmens gewährt werden, und die doch Hamburg vor allem zugute kommen. Triest und selbst Odessa sind von Süden her noch Konkurrenten des Elbehafens.

Die Gunst der Landverbindungen wird verstärkt durch die günstige Seelage. Im Innern der deutschen Nordseebucht gelegen, kann Hamburg auch von jenem Verkehr noch viel an sich ziehen, der aus den skandinavischen Ländern nach den fremden Erdteilen hinüberspielt; noch nicht groß genug, eigene Verbindungen zu ermöglichen, sucht er solche Seeplätze auf, von denen her das kleine und deshalb in Betrieb teuere Lokalschiff möglichst geringe Entfernungen zu überwinden hat. Und schließlich ist auch der ganze Ostseebereich um so enger jetzt an Hamburg angeschlossen, als der Nordostseekanal den langen und durch seine Stürme und Untiefen nicht ungefährlichen Weg durch Skagerag und Sund vermeidbar gemacht und für den Verkehr mit Hamburg die Benutzung von Schiffen möglich gemacht hat, die auch noch in die Flüsse einzudringen vermögen und im Schleppdienst sich verwenden lassen.

Mit diesem Koloß kann Bremen sich nicht auf eine Stufe stellen. Im Gegenteil: unter allen deutschen Welthäfen hat die Weserstadt wohl die wenigst günstige Stellung. Sein Strom dringt nicht tief in das Innere Deutschlands hinein; die billige Wasserstraße kommt daher um so weniger zur Wirkung, als bekanntuich erst auf wirklich große Entfernungen dem Wassertransport ein Vorsprung vor dem Schienenwege innewohnt, und als dem geringen Entwässerungsgebiet natürlich auch eine nur geringe Wasserführung der Weser entspricht. Ja, die Geringfügigkeit der Wassermenge bedeutet sogar für die Seeschiffahrt noch ein schweres Hemmnis; denn sie

Digitized by Google

ist die Ursache, daß die größeren Seeschiffe der großen Fahrt schon draußen in Bremerhaven ihre Liegestellen nehmen müssen, und daß auch für die Fahrzeuge kleinerer Ausmessungen erst künstlich und mit großen, in Schiffahrtsabgaben sich äußernden Kosten die Fahrstraße bis Bremen selbst geschaffen werden mußte. In der Eisenbahnpolitik aber steht der Weserhafen nicht besser als der in der Binnenschiffahrt so sehr begünstigte Rivale Hamburg. Und ob die Schaffung des Rhein—Hannover-Kanals, an den sich die Kanalisierung der Weser anschließt, wirklich Bremen eine Ausweitung seines Einflußbereichs nach dem Industriegebiet der Ruhr hin bringen wird, ist zum mindesten fraglich; rechnet doch auch Emden darauf, in seiner Wettbewerbsfähigkeit gestärkt zu werden, und vor allem Rotterdam, dann direkt vom Rhein her bis in die östlichen Teile des Ruhrgebiets eindringen zu können.

Bremen verdankt seine Position in ausgeprägtester Weise den Personen, die ihm seinen Eigenhandel und seine Schiffahrt geschaffen haben. Die Spedition, die in Hamburg einen sehr beträchtlichen Teil des Seeverkehrs bewältigt, tritt an der Weser ganz in den Hintergrund; nur in den Warengruppen ist hier der Verkehr bedeutsam, in denen der Bremer Kaufmann das ganze Risiko des Absatzes und der Preisbewegung, nicht nur das des Transportes auf seinen Schultern trägt. Die Schiffahrt aber, der in Hamburg die Gütermengen gleichsam von selbst zuströmen, die von dort aus nur gegen Rivalen zu verteidigen sind, muß nach Bremen alles mühsam heranziehen und deshalb viel stärker als der Nachbar den Personenverkehr betonen, dafür aber auch das größere Risiko einseitiger Transportrichtung und Transportart auf sich nehmen. Die eigentlichen Massenstoffe aber, die immer mehr dem Weltverkehr das Gepräge geben, zeigen deutlich das Bestreben, dorthin zu strömen, wo ein hoch leistungsfähiger Fluß den Weitertransport oder das Herantragen zu besorgen vermag, und dagegen kann auch die beste Organisation der Seeschiffahrt auf die Dauer nicht helfen. Für Bremen um so schlimmer, als dem Transport schließlich auch der Eigenhandel zu folgen pflegt: seine Bedeutung als Sitz des Petroleumhandels hat der Weserhafen schon zugunsten Hamburgs verloren; im Reishandel hat es viel abgeben müssen, und nur die eigentümliche, sehr kluge Organisation seiner Baumwollbörse hat ihm den Baumwollhandel zu erhalten vermocht. Immer mehr sieht Bremen daher in Handel und Seeschiffahrt, ähnlich wie Amsterdam, auf die Bedienung ganz bestimmter, besonders hochwertige Persönlichkeitsleistungen fordernder Zweige sich gestellt: der Transport der anspruchsvollen Kajütfahrgäste wird ihm in geringerem Umfang als der Auswandererverkehr streitig gemacht; der Umsatz des empfindlichen Tabaks und der schwer zu beurteilenden Farbhölzer

Digitized by Google

werden ihm ebenfalls so leicht nicht abgenommen werden können. Aber Hamburg ist doch der Platz, an dem auch Bremens Schiffahrtsunternehmungen in ständig steigendem Umfang sich ihre Tätigkeit suchen.

Auch die Rheinmündungshäfen können einer gleichen Gunst der Natur wie Hamburg sich nicht rühmen. Allerdings stützen auch sie sich auf ein Stromgebiet enormer Leistungsfähigkeit und gewaltigen Umfangs; bis tief in die Alpenwelt hinein, wo sie auf den Wettbewerb von Genua und Marseille stoßen, und weit ins östliche Süddeutschland, wo Triest und Hamburg ihnen entgegentreten, reicht ihr weltwirtschaftlicher Einfluß. Aber es sind eben doch drei Häfen, die da im Schwemmland der Küste entstanden sind und nun um den Verkehr eines und desselben Hinterlandes rivalisieren. Und wenn auch Rotterdam mit dem Rhein selbst die vorteilhafteste natürliche Verbindung besitzt, so hat sich doch Antwerpen ebenfalls dank der bunten Verzweigung der Mündungsarme einen hochleistungsfähigen Zugang zum Hauptlauf offen halten können, und Amsterdam hat wenigstens Kanalverbindung erhalten, die doch auch den Verhältnissen des Rheinverkehrs angepaßt worden ist. Der geschlossene Zug, der aus dem ganzen Elbebereich den gesamten Verkehr nach dem einen Hamburg führt, ist hier am Rhein dreifach gespalten.

Rotterdam ist der eigentliche Rheinmündungshafen geworden, der in seinem ganzen Aufbau den entscheidenden Einfluß der Massentransportstraße des Stromes deutlich erkennen läßt. Hier kommt der größte Teil des Getreides an das Festland heran, das dann im Rheingebiet bis tief in die Schweiz und nach Südostdeutschland abgesetzt wird; hier werden auch die fremden Erze angefahren, die an der Ruhr verarbeitet werden sollen, und was der Massenstoffe mehr sind, die von Rotterdam aus der Rheinschiffahrt den Hauptteil ihrer Beschäftigung geben: einem Versand von 14,8 Millionen Gewichtstonnen stand im Jahre 1912 nur ein Empfang von 6 Millionen auf dem Rhein gegenüber. Hier hat sich infolgedessen auch der Eigenhandel nicht annähernd so stark entwickeln können, wie im benachbarten Amsterdam und gar Antwerpen. Aber andrerseits ist die Seeschiffahrt weniger, als an der Schelde, auf Anlaufen, hauptsächlich vielmehr auf eigene Verbindungen gestellt, die allerdings zu beträchtlichem Teil noch nicht zum Range der Linienfahrt sich erhoben haben. Die Ziffer von 23 Millionen Netto-Registertonnen deckt daher einen wesentlich größeren Güterumschlag, als es die 23,4 Millionen Antwerpens[1]) tun. Und doch greift nicht Rotterdam, sondern die Scheldestadt mit sehr erheblich

[1]) Diese Zahl ist gegenüber der amtlichen Anschreibung um 15% gekürzt, weil die belgische Berechnung des Netto-Raumgehaltes im Vergleich zur sonst üblichen Berechnungsweise zu hoch ist (vgl. Anmerkung 2 auf S. 62).

Digitized by Google

stärkerem Gewicht in das Getriebe des Welthandels ein. Was hier auf eigenen Dispositionen, eigener Initiative und letztinstanzlicher Verantwortlichkeit des Eigenhandels beruht und zu selbständiger Preisbildungsmacht den äußeren Rahmen abgibt, das ist in Rotterdam fast nur Technik des Transports und der Umladung, Ausführung der vom Hinterland her gegebenen Anweisungen. Die hohe Leistungsfähigkeit der Binnenstraße steht der Selbständigkeit des Mündungshafens hemmend entgegen.

Neben Rotterdam befindet sich Amsterdam in einer Lage, die wohl der Bremens neben Hamburg vergleichbar ist. Die Handelshauptstadt Hollands merkt in ihrem Verkehr die Dreiteilung der Rheinstraße am stärksten. Nicht so sehr deshalb, weil der Merwedekanal, der zum Rhein führt, immerhin nicht die volle Leistungsfähigkeit des natürlichen Stromes besitzt. Mehr noch deswegen, weil es heute nicht mehr, vom Rhein aus gesehen, in der wichtigsten Richtung des Weltverkehrs sich eingelagert findet. Der Hafen der Zuyderzee schaut gleichsam nach Norden, obwohl er sich im Nordseekanal nach Ymuiden die westlich gerichtete Öffnung zum Meere geschaffen hat; der östliche Nordseebereich und die Ostsee sind eigentlich seine Domänen geblieben, soweit dies von der geographischen Lage bestimmt wird. Der Weltverkehr aber ist westlich gerichtet: die Verbindungen nach Nordamerika und auch nach den andern fremden Erdteilen geben längst schon das Gepräge und haben, wie sich aus dem Zurückbleiben der Ostseehäfen am deutlichsten ablesen läßt, die nordischen Meere Europas zu Nebenstraßen und Zufuhrwegen heruntergedrückt. Zu ihnen bedeutet vom Rheingebiet her der Weg über Amsterdam einen Umweg, wo doch gerade Wege unter besseren technischen Bedingungen zur Verfügung stehen. Kein Wunder, wenn Amsterdam trotz regen Eigenhandels und reger Schiffahrtsorganisation in seinem Verkehr weit hinter den südlichen Rivalen zurückbleibt: auf 4,4 Millionen Netto-Registertonnen hat sich sein Schiffs-Eingang und -Ausgang im Jahre 1912 belaufen, gegenüber 23,1 Millionen in Rotterdam und 23,4 Millionen in Antwerpen; nur 1,4 Millionen Gewichtstonnen kamen und gingen vom und zum Rhein, während Rotterdam diesen Verkehr auf 22,8 Mill. Gewichtstonnen gebracht hat und auch Antwerpen doch wenigstens 8,5 Millionen Tonnen aufwies. Dank seiner wenig günstigen Lage zum gemeinsamen Hinterland kann Amsterdam nur recht wenig Vorteil aus der Gunst seiner Seestraßenstellung ziehen: es wird nur verhältnismäßig selten von Dampferlinien angelaufen, die an anderer Stelle, etwa in Hamburg oder London, die Ausgangs- und Endpunkte ihrer Fahrten haben.

Ganz anders Antwerpen. Die entscheidende Unterlage des Gesamtverkehrs ist allerdings auch hier, wie schon die Ziffern des Rheinverkehrs

Digitized by Google

im Vergleich mit den Anschreibungen Rotterdams deutlich erkennen lassen, nicht eigentlich der Rhein; die Beziehungen zu diesem sind vielmehr schon eine Folgeerscheinung und dadurch in der Entwicklung behindert, daß Holland — mit Rücksicht auf Rotterdam — seine Beherrschung der Antwerpener Zufahrtswege dazu benutzen kann, den Weg zum Rhein in der Leistungsfähigkeit unter dem Rotterdamer Weg zu halten. Aber der Scheldehafen hat in Belgien ein unmittelbar ihm angeschlossenes Hinterland, das er geradezu monopolistisch beherrschen kann, zu seiner Verfügung — ein Hinterland mit hoch entwickelter Industrie und denkbar dicht sitzender Bevölkerung, demgemäß mit gewaltigen Importbedürfnissen für Industrierohstoffe und Nahrungsmittel, mit entsprechenden Exportnotwendigkeiten für hochwertige Fabrikate. Dazu führt das früh schon ausgebaute, freilich nicht modernisierte Netz der belgischen und französischen Kanäle gerade Antwerpens Einfluß auch tief nach Nord- und Ostfrankreich hinein, wo ebenfalls eine hochentwickelte Montan- und Textilindustrie rege Verbindung mit dem Weltmeere, wenigstens für die Ausfuhr — dank der französischen Zollgestaltung, der surtaxe d'entrepôt, nicht auch für die Einfuhr — über den belgischen Hafen sucht. Endlich und vor allen Dingen haben die belgischen Eisenbahnen die ganzen Industriegebiete Deutschlands auf dem linken Rheinufer vom Oberelsaß bis zum Niederrhein und auch einen guten Teil der rechtsniederrheinischen Industrie mit ihren Ausfuhrbedürfnissen zur Schelde zu ziehen verstanden.

Da kommen Fabrikate in Betracht, die bei der Wahl des Transportweges nicht auf die Billigkeit das entscheidende Gewicht legen, die vielmehr sehr maßgeblich — im Interesse der Zinsenersparnis — die Transportzeit und auch — im Interesse der Qualitätserhaltung — das Vermeiden von Umladungen betonen müssen. Da sind auch die Eisenbahnentfernungen nicht so groß, die Länge der Schiffahrtsstraße aber — zumal vom Niederrhein her — so gering und noch dazu umwegig, daß sogar in den natürlichen Transportkosten der Rhein kaum einen Vorsprung vor den Schienenwegen besitzt. Und geradezu selbstverständlich haben die belgischen Bahnen, die auf keinen anderen Seehafen und auch nicht auf die Rheinschiffahrt irgend welche Rücksicht zu nehmen brauchen, in der Gestaltung ihrer Tarife noch ein übriges getan, um aus jenen deutschen Gebieten so viel, wie irgend möglich, den Verkehr nach Antwerpen zu ziehen. Ja, die ganze Tarifpolitik des belgischen Staates, der bekanntlich der Besitzer der Schienenwege dort war, stand stets entscheidend unter dem Bestreben, den Fabrikatenzufluß aus Deutschland zum Scheldehafen so intensiv, wie nur irgend möglich, zu halten: die Frachtsätze für Massenstoffe waren verhältnismäßig hoch, verglichen mit dem deutschen und auch dem nordfranzösi-

Digitized by Google

schen System der Abstufung, um nur die mannigfachen tarifs de transit und tarifs des ports de mer für Schienen und andre Eisenwaren, Textilfabrikate usw. recht niedrig halten zu können. Jene müssen die ganzen Generalunkosten decken, während diese wenig mehr als die eigentlichen Betriebskosten herauswirtschaften. Dabei gewährte man der eigenen Industrie, die sowieso auf Antwerpen angewiesen ist, nicht annähernd ebenso niedrige Tarife, ließ sie also den natürlichen Vorteil der Seehafennähe und die Gunst der politischen Zusammengehörigkeit nicht voll ausnutzen, um nur ja Antwerpen wettbewerbsfähig neben Rotterdam zu halten.

Die belgische Eisenbahnpolitik hat man mithin als eine der wichtigsten Unterlagen von Antwerpens Größe zu betrachten: der Scheldehafen zog hier den vollen Vorteil aus der politischen Selbständigkeit seines Staates, die aber auch der westdeutschen Ausfuhr um so mehr zugute kam, als die deutschen Bahnen nun auch zur Aufrechterhaltung des Wettbewerbs mit der Gestellung niedriger Ausfuhrtarife haben vorgehen müssen, darin jedoch durch die Rücksicht auf die deutschen Rheinbinnenhäfen nicht unerheblich beengt sind; wäre unsere westdeutsche Fabrikatenausfuhr ausschließlich auf die Benützung des Rheins und der deutschen Bahnen angewiesen — kein Zweifel, sie würde beträchtlich höhere Frachten bis zum Seehafen zu entrichten haben. Wirtschaftlich hat also die politische Selbständigkeit Belgiens, so unbequem sie unsrer Schwerindustrie und ihren Kartellen sicherlich ist, doch auch ihren sehr erheblichen Vorteil gehabt; unsere Fabrikatenausfuhr hat sie gefördert.

Auf dieser Unterlage des Eisenbahn-Hinterlandes haben sich dann in Antwerpen zwei Formationen zu gewaltiger Größe emporgereckt, die beide wieder neuen Verkehr in die Schelde gezogen haben. Einmal ein sehr großer Eigenhandel in jenen Massenstoffen, welche die Industrie als Rohmaterial und die Bevölkerung als Nahrungs- und sonstige Lebensmittel braucht: Antwerpen steht nicht nur im Transport, sondern auch im Handel von Schafwolle, Baumwolle, Kautschuk, Nutzholz, Häuten und vielen andern Rohstoffen, von Getreide, Kaffee, Schmalz und andern Viehzuchtsprodukten, Ölfrüchten und dergleichen mehr an mitführender Stelle in Europa und der Welt; und für deren Abtransport wird auch der Rhein, neben den Eisenbahnen, in großem Umfang benutzt, da mit seiner Hilfe der Hinterlandsbereich weit nach Süden und Osten über die Eisenbahnsphäre hinaus ausgedehnt werden kann. Sodann hat gerade der Fabrikatenverkehr, der viel mehr als die Massenstoffe auf die Benutzung regelmäßig und schnell fahrender Dampferlinien angewiesen ist, in großer Zahl solche Linien nach Antwerpen gebracht, und diese dienen nun auch dem Import, wie sie vor allem Güter selbst aus solchen Teilen Deutschlands und Frankreichs her-

Digitized by Google

anziehen, welche aus den Verhältnissen der Landverbindungen keine Ursache hätten, gerade den Scheldehafen aufzusuchen. Von allen Seehäfen der nordwesteuropäischen Weltverkehrsecke ist Antwerpen derjenige, welcher bei weitem am meisten von fremden Dampferlinien als Unterwegshafen angelaufen wird; er verfügt deshalb über eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit von Schiffahrtsverbindungen, daß er darin, trotz geringeren Güter- und Personenverkehrs, mit London und Hamburg rivalisieren kann: die 23,4 Millionen Netto-Registertonnen, die im Jahre 1912 dicht hinter den 27,4 Millionen Hamburgs und auch nicht weit — da hier der Küstenverkehr eingerechnet ist — hinter den 37,7 Millionen Londons rangieren, sind für diese Mannigfaltigkeit, wenn schon der Doppelzählungen wegen nicht für den eigentlichen Verkehrsumfang,[1]) ein zutreffender statistischer Ausdruck. Und das ist für Antwerpen wieder um so wichtiger, als es über eine eigene, dort gewachsene Schiffahrt nur in sehr geringem Umfange verfügt; seine selbständige, nicht auf Anlaufen beruhende Verbindung mit Nordamerika z. B. ist zwar belgischer Flagge, aber amerikanischen Kapitals von jeher gewesen, und sogar die Verbindung mit dem Kongo hat lange Jahre ausschließlich auf einem erst deutsch-englischen, dann allein englischen Unternehmen beruht.

Als Handels- und Schiffahrtsstadt ist Antwerpen überhaupt mehr deutschen und dann auch englischen, als gerade belgischen Charakters von jeher gewesen. Rheinische Kaufleute waren es, welche alsbald nach der Ablösung der holländischen Scheldezölle (1863) erkannten, daß hier ein Platz von starkem Eigenhandel sich entfalten müßte, und so haben sie erst Filialbetriebe ihrer heimischen Firmen, dann selbständige Unternehmungen nach Antwerpen hinübergelegt; die Bary, Böcking, Mallinckrodt, Osterrieth, Schnitzler und viele andere führende Familien sind aus diesem Grunde zur Schelde gekommen und längst zu Trägern der dortigen Handelsentwicklung geworden. Andere Namen, wie die Andersen, Eiffe, Grote, Ohlendorf und mehr, wurden durch Hamburgs und Bremens Schiffahrtsinteressen nach Antwerpen getragen, hier aber ebenfalls rasch verselbständigt und weit über die Vermittlung der Schiffsabfertigungen hinaus zu Eigenbedeutung emporentwickelt. Die wichtigeren Binnenschiffahrts-Unternehmungen sind ausnahmslos deutsch nach Ursprung und gegenwärtiger Gestalt; ja, sie unterstehen sogar dem entscheidenden Einfluß deutscher Staaten, seitdem

[1]) Beim Vergleich der Ziffern für Hamburg, London und Antwerpen darf nicht außer acht gelassen werden, daß jedes Schiff in Hamburg und London bei der einzelnen Rundreise nur je einmal für die Ausfahrt und Einfahrt gerechnet wird, in Antwerpen dagegen zumeist zweimal, einmal bei der Fahrt von Hamburg oder London über Antwerpen nach Übersee und dann noch einmal bei der Rückfahrt. Ferner ist zu beachten, daß die Dampfer den Hauptteil ihrer Ladung im Anfangshafen zu laden und im Endhafen zu löschen pflegen.

Digitized by Google

Preußen bei der Rhein- und See-Schiffahrts-A.-G. die Aktienmehrheit an sich gebracht und Baden bei der Fendel-Gruppe tatsächlich, wenn auch in etwas anderer Form, dasselbe erreicht hat. Mehr der Kuriosität halber, als weil es von besonderer Wichtigkeit wäre, sei schließlich auch erwähnt, daß sogar an einer formell belgischen Rheinreederei, die zur Rhenania-Gruppe gehört, ein deutscher Staat, Bayern, den maßgeblichen Anteil besitzt, auch diese dadurch zu einem mehr deutschen als belgischen Unternehmen stempelnd. So starker Betätigung und so nachhaltigem Einfluß hat selbst englisches Kaufmannstum nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen, und auch belgische Initiative und Gestaltungskraft stehen in Antwerpen hinter den Deutschen noch zurück. Der Scheldehafen ist wirtschaftlich fast mehr noch als Rotterdam ein Ergebnis deutscher Unternehmertätigkeit.

So stehen in reicher Fülle und in bunter Mannigfaltigkeit der Eigenart dem deutschen Wirtschaftskörper seine Seeverkehrsvermittler zur Seite. Übereinstimmung herrscht eigentlich nur in einem: kein einziger ist imstande gewesen, mit der gewaltigen Zunahme der deutschen Einfuhr- und Ausfuhr-Bedürfnisse in seinen technischen Einrichtungen voll Schritt zu halten; die Klagen der Interessenten, daß es an Raum für Schiffe und für Waren, an Hebezeugen und Eisenbahngeleisen, an Tiefe des Fahrwassers und so ziemlich an allem immer wieder fehle, geht unaufhörlich ebenso gegen die fremdstaatlichen, wie die zum Reich gehörenden Seehäfen um.

Die Entwicklung war aber auch gewaltig. Noch im letzten Jahrzehnt, von 1903 auf 1913, hat der Verkehr zugenommen: in Hamburg von 9 auf 14 Millionen Netto-Registertonnen, in Antwerpen von 7,7 auf 9 Millionen, in Rotterdam von 7,6 auf 13 Millionen, in Bremen von 3 auf 5 und in Amsterdam von 2 auf 3 Millionen Netto-Registertonnen, nur die Einfahrt gerechnet. Hamburg und Rotterdam lassen damit, wennschon sie in der absoluten Ziffer die wichtigsten englischen Häfen noch nicht erreicht haben, so doch deren Verkehrszunahme beträchtlich hinter sich; haben doch London in der gleichen Zeit nur von 17 auf 20, Liverpool von 11 auf 15,5 Millionen Netto-Registertonnen ihre Schiffahrt, einschließlich der Küstenfahrten, zu heben vermocht. Und noch mehr besagt, daß diese Zunahme bei Hamburg 55, bei Rotterdam gar 71 Prozent der Anfangsziffer bedeutet, während es bei Liverpool nur 42 und bei London gar nur 18 Prozent gewesen sind. Sogar Bremen und Amsterdam stehen mit 65 und 72 Prozent im Tempo ihrer Entwicklung weit vor den beiden englischen Häfen, ja auch vor dem drittwichtigsten Platze des Vereinigten Königreichs, vor Glasgow, der mit seinen 4 und 6 Millionen Netto-Registertonnen ihnen in der absoluten Zahl recht nahe, mit der Zunahme von 56 Prozent aber hinter ihnen zurücksteht. Nur Antwerpen, das einen Zuwachs von nur

Digitized by Google

32 Prozent aufweist, wird von Liverpool und Glasgow übertroffen, steht aber einem London ebenfalls weit voran. Und berücksichtigt man nun noch den ganz elementaren Unterschied, daß der Inselcharakter des Vereinigten Königreichs allen und jeden Auslandsverkehr und auch einen großen Teil des nationalen Güteraustausches zur See sich abspielen läßt, daß für Deutschland jedoch die Seeschiffahrt nur einen Bruchteil der gesamten Auslandsbeziehungen und vom Inlandsverkehr gar nur verschwindend wenig in sich begreift, dann kommt in jenen Entwicklungsziffern vollends Umfang und Tempo der deutschen weltwirtschaftlichen Verflechtung zu wuchtigem Ausdruck. Hamburg, Rotterdam und Antwerpen standen vor dem Kriege jedes für sich London und Liverpool so nahe, daß von einem Übergewicht der englischen Häfen bereits nicht mehr die Rede sein kann; und es war die Zeit abzusehen, wann ein Hamburg und Rotterdam, auch ein Antwerpen nicht mehr nur die ersten Seehäfen des Festlands, sondern ganz Europas genannt werden mußten. Vom wichtigen Vermittlermonopol, das für rund ein Jahrhundert London, ergänzt von Liverpool, im Seeverkehr Europas fest in der Hand gehabt hat, ist nicht ein Schatten mehr übrig geblieben. Das Handelsmonopol ist ebenfalls längst schon durchbrochen und zerbröckelt. Mit dem Rest der alten Stellung, dem Monopol der Zahlungsvermittlung, wird voraussichtlich der Krieg jetzt aufräumen.

Baudelaire über Belgien.

Nichts ist erbärmlicher, als die Heuchelei, mit der jetzt Franzosen vor Russen, Engländer vor Belgiern und umgekehrt auf dem Bauch rutschen, wo doch jeder, der die Äußerungen der Herrschaften vor dem Kriege kennt, weiß, daß sie sich gegenseitig um die Wette verhöhnt haben. Der Delphin-Verlag hat eine nette Auswahl solcher gegenseitiger Schmeicheleien zusammengestellt und sie mit authentischen Karikaturen geschmückt. Wir empfehlen den Band den Lesern zum Genuß und zur Belehrung, und geben für eine Neuauflage oder Fortsetzung eine der wichtigsten Fundgruben an, was Belgien anlangt. Die Franzosen haben bis zum Beginn des Kriegs besonders Belgien mit Hohn überschüttet, ungefähr wie sie vor 1870 für ihr Ulkbedürfnis keinen passenderen Gegenstand wußten, als einen Elsässer: ein Mensch, der tönende und tonlose Konsonanten verwechselt, man denke! Am schärfsten über Belgien äußert sich Baudelaire, wobei ich nicht etwa nur den Zyklus Amoenitates belgicae meine, der zum Teil deutsch in der „Vorhölle“ (Berlin, Österheld & Co.) enthalten ist, z. B.:

On n'a jamais connu de race si baroque
Que ces Belges usw.

Digitized by Google

Man muß all die Sachen im Original nachleſen (Baudelaire, Oeuvres Posthumes, Mercure de France), z. B. das bekannte

Le Belge est très civilisé:
Il est voleur, il est rusé
Il est parfois syphilisé,
Il est donc très civilisé

Il ne déchire pas sa proie
Avec ses ongles; met sa joie
A montrer qu'il soit employer
A table fourchette et cuiller uſw.

Ich meine vor allem das geplante Buch über Belgien (S. 263 bis 287 des Nachlaſſes), von dem einige Überſchriften und Sätze hier ſtehen mögen: Das iſt, wie jeder ehrliche Kenner zugeben muß, die wirkliche Meinung der Franzoſen über das Land und ſeine Bewohner (ich zitiere lieber das Original, weil man glauben könnte, die Überſetzung übertreibe).

La vraie Belgique. Une capitale pour rire. Une capitale de singes.

Comme Joubert remerciait Dieu de l'avoir fait homme, et non femme, vous le remercierez de vous avoir fait, non pas Belge, mais Français.

Le visage belge, ou plutôt bruxellois, obscur, informe, blafard ou vineux. Stupidité menaçante.

Les Belges ne boivent pas leurs vins par goût, mais pour ressembler aux Français.

Pas de galanterie chez l'homme, pas de pudeur chez la femme.

Les jambes, les gorges, énormes, pleines de suif, les pieds, horreur!!!

La puanteur des femmes. Obscénité des dames belges.

Grossièreté belge (même parmi les officiers).

Vanité belge blessée.

Moralité belge. Monstruosité dans le crime.

On ne s'amuse qu'en bande.

Esprit de petite ville. Jalousies. Calomnies. Diffamations. Jouissance du malheur d'autrui.

Haine de la beauté, haine de l'esprit. Haine de la poésie. Haine générale de la littérature.

On ne sait pas le français, personne ne le sait, mais tout le monde affecte de ne pas savoir le flamand.

Un ou deux chansonniers, singes dégoûtants des polissonneries de Béranger. Un romancier, imitateur des copistes des singes de Champfleury.

Il est aussi difficile de définir le caractère belge que de classer le Belge dans l'échelle des êtres. Il est singe, mais il est mollusque.

Leurs vices sont des contrefaçons. Le libre-penseur belge, contrefaçon de l'impiété française. L'obscénité belge, contrefaçon de la gaudriole française.

En Belgique, pas d'art. Il s'est retiré du pays. Goût national de l'ignoble.

Die Aufzeichnungen Baudelaires, von denen hier nur eine ganz kleine Probe gegeben werden konnte, decken ſich völlig mit dem, was Tony Kellen in dieſem Heft über Belgien und die Belgier ſagt. Mögen die ehrlichen Weſtſchweizer und wackeren Amerikaner, denen die Stimme vor Rührung umſchlägt, ſobald ſie nur das Wort Belgien in den Mund nehmen, ihre Naſen einmal in das Buch Baudelaires ſtecken! H.

Digitized by Google

Belgien unter deutscher Verwaltung[1]).

Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing.

Wir Deutsche halten den weitaus größten Teil Belgiens besetzt und verwalten ihn: das ist die Tatsache, von der jede Betrachtung des Belgien von heute auszugehen hat. „Possession vaut titre", sagt ein altes französisches Sprichwort. „Das Recht des Eroberers ist das beste und von den besten Autoritäten anerkannte, völlig unzweifelhafte, vor dem schattenhafte Rechtsansprüche verbriefter Art verschwinden", führt Lord Cromer aus bei Gelegenheit der Besprechung der Besetzung des ägyptischen Sudan durch England. Belgiens Verbündete können also mindestens nichts dagegen haben, wenn wir Deutsche jetzt von dieser Rechtsgrundlage ausgehen, gleichgültig was immer das zukünftige Schicksal Belgiens sein mag. Wir halten Belgien und tragen damit die moralische Verantwortung für sein Wohlergehen, das Fortleben seiner Bevölkerung: sie ist uns auferlegt durch den Artikel 43 der Haager Konvention, der bestimmt, daß der Eroberer von ihm besetztes feindliches Gebiet baldmöglichst in geregelte Verwaltung übernehmen muß. Freilich wir tragen die Verantwortung nicht allein: Sie findet ihre Grenzen in den Maßnahmen unserer Gegner, Belgiens Verbündeten, die Teile des belgischen Gebietes unter Wasser gesetzt, der Kultur entzogen, mit Kanonen und Bomben zerstört haben. Für den Schaden, den die Beschießung der Küstenorte, die Kämpfe um Ypern und Dixmuiden Land und Leuten noch immer verursachen, ist neben der aushäusigen belgischen Regierung, dem in seinen Entschlüssen wohl längst nicht mehr freien König Albert ohne Land England, in zweiter Linie Frankreich verantwortlich. Die Zähigkeit, mit der Belgiens Verbündete sich aus belgischem Land und Gut einen Panzer geschmiedet haben, ist auch an dem dem Lande sicher nicht zuträglichen Umstand schuld, daß Ost- und Westflandern, ebenso wie ein Teil des Hennegaus dem deutschen Generalgouvernement als Etappengebiete derzeit entzogen sind, gerade von Flamen dichtbesetzte Gebiete mit der zweiten staatlichen Universität Gent. Diese Tatsache scheint in Deutschland nicht immer hinreichend bekannt zu sein, wie die andere, daß die ehemals französische Festung Maubeuge und ein Zipfel bei Givet dem Generalgouvernement in Brüssel angeschlossen sind.

Aber in die Verantwortung für das Gedeihen des belgischen Gemeinwesens teilt sich mit der deutschen Verwaltung und den augenscheinlich

[1]) Den Herren des Generalgouvernements, insbesondere meinem Vater, Sr. Exzellenz dem Herrn Generalgouverneur, Herrn Hauptmann Dr. Dirr und Herrn Rittmeister von Strampel sowie dem Direktor der Deutschen Schule in Brüssel, Dr. Lohmeier, bin ich für vielfache Unterstützung zu Dank verpflichtet. Es ist aber vielleicht nicht überflüssig zu sagen, daß für meine Darlegungen ich allein die Verantwortung trage.

Digitized by Google

nicht ganz selbstlosen „Freunden" Belgiens die belgische Bevölkerung selbst. Daß viele Belgier trotz der geheimen Kriegsvorbereitungen ihrer Regierung von den Ereignissen überrumpelt worden sind und im Augenblick der Gefahr die Besonnenheit verloren haben, ist ebensowenig wunderbar, wie die Tatsache, daß auch hier Kriegesnot auseinanderstrebende Elemente zu einer Einheit verschmolzen hat, daß dem Feinde gegenüber der Ruf „Hie gut Flamen! Hie Wallonen!" zunächst verstummte. Und Feinde waren wir nicht nur, weil wir bewaffnet die belgische Grenze überschritten, weil wir die stolze Festung Lüttich bezwungen hatten: Feinde waren wir vor allem, weil die belgische Regierung seit Jahren geduldet hatte, daß in der Presse und in der Tagesliteratur, im Bild wie auf der Bühne, in allen Beiseln und Café-Chantants der Deutsche verhöhnt, verlästert, hinter dem Franzosen und Engländer zurückgesetzt wurde. Ohne Zweifel von England und Frankreich genährt — man denke an ähnliche spontane Ausbrüche des Deutschenhasses in Nanzig und anderswo an der französischen Grenze — brach die giftige Saat in den ersten Kriegstagen und Monaten entsetzlich auf, reifte den gerechten Zorn des deutschen Soldaten und ließ ihn sich mit Berserkerwut seines Lebens wehren. Das hat dem ganzen Krieg den furchtbaren Charakter gegeben, für den die belgische Regierung und ihre Bundesgenossen einzustehen haben werden. Ruhig denkende Belgier haben mir eingeräumt, daß die ganz veraltete Einrichtung der Garde Civique, die ein Mittelding zwischen regulären Truppen und Franktireurs war, große Schuld an dem Unheil getragen hat, und daß alle einsichtigen Belgier davon überzeugt seien, daß nach dem Krieg, wie immer er ausgehe, mit dieser „Bürgerwehr" aufgeräumt werden müsse. Einer von ihnen hat das nicht ganz unzutreffende Wort geprägt, nach den ersten schrecklichen Erfahrungen habe sich der Deutschen eine „panique du vainqueur" bemächtigt. Fast wundert einem bei alledem, wie so oft im rechten Augenblick offenbar noch die mäßigende Hand eingegriffen hat, hier eine Kirche, dort ein kunstgeschichtliches Denkmal, da wieder ein Haus guter Leute verschont blieb. Gewiß, mancher Unschuldige hat mit den Schuldigen leiden müssen. Aber waren etwa die aus dem Hinterhalt erschossenen Deutschen, Offiziere und Soldaten, die hingemordeten oder verwundeten Deutschen in den Lazaretten, die der Volkswut zum Opfer gefallenen Deutschen Frauen und Kinder, schuldig? Und andererseits: wiederholt habe ich in Brüssel sagen hören: der Brand von Löwen hat uns ein ähnliches Unglück erspart, das dann noch viel entsetzlicheres Elend gebracht hätte.

Solche Überlegungen zeigen, daß allmählich etliche unter der übelberatenen Bevölkerung zur Besinnung kommen und einsehen, daß es Dinge gibt, die mächtiger sind als der Wille des einzelnen. Sie erkennen, daß,

Digitized by Google

wenn sie die Arbeit aufnehmen zum Wohl des Ganzen und den passiven Widerstand aufgeben, sie dann nur ihre Pflicht erfüllen, andernfalls sie verletzen; sie begreifen, daß sie nur unter dem Schutze und mit der deutschen Verwaltung derzeit arbeiten können, und daß das noch nicht heißt, ihr Vaterland aufgeben. Sie sollen keinen Wechsel auf die Zukunft ausstellen, aber mithelfen, die brachliegenden Kräfte des Landes zu heben, den erschlafften Adern des Verkehrs und Handels frisches Blut zuführen. Die oberste Sorge der deutschen Verwaltung muß es eben sein, die stehengebliebenen Räder des belgischen Staatswerks in Bewegung zu bringen, durch Belgier unter deutscher Aufsicht und Verantwortung. Wenn der Frieden kommt, soll Belgien, so weit irgend möglich, nicht ein ausgerungenes Tuch sein, sondern lebendig und lebenskräftig. Diesem Bestreben gelten in erster Linie die Maßnahmen zur Wiederaufnahme des Geldverkehrs und der industriellen und landwirtschaftlichen Betriebe. Die kapitalkräftigen Belgier, die meistens ins Ausland geflüchtet waren, sollten zur Rückkehr bestimmt werden, damit nicht nur die wirtschaftlich Schwachen im Lande wären: Die Androhung einer zehnfachen Besteuerung aller derer, die das Land seit Kriegsausbruch verlassen hatten und ihre Abwesenheit nicht einwandfrei begründen konnten, hat viele zurückgeführt, und wird in anderen Fällen der deutschen Verwaltung und den Provinzen (je zur Hälfte) wenigstens Betriebsgelder schaffen — an sich der weniger erwünschte Fall. Diese Maßnahme[1]) wäre jedoch zwecklos gewesen ohne Belebung des Geldmarkts, ohne Beschaffung gesetzlicher Zahlungsmittel.

England hat die Barbestände der Belgischen Nationalbank, ihre Noten und Notenklischees von Antwerpen, wohin sie Anfang des Krieges geflüchtet worden waren, nach London gebracht, obwohl die deutsche Regierung bereits im August (und dann mehrmals) die Unverletzlichkeit des Privateigentums der Bank feierlich verbürgt hatte. Es hoffte durch diesen Diebstahl einesteils der belgischen Rumpfregierung weitere Mittel zuführen zu können, andernteils die Verwaltung Belgiens lahmlegen, in die belgischen Geldverhältnisse Verwirrung bringen zu können. Auch hofften unsere Gegner, auf diese Weise die Erhebung der Kriegskontributionen unmöglich zu machen, durch den Zwang der Verhältnisse das keinen Teil befriedigende Requisitionssystem zu einer dauernden Einrichtung werden zu lassen. Die deutsche Generalverwaltung hat diesen Übelständen in, man darf sagen, genialer Weise abgeholfen. Da die Gründung einer Staatsbank unter den gegenwärtigen vorläufigen Verhältnissen völkerrechtlich bedenklich gewesen wäre, das nötige deutsche Beamtenpersonal

[1]) Die Anregung zu dieser Steuer ging bekanntlich von einigen belgischen Gemeinden aus.

Digitized by Google

nur schwer zu beschaffen gewesen wäre, wurde der Gedanke erwogen und bald durchgeführt, eine bestehende belgische Bank für die Dauer des Krieges mit dem Notenprivileg auszustatten. Die Wahl konnte nur auf die Société générale de Belgique fallen, die seit Jahren als die führende Bank Belgiens gelten durfte und bei gemeinsamen Schritten inländischer Banken an erster Stelle vor der Nationalbank unterschrieb. Als älteste Aktienkreditbank Europas genoß sie außerhalb wie innerhalb des Landes eines wohlbegründeten Ansehens. Dem geringen Aktienkapital von 30 Millionen Franken standen 70 Millionen offene Reserven gegenüber. Gewisse Bedenken, die ihre enge Verbindung mit der belgischen Industrie, mit vielen Auslandsunternehmungen, vor allem ihren Doppelcharakter als Kredit- und Finanzbank betrafen, ließen sich überwinden, und konnten bei gehöriger Kontrolle durch die deutsche Verwaltung nicht schwer ins Gewicht fallen gegenüber den vielen Vorteilen. Das Bankdirektorium erkannte den Nutzen, den die Bank selbst, vor allem das Land, aus den deutschen Vorschlägen ziehen mußte. Es kam zu einer leidlich befriedigenden Abmachung mit der Nationalbank, die bald einsah, daß ihr Versuch, eigenmächtig eine Filiale in Le Havre aufzutun, jeder gesetzmäßigen Grundlage, aber auch jedes Erfolges entbehrte.

Vor allem wurde die Kontributionsfrage neu geregelt. An Stelle der einzelnen Städte, Kreise und Provinzen trat jetzt eine gemeinsame Schuldgarantie aller neun Provinzen, auf Grund deren die Société générale 480 Millionen Franken Schatzscheine auszugeben in der Lage ist. Da bis auf rund 1 Million Franken, wie oben dargelegt, alles Gold weggeschleppt worden ist, entbehrt die Bank der Goldbasis: so muß sie, wie das eine ganze Anzahl Staatsbanken von je getan haben, die Auslandsforderungen als Aktiva einstellen. Unter diese Auslandsguthaben fallen gewissermaßen auch die nach Deutschland geschafften Güter: Sie werden von dem beim preußischen Kriegsministerium errichteten Ausschuß für die Rohstoffe verwaltet, und das Kriegsministerium eröffnet ihren Eigentümern, soweit sie nicht den kriegführenden Staaten angehören, im Wert der beschlagnahmten Güter bei der Reichsbank ein Konto, das bis drei Monate nach Friedensschluß gesperrt bleibt. Diese Guthaben, durch die jene Güter also gekauft werden, beleiht oder kauft nun die Société générale, und führt so den Besitzern unter Anrechnung eines gewissen Geschäftsnutzens Geld zu. Zur Notendeckung sollen auch alle Auslandsforderungen der anderen belgischen Banken herangezogen werden, und dadurch eine Grundlage für weitere Notenausgaben geschaffen werden. Die Société générale ist gleichsam eine Bank der Banken, sie diskontiert nur Wechsel mit drei Unterschriften, deren letzte die einer soliden Bank sein muß. Indem die

Digitized by Google

Nationalbank sich verpflichtet hat, drei Monate nach dem Frieden die Noten der Société générale in eigene umzutauschen, ist einem allzu starken Kurssturz der neuen belgischen Noten vorgebeugt. Die deutsche Verwaltung ist bei der Bank durch einen Kommissar vertreten, übernimmt aber weiters keine Verantwortung. Die Société générale hat das Notenprivileg zunächst auf ein Jahr erhalten, ihre Notenabteilung ist von den übrigen Bankgeschäften durchaus getrennt, die Noten erhalten Zwangskurs und sind gesetzliches Zahlungsmittel. Deutsches Papiergeld muß zum Kurse von 1,25 Franken und bis zur Höhe von 400000 Mark monatlich angenommen werden; die Eigentümer der Guthaben bei der Reichsbank können diese von der Société générale bis drei Monate nach Friedensschluß in Markwährung zurückkaufen.

Diese Bestimmungen haben den Erfolg gehabt, daß das Geschäftsleben sich wieder regen konnte,[1]) sie haben Belgien und das Deutsche Reich in enge geschäftliche Beziehung gebracht, Deutsche und Belgier zunächst an einem Punkte zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. Sie haben es ermöglicht, daß alle nach Deutschland verbrachten Güter bezahlt, Geld infolgedessen in Umlauf kam, ohne doch einen starken Goldabfluß aus Deutschland nötig zu machen. Indem die Kontributionen verteilt und auf bestimmte Termine (zuerst 80 Millionen Franken am 15. Januar d. J. und dann Mitte jedes Monats je 40 Millionen Franken, die letzte Zahlung Mitte November 1915) festgelegt wurden, wurde ihnen viel von der drückenden Härte genommen, und eine gerechte Verteilung der Lasten möglich. Nichts kennzeichnet wohl das deutsche Vorgehen und zugleich die noch immer hoffnungsvolle Stimmung der Belgier besser als die verbürgte Äußerung eines geschäftskundigen Belgiers — ich glaube aus Antwerpen —: „Die Deutschen sind dumme Leute; da erheben sie die Kontributionen in Raten: die erste werden sie bekommen, aber die folgenden — niemals, da sind sie längst fort."

Es wäre ein schwerer Irrtum zu glauben, daß namentlich der belgische Mittelstand sich so bald mit dem Lauf der Dinge wird abfinden können oder auch nur wollen. Noch stehen allenthalben im Lande zerschossene Häuser, noch sind viele Schützengräben nicht eingeebnet, noch wird der Wanderer auf Schritt und Tritt an die Furie des Krieges erinnert. Allzuleicht wird dabei vergessen, wieviel auf die Rechnung der Belgier selbst kommt, wie z. B. in Mecheln während der Beschießung Antwerpens und ehe die Einwohner in ihre Häuser zurückkehrten, der Mob aus dem nahen Brüssel und Antwerpen sich ans Plündern machte, mitnahm, was nicht niet- und nagelfest war, und sich dabei die unvermeidliche Unordnung zu-

[1]) In nicht ferner Zeit kann die deutsche Verwaltung auch an den Abbau des drückenden Moratoriums gehen.

Digitized by Google

nutze machte, in der unsere Truppen ihre Quartiere und die durchstöberten Gebäude hatten lassen müssen. Wenn man genötigt ist zur Unterbringung von je 20—30 Mann aus vier oder fünf von den kleinen belgischen Häusern die wohlverdienten Betten zusammenzuholen, die oft die engen Treppen kaum heruntergehen, dann kann nicht alles wie bei einem geregelten Umzug geschehen. Tragisch ist, daß man in diesem Falle den Bewohnern Mechelns wegen ihrer Flucht keinen Vorwurf machen kann. Die nach und von Antwerpen fliegenden Geschosse zwangen die meisten Einwohner zur Räumung ihrer Häuser; wo sie daheim blieben, ist dem Hausrat nichts geschehen, und noch liest man an einer Tür mit Kreide die Worte: „Dieses Haus ist bewohnt". Die Wiedergekommenen aber fanden alles leer und öd. Unsere Truppen mußten den Ärmsten beistehen, so gut sie konnten, mußten auch für die Zivilbevölkerung für Fleisch und Brot sorgen. Im Verein mit den städtischen und geistlichen Behörden gingen sie unverzüglich an die Ausbesserung der schlimmsten Schäden. Die Kirchen erhielten neue Fenster und Notdächer, die Giebel wurden gestützt, die zerstörten Häuser abgerissen; je mehr Einwohner heimkehrten und die ihnen dargebotene Arbeitsgelegenheit benutzten, je mehr konnte alles gefördert werden. Und wer Ende Februar neben dem Kommandanten der Stadt, dem seine rheinische Muttersprache die Kenntnis des Flamischen sehr erleichtert hat, durch die Straßen ging, konnte sich überzeugen, wie das bürgerliche Leben wieder aufblühte, und wie dankbar weite Kreise der Bevölkerung zu „Onze Kommandant" aufblicken.

Mecheln hat eine fast ausschließlich Flamisch sprechende Einwohnerschaft. Das erleichtert den Verkehr namentlich mit den Niederdeutschen, und ein verhältnismäßig vertrauliches Verhältnis zu unseren Soldaten stellt sich ein. Die häßlichen Angriffe, die die Wallonen gegen die „Flamingants" in Antwerpen gerichtet haben, in dem sie ihnen die vorzeitige Übergabe der Stadt vorwarfen und sie zu Verrätern am Vaterlande stempelten, und die nun bald ihre gerichtliche Austragung finden sollen, werden vielleicht der deutschen Verwaltung ihre Aufgabe erleichtern, das sprachverwandte flamische Element heranzuziehen und zu stärken. In diesen Kreisen fängt man wieder an sich zu erinnern, wie die „Franskillons" vor dem Krieg eine geistige Tyrannei ausgeübt haben mit der Losung „alle Bildung ist französisch", wie Schriftsteller von flamischem Geblüt, die sich rasch zu Deutschenhassern entwickelten — man denke an Maeterlinck —, ihre Muttersprache verleugnet haben, und wie überall der „flamische Bauer und Rüpel" hinter dem feinen Franzosen zurückstehen mußte. Man gedenkt wieder der heißen Kämpfe, die endlich zu dem Gesetz einer Verwaltungstrennung geführt hatten, das aber, wesentlich von Wallonen gemacht, keineswegs der

Digitized by Google

wahren Bedeutung des flamischen Elements z. B. in Brüssel und Brabant gerecht wurde. Mancher guten Flamen Blicke wenden sich wohl schon jetzt auf die deutsche Verwaltung in der Hoffnung, sie werde der einzigen bodenständigen Sprache zu besserer Geltung verhelfen. Dabei kommt die Natur den Flamen in merkwürdiger Weise zu Hilfe: Während bei den Wallonen ein ständiger Geburtenrückgang statthat, besteht bei den Flamen nach den Statistiken ein jährlicher starker Geburtenüberschuß. Ihnen gehört also, wenn nicht künstlich durch französische Einwanderung und Verwelschung entgegengewirkt wird, die Zukunft des Landes. Aber dieser Umstand legt der deutschen Verwaltung Belgiens, und jeder dortigen Regierung, auch die unbedingte Pflicht auf, die Kultur der Flamen zu heben, um das ganze Land auf dem ihm gebührenden Kulturniveau zu erhalten.

Keineswegs darf man nun die Flamen schlechthin als Deutschenfreunde ansprechen. Sie haben ein uraltes, starkes Unabhängigkeitsgefühl, mit dem jede Verwaltung wird rechnen müssen. Die schmiegsameren und geistig meist angeregteren Wallonen werden sich vielleicht scheinbar schneller unter die deutsche Verwaltung fügen. Aber diese tut ihre Pflicht unabhängig von augenblicklichen Nützlichkeitserwägungen zum Wohl des Landes, und das erheischt eine gerechtere Behandlung der seit 1830 unterdrückten Flamen. Sie will der Bevölkerung, wessen Zunge diese auch sprechen mag, Vertrauen entgegenbringen. Darum hat man sich auch entschlossen, neuerdings das Paßwesen zu erleichtern. Mitte Februar sind Meldeämter eingeführt worden, die sowohl die wehrpflichtigen Deutschen, als die in Belgien zurückgebliebenen feindlichen Ausländer wie endlich die wehrfähigen Belgier einschließlich der Garde Civique, diese in regelmäßigen mindestens monatlichen Kontrollversammlungen, überwachen. An Stelle der früher zu jedem Aufenthaltswechsel notwendigen Pässe sind seit dem 1. März, in dem überwiegenden Teile des Generalgouvernements Identitätsnachweise getreten, die von den belgischen Bürgermeistern unter deutscher Aufsicht ausgestellt werden. Nur für Automobilfahrten, Reisen ins Ausland und Etappengebiet bleiben die früheren strengen Paßbestimmungen in Gültigkeit, sowie für die an Holland angrenzenden Gebiete, da trotz der Androhung strengster Strafen noch immer wehrfähige Belgier den Versuch machen, das Land zu verlassen, um in die belgische Armee einzutreten. Auch auf einer großen Reihe von Wasserstraßen ist der Verkehr wieder eröffnet, so auf der Maas bis Namur, auf der Schelde, auf einer Anzahl Brüssel, Gent, Brügge, Dendermonde berührenden Kanäle. Diese Neuregelung des Paßwesens, der bei entsprechendem Verhalten der Bevölkerung weitere Erleichterungen, insbesondere auch eine Vermehrung des Lokalverkehrs für Personen, folgen sollen, war die Vorbedingung für die Wiederaufnahme der Indu-

Digitized by Google

strie.[1]) Wer jetzt durchs Land fährt, sieht schon allenthalben wieder Fabrikschlote rauchen, die Wollfabriken — man behauptet bei fünfzig an der Zahl — arbeiten wieder, Zementfabriken sind im Gang, da man im Frühjahr eine lebhaftere Bautätigkeit gerade auch in der Provinz erwarten darf. Schon jetzt leuchten vielerorts die neuen großen Ziegeldächer hervor, an Stelle der verbrannten alten, erheben sich aus dem weggeräumten Schutt neue Mauern. In bescheidenem Umfang hat die Glasfabrikation und die Spitzenindustrie wieder begonnen. In letzterer wird der Versuch gemacht, durch direkten Verkauf bessere Bezahlung für die Arbeiter, geringere Preise für die Ersteher zu erzielen. Maßnahmen zur Hebung der Hausindustrie sind getroffen worden; wo die Bedürfnisse Deutschlands nicht entgegenstehen, hat man auch dem Export ins Ausland keine Schwierigkeiten bereitet. Manche Zweige freilich, wie die einst blühende Automobilindustrie, können zurzeit aus militärischen Gründen nicht aufgenommen werden. Die Gruben von Charleroi erhalten Arbeit, damit wird der Not des Arbeiters gesteuert, und das Gespenst des Hungers gebannt. Natürlich macht sich nicht selten der Mangel an Rohstoffen fühlbar und eine weitere Erschwernis für ein Wiederaufblühen der belgischen Industrie sollen die verhältnismäßig hohen Einfuhrzölle nach Deutschland bieten. Wie weit hier Abhilfe möglich ist, stehe dahin, jedenfalls ist die Bietung von Verdienst das wichtigste Mittel, um zu ruhigen Zuständen in Belgien zu gelangen. Durch Englands rücksichtslose Aushungerungsziele, die deutlicher als alles andere den vollständigen Mangel sittlicher, geschweige denn christlicher Kultur bei den leitenden Kreisen des Inselvolkes zeigen, das zu einem Schandfleck Europas zu werden droht, steht Belgien vor ernsten Ernährungssorgen. Die Maßregeln, mit denen man in Deutschland die Streckung aller Vorräte auf sehr lange Zeit erreichen wird, sind in Belgien nicht so leicht durchzuführen; das Ausland hat dafür ohnehin ein äußerst mangelhaftes Verständnis und steht meistens auf dem Standpunkte jenes Hamburger Privatiers, der mir vor einigen Monaten sagte: „Warum sollen wir nicht Weißbrot essen, solange es Weizen gibt? Es schmeckt und bekommt mir besser, später müssen wir halt darauf verzichten."

Einstweilen haben in Belgien einige reiche Belgier zusammen mit einem amerikanischen Komitee in unter den obwaltenden Umständen durchaus dankenswerter Weise die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Brot übernommen. Die amerikanischen Kommissare haben dankbar anerkannt, wie

[1]) Sehr wichtig war in dieser Hinsicht auch die vor einiger Zeit wieder erfolgte Zulassung des Fahrrades als Verkehrsmittel. Die belgischen Arbeiter wohnen vielfach außerhalb der Fabrikorte, zum Teil in beträchtlicher Entfernung und ohne bequeme Gelegenheit, ihren Arbeitsort morgens zu erreichen und abends zu verlassen, können sie die Arbeit nicht aufnehmen.

Digitized by Google

leicht ihnen die Zusammenarbeit mit den deutschen Beamten gemacht worden ist. Wenn die Belgier es sich nicht haben nehmen lassen, die hilfreiche amerikanische Flagge zu Demonstrationen zu mißbrauchen und in manchen Läden statt der dort geführten Wäsche oder Möbel nur noch amerikanische Fahnen ausstellten, manch großes und kleines belgisches Kind, das kein englisches Wort versteht, die Farbe des Sternenbanners an sich trägt, so tut man wohl am besten, solche Torheiten geschehen zu lassen, soweit sich nicht die amerikanischen Behörden über den Unfug beschweren.

Das demonstrative Farbentragen liegt den Leuten im Blut: Rosetten, Blumen, Bänder in Schwarz-Rot-Gelb schmücken die Brust manches „Patrioten", der ehedem an sein Vaterland kaum gedacht hat. Der öffentliche Straßenverkauf solcher Abzeichen ist verboten, auch wenn er an den Pforten der Kirchen geschieht, und vielleicht ist auch die Ausstellung belgischer Fahnen in manchen Kirchen des Landes rechts und links vom heiligen Josef, dem Schutzpatrone, unter dessen Bild in St. Baaf in Gent steht: „Bewahre das Land mit Herz und Hand!" auf die Dauer nicht zulässig. Die Betenden vereinigen sich da zu einer kleinen Kundgebung beim Scheine geweihter Kerzen. Aber ungleich wirkungsvoller ist das stille Beten von Belgiern und Belgierinnen in der schönen Kirche „Notre Dame des victoires" in Brüssel. So anders auch unsere Bitten lauten mögen, man kann als Beobachter der Inbrunst dieser Flehenden das Mitgefühl nicht versagen.

Ersprießlicher als durch die amerikanischen Sendungen wird der Hungersgefahr vorgebeugt durch rechtzeitige Bestellung der Acker und durch die zahlreichen, nach deutschem Vorbilde eingeführten Vorschriften zum Schutz der Viehzucht. Große Teile Belgiens (42,6 Prozent) sind Ackerland, bewohnt von einer kleinbäuerlichen, meist flamischen Bevölkerung. In Friedenszeit genügen freilich die Erträge nicht, aber sie könnten für die verminderte Bevölkerung jetzt ausreichen, da die im Kriegszustand befindlichen Teile Flanderns verhältnismäßig nebensächlich für die Ernährung sind. Kartoffeln, Futter und Zuckerrüben liefern so reiche Erträgnisse, daß man ihren Anbau (bei den Zuckerrüben zur Hälfte) zugunsten des Getreidebaues hat einschränken können. Die deutschen Landwirtschaftskammern, die Vertreter nach Belgien geschickt haben, haben Saatgut ausgegeben, und die Bestellung ist, soweit ich von der Bahn aus und bei einzelnen Fahrten durchs Land habe urteilen können, gut im Gange. An Gespannen fehlt es nicht, da der Pferdebestand vom Kriege viel weniger mitgenommen worden ist, als man hätte glauben sollen; namentlich in Nordfrankreich sind große Strecken Landes außerdem mit Lanzschen Dampfpflügen gepflügt worden. Eine besondere Bedeutung haben für Belgien der Gemüse- und Gartenbau sowie die Blumenzucht. Hier wird dafür Sorge getragen,

Digitized by Google

daß an Stelle des jetzt unmöglichen Exports nach Frankreich und England ein solcher nach Deutschland, Österreich-Ungarn, eventuell auch der Schweiz tritt, Geld also ins Land kommt.

Auch für die Regelung der Viehzucht, für einen richtigen Austausch und Ablösung mit Deutschland wird gesorgt. Regelmäßige Fohlenmärkte, die nach Belgien und Deutschland verkaufen, wo die Fohlen von den Landwirtschaftskammern weiter verteilt werden, sollen die Pferdezucht erhalten, und das Verbot der Requisition von Milchkühen sucht den Viehbestand und die Milchwirtschaft zu schützen. Vorschriften für die Schweinezucht sind erlassen worden und für die Verwertung des geschlachteten Fleisches als Dauerware. Wie bei uns macht sich für die Haltung des Viehs der Mangel an Futtermitteln fühlbar; schon Mitte Februar konnte man das belgische Vieh wirklich anspruchslos auf der Weide finden. Aber das milde Klima, das die Wiesen früh wachsen läßt, wird hier bald das seinige tun, kommen doch 27,4 Prozent allen Landes auf Weiden und Wiesen. Viel bleibt freilich noch zur Hebung der Landwirtschaft zu tun übrig: Butter und Käse wird auch jetzt aus Holland eingeführt, und in Belgien selbst meist nur in minderer Qualität erzeugt. Die Methoden der Landwirtschaft sind zum Teil noch wenig ausgebildet[1]).

Wenn künftig genügende Arbeitskräfte im Lande sein werden, wird man auch an die Urbarmachung des unproduktiven Bodens gehen können, der in Belgien 11,5 Prozent, in Deutschland nur 9,3 Prozent beträgt. Freilich die Sümpfe bei Ypern wieder zu nutzbarem Lande zu gestalten, wird lange Arbeit fordern, sind doch die Ablaufverhältnisse so ungünstig, daß bei Tournay Ende Februar bei gar nicht besonders anhaltendem Regen das Wasser überall auf den von Birken bestandenen Wiesen stand, und auch in unmittelbarer Nähe von Brüssel kann man Sumpfland sehen.

Arbeit findet also eine pflichtbewußte Verwaltung überall, nicht zuletzt auf sozialem Gebiet. Wohl haben die Gewerkschaften unter Mitwirkung des Staates eine Unfall- und Altersversicherung eingeführt, für die aber kein Zwang besteht. In den Fabriken fehlt es an geschulten Fabrikinspektoren, und so sind die Sicherheits- und Gesundheitsmaßnahmen vielfach ganz ungenügend. Es gibt recht gute Gesetze über den Schutz der Frauen- und Kinderarbeit, aber sie stehen auf dem Papier, da die bisherige Regierung zu schwach und politisch abhängig war, um den Gesetzen Geltung zu verschaffen. Der deutschen Verwaltung bleibt hier ein segensreiches Feld

[1]) Seit Mitte März erscheint in Brüssel eine unter Mitwirkung des deutschen Generalgouvernements herausgegebene Wochenschrift „Der Landmann", in der alle Ausfuhrverbote, Verordnungen, soweit sie auf die Landwirtschaft irgendwie Bezug haben, daneben auch größere Artikel, z. B. über die Verwendung von Melasse und Rohrzucker als Futtermittel, erscheinen.

Digitized by Google

der Tätigkeit, die ihr allmählich gerade die arbeitenden Klassen gewinnen muß. Und mit der besseren sozialen Fürsorge und der Arbeitsbeschaffung wird auch eine der traurigsten Erscheinungen des Kriegszustandes sich bessern, die Prostitution. Es ist ja kein Geheimnis, daß sie von jeher in den belgischen Städten sehr unerfreuliche Formen angenommen hat. Mit aller Entschiedenheit muß aber zur Beruhigung der deutschen Frauen gesagt werden, daß der Umfang der Prostitution während des Krieges nicht in dem Maße zugenommen hat, wie gemeinhin angenommen wird, und daß die von der Kölnischen Volkszeitung verbreiteten Zahlen über die Erkrankung unserer Soldaten auf einem höchst bedauerlichen Versehen beruhen, indem der Verfasser eine aus den Erfahrungen des Jahres 1870 erschlossene hypothetische Zahl für die tatsächlich vorhandene gehalten hat. Belgien insbesondere hat bisher keinen besonders großen Anteil an den Erkrankungen. Wenn unsere Besatzungstruppen auch gewiß nicht alle keusche Josefs sein mögen, und hie und da von der Front Zurückkommende oder Beurlaubte sehr begreiflicher, wenn auch nicht immer löblicherweise über die Stränge schlagen, so sind wir es unseren Offizieren wie Soldaten schuldig, auch hier ihre Ehre zu verteidigen.

Allein die sittliche Not besteht und sie hat in der materiellen Not vielfach ihre dunkle Begründung. Polizeimaßregeln, wie sie kürzlich durch eine allgemeine Sittenkontrolle und besondere Bestimmungen für die Besatzungstruppen ergriffen worden sind, können helfen, aber nicht bessern. Hier erhofft die deutsche Verwaltung Hilfe von dem belgischen Roten Kreuz, das sich bisher freilich nach dem Urteil eines der hervorragendsten belgischen Philantropen der Lage wenig gewachsen gezeigt hat[1]). Es besteht die Absicht, dem belgischen Roten Kreuz, wenn es bereit ist, ehrlich mit dem deutschen Generalgouvernement zusammenzuarbeiten, die Fürsorge für eine Anzahl von Notständen zu übertragen, für die teilweise bisher schon Organisationen existierten, die sich dann dem Roten Kreuz eingliedern würden: Die Krüppelfürsorge, die Tuberkulosenfürsorge, die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die Hebung der Sittlichkeit. Diese verschiedenen Fürsorgen müssen selbstverständlich ineinandergreifen und werden vielfach hinauslaufen auf eine Fürsorge um die Familie des Erkrankten oder Geschädigten, und mit der allgemeinen Armenpflege Hand in Hand gehen müssen. Überaus wichtige soziale Aufgaben sollen hier dem belgischen Roten Kreuze, und falls es versagen sollte, einer neu zu begründeten Institution übertragen werden. Statutenmäßig steht das belgische Rote Kreuz unter der Aufsicht eines Vertreters der Regierung, d. h. im jetzigen Augenblicke des deutschen Generalgouverneurs.

[1]) Eine Friedensarbeit kannte es bisher überhaupt nicht.

Digitized by Google

Arbeitslosigkeit und Müßiggang sind die Wurzeln vieles Übels und vieler Unzufriedenheit. So hat sich die Generalverwaltung bemüht, Arbeitsgelegenheiten zu finden und hat eine militärisch organisierte Baudirektion geschaffen, die für die Wiederherstellung der arg mitgenommenen Straßen sorgt. Auch bei der Bahnverwaltung (der Deutschen Eisenbahnverwaltung in Belgien mit dem Sitze in Brüssel, die unter dem Feldeisenbahnchef steht) finden belgische Eisenbahnarbeiter Beschäftigung und einige Nebenbahnen stehen sogar unter belgischer Verwaltung, natürlich von Deutschen beaufsichtigt. Ebenso haben zu ihrem eigenen Vorteil die belgischen Briefträger, nicht ganz ohne einen gewissen Druck seitens des belgischen Publikums, zuerst in der Provinz, dann auch in der Hauptstadt ihre Arbeit wieder aufgenommen, und in Brüssel findet jetzt zweimal täglich Postzustellung statt. Die ganze Verwaltung der Post, alle eigentlichen Beamtenstellen, sind in deutschen Händen, was schon aus Gründen der politischen Sicherheit und der Zensur nötig ist. Außer deutschen und französischen Briefen können neuerdings auch flamische Briefe, natürlich offen, gesandt werden. Die Trambahnen und Kleinbahnen, soweit sie im Dienst sind, sind unter belgischer Verwaltung geblieben. So finden mehr und mehr belgische Beamte und Angestellte, wenn sie bereit sind, ihre Arbeit ehrlich zu tun, ihr Brot unter deutscher Verwaltung. Auch die städtische Polizei (und die in den Gemeinden) ist belgisch geblieben und arbeitet im ganzen befriedigend. In einzelnen Fällen sind die durch den Krieg entstandenen Lücken, namentlich in Antwerpen, durch freiwillige bürgerliche Polizisten, die sogenannte garde bourgeoise, ergänzt worden, über die Klagen gleichfalls nicht laut geworden zu sein scheinen. Für die allgemeine Sicherheit, die Bewachung wichtiger öffentlicher Gebäude wie Bahnhöfe, Posten, Museen, manchmal auch der Kirchen, der Sitze der deutschen Behörden usw. bürgt unser Landsturm, der auch die Bahnstrecken, vor allem die Bahnübergänge bewacht und dem der wichtige Grenzschutz (gegen Schmuggel von Menschen und Waren) anvertraut ist.

Besonders unheilvoll wirkt der Müßiggang der Schulpflichtigen. Belgien hat bekanntlich ein sehr vielgestaltiges Volksschulwesen und eine unerfreulich große Zahl von Analphabeten. Der Schulzwang war bisher sehr unvollkommen und ist eben durch eine Verordnung des Generalgouverneurs wirksamer gestaltet worden. Das Überwiegen der freien Schulen über die Staats- und Gemeindeschulen hat äußerst unerquickliche Zustände geschaffen. Die Volksschule (und ebenso alle höheren Schulen) sind das Opfer der politischen Zustände, des immer erbitterteren Kampfes zwischen den Liberalen und den Klerikalen[1]), wobei mehr und mehr die Sozia-

[1]) Welche Blüten dieser Kampf treibt lehrt wohl am handgreiflichsten das Bestehen einer klerikalen und einer liberalen — Schweineversicherungskasse.

Digitized by Google

liſten die Liberalen abgelöſt haben. Die klerikalen Schulen verfügten zumeiſt über große Mittel, ſie zogen namentlich einerſeits die flamiſchen Bauern, andererſeits die vornehmeren Klaſſen an ſich, und ſtellten mehr und mehr die konfeſſionelle Propaganda in den Mittelpunkt. Wiederum war es das Beſtreben der Liberalen, den Religionsunterricht ganz aus der Schule zu verdrängen. Den Haß der Liberalen gegen die Kloſterſchulen begreift man vielleicht leichter, wenn man erfährt, daß auf Grund des neuen klerikalen Schulgeſetzes vom Jahre 1885 von 1933 Staatsſchulen 877 geſchloſſen wurden, hingegen 1465 geiſtliche Schulen als öffentliche Schulen anerkannt wurden, und die Kinder 186 Schultage, hingegen 179 Feiertage hatten. Dazu kam die unzweifelhafte Ausnützung der Kinder zu induſtriellen Zwecken, indem man z. B. die Schulmädchen den ganzen Tag weben und Spitzen klöppeln ließ, ſelbſtverſtändlich zur „Übung", und ihnen im günſtigſten Fall einen Tageslohn von 20 Centimes zukommen ließ. Seit drei Jahren iſt auch auf dem Gebiet des Schulweſens eine Neuordnung eingetreten, die an ſich nicht unverſtändig war, aber wie ſo viele Reformen unter der Regierung König Alberts, dem man wohl mit Recht ein perſönliches Intereſſe an ſozialer Fürſorge nachſagte, auf dem Papiere ſtehen geblieben iſt. Zur Durchführung der Reformen fehlt es der deutſchen Verwaltung zurzeit an genügenden Lehrkräften. Sie iſt ernſthaft bemüht, wie die übrigen Flüchtlinge und die weggeführten Zivilgefangenen, ſo auch insbeſondere Lehrer und Geiſtliche in das Land zurückzuholen, obwohl ſie gewiſſe damit verbundene Gefahren nicht verkennt[1]). Unter den augenblicklichen Verhältniſſen iſt die Beaufſichtigung der Schulen keine leichte, die Zivilverwaltung iſt noch kaum in der Lage, ſie wirkſam zu geſtalten, ſo notwendig ſie iſt. Immerhin beſitzen wir, gerade durch die unbedingte Freiheit, die die belgiſchen Schulgeſetze teils theoretiſch, teils wenigſtens praktiſch boten, einen wichtigen Anknüpfungspunkt in den im Lande vorhandenen deutſchen Schulen, in erſter Linie den Schulen von Brüſſel und Antwerpen.[2]) Die ältere von beiden iſt die Schule in Antwerpen, die als Allgemeine Deutſche Schule im Jahre 1840 gegründet wurde, beſtimmungs-

[1]) Insbeſondere hat der Generalgouverneur das lebhafte Beſtreben, die bei der Beſetzung belgiſcher Städte als Geiſeln nach Deutſchland verbrachten Männer, namentlich diejenigen, die für die Selbſtverwaltung von Bedeutung ſind (ohne die man nach ſeinem Wort nicht regieren kann) zurückzubringen. Hingegen die aus Belgien geflohenen oder vertriebenen Deutſchen und Öſterreich-Ungarn können erſt dann die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten, wenn die Sicherheit beſteht, daß ſie die Mittel zu ihrem Unterhalt beſitzen oder ſich verdienen können. — [2]) In Antwerpen gibt es noch eine von der deutſchen Gemeinde unterhaltene Volksſchule, ferner einige jüdiſche Schulen mit deutſchem Charakter; in Lüttich ſind eine Mädchenſchule und vor ſechs Jahren ein Realgymnaſium entſtanden, auch in Gent, Verviers, Neerpalt im Limburgiſchen, hat man Deutſche oder doch unter deutſchem Einfluß ſtehende Volksſchulen begründet.

Digitized by Google

gemäß in erster Linie auf die Bedürfnisse der deutschen Kolonie Rücksicht zu nehmen hat, und abgesehen von den als gleichberechtigt zugelassenen Belgiern, die anderen Nationalitäten nur mit gewissen Einschränkungen aufnimmt. Weiter ist das Programm der seit dem Jahre 1892 bestehenden deutschen Schule in Brüssel. Sie wird vom Deutschen Schulverein verwaltet, und zählte im Jahre 1913 42 Lehrer und Lehrerinnen, 34 Klassen, 650 Schüler und Schülerinnen. Die Grundlage bildet ein zweijähriger Kindergarten für Kinder von vier bis sechs Jahren, dann teilt sich die Schule in die in einem besonderen Gebäude untergebrachte, erst neuerdings errichtete Volksschule mit acht Schuljahren und in die schon länger bestehende Höhere Knaben- und Mädchenschule. Gemeinsamer Unterricht der Geschlechter findet nur im Religions- und Gesangsunterricht der unteren und mittleren Klassen und in der Prima des Realgymnasiums statt. Die Knabenschule umfaßt eine Vorschule in drei Klassen und ein bis zur Oberprima ausgebautes Realgymnasium. Griechisch wird von Obertertia ab in wahlfreien Kursen gelehrt, so daß die Schule auch die Berechtigung zum Besuch der belgischen Universitäten erteilt. Französische Sprache und Literatur werden durchweg, Erdkunde, Geschichte und technische Fächer in den unteren Klassen meist französisch erteilt, sonst ist die Unterrichtssprache deutsch.

Die Höhere Mädchenschule umfaßt die Klassen 1—10 und die Selekta. An Stelle des Latein tritt hier das Italienische, von Klasse 7 ab wird Unterricht im Handarbeiten gegeben. Schülerinnen, die die Reifeprüfung machen wollen, können sich unter Befreiung von Handarbeit und Italienisch von der 4. Klasse ab besonders in Latein und Mathematik ausbilden; der allgemeine Lehrplan für Knaben und Mädchen ist der gleiche.

In der Volksschule wird neben dem Deutschen das Flamische und das Französische gepflegt, so daß also Unterricht in allen drei Landessprachen erteilt wird. In den höheren Schulen beginnt der Unterricht im Flamischen im 5. Schuljahr, wenn, wie der Schulbericht sich ausdrückt, die Knaben und Mädchen genügende Sicherheit im Deutschen erlangt haben, um durch die Verwandtschaft der Sprachen nicht mehr verwirrt zu werden. Unter den Schülern überwogen 1913 natürlich die Reichsdeutschen bei weitem mit 355, dann folgten die Belgier mit 121, alle übrigen Staaten zusammen (darunter auch Brasilianer und Türken) zählten nur 94 Schüler.

Bei einer allenfallsigen, in der Tat höchst notwendigen Neuordnung des belgischen Schulwesens wird die deutsche Schule in Brüssel vorbildlich werden können. Schließt sie sich auch im ganzen an unsere Gymnasialbildung an, deren Bildungswert für den Charakter auch dieser Krieg wieder glänzend erwiesen hat, so stellt ihr Aufbau doch gegenüber unseren heimischen Verhältnissen in mancher Hinsicht etwas Selbständiges und Muster-

Digitized by Google

gültiges dar. Mit der zunächst freilich nur für die Mittelschulen gegebenen belgischen Verordnung obligatorischen Unterrichts im Deutschen wird man in allen belgischen Schulen möglichst bald Ernst machen müssen. Namentlich in den flamischen Gegenden wird das Deutsche in der Volksschule zweckmäßigerweise das Französische ersetzen können, dessen Kenntnis für die nicht so gut wie ausschließlich von Wallonen bewohnten Landesteile (denen man ihre heimische Sprache natürlich erhalten wird) wenig Vorteil bietet. Der flamische Schulbub wird das Deutsche viel leichter lernen, als das Französische, und es wird sich auf diese Weise der vom pädagogischen Standpunkt erwünschte einheitliche Aufbau für die Volksschule in großen Teilen Belgiens erreichen lassen.

Auch das Hochschulwesen hat in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs in Anspruch genommen. Abgesehen von der ganz bedeutungslosen sozialistischen „neuen Brüsseler Universität", die im Jahre 1894 gegründet worden ist und deren Seltsamkeit wohl genügend gekennzeichnet ist durch die Bestimmungen, daß sie aus einer Reihe voneinander völlig unabhängiger und selbständiger wissenschaftlicher Institute bestehen solle und Vertreter in Deutschland, England und Bulgarien hat, besitzt Belgien zwei Staats- und zwei freie Universitäten. Von den Staatsuniversitäten liegt die eine, das flamische Gent, außerhalb des derzeitigen Bereiches des Generalgouvernements, die andere, Lüttich, wurde weit weniger von belgischen, als von fremden Studenten besucht und hat sich nicht gerade eines besonderen wissenschaftlichen Rufes erfreut. Die bedeutendste unter den Universitäten war zweifelsohne die klerikale Universität Löwen. Sie hat bekanntlich besonders unter dem Kriege zu leiden gehabt, so sehr sich einige ihrer Lehrer im entscheidenden Moment bemüht haben, die Löwener Bevölkerung von Unbesonnenheiten zurückzuhalten. Völlig unberührt von der Not des Krieges ist eigentlich nur die freie Universität Brüssel geblieben, die gerade im Begriff stand, ihre Übersiedlung aus dem alten Granvellapalast in geplante Neubauten im Park Leopold vorzubereiten. In diesem Park besitzt sie dank der Munifizenz Herrn Ernste Solvays eine Anzahl wissenschaftlicher, vorwiegend medizinischer Institute und eine Handelshochschule. Auch eine polytechnische Abteilung ist mit dieser Universität verbunden. Wie Löwen, das unter Aufsicht des belgischen Episkopats steht, besitzt Brüssel eigenes Vermögen, erhält aber jährliche Zuschüsse von der Stadt Brüssel (121000 Franken) und der Provinz Brabant (15000 Franken).

Der Staat übt auf diese freien Universitäten keinen unmittelbaren Einfluß aus, hingegen besteht für die staatlichen Universitäten ein sogenannter Verbesserungsrat, der sich aus Vertretern der Fakultäten unter dem Vor-

Digitized by Google

sitze des Ministers zusammensetzt, welch letzterer nach eigenem Gutdünken auch andere Personen heranziehen kann. Diesen „conseil de perfectionnement" soll der Minister wenigstens einmal im Jahre berufen und außerdem entsendet er an jede staatliche Universität einen Regierungskommissar, der darauf zu achten hat, daß die Vorlesungen regelmäßig gehalten werden, die Programme für das Schuljahr eingehalten werden, die Gelder, das Universitätsmaterial, die Bibliotheken richtig verwaltet werden und die Beamten ihren Pflichten nachkommen.

Es besteht nun in der belgischen Bevölkerung mit Recht der dringende Wunsch, daß die jährlichen Prüfungen, die im vorigen Oktober haben ausfallen müssen, baldigst nachgeholt werden, und daß den im Lande verbliebenen Studenten und den jetzt von der Schule abgehenden die Möglichkeit zu weiterer Ausbildung gegeben werde. Es ist sehr zu hoffen, daß alle Hochschulen des Landes unter Beiseitelassung alter Eifersüchteleien und Gegnerschaften sich zu diesem Ziele vereinigen. Sollten sie sich hierzu nicht bereitfinden lassen, so legen die Bestimmungen über die staatlichen Universitäten dem Generalgouverneur die Pflicht auf, in irgend einer Weise für die Abhaltungen der Prüfungen und der Vorlesungen Sorge zu tragen, und er könnte dabei der Unterstützung weiter Volkskreise Belgiens wohl sicher sein.

Zu den Bemühungen um die Hebung des geistigen und öffentlichen Lebens gehört auch die Anordnung des Generalgouverneurs, die Kgl. Bibliothek und die Museen, vor allem in Brüssel, dem Besuch wieder zugänglich zu machen. Die Künstler sollen wieder Gelegenheit haben, in den Sammlungen zu kopieren, die Schulen sie zu besuchen, das Publikum, nicht zuletzt unsere Soldaten, sich darin zu ergehen. Es wird reicher Gebrauch von allen Seiten gemacht, und man kann unsere Offiziere und Landsturmleute bald in Tervueren die Wunder des Kongostaates, bald in den Gemäldegalerien „Adam und Eva" von van Eyck, den „Mann im Hut" von ver Meer van Delft oder die „Spanische Familie" (Selbstporträt mit Frau und Tochter) unseres Franz Stuck betrachten sehen, bald das herrliche Bronzestandbild des Kaisers Septimius Severus in dem Musée du Cinquantenaire. In die innere Verwaltung der Museen und Bibliotheken greift das Deutsche Generalgouvernement nicht ein, es sei denn, daß zum Schutze der Kunstwerke oder Baulichkeiten die belgischen Beamten, deren Mehrzahl an ihrer Stelle verblieben sind, um ein Eingreifen ersuchen, und die nötigen Mittel erbitten, um kostbare Marmorböden mit Linoleum zu belegen, die Sammlungen zu beheizen und den Beamten ihre Gehälter auszuzahlen. Hie und da erweist es sich auch als notwendig, daß für Reinlichkeit, etwa das Putzen entsetzlich schmutziger Fenster, oder für bessere Be-

Digitized by Google

leuchtung oder endlich für das Heraufbringen in den Kellern der Gefahr des Verderbens ausgesetzter Kunstgegenstände gesorgt wird. Eine Gefahr für die ausgestellten Gegenstände besteht derzeit nicht, eine Kontrolle des Bestandes der Museen ist aber sehr wünschenswert, weil eine Anzahl bemerkenswerter Kunstwerke während des Krieges unauffindbar geworden sind und nach Ansicht der einen nach England verbracht, nach Ansicht der anderen von den Belgiern versteckt worden ist. Der Direktor der Kunstgewerbe-Abteilung im Musée du Cinquantenaire äußerte zu mir gesprächsweise: „Wenn ich ein Zauberer zur Zeit des Einmarsches der Deutschen gewesen wäre, so hätte ich mein ganzes Museum nach Spanien gebracht." Solche Gesinnungen machen Vorsicht notwendig; sie entspringen zum Teil der völlig unberechtigten Furcht, es bestehe auf deutscher Seite die Absicht, besonders wertvolle oder zur deutschen Kunst in Beziehung stehende Kunstwerke (und entsprechend Archivalien, Bücher usw.) nach Deutschland zu verbringen. Bis jetzt ist kein einziges Kunstwerk aus Belgien fortgebracht worden und ebensowenig wird das in Zukunft geschehen. Sollten freilich die verschwundenen Bilder von Rubens, van Eyck und anderen nicht in einiger Zeit auftauchen, dann sollte man vielleicht eine Anzahl berühmter Kunstwerke so lange als Pfand nach Deutschland bringen, bis jene verschwundenen Bilder ihren alten Platz wieder eingenommen hätten. Wir würden dann uns nur nach dem Grundsatz des oben erwähnten Direktors des Kunstgewerbe-Museums richten, der zu mir äußerte: „einen Rubens bezahlt man nicht mit Geld, sondern nur mit einem Rubens, einen Watteau mit einem Watteau, wenn es sich um Kriegsentschädigungen handelt." Eine Frage für sich bleibt die Behandlung solcher Kunstwerke und Urkunden, die nachgewiesenermaßen durch Kriegsraub (vor allem zur Zeit der Französischen Revolution und unter Napoleon) aus Deutschland nach Belgien und Frankreich gekommen sind. Der Direktor des Kunstgewerbe-Museums vertrat den Standpunkt, daß in solchen Fällen gegen eine Rückführung der Gegenstände an ihren ursprünglichen Aufenthaltsort nichts einzuwenden sei. Bisher haben die deutschen Behörden von diesem Rechte aber nur in ein oder zwei Fällen in Nordfrankreich Gebrauch gemacht.

Auf Veranlassung des Generalgouverneurs sind auch die Archive einer Revision unterzogen worden, eine solche der Bibliotheken steht bevor. Sehr übertriebene Gerüchte über ihre Zerstörung waren verbreitet worden: tatsächlich hat sich herausgestellt, daß abgesehen von dem beklagenswerten Brande der Bibliothek in Löwen und von Schäden in einigen lokalen Archiven, wie dem allerdings recht wertvollen zu Dinant, ernsthafte Verluste nicht zu beklagen sind. Das Episkopalarchiv zu Mecheln ist nicht mehr vorhanden, aber nach Angabe der geistlichen Behörden von diesen in Sicherheit gebracht worden.

Digitized by Google

Zur Belebung des künstlerischen Lebens sind gleichfalls die ersten Schritte getan: Ein flämisches Theater spielt in Brüssel, allerhand mehr oder minder gute musikalische Darbietungen finden statt, ein großes künstlerisches Ereignis war aber das Gürzenich-Konzert am 13. März im K. Theater. Auf dem Programm standen Mozart, Brahms, Szenen aus den Meistersingern und anderes, der Kölner Sängerchor war dazu herübergefahren, und Hermann Abendroth führte den Taktstock. Schon Tage vorher war das Theater völlig ausverkauft und mehrere hundert weitere Plätze für eine eventuelle Wiederholung vorgemerkt, was auf eine starke Beteiligung auch der Belgier schließen läßt. Auch dem Gedanken regelmäßiger Theateraufführungen durch deutsche Truppen, wie sie in Lille seit einiger Zeit stattfinden, ist der Generalgouverneur in letzter Zeit näher getreten; doch muß in diesen Dingen langsam vorgegangen werden, schon mit Rücksicht auf den Kriegszustand, in dem sich unsere Besatzungstruppen doch befinden, und mancherlei Hindernisse sind zu überwinden. Ziemlich regelmäßig finden zum Besten des Roten Kreuzes Vorträge wissenschaftlicher und belletristischer Art in der deutschen Schule, gelegentlich auch im Senatssaale des Ministerialgebäudes, in dem zurzeit das Generalgouvernement untergebracht ist, statt. Neben zahlreichen Offizieren, die sich teilweise auch selbst als Vortragende beteiligen, sammeln sich hier um den Redner die Mitglieder der Deutschen Kolonie und einige Belgier. Erwähnung verdienen auch die in letzter Zeit neueröffneten Soldaten- und deutschen Eisenbahner-Heime, in denen unsere Landsleute Erholung und zwangloser Verkehr finden können, ohne den Gefahren manchmal recht fragwürdiger Kneipen ausgesetzt zu sein.

Wer die vielfältigen, hier natürlich in keiner Weise erschöpfend dargestellten Aufgaben der Deutschen Verwaltung in Belgien überblickt, kann nicht zweifeln, daß dazu eine recht komplizierte Organisation hat geschaffen werden müssen, die sich naturgemäß fortwährend fortbildet und verändert. Ich will versuchen, die wesentlichsten Züge hier darzustellen. An der Spitze der gesamten Verwaltung steht der Generalgouverneur mit seinem Militärstab. Er trägt in letzter Linie für alle Maßnahmen die Verantwortung und alle irgendwie wichtigeren Angelegenheiten müssen derzeit noch seiner persönlichen Entscheidung vorbehalten bleiben. Der „Verwaltungschef bei dem Generalgouverneur in Belgien", der an der Spitze der Zivilverwaltung steht und einen Stellvertreter (zur Zeit einen Bayern) zur Seite hat, ist ihm unterstellt. Die Provinzen, die Stadt Brüssel und die Festung Antwerpen unterstehen militärischen Gouverneuren mit Generalsrang, denen wieder Zivilpräsidenten beigegeben sind, unter denen die Kreischefs (mit Obersten-rang) arbeiten, auch sie von Zivilkommissaren unterstützt. Daneben bestehen rein militärische Kommandanturen. Von der Zivilverwaltung sind neuer-

Digitized by Google

dings abgetrennt und unmittelbar unter den Generalgouverneur zu seiner Beratung und Verfügung zwei besondere Abteilungen gestellt, die eine für Finanz- und Bankwesen, die andere die sogenannte politische Abteilung. Sie vermittelt den Verkehr mit dem Auswärtigen Amt, den Vertretern der neutralen Staaten und den diplomatischen Verkehr überhaupt; in regelmäßigen Vorträgen sorgt sie für die begreiflicherweise unerläßliche Orientierung des Generalgouverneurs über die Vorgänge der auswärtigen Politik. Sinngemäß unterstehen ihr auch der Flamenausschuß und der Preßausschuß. Der jetzige Generalgouverneur schenkt den Presseangelegenheiten seine besondere Aufmerksamkeit. Außer der Information deutscher und ausländischer Zeitungen und der Durchsicht fremder Zeitungen obliegt diesem Ausschuß (mit Unterstützung des Flamenausschusses) die Zusammenarbeit mit der einheimischen Presse: Mehrere belgische Zeitungen wie La Belgique, Le Bruxellois, L'Echo de la Presse, het Vlaamsche Gazet het laatste Nieuws, het Handelsblad van Antwerpen, de Vlaamsche Post, erscheinen täglich, haben bis zu 3000 Abonnenten (ohne den in Belgien sehr wichtigen Straßenverkauf) und genießen alle unter den gegebenen Umständen nur möglichen Freiheiten. Auch in der Zulassung ausländischer neutraler Zeitungen wird man allmählich weitere Erleichterungen schaffen können.

Besondere Abteilungen der Zivilverwaltung bestehen neben der vor allem organisatorischen Zentralverwaltung für die Justizpflege, die Landwirtschaft, die Kultus-, Schul- und Kunstangelegenheiten, für Handel, Gewerbe und Industrie, für die innere Verwaltung (das heißt die Landesverwaltung, die Polizei, das Paßwesen, das Medizinalwesen, die Leichentransporte u. s. f.) Die Justizpflege liegt in der Hauptsache nach wie vor in belgischen Händen, die Richter sprechen Recht im Namen des Königs und des Generalgouverneurs. Aber jener eben erwähnte Justizausschuß bei der Zivilverwaltung in Brüssel übt eine gewisse Aufsicht und bearbeitet in erster Linie die Rechtsangelegenheiten der deutschen Staatsangehörigen und die Entschädigungsansprüche, darunter diejenigen der in den ersten Kriegstagen von Hab und Gut vertriebenen Deutschen[1]). Man kann wohl sagen, daß derzeit Militär- und Zivilbeamte gleichsam ein über das ganze Land ausgebreitetes Netz bilden, innerhalb dessen Maschen die belgischen Behörden weiter arbeiten können und sollen. Vielleicht kann man bedauern, daß die Zivilbeamten, da sie als Reserveoffiziere meistens Uniform tragen, äußerlich wenig hervortreten, und die Einwohnerschaft Belgiens dadurch mehr als nötig den Eindruck einer rein militärischen, sagen wir ruhig kriegsrechtlichen, Verwaltung empfängt.

[1]) Hierbei wirken aber belgische Richter mit.

Digitized by Google

Aber noch muß, niemand kann sagen auf wie lange, das Militär in Belgien, nicht nur in der Etappe, das letzte Wort haben. Von unseren Besatzungstruppen hängt die Sicherheit des Landes, hängt die Sicherheit der rückwärtigen Verbindungen unseres in Frankreich und an der flandrischen Grenze stehenden Heeres ab. Ohne Ruhmredigkeit darf ausgesprochen werden, daß wir schon jetzt das Land nicht verwalten wie ein ungütiger Pächter, der möglichst viel herausholen will, sondern wie ein treuer Pfleger, der die Wohlfahrt und Zukunft des ihm anvertrauten Lehens bedenkt. Noch muß freilich das Streben des Generalgouverneurs dahin gehen, die Maschine nicht zu kompliziert werden zu lassen, und die einzelnen Stellen nicht allzusehr sich auswachsen zu lassen — begreiflicherweise hat jeder Vorstand einer Abteilung den lebhaften Wunsch, seinen Betrieb möglichst auszubreiten. Augenblicklich darf sich die Verwaltung nicht zu sehr zersplittern, nicht zu sehr ins unendliche verlieren; es dürfen nicht zu viel Leute der Heimat entzogen, nicht zu viel Kräfte hier festgelegt werden. Man darf wohl sagen, es gibt schon jetzt eher zu viel als zu wenig Leute aus Deutschland, die sich um Belgien kümmern und sich dort zu schaffen machen möchten. Wer aber an die Arbeit dort gehen will, der muß seine ganzen Fähigkeiten einsetzen, und muß gewillt sein, wie das nur die besten englischen Beamten in Indien und Ägypten gewesen sind, sich und seine Leistungen den Verhältnissen anzupassen, das Wichtige kräftig anzupacken und Unwichtiges zurzeit beiseite zu lassen. „Nur der Beste ist für die in Belgien gestellten Aufgaben gut genug.“ Wenn dieser Wahlspruch des Generalgouverneurs überall zur Tat wird, so dürfen wir fest und ruhig dem Kommenden entgegensehen, der ferneren Entwicklung die für das Land, in dem Karl V. geboren, in dem Egmont und Graf Horn gekämpft haben, Rubens seine unsterblichen Werke geschaffen hat, nicht weitere Kriegesnöte, sondern Frieden und Ruhe bringen möge.

Digitized by Google

Die belgische Neutralität.[1])

„Belgien", rufen unsre Feinde über die Welt, „ist das bemitleidenswerte und glorreiche Opfer des brutalen Militarismus, gegen dessen Anmaßung sich jetzt die Welt erhebt: Ein kleines Land, seit Jahrhunderten nach dem Frieden der Neutralität strebend; 1830—39 endlich gelingt es ihm, sie sich zu erringen, die fünf Großmächte Europas verbürgen sich ihm dafür; seitdem lebt es harmlos und friedlich gesichert, in aufblühender Wohlfahrt, mit allen Nachbarn in gleichmäßig gutem Einvernehmen, das Muster eines neutralen Staats; wie aus heiterm Himmel fällt in dies Idyll im August 1914 die unerhörte deutsche Forderung, diese Neutralität zugunsten des deutschen Militarismus zu brechen; Belgien, der kleine Staat, bleibt gegenüber der schnöden Versuchung des Großen fest, es opfert sich für Recht und Freiheit; zwar tritt England als Schirmherr der Kleinen und Neutralen an seine Seite, der Weltkrieg entbrennt gegen das erobernde Deutschland, allein Belgien erliegt der schmachvollen Übermacht; die ganze Welt muß sich erheben, um diesen Märtyrer der Neutralität zu retten und zu rächen."

So viel Worte, so viel Lügen, erwidern wir Deutschen.

Aus eigener Unkraft war dies Land wegen seiner strategischen und wirtschaftlichen Bedeutung seit Jahrhunderten immer eines der großen Kriegstheater des Erdteils, nie stark genug zu eigener Stellung. Palmerston 1831: „Belgien ist niemals ein unabhängiger Staat gewesen; es hat zu Spanien, zu Österreich, zu Frankreich gehört, bis es durch Europa erobert und diesem Land abgenommen wurde." In den 76 Jahren von 1633—1709 waren für Belgien 53 Kriegsjahre — es war die Zeit der Regierung Ludwigs XIV.

Seine letzte unabhängige Stellung errang es nicht durch eigne Kraft, sondern durch die Gunst der Umstände; die Neutralität wurde ihm dabei von den Großmächten als Bedingung auferlegt, im Interesse der Nachbarn, als Auskunftsmittel gegen einen drohenden europäischen Konflikt, als Schutzmauer gegen Frankreich.

Wie betrachteten die Großmächte diese ihre Bürgschaft? Palmerston: „Es ist wahr, daß Verträge die Neutralität Belgiens festgestellt haben. Aber ich bin nicht geneigt, derartigen Verpflichtungen große Bedeutung beizumessen. Die Weltgeschichte zeigt, daß wenn ein Streit sich erhebt, und eine kriegführende Nation es für nützlich hält, ihre Armee durch ein neutrales Gebiet durchmarschieren zu lassen, Neutralitätserklärungen nicht allzu ängstlich beachtet zu werden pflegen." Gladstone am 10. August 1870: „Ich vermag nicht der Lehre beizustimmen, daß die einfache Tatsache des Vorliegens einer Garantie jeden Teilnehmer an ihr bindet, völlig ohne Rücksicht auf die besondere Lage, worin er sich befinden mag, in dem Zeitpunkt, wo der Anlaß, der Garantie gemäß zu handeln, eintritt. Die großen Autoritäten auf dem Gebiet der auswärtigen Politik ... haben m. W. niemals diese starre und, wenn ich so sagen darf, diese unpraktische Ansicht von der Garantie gehabt."

„Seitdem lebte Belgien harmlos": Palmerston: „Die Belgier sind zu allen Zeiten eine unruhige und aufsässige Nation gewesen. Es scheint nötig, sie in gewisser Weise zu einem friedlichen Dasein zu verurteilen und zu zwingen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf Handel und Industrie zu richten." „Die Belgier sind eine Bande feiger Vagabunden, unwürdig frei zu sein." Talleyrand: „Il n'y a point d'appui à trouver avec des gens étourdis et turbulents comme les Belges."

... „und friedlich gesichert": Talleyrands Absicht bei der Neutralisierung: „Ich glaube, daß es weise ist, für den Augenblick da haltzumachen. Die Zukunft bringt uns wahrscheinlich die Angliederung (réunion) und ich glaube, daß wir hoffen dürfen, sie dann nicht so teuer zu bezahlen." Fast jede der vielen französischen Regierungen bis 1870 hat nach diesem Ziel gestrebt. In jeder der europäischen Krisen: 1840, 1848, 1854, 1859, 1866/7, 1870 war Belgiens Los schwankend und gefährdet. In keiner aber war Preußen jemals Belgien bedrohlich oder feind. ... „als Muster eines neutralen Staats." Urteile der Redner des belgischen Nationalkonvents 1830/1 über die Neutralität: „Willkürherrschaft der Großmächte", „Helotentum", „Nullität

[1]) Emil Waxweiler, La Belgique neutre et loyale, Lausanne 1915 (Deutsch u. d. T.: Hat Belgien sein Schicksal verschuldet? Zürich 1915). — Die belgische Neutralität. Berlin bei G. Stilke. — Reinhard Frank, Die belgische Neutralität. Ihre Entstehung, ihre Bedeutung und ihr Untergang. Tübingen 1915. — Aloys Schulte, Von der Neutralität Belgiens. Bonn 1915.

Digitized by Google

in Politik und Handel", „Bastardregiment", „Hermaphroditen". Artikel in der Revue militaire belge 1843: in Friedenszeiten möge man nur ruhig die Neutralität verkünden; beim ersten Kriegssignal werde sie doch in Trümmer gehen. General Brialmont, der Erbauer der belgischen Festungen, 1883: die dauernde Neutralität sei ein übles Geschenk, das Belgien hätte ablehnen müssen, wenn es gekonnt hätte. Der belgische Professor Nys 1901: Die Neutralisierung sei eine Brutalisierung Belgiens im egoistischen Interesse der Mächte. Dazu noch einmal Brialmont: „Hörten wir auf neutral zu sein, so könnten wir die unheilvolle Folgerung vermeiden, die für unser Land und unser Gebiet in der Verpflichtung liegt, den ersten Kriegführenden zu bekämpfen, der unsere Grenzen überschreitet, auch wenn er gerade der wäre, dem wir in unserm Interesse unsre Tore öffnen und dessen Operationen wir erleichtern würden, sofern wir mit ihm in Friedenszeiten ein Bündnis geschlossen hätten."

Immer mehr empfand Belgien in den letzten Jahrzehnten die Neutralität als politisch und militärisch hinderlich und zugleich als wertlos. Wie sie los werden? war die Frage. Sie sei überhaupt seit 1870 (durch Gladstones Doppelvertrag mit Preußen und Frankreich) beendet, meinte in amtlichem Gutachten der Oberst Ducarme 1901 — derselbe, der 1906 als Generalstabschef mit dem englischen Militärattaché in Brüssel über gemeinsame Operationen der verbündeten Engländer und Belgier verhandelte. Aber diese Lösung schien doch etwas gefährlich. Einfacher war, alle Verpflichtungen der Neutralität allmählich abzuschütteln, alle Freiheiten auszudehnen. Ed. Descamps 1902: die Neutralität bestehe in Friedenszeiten überhaupt nicht; die Frage, ob der neutrale Staat im Frieden schon Allianzen schließen dürfe, sei lediglich eine Frage der Klugheit. E. Nys 1900: Die Neutralität kann jederzeit vom Neutralen einseitig gekündigt werden, von den Garanten aber nur durch gemeinsamen Beschluß. General Brialmont: „l'Etat neutre peut, en vertu de son droit de renoncer à la neutralité, déclarer la guerre à un état Européen, s'il fait cette guerre pour son propre compte et non pour un tiers".

Soweit die Theorie. Und die Praxis? Eisenbahnwesen und Festungssystem werden vollkommen geändert — zuungunsten Deutschlands, zugunsten Englands und Frankreichs. Entgegenstehende Neutralitätsverpflichtungen? Ministerpräsident Frère-Orban: „Wir errichten Festungen wie sie uns passen, ohne uns durch pompöse Phrasen über unsre angeblichen internationalen Verpflichtungen beeinflussen zu lassen." Anfang 1906 entwirft der belgische Generalstabschef nach Besprechungen mit dem englischen Militärattaché einen Operationsplan für eine englisch-französisch-belgische Kooperation gegen Deutschland, der vom englischen Genralstabschef geprüft und gebilligt wird, und trifft ein umfassendes, vertrauliches Abkommen: man einigt sich über englische Truppenkontingente und -Transporte, über belgische Karten und Reglements, über Oberbefehl, Landungsplätze, Verpflegungsbasis, englischen Aufmarsch ins Operationsgebiet, Zuteilung von Dolmetschern und Gendarmen, Verwundetenfürsorge, über belgische Spionage im deutschen Rheinland. Man liefert England seitdem fortlaufend bis 1914 Material zu Handbüchern für die englische Truppenführung in Belgien, die Daten über die belgische Mobilmachung und die Verteidigung von Antwerpen. Der englische Gesandte in Brüssel unterhält sich über die gleichen Dinge mit dem belgischen Minister des Äußern.

Die Vorbereitungen sind auf beiden Seiten gut geführt, bis zum Ende gediehen. Lord Roberts 1913 über die Marokkokrise 1911: „Unser Expeditionskorps wurde in Bereitschaft gehalten, um sich sofort nach Flandern einzu chiffen." Der englische Militärattaché Bridges zum belgischen Generalstabschef Jungbluth über die gleiche Krise: Die englische Regierung hätte unmittelbar eine Landung in Belgien vorgenommen, selbst wenn Belgien keine Hilfe verlangt hätte. Bericht des belgischen Militärattachés aus London vom April 1914: „Des circonstances qu'il est impossible de déterminer, mais qu'il faut prévoir, pourraient amener le Gouvernement Britannique à vouloir intervenir rapidement sur le continent et en particulier dans nos provinces."

Da kam von der andern Seite der „brutale deutsche Überfall": Am 1. August fragt der deutsche Gesandte bei Sir Edward Grey an, ob England gegen die deutsche Zusicherung der Neutralität Belgiens die eigene Neutralität verspreche; Grey verneint. Am 2. August verlangt Deutschland von Belgien (in einer Note anständig und freundlich, als läge von seiten Belgiens auch noch nicht das mindeste vor, wie von Ehrenmann zu Ehrenmann) die Gestattung des Durchmarsches deutscher Truppen; es sichert Belgien Integrität und vollen Schadenersatz zu; es hätte sich dabei

Digitized by Google

berufen können auf die seit 1900 von dem belgischen Staatsrechtslehrer Nys vertretene Ansicht, daß die Unverletzlichkeit Belgiens überhaupt nicht im Garantievertrag enthalten und daß dieser Durchmarsch also keine Verletzung der belgischen Neutralität sei.

Armes Belgien, — ja! Denn es war nun nicht mehr frei, die Hände waren ihm gebunden. Und so „entbrannte über Belgien der Weltkrieg gegen Deutschland". Bedauerliche Selbstüberhebung des Kleinen: So schlecht und frivol war die europäische Politik doch noch nie geleitet, daß sie für 7½ Millionen Menschen das Wohl von einigen hundert Millionen aufs Spiel gesetzt hätte. Und ein kleiner chronologischer Irrtum: am selben 2. August, an dem abends die deutsche Erklärung in Brüssel übergeben wurde, hatten untertags schon die Führer der englischen Opposition ihre Regierung aufgefordert, mit der Unterstützung Rußlands und Frankreichs nun nicht länger zu zögern, hatte Sir Edward Grey dem französischen Kabinett die englische Hilfe bereits bindend versprochen.

So lag es: Seit zehn Jahren arbeiteten Rußland, England und Frankreich daran, den aufstrebenden deutschen Rivalen einzukreisen, und wenn alle Vorbereitungen dazu fertig wären, zusammen niederzuschlagen. Die Ermordung Franz Ferdinands führte schon etwas vor der Zeit zur entscheidenden Krise. Rußland schlug los. England und Frankreich standen vor der Wahl, entweder es im Stich zu lassen und damit alle alten Pläne gegen Deutschland aufzugeben, oder es jetzt schon auf die große Probe ankommen zu lassen. Sie wählten das letztere.

Belgien war seit 1906 in den Ring dieser deutschlandfeindlichen Mächte eingetreten. Es glaubte seine Ziele besser zu erreichen durch Allianzen als durch seine alte Neutralität, die ihm lästig war, und es wählte, unter dem Schutz dieser Neutralität, heimlich seine Bundesgenossen da, wo die größere Zahl ihm den sicheren Sieg zu versprechen schien. Politisch und militärisch lieferte es sich diesen Mächten seitdem aus: eine Entscheidung gegen sie, für die andere Seite, wäre ihm schlechterdings nicht mehr möglich gewesen: es hatte aufgehört, ein neutraler Staat zu sein.

Nun hat unser gutes deutsches Schwert alle gegen uns gesponnenen Netze durchhauen. Der Kriegsgott hat wieder die Würfel um Belgien in die Hand genommen. Er schafft alle Rechte neu. Was mit Belgien früher war, ist unerheblich geworden. Was mit ihm werden wird, steht auf einem neuen Blatt seiner Geschichte.

Belgische Kriegsbereitschaft.

Herr Moritz Kufferath hat in dem Journal de Genève vom 16. März 1915 als Ergänzung der Urkunden, die die belgische Regierung zu ihrer Verteidigung herausgegeben hat, eine Depesche Sir Edward Greys an den englischen Gesandten in Brüssel vom April 1913 herausgegeben, die leider im englischen Blaubuch nicht wiedergegeben worden sei, aber kürzlich von dem belgischen ehemaligen Justizminister von den Heuvel ans Licht gezogen wurde. Nach Herrn Kufferath soll diese Depesche die völlige Korrektheit sowohl der englischen wie der belgischen Regierung erweisen, und das Nichtvorhandensein jeder Verpflichtung, jeder militärischen Abmachung, die irgendwie ein Entgegenkommen gegen die Feinde Deutschlands bedeutete. Als wichtigsten Satz hebt Herr Kufferath den folgenden hervor: „Wir haben prüfen müssen, welche Maßregeln wünschenswert und notwendig für uns wären, als Garantiemacht der belgischen Neutralität für den Fall, daß irgend eine Macht diese Neutralität antasten sollte." Triumphierend ruft Herr Kufferath aus: „Nicht Belgien hat geprüft, sondern England; konnte Belgien es abweisen, dieser Prüfung seine Hilfe zu leihen? Nein, das konnte es nicht. Eine der Garantiemächte stellte die Forderung, eine jener Mächte die, wie Preußen 1839, Belgien die ewige Neutralität auferlegt hatten." Die Frage, wie sich Belgien wohl verhalten hätte, wenn Deutschland das gleiche Ansinnen an Belgien gestellt hätte, wird Herr Kufferath ungern beantworten. Dafür aber sind wir in der glücklichen Lage, aus einem Privatbriefe, dessen Wortlaut meines Wissens auch den deutschen Militärbehörden mitgeteilt worden ist, uns eine Vorstellung zu machen, in welcher Weise England die zu ergreifenden Maßregeln zu prüfen pflegte. Am 30. Juli 1914, also zu einer Zeit, wo angeblich England, Frankreich und Rußland, erst recht also Belgien, von den friedlichsten Absichten beseelt waren, schreibt eine ahnungslose englische Dame an eine deutsche Bekannte: „Mein Sohn hat uns heute verlassen, um sich zu Sir J. Frenchs Stab nach Belgien zu begeben." Fr. W. v. Bissing.

Digitized by Google

Gedächtnisrede, zur Münchener Bürgerfeier von Bismarcks 100. Geburtstage, 27. März 1915.

Von Erich Marcks, Professor der Geschichte an der Universität München.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.

Das sind, meine lieben Mitbürger, die strahlendsten Feierklänge von 1870. Mir hallen sie heute durch Ohr und Herz. Dürfen wir sie heute hören? Uns umtobt der Kampf; in Nord und Süd, in Ost und West singen die Geschütze und nicht die Glocken ihr Lied, und die Flammenzeichen um unser Vaterland herum sind keine Zeichen der Feste. Die Siegesfeiern, auf die wir hoffen und trauen, liegen noch in der Zukunft. Der Mann, der uns heute hier vereinigt, ist der Genius des Kampfes, der Genius des bittersten Ernstes. Und dennoch feiern wir dieses Fest, inmitten dieses Krieges: wir feiern es als ein Fest der Treue, des Stolzes, des Dankes, und auch, trotz allem, als ein Fest der Freude. Wir huldigen in dem Manne von Eisen, der unser Volk und unsern Staat geschaffen hat, dem guten Geiste dieses Reichs. Er ist uns Hoffnung und Führer, und daß wir ihn heute in Einigkeit feiern, das ist uns die leuchtende Gewähr unseres Zusammenhalts und unseres Siegs. Wir haben ihn, viele von uns, dereinst mit Augen gesehen: jetzt schwebt er über uns als die Idee unseres Vaterlands; er ist in die irdische Ewigkeit eingegangen, in der die hohen Genien eines Volkes über ihrem Volke weiterleben, mit ihm wachsend, mit ihm leidend, mit ihm siegend, aufsteigend, sich weiter und weiter entwickelnd und sich wandelnd: in ihres Volkes Fortdauer unsterblich. Wir feiern die Unsterblichkeit Bismarcks, den Namen der Deutschland bedeutet, die Kraft des Heros, aus der wir Kraft schöpfen, seinem Werke zu dienen; und wir haben noch den Sterblichen unter uns gehabt und mit ihm gelebt: wir sehen die Bahnen aufglühen, die ihn aus menschlichem Streiten und Wollen empor- und hinübergeführt haben in jene Unsterblichkeit der Geschichte und der Zukunft. Und unser Gedanke schreitet diese Bahnen nach, aus dem Persönlichen in das Allgemeine hinüber, aus dem

Digitized by Google

Begrenzten in das immer Weitere, aus dem Vergänglichen in das Unvergängliche, das er uns heute ist.

Die heute Fünfziger und Sechziger sind, wissen noch wohl, wie sie vor dreißig Jahren den 70. Geburtstag des großen Kanzlers begingen. An jenem 1. April 1885 stand Bismarck auf seiner höchsten Höhe. Er hatte das Reich errichtet und hatte es innerlich ausgebaut; er hatte es aus den Tagen der Verfassungsgründung in die Tage der wirtschaftlichen und sozialen Staatswirksamkeit hinaufgehoben; er hatte ihm einen neuen machtvollen sittlichen Inhalt verliehen. Er hatte es fest hineingestellt in ein widerwilliges Europa. Er hatte Frankreich im Zaum gehalten und sich selber Freunde gesucht; er hatte, als neuer Feuerschein im Osten, von Rußland her, aufstieg, Deutschlands Sicherheit auf das 1879er Bündnis mit Österreich gegründet; von diesem mitteleuropäischen Bündnis her, das den haltbaren Inhalt der Vergangenheit wiederherstellte und der Zukunft einen breiten Boden schuf, auf dem sie bis heute gelebt hat und heute deutlicher lebt als je, hatte er eine unvergleichlich glanzvolle Politik betrieben. Er hatte alle Staaten der alten Welt von sich abhängig gemacht, ohne Krieg, nur durch die Feinheit und Festigkeit seiner Hand, durch die Meisterschaft seiner die Welt umspannenden, nirgends faßbaren, überall wirkenden Diplomatie. Er stand zwischen und über Österreich und Rußland, zwischen und über Rußland und England, zwischen und über England und Frankreich, zwischen und über Frankreich und Italien. Er hielt alle Fäden, und deckte sein Werk; er leitete sein Volk in die Weite der Erde hinaus und gewann ihm seine Kolonien. Er schloß die Vergangenheit, sein kontinentales Zeitalter, glorreich ab und bereitete das Kommen der Weltpolitik vor. Seine Zeit und seine Welt gipfelten in ihm. Er regierte Deutschland aus der Stille seiner Landsitze heraus, und das Geheimnis umwitterte sein Haupt; er trat im Reichstag aus dieser Stille hervor, blitzend, schlagend, grollend; er befruchtete inneres und äußeres Leben und schloß es in der Großartigkeit seiner eigenen Erscheinung zusammen. Wie haben wir Jüngeren damals dem Redner Bismarck in atemloser Bewunderung gelauscht, seinem heroischen Zorne und seiner schöpferischen Gedankenfülle; wir sahen einen großen Menschen an großem Werke. Wir sahen sein Werk leben; wir sahen sein Reich und seine Gestalt über den Erdteil leuchten; wir sahen uns geschirmt, geleitet, erhöht. Die Parteien seines Volkes stritten um ihn und stritten so manchmal mit ihm. Daß sie den ersten Mann der Welt besaßen, wußten sie alle, und daß er die lebende Einheit war und daß er uns sicherte und vorwärts führte, das war uns selbstverständlich.

Und doch, wie neu war alles dies! Zwei Jahrzehnte zurück: am 1. April

Digitized by Google

1865 war Bismarcks 50. Geburtstag. Kein Mensch in Deutschland hat seiner gedacht, und wer es getan hätte, der hätte ihm geflucht. 1865 stand unsere Nation in der Blüte ihrer alten Zwietracht. Es gab kein Deutschland, keine deutsche Macht, keine deutsche Einheit; wir standen vor der schwersten Tragödie unserer neuen Geschichte, vor dem letzten entscheidenden Kriege Deutscher wider Deutsche. Wer diesen Krieg kommen sah, der zitterte vor ihm, und nur Einer war es, der seine Notwendigkeit nicht nur begriff, sondern sie wollte und vollzog: Bismarck. Er lag im Streite mit seinem preußischen Landtage; er trotzte lachend und verachtend einer Welt von Gegnern. Ein ungeheurer Haß umbrandete den kühnen Mann: er trug zorniger an seiner Einsamkeit, als er merken ließ, aber er ging mit sicherer Entschlossenheit seine schwindelnde Bahn. Daß er aus Stahl war, hatte man wohl bereits erfahren. Schon hatte er Schleswig-Holstein, inmitten des eifersüchtigen Europas, für Deutschland von der Fremdherrschaft befreit, auf seinen Wegen, allen Wegen der Zeitgenossen stracks zuwider. Schon leuchtete der Kämpfer und der Sieger aus ihm hervor; aber wie wenige glaubten schon an die schöpferische Triebkraft dieses ungeheuren Willens; wie wenige ahnten in dem sarkastischen Junker-Minister den tiefen Ernst eines weltgeschichtlichen Ziels!

Und schließlich, wer hätte es ahnen sollen? Dieser preußische Staatsmann kam aus dem Winkel des deutschen Daseins her, von dem sich die Zeit am wenigsten das Leben, die Befreiung, die Größe dieser Nation erwartete. Ein preußischer Landedelmann, wurzelnd, mit all seiner Vergangenheit, mit all seinem Wesen, in diesem harten Staate, in dieser straffen herben Welt der Hohenzollern und ihres Adels; groß geworden in den dumpfen Zeiten der Restauration, emporgekommen auf den Wegen seines Geburtsstandes, in Fremdheit und Gegensatz zu allem, wonach das neue Deutschland sehnsüchtig die Hände reckte. Wohl war er gleichaltrig mit diesem neuen Deutschland: der Sohn des Jahres 1815, in dem Napoleon fiel, in dem Waterloo geschlagen ward, in dem die deutsche Jugend zum ersten Male ihr Haupt zur Sonne der deutschen Zukunft erhob. Aber seine Bahnen war er für sich gegangen, ohne Verbindung mit den Idealen der Zeit; ein junger Herr voll sprühender Lebenskraft und Lebenslust, voll übermütiger Kampfeslust und voll Eigenwillen: aber er dachte Jahrzehnte hindurch nur an sich selbst. Er suchte sich: daß dies das gute Recht eines werdenden Genius war, ahnte er selber nicht. Er kehrte dem Staate, dem Beamtentume mit 23 Jahren den Rücken; er ging auf sein Gut zurück, weil er sein eigener Herr sein wollte und sonst nichts. Als er — 1845 — dreißigjährig wurde, war er der pommersche Junker, das Gerede des Landes, toll und selbstherrlich, der ungefüge Held von hundert Schauermärchen. Wer

Digitized by Google

ihn kannte, wußte, daß er mehr war; daß er die Bildung seiner Zeit in sich trug und mit ihr rang; daß er mit den Riesenkräften rang, die in der Seele des jugendlichen Genius gärten und schäumten. Er war voll Spott und voll Sehnsucht, voll Weltlust und voll innerlicher Schmerzen. Er suchte in qualvoller Einsamkeit, unbefriedigt, hadernd, kämpfend, nach einer Ausfüllung für sein Herz und für seine Kraft, nach einer Liebe, nach einem Glauben, nach einem Berufe. Kein Großer unserer Geschichte hat diese Jugendnöte des Genies tiefer erlebt und wahrhaftiger in sich ausgetragen; mit feiner und zarter, heißer und wunder Seele suchte er den engen Pfad zu seiner Zukunft. Und erst als ihm der Friede eines geliebten Hauses und eines persönlich tiefen Glaubens zuteil geworden war, wurde er fähig, seine gewaltigen Kräfte hinauszukehren in die Welt: von innen heraus hat er sich sein Wesen aufgebaut, aus den verborgenen Quellen des Gemütslebens strömten ihm lebenslang die Frische und der Friede zu, aus denen seine Seele die Kraft zum Schaffen sog. Frau, Gott und Beruf hat er im gleichen Jahre gewonnen; auf weiten Umwegen, nichts suchend als die Befriedigung seiner Natur, ist er, des drängenden Ehrgeizes, des ungeheuren Betätigungsdranges ungeheurer Seelenkräfte voll, dennoch wie durch einen Zufall an die Schwelle seiner großen Laufbahn herangeführt worden. Aber als er über sie hinwegschritt, da zeigte sich, daß alles, ihm selber unbewußt, die Vorschule gewesen war, um seine Fähigkeit auszubilden zu dem einen großen Werke, für das er geboren war, zur großen staatlichen Tat.

Er hatte, kämpfend, in seiner Stille gelebt; er war reif geworden, diese Kräfte zu gebrauchen; er hatte begonnen im engen Kreise seiner Provinz und seines Standes: da riß das große Leben die Pforten vor ihm auf und sein Dasein begann.

Zuerst zwar war es nur eine Begegnung unversöhnlich feindlicher Gewalten. In Preußen und Deutschland flutete die Revolution von 1848 über, und dieser Junker war ihr geborener Verneiner. Sie wollte, von unten her, die volle Freiheit und Einheit; sie wollte die alten Staaten, auch den preußischen, zerbrechen; er war preußischer Edelmann und liebte diesen harten, festen, königlichen Staat. Die Revolution zeichnete ein neues Deutschland in die Wolken und vermochte es der Wirklichkeit nicht abzuringen; sie scheiterte an der Wirklichkeit und stellte doch die Ziele der Zukunft auf. Bismarck warf sich ihr ganz entgegen; er war nichts als Preuße; er war Parteimann und Todfeind der Demokratie, er wollte kein liberaleinheitliches Deutschland. Unter den Siegern der Reaktion, die den alten Bundestag wieder heraufführten, stand dieser Heißsporn der preußischen Konservativen voran. Er hatte die schärfsten Pfeile gegen den Geist der

Digitized by Google

neuen Zeit abgeschnellt; dann erst trat er auf das Feld seines eigensten Berufs; der Abgeordnete von Bismarck wurde, in Frankfurt a. M., zum Diplomaten. Und hier erst reiften die Saaten seiner bisherigen Entwicklung; er vertrat im Bundestage seinen Staat, er mußte Preußen gegen die Nebenbuhlerschaft der anderen Staaten, gegen den Vorrang Österreichs, verteidigen und wurde sofort zur Verkörperung jenes Staates. 1855 wurde er 40 Jahre alt: da hat der Frankfurter Künstler Jakob Becker den jungen Meister gemalt: etwas glatt nach der Art der Zeit, den Diplomaten in Frack und Orden, aber aus den Augen blickt der Herrscher, der Leiter der Menschen und Dinge, der große Wille einer gewaltigen Kraft. Aus den Augen blickt jene Staatsmannschaft, die sich damals, in Frankfurt, aus dem Triebe der Existenz und der Macht seines Staates heraus, ein neues Preußen, ein neues Deutschland, ein neues Europa aufbaute, durchdachte, durchglühte; eine Staatsmannschaft, die hervorquoll aus Pflichtgefühl und politischem Glauben, und die gesättigt war mit Wirklichkeit, mit dem Gefühle der Macht, mit dem Entschlusse, seinem Staate die Macht zu erkämpfen und sich selber hinzugeben an diese Macht. So ist er aufgestiegen zu seinem Berliner Amte, so wurde er Minister; so hat er das große Jahrzehnt der Erfüllungen auf Deutschland herabgezwungen. Ich sprach von dem 50jährigen Bismarck und seinem Kampfe außen und innen. Anscheinend fremd stand dieser Staatsmann in dem ringenden, unklaren, suchenden Deutschland der 60er Jahre da. Er sah seinen preußischen Staat, dessen Vertreter er war; er sah Europa, in das er diesen Staat erhöhend einführen wollte; zwischen Preußen und den Großmächten des Erdteils, wo blieb ihm die deutsche Nation? Er hat sie mit einem Schlage emporgehoben: aus Wirrsal und Nöten ohnegleichen, aus Machtlosigkeit und Mutlosigkeit, aus Gebundenheit und Hader. Er führte seinen Heimatstaat zur Größe, und mit einem Male ward er selber zum Deutschen. Als preußischer Patriot hat er das deutsche Chaos, zum Besten *seines* Landes, geklärt: das war die Schaffung Norddeutschlands, und Bismarck wurde zum Träger des norddeutschen Staats. Er kam von Preußen nach Norddeutschland und schritt von Norddeutschland zu Deutschland fort: das Lebensgebot des Staates und der Macht führte ihn vorwärts, und führte ihn hinüber auf den Boden der Nation. Er kam nicht vom Idealismus des deutschen Gedankens her, sondern vom Realismus der Macht; aber er setzte sich, im Dienste der Macht, mit dem deutschen Gedanken gleich, er schloß sein Bündnis mit diesem Gedanken und mit seinem Träger, dem deutschen Bürgertum, er sprengte ihm die Pforten der Taten auf, er führte Süddeutschland zum Norden hinüber, er führte sie beide in den Einigungskrieg hinein und nach Paris. Ich erzähle und begründe diese

Digitized by Google

Taten nicht: ich folge dem Wege seines Lebens allein, und den Stufen, die er empor ging. Er war 55jährig, als er sein Werk krönte. Er war damals bereits der Held der Nation: die Deutschen wußten, wer sie leitete, und wohin. Er hat damals in unvergeßlichen Monaten zu Versailles gekämpft, verhandelt, das Reich gebaut, die Neutralen ferngehalten, den Frieden geschlossen mit den Franzosen. Wir sehen ihn am Tische seines Hauses, im Kreise seiner Beamten, arbeitend, plaudernd, bei Speise und Trank; sein Gespräch gleitet blitzend durch alle Höhen und Tiefen des Lebens und des Gedankens; er arbeitet mit unendlicher Geduld und in gebieterischer Sicherheit; er zürnt auf alle Gegner, er streitet sich mit den Großen ringsum, auch denen im Lager selbst; er sehnt sich aus dem Kampfe und aus dem Siege wehmütig heim zu Frau und Kindern, und reitet, herbstlich weicher Betrachtungen voll, durch die Parkgänge Ludwigs XIV. dahin; auf seinem Betttische aber findet ein Hausgenosse das Gebetbuch seiner pietistischen Jugendfreunde. Die Fülle der Kräfte und der Gefühle ging in dem Gewaltigen, auf dem Gipfel seiner Schaffenskraft, auch damals streitend und spielend durcheinander; aber seine Taten waren fest, einheitlich, stählern, von elastischer Stärke: er war in seinem Wirken, was er damals im Bewußtsein der Deutschen schon geworden war, die Verkörperung der von ihm zur Höhe geführten Nation.

Und auf der Höhe blieb er: er sicherte seine Schöpfung, Reich und Sonderstaat, Nation und Stamm miteinander und nebeneinander, er belebte sie unablässig, und führte die Einigungskämpfe fort; aber als er am 1. April 1875 sechzigjährig wurde, da dachte er schon an ein Streben nach veränderten, erneuerten Zielen, und eine Kanzlerkrise umschattete sein Haupt. Er hat diese Krisen zu Kaiser Wilhelms I. Lebenszeit alle überwunden; er hat den Wagen seines Reiches in neue Geleise hinübergelenkt: er hat Deutschland noch einmal, für seine wirtschaftlich-sozialen Reformen, erstürmt; er hat erst als Siebziger, ich sprach zum Eingang davon, den Scheitelpunkt seiner Sonnenbahn erreicht: als er das Fest von 1885 feierte, da war er Deutschland, wenn jemals ein Sterblicher und ein Einzelner zum Inbegriff eines ganzen Volkes geworden ist. Er war ergriffen worden von seiner Nation; er hatte sein Dasein erweitert zum Dasein seiner Nation. So ist er im letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft, in jenen achtziger Jahren, auf den Höhen dahingewandelt: so haben auch wir ihn als Wirkenden stets im Gedächtnis bewahrt. Ich habe ihn heute mit raschen Schritten von dieser Höhe in sein Werden zurückverfolgt und wieder hinaufbegleitet bis auf die Höhe. Wie *war* er damals?

Der Kämpfer war er, damals wie stets. Der Stein, an dem sich die Geister schieden, der Stein des Anstoßes für Zeit und Welt, das war er von

Digitized by Google

Natur und von Beruf. Er hatte dies neue Deutschland in heißen Kämpfen geschaffen; er hatte Einmal in diesen Kämpfen die Klinge mit jeder Gewalt in Deutschland gekreuzt, ob rechts oder links, ob oben oder unten. An seinem Namen hafteten tausend Gegnerschaften. Sie hafteten auch an seinem Temperament. Er war der Mann des Zornes; unerschöpflich an treibenden schaffenden Kräften, aber eben deshalb auch an kriegerischen Kräften der Seele und des Wortes. Er wäre kein Schöpfer großer neuer Dinge, er wäre nicht der Umwälzer eines Reiches und eines Erdteiles gewesen, wäre sein Inneres nicht angefüllt gewesen mit elementarer Glut. Sie floß in feurigen Strömen hinaus in die Welt und gab seiner Welt Wärme und Leben und Anreiz, und gab ihr einen Schimmer von dämonischer Macht. Immer ging Neues, Eigenes, Starkes von diesem Gewaltigen aus. Zu stiller versöhnender Pflege hat er nicht immer Zeit gehabt. Er hat gekämpft und hat auch Wunden geschlagen: Das war seine Art. Aber er hat in allem diesem heißen Ringen, das aus seiner heißen Seele floß, vor allem doch seinem Vaterlande gedient: souverän und eigenwillig — und sachlich, gebunden und ernst. Wer nicht dies beides zusammen sieht, der sieht den lebendigen Bismarck nicht. Er hatte mit gutem Fuge das Bewußtsein, daß alle seine Feinde zugleich Feinde seines Werkes waren, der Einheit und Macht seines Staates, so wie er diese ansah und wollte. Er hatte mit gutem Fuge das Bewußtsein, daß keine Partei und kein Einzelner in deutschen Landen so weit blickte, wie er von seiner Stellung her über ihnen allen, und daß sich keiner in tiefer Seele so leidenschaftlich mit dem Ganzen durchdrang wie er. Er litt alle Gefährdungen seines Reiches in feindlicher Welt wie persönliche Schmerzen mit; er lebte und webte bei Tag und Nacht im Leben des Ganzen, er sann allen Möglichkeiten von Gegenwart und Zukunft nach und dachte sie mit scharfer Umsicht durch, rastlos fragend, rastlos suchend, wenn er bei Tage durch seine Forsten und Felder fuhr und ritt, oder wenn er einsam lag in schlaflos sorgenvoller Nacht. Er kämpfte um seine Macht, aber in ihr lebte die Macht des Ganzen; er trug das Leben dieses Ganzen in Seiner Brust. Er suchte seinem Schiffe die Pfade durch die Gefahren ringsum, innerliche und äußerliche, und fühlte sie alle durch; er kannte für sein Reich und dessen Weltstellung keine Doktrin und keine Partei, keine Laune und keine Vorliebe, und immer nur das Lebensgebot des Ganzen. Er wußte zu hassen und zu vernichten, aber er beugte seine gewaltige Natur vor dem Vaterlande und dessen Einheit und Macht. Er blieb der Genius der neuen Zeit der Wirklichkeiten und hat sein Volk mit Wirklichkeit durchtränkt und zur Wirklichkeit erzogen. Aber sein tiefstes Empfinden ergriff das Leben seines Reiches so groß und so streng, daß ich es wohl sagen durfte: der Realist

Digitized by Google

Bismarck sei selber zur Idee des Deutschtums geworden, der große Selbstherrliche habe den allgemeinen Gewalten, die er über sich anerkannte, Nation und Staat und Monarchie, mit beinahe religiöser Hingabe, mit tiefer Einordnung seiner widerstrebenden Riesenkraft gedient. Es war und blieb hinter all seinem Kämpfertum und seinem Zorne ein fester religiös-sittlicher Kern: wer den nicht erkennt, der begreift Bismarcks historische Größe nicht.

Und an diese Größe war die Größe jener Tage gebunden. Er führte das Deutschland der Reichsgründung, das er zum Siege geführt hatte, nunmehr zur Reife und Vollendung; er trug das reiche nationale System, das sich damals bei uns, konservativ und staatlich, auslebte, auf seinen gewaltigen Schultern. Mit dem ehrwürdigsten der Herrscher und dessen genialem Feldherrn zusammen, überragte er, der Siebziger, der jüngste der drei großen Greise, erhaben die deutsche Welt und die Lande ringsum. Er gab den Deutschen dieses Jahrzehntes in klassischer Mächtigkeit die Ruhe und die Größe; an alle unsere Grenzen schlugen auch damals die Gefahren, aber Bismarck ward ihrer immer Herr; mit leuchtendem Stolze und leuchtendem Vertrauen stand Deutschland hinter ihm. Nicht das ganze zwar: er kam selber von einer Seite her, er blieb der Mann des Befehls, ich sprach von den Überlieferungen des Kampfes und Gegensatzes, die sich notwendig an seine Erscheinung hefteten. Er war zu groß, um überall ausgleichen zu wollen; der Gegensatz und die Größe blieben nebeneinander, und seine gewaltigsten Taten verziehen ihm die nie ganz, gegen die er sie hatte vollbringen müssen. Aber, daß er die Größe war und daß das neue Deutschland seiner Hände Werk und seines Herzens Kind war, das fühlten doch alle, und nahmen es hin, als müsse es so sein.

Dann starb sein Kaiser und es kam die Tragödie von 1890. Zwei Lebensalter und zwei Persönlichkeiten prallten aufeinander. Der 75. Geburtstag war einer der ersten Tage des Gestürzten in seiner Verbannung zu Friedrichsruh. Es kam die Einsamkeit, die Tatenlosigkeit, die Trauer seiner letzten Jahre. München erinnert sich anderer Bilder aus jener Zeit: Fürst Bismarck steht — im Sommer 1892 — auf dem Altan des Lenbachschen Hauses, und der Jubel einer grenzenlosen Huldigung schwillt zu dem Schöpfer des Reiches herauf. Um ihn sammelte sich, solange er atmete, auch jetzt noch das Leben, eine brausende Liebe, aber auch der unvergängliche Streit. Es war der folgerechte Abschluß seines Kämpferdaseins, daß sich zum 1. April 1895, zu jenem letzten großen Bismarcktage, den er selber erlebte, die Überlieferung von hundertfältigem Groll zusammenschloß und ihm, vom deutschen Reichstage her, den er geschaffen hatte, den Glückwunsch verweigerte; man möchte sagen, es mußte so sein. Aber zur glei-

Digitized by Google

chen Stunde suchte das Deutschland, das von ihm gelernt hatte deutsch zu sein, die deutsche Jugend, ihn auf, und sah in ihm nur noch den Inbegriff des Gemeinsamen allein. Er aber hat zu seinem 80. Geburtstage zu seinen Deutschen gesprochen als die verkörperte Nation: sie lebte uns in ihm und leuchtete in ihm in die Seelen und in die Zukunft hinein. Wir sahen ihn damals, Auge in Auge; den Tausenden, die zu ihm in den Sachsenwald pilgerten, erschien er näher, als ehedem der Minister es gekonnt; sie sahen sein Haus, seinen Park, seine Bäume, die er liebte, sein tägliches Dasein; sie sahen den Gutsherrn von Friedrichsruh, im langen Rock, im großen Hut, von seinen Hunden geleitet, durch seinen Wald einherschreiten wie den Geist dieses Waldes selbst. Unermeßlicher Ruhm krönte das Haupt dieses Achtzigers; daß er in bitterer Tragik mit seiner Verstoßung aus dem eigensten Gebiete seines Daseins, aus seiner Wirksamkeit haderte, daß er in bitterer Seelennot mit der Sorge für seine Schöpfung rang, das ahnten wir wohl und empfanden es schmerzvoll mit. Aber der deutsche Mensch in ihm erschien uns und beglückte uns; wir sahen ihn zart und schlicht, im täglichen Leben von Natur und Haus, und hörten aus den Worten seiner Gespräche wie seiner Briefe den Klang der deutschen Seele. Wir sahen ihn zürnen und kämpfen, ohne korrekte Scheu, ohne die Fähigkeit zur Menschenfurcht; wir sahen Feinheit und Größe, Güte und Leidenschaft, Schlichtheit und Sturmesmacht in seiner Art dicht und selbstverständlich bei einander, wie in den anderen größten Germanen auch; wir fühlten sein deutsches Menschentum in begreifender Liebe und Hingabe mit und wußten, was er uns gegeben hatte und was er war. Er hatte unser Volk geformt und erzogen, zur Einheit und zu ihrem Gefühle, zu Staatsgefühl und Volksbewußtsein, zu Wirklichkeit und Kraft. Er hatte es beschenkt, überschwenglich reich. Er war uns der Wohltäter und Leiter, der Vater und der Freund. Er war uns, in der Stärke seiner ungeheuren Natur, in der Mischung seines Seelenlebens, anscheinend widerspruchsvoll und doch ganz einheitlich wie es war, das Bild der Größe: so groß und innerlich tief, so erhaben und so stark, wie menschliches Wesen nur sein kann, unvergeßlich auch als Persönlichkeitsbild, gleich einem Bildnisse aus den Alterstagen Rembrandts. Bewunderung und Dankbarkeit und eine heiße Liebe strömten ihm in unermeßlichen Fluten zu. Er selber hat mit Staunen auf diese selbstlose Liebe geblickt, auf die der harte Mann niemals gerechnet hatte; auch er war dankbar und blieb zugleich in tiefer innerlicher Angst. Das laute Gebet seiner letzten Tage, das seine Nächsten vernahmen, hat seinem Volke und Reiche gegolten, und es kam aus erschütterter Seele. Würde erhalten bleiben, was er mit seinem Herzblute in gewaltigen Zeiten erkämpft hatte?

Digitized by Google

Wir haben Bild an Bild gereiht, durch die Jahrzehnte seines Erdenlebens hindurch. Über dem Bismarck des Sachsenwaldes noch halten wir den Reichskanzler von 1885 fest, mit dem ich begann. Aber auch dieses Bild versinkt uns jetzt: dieses Bild von triumphierender Größe und mancherlei bleibendem Streit. Wir kehren, auch aus 1885, zurück in den heutigen Tag. Wir sind in unserer eigenen Welt. Wir hören das Getöse eines ungeheuren Kriegs. Und über uns rauschen die Fittiche eines ungeheuren Geschicks. Fürst Bismarck hat diesen Krieg von seinem Deutschland fernhalten wollen; er hat es vermocht; ob er es immer vermocht hätte, bleibt die Frage. Der Krieg gilt seinem Werke, seinem Erbe. Er hat ihm furchtlos in das Auge geblickt, als er im Winter 1887 drohte; er hat sich auf ihn gerüstet und hat auf sein Volk gehofft. Jetzt möchten die Wogen gerne über uns zusammenschlagen, von allen Grenzen her. Und wo ist uns Bismarck heute? Überall! in unserer ganzen Welt! sein Werk ist fortgewachsen, über seine Tage hinaus. Seine Wirkung lodert uns in unserem Volke entgegen: überall! in allen Höhen und Tiefen, in allen Landschaften, in allen Schichten, allen Gruppen unseres Daseins. Die mit dem Lebenden gestritten haben, bekennen sich heute zu dem unsterblichen Verstorbenen; die Gegensätze seiner Erdentage sind dahin, und Alle vollstrecken heute das eine, das er uns geschaffen hat, das er uns in die Seelen gegraben hat, für das er focht und bangte und warnte: heute geht in seinem Deutschland alles zusammen für Staat und Nation, für Reich und Macht. Wie in eine fremde Welt schauen wir in die Tage zurück, da dieses Bismarcksche Jahrhundert erst halb war. Wo sind die Spaltungen von 1865? Sie sind vergangen, vergessen! Wo ist der Kampf, zu dem der alte Kämpfer noch 1885 und 1895 die Degen so Vieler auf sich zog? Wir haben es immer hoffend vorausgesagt, daß Bismarck einmal zum Gesamtbesitze seiner Volksgenossen werden würde, wie es die Größten jeglichen Volkes sind. Wir sehen in ihm heute die Einheit allein. Wir hoffen auf eine bleibende Gemeinsamkeit und Einigkeit aller deutschen Zukunft: wir haben ihre Bewährung in unvergeßlich großen und strengen Tagen erlebt. Und diese Einheit hat keinen gewaltigeren Namen und keinen mächtigeren Träger als ihn. Wir blicken auf dieses Jahrhundert seit Bismarcks Geburt und danken der Gnade eines Geschickes, das unser Vaterland aufwärts geführt hat, aus Zersplitterung und seelischen Nöten und seelischen Gefahren auf die Höhen der Größe und der Kraft. Daß es an Gefahren heute nicht mangelt, das freilich wissen wir allzugut. Aber wir atmen nur um so tiefer auf.

Und so ist's recht. Verdoppelt fühlt und lebt,
Wer ringend über Todestiefen schwebt!

Digitized by Google

Wir stehen über diesen Gefahren und denken an gar nichts als an den Sieg. Wir feiern keine Siegesfeste, aber wir stählen uns für den Kampf, und keine Gewalt unsrer Welt vermag uns besser zu stählen als die Gegenwart des Helden, der uns diese Kräfte gestaltet hat und immer erhält. Und so rufen wir es dennoch aus tiefer Seele diesen Bismarcktagen entgegen:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Wir warten der Tage des Friedens, wo von den Bismarcktürmen die Feuerzeichen über ein befreites Land hinwegflammen und zur Huldigung aufrufen dürfen für den Einiger der geprüften, der neubewährten Nation. Inzwischen ist es uns ein Symbol voll Trost und Kraft, daß diese Steintürme, die den einen Namen tragen, überall hinwegblicken über das deutsche Land, überall fest aus dem Boden hinausgewachsen wie Er, aus Quadern gefügt und von den Stürmen vergeblich geschüttelt. Und das Feuerzeichen, das über uns leuchtet, führend, stärkend, sammelnd, vorwärtszwingend, das ist uns heute Er selbst. Er ist bei uns und schreitet mit uns und schreitet vor uns her. Daß wir ihn hatten und haben, ist seinem Volke eine Versicherung des Mutes und des Siegs. Sein Name ist Leben und Zukunft und unbezwingliches Vertrauen und unbezwinglich einmütiger Kampf. Und heute und immer ist es ein und derselbe Ruf, der persönliche Bekenntnisruf, zu dem wir uns hier versammelt haben, der Ruf: hie gut Bismarck allewege, und der Schlachtruf unserer Nation, der unsere Brüder und Söhne hinausbegleitet in Blut und Sieg, der heilige Ruf: Deutschland, Deutschland über Alles!

Digitized by Google

Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks „Staatsstreichplan".

Mit einem ungedruckten Briefe Bismarcks an Wilhelm von Kardorff.

Von Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Herrenhauses in Berlin.

Unter den vielen historischen Kontroversen, die sich an die Persönlichkeit des großen Kanzlers geknüpft haben, ist keine der allgemeinen Teilnahme weitester Kreise so gewiß, wie die Frage nach dem tieferen Hintergrund der Entlassung Bismarcks, die durch das Erscheinen der Hohenlohememoiren (1906) in Fluß geraten und seither nicht wieder zur Ruhe gekommen ist. Gestützt auf Hohenlohes Erzählung hat Hans Delbrück, der bekannte Geschichtslehrer und Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, in zahlreichen Aufsätzen und neuerdings auch in seiner Schrift „Regierung und Volkswille" (1914) die Behauptung verfochten, Fürst Bismarcks Sturz sei dadurch herbeigeführt worden, daß er Anfang 1890 geplant habe, das allgemeine Wahlrecht auf dem Wege des Staatsstreichs zu beseitigen oder doch durch eine Entrechtung der Sozialdemokratie aufs stärkste zu beschneiden. Nach Delbrück wäre Bismarck damals mit seinen gewöhnlichen Regierungsmitteln durchaus fertig gewesen; so habe er, der Gewaltige, seine Zuflucht zu Gewaltmitteln nehmen wollen und müssen. Seine Absicht sei dahin gegangen, daß die Bundesfürsten das Deutsche Reich wieder auflösen und demnächst unter Beseitigung oder doch durchgreifender Umgestaltung des allgemeinen Wahlrechts neu konstituieren sollten. Zu diesem Zweck habe Bismarck das Sozialistengesetz, das eben damals zur Erneuerung stand, absichtlich zu Fall gebracht, um so „Konfliktsstoff" zu sammeln und eine Handhabe zum Einschreiten gegen die Verfassung zu gewinnen. Nur durch den Widerstand des Kaisers, der lieber sich von Bismarck trennte, als daß er das Deutsche Reich in unübersehbare innere Wirren gestürzt hätte, sei Deutschland vor dem schlimmsten aller Verfassungsbrüche und vor Zuständen gerettet worden, gegen die die russischen — man denke! — noch gar nichts seien. Der Sturz Bismarcks, darauf läuft die These Delbrücks hinaus, hat geradezu das Vaterland gerettet, gerettet vor dem, der es selbst mit so unsäglicher Mühe erschaffen hatte!

Man sollte meinen, daß ein Geschichtsforscher von dem Range Delbrücks sich mit einer so ungeheuerlich anmutenden Behauptung nicht hervorgewagt hätte, ohne die sichersten und solidesten Beweise dafür beizubringen. Aber wenigstens mit der quellenkritischen Begründung ist es bei Delbrück von vornherein mehr als schlecht bestellt. Genau genommen enthalten die Memoiren Hohenlohes kein Wort von irgendwelchen Staatsstreichplänen Bismarcks; es heißt

Digitized by Google

vielmehr bei der Wiedergabe des Gesprächs, in dem der Kaiser Hohenlohe die ganze Geschichte seines Zerwürfnisses mit dem Kanzler erzählte, nur: Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisungsbefugnis dem neuen Reichstage wieder vorlegen, diesen, wenn er es nicht annehme, auflösen, und dann, wenn es zu Aufständen käme, energisch einschreiten. „Der Kaiser widersetzte sich dem, weil er sagte, wenn sein Großvater nach einer langen, ruhmreichen Regierung genötigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so würde ihm das niemand übelgenommen haben. Anders sei dies bei ihm, der noch nichts geleistet habe. Ihm werde man vorwerfen, daß er seine Regierung damit anfange, seine Untertanen totzuschießen. Er sei bereit einzuschreiten, aber er wolle dies mit gutem Gewissen tun, nachdem er versucht habe, die begründeten Beschwerden der Arbeiter zu befriedigen, wenigstens alles getan habe, um deren begründete Forderungen zu erfüllen." Man sieht, es ist hier nur von einer Wiedervorlegung des Sozialistengesetzes, nicht aber von einem Verfassungsbruch die Rede. Nur mit den Mitteln einer gewagten Dialektik vermag Delbrück so etwas wie einen Staatsstreichplan herauszudestillieren. „Warum in aller Welt", so fragt er, „sollte es wegen einer Auflösung zu Aufständen kommen?" Es müsse, so folgert er, in der Hohenloheschen Erzählung das Mittelstück fehlen. Dieses Mittelstück liege einfach auf der Hand: Bismarck habe das allgemeine Stimmrecht beseitigen wollen; nur unter dieser Voraussetzung gewinne die Erzählung Hohenlohes Sinn und Verstand!

Das ist natürlich eine vollkommen willkürliche Interpretation. Tatsächlich hat es damals sehr viele Leute gegeben, die teils befürchteten, teils auch hofften — wir werden darauf noch zurückkommen — daß die Aufhebung des Sozialistengesetzes die Sozialdemokratie zum Übermut reizen, und daß es darüber zu Krawallen und Aufständen kommen werde; ohnehin legten die Unruhen, zu denen es beim westfälischen Bergarbeiterstreik just im Frühling 1889 gekommen war, den Gedanken an Aufstände nahe genug! Aber Delbrück hat auch ein paar Kronzeugen für seine Auffassung bei der Hand; er versichert, zwei verschiedene Persönlichkeiten, die er leider nicht beim Namen nennt, hätten ihm erzählt, daß sie aus Bismarcks Mund vernommen hätten: er habe das allgemeine Wahlrecht beseitigen wollen. Von Staatsstreichplänen im eigentlichen Sinne des Wortes scheinen auch diese Gewährsmänner Delbrücks nichts verraten zu haben; ebenso hat der Abgeordnete von Helldorf-Bedra, dessen Zeugnis Delbrück nachträglich zur Verfügung gestellt ist, nur eine Äußerung Bismarcks aus der Zeit vor der Auflösung des Reichstags wegen des Septennats, nicht etwa aus dem Anfang 1890 aufzutischen gewußt: „Ich will die letzten Jahre meines Lebens daran setzen, den schwersten Fehler wieder gutzumachen, den ich begangen." Solche Äußerungen wollen aber an sich wenig besagen; denn Bismarck hat es immer geliebt, den Teufel an die Wand

Digitized by Google

zu malen und mit Kanonen nach Spatzen zu schießen, ohne daß er darum seine Drohungen ernstlich in Angriff genommen hätte. Sie dürfen um so weniger als feste Pläne angesehen werden, als es zu keiner Zeit an entgegenstehenden Äußerungen gefehlt hat, in denen sich Bismarck zu der Reichsverfassung und zu dem allgemeinen Wahlrecht, an dem ihm nur die Heimlichkeit des Verfahrens zuwider war, bekennt. Auch aus den Reihen von Bismarcks einstigen Mitarbeitern und Vertrauten mangelt es nicht an positiven Zeugnissen, daß der Fürst sich so, wie es Delbrücks Gewährsmänner wollen, gar nicht geäußert haben könne. Besonders in das Gewicht fällt die Aussage des langjährigen Chefs der Reichskanzlei von Rottenburg, der gerade in der entscheidenden Zeit, im Herbst 1889, andauernd in der nächsten Nähe des Fürsten geweilt hat, ferner das Zeugnis des Gesandten a. D. Raschdau, der sich noch kürzlich in den Berliner Neuesten Nachrichten (16. Dezember 1913) mit aller nur möglichen Bestimmtheit dahin geäußert hat: „Ich selbst bin in der Lage gewesen, den Ereignissen des Jahres 1890 in unmittelbarer Nähe, ich darf wohl sagen Tag für Tag zu folgen, und ich kann danach auch meinerseits die bestimmte Versicherung abgeben, daß für die Behauptungen des Herrn Delbrück jeder tatsächliche Anhalt fehlt. Ich kann diese Versicherungen abgeben im Einvernehmen mit Persönlichkeiten, die in der fraglichen Zeit in höchsten staatlichen Stellungen an den Ereignissen beteiligt waren, Persönlichkeiten, die von einer solchen Absicht des Fürsten, wie Professor Delbrück sie ihm heute unterlegt, früher oder später hätten Kenntnis erhalten müssen. Nichts ist ihnen von einem solchen Plane des scheidenden Kanzlers bekannt". Delbrück freilich klammert sich gegenüber solchen Äußerungen dennoch an den Einwand: warum sollte Bismarck gerade diesen Persönlichkeiten, die vielleicht doch nicht das ganze Vertrauen des Kanzlers besaßen, sein Herz ausgeschüttet haben? Oder wie es einer seiner Anhänger formuliert: „Man braucht wirklich kein Staatsmann wie Bismarck zu sein, um klar zu erkennen, daß man solche Dinge nicht machen kann, wenn man vorher darüber redet." Dem läßt sich nun wieder entgegenhalten, daß selbst ein Staatsmann wie Bismarck solche Dinge, bei denen es sich doch darum handelte, den Widerstand des Kaisers zu brechen, erst recht nicht machen konnte, wenn er sie im verschwiegenen Busen bewahrt hätte. Den Weg, den ein leitender Staatsmann in solchen Fällen gehen muß, hat uns Bismarck einmal selbst mit den Worten beschrieben: „Er hat den Versuch zu machen, seine abweichende Überzeugung durch andere Personen und Instanzen, die das Vertrauen des Monarchen in der fraglichen Angelegenheit vielleicht mehr besitzen als der leitende verantwortliche Minister, der Krone gegenüber vertreten zu lassen. Die Nächstberufenen hierzu sind die übrigen Minister. Hat er auch hiermit keinen Erfolg und rechtfertigt es die Sache, so handelt der Minister im Landesinteresse, wenn er dem Monarchen anrät, vor der Ausführung seiner

Digitized by Google

Entschließungen eine gutachtliche Beurteilung derselben durch sachverständige Autoritäten, die nicht seine Minister sind, herbeizuführen." Wir sehen, daß das Argument der Bismarckschen Vertrauten: sie hätten unbedingt von den angeblichen Staatsstreichplänen Bismarcks hören müssen, doch nicht so leicht beiseite zu schieben ist.

Aber Delbrück sieht auch den eigentlichen Beweis seiner Staatsstreichthese nicht in einem Übergewicht seiner Zeugen, sondern in der sogenannten „Konkludenz der Tatsachen", dem ganzen Zusammenhang der Situation. Weil Bismarck, so folgert er, im Januar 1890 das vom Reichstag abgeschwächte, ihm nicht genügende Sozialistengesetz absichtlich zu Fall gebracht hat, und weil er nicht hoffen konnte, mit einer Wiedereinbringung der Vorlage vor dem in Sicht befindlichen neuen Reichstage durchzudringen, so blieb ihm, wollte er anders zum Ziele kommen, nur die gewaltsame Lösung. In dieser „Konkludenz der Tatsachen" erblickt Delbrück selbst das eigentliche Bollwerk seiner These; er spricht es geradezu aus, seine Beweisführung baue sich auf der Tatsache auf, daß Bismarck selbst künstlich das Sozialistengesetz zu Fall gebracht habe. Und in diesem Punkte hat er nicht nur bei Männern, wie dem bekannten Landgerichtsrat W. Kulemann, nach dessen Angabe Delbrücks Ansicht ja schon im Jahre 1890 unter den Reichstagsabgeordneten communis opinio gewesen wäre, sondern selbst bei Gelehrten, die sonst die Delbrückschе Staatsstreichtheorie von Grund aus verwerfen, wie Friedrich Meinecke, Zustimmung gefunden. Auch ein so gerecht urteilender und von tiefer Liebe zu Bismarck erfüllter Mann wie Gustav Schmoller hat bereits in seinen schönen Aufsätzen über Bismarcks sozialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung (1898) das Urteil fällen zu müssen geglaubt, daß den großen Kanzler ausschließlich die Verantwortung in bezug auf die Nichtverlängerung des Sozialistengesetzes resp. seine Nichterseßung durch gemeinrechtliche Bestimmungen treffe: es sei das der dunkelste Punkt in seiner Sozialpolitik.

Um uns über diesen Kernpunkt der ganzen Streitfrage ein klares eigenes Urteil zu verschaffen, müssen wir uns die Situation, wie sie in jener Zeit bestand, vergegenwärtigen. Die Regierung hatte, da das zuletzt 1888 verlängerte Sozialistengesetz im Jahre 1890 ablief, im Oktober 1889 den Entwurf eines neuen, in manchen Punkten gemilderten, dafür aber auf die Dauer berechneten Gesetzes eingebracht. Sie war damit einer Anregung der nationalliberalen Partei gefolgt, die bei der letzten Verlängerung kategorisch ein dauerndes Gesetz, wenn möglich unter gleichzeitiger Milderung seiner Bestimmungen verlangt hatte. Man darf annehmen, daß Fürst Bismarck nicht leicht sich entschlossen hat, dieser Anregung Folge zu leisten, denn allerdings ging seine innerste Überzeugung dahin, daß eher eine Verschärfung der Bestimmungen erforderlich sei, wie denn auch die Vorlage von 1886 nicht bloß die Ausweisungs-, sondern selbst die

Digitized by Google

Expatriierungsbefugnis verlangt hatte. In seiner Reichstagsrede vom 31. März 1886 hat Bismarck auf eine Anzapfung Bebels: warum eigentlich nicht eine längere, eine immerwährende Dauer des Gesetzes und nicht sehr viele Verschärfungen dazu beantragt wären, erwidert: „Ja, ganz einfach deshalb, weil ich dafür nach den bisherigen Erfahrungen die Majorität nicht bekommen würde. Für dasjenige Maß von Schutz der staatlichen Gesellschaft, das ich für nötig halte, habe ich keine Hoffnung, hier die Majorität in diesem Hause zu bekommen, und deshalb bin ich froh, wenn wir den mäßigen Schutz, den wir der Sicherheit der Bürger nach diesem Gesetz gewähren können, von Ihnen bewilligt erhalten." Wenn Bismarck trotz dieser seiner innersten und eigentlichen Herzensmeinung, im Hinblick auf das voraussichtlich Erreichbare 1889 eine wesentlich gemilderte Vorlage einbringen ließ, so beweist das allein schon zur Genüge, daß Bismarck sich bis in den Oktober hinein ganz gewiß nicht mit Konfliktsgedanken getragen hat.

Die neue Vorlage wurde vom Reichstage, nachdem sie in erster Lesung vom 4. bis 7. November beraten war, einer Kommission von 28 Mitgliedern überwiesen, in der die Konservativen 6, die Freikonservativen 3 und die Nationalliberalen 8 Sitze, die Kartellparteien also bei voller Einigkeit mit 17 Stimmen die Majorität hatten. Aber die Einigkeit ging über den § 24, der der Regierung die Befugnis wahrte, sozialdemokratische Agitatoren auszuweisen, in die Brüche; am 21. November wurde dieser Paragraph, obwohl der Minister des Innern Herrfurth schon in der Generaldebatte nachdrücklich erklärt hatte, daß die Regierungen „nach eingehenden Erwägungen zu der Überzeugung gelangt seien, daß sie auf die allerdings harte Maßnahme der Ausweisung nicht verzichten könnten", gegen die sechs konservativen und zwei freikonservative Stimmen abgelehnt.

Es befremdet, daß die konservativen Mitglieder der Kommission nicht auf den sowohl von freikonservativer wie von nationalliberaler Seite in Anregung gebrachten Ausweg eingingen, zwar das ganze Gesetz auf die Dauer, die Ausweisung aber, gleichsam als Übergangsbestimmung nur auf einige Jahre zu bewilligen. Der Grund war: die Konservativen wollten nicht entgegenkommen; die mildere Vorlage der Regierung war ihnen an sich unsympathisch; keinenfalls aber wollten sie eine, wenn auch noch so geringe weitere Abschwächung zugestehen. Am 23. November bezeichnete die Kreuzzeitung, das Organ der extremen Rechten, den Vorschlag einer zeitweisen Bewilligung der Ausweisungsbefugnis als eine „grauenhafte Blamage", am 24. schrieb sie: „Ohne Ausweisungsbefugnis würde das Gesetz für die Sozialdemokratie kein wesentliches Hindernis mehr bedeuten, während sie gleichwohl das Recht behielte, gegen den Fortbestand eines verdammungswürdigen Ausnahmezustandes zu donnern und zu wettern. Unter solchen Umständen wäre es, wie Herr von Helldorf in Über-

Digitized by Google

einstimmung mit unseren Darlegungen ausgeführt hat, am besten, das Gesetz mit dem 1. Oktober 1890 ablaufen zu lassen, seine Erneuerung gar nicht zu versuchen. Wir würden dann ja sehen, ob die Herren, die jetzt in ihren Reden gar nicht human genug sein können, so viel politische Tragkraft besitzen, um die eines Atlas würdige Last auf sich zu nehmen, wie sie durch die neugeschaffene Lage bedingt sein würde." Wenn die Konservativen so dachten — und zwar sowohl die extreme, kartellfeindliche Richtung der Kreuzzeitung wie der unter Helldorfs Führung stehende kartellfreundliche Flügel der Partei —, so stand es allerdings schlimm um die Aussichten des Sozialistengesetzes.

In dieser Lage der Dinge griff Fürst Bismarck, der über die Verhandlungen der Kommission durch den freikonservativen Abgeordneten Wilhelm von Kardorff auf dem Laufenden gehalten wurde, von Friedrichsruh her ein, indem er den Abgeordneten von Helldorf nach seinem Tuskulum entbot. Schon dieser Umstand beweist, daß es ihm um das Zustandekommen des Gesetzes zu tun war; wäre es nicht der Fall gewesen, so hätte er ja die Dinge ruhig treiben lassen können. Wie aber Fürst Bismarck damals gesinnt war, darüber haben wir ein klares unanfechtbares Zeugnis. Am 23./24. November weilte der württembergische Staatsminister von Mittnacht als Bismarcks Gast in Friedrichsruh. Wie natürlich kam es bei diesem Aufenthalt auch zu einem Gespräch über das Schicksal des Sozialistengesetzes. Der Kanzler hielt mit seinen Absichten nicht zurück; er sagte, nach Mittnachts Erzählung in den „Erinnerungen an Bismarck" (N. F. S. 56 f.): er werde vor der zweiten Lesung sich zu nichts herbeilassen und von jedem Abgeordneten eine Abstimmung verlangen. **Würde der Entwurf mit einer Änderung angenommen, daß die Ausweisung nur auf einige Jahre genehmigt würde, so würde er daraus eine Frage für den Wähler nicht machen!**

Also, Bismarck war am 23./24. durchaus bereit, um das Gesetz zu retten, auf die von Freikonservativen und Liberalen in Vorschlag gebrachte Brücke einer nur auf Zeit bewilligten Ausweisungsbefugnis zu treten. Man darf ohne weiteres annehmen, daß er diesen Standpunkt auch dem Abgeordneten von Helldorf gegenüber, der nur einen Tag später, am 25. November, in Friedrichsruh eintraf, zum Ausdruck gebracht haben wird. Das geht im Grunde auch aus der eingehenden Darstellung hervor, die Helldorf im Jahre 1900 zum Fall des Sozialistengesetzes in der Deutschen Revue (Märzheft) veröffentlicht hat. Nach Helldorf hätte Fürst Bismarck bei dieser Unterredung wiederholt und mit Nachdruck ausgeführt, daß die Bekämpfung der Sozialdemokratie die wichtigste Aufgabe und das „günstigste Schlachtfeld" sei, auf dem eine naturgemäße und im Reichs- und Staatsinteresse liegende Gestaltung der Parteiverhältnisse möglich sei: eine Auffassung, der Helldorf, er sagt es selbst, zustimmte. Positive Vorschläge über die weitere Behandlung der Frage des Sozialistengesetzes will Hell-

Digitized by Google

dorf von Bismarck, der sich nicht ohne eine gewisse Reserve und Unbestimmtheit geäußert habe, nicht gehört haben; als er schließlich an den Kanzler die Frage richtete: was er denn nun eigentlich meine, faßte dieser die Antwort mit lakonischer Kürze in die Worte zusammen: Mir liegt mehr an der Erhaltung der Kartellpolitik als an dem ganzen Sozialistengesetz! Nun, diese Antwort war doch vollkommen klar und eindeutig; sie besagte, daß die Konservativen auch und gerade in der Frage des Sozialistengesetzes das Einvernehmen mit den Freikonservativen und Nationalliberalen suchen und festhalten sollten, was ja, wir sahen es, auf dem Wege der temporären Ausweisungsbefugnis leicht möglich war.

Wenn dies aber die klare, unmißverständliche, von Helldorf selbst halbwegs eingestandene Richtlinie war, mit der Bismarck den konservativen Parteiführer entließ, so hat dieser ein schweres, auf keine Weise wieder gut zu machendes Unrecht auf sich geladen, indem er, nach Berlin zurückgekehrt, über das Ergebnis seiner Unterredung in einem völlig anderen Sinne berichtete. Er hat ja in der konservativen Fraktionssitzung nicht geradezu behauptet, daß Bismarck die Ablehnung des Gesetzes, wenn § 24 falle, wünsche, aber er hat doch angedeutet — das ist von verschiedenen Mitgliedern der Fraktion bezeugt —, daß der Kanzler den Plan der Konservativen, das ganze Gesetz zum Fall zu bringen, wenn § 24 nicht bewilligt werde, gutheiße. In dem gleichen Sinn hat sich Helldorf zu dem Abgeordneten von Kardorff geäußert: es sei ungewöhnlich schwer gewesen, mit dem Fürsten zu verhandeln; er glaube ihn aber richtig dahin verstanden zu haben, daß er diese Taktik der Konservativen — eine Taktik, die doch dem Gedanken des Kartells geradezu ins Gesicht schlug! — billige. Kardorff hat später Gelegenheit genommen, den Fürsten Bismarck auf den Besuch Helldorfs in Friedrichsruh anzureden. Die Auskunft, die er von dem Fürsten erhielt, hat er in mehreren, in den Berliner Neuesten Nachrichten (vom 6. Oktober 1898 und 24. Februar 1900) veröffentlichten Erklärungen niedergelegt. Darnach hat Bismarck zu Kardorff gesagt: „Ich verstehe es vollkommen, wenn Herr von Helldorf die schwere Verantwortung, welche auf ihm durch die von seiner Partei herbeigeführte Ablehnung des Sozialistengesetzes lastet, heute auf mich abzuwälzen und die Sache so darzustellen sucht, als ob ich ihn dahin beeinflußt hätte, seine Freunde zu diesem schweren politischen Fehler zu verführen. Genau umgekehrt war der Hergang! Herr von Helldorf bemühte sich bei seinem Besuch in Friedrichsruh, mich zu überzeugen, daß es die beste Politik sein würde, durch die deutschkonservativen Stimmen das Sozialistengesetz auf Grund der Streichung des Ausweisungsparagraphen ablehnen zu lassen, weil der mutmaßlich dann mit erneuter Kraft erwachende Übermut der Sozialdemokratie in kürzester Zeit zur Vorlage eines weit wirksameren Sozialistengesetzes mit Notwendigkeit führen werde. Er stellte

Digitized by Google

mir die Alternative, entweder durch eine feierliche Erklärung im Reichstage vor den zu erwartenden Kommissionsbeschlüssen zu kapitulieren oder die Ablehnung des Gesetzes gewärtigen zu müssen, für dessen Annahme seine Partei nur zu haben sein werde, wenn vor der entscheidenden Abstimmung eine solche offizielle Erklärung erfolge. — Ich machte den Versuch, ihn darüber aufzuklären, daß eine solche verfrühte Erklärung nicht abgegeben werden könne, wiederholte ihm mehrfach den von mir stets festgehaltenen Grundsatz, daß die verbündeten Regierungen sich wohl vor Reichstagsvoten, aber nicht vor Kommissionsbeschlüssen beugen könnten, und wies ihn schließlich darauf hin, sich mit Ihnen — Kardorff — ins Einvernehmen zu setzen, da ich auf das Zusammengehen der konservativen Parteien den höchsten Wert legte, weil ich aus Ihren Briefen wußte, daß Sie den der Auffassung des Herrn von Helldorf entgegengesetzten Standpunkt vertraten."

So Bismarck! Insoweit seine Darstellung von der Helldorfschen abweicht, lehrt gerade die von Delbrück so hochgerühmte „Konkludenz der Tatsachen", daß die Bismarcksche Erzählung allein auf Wahrheit Anspruch hat. Daß Helldorf Bismarck für die offen auf den Konflikt lossteuernde Taktik der Konservativen zu gewinnen gesucht hat, steht ja in vollstem Einklang mit seinen uns aus dem Artikel der Kreuzzeitung vom 24. November bekannten Tendenzen; daß Bismarck hinwieder sich auf nichts einlassen wollte, harmoniert aufs schönste mit den von Mittnacht überlieferten Auslassungen des Kanzlers vom 23./24. November. Im Schlußeffekt aber laufen sowohl Bismarcks, wie Helldorfs Erzählung auf ein- und dasselbe hinaus: auf die Mahnung, daß Helldorf sich mit den Freikonservativen (und den Nationalliberalen) ins Einvernehmen setzen möge. Und das bedeutete ganz gewiß nicht Konflikt, sondern Kompromiß, nicht den Fall, sondern das Zustandekommen des Sozialistengesetzes!

Wir sahen es schon: Helldorf ist den klaren, gar nicht mißzuverstehenden Direktiven Bismarcks nicht gefolgt. Er hat in Berlin nichts, rein gar nichts getan, um ein Einvernehmen zwischen den Kartellparteien über das Sozialistengesetz herbeizuführen. Als in der zweiten Kommissionslesung Freikonservative und Nationalliberale von neuem einer Verständigung auf dem Boden der temporären Ausweisungsbefugnis das Wort redeten, ließen die Konservativen den Vorschlag abermals unter den Tisch fallen, so daß sich bei der Abstimmung das gleiche Resultat wie bei der ersten Lesung ergab. Und es war ausgerechnet Helldorf selbst, der trotz Friedrichsruh in der zweiten Lesung im Plenum (23. Januar 1890) als Wortführer der Konservativen erklärte, diese würden bei der Schlußabstimmung nur dann für die Vorlage eintreten, wenn die Regierung im Hause — also nicht etwa unter der Hand! — ausdrücklich erkläre, daß sie das Gesetz auch ohne die Ausweisungsbefugnis annehmen werde. „Wenn wir also, ich möchte sagen, darum angegangen werden, für ein abge-

Digitized by Google

schwächtes Gesetz zu stimmen, dann stimmen wir dafür." Man sieht, leicht haben die Konservativen es der Regierung nicht gemacht, die Ausweisungsbefugnis aufzugeben; man darf im Gegenteil schließen: sie wollten es der Regierung unmöglich machen. Eben noch, in der Debatte des 23., hatte Minister Herrfurth es ausgesprochen, daß eine weitere Abschwächung des Gesetzes die Gefahr mit sich bringe, „daß nicht mehr darauf gerechnet werden kann, mit diesen Mitteln die öffentliche Ruhe und Ordnung immer und überall aufrecht zu erhalten". Sollte die Regierung nun auf einmal, im Widerspruch zu ihrer ganzen bisherigen Haltung, die Konservativen bittweise angehen, das Gesetz trotz seiner Verstümmelung anzunehmen? Sollte Bismarck, den Helldorf in Friedrichsruh im voraus darauf hingewiesen hatte, daß die Regierung eine solche Erklärung nicht abgeben könne und werde, sich nun doch vor den Konservativen beugen?

Die Frage wurde alsbald in einem Ministerrate am 24. Januar beraten, zu dem auch Bismarck von Friedrichsruh herübergekommen war. Nach Delbrück hätte sich der Kaiser persönlich in diesem Ministerrate dafür eingesetzt, das Gesetz so anzunehmen, wie es der Reichstag formuliert hatte (d. h. die von den Konservativen verlangte Erklärung abzugeben!); „Bismarck aber war es, der widersprach, und die Differenz wurde so scharf, daß bei dieser Gelegenheit der Fürst zum erstenmal eine Andeutung gemacht hat, daß vielleicht seines Bleibens nicht mehr lange sei. Die anderen Minister hätten das Gesetz wohl gern angenommen, aber wichtiger als das Gesetz schien ihnen doch noch die Erhaltung des Fürsten Bismarck in seinem Amte, und so stellten sie sich denn auf seine Seite." Einen Beweis für diese seine Angaben, die als etwas völlig Neues vorgebracht werden, die sich aber genau ebenso schon bei — Helldorf finden, legt Delbrück nicht vor. Sie sind auch falsch, grundfalsch. Bismarck hat in dem Ministerrat vom 24. gar keinen Zweifel darüber gelassen, daß auch das abgeschwächte, der Ausweisungsbefugnis beraubte Sozialistengesetz nach den Beschlüssen des Reichstags anzunehmen sein würde. Nur dagegen hat er sich aus Gründen, über die er sich späterhin in den Hamburger Nachrichten und den Berliner Neuesten Nachrichten wiederholt ausgelassen hat (vgl. H. Hofmann, Fürst Bismarck 1890—1898, I, 254, 294; Bismarckjahrbuch, ed. H. Kohl, I., 365) entschieden gewehrt, unter das kaudinische Joch der Konservativen zu treten und die von ihnen verlangte Erklärung abzugeben. Den einen dieser Gründe kennen wir bereits; er ging dahin, daß es nicht geraten sei, die einmal nach reiflicher Überlegung eingebrachten Vorlagen in den entscheidenden Punkten gegenüber Fraktions- und Kommissionsbeschlüssen aufzugeben, ehe nicht der Reichstag selbst gesprochen habe. Will man diesen theoretisch-staatsrechtlichen Grund nicht als völlig durchschlagend gelten lassen, so ist um so einleuchtender, gerade von Bismarcks Standpunkt aus, das andere

Digitized by Google

von ihm angeführte Argument, daß die Regierung durch einen freiwilligen Verzicht auf die Ausweisungsbefugnis sich die Möglichkeit nehme, die verstümmelte Vorlage später von einem neuen Reichstage gleichsam komplettieren zu lassen. Hierauf mußte Bismarck nach seiner ganzen Denkungsart das größte Gewicht legen. Die Gefahr, daß die Konservativen darüber das ganze Gesetz zum Scheitern bringen würden, ließ sich ja vielleicht noch unter der Hand beschwören, und wenn nicht, nun so brauchte man das einstweilige Scheitern nicht allzu tragisch zu nehmen. Bismarck durfte hoffen, dennoch bald zu einem neuen Sozialistengesetz zu kommen. Hatten die Nationalliberalen, die jetzt wider den Stachel des Ausweisungsparagraphen löckten, nicht schon 1888 ausgesprochen: gelinge es nicht, nach zwei Jahren ein dauerndes Gesetz zustande zu bringen, so würde man die Weiterbewilligung von Vollmachten in der Art und in der Richtung ins Auge zu fassen haben, wie sie im bisherigen Gesetz enthalten gewesen seien; ein Vakuum wolle mán jedenfalls nicht eintreten lassen! Hatten sie auf diese Erklärung nicht eben jetzt wieder im Reichstag ausdrücklich Bezug genommen? Wer weiß, ob nicht die Drohung, ein solches Vakuum eintreten zu lassen, die Nationalliberalen als reumütige Sünder zum Ausweisungsparagraphen zurückführen mochte! Nein, so war die Sache nicht angetan, daß Bismarck in den sauren Apfel der von den Konservativen verlangten Erklärung beißen mußte.

Jedenfalls waren die von Bismarck in dem Ministerrate vom 24. Januar vorgetragenen Gründe durchschlagend genug, um die übrigen Minister mit nur einer Ausnahme — den Minister von Boetticher — auf seine Seite zu führen. Es wurde beschlossen, die von den Konservativen verlangte Erklärung nicht abzugeben. Doch tat Bismarck ein übriges. Wieder ließ er — am Abend des 24. — den Abgeordneten Helldorf zu sich kommen, um ihn au fait zu setzen. Was sich in dieser Unterredung zugetragen hat, ist wiederum kontrovers. Herbert Bismarck hat späterhin in einer Reichstagsrede vom 20. Januar 1900 angeführt, sein Vater habe Helldorf am Vorabend der letzten Abstimmung im Reichstage „gesagt und sagen lassen, daß die Regierung, wenn der Reichstag in seinem Plenum das Gesetz damals so annehme, wie die Nationalliberalen es wollten — also ohne Ausweisungsbefugnis — es akzeptieren würde, er könnte aber als Reichskanzler nicht vom Bundesratsplatz aus erklären: wir beugen uns bereits vor einem Kommissionsbeschluß." Helldorf hat dies bestritten; aber die Konkludenz der Tatsachen spricht von neuem gegen ihn. Es ist doch absurd, anzunehmen, daß Bismarck sich Helldorf bloß darum habe kommen lassen, um ihm zu sagen, es sei bedenklich, wenn die Regierung ihre Vorlage vor der Entscheidung des Reichstages fallen lasse. Nein, Bismarck muß bei der Konferenz einen bestimmten Zweck im Auge gehabt haben, und dieser kann bloß dahin gehen, den Konservativen noch einmal das discite

Digitized by Google

moniti vorzuhalten. Daß der Kanzler sich dazu des Abgeordneten von Helldorf bediente, der solchen Vertrauens gänzlich unwürdig war, das ist seine einzige Schuld beim Scheitern des Sozialistengesetzes.

Am 25. Januar 1890 haben die Konservativen das Sozialistengesetz in Grund und Boden gestimmt!

Es erhebt sich die Frage, welches die letzten und eigentlichen Beweggründe der Konservativen bei diesem folgenschweren Schritt gewesen sind.

Bismarck ist geneigt gewesen, mindestens den konservativen Führern persönliche, gegen ihn selbst gerichtete Motive unterzulegen. Er äußert sich eingehend darüber in einem an den Abgeordneten von Kardorff gerichteten Briefe vom 23. Januar 1893, auf den schon H. von Poschinger in seinem Aufsatze „Aus den Denkwürdigkeiten Wilhem von Kardorffs" (Deutsche Revue, Maiheft 1908) hingewiesen hat, der aber bisher unveröffentlicht geblieben ist. Das Schreiben ist von der größten Bedeutung als die einzige unmittelbare, mit seiner Namensunterschrift gedeckte Auslassung des Fürsten über den Fall des Sozialistengesetzes; es bestätigt in wichtigen Punkten unsere obige, auf dem bekannten Material aufgebaute Darstellung. Die Erlaubnis, dieses wichtige historische Dokument zum hundertsten Jahrestage der Geburt Bismarcks zu veröffentlichen, verdanke ich der Güte des Herrn Landrats von Kardorff zu Lissa (Posen), dem Sohne des Adressaten.

Zum Verständnis des Briefes sei vorweg bemerkt, daß der Abgeordnete Wilhelm von Kardorff, der sich schon seit den siebziger Jahren naher Beziehungen zum Fürsten Bismarck erfreute, am 14. Januar 1893 gelegentlich der Notstandsinterpellation der Abgeordneten Auer, Singer und Genossen eine Reichstagsrede gehalten hatte, bei der er auch auf den Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 zu sprechen kam. Er sagte dabei u. a.:

„Meine Herren, wenn die Arbeiterschutzgesetzgebung und die Arbeiterausschüsse richtig funktionieren sollen, so ist nach meiner Überzeugung das nur möglich, wenn wir — ich will nicht sagen: das Sozialistengesetz wieder haben, denn ich habe immer gegen Ausnahmegesetze plädiert und gewünscht, daß im Versammlungsrecht, im Preßgesetz verschärfte Bestimmungen gegeben würden, welche dasselbe erreichten, und ich glaube eben, wir können auf die Dauer ohne solche Bestimmungen gar nicht auskommen .... Meine Herren, ich habe es aus dem Grunde sehr bedauert, daß der Rumpf des Sozialistengesetzes, der nach dem Fortfall des Ausweisungsparagraphen übrig geblieben war, den ich persönlich für wertlos hielt, nicht bestehen geblieben ist. Und eigentlich ist ja, wenn man will, durch eine Art Mißverständnis das Gesetz zu Falle gekommen. Die Herren von der deutschkonservativen Partei haben das Gesetz fallen lassen, wie sie glaubten, auf Wunsch des Fürsten Bismarck. Ich habe gelegentlich den Fürsten Bismarck selbst danach gefragt und kann versichern, daß er auf

Digitized by Google

das positivste und zwar mit einer gewissen Heftigkeit geleugnet hat, irgendeine solche Äußerung getan zu haben. Er sagte, er müsse vollständig mißverstanden sein, und richtete schließlich die Frage an mich: Sie kennen mich 25 Jahre; halten Sie mich für so töricht, eine solche pessimistische Politik zu treiben? Denn ein Teil der Herren glaubte nämlich damals, daß mit Aufhebung des Sozialistengesetzes die Sozialdemokraten sehr übermütig werden und es zu Exzessen kommen lassen würden" usw.

Den stenographischen Abdruck dieser Rede sandte Kardorff dem Fürsten Bismarck zu. Binnen kurzem erhielt er folgende Antwort:

Friedrichsruh, den 23. Januar 1893.

Geehrter Freund

Ich danke Ihnen für Ihr freundschaftliches Auftreten in der Rede, die ich auch sonst mit Intresse gelesen habe. Über die angestrichne Stelle füge ich vertraulich hinzu, daß ich damals im Staatsministerium und allen amtlichen Stellen gegenüber das Programm vertreten habe, auch ein abgeschwächtes Socialistengesetz in der Form, wie es aus dem Reichstage hervorgehn würde, jedenfalls anzunehmen, da etwas immer besser sei als nichts. Aber die Abschwächung könne nicht aus der Initiative der Regierung hervorgehn, weil die Regierung damit freiwillig anerkennen würde, daß sie auch mit weniger als sie gefordert habe, auskommen könne. Dadurch verschränke sich die Möglichkeit, dem neuen Reichstage sofort mit verschärften Forderungen gegenüberzutreten. Ich habe außerdem jederzeit das Princip vertreten, daß die Regierung im Reichstag oder Landtag ihre amtlichen Vorlagen nicht auf Grund von außeramtlichen Coulisseneinflüssen und nicht, bevor nicht das Parlament amtlich gesprochen hat, herunterſetzen soll. Jede Regierung schwächt ihre Autorität, wenn sie sich selbst herunterhandelt, ohne daß von der andren Seite eine competente Äußerung über die Vorlage geschehn ist.

Ich glaube, daß die Einflüsse, welche damals die conservative Partei veranlaßt haben, gegen die eingeschränkte Vorlage zu stimmen, überhaupt keine sachlichen gewesen sind, sondern schon einen Theil der Manöver bildeten, welche am Hofe gegen mich durch Helldorff, Boetticher u. a. eingeleitet wurden. Ich hatte mich in dem obigen Sinne allen Ministern gegenüber und vielen Andren so unumwunden ausgesprochen, daß die Vermuthung, als wünschte ich die Ablehnung der abgeschwächten Vorlage, ehrlicherweise bei Niemandem aufkommen konnte. Es war das eine bewußte Erfindung derselben Coterien, welche an höchster Stelle ihre Intriguen gegen mich betrieben.

Meine Absicht war damals und vorher, eine Verschärfung auch des alten Socialistengesetzes über dessen Bestimmungen hinaus zu erstreben. Darauf hätte die Regierung verzichten müssen, wenn sie aus eigner Initiative erklärt hätte, daß sie auch mit dem Socialistengesetze auszukommen hoffe. So-

Digitized by Google

bald dasselbe aber gegen den Willen der Regierung abgeschwächt wurde, konnte sie den Rest annehmen und dennoch vom neuen Reichstage mehr verlangen. Daß S. M. durch die Hintertreppen-Einflüsse schon gegen jede Verschärfung gestimmt worden war, erfuhr ich erst später.

Meine Frau und ich würden uns sehr freuen, Sie wieder hier zu begrüßen und bin ich, mit unsren aufrichtigen Wünschen für baldige Wiederherstellung der Gesundheit Ihrer Frau Gemahlin Der Ihrige

v. Bismarck.

Niemand wird, des sind wir gewiß, sich dem Eindruck der starken Sprache, die dieses Schreiben Bismarcks redet, entziehen können. Und ehrlicherweise, wir dürfen das Wort dem eisernen Kanzler nachsprechen, wird hinfort niemand mehr behaupten können, daß er auf den Fall des Sozialistengesetzes spekuliert, geschweige denn ihn in der Absicht, Konfliktsstoff zu sammeln, selbst herbeigeführt habe!

Wenn Bismarck nun in dem Schreiben an Kardorff die Meinung ausspricht, daß die Einflüsse, welche die konservative Partei damals veranlaßten, das Sozialistengesetz über den Haufen zu stürzen, keine sachlichen gewesen seien, so meint er damit natürlich nicht das Gros der konservativen Fraktion, sondern nur bestimmte Parteiführer. Es ist auch gar keine Frage, daß die große Mehrzahl der konservativen Parlamentarier aus voller Überzeugungstreue heraus gehandelt hat. Für sie war es Gewissenssache, die Autorität der Regierung möglichst ungeschwächt zu erhalten, sie konnten also einer Vorlage unmöglich freundlich gegenüberstehen, welche das Maß der Sicherungen gegen die Gefahren des Umsturzes nach ihrer Auffassung lockerte. Sie wurden zudem durch Helldorf in den Glauben gewiegt, daß sie Bismarck mit ihrer Abstimmung im Grunde einen Gefallen tun würden.

Nicht ganz klar durchschaut man die Motive der Führer des rechten Parteiflügels der Konservativen. Sicher ist, daß sie mit Bismarck heftig wegen seiner Kartellfreundlichkeit grollten; offenbar hofften sie, durch die Haltung der konservativen Partei in der Frage des Sozialistengesetzes einen Keil in das Kartell zu treiben und Bismarck wohl oder übel wieder in die Arme der Konservativen zu führen. Wie sehr sie à la baisse spekulierten, lehrt drastisch ein Brief des Hofpredigers a. D. Stoecker an einen Schweizer Gesinnungsgenossen vom 23. Dezember 1889, in dem es u. a. heißt: „Wenn nicht etwa die Reichstagswahlen schlecht ausfallen — was hier im Grund jeder Strammkonservative als die einzige Rettung ansieht — und dadurch ein Umschwung eintritt, so wird sich unsere innere Politik in der bisherigen völligen Unfähigkeit und Ratlosigkeit weiter hinschleppen . . . Hier steht jetzt alles unter mittelparteilichem Zeichen." Daß Stoecker sich auch an den Intriguen gegen Bismarck beteiligt hat, ist längst aus dem berüchtigten „Scheiterhaufenbrief" be-

Digitized by Google

kannt geworden; daß auch der Adressat dieses Briefes, der Freiherr v. Hammerstein, solchem Treiben nicht fern stand, scheint sein Briefwechsel mit dem Abgeordneten von Rauchhaupt zu ergeben.

Wenn aber diesen Männern zur Entschuldigung gereichen mag, daß sie sich in einem starken politischen Gegensatz zum Fürsten Bismarck befanden, so kann davon bei Helldorf keine Rede sein. Er war der ausgesprochene Vertreter des Kartellgedankens in der konservativen Partei, dazu seit langer Zeit der Mittelsmann zwischen Bismarck und der Fraktion. Er hätte in der einen wie in der andern Eigenschaft in der Frage des Sozialistengesetzes möglichst zum Kompromiß raten müssen; statt dessen hat gerade er durch sein zweideutiges oder vielmehr schon nicht mehr zweideutiges Verhalten sowohl Bismarck wie die eigene Partei verraten. Helldorf hat sich ja nachmals dagegen verwahrt, daß sein Verhalten von der Rücksicht auf den kommenden Sturz Bismarcks diktiert gewesen sei. Aber welcher andere Grund sollte sonst in Frage kommen können? Einem Manne, der so genau mit den Vorgängen am Hofe vertraut war, wie Helldorf, war es natürlich kein Geheimnis, daß der latente Gegensatz zwischen dem Kaiser und Bismarck, der sich seit dem Sommer 1889 gerade in Sachen der Sozialdemokratie und der Sozialpolitik herausgebildet hatte, zum Ausbruch drängte und sicherlich über der Frage des Sozialistengesetzes akut werden mußte.

Nun, wenn Helldorf hier die Hand im Spiele gehabt hat, wie es Bismarck, gewiß nicht ohne Unterlagen, fest glaubte, so hat ihn bald die Nemesis ereilt. Als er 1892 bei der Frage des Zedlitzschen Volksschulgesetzes ein ähnliches Spiel wiederholte, hat sich sowohl die konservative Fraktion des Herrenhauses, wie die des Abgeordnetenhauses mit scharfem Schnitt von ihm losgesagt; auch Hammerstein und Stoecker haben, nebenbei bemerkt, später aus der Partei scheiden müssen. Seither war Helldorf im Grunde ein toter Mann; erst Hans Delbrück ist es vorbehalten geblieben, ihn wieder zu der Rolle eines historischen Kronzeugen zu erheben, zu der er sich am allerwenigsten eignet.

Wir könnten hier unsere Untersuchung schließen, denn da mit der Behauptung, daß Bismarck das Sozialistengesetz absichtlich zu Fall gebracht habe, der Hauptstützpunkt der Delbrückschen These gefallen ist, muß ihr luftiges Gebäude in sich zusammenstürzen. Aber es mögen geschwind noch ihre letzten Trümmer hinweggeräumt werden.

Die Anhänger der Staatsstreichtheorie möchten sich am Ende daran klammern, daß Bismarck dem Kaiser über zu erwartende Aufstände Vortrag gehalten habe; ob das nicht beweise, daß er dennoch auf Konflikte losteuerte? Tatsächlich liegt die Sache auch hier umgekehrt, als Delbrück will.

Schon Bismarcks Verhalten gegenüber dem westfälischen Bergarbeiterstreik im Frühjahr, bei dem es ja zu ernsten Unruhen gekommen ist, lehrt, wie himmelweit er davon entfernt war, zum Konflikt zu treiben. Der westfälische Oberpräsident

Digitized by Google

von Hagemeister hatte damals bekanntlich beantragt, den Belagerungszustand im Ruhrgebiet zu verhängen; Bismarck aber hat in dem Kronrat vom 27. Mai mit aller Entschiedenheit davon abgeraten! Seitdem stand der Kaiser, dem im Hinblick auf seine weitausschauenden Pläne, besonders auf dem Gebiete der Sozialpolitik, daran liegen mußte, beliebt im Volke zu sein, dauernd unter der Besorgnis vor neuen Aufständen. Um jene Zeit muß es gewesen sein, daß er zum erstenmal zu Bismarck sagte: er wolle nicht einmal Kartätschenprinz heißen wie sein Großvater und gleich am Anfang seiner Regierung bis an die Knöchel im Blut waten. Immer mehr setzte sich in ihm der Gedanke fest, daß man den berechtigten Forderungen der Arbeiter möglichst weit, weit über das Maß der bisherigen Sozialpolitik hinaus, entgegenkommen müsse.

Hier liegen denn auch die eigentlichen Keime des Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler. Bismarck war der Ansicht, daß mit der nach unsäglichen Mühen zustande gekommenen Annahme der Alters- und Invaliditätsversicherung das Kapitel der durch die kaiserliche Botschaft von 1881 inaugurierten Sozialreform abgeschlossen sei, und daß mindestens eine starke Ruhepause vonnöten sei, ehe man ein neues Kapitel beginne; der Kaiser aber wollte unmittelbar an den Schluß des alten ein neues Kapitel von unübersehbarer Tragweite schließen. Vielleicht hätte sich Bismarck dazu bereitfinden lassen, immer aber nur unter der Voraussetzung, daß das Sozialistengesetz, das er stets als das absolut notwendige Korrelat der Sozialreform betrachtet hatte, bestehen bleibe, ja im Fall einer Ausdehnung der Sozialreform entsprechend verschärft werde. Für ihn war es eine sehr bittere Überraschung, daß just in dem Momente, wo sich das Schicksal des Sozialistengesetzes zu erfüllen drohte, im Kronrate des 24. Januar 1890, der Kaiser unversehens den Entwurf der sogenannten Arbeitererlasse vorlegte. In diesen Entwürfen trat, und das ist für die vorliegende Streitfrage von erheblicher Bedeutung, das Streben des Kaisers, durch ein weitherziges Entgegenkommen künftigen Unruhen des Arbeiterstandes vorzubeugen, allzu offen zutage. Mit großem Unmut ist Bismarck noch im Oktober 1892 darauf zurückgekommen: der Entwurf sei ganz unmöglich gewesen; es hätten dieselben Dinge vom Kartätschenprinzen und von Blutwaten dringestanden.

Es war also nicht Bismarck, der dem Kaiser Vorträge über zu erwartende Aufstände hielt, sondern es war der Kaiser selbst, der diesen Gegenstand gleich nach Bismarcks Rückkehr von Friedrichsruh, im Zusammenhang mit der neuen Sozialreform zur Erörterung stellte. Nun wird uns Bismarcks Verhalten völlig klar; er suchte einmal den überschießenden Strom der sozialpolitischen Absichten des Kaisers einzudämmen, und er trat sodann für den Fall, daß er in dieser Richtung doch eine Strecke Weges mit seinem Herrn zusammenginge, für eine Wiedervorlegung des vorerst scheiternden Sozialistengesetzes in dem neu zu wählenden Reichstage ein. Daß der Kanzler vor diesen mit einer verschärften Vorlage treten wollte, ergibt

Digitized by Google

auch sein oben mitgeteilter Brief an Kardorff; anderweitig hören wir, daß Bismarck wieder wie 1886 die Expatriierung fordern wollte. Möglich, daß er auch von neuem den Gedanken erwog, den er schon 1878 in dem bekannten Brief an Tiedemann geäußert hatte: ob man nicht das Sozialistengesetz dahin verschärfen könne, daß den Sozialistenführern und eventuell überhaupt den erklärten Sozialisten das aktive und das passive Wahlrecht genommen werde, was praktisch ja schon in einem gewissen Umfange auf dem Wege der Expatriierung zu erreichen gewesen wäre. Aber, was scharf zu betonen ist, feste Gestalt hatte dieser Gedanke noch nicht bei Bismarck gewonnen. Keinesfalls hat Bismarck, wie Delbrück schließen will, die ganze Verfassung über den Haufen werfen oder gar das Reich auflösen wollen — erforderlichenfalls genügte doch schon der Weg der einfachen Verschärfung eines Ausnahmegesetzes —, niemals hat er solche Gedanken dem Kaiser auch nur vorgetragen. So töricht war Bismarck, der große Realpolitiker, der die Grenzen des Erreichbaren stets so sorgsam abwog, denn doch nicht; er wußte ganz genau, daß er zu einem Verfassungssturz weder die Zustimmung des Kaisers noch die der übrigen Bundesfürsten je gewinnen würde. Alles, was er dem Kaiser in dieser Richtung hin vorgeschlagen hat, beschränkt sich darauf, daß er — genau, wie es Wilhelm II. Hohenlohe berichtet hat — die Wiederauflösung des am 20. Februar neu zu wählenden Reichstags, falls auch dieser das Sozialistengesetz ablehnen sollte, in Aussicht nahm und daß er etwa daraus resultierende Aufstände, die der Kaiser besorgte, energisch niederzuschlagen empfahl. Nur eine einzige anonyme Quelle unter den vielen will etwas davon wissen, daß Bismarck den Kaiser in diesem Zusammenhange auf die „alleräußerste" Möglichkeit hingewiesen habe, durch die verbündeten Regierungen Verfassungsänderungen namentlich in puncto des Wahlrechts vorzunehmen. Selbst nach dieser völlig vereinzelten Angabe — die auf das entschiedenste zu bezweifeln ist — hätte sonach der Staatsstreich, der nach Delbrücks Behauptung unmittelbar vor der Türe stand, nur in nebelgrauer Ferne gelegen. Bismarck selbst hat es stets auf das nachdrücklichste bestritten, so etwas wie einen Staatsstreich geplant zu haben; auch bei der Empfehlung Caprivis als eines energischen Generals zum Posten des preußischen Ministerpräsidenten, den Bismarck damals abzugeben gedachte, und eventuell zum Reichskanzler, will er nur die Sicherstellung eines rechtzeitigen und energischen Einschreitens der Regierung zur schnellen Niederwerfung, nicht etwa die Herbeiführung solcher Revolten, im Auge gehabt haben. „Zwischen Vorbeugen und Provozieren", so hat er sich 1892 einmal zu Hermann Hofmann, dem Redakteur der Hamburger Nachrichten, geäußert, „ist doch ein großer Unterschied; zu ersterem fühlte ich mich verpflichtet, letzteres lag ganz außerhalb meiner Absichten, und es ist unerhört, mir das verbrecherische Streben anzudichten, ich hätte einen Konflikt heraufbeschwören wollen."

Digitized by Google

Man glaube doch nicht, daß Bismarck im Februar 1890 durch die Aussicht auf einen renitenten Reichstag irgendwie geschreckt oder auch nur irritiert worden wäre. So stand die Sache doch nicht, daß er mit seinen gewöhnlichen Regierungsmitteln fertig gewesen wäre, und wenn schon, so mochte sein fruchtbarer Geist sich die Möglichkeit zutrauen, minder gewöhnliche, immer noch innerhalb des Rahmens der Reichsverfassung ausfindig zu machen. Schon mit dem horror vacui, den die Nationalliberalen im Hinblick auf das bevorstehende Erlöschen des Sozialistengesetzes empfanden, ließ sich vielleicht diese Partei, gewiß aber ein großer Teil der Wähler, gefügig machen. Man konnte auch auf das oft bewährte Mittel der Drohungen zurückgreifen; hatte nicht Bismarck schon 1884 in der bekannten Erklärung des Bundesrats das Schreckgespenst der „Wiederauflösung der deutschen Einheit" (das selbstverständlich zu keiner Zeit ernst gemeint war) an die Wand gemalt? Half der Schrecken nicht, so blieb die Möglichkeit einer Kaltstellung des Reichstags sozusagen durch Aushungerung; Heinrich Ulmann hat uns ja in seinem Aufsatz „Bismarcks letzter staatsrechtlicher Gedanke" (Internationale Monatsschrift, Dezember 1911) gezeigt, wie Bismarck über dieser Möglichkeit brütete. Schließlich zeigte sich, für den Fall einer abermaligen Auflösung des Reichstags, der Rettungsanker einer zugkräftigen nationalen Wahlparole, etwa in Verbindung mit der geplanten Verdyschen Militärvorlage, die durchzubringen Bismarck sich anheischig gemacht hatte. An Wegen und Mitteln, mit einem widerspenstigen Reichstage fertig zu werden, fehlte es Bismarck nach seiner Ansicht durchaus nicht; das war damals seine geringste Sorge. Als die Wahlen vom 20. Februar tatsächlich die bisherige Kartellmehrheit zerschlugen und die sozialdemokratischen Wählerziffern von 763000 auf 1427000 Stimmen emporschnellen ließen, da hat er geradezu etwas wie eine grimmige Freude empfunden, weil die von ihm so nachdrücklich bekämpfte Zuversicht des Kaisers, daß die Arbeitererlasse sehr günstig auf die Wahlen einwirken würden, auf das kläglichste zuschanden geworden war.

Denn das war doch, es muß das offen ausgesprochen werden, die eigentliche Quintessenz jener Tage: Wilhelm oder Bismarck. Für beide Persönlichkeiten hat es sich damals im Grunde um die eine Frage gehandelt: Er oder ich! Es war ein Kampf um die Macht, dem sich alle anderen Rücksichten unterordneten; ein Kampf, bei dem ja Bismarck von vornherein zum Unterliegen verurteilt war, nicht etwa nur, weil er, der Monarchist und Royalist, seinem kaiserlichen Herrn gegenüber schließlich machtlos war, sondern auch weil Wilhelm II. die schwellenden Kräfte der Jugend, ein neu heraufkommendes Zeitalter voll fruchtbarer und aussichtsreicher Ideen, Bismarck aber im Grunde doch ein absterbendes Zeitalter vertrat. Nicht, daß das Recht in dem Kampf der beiden Generationen um die Zukunft, der seinen Ausgangspunkt und seine stärksten Komplikationen in dem Streit um das Ausmaß und das Tempo der sozialen

Digitized by Google

Reform fand, restlos auf Seiten des Kaisers gewesen wäre; schon die Namen der „Umsturz-" und der „Zuchthausvorlage" beweisen es, daß der Kaiser sich selbst genötigt sehen sollte, wieder in die Bahnen Bismarcks, die er einst mit so freudiger Zuversicht verlassen hatte, einzulenken. Und sind nicht weite Kreise unseres Volkes bis tief in das letzte Frühjahr hinein der Ansicht gewesen, daß Bismarck eigentlich doch allein recht gehabt habe, mit seiner Ansicht über die Sozialdemokratie? Jetzt, nachdem der große Weltkrieg des Jahres 1914 zu unserer freudigen Überraschung bewiesen hat, daß die Sozialdemokratie im Grunde doch auch eine nationale Partei ist, hat ja die Sache ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Jetzt, erst jetzt dürfen wir sagen, daß der Kaiser mit seiner fröhlichen Zukunftsgewißheit, aus der heraus er unter Verzicht auf das Sozialistengesetz eine neue Ära des sozialen Friedens heraufleiten wollte, recht, tausendmal recht gehabt hat. Dem Andenken Bismarcks — dem dieser Aufsatz dienen wollte, indem er die törichte und gänzlich haltlose Mär von Bismarcks Staatsstreichplänen restlos beseitigt —, treten wir mit solcher Feststellung nicht zu nahe, daß er in dem Kampfe mit dem Kaiser, insoweit dieser sich um die Frage der sozialen Zukunft drehte, im letzten Grunde im Unrecht war. Denn schließlich bleibt es doch Bismarck, der Einzige und Unvergeßliche, der unser Deutsches Reich geschaffen, unsere nationale Einheit verwirklicht hat, und der dadurch erst dem nationalen Gedanken die Möglichkeit gegeben hat, sich zu einer elementaren, alles ohne Unterschied mit sich fortreißenden Kraft zu erheben, deren gewaltige Wirkungen das große Erlebnis unserer Tage bilden.

Digitized by Google

Bismarck und unser österreichisches Bündnis.

Von Adolf Rapp, Privatdozent der Geschichte an der Universität Tübingen.

Bismarcks Reich besteht heute die gewaltigste Kraftprobe, und mit dem Reiche der deutsch-österreichische Bund, also die bismarckische Organisation Mitteleuropas. Freilich ist das nur der engste Kreis in Bismarcks politischem System, und indem drei benachbarte Großmächte dagegen kämpfen, andere Staaten unsicher sind, ist Bismarcks „cauchemar des coalitions“ Wirklichkeit am hellen Tage. Insofern hat sich Bismarcks politisches System nicht aufrecht halten lassen. Gerade den Krieg auf mehr als einer Front zu vermeiden, war ein Hauptstreben seiner Politik, und er hat es ausgesprochen, daß die Staatskunst verpflichtet sei und imstande sein müsse, das zu vermeiden. Er hat das Bündnis von 1879 nicht so gemeint, daß wir mit Österreich gegen eine Welt kämpfen sollen. Im Gegenteil: er wollte gerade auch durch dieses Bündnis erreichen, daß Rußland mit uns im Frieden bleibe. Es war ihm ernst mit dem Gleichnis von dem gemeinsamen Spaziergang im Walde, bei dem mein Freund plötzlich einen Tobsuchtsanfall bekommt und mich zu erschlagen droht; da muß ich mir schnell eine Pistole holen; dann kann ich den Spaziergang fortsetzen. Der Freund war Rußland, die Pistole das österreichische Bündnis. Aber das ist es ja eben: die Pistole war nötig, und Bismarck mußte darauf gefaßt sein, mit ihr schießen zu müssen; 1887 war er nahe daran. Uns Heutigen erscheint das sehr natürlich, Österreich aber sehen wir immer mehr als zu uns gehörig an, beide Mächte fast als eine Einheit.

Das war für Bismarck noch nicht so. Denn darüber ist kein Zweifel: für ihn war Österreich einfach eine auswärtige Macht; stand sie seinem Staat im Wege, dann bekämpfte er sie, wie man eine fremde Macht bekämpft; eignete sie sich zum Zusammengehen, dann ergriff er ihre Hand. Bismarck hat für keinen auswärtigen Staat Freundschafts- und Verwandtschaftsgefühle gehabt wie seine Landsleute sonst. Wohl aber hat er solche Gefühle, wenn sie als Stützen der Politik verwendet werden konnten, aufgenommen und begünstigt. Als er zwischen Österreich und Rußland wählen mußte und sich für Österreich entschied, da war unter seinen staatsmännischen Gründen auch der, daß das Bündnis mit Österreich doch einfach ein Vermächtnis alter Zusammengehörigkeit sei und daß es diesseits und jenseits begehrt werde. Eigentlich bestimmend war freilich anderes: daß man Rußland die Stärkung durchaus nicht einräumen dürfe, die es auf Kosten Österreichs gewinnen könnte; daß Österreich unser mehr be-

Digitized by Google

dürfe als Rußland, also ein eifrigerer Bundesgenosse sei; daß man dagegen Österreich keiner andern Macht in die Arme treiben dürfe; daß Österreich und Deutschland nach der Lage ihrer Grenzen einander gefährlich werden können, wenn sie keine freundlichen Nachbarn sind; daß besonders für Süddeutschlands Zugehörigkeit zum Reiche eine gute Nachbarschaft mit Österreich geradezu Voraussetzung sei, wie es 1870 von Bayern ausgesprochen worden war. Und doch sieht man leicht, wie auch an diesen nüchtern erwogenen Verhältnissen die alte Verbindung Österreichs mit Deutschland ihren Anteil hat. Um das Bündnis zu stärken, hat Bismarck auch persönlich dem Gefühl des Zusammengehörens Worte gegeben. Und daß er da mitempfunden hat, dürfen wir nicht leugnen, wenn wir nicht aus dem lebendigen Menschen ein errechnetes Schema machen wollen. Nur war das keine „großdeutsche" Gesinnung, die bei ihm zu Hause gewesen wäre, wie sie es bei sogenannten Kleindeutschen tatsächlich war. Seine deutschen Empfindungen bezogen sich auf die Interessensphäre — wenn man so sagen will — seines Staates. Erich Marcks hat einmal darauf aufmerksam gemacht, wie Bismarck in den Gedanken und Erinnerungen von den Deutschen Österreichs ohne eigentliche Liebe, von der gewaltigen Begeisterung, mit der sie ihn 1879 begrüßten, kühl mit „einer Art von leisem Staunen" spreche. „In Bismarck hat kein Hauch alldeutscher Gesinnung Raum gefunden, darüber sei man sich klar."

Der dicke Trennungsstrich von 1866 ist gezogen worden mit dem Bewußtsein, daß damit die Vorherrschaft der Deutschösterreicher in ihrem Heimatstaat gebrochen sei. Österreichs Schwerpunkt wurde, wie Bismarck es seinerzeit dem Grafen Karolyi geraten hatte, „nach Ofen verlegt." Dabei schien es zunächst sogar, als würden die Herren von Ofen besser für die Deutschen Österreichs sorgen als 1866 das preußische Heer, das bei seinem Einmarsch auf österreichischem Boden den „Bewohnern des glorreichen Königreiches Böhmen" die Erfüllung ihrer „nationalen" — was doch nur heißen konnte: tschechischen — Wünsche „gleich den Ungarn" in Aussicht stellte. Denn als die Monarchie 1867 eine Verfassung bekam, wie der Ungar sie wünschte, sorgte der Ungar wenigstens in dem sogenannten Cisleithanien für die Deutschen. Die Verfassung sicherte in den Ländern der Stephanskrone die magyarische Herrschaft eben damit, daß sie für die nichtungarischen Länder entsprechend eine deutsche Vorherrschaft vorsah. Um die Slawen unter der Stephanskrone niederzuhalten, war es nützlich, wenn die Slawen Böhmens durch das deutsche Element niedergehalten wurden. Nun haben bekanntlich die Magyaren in Ungarn ihr Ziel allmählich in einer Vollständigkeit erreicht, wie sie 1867 nicht ohne weiteres vorauszusehen war, und dazu gehört, daß sie die ungarischen

Digitized by Google

Deutschen auf jede Weise unterdrücken konnten. Die Deutschen aber in Cisleithanien haben sich gegen Tschechen und Polen lediglich verschlechtert.

In der Folgezeit mußte Bismarck zu den Deutschen und nicht zu den Tschechen halten. Die Partei, die für Böhmen eine selbständige Stellung mindestens wie die Ungarns anstrebte, war zugleich die Partei, die dem Reiche Bismarcks ungünstig gesinnt, zu einem Bündnis gegen Deutschland bereit war. Dagegen die, welche politisch das deutsche Element vertraten, begehrten eifrig ein enges Verhältnis zu Deutschland. Diese Haltung der Deutschen in Österreich ist denkwürdig. Es waren dieselben Deutschen, die in den Fünfziger und Sechziger Jahren ihre Vorherrschaft in Österreich nur anstreben konnten zugleich mit der Vorherrschaft Österreichs in Deutschland. Bismarck selbst hat es vom Bundestag aus wiederholt ausgesprochen, daß der Plan eines straffen österreichischen Gesamtstaates, der wie unter Joseph II. auf die Vorherrschaft des deutschen Elements gestützt werden mußte, nur auszuführen sei, wenn Österreich auch Deutschland beherrsche. Wurde Österreich aus Deutschland ausgewiesen, dann sank dieser Plan mitsamt der Vorherrschaft der Deutschen in Österreich zusammen. Diese verloren nicht bloß die Verbindung mit ihren Volksgenossen draußen, sondern ihre Stellung in der Heimat. Hatten sie da nicht allen Grund, das Ergebnis von 1866 zu hassen und darnach zu streben, daß es umgestoßen werde? Die österreichisch-französische Revanche pour Sadowa zu wollen, hatten sie mehr Anlaß als die „Schwarzgelben", Hof, Adel, Heer, die schließlich österreichischer Größe einen andern Weg suchen konnten. Trotzdem gingen die Deutschen in den nächsten Jahren dazu über, das Ergebnis von 1866 anzuerkennen und die Freundschaft der Macht zu wünschen, die ihnen von außen her dieses Leid zugefügt hatte. So stark war ihre „alldeutsche" Gesinnung. Die süddeutschen Demokraten dachten sich aus, man könnte einen preußisch-französischen Krieg dazu benützen, um mit „den österreichischen Brüdern" im Kampfe gegen Preußen ein Großdeutschland aufzurichten; die Deutschösterreicher aber nahmen das durch Preußen mächtig gewordene Deutschland als den deutschen Nationalstaat, dem man nicht in den Arm fallen dürfe, auch wenn man aus ihm ausgeschlossen sei, und jubelten den deutschen Siegen über Frankreich zu, die das Werk von 1866 bestätigten und vollendeten! Nun ist bekannt, daß die Deutschösterreicher durch ihre Gegner zu dieser Gesinnung hingetrieben wurden. Ihre Gegner, die Slawen und was sich auf die Slawen stützte, waren dem preußisch-deutschen Reiche mehr oder weniger mißgünstig, obwohl dies Reich mit der Ausschließung Österreichs aus Deutschland ihnen in Österreich half. Sie hätten allerdings einen Krieg nicht zu dem Zwecke führen mögen, um Österreich wieder zu einer deutschen Macht

Digitized by Google

zu machen. Aber das ist ja eben bezeichnend: ihre Haltung gegenüber Deutschland war zum guten Teil durch nationalen Widerwillen bestimmt. Die Deutschösterreicher erwiderten das durch Zuneigung für Deutschland und suchten einen Rückhalt durch Bündnis-Anschluß an Deutschland. Damit aber wurden sie ein befreundeter Faktor für Bismarck.

Der Vorgang ist noch merkwürdiger, wenn man die Magyaren hinzunimmt. Sie, die seit 1867, vor allem in der Person Andrassys, das wichtigste Element in der Monarchie waren, wollten Österreich und Deutschland zusammenbringen. Das war beileibe nicht irgendwelche Sympathie, sondern jene kluge Fürsorge für das eigene Interesse, mit der magyarische Politiker so viel erreicht haben. Das Ergebnis von 1866 in allen seinen Teilen war ihnen zugute gekommen. Österreich war auf sich selbst gestellt und mußte sich mit ihnen abfinden; ein Österreich auf josefinische Art mit deutschem Grundcharakter war nicht mehr möglich; anstatt dessen hatte man nun „Österreich-Ungarn" mit dem Ton auf „Ungarn", mit dem „Schwerpunkt in Ofen", mit dem Gesicht nach Südosten und Süden. Dort hatte die Monarchie ihr neues Tätigkeitsfeld zu suchen; dort aber stieß sie auf Rußland und mußte dagegen einen Rückhalt haben. Bis zu einer gewissen Grenze konnte England dazu dienen; auch an Frankreich war vor 1870 sehr wohl zu denken; doch mußte man sich sagen, daß dann das Reich Bismarcks sich noch enger an Rußland anschließen werde. Nach 1870 war kein Zweifel, daß man Deutschlands Freundschaft suchen müsse. Man mußte also sehen, da Deutschland in keinen Gegensatz zum befreundeten Rußland zu bringen war, der Dritte im Bunde zu werden und sich dem Deutschen Reich als dem zuverlässigeren und schätzenswerteren Freund anzubieten; bekam dann die deutsch-russische Freundschaft Risse, dann konnte man Deutschlands beide Hände ergreifen. Und in der Tat, Rußland, bisher gewohnt, die deutschen Regierungen zu bevormunden, zu begönnern und in der Gewalt zu haben, nun aber vor eine stolze deutsche Großmacht gestellt, begann mißgünstig zu werden, ließ deutschfeindliche, franzosenfreundliche Gesinnungen aufkommen und half dem ungarischen Staatsmann in die begehrte Lage hinein.

Die Sache steht wirklich so, daß die gleiche ungarische Politik, die Österreichs Verfassung nach ungarischem Bedürfnisse umgeändert hat, auch das deutsch-österreichische Bündnis möglich gemacht hat. Auf der Niederlage von 1866, mit der die Deutschen Österreichs an Geltung verloren, baute beides sich auf: das Übergewicht der Magyaren und das Bündnis — wenn man es so zugespitzt ausdrücken darf: ein Bündnis zwischen Ungarn und Bismarcks Deutschland, und auf diesem Wege ein Bündnis zwischen Österreich und Deutschland. Die Deutschösterreicher, die Geschlagenen von 1866,

Digitized by Google

sahen sich halb durch die Magyaren gerettet: unter der Bedingung, daß sie Ungarn die große Stellung in der Monarchie gewährten, war ihnen wenigstens in Cisleithanien das Übergewicht angeboten worden, und unter der Bedingung, daß sie die Trennung Österreichs von Deutschland anerkannten, erhielten sie das Bündnis mit Deutschland. Als sie dann freilich ihre Stellung in Cisleithanien nicht halten konnten und ihre Volksgenossen in Ungarn unterdrückt wurden, konnte ihnen der mächtige Bundesgenosse nicht helfen; er mußte ja die Magyaren vorsichtig behandeln und auch den Gefühlen jener andern Parteien in Österreich, die mißgünstig oder unsicher zum Bündnis standen, keine Nahrung geben. So wurden die Deutschen Österreichs ein Opfer nicht nur der Trennung von 1866, sondern gewissermaßen des Bündnisses, das sie als Rückhalt gesucht hatten.

Aber — sie sind zum großen Teile selbst daran schuld, wenn sie an Geltung so viel eingebüßt haben. Das hat ihnen auch Bismarck gesagt, dem sie ebenfalls schadeten, wenn sie sich selbst schwächten, da sie in Cisleithanien die einzige Stütze des Bündnisses waren. Und sie konnten eine bessere Stütze sein als die Magyaren, von denen Bismarck zu fürchten hatte, daß sie das Bündnis allzu unternehmend ausnützen wollten. Andrassy selbst neigte dazu. Was mit dem Worte bezeichnet wurde: „Nun sind Ew. Majestät die Tore zum Orient eröffnet", das war nicht immer so bescheiden gemeint, wie Bismarck es für Deutschlands Frieden wünschte. Und wenn die Magyaren durch Deutschland enttäuscht wurden, dann kam damit eine der Sorgen um Österreichs Festhalten an Deutschland, die Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" so nachdrücklich ausgesprochen hat.

Bismarck hat mit seinen Mitteln gelegentlich den böhmischen und anderen Feinden der Deutschösterreicher entgegengearbeitet. Die besonders ungeschickte deutschösterreichische Partei des Dr. Herbst aber hat er einmal mit dem harten treffenden Worte „Herbstzeitlose" gezeichnet; hart deswegen, weil es andeutete, daß die Deutschen nach 1866 nicht mehr die alten Ansprüche machen konnten. Doch wer ist an 1866 schuld? War 1866 nicht ein Ergebnis österreichischer Geschichte? Und regierungsfähig konnten die Deutschen bleiben. Den Steiermärkern, die den Achtzigjährigen in Friedrichsruh besuchten, hielt Bismarck mit Ernst, Feinheit und Wärme vor, die Deutschen möchten doch das ihrige tun, um den Anschluß ans Herrscherhaus wieder zu gewinnen; sie sollten sich selbst als die ersten Träger des österreichischen Staatsgedankens ansehen. Gegen diesen Rat verstießen am ärgsten jene Alldeutschen, die Bismarcks Namen stets herausfordernd auf den Lippen führten. Die Zukunft Österreichs und, was dazu gehört, der Gemeinschaft Deutschlands mit Österreich ist nun einmal angewiesen auf die hingebende und zusammenwirkende Arbeit hier der Deutschösterreicher,

Digitized by Google

dort der Magyaren, und zwar wäre es in jeder Beziehung wünſchenswert, wenn der Anteil der Deutſchen wüchſe. Umgekehrt ſind die Magyaren auf Öſterreich und Deutſchland angewieſen. Die Zeiten müſſen ja wohl vorbei ſein, wo ſie mit Gegnern Deutſchlands ſich einließen, während ſie vom deutſchen Bündnis Vorteil ſuchten, Vorteil nicht bloß für Öſterreich-Ungarn, ſondern gelegentlich für Ungarn gegen Öſterreich. Die Zeiten müſſen vorbei ſein, wo ſie eine kräftige auswärtige Politik der Monarchie mehr erſchwerten als leiteten. Aber auch die Zeiten, wo ſie die Deutſchungarn unterdrückten! Von der entſchiedenen Treue zum Herrſcherhauſe, zur Geſamtmonarchie, zum Deutſchen Reiche, zum Deutſchtum — was alles zuſammengehören ſollte! — können ſie nur gewinnen.

Daß Öſterreich-Ungarn ſich im Süden ein Tätigkeitsfeld ſchaffe, ſah Bismarck gern. Im übrigen war allerdings für ihn das Schutzbündnis gegen Rußland, das er zuerſt bekanntlich mit umfaſſenderem Inhalt anſtrebte — als ein allgemeines Schutzbündnis Deutſchlands und Öſterreichs —, es war für ihn nur eins der Mittel, um Deutſchland den Frieden zu erhalten. Kaum war es ins reine gebracht, ſo begann ſchon die Arbeit, um gegen einen öſterreichiſchen Mißbrauch der Friedensſicherung eine entſprechende Gegenſicherung zu gewinnen. Bismarck ſetzte mit dem Bündnis auch wirklich ſeinen, den deutſchen Friedenszweck durch. 1887 hat er es vor aller Öffentlichkeit ausgeſprochen, daß Deutſchland ſich „von niemand“ ein Leitſeil um den Kopf werfen laſſe, um wegen Bulgarien Krieg mit Rußland zu bekommen, daß es mit Öſterreich und Rußland gut Freund, und zwiſchen beiden der Vermittler ſein wolle. Er hat wiſſen laſſen, daß für ihn Bulgarien zur ruſſiſchen Intereſſenſphäre gehöre. Dagegen hatte er ſeinerzeit dazu beigetragen, daß Öſterreich Bosnien und die Herzegowina nehmen konnte, während Rußland den Berliner Kongreß als der Unzufriedene verließ. Bismarck hatte zwiſchen beiden eine Aufgabe, die ſchließlich nur er durchführen konnte. Er hat die Ruſſen mit allen Mitteln, mit der Piſtole des öſterreichiſchen Bündniſſes ebenſo wie mit Freundſchaft und Hilfeleiſtung, zu guter Nachbarſchaft genötigt, Öſterreich unterſtützt und in Schranken gehalten, und dabei viel gewagt. Die Rolle des Vermittlers, ja des Schiedsrichters, war nur mit achtunggebietender Aktivität durchzuführen; ein nachgiebiger, paſſiver Vermittler bringt ſich nicht nur um den Erfolg, ſondern gefährdet ſeine ganze Stellung; auch hier geht, wer wagt, ſicherer. Aber war es auf die Dauer möglich, Rußland durch Öſterreich, Öſterreich durch Rußland zu binden? Einmal zwang ihn Rußland doch, zu „optieren“, und als er, mit dem öſterreichiſchen Bündnis in der Hand, das Verhältnis zu Dreien hergeſtellt hatte, entzweiten ſich die beiden andern endlich doch zu ſtark; da traf

Digitized by Google

er ohne Österreich mit Rußland jene Abmachung, die bis dahin Abmachung zu Dreien gewesen war. Wenn diese deutsch-russische Abmachung von 1887 wirklich nichts anderes enthielt, dann gelten auch die Gründe, mit denen Bismarck hat dartun lassen, daß Österreich sogar Vorteil davon habe; denn wenn Deutschland und Rußland bei einem fremden Angriff verpflichtet waren, dem Angreifer nicht zu helfen, dann war Deutschland vor einem französisch-russischen Angriff gesichert, also Österreich vor dem casus foederis. Freilich konnte es nur einem friedlichen Österreich lieb sein, wenn Deutschland keinen Angriff auf Rußland unterstützte. Die Bezeichnung „Rückversicherungsvertrag" mit ihrer mißtrauischen Spitze war, wenn 1887 nur so viel ausgemacht worden ist, nicht einmal angebracht. Doch trifft sie in Wahrheit den Sinn von Bismarcks ganzer Politik, die sich gegen jeden bei dem andern sicherte, um nicht Krieg führen zu müssen, wo Deutschland nicht Krieg führen wollte.

Daß das gewagte System nicht hat weitergeführt werden können, erscheint uns Heutigen natürlich. Aber noch mehr: uns erscheint es natürlich, daß neben der russisch-österreichischen Gegnerschaft sich die russisch-deutsche herausgebildet hat. Worauf beruhte denn die Freundschaft? Doch nur darauf, daß von Alexander I. und Nikolaus her die russische und die preußische Herrscherfamilie eng verbunden waren, und daß der persönliche Wille des Zaren in Rußland eine starke Macht war. Schlechthin maßgebend war dieser Wille aber nicht. Wohl hat Bismarck daran festgehalten, daß man Rußland gewinnen könne, wenn man den Zaren für sich habe, und er hat alle Kunst aufgewendet, um Alexander II. und seinen Nachfolger freundlich zu erhalten; aber er mußte erleben, daß diese Herrscher weder die ganze persönliche Macht in Rußland, noch eine sichere Freundschaft für uns hatten; unter Alexander III. hat nur täuschender Schein die Mißgunst noch verdecken können. Rußland ging der Einigung mit Frankreich entgegen. Und wenn Bismarck versichert hat, es fehle Deutschland und Rußland an natürlichen Streitobjekten und aussichtsvollen Kriegszielen, so galt das nur, so lange beide sich mit den Machtgrenzen, die sie gegeneinander hatten, begnügen wollten und anderswo einander gewähren ließen oder ebenfalls Ruhe hielten.

In Deutschland hielt man die Freundschaft nicht eben für natürlich. Die Erinnerung an das Übergewicht, das Rußland im 19. Jahrhundert über uns gehabt, an die Demütigung, die es uns bereitet hatte, nährte eine Empfindung, die der gegen Frankreich ähnlich war. Sie kam zusammen mit dem Hasse aller Liberalen gegen den Zarenstaat. Wie oft hat man vorausgesagt, die deutsche Einheit werde durch einen Krieg gegen Rußland erkämpft werden! Was Bismarck seit 1870 anstrebte, war in der Haupt-

Digitized by Google

sache jene Gruppierung der Mächte, die zur Zeit der Heiligen Allianz bestanden hat. Die Heilige Allianz hat Deutschland bevormundet und gefesselt; jetzt sollte das Freundschaftsverhältnis der gleichen Mächte Deutschland den Rücken und die Flanke decken, sich aber selbst von Deutschland führen lassen. Bei uns sah man, in alten Vorstellungen fortlebend, deutsche Abhängigkeit in dem Verhältnis; in Wahrheit war die deutsche Stärke und Überlegenheit unter Bismarck zu groß, und eigentlich dadurch ist das Verhältnis zergangen. Das Ergebnis war so in der Tat das, was unseren Patrioten meistens vorschwebte: mit Österreich gegen Frankreich und Rußland! Gegen Bismarcks Wunsch — und doch ist es gerade Bismarcks stolzes Werk, was diese Konstellation hervorrief. Das gilt endlich von dem Kriege, den wir führen: die gewaltige Kraft von Bismarcks Deutschland hat die andern gegen uns zusammengetrieben.

Deutschland und Österreich aber sind, seit Bismarck uns verlassen hat, durch die politische und weltwirtschaftliche Entwicklung immer enger zusammengebracht worden, so daß selbst großdeutsche Gedanken aus der Zeit vor 1866 wieder praktisch werden können. Auch den Deutschen Österreichs und selbst Ungarns erblühen neue Hoffnungen aus dem großdeutschen Kriege, den wir führen. Der einstige Sieger von Königgrätz ist in diesen Krieg eingetreten, weil Österreichs Weltstellung bedroht war — ein Kriegsgrund für Deutschland gerade nach Bismarcks Überzeugung. Unsere Feinde haben sich dann zusammengeschlossen, um Deutschlands Weltstellung zu vernichten. Ihr Kampf gilt dem Deutschtum ganz allgemein: deutsche Kraft, deutsche Tüchtigkeit, wo sie selbständig ist, soll geschlagen werden; draußen in fernen Ländern vor allem soll dem Deutschen das Dasein auf eigenen Füßen verleidet werden. Und so hat denn, wie Deutschland für Österreich eintritt, so der österreichische Deutsche für das Deutschtum ebenso wie für Österreich zu kämpfen, er, der gerade als Österreicher ganz deutsch sein und Österreich durch das Deutschtum groß machen möchte. Der Magyar aber und der kaisertreue Slawe Österreichs sieht sich mit seiner Sache an das Deutschtum gewiesen; nur mit ihm zusammen bleibt er aufrecht. Aus dem Bündnis aber, das Bismarck einst in beider Reiche Verfassung einfügen, durch die Volksvertretungen verbürgen lassen wollte, wird eine engere Vereinigung entstehen. Da mögen denn Österreicher und Deutsche vereint Bismarck und seinem preußischen Staate danken, die den Grund dazu gelegt haben.

Digitized by Google

Aus der Stimmung der Befreiungskriege.

Ein Brief Josefs von Eichendorff.

Mitgeteilt von Franz Schultz, Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Straßburg.

Wer, wie es von unserer Seite in diesem Kriege so oft geschieht, mit jener Neigung zur Selbstprüfung und zum kritischen, unvoreingenommenen Abwägen, die uns nun einmal anhaftet, die geistige und seelische Struktur unseres Volkes und die seiner Gegner zu erkennen sich bemüht, macht allenthalben die Erfahrung, daß sich gewisse Grundzüge des Volkscharakters in allem Wandel der Geschichte mit einer Zähigkeit behauptet haben, die man nicht ohne weiteres vorausgesetzt hätte. Mit andern Erbstücken der romantischen Epoche schien auch der Begriff der „Volksseele" zu den veralteten und abgebrauchten Vorstellungen und den kitschigen Terminologien zu gehören, für die unsere soziologische Einstellung und unsere Stilkultur kaum mehr einen Raum ließ. Da kam dieser Krieg und mit ihm jenes Wiedererwachen einer elementaren und ursprünglichen Gedanken- und Gefühlswelt, das unsern Intellektuellen schon einige Sorge bereitet. Die Unzerstörbarkeit gewisser geistiger und seelischer Fähigkeiten ursprünglich menschlicher Natur ward wieder über allen Zweifel erhoben. Worte wie „echt", „rein", „stark", „klar" verloren jenen Beigeschmack des Unempfundenen und Hohlen, den ihnen ein allzu häufiger und mit der Sache nicht zusammenfallender Gebrauch gegeben hatte, und gewannen unter dem Erleben frische Schlagkraft. Eigenschaften der Völker, wie sie sich im Verlaufe der Geschichte längst gezeigt hatten, aber verschwunden zu sein schienen, regten sich wieder mit einer kaum noch geahnten Stärke. Eine neue Wissenschaft der Nationalpsychologie müßte auch eine Folge der vielen Erfahrungen dieser Monate sein. Um hier nur eines zu erwähnen: Sehr merkwürdig berührt es den Geisteshistoriker, zu sehen, wie die lateinisch-romanische Kulturgemeinschaft auf alte, aber nie gänzlich verschollene Prunkstücke der humanistischen und Renaissancerhetorik zurückgreift, um den Deutschen gegenüber ihre vermeintlich höhere Stufe der Menschheitsentwicklung zu bezeichnen: hierher gehört das Schlagwort von den deutschen „Barbaren", das von Petrarca eingeführt, im humanistischen Zeitalter nicht verstummt, bereits von Machiavell, von Alfieri ins Politische gewendet, von Stendhal mit unverhohlener Sympathie wiederholt, im italienischen Risorgimento als zündende und aufreizende Parole eine so große Rolle spielte. Und halten wir Einkehr bei uns, so haben uns diese Zeiten auf lange hinaus Stoff genug bereitet, um uns in liebevollem Umfassen, aber auch in liebevoller Kritik beim deutschen Charakter verweilen zu lassen. Höchste Aufgabe bleibt es für den, der sich heißen Gegenwartsgefühlen gegenüber die Kühle wissenschaftlicher Herleitung zu bewahren vermag, aufzuzeigen, wie sich im Zeitalter der deutschen Erhebung und der Befreiungskriege die Stimmungsskalen und die Ausdrucksformen bildeten, in denen sich deutsches patriotisches und nationales Gefühl fortab wie in einem festen Rahmen bewegt. Das sind schwierige, feine und komplexe Fragen, die die von seiten der Historiker gebotenen meisterhaften Darstellungen des politischen Denkens kaum

Digitized by Google

berühren. Hier kann nur eine Wissenschaft einsetzen, die, Form und Gehalt, Individuelles und Allgemeines gleichmäßig in Rechnung stellend, dem Unbewußten nachzufühlen und nachzuspüren gelernt hat.

Der hier veröffentlichte Brief Josefs von Eichendorff an Otto Heinrich Grafen von Loeben, den für seine frühe Entwicklung so wichtig gewordenen Freund aus der Heidelberger Studienzeit, mutet uns in den über das Tatsächliche hinausgehenden Teilen an, als sei er gestern oder heute geschrieben. Weil seine Töne uns selber unmittelbares Erlebnis geworden sind, sprechen sie nach mehr als hundert Jahren zu uns mit eingreifender Gewalt. Auch unser ist wieder jenes dort zum Ausdruck kommende Gefühl für das Ungeheure der Weltbegebenheit, die bescheidene Demut, der das eigene Ich entschwindet, die gewaltige Steigerung und greifbare Verlebendigung des Begriffes Vaterland, der unbezwingliche Drang zu tätiger Mithilfe; aber auch jene allenthalben durchbrechende Geistigkeit, die in dem Kriege keinen Selbstzweck und keine Handhabe zu Vernichtung und materiellem Gewinn, sondern nur ein Durchgangsstadium zu höherer Besinnung und Bestimmung erkennt und den Völkerfrühling als die nun gekommene Zeit für den geistigen Zusammenschluß der sich einig Fühlenden begrüßt. Und am rührendsten wohl ist jenes weiche Hineinspielen der alten Klänge, Bilder und Erinnerungen in die Härte der Zeit und wie der Dichter am Schlusse des Briefes gleichsam verstohlen auf ihnen, die der Lenz heraufgeführt hat, ein Veilchen ruht: derlei Wallungen sind auch heute das Teil manches unserer geistig Schaffenden, der darum kein schlechterer Patriot und Soldat ist ... Ob nicht die große Stimmung damals vor hundert Jahren, als noch keine so wohl wie heute organisierte Presse einen richtunggebenden Einfluß auf die Geister nahm und die am eigenen Leibe erlittene Not stärker gefühlt wurde, noch reiner und ursprünglicher war als heute? Wer möchte da messen und wägen, wo, was wir kaum gehofft haben, eine Stimmungs- und Gedankenwelt, Wirklichkeit und Ereignis wurde, die in Schulbüchern und Geschichtsdarstellungen blutleer zu werden drohte. — Eichendorff schreibt:

Torgau, d. 8. April 1814.

Nach einem Jahre, mein innigstgeliebter Bruder, schreibe ich Dir endlich wieder. Aber was für ein Jahr war auch das! Alle Entzückungen Schrekken und Schmertzen eines ganzen Jahrhunderts drangen auf mich ein und übertaumelten mich und ich konnte nur als ein Trunkener mit dem gewaltigen Strome dahinbrausen, aber mich besinnen, dichten und schreiben konnt' ich nicht.

Oder wer möchte seine eigne eitle Stimme vernehmen beim tiefen Rauschen der Wälder und rasender Gebirgsströme mitten im Donner und Blitz, und nicht lieber in stummer Demuth niederknien und beten? Doch wie ein großes frisches Leben die Seele immer erweitert, so reiche ich Dir nun, ungelehrter wohl, verwilderter und härter vielleicht, aber nicht unwürdiger und ernster die Hand, mein lieber, guter Freund. Schlage brüderlich ein, denn das erschöpfte Vaterland braucht wohl eines geistigen Bundes. Das

Digitized by Google

Verhaßte, Hindernde niederwerfen kann der Krieg, diese grandiose Völker-Poesie, aber das Beßere dann aufbauen und jene Siege als wahrhafte Siege geltend machen, das ist nun unser Tagewerk, unbeachtet und ungedankt von der Menge, aber rühmlich und eines Lebens werth.

Der Krieg ist eine wahre Männerschule; für mich aber war es auf eine sehr ungewöhnliche und schmerzliche Art. Es ist als wäre ich in diesen Strudel nur mit hineingezogen worden, um eine nichtswerthe Eitelkeit abzulegen, und drey große Tugenden, die mir fehlten, Ergebung in den Willen Gottes, Beharrlichkeit und Geduld zu erlernen. So höre nur mit wenigen Worten, wie es mir gieng:

Ich verließ den 5. April vorigen Jahres mit Philipp Veit das geliebte Wien und ließ mich mit demselben bei Dr. Lange in Breslau als freiwilliger Jäger im Lützowschen Corps anwerben. Da dieses Corps aber damals schon längst aufgebrochen war, so eilten wir über Dresden und Meißen nach und holten es endlich in Grimma bei Leipzig ein. Hier war unsere erste Bewegung — eine höchstbeschwerliche Retirade bis gegen Dresden, denn die Schlacht von Lützen war eben verloren, als wir bei Leipzig ankamen. Während nun unsere große Armee sich nach Bautzen zurückzog, marschirten wir über Cottbus, als ein ächtes Freykorps, in den Rücken der Franzosen. Hier von allen befreundeten Truppen selbst von dem größten Theile unseres Corps getrennt und verlassen, ohne Geld, Reiterey und Canonen, trieb sich unser Bataillon (unter dem Commando des interessanten Jahns) bey Tag und Nacht in Wäldern und Sümpfen umher, mit Hunger und unbeschreiblichem Elend unaufhörlich kämpfend. Fast stündlich einem uns wohl 50fach überlegenem feindlichen Corps gegenüber, hatten wir doch für unsere ungeheueren Strapatzen nicht die Satisfaction, uns nur einmal mit ihm herumzuschlagen. Denn die Franzosen mochten es wahrscheinlich nicht für rathsam halten, uns in unseren abentheuerlichen Schlupfwinkeln anzugreifen, aus welchen wir sie beständig schrekten und nekten, obgleich wir Gelegenheit genug dazu gaben und z. B. einmal bei Lübben in der Niederlausitz — 20 Mann und einige Kosaken stark — die ganze Nacht im Angesicht des Lauristonschen 10000 M. starken Corps tollbreist bivouaquirten. So manövrirte uns der immer andringende Feind nach und nach endlich bis Berlin zurück, als es plötzlich Waffenstillstand wurde. Wir marschirten nun in die Gegend von Havelberg, wo der andere Theil unseres Corps stand, und cantonnirten dort in dem Dorfe Schönhausen an der Elbe, Tangermünde gegenüber.

In diesem Abgrunde von Unthätigkeit und langer Weile fiengen wir bald an, über unser Schicksal nachzusinnen und zu grübeln. Das lützowsche Corps war mit Officieren fast überfüllt, also wenig Aussicht zu avan-

Digitized by Google

cement für uns. Und noch einen Feldzug, zumal im Winter, als Gemeiner mitzumachen — was das heißt, weiß nur, wer es einmal empfunden. Am meisten aber schmerzte uns, daß wir bei allen Strapatzen die Schlachten von Görschen, Bautzen ꝛc. nicht mitgefochten, daß unser ganzes Corps bis zum Waffenstillstande nicht zum Schuß gekommen (denn der schändliche Überfall während dem Waffenstillst: traf nur unsere Cavallerie) und daß wir überhaupt unverdienterweise den anderen Truppen nachgesezt wurden. In solchem Zustande der Unzufriedenheit traf gegen Ende des Waffenstillstandes mich und Veiten eine Einladung vom Baron Fouquée, ins Hauptquartier nach Schlesien zu kommen wo er (Fouqué) im Generalstabe angestellt werden, und somit auch uns beiden einen größeren Wirkungskreis verschaffen werde. Wer hätte in unserer Lage die Gelegenheit nicht gern ergriffen? Wir legten daher diese Einladung unserem Chef vor und baten um unsere Entlastung vom lützowschen corps, die wir denn auch in ungewöhnlich schmeichelhaften Ausdrücken erhielten. Wir begaben uns nun zuförderst nach Berlin. Von Berlin aus reiste ich Tag und Nacht mit dem Professor von Savigny bis Breslau, wo ich einige Tage aufgehalten wurde. Hier erhielt ich eine schriftliche Aufforderung von meinen Altern, noch schnell bis Neisse in Oberschlesien zu kommen wohin auch sie sich begeben wollten, um mich vor Wiederausbruch des Krieges noch einmal zu sehen. Ich flog nach Neisse und lebte dort 3 vergnügte Tage mit meinen Altern. Am Abend des dritten Tages erscholl plözlich die Nachricht, daß die gesammte preuß. Armee bereits die böhmische Gränze überschritten habe, und von diesem Augenblicke geht erst meine eigentliche Leiden-Periode an. Ich nahm noch dieselbe Nacht Post und reiste nach Strehlen, wo früher das Hauptquartier war. Aber ich fand es nicht mehr dort, und — niemand wußte mir zu sagen, wo es gegenwärtig wäre. Ich eilte daher weiter gerade nach Böhmen zu. Unterwegs begegnete ich zu meiner großen Freude zufällig meinem lieben, ganz verwandelten Kameraden Veit. Dieser hatte bereits vernommen, daß Fouqué nicht in den Generalstab gekommen, auch unser Freund Bartholdy, auf den wir ebenfalls viel bauten, grade als Courier in Wien sey; er hatte daher schon alle Hoffnung Officier zu werden aufgegeben, sich ein Pferd und die Uniform der Fouquéschen brandenb. Curassier-Jäger geschafft, und reiste eben diesem detachement nach, um in demselben als gemeiner Jäger fortzudienen. Was blieb mir nun in dieser unerwarteten Verlegenheit übrig, als den einzigen festen Punkt Fouqué zu halten und ebenfalls ihm nachzureisen? Da Veit zu Pferde war, und ich weder Post noch sonstiges Fuhrwerk erhalten konnte so kam er mir vor und ich erreichte die Armee nach einer unsäglich mühseligen Reise erst tief in Böhmen. Fouqué, bei dessen détachement Veit nun stand und noch steht, empfieng mich sehr

Digitized by Google

herzlich, aber mit der niederschlagenden Nachricht, daß er uns, da er selbst nicht zum Generalstabe gekommen, zu keiner Officiersstelle verhelfen könne. Ich beschloß nun, Veiten nicht zu verlassen und mich ebenfalls unter die Curassier-Jäger zu begeben. Aber bei einer näheren Beleuchtung meiner Barschaft fand ich zu großem Schrecken, daß ich nicht Geld genug mehr hatte, um mir eine neue Uniform zu schaffen geschweige denn ein Pferd. Vergebens bemühte ich mich, und Fouqué selbst für mich, um Geld aufzutreiben. Ich suchte daher nun alle meine Bekannte in diesem corps auf und sprach mit den Generalen Kleist und Ziethen selbst, um wenigstens eine Officiersstelle bei den unter ihren Befehlen stehenden Landwehrregimentern zu erhalten, denn als Officier hätte ich Vorschuß und Gehalt bekommen. Aber da die Armee eben erst im Aufbruch und die Landwehr daher noch fast überkomplett war, so war grade durchaus keine Officiersstelle offen, und ich wurde ziemlich hart abgewiesen. Entrüstet über soviel Unglück, nachdem ich während diesen Versuchen drey Täge und Nächte mit der Armee bei Prag bivouaquirt, nehme ich nun Abschied von Veit und Fouqué und gieng, auf des letzteren Rath, nach Prag, um dort als Officier bei der östreich. Landwehr, die eben organisirt wurde, angestellt zu werden. Graf Kolowrat, an den ich mich dort wendete, schlug mir auch dieses ab, indem alle östreich. Landwehroffiziere vorher in östreichischen Militair-Diensten gewesen seyn müßten, lud mich aber ein, mich noch 14 Tage in Prag aufzuhalten, wo er es dann vielleicht möglich machen könnte. Dieß konnte ich aber nicht thun, denn meine Casse war durch das Hinundherreisen endlich so erschöpft, daß ich fast gar nichts mehr übrig hatte. Von aller Welt verlassen, und zu stolz, um mir als gemeiner Jäger eine Comiß-montirung zu erbetteln, entschloß ich mich nun, nicht ohne tiefen Groll und Zorn im Herzen, — nach Schlesien zurückzukehren, um mir dort Geld zu holen und so zur nächsten Armee zurückzueilen. Ich nahm meinen Wanderstab und meinen Tornister auf den Rücken und wanderte ganz allein bei beständigem Regen ohne Rasttag oft halbe Nächte hindurch bis zur höchsten Erschöpfung. Sehr überraschend langte ich endlich ganz entkräftet bei meinen Aeltern in Lubowitz an, bekam hinreichendes Geld und eilte in 3 Tagen mit Vorspann wieder fort, um mich als Jäger zur Blücherschen Armee zu begeben die sich so eben in Nieder-Schlesien herumschlug. Auf diesem Wege traf ich in Breslau zufällig meinen Oncle, Graf Hoverden, welcher nicht sobald meine Abentheuer und mein neues Vorhaben gehört, als er mir versprach mich als Landwehroffizier anzubringen, und mich auch deßwegen sogleich dem Gouverneur von Schlesien General Gaudi vorstellte. Ich machte bei dieser Vorstellung mündlich und schriftlich die ausdrückliche Bedingung, in einem Regimente an-

Digitized by Google

geſtellt zu werden, das entweder bereits vor dem Feinde ſtünde, oder doch unverzüglich dahin abgehen ſollte. Das leztere wurde mir zugeſichert und ich als Lieutenant zu dem damaligen 17. jezt 2. Infanterie-Regimente nach Glatz geſchickt. Doch wie groß war mein Schrecken, als ich dieſes Regiment faſt erſt im Entſtehen fand. Ich wollte ſogleich wieder umkehren und als Jäger fortreiſen. Aber man ließ mich nicht, da es bei dem Regimente außerordentlich an Officieren fehlte. Ich beſchwerte mich daher ſchriftlich bei dem Gouverneur darüber, aber ſtatt aller Antwort erhielt ich — von Sr. Majeſtät dem Könige meine Ernennung zum wirklichen Lieutenant von der Armee nebſt dem Befehle, bei dem Landwehrregimente, wo ich war, einzutreten. Es war die bitterſte Täuſchung in meinem Leben. Es wäre ſehr langweilig, Dir die unzähligen Experimente aufzuführen, die ich ſeitdem mit General Gneisenau etc. anſtellte, um von dieſem Regimente wieder fort zur Armee zu kommen. Es mißglückte alles, und ich mußte beinahe 3 Monate lang Garnisonsdienſte in Glatz thun. Gegen Ende December endlich erhielt unſer Regiment Marſchordre, um zum 4. Armeecorps zu ſtoßen. Neuaufgelebt gieng ich nun wieder freudiger, würdiger Arbeit entgegen; aber wir langten grade in hieſiger Gegend an als Torgau capitulirte, und — wurden ſogleich zur Beſatzung von Torgau beſtimmt, wo wir noch heute ſchmachten. Das iſt mein Lebenslauf während dieſem Kriege. Ich weiß nicht, ſoll ich mich mehr ärgern über das hartnäckige, faſt beyſpielloſe Mißlingen aller meiner Pläne und heißeſten Wünſche, oder Gott für die unverkennbare freilich wunderliche und ſchmerzliche Leitung danken, durch welche mein Leben erhalten ward. Hart und höchſt verdrießlich bleibt es immer, bei ſo gutem Willen und ungeheueren Opfern an Geld, Geſundheit und koſtbarer Zeit ſich ſo weniger Thaten erfreuen zu dürfen. Aber ich trage doch das Bewußtſeyn aus dieſem großen herrlichen Kampfe, in jedem Augenblicke ſtreng gethan zu haben, was Pflicht und Ehre mir geboten; und wer kann ſich eines mehreren rühmen? Erhalte ich denn nun auch vom Vaterlande das eiſerne Kreuz nicht, ſo habe ich doch die ſtolze Freude, für das Vaterland in dieſem Jahre Kreuz genug, und zwar recht eiſernes, getragen zu haben. Und ſomit: Herr, Dein Wille geſchehe! — Freundlicher iſt das Schickſal meines Bruders Wilhelm. Er reiſte im December vorigen Jahres mit Adam Müller von Wien nach italiäniſch-Tyrol, wo beide in dem öſterreichiſchen Landesgremium angeſtellt wurden, welches, der ſiegenden Armee folgend, jene neueroberten Provinzen ſogleich auf öſterreichiſchen Fuß einrichtet. Zweimal wurde mein Bruder von Italien aus als Courier mit Depeſchen an den öſterreich. Kaiſer ins Hauptquartier geſchickt, das erſtemal nach Basel, das anderemal nach Troyes. Sein letzter Brief vom Januar iſt aus Trient. —

Digitized by Google

Doch genug davon, mein ganzes Seyn ist so historisch breit geworden, verzeihe daher diesen trockenen Zeitungsbrief. Vergelte mir nur meine Redseligkeit auch mit einem recht langen Briefe, mein geliebter Freund, von Deinen neuesten Schicksalen, wenigstens den inneren, die wahrscheinlich merkwürdiger seyn werden, als meine galoppierenden Abentheuer. Was hast Du dieses Jahr über getrieben und gedichtet? und was beschäftigt Dich jetzt? wo und wie lebst Du, mein guter, innigstgeliebter Freund? Ich kann Dir nicht sagen, wie groß meine Freude war, als ich vorigen Herbst einen Gruß von Dir durch Dr. Lange erhielt, der Dich wie ich glaube, in Herrnhut gesprochen. Wie herzlich sehne ich mich, nach so langer unwillkührlicher Unterbrechung, wieder etwas von Dir selber zu hören! Ich habe einen Wunsch, der mich sehr angenehm beschäftigt. Wenn Du nemlich zu Hause bist und Deine würdige Mutter es gnädigst erlaubt, so will ich unsere Nähe benuzen und auf einige Tage in Deine Arme eilen. Welch ein Wiedersehen im Frühlinge des Jahres und der Jahrhunderte! Ich bitte Dich daher, schreibe mir doch recht bald, ob Du zu Hause bist und mich bey Dir zu sehen wünschest. Es könnte dies freilich meinerseits wohl nicht eher geschehen, als bis es Friede wird, welcher aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange mehr ausbleiben dürfte. Bis zu diesen reichen, glücklichen Stunden verschiebe ich, Dir von meinen Poesieen etwas zu weisen und zu erzählen. Einen großen fertigen Roman habe ich in Breslau liegen, welchen Fouqué nach dem Kriege herausgeben will. Auch meine Gedichtsammlung ist ansehnlich gewachsen. — Der Frühling steht schon wieder von allen Seiten energisch auf und erfüllt mich mit allen den alten Klängen und Erinnerungen, unter denen Dein Bild sich jederzeit als die schönste und liebste erprobt. Ich hoffe zuversichtlich, Dich bald zu sehen. Und so lebe denn indeß recht wohl, mein innigstgeliebter Freund, und es bewähre sich an uns, was ich lezthin in einem Gedichte an meinen Bruder schrieb:

Aus Einem Fels gebohren,
Vertheilen kühlerauschend sich zwey Quellen,
Die eigne Bahn zu schwellen;
Doch wie sie fern einander auch verlohren:
Es treffen ächte Brüder
Im ew'gen Meere doch zusammen wieder.

Ewig Dein Eichendorff
Lieutenant im 3. Bataillon des 2. Landwehr-Infanterie-Regiments.

Der Brief bedarf keiner gelehrten Erklärung im einzelnen. Der Fachmann wird sofort erkennen, welche Bereicherung und Ergänzung er für die Biographie Eichendorffs bietet. Wichtiger noch ist die bessere Einsicht, die wir durch ihn und die

Digitized by Google

andern noch unveröffentlichten, nun im Besitze des Herausgebers befindlichen Schreiben Eichendorffs an Loeben in das persönliche und geistige Verhältnis der beiden — ein in letzter Zeit viel umstrittenes Problem — gewinnen. Aber derlei mag anderen Ortes sein. Hier mag dies Schreiben durch sich selbst wirken als eine getreue und unmittelbare Wiedergabe der Schicksale und Gefühle eines der reinsten und liebenswertesten Menschen jener Zeit und eines Dichters, der zu der Vorstellung dessen, was als „deutsch" empfunden wird, so vieles beigetragen hat.

Drei Gedichte von Paul Heyse.

Am 2. April jährt sich zum ersten Male Paul Heyses Todestag. Lebten wir nicht unter dem Drucke des gewaltigsten Daseinskampfes, der jemals dem deutschen Volke auferlegt ward, so könnte dieser Tag nicht vorübergehen ohne dankbares Gedenken an die starke harmonische Persönlichkeit, die in der vollendeten Einheit ihres Lebens und Schaffens Jahrzehnte hindurch „bewundert viel und viel gescholten" leuchtend und führend vor unseren Augen stand, und an all das Schöne, das uns der Künstler hinterlassen. Wenn jetzt solche Gedanken vor der übermächtigen Größe des einen Sehnsuchtszieles des kämpfenden Volkes zurücktreten müssen, um erst in einer friedlicheren Zeit wieder zu ihrem Rechte zu kommen, so soll doch wenigstens daran nachdrücklich erinnert werden, wie stark in dem Dichter, so ferne er sich auch von jeder tätigen Teilnahme an der Politik hielt, das nationale Empfinden als ein Grundzug seines Wesens lebte und ihn befähigte, die schönste dichterische Verherrlichung Bismarcks zu geben, die wir besitzen. Als Jüngling, in den Wirren des Jahres 1848, ahnte er den Mann voraus, der die erniedrigte Frau Germania zu neuer Herrlichkeit führen sollte, und als nach Jahren bangen Harrens und schwerer Kämpfe diese Sehnsucht zur glorreichen Wirklichkeit wurde, da wurde ihm der Schöpfer des Reiches zum verkörperten Inbegriff deutscher Kraft und Größe, dem er mit leidenschaftlicher Bewunderung anhing. Zahlreich sind dafür die Zeugnisse in Heyses Briefen und Tagebüchern; bedeutende Äußerungen des Reichskanzlers finden hier ihr lautes Echo; die erste Bildnisstudie Lenbachs, die „den ganzen Löwentrotz und die eiserne Furchtbarkeit dieses wundersamen Mannes ausdrückt," wird begierig aufgenommen und die ganze Folge der Bismarckbilder des benachbarten Freundes kaum von einem anderen so gewürdigt wie von ihm. Zum 70. Geburtstage des Reichskanzlers verfaßte Heyse die von Josef Giehrl vertonte Festhymne, die an jenem unvergeßlichen Abend auf dem Königsplatz in München erklang. Ihre leidenschaftlichste Wärme aber gewann seine treue Verehrung mit dem Scheiden Bismarcks aus seinem Amte, unbeirrt durch das Bewußtsein, daß er selbst durchaus nicht zu den „Leib-Autoren" des Fürsten gehörte. Und so erwuchs aus dem kurzen persönlichen Zusammentreffen im Hause Lenbachs jenes monumentale Gedicht „Fürst Bismarck in München" (Juni 1892), das in unvergleichlicher Weise die Gestalt des gewaltigen Heros aus der zeitlichen Enge ins mythisch Dauernde verklärt. Auch später noch war Paul Heyse in zwei schönen Huldigungsgedichten zu Bismarcks 80. Geburtstag und in manchem Epigramm der Wortführer vieler der Besten seines Volkes. Daran sei heute, zu Bismarcks 100. Geburtstage, erinnert. Neben dem frühesten und dem spätesten Bismarckgedichte Heyses aber teilen wir noch ein weiteres Gedicht aus seinem Nachlaß mit, das Bismarcks größtem Kampfgenossen, Moltke, gilt. Mit seinem starken Siegesvertrauen kann es auch unserer Zeit eine Mahnung zum Ausharren sein, ein edles Vermächtnis des Dichters, dessen Stimme auch im Lärme des heißesten Kampfes nicht verweht.

Erich Petzet.

Digitized by Google

Einen Mann!

(1848.)

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter.

O du Deutschland, edle Fraue,
Welch ein schlimme Witwentrauer
Ist ergangen über dich,
Seit dein weiland Mann und Kaiser
Stieg hinab in den Kyffhäuser,
Barbarossa Friederich.

Freier kamen g'nug gelaufen,
Kamen gar zu hellen Haufen,
Sechsunddreißig an der Zahl.
Warum tatst du alle nehmen?
Edle Frau, du mußt dich schämen:
Sechsunddreißig auf ein Mal!

Ei du hast es bald gespüret,
Wie die Herrn dich nasgeführet
Und ins Fäustchen sich gelacht.
Sechs mal sechs macht sechsund-
dreißig;
Rührtest du dich noch so fleißig,
Hast es doch zu nichts gebracht.

Deinen Söhnen auch vor allen
Wollte nimmermehr gefallen
Solch verzwicktes Regiment.
Und sie schrieen Weh und Zeter,
Aber ach, die Herren Väter
Machten bald dem Schrei'n ein
End'.

Endlich nahm's den Herrgott
wunder,
Da man Anno achtzehnhundert
Achtundvierzig schrieb im März.
Machte nicht viel Federlesen
Mit dem ganzen tollen Wesen,
Daß uns leichter ward ums Herz.

Jetzo mag vor allen Dingen
Eines noch nach Wunsch gelingen,
So man nicht erkämpfen kann:
Unser Herrgott sei so gnädig,
Daß Frau Deutschland nicht bleib'
ledig
Send' er einen mächt'gen Mann.

Nicht den alten morschen Kaiser,
Der verzaubert im Kyffhäuser
Ganz verträumet sitzen soll;
Nein, ein frisches, junges Leben,
Allem Deutschen heiß ergeben,
Aller Kraft und Treue voll.

O du Deutschland, edle Fraue,
Fröhlich im Gemüt vertraue:
Neue Hochzeit hebt dir an,
Wenn ein Freier wird erscheinen,
Den wir grüßen, wie noch keinen:
Nun Gottlob, das ist ein Mann!

Letzter Wille.

Nun schon in den letzten Zügen
Mit erloschnem Augensterne
Sehn wir das Jahrhundert liegen,
Denn sein Stündlein ist nicht ferne.

Harrend auf der Greisin Sterben
Nahn dem harten Todesbette,
Streitend, wer sie mag beerben,
Ihre Kinder um die Wette.

Digitized by Google

Wen'ge nur vergießen Tränen,
Denkend ihrer Lieb' und Treue,
Da die meisten kindisch wähnen,
Weitaus schöner sei das Neue.

Und sie grollen mit der Alten,
Daß sie oftmals mehr versprochen,
Als am Ende sie gehalten,
Auch noch manches sonst verbrochen.

Und die Dunkelmänner keifen,
Daß sie stürmisch sich gerühret,
Um die Fesseln abzustreifen,
Die die Geister eng umschnüret.

Plötzlich, furchtbar anzuschauen,
Richtet sich empor die Alte.
Zwischen silberweißen Brauen
Furcht sich tief die dunkle Falte.

Im entfärbten Angesichte
Ist's, als ob ein Zornblitz glimme.
Schweigt, ihr töricht kecken Wichte!
Ruft sie laut mit heisrer Stimme.

Jeden Nachruf sollt ihr sparen,
Alles Preisen, Schelten, Lästern;
Nicht das Heute kann erfahren,
Was bedeuten mag das Gestern.

Darum keine Narrensprüche
Haltet mir am offnen Grabe,
Weder Segen, weder Flüche,
Da ich einen Wunsch nur habe:

Daß auf meinem Leichensteine
Stehen soll das Wort zu lesen,
Wahrlich Ruhm genug dies eine:
Bismarck ist ihr Sohn gewesen.

Was mir Großes sonst gelungen,
Tritt zurück vor diesem Namen.
Nun, ihr Alten und ihr Jungen,
Gute Nacht! — und damit Amen.

23. Okt. 1899. (Erschienen in der „Jugend" 1900, Nr. 1.)

Regentag am Gardasee.

(1900.)

Grauer Tag. — An meine Scheiben
Schlägt der Regen grau und schwer.
Träge dunkle Wolken treiben
Sich am Himmel hin und her.

Alles Schöne rings versunken
In dem öden Wettergraus.
Ach, der letzte Sonnenfunken
Lischt in meinem Herzen aus!

Und die hohen Bergeshäupter
Tief gehüllt in Nebelduft.
Dort als Schnee hernieder stäubt er
In der winterkühlen Luft.

Drüben lagert eine Wolke
Auch auf Cap Manerba's Haupt,
Wo der Deutsche seines Moltke
Felsprofil zu sehen glaubt.

Tröste denn, du tapfrer Degen,
Mich dein Bild, das spukhaft winkt,
Mahnend, mit wie raschen Schlägen
Kühner Mut den Feind bezwingt.

Möge so die Nebelwogen
Bald ein scharfer Ost verwehn,
Daß den schönen Friedensbogen
Überm See wir leuchten sehn.

Digitized by Google

Der Militarismus.

Von Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule, z. Zt. im Feld.

Den Kenner deutscher Art wird die völlige Umwandlung unseres Verhältnisses zum sogenannten Militarismus nicht verwundern. Vor einem Jahr noch schien die Abneigung gegen das stehende Heer, zur Freude des Auslandes, groß und fast allgemein. Wie viele, die die deutsche Armee und das deutsche Offizierkorps nur aus Lustspielen kannten — denn ein gelegentlicher Tanzleutnant konnte unmöglich als Symbol eines Millionenorganismus gelten — hatten einst ernsthaft den gewandten, aber durch und durch tendenziösen Schilderungen von „Jena oder Sedan" zugestimmt. Das „glänzende Elend" und die „kleine Garnison" waren Schlagworte geworden, mit denen man den Kern der Sache zu treffen glaubte. Sprach im Reichstage ein Kriegsminister, wie Josias von Heeringen, ruhig und rein sachlich, so klagte man über parlamentarische Ungewandtheit; schlug sein Nachfolger eine glänzende, wenngleich manchmal überscharfe Klinge, so empörte man sich über militärische Rücksichtslosigkeit. Recht konnte es die Heeresverwaltung niemandem machen; schwieg sie zu ungerechten Vorwürfen, so witterten die Stammtischweisen Schuldbewußtsein; erwiderte sie ständige und heftige Angriffe mit Parade und kräftigem Nachhieb, so klagte man bitter über eine Art des Kampfes, die jeder bei Verfechtung seiner Privatangelegenheiten für selbstverständlich gehalten hätte. Und als nun noch der unselige Zaberner Zwischenfall — von der Presse des Auslandes geschickt aufgebauscht und ausgenützt — alle Befürchtungen über „Säbelherrschaft" und wie die schönen Phrasen sonst hießen, zu bestätigen schien, da schob man, ohne abzuwarten und sorgfältig zu prüfen, die ganze Schuld auf das Militär, das die harmlos-unschuldige Elsässer Bevölkerung bis aufs Blut gereizt hatte. Man klagte an und verurteilte, man protestierte und überstürzte sich mit Reformvorschlägen, und Frankreich sah mit aufrichtiger und wohlverständlicher Freude zu, wie Deutschland über das Heer loszog, um das das ganze Ausland es beneidete.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch von Seite der Heeresverwaltung Fehler gemacht wurden, daß auch hier manchmal Gereiztheit und Leidenschaft die Stimme der ruhigen Vernunft übertäubten, daß manches rasche Wort, manche unüberlegte Handlung hätten vermieden werden können. Aber welcher große Organismus wird sich bemühen, fehlerlos zu sein oder sich nur von weiser Mäßigung leiten zu lassen! Während man es töricht gefunden hätte, Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie für die Entgleisung eines ihrer Vertreter haftbar zu machen,

Digitized by Google

bewies für das System des Heeres jeder Übergriff eines Leutnants alles, die stille, ungedankte, rastlose und zweckbewußte Arbeit der Gesamtheit nichts. Man kannte unser Heer nicht. Was in Laienkreisen an Reformgedanken und -wünschen vorgebracht wurde, waren centies dicta oder Erzeugnisse eines blutigen Dilettantismus. Während Jean Jaurès sein idealistisches und kenntnisreiches, freilich für unsere Verhältnisse vielleicht anregendes, kaum praktisch verwertbares Buch über die „neue Armee" schrieb, mußten unsere Kriegsminister Jahr für Jahr die gleichen Antworten auf die gleichen Anfragen geben. Gewiß waren die Soldatenmißhandlungen ein trauriges Kapitel, aber sie bewiesen so wenig gegen das Institut des Heeres wie Schülermißhandlungen gegen das Institut der Volksschule, wie Kindermißhandlungen gegen das Institut der Eltern. Sie bewiesen höchstens etwas gegen die Art des Menschen überhaupt, der es nicht immer verträgt, Gewalt über Mitmenschen ausüben zu dürfen; sie konnten durch strenge Überwachung, durch unnachsichtige Härte verringert werden, und sind tatsächlich verringert worden; völlig beseitigen kann man sie freilich solange nicht, wie Menschen Menschen bleiben.

Waren die Angriffe auf diesem Gebiete insoferne immer noch berechtigt, als sie die Aufmerksamkeit der höheren Vorgesetzten nie zur Ruhe kommen ließen, so waren die Kämpfe gegen andere sogenannte „Auswüchse" geradezu zweckwidrig. Die gleichen Streiter, die die Katastrophe von Jena auf eine Überalterung des Offizierskorps zurückführten, wandten sich zornglühend gegen die zahlreichen Pensionierungen, die die Verjüngung der Armee gebieterisch forderte; die gleichen Vertreter straffster Organisation auf allen wirtschaftlichen Gebieten wandten sich erbittert gegen den militärischen Drill, der allein in Friedenszeiten die unvergleichliche Disziplin unseres Heeres und damit seine innere Geschlossenheit erhalten kann. Man zitierte Gambetta und vergaß, daß die Volksheere der Republik trotz ihres Enthusiasmus und trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit überall von den Deutschen geschlagen worden waren; man wies auf die ganz unvergleichbaren Verhältnisse der Schweiz hin und übersah, daß ein abgeschlossenes, kleines Gebirgsland unmöglich einem Siebzigmillionenreich, das die verschiedenartigsten sozialen Elemente, vom Bauern bis zum Großgrundbesitzer, vom Fabrikarbeiter bis zum Großkapitalisten in seinem Heere vereinigen und zu einem großen Ganzen machen muß, als Muster dienen konnte. Man höhnte über die Unbildung der Offiziere, weil man ihren beruflichen Kenntnissen nicht das Interesse entgegenbrachte, dessen der Literat oder bildende Künstler, der Gelehrte oder Politiker in Deutschland sicher sein konnte; man schloß aus den paar Uniformsträgern, die man in jeder Gesellschaft traf, auf die ungekannte, schweigende, arbeitende Masse der anderen; man glaubte alles, was Herr oder Frau Tout le monde

Digitized by Google

schaudernd über Vorgesetzte und Untergebene, über Leutnants und Generalsfrauen erzählte und man griff daher in dem Gesamturteil so gründlich daneben, wie man nur irgend konnte.

Sicherlich, auch die Armee war und ist nicht über jede Kritik erhaben. Die 44 Friedensjahre konnten nicht spurlos an ihr vorübergehen; es war unausbleiblich, daß manchmal der Buchstabe an Stelle des Geistes, der Schein an Stelle der Leistung trat; daß die notwendige Disziplin da und dort die ebenso notwendige Reform verhinderte; daß der Vorgesetzte zwar immer der Mächtigere, aber nicht immer der Klügere war. Mancher vieux troupier besaß tatsächlich nur mehr Interesse für die kleinlichste Kleinarbeit des täglichen Dienstes; häßliches Strebertum mochte da und dort die Kameradschaftlichkeit, reiche Heiraten mochten die soziale Gleichheit stören und nicht immer vorteilhaft auf den kriegerischen Geist wirken. Aber welcher Beruf ist frei von solchen Schädlingen! Gewiß, auch für die Armee wird der große Krieg ein Bad der Wiedergeburt sein; sie wird in vielem lernen, in manchem umlernen müssen. Aber wer in der Armee hat das je geleugnet! Die schärfsten Kritiker sind dem Heere stets aus dem Heere selbst entstanden. Neben den Duckern und Muckern, die im Beamtentum und in der Wissenschaft auch nicht fehlten und fehlen, stand die große Anzahl derer, die offen und unbekümmert ihre Meinung sagten und denen ihr unerschütterlicher und vor niemandem halt machender Wahrheitsmut nicht immer geschadet hat. Unaufhörlich hat die Armee gearbeitet, hat jedes neue kriegerische Ereignis sofort aufgenommen und sich zunutze gemacht, hat sich unaufhörlich, manchmal fast zu rasch, gewandelt. Unsere jungen Offiziere haben in China und in der Sandwüste Südwestafrikas den alten Kriegsruhm der Heimat gewahrt und gemehrt; die stärkste Bewegung unserer jüngsten Vergangenheit, die Wehrhaftmachung der deutschen Jugend, ist von deutschen Offizieren ausgegangen. Wer die deutsche Militärliteratur der letzten Jahrzehnte kennt — ich nenne nur die Publikationen des Großen Generalstabs über die Kriege Friedrichs des Großen und das Jahr 1870, oder die Schriften von Schlieffen, C. v. d. Goltz, Freytag-Loringhoven, Tettau, Bernhardi, Friedrich, um ein paar Namen willkürlich herauszugreifen — der hat immer von neuem gestaunt, über diesen Reichtum an Kenntnissen, dieses klare, eindringende Urteil, diese Kunst, den Stoff zu gliedern und anregend, oft hinreißend darzustellen. Immer weiter, reicher, tiefer wurde der Beruf des Offiziers gefaßt; die Ergebnisse der Technik wurden von der Armee geschickt und erfolgreich verwertet; die Forderungen sozialer Fürsorge nie vernachlässigt. In den Händen der militärischen Vorgesetzten lag und liegt ferner ein wichtiger Teil unserer Volkserziehung — eine Tatsache, die von den Vorkämpfern einer kürzeren Dienstzeit geflissentlich übersehen wird —; der Offizier muß

Digitized by Google

die Arbeit des Volksschullehrers nach einer oft verhängnisvollen Pause wieder aufnehmen und das spröde und unbiegsamer gewordene Material für die Allgemeinheit nutzbar machen, muß neben der körperlichen und militärischen Ausbildung auch auf Hebung der sittlichen und geistigen Kräfte des Soldaten bedacht sein. Wer die prachtvolle Einleitung unserer Felddienstordnung kennt, weiß, mit welch tiefem Ernst die Leiter der Armee die erzieherische Seite ihres Berufes beurteilen; wer etwas in die Praxis hineingesehen hat, muß zugeben, daß unsere höheren und niederen Offiziere mit ihrer Erziehertätigkeit Erfolge erzielen, deren Größe man im Laienpublikum erst dann richtig beurteilen würde, wenn sie einmal ausblieben. Der Soldat, der die Kaserne verläßt, ist fast immer körperlich gewandter und geistig regsamer, als der Rekrut, der sie mit heiliger Scheu betritt. Die körperliche, die geistige, die charakterliche Erziehung unserer ungelenken Bauernburschen, unserer gescheiten, aber oft zuchtlosen und körperlich vernachlässigten Fabrikarbeiter, unserer intellektuell überfütterten, physisch und psychisch verkrüppelten akademischen Jugend ist das Verdienst unserer Offiziere und in vieler Hinsicht auch unserer oft geschmähten Unteroffiziere.

Gerade den Unteroffizieren gegenüber mag der schweigende Gehorsam manchem „Baccalaureus" im Anfang schwer fallen; die Zurückdrängung des eigenen Selbst durch die Zwecke der Gesamtheit ist trotzdem höchst heilsam. Auf die Dauer verliert die Unterordnung unter einen sozial Niedrigerstehenden auch an Härte. Manchmal mag es ja vorkommen, daß die subalternen Geister im Unteroffizierkorps gerade den Gebildeten, der ihrer Macht untergeben ist, mit besonderer Lust quälen und peinigen; die Regel ist das nicht. Freilich ist der Ton im Kasernenhof und in der Reitbahn rauh; aber körperliche Erziehung ist einmal ohne eine gewisse Grobheit unmöglich; es ist doch ein Zeichen innerer Unsicherheit, wenn man durch jedes in der Hitze des Gefechtes gefallene Schimpfwort die eigene Ehre gekränkt fühlt; für so zart empfindende Naturen ist die Welt überhaupt nicht geschaffen. Schikane kann und wird jeden erbittern; über Derbheiten hört man hinweg oder freut sich gar an dem Nuancenreichtum unserer gerade auf diesem Gebiete so ausdrucksvollen Sprache. Hat man aber einmal das seelische Gleichgewicht wiedergefunden — bei halbwegs vernünftigen Leuten geht das sehr schnell — so muß man doch zugeben, daß das Ausland uns nicht nur unseren Leutnant, sondern auch unseren Unteroffizier nicht nachmachen kann. So ein richtiger alter Wachtmeister oder Feldwebel ist doch etwas Prächtiges, versteht sein Handwerk aus dem Grunde, praktisch und meist auch theoretisch, hat für alle Dinge der Welt ein herzerfrischend deutliches und fast immer richtiges Urteil bei der Hand und kann sich in jeder Lage des Lebens geschickt und energisch helfen. Man

Digitized by Google

muß nur ein paar Wochen beim Militär sein und Lust und Liebe daran mitgebracht und über den mühseligen Anfang hinweg bewahrt haben, dann wird man zugeben müssen, daß die „Paul Werner" Lessings auch heute noch nicht ausgestorben sind, daß sie heute wie in den Tagen Friedrichs des Großen stark und dazu mit ihren kräftigen Körpern, festen Charakteren, hellen Köpfen, rauhen Worten und warmen Herzen zu ihren „Tellheims" halten und diesen so unentbehrlich sind wie uns allen.

Ich kann, obwohl der Name Lessing lockt, in dieser kurzen Skizze nicht ausführen, was unsere geistige und künstlerische Kultur dem Heere verdankt, wieviel Verständnis, wieviel aktive Förderung beide bei unseren Offizieren gefunden haben. Man müßte die ganze glänzende Reihe von Heinrich von Kleist bis auf Detlev von Liliencron und darüber hinaus an sich vorbeiziehen lassen; man müßte Uhde und Egidy, Hartmann und Zeppelin nennen; man müßte nachweisen, was das Heer für sie bedeutet hat; man könnte ausführen, wie die Armee als Stoff, als Gegenstand auf Dichtung und Kunst gewirkt hat und wirkt; man müßte eine Geistes-, eine Kulturgeschichte des Heeres schreiben und an Material sollte es nicht mangeln. Daß der junge Nachwuchs auch auf diesem Gebiete den Älteren nicht nachsteht, das werden die Lehrer der Kriegsschulen und Kriegsakademien bestätigen; sie werden bezeugen können, daß das Interesse ihrer Schüler an philosophischen und rechtlichen, nationalökonomischen und geschichtlichen Ausführungen sicher so stark ist wie die geistige Anteilnahme unserer Hochschulen. Unsere Armee ist kein lebenhemmendes, technisch gebundenes und verengtes Element in unserem Volkskörper, sondern ein lebenempfangender und lebenspendender Teil des Ganzen.

Das ist uns allen mit einem Schlage in diesen Augusttagen klar geworden, die mit soviel Phrasen und herkömmlichen Urteilen aufgeräumt haben. Nur die ganz Unverbesserlichen halten heute noch an dem alten Gezänk, an dem besserwissenden Geknittel fest. Wir anderen — und wir sind die überwältigende Mehrzahl — stehen zu unserer Armee und zu ihren Offizieren. Wir wissen: draußen im Feindesland ficht heute Deutschland, und fest und unerschütterlich vertrauen wir seinen Führern. Wir haben die großartige Mobilmachung miterlebt, die herzerhebenden Einmarschkämpfe, das gewaltige, zähe Ringen um die Entscheidung. Die Arbeit, die lange Generationen in Heer und Volk in stiller Verborgenheit getan, jetzt hat sie sich glänzend gelohnt. Wir denken der Toten, die den Tag der Erfüllung vorbereitet, aber nicht mehr geschaut haben. Wir denken der Toten, die für die Erfüllung gefallen sind und die jetzt fremde Erde deckt. Wir haben ihnen die Waffe aus der erstarrten Faust genommen, haben ein schlichtes Kreuz auf ihr Grab gesteckt und sind weiter gezogen, der Zukunft entgegen, die über unseren Kindern leuchten möge in nimmer erlöschendem Glanze.

Digitized by Google

Betrachtungen zur Persertragödie des Äschylus.[1])

Von Otto Crusius.

I.

Als ich vor sechs Monaten die Vorlesungen für diesen Winter ins Verzeichnis eintrug, lebten wir im vollen Frieden unser beschauliches Gelehrtendasein. Ich hatte die Absicht, Sie durch das klassische Zeitalter der hellenischen Dichtung und Literatur zu führen, den Entwicklungsgang des griechischen Formens und Denkens mit Ihnen zu betrachten — ein einzigartiges Schauspiel, denn in der kurzen Spanne von fünf Jahrhunderten werden nicht nur alle dichterischen Hauptgattungen geschaffen, sondern auch die Grundrichtungen menschlichen Denkens durchlebt und zu festen, heute noch wirksamen Symbolen und Wortformeln ausgeprägt.

Im Juli gab mir ein Ferienkurs Gelegenheit, vor einem weitern Kreis Fragen zu besprechen, die jenseits des üblichen Fachbetriebs liegen. Wir beschäftigten uns mit der Wirkung, die die Antike im Zeitalter der großen Revolution und der Freiheitskriege ausgeübt hat; manche auch von Ihnen haben an diesen Vorträgen teilgenommen. Wir wurden uns des Gegensatzes bewußt zwischen französisch-romanischem und griechisch-deutschem Geist. Die führenden Helden traten vor uns hin, aber die horae summa brevis, die mich mein Ziel nicht erreichen ließ, brachte es mit sich, daß die letzten Persönlichkeiten, von denen ich sprach, keine von den ganz großen waren, sondern zwei schlichte deutsche Männer und Vaterlandsfreunde: Ernst Moritz Arndt und Ludwig Friedrich Jahn. Der Versuch, ihr Verhältnis zum Altertum und Deutschtum zu beleuchten, hielt uns länger fest, als beabsichtigt war. Wir schlossen unter ihrem Zeichen, nicht unter dem Humboldts oder Fichtes.

Wenige Tage darauf kam das österreichische Ultimatum an Serbien. Der Krieg.

Die Geisteswissenschaften, voran die Wissenschaft vom Logos, handeln vom Menschen und sollen den ganzen Menschen in Bewegung setzen. Ein Mathematiker, als Mathematiker, kann diese Zeit nicht mitdurchleben, mag er auch mit besonderer Andacht Flugbahnen berechnen. Ein Philologe kann es, als Philologe. Und ich denke: er soll es.

Die griechischen Kunst- und Literaturformen sind ein Stoff, der reine und ruhige Betrachtung erheischt und doch immer an die Grenzen führt, wo die Fragen von heut und morgen auf uns lauern. Die alten Dichter

[1]) Auf Grund einer Nachschrift und Skizze einer Vorlesung vom 5. November 1914. Der Schlußteil aus Vorlesungen im Januar/Februar 1915.

Digitized by Google

und Weisen, zumal des „tragischen Zeitalters", sind Helden, die gerungen und gekämpft haben, wie jetzt unser ganzes Volk.

Ich denke, wir wollen diesmal nicht so anhaltend wie sonst auf ästhetische, philologische, technische Ziele in der Ferne unsern Blick richten. Wir wollen uns, wie Arndt oder Barthold Georg Niebuhr vor hundert Jahren, an unserm Stoff vor allem „erbauen" — kein Geringerer als Niebuhr hat diesen neutestamentlichen Ausdruck auf die Lesung der Alten angewandt. Der große Gelehrte und Politiker hat seine tiefste innere Erfahrung noch wenig Tage vor seinem Tode wie eine Art Testament festgelegt: „Demosthenes hat vieles gesprochen, was eine andere schwer gefährdete Zeit für sich vernehmen und sich daran erbauen und belehren sollte; wenn das nicht geschieht, so haben wir in diesem Jahrhundert die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet und die Vervielfältigung der Klassiker in hunderttausenden von Exemplaren klagt unsere Zeit nur an, daß, was sie schafft, ganz äußerlich bleibt." [1])

Es war im Jahr 1805, als Niebuhr Demosthenes zu seinem Vertrauten und zum politischen Erwecker einer zerfahrenen und entschlußlosen Gegenwart bestellte. Eine Übersetzung der philippischen Reden war seine erste philologische Arbeit. Er ließ die Blätter losflattern als politische Flugschrift mit einer Widmung an den Kaiser Alexander von Rußland, der freilich die patriotischen Hoffnungen nicht erfüllte. Damals hatte gerade der Maximus cunctator, General Mack, in Ulm kapituliert und Napoleon schlug durch das zerklüftete Deutschland seine Siegesbahn ein nach Austerlitz und Jena.

Wir sind in anderer Lage und Stimmung.

Ein geistreicher Schriftsteller hat gesagt, der Panslawismus wolle Rache nehmen für die Schlachten bei Marathon und Salamis. Der Panslawismus, der hier gemeint ist, ist nicht Slawentum, nicht Slawismus, sondern der russische Imperialismus, der das Schlagwort nur als Maske gebraucht und mehr nach Asien schaut als nach Europa. Was uns heute bedroht, ist nicht Frankreich, das wir längst niedergerungen hätten. Es ist das von Rußland und dem Judas in der europäischen Völkerfamilie — ich brauche nicht deutlicher zu werden — gegen uns geführte Asiaten- und Barbarentum. Unter den Gefangenen Hindenburgs und Auffenbergs finden sich Baschkiren, Kirgisen, Tungusen, alle möglichen Angehörigen mandschurischer Amurstämme, und Sie wissen, wie England die farbigen Völker Indiens und die Japaner gegen uns aufhetzt. Eben schreien englische und französische Zeitungen, daß eine Viertelmillion Japaner in Europa das Einzige seien, was das Vaterland retten könne.

[1]) Nachgelassene Schriften S. 525.

Digitized by Google

Der europäiſche Geiſt — der Geiſt der Selbſtbeſtimmung und Freiheit, der Eigenart und Selbſtbehauptung, der Regſamkeit, Sachlichkeit, Wahrhaftigkeit — hat ſich zuerſt unter den großen Griechen offenbart von Homer bis Sokrates und Platon. Wie der Name Europa joniſche Prägung iſt, ſo wurde damals wirklich das geiſtige Europa begründet im Gegenſatz zum Orient.

Die Schlacht bei Marathon war der eine Wendepunkt der Weltgeſchichte.

Das Ringen im Wasgenwald und den Karpathen iſt der andre. Deutſche Kraft wird dafür ſorgen, daß ihr Schwung und Gang die alte Richtung behält.

Jenen erſten Kampf zwiſchen Aſien und Europa können wir noch miterleben. Zwei Unſterbliche haben ihn dargeſtellt.

Der eine iſt ein Jonier, Herodot, der größte aller naiven Erzähler und Schilderer. Wohl ſcheint ſein unerſättliches Auge am Einzelnen, am Äußeren zu haften; es trinkt, mit Gottfried Keller zu ſprechen, was die Wimper hält, den ganzen Überfluß der Welt in all ihren bunten Erſcheinungen, eine faſt verwirrende Fülle. Aber tritt man zurück, überzeugt man ſich bald, wie groß doch das Ganze geſehn iſt, wie ſcharf das Weſentliche, die beſtimmenden Gegenſätze hervortreten.

Herodot macht noch nicht den Anſpruch, die geſchichtlichen Ereigniſſe aus ſich ſelbſt als eine eiſerne Kette von Urſachen und Wirkungen zu erklären wie Thucydides, der große Begründer alles geſchichtlichen Denkens. Aber in ſeinen Büchern ſchweben die Erſcheinungen ſelbſt rund und farbig vor uns vorüber, wenn auch oft verhüllt vom Schleier eines faſt mythiſchen Anſchauens und Empfindens. Und immer wieder muß der ſchlichte Heroenkult, der ſich in der Schilderung der Befreiungsſchlachten (im 7. und 8. Buch) ſo eindringlich ausſpricht, die Herzen jugendlich fühlender Menſchen ergreifen. Glücklich der deutſche Jüngling, der jetzt Herodot leſen darf!

Aber Herodot gehört nicht zu der führenden Volksgruppe, gehört nicht zu Athen; er ſteht doch etwas ſeitab. Das Letzte und Tiefſte kann er uns nicht verkünden.

Die Grundkraft, die die Zeit trägt, der Geiſt des griechiſchen Freiheitskampfes ſelbſt, hat ſich verkörpert in der Dichtung eines attiſchen Bürgers, eines Wackern, der mit Hand anlegte beim blutigen Tagewerk: Äſchylus.

Der Name Äſchylus iſt ein Feldruf und Symbol, wie Sokrates und Platon, wie Franz von Aſſiſi, Dante und Goethe.

In dem Dresdener Freundeskreiſe Schillers wurde erörtert, ob Theodor Körner wirklich mit in den Krieg ziehen ſolle. Es gab Stimmen, die meinten, er könne dem Vaterland mehr nützen, wenn er Dramen ſchriebe, und Frau von Kügelgen tat den Ausſpruch: „Der Krieg iſt doch nichts für hübſcher Leute Kinder“.

Digitized by Google

Da meinte Wilhelm von Humboldt: „Hätte sich Aschylus besonnen, die Waffen zu ergreifen, um einige Trimeter mehr zu dichten?"

Ludwig Uhland — ein großer Kenner der Alten, wie seine Schriften zur deutschen Sage und Dichtung und Schöpfungen wie das „Ver sacrum" und „Die Bildsäule des Bacchus" zeigen, aber als Dichter im Geiste einer neuen Zeit sparsam mit antiken Anspielungen — Ludwig Uhland, zu seinem Schmerz selbst zur Untätigkeit verdammt, ruft in den rauschenden Ottaven „Gesang und Krieg":

Wann „Freiheit! Vaterland!" ringsum erschallet,
Kein Sang tönt schöner in der Männer Ohren;
Im Kampfe, wo solch heilig Banner wallet,
Da wird der Sänger kräftig neu geboren.
Hat Aschylos, des Lied vom Siege hallet,
Hat Dante nicht dies schönste Los erkoren?

Sie wissen welches Lied Uhland meint. Das erste historische Drama der europäischen Literatur: die Persertragödie.

Freilich, es hallt nicht unmittelbar vom Siege wider. Bewunderung ist ein kalter Affekt, und laute patriotische Freude stimmte nicht zu dem religiösen Ernst des alten tragischen Dionysosfestes, das aus einer Totenfeier hervorgewachsen war.

Die Perser hallen wider von den Niederlagen der Feinde, sie münden aus in einen gewaltigen Threnos, eine breit hinflutende, wild orientalische Klageszene, geboren aus dem Geist orgiastischer Musik — und doch ist es Mitleid und Furcht, was der Zuschauer empfindet.

Der Feind wird ritterlich geehrt, sein Unglück mit frommem Schauer betrachtet.

Wie aus gewissen Gestalten und Szenen der Ilias — Hektor-Andromache, Glaukos-Diomedes, Priamus vor Achill —, so spricht gleich aus diesem ältesten dramatischen Bekenntnis des griechischen Geistes eine tiefe Humanität, eine Menschlichkeit und Ritterlichkeit, die ihr Antlitz vor den Augen der christlichen Völker wahrlich nicht zu verhüllen braucht. Wir erinnern an die Tatsache, daß das Wort Philanthropie griechischen Stempel zeigt. Unser Meister Aschylos hat es geprägt: der Titan Prometheus ist der erste „Philanthropos"; mit dem Worte schreitet die Gestalt in die kommende Zeit hinüber, in die Welt Platons und des Christentums.

In dem Perserdrama ist nirgends ein Schatten böswilliger Karikatur. Rein und rührend treten die „Naturformen des Menschenlebens" vor uns hin. Mutter und Sohn, Gatte und Gattin, König und Volk — dem Heldentum des Gegners wird gehuldigt wie bei Herodot.

Und doch waren die Schreckenstage des Persereinfalls, wo die heilige

Digitized by Google

Stadt niedergebrannt und verwüſtet worden war und die Athener ſich heimatlos auf die Inſeln und hinter die „hölzernen Mauern“ ihrer Schiffe geflüchtet hatten, immer noch auch in ihren Nachwirkungen fühlbar genug.

Man ſtelle neben die Perſer das gewaltigſte Zeugnis unſerer Freiheitskriege, Kleiſts Hermannsſchlacht — und man wird überraſcht ſein von der ſchlichten Würde und Geſinnungshöhe des alten Heiden. Man kann ſagen, in der Darſtellung des perſiſchen Feindes iſt alles mit „gutem Blick“ geſehn; die antike Poeſie des Haſſes — Archilochus, die alte Komödie — wendet ſich am leidenſchaftlichſten gegen die Nächſten, die man eigentlich lieben möchte.

II.

Die ernſten Stimmungen, aus denen die tragiſche Dionyſosfeier herausgewachſen war, ſind die reine Atmoſphäre, in der der Dichter auch die Widerſacher atmen läßt.

Schon das Bühnenbild erzeugt für die Geſtalten der Handlung den dunklen Phantaſiehintergrund.

Der Zuſchauer betritt in der Morgenfrühe, vielleicht noch ernſte Traumbilder in der Erinnerung, den heiligen „Schauraum“ (Theatron) am Burgabhang, dies Urbild und Ideal aller Theater. Er ſieht vor ſich nichts als ein ragendes Grabmal — die Gruft des Dareios —, und in der Ferne den Strand, die Umriſſe ſagenumwobener Inſeln und das heilige Meer. Gebückte Greiſe in orientaliſch-reicher Tracht ziehen heran, auf Stäbe geſtützt; ſie ſchreiten einher zu den marſchartig rhythmiſierten Worten ihres Führers — ich werde nicht der einzige ſein, dem der Einzug der Gralsritter in der Phantaſie auftaucht.

„Da ſind wir, die man den Treurat der Perſer nennt, und die Hüter des Hortes und Hauſes. . .“ Wehrloſe und kraftloſe Hüter, mochte der Athener denken, wie die Greiſe, die hier auf der Akropolis zurückblieben und von den Perſern gemordet wurden. . .

Schwelgend in prachtvollen Bildern und fremdartig-pompöſen Namen ſchildert der Sprecher des fernen Perſerheeres Herrlichkeit.

Warum kommen die vornehmen Alten zu ſo früher Stunde in die Einſamkeit zum Königsgrab?

Der Chor bekennt es ſelbſt. Die bange Nacht iſt herum: aber ein Grauen wohnt in ihrem Herzen, „weisſagende Ahnung kommenden Unheils“ — und kein Lebender kann Rat ſpenden. So flüchten ſie ſich zu dem „alten Gehäus“, wo die Seele ihres Königs und Herrn wohnt — von ihm erhofft ihr frommer Glaube Rat und Eingebung.

Das iſt orientaliſch und zugleich griechiſch und menſchlich gefühlt. Schon in der Ilias verſammelt Hektor die troiſchen Ratsherren beim Grabmal

Digitized by Google

des göttlichen Ilos, und der Geschichtsschreiber der Perserkriege weiß von Barbaren zu erzählen, die in schweren Zeiten die Nacht bei den Gräbern der Ahnen zubringen und aus den Träumen, die sie sahen, Rat und Weissagung zu enträtseln wissen. Nichts andres bedeutet die Unterweltfahrt des Odysseus, der den Rat des Tiresias sucht — und wenn wir heute in Not und Kummer an das Grab der Eltern treten, so wittert noch am Horizont unsres Empfindens etwas von dem Glauben jener fernen Vorzeit.

In breiten Rhythmen, vor dem wehmütig verklingenden Schluß aufgepeitscht wie von jähen Windstößen, flutet ein ernstes Weihelied dahin, stimmungerweckend wie die Lieder im Eingang des Tell, in seinen wuchtig nebeneinandergedrängten Bildern und Sätzen an die Psalmen erinnernd.

Das Motiv der Totenbeschwörung und Klage klingt schon an — das rührende Bild der einsam trauernden Frauen wird in der letzten Strophe breit ausgeführt. Dann lassen sich die Alten auf den Stufen des Grabmals nieder und warten der Eingebung, wie bei der „Inkubation" in einem Tempel. Langes Schweigen — wie eine jener „redenden Generalpausen" in den Tonwerken Bruckners.

Da schreitet des Dareios Weib heran, „wie ein Blick aus göttlichem Auge" — fiel etwa ein Sonnenstrahl über die Ardettoshöhe in die Orchestra? —, sie, die Regentin und Königinmutter und zugleich die große Leidträgerin, das verlassene Weib, die hier ihren Gatten begrub und nach ihrem verschollenen Sohn ausschauen und hinhorchen möchte.

Der Chor wirft sich vor ihr auf den Boden und begrüßt sie so: es ist jene bei der Erscheinung des Dareios wiederholte orientalische Zeremonie der „Proskynese" oder Königsanbetung, die den Griechen so anstößig war, daß spartanische Gesandte am Perserhof sich auf Lebensgefahr hin weigerten, sich ihr zu unterziehn. „Nimmer wie Barbaren tun, ruf deinen Gruß in Staub gesunken mir herauf", sagt Agamemnon zu Klytämnestra, die ihm heuchlerisch ihre Huldigung darbringt.

Seltsam gewundene Reden werden getauscht. Aschylus hat die orientalischen Lokalfarben nur sehr zurückhaltend aufgesetzt und manches derart, was schon sein Vorgänger verwandte, wieder ausgemerzt: aber ein Symbol, das den Gegensatz hellenisch-europäischer und griechisch-orientalischer Gesinnung so sinnfällig ausdrückt, läßt er sich nicht entgehen.

Atossa bekennt den Alten, was sie — wie Klytämnestra bei Sophokles — so früh herausgetrieben hat aus dem Gemach, „das sie mit Darius einst geteilt": ein rätselhaftes Traumgesicht, in dem ihr neben dem Sohne „der alte Herr", Darius, erschienen ist — wir ahnen gleich, ihre Seele sucht den Gatten, der ihrer im Grabe harrt.

Dieser Traum der Atossa stellt wiederum das Abendland in einem ein-

Digitized by Google

drucksvollen Bilde neben das Morgenland. Und wiederum iſt es der Gegenſatz der Geſinnung — Freiheitsliebe und Knechtsſinn —, den der Dichter wie in plaſtiſchen Typen zu verkörpern ſucht. Doch man höre den Traumbericht:

Zwei Fraun, im Perſerkleid die eine reich geſchmückt,
Im doriſchen die andre, traten vor mich hin,
An hohem Wuchs vorragend über Menſchenart
Und makelloſer Schöne, aus dem gleichen Stamm
Ein Schweſternpaar. Der einen ward als Heimatſitz
Hellas zum Los, der andern ein Barbarenland.
Die beiden hatten ſich entzweit — ſo war mein Traum —
Und ſtritten miteinander. Doch da kam mein Sohn
Und packte beide, bändigte und ſchirrte ſie
Ins Joch und ſchnallt' um ihren Hals das Riemenzeug.
Die eine nun, mit ihrem Aufputz tat ſie groß
Und bot dem Zügel, leicht zu lenken, ihr Gebiß;
Die andre, um ſich ſchlägt ſie, wie im Krampf, und ſprengt
Des Wagens Rüſtzeug, ſchleift ihn raſend mit ſich fort,
Der Zügel ledig, und das Joch zertrümmert ſie:
Da ſtürzt mein Sohn, und jammernd ſteht der Vater ſchon,
Dareios, ihm zur Seite. Doch wie Xerxes den
Erblickt, reißt er in Fetzen das Gewand vom Leib...

Es iſt ein typiſcher Alptraum — die Träumerin erwacht im Moment der ſtärkſten Erregung — und zugleich ein Wahrtraum, wie der Traum der Kriemhilde in der erſten Aventüre des Nibelungenliedes. Die Tragödie ſelbſt überſetzt ihn in die Wirklichkeit. Man weiß, welche gebietende Stellung der Traum ſeit Homer im antiken Leben einnimmt. Daß das Traumgeſicht hier ſozuſagen vor den Staatsrat gebracht wird, iſt danach wohl verſtändlich. Bei ſtarken und urſprünglichen Menſchen ſind dieſe Vorweltſtimmungen noch heute lebendig. Ich greife einen engverwandten Fall auf aus unſrer nächſten Umgebung. Der Kaiſer Wilhelm erzählt, als Greis in der Mitte der achtzig, eines Morgens Bismarck brieflich einen ſeltſamen Traum von Tumultſzenen im Reichstage; „ich will nicht hoffen, daß der Traum ſich realiſiere, aber eigentümlich bleibt die Sache[1])." Bismarck, der die Traumphantaſie großer Dichter hatte und auch Träume aufzeichnete, wie F. Th. Viſcher und Gottfried Keller, berichtet dann dem Kaiſer in ſeiner Antwort einen Traum aus dem Frühjahr 1863, „aus den ſchwerſten Konfliktstagen, aus denen ein menſchliches Auge keinen gangbaren Ausweg ſah. Mir träumte, und ich erzählte es ſofort am Morgen meiner Frau und andern Zeugen" — man ſieht, wie bedeutſam ihm die Sache

[1]) Kaiſer Wilhelms Briefe uſw., II, S. 384, 18. Dezember 1887.

Digitized by Google

erschien — „daß ich auf einem schmalen Alpenpfade ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangels an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traum der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich... Ich erwachte froh und gestärkt aus ihm." ..

Der Worthalter der Perser weiß der angstbeklemmten Atossa keinen Trost zu bringen. Drohend haftet der Königin der Alptraum in der Erinnerung: die dämonische Verkörperung wehrhafter hellenischer Freiheitsliebe, das grausige Bild ihres im Sturz hingeschmetterten Sohnes und des klagenden Gatten, an dessen Grabe sie nun steht.

Was sich so von vorneherein kräftig und bildhaft der Phantasie einprägt, wird dann mit schlichten Worten immer wieder ausgesprochen: man fühlt, der Dichter sieht in diesem Gegensatz von Hellas-Europa und Asien die Hauptvoraussetzung seines Dramas und seiner Überzeugungen [1]).

Mag geschehn, was will, meint Atossa, mag das Heer zugrunde gehen: der König ist niemandem Rechenschaft schuldig — wie die atheniſchen Beamten —: „wird er gerettet, bleibt er Herrscher wie zuvor".

Man denkt an Napoleons Worte nach seiner Flucht aus Rußland — „Der Kaiser hat sich nie besser befunden" —, wenn der Bote oder Atossa von der Heimkehr des Xerxes reden. Das Reich ist der König.

Im Gegensatz dazu wird uns in einer Zwiesprache zwischen dem Chor und der Königin das attische Ideal der Freiheit innerhalb der Grenzen des Gesetzes so leuchtend vor Augen gestellt, daß die Forderungen der dramatischen Wahrscheinlichkeit damit wohl beiseite geschoben werden; es kam eben dem Dichter vor allem darauf an, den Gegensatz und Kampf der Gesinnungen herauszuarbeiten.

Atossa läßt sich von den Getreuen Auskunft geben über die Stadt, der der persische Rachezug vor allem gilt: über ihr Heer, ihre finanziellen Hilfsmittel, ihre Verfassung. Sie fragt, wer der „Volkshirte" sei, der über das Athenerheer gebiete. Die Antwort lautet:

„Niemand gibt es, dem sie dienstbar heißen oder untertan."

Asiens Völker stehn unter „Herrenzwang", von den Vögten des Königs werden sie herangepeitscht. Sie müssen zinsen und fronen, und das Recht

[1]) Auch Sophokles hat „die beiden Erdteile" in einem leider nicht erhaltenen Stücke ähnlich vorgeführt.

Digitized by Google

der offenen Rede iſt ihnen verwehrt — wer weiß, vielleicht kommt die Freiheit auch zu ihnen, wenn das Joch des perſiſchen Deſpoten gebrochen iſt (585 ff.). Äſchylus hat hier zunächſt die attiſche Verfaſſung als Ideal im Auge; er hat das Ende des Jahrhunderts nicht mehr erlebt, wo die entartete Demokratie die Geſinnung ebenſo knechtete wie der orientaliſche Deſpotismus.

Auch in den wundervollen Schlachtſchilderungen — man könnte ſie mit einem modernen Schlagwort impreſſioniſtiſch nennen und mit Proſper Merimées „Sturm auf die Schanze" vergleichen — auch in den Schlachtſchilderungen wird das Wunder des freien Gehorſams bezeugt. Kein Zwingherr iſt da, aber überall herrſcht Ordnung (402); man folgt freudig und freiwillig dem Kommando — ſich überzeugen laſſen und gehorchen (πείθεσθαι), iſt im Griechiſchen ein Wort! Als der Morgen des Kampftages heraufleuchtet, da tönt ein Schlacht- und Weihegeſang übers Meer und hallt wider an den Uferfelſen: Päan ſingend ſtoßen die Griechen vor gegen die perſiſche Übermacht, wie unſre Jungmannſchaft mit ihrem „Deutſchland, Deutſchland über alles" in die Schlacht zog.

Unmittelbar vorher wird erzählt, daß von Xerxes Enthauptung „als Lohn ausgeſetzt war" für alle, bei denen den Griechen ein Durchbruch gelänge — Todesſtrafe bei einem Mißerfolge, Herrenzwang. Aber der Geiſt der „Freiheit" ſiegt über den der „Sklaverei".

Hier iſt durchaus jene Geſinnung lebendig, der bald darauf Herodot — wohl unter dem Banne des Äſchylus und ſeines Vorgängers Phrynichus — in einer Reihe von Geſprächen und Geſchichten einen naiv-lehrhaften Ausdruck gegeben hat. Wo „das Geſetz König iſt", iſt Freiheit und Gleichheit (Iſopolitia) im Sinne der Griechen, wenn auch nicht in dem der franzöſiſchen Revolution. Zur Zeit des letzten althelleniſchen Freiheitskampfes (322) faßte ein Genoſſe des Demoſthenes dieſe Gedanken in die Formel zuſammen: „Nicht die Drohung eines Gewalthabers, ſondern die Stimme des Geſetzes muß gebieten, wo es Glückliche geben ſoll."

Abſchließend hat Ariſtoteles dieſe Ideale und Überzeugungen dargeſtellt im ſiebenten Buch ſeiner Politik, das ſo viele alte Erbweisheit ausprägt. In der Lehre von den beiden Menſchentypen — dem Typus des Freien und dem des von Natur zum Dienen beſtimmten, Herrſchaft und Dienſt! — ſteckt der Gegenſatz von Europa und Aſien, von Hellas und dem Barbarenland.

Gerade jetzt, bei dem großen Völkerringen, fühlen wir, daß trotz aller Ausgleichung und Vermittlung von dieſem antiken Empfinden etwas in uns lebendig geblieben iſt. Wenn wir auf die Völkertafel blicken, die unſre Gefangenenliſten darbieten, mit ihren Baſchkiren, Kirgiſen, Mon-

Digitized by Google

golen, Senegalnegern und Hindus, ist uns doch ganz ähnlich zumute, wie den Athenern bei dem asiatischen Truppenkatalog des Aschylus.

Das Wort Europa empfing in Jonien, durch die Milesier, seine noch heute lebendige Bedeutung; das Bewußtsein einer besondern, dem Orientalismus entgegengesetzten Gesinnung und Gesittung, des Europäeradels, hat sich im Zeitalter der Perserkriege geschärft und gehoben, und bildet ein Grundpathos für das Drama des Aschylus. Es gibt heute Europäer, die diese Gesinnung verleugnen und verraten: lebendig ist sie auch bei ihnen, wenn auch nur als Stimme des Gewissens[1]).

III.

Diese politisch-ethischen Gedanken und Wertungen sind also ohne weiteres verständlich. Viel ferner erscheinen uns gewisse religiös formulierte Anschauungen, ferner und fremder — und vielleicht gerade deshalb bedeutsam und wertvoll.

Mit erhabener Einfalt bekennt der Chor in jenem einleitenden Weihelied: den Persern ward durch die Moira, durch göttliches Verhängnis, die Aufgabe auferlegt, „burgbrechende Kriege zu betreiben und rossefrohes Getümmel"; aber nun lernten sie „über den Flutenbezirk des weitstraßigen Meeres Ausschau zu halten und wagten sich auf dünn gesponnene Stränge und aufs volkführende Werkzeug der Schiffe und Meerbrücken — darüber quält sich meine Seele wie in schwarzem Traumgewand: mir schwant, bald klingt der Klageruf: Weh über das Perserheer"[2]). Das Schicksal hat dem Perservolk das Land, und nur das Land als Machtbereich zugewiesen.

Der verklärte Mund des Darius verkündet denselben Gedanken als göttliche Offenbarung (745). Es war eine Vermessenheit des Xerxes, daß er die asiatischen Scharen über das Meer führte auf „erzgenieteter Brückenfurt", daß er „auch Poseidon beherrschen wollte". Über das asiatische Festland zu herrschen, war seine Bestimmung (763), nicht über die Inseln und Europa; aber Gott hat Xerxes „in Versuchung geführt"; die dämonische Verlockerin und Verderberin, Ate, hat ihn in ihr „Stellnetz" gelockt. Er ist der Hybris verfallen (809, 822): er hat ein Hyper-Moron gewagt: etwas, was über die Grenze des Schicksalsloses hinausgeht, das die Götter ihm und dem Perservolk zugeteilt haben. Das ist alles religiös gefühlt, im

[1]) Was in Helmolts Weltgeschichte VIII über den Begriff „Europa" geschrieben wird, bezeugt nur, daß die grundlegende und bestimmende Bedeutung der Antike in gewissen Kreisen mit einer Kurzsichtigkeit unterschätzt und verkannt wird, die eine Hauptschuld trägt an dem politisch-ethischen Wirrwarr der Zeit. Hier liegt die ideale Völkerscheide. — [2]) Die überlieferte Reihenfolge der Strophen ist nicht zu ändern; Otfried Müllers Vorschlag verkennt den Gedankenzusammenhang.

Digitized by Google

Sinne jenes lebendigen Gemeinglaubens, der schon seit Homer und Hesiod als geheimes Band die Seelen der politisch zersplitterten Hellenen zusammenhält. Aber trotz der mythologischen Einkleidung ist es kein Wahn und Aberglaube, sondern echte „Religion"; Religion, die in den Tiefen eines als übergewaltig empfundenen Lebens und Erlebens verankert ist — in denselben Tiefen, aus denen die „orphischen Urworte" emporschallen, diese noch Goethe genügende eindrucksvolle Hypostasierung der rätselhaften, unser Dasein beherrschenden Elementarmächte.

Was so erlebt ist, bleibt ewig lebendig und verständlich. Es ist der schlichte Gedanke: einem jeden Wesen ist sein „Los" zugeteilt — orphisch: jeder „Daimon" hat seine „Tyche". Innerhalb der so zugewiesenen Sphäre mag jedes seine Kräfte und Willensregungen spielen lassen: aber es hüte sich, zu weit auszugreifen: das ist Hybris, die an der ehernen Mauer der Ananke zerschellt. Daimon, Tyche, Eros, Ananke ist die Reihe der antiken „Urworte" — Persönlichkeit, Schickung, Streben, Notwendigkeit mag man annähernd übertragen. Goethe hat die Elpis zugefügt, die Hoffnung „ewig ungezügelt", die die eherne Mauer überfliegt. Das ist aus einem neuen Geist heraus empfunden.

Dike, das Recht, und Nemesis, die Vergeltung, regieren nicht nur in den Staaten und Völkern, sie walten über ihnen und weisen jedem seine Stelle zu. Es ist uralte, religiös geweihte und gefühlsmäßig wirksame Weisheit, der Aristoteles — im Gegensatz nicht nur zu den antiken Machiavellisten, sondern auch zu seinem königlichen Zögling — den schärfsten logischen Ausdruck gibt.

Für den Staat gilt dieselbe Sittlichkeit wie für den einzelnen. Es ist verkehrt, in dem Machtzuwachs, in der kriegerischen Ausdehnung und „krämerhaften" Anhäufung von Machtmitteln und Reichtum Ziel und Zweck des Staates zu sehn; nicht die äußern, die innern Werte sollen bei der Zwecksetzung das Übergewicht haben. „Freilich, die Menge scheint nun einmal in der Gewaltherrschaft die eigentliche Staatsweisheit zu erblicken. Was sie, gegen sich selber angewendet, weder für gerecht noch für nützlich halten, das schämen sie sich nicht, gegen andre zu üben. Bei sich selbst halten sie auf gerechtes Regiment, andern gegenüber ist ihnen die Gerechtigkeit gleichgültig. Und doch ist diese Haltung nur insofern zulässig, als anzuerkennen ist, daß von der Natur ein Teil der Menschen zur Unterwerfung unter ein Herrentum bestimmt ist, ein anderer aber nicht. Ist dem so, ist der Versuch zu solchem Herrentum nicht ausnahmslos berechtigt, sondern nur gegen die zur Knechtschaft Geborenen."

Das Ideal, was dann aufgerichtet wird, ist der Staat, der sich in „Selbstabgeschlossenheit" behauptet und seinen Angehörigen ein sicheres und ruhi-

Digitized by Google

ges, geistig angeregtes Leben in edler Muße gestattet. „Aber um Muße zu haben, bedarf die Bürgerschaft der Selbstzucht, Tapferkeit, Ausdauer. Sklaven kennen die Muße nicht, sagt das Sprichwort; und Sklaven der anrückenden Feinde würden alle werden, die nicht die Kraft haben, tapfer die Gefahren zu bestehn[1])."

Das sind Stimmen, die aus weiter Ferne herüberhallen. Arndt verstand sie und rief ihr Zeugnis an, als er vor hundert Jahren im „Geist der Zeit" den monumentalen Steckbrief erließ auf das „erhabene Ungeheuer" Napoleon und seine Helfer[2]). Goethe verstand sie, als er neben den Prometheus die Grenzen der Menschheit setzte, und Bismarck war für sie zugänglich, als er nach seinen ersten Erfolgen seinen Herrgott um „Demut" bat und die politische „Saturierung" Deutschlands verkündigte.

Aus den schlimmen Erfahrungen der Napoleonischen Zeit und des Wiener Kongresses heraus prägte einst der alte Schlosser Censorius das trübe Wort: „Die Macht an sich ist böse." Freilich: „Der Staat ist Macht."

Der Verfasser der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" wird nicht müde, uns die Warnung Schlossers zuzuraunen: „Die Macht ist böse. Das Recht des Egoismus, das man dem einzelnen abspricht, wird dem Staat zugesprochen. Die Macht ist kein Beharren, sondern eine Gier und eo ipso unerfüllbar, daher an sich unglücklich und muß also andere unglücklich machen[3])." Burckhardt kennt die Welt der Tragödie wie die Aristotelische Ethik; seinem müden Auge werden die Antworten, die griechische Weisheit auf eine heute mehr als je brennende Frage gab, als zukunftslose Ideologien erschienen sein.

Aber uns sollen sie nicht so erscheinen. Der alte Ruf nach Gerechtigkeit im Leben der Völker, nach dem weisen Maß, nach Selbstbescheidung und Selbstsicherheit wird nicht mehr verstummen.

Was würden wohl Männer wie Aschylus oder Aristoteles sagen, wenn sie die politische Lage von heute sähen! Da ziehn wiederum die Massen Asiens unter despotischen Herren heran gegen ein vereinzeltes Volk, das seine Grenzen, das „Haus und Herd und der Ahnen Gräber" verteidigt. Da

[1]) Nach der Übersetzung von O. Immisch. — [2]) Unter dem Strich eine bezeichnende Probe: „Genug gebüßt ist für eigne und fremde Schuld, versöhnt ist die Nemesis .. Ja, wenn gerechte Wesen die Welt beseelen und richten, so ist jetzt mehr Hoffnung da, denn je vorher: solch eine dicke Wolke von Übermut und Frevel, von Lügen und Ungerechtigkeiten hat die verderblichste aller Göttinnen, die betörende Ate, über dem Haupte des großen Würgers gesammelt; sie wird, sie muß sich in Donnern und Blitzen entladen und ihn und die Welt zugleich verwüsten." Das ist keine Paraphrase nach Solon oder Aschylus, sondern das Prophetenwort Arndts, „Geist der Zeit" II, S. 157. Ähnliches 159, 166, 175, 220. Das mächtige Prosawerk wird nicht mehr gelesen; vielleicht haben unsre Kameraden in den Schützengräben wieder Ohren zu hören. — [3]) J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen 33, 96, 140. Seltsame Selbstbekenntnisse! Wir andern glauben, daß Leben Bewegung ist und Beharren Tod.

Digitized by Google

greift weiter und weiter um sich eine Macht, die schon die Schätze der ganzen Welt für sich erbeutet hat: we got all the money! Diese Macht weiß alle Verkehrsadern in allen Erdteilen abzuschnüren, sie hetzt die Indier, Japaner und — Buren gegen Deutschland auf, und sucht einem volkreichen Land mit steigender Bevölkerungsziffer jede Möglichkeit wirtschaftlicher und kolonialer Ausdehnung zu nehmen. Ein Inselvolk versucht nun im Festlandskriege mehr und mehr die führende und treibende Kraft zu werden. Das wäre „Hybris" und „Hypermoron" für unsern Dichter, das heißt eine Verletzung der von der Gottheit gesetzten Grenzen. Wird Nemesis ihr Werk tun?

Eben jähren sich die Tage, wo das Deutsche Reich in Versailles aufgerichtet wurde. Damals erließ der Kaiser Wilhelm an die deutschen Fürsten und freien Städte ein Schreiben, das als sein und seines Beraters Glaubensbekenntnis gelten kann: „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwicklung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade gibt, als deutscher Fürst der Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands nur zum Schutz desselben zu führen. Deutschland ... hat seine Stellung im Rat der Nationen wieder gewonnen und das deutsche Volk hat weder das Bedürfnis noch die Neigung, über seine Grenzen hinaus etwas anderes als den auf gegenseitige Achtung und Selbständigkeit und gemeinsamer Förderung der Wohlfahrt begründeten Verkehr der Völker zu erstreben. Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eigenen Kraft wird das Deutsche Reich ... nach siegreicher Beendigung des Krieges, in welchen ein unberechtigter Angriff uns verwickelt hat, und nach Sicherstellung seiner Grenze ... ein Reich des Friedens und Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat."

Wohl uns, daß diese Kundgebung des ersten Kaisers sich eben in einem Worte seines Enkels erneuert: „Wenn man im Auslande von mir sagt, ich hätte die Absicht, ein Weltreich zu gründen, so ist das der heiterste Unsinn, der je über mich geredet wurde. Aber in der Moral, im Gewissen und im Fleiß der Deutschen steckt eine erobernde Kraft, die sich die Welt erschließen wird." [1])

Daß dies des Kaisers Gesinnung ist, wußte man freilich seit Jahrzehnten, konnte man wenigstens wissen, auch im Auslande, auch in jener Presse, die in den „neutralen" Staaten die öffentliche Meinung monatelang irrezuführen versucht und verstanden hat. Es sind eben zehn Jahr her, daß

[1]) Nach dem Berichte L. Ganghofers in den Münchner Neuesten Nachrichten (3. II. 15).

Digitized by Google

der Kaiſer im Bremer Rathauſe vom „Seeblut“ ſprach, das von ſeiner Mutter Seite her in ſeinen Adern gefloſſen ſei, aber dabei den Gedanken an ein Weltreich von ſich wies, nach dem Worte des Dichters: „Außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt.“ „Ich habe mir damals den Fahneneid geſchworen, als ich zur Regierung kam, daß, was an mir liegt, die Bajonette und Kanonen zu ruhen hätten, daß aber Bajonette und Kanonen ſcharf und tüchtig erhalten werden müſſen, damit Neid und Scheelſucht von außen uns an dem Ausbau unſeres Gartens und ſchönen Hauſes im Innern nicht ſtören. Ich habe mir gelobt, auf Grund meiner Erfahrungen aus der Geſchichte, niemals nach einer öden Weltherrſchaft zu ſtreben. Denn was iſt aus den großen ſogenannten Weltreichen geworden? Alexander der Große, Napoleon I., alle die großen Kriegshelden, im Blute haben ſie geſchwommen und unterjochte Völker zurückgelaſſen, die beim erſten Augenblick wieder aufgeſtanden ſind und das Reich zum Zerfall gebracht haben.“

Solche Äußerungen ſind ein unmittelbarer Ausdruck deutſchen Geiſtes — und wirken doch wie ein Echo auf den mahnenden Ruf jener alten Dichter und Weiſen.

Möge dieſer Geiſt der Selbſtbeſcheidung und Selbſtſicherheit uns leiten zum Sieg und zum Frieden.

Wir wollen keinen Imperialismus im Sinne der Römer und Franzoſen, der Ruſſen und Engländer. Für die Weltherrſchaft zahlt man dem Fürſten dieſer Welt immer noch mit ſeiner Seele. Die Römer waren im dritten nachchriſtlichen Jahrhundert Halborientalen geworden — und was ſind die Engländer von heute?

Wir wollen Deutſche bleiben.

Digitized by Google

Joachim von Heydebreck zum Gedächtnis.

Von Professor Dr. Gmelin.

Auf dem Friedhof von Windhuk war es. Wir umstanden alle das Grab eines Beamten und Kollegen, den ein rascher Tod in der Blüte der Jahre dahingerafft hatte. Er war einer der wenigen, die schon lange im Land weilten, schon in der Zeit, ehe der Eingeborenen-Aufstand ausbrach. Eine nette, freundlich gelegene Heimstätte im Klein-Windhuker Tal war sein Eigen, und wir wußten, daß er wie nur einer das Land liebte. Wir wußten aber auch alle, die wir das offene Grab umstanden, daß den Verstorbenen trotzdem die Sehnsucht nach der alten Heimat nie verlassen hatte. Wollte er doch binnen kurzem dauernd dorthin zurückkehren und seines Lebens Traum verwirklichen, ein stilles Heim unter rauschenden Bäumen am Bach oder See, ein Traum, dem mancher Südwester erliegt. Der Traum hatte ein rasches, tragisches Ende genommen, das uns erschütterte.

Während mein Blick das weit sich ausbreitende Land überflog, über welches die Abendsonne eben die letzten Strahlen ergoß, mußte ich denken, wie seltsam und hart dieses Land die ihm Tauglichen auswählt. Es ist, als ob es jede auch nur in Gedanken begangene Untreue strafe. Es ist, als ob es nur ganze Männer haben wollte, die ihm gehören bis zum letzten Atemzug, ohne Zwiespältigkeit im Herzen. Wie einst ein Farmer, ein einfacher Mann mir sagte: „Hier bin ich, hier habe ich gebaut und hier, auf eine mächtige Akazie zeigend, unter diesem Baum will ich begraben sein."

Und während ich so dachte, sah ich in der Mitte des Kirchhofes eine große Grabstätte. Frische Blumen standen darauf und wohlgepflegte Sträucher. Ein großes Grab, ein Familiengrab, eine seltene Erscheinung in Südwest. Hier also auch jemand, der ganz bis zum letzten Atemzug samt den Seinen dem Land gehören wollte.

Unterdessen trat ein Mann an dieses Grab, der gleichfalls von der eben beendeten Feier kam, ein hoher Offizier in voller Uniform. Mit sorgsamer Hand ordnete er die Blumen. Es war Joachim von Heydebreck, der Kommandeur der Schutztruppe, und das Grab umschloß seine ihm früh entrissene Gattin.

Nun wußte ich auch plötzlich, was mir diesen Mann vom ersten Augenblick an so sympathisch und verehrungswürdig machte, nun wußte ich, womit dieser Mann alle Herzen gefangen nahm, vom einfachen Soldaten bis zum hohen Offizier: ein ganzer Mann ohne Zwiespältigkeit, der bis zum letzten Atemzug dem Land gehörte, der sein Liebstes der afrikanischen Erde anvertraut hatte und für sich selbst nichts Besseres begehrte, als einst hier in afrikanischer Erde zu ruhen. Daher die Liebe und Verehrung der gewöhnlichen Soldaten, die in ihm ihren Vater sahen, daher das unerschütterliche Vertrauen der Siedler, die in ihm den wachsamen Hüter des Landes erblickten, daher auch die unbegrenzte Ehrfurcht, mit der die Eingeborenen zu ihm aufsahen.

Nach einer Zeitungsmeldung vom 26. Januar ist Joachim von Heydebreck am 12. November v. J. infolge einer Verwundung gestorben, die er auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz erlitten hat.

Wahrlich der Sieg von Sandfontein ist teuer erkauft. Wir alle, die wir eigentlich

Digitized by Google

nach Südwest gehören und zurzeit durch Zufall oder Schicksal fern von dem bedrängten Land sind, haben, so oft wir voll Sorge an die draußen dachten, an die mancherlei Prüfungen, denen sie ausgesetzt sind, Trost in dem Bewußtsein gefunden, daß ein treuer, sturmerprobter Roland mit einer tapferen, todesmutigen Schar die Wache hält. Roland Schildhalter ist gefallen! Aber sursum corda! Andre werden in die Lücke treten und im Sinne des Toten den Schutzschild über Südwest halten. Südwest kann englischem Neid nicht zum Opfer fallen. Es hat schon zuviel des besten deutschen Blutes getrunken. Das ganze Land ist ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Tapferkeit, ein Denkmal unvergänglicher als Erz.

Joachim von Heydebreck aber möge ausruhen von seinen Taten in afrikanischer Erde, an selbst gewählter Ruhestätte. Seine Werke folgen ihm nach. Wenn die Palme auf seinem Grabhügel groß geworden ist, geht durch ihre Krone dasselbe Rauschen, wie durch die Wipfel des Sachsenwalds, das Rauschen einer größeren, glorreichen Zeit, der Zeit deutscher Freiheit und deutschen Rechts auch in fernen Welten.

Krieg und Geist.

Man liest bedenkliche Prognosen über die Kunst nach dem Kriege. Intellektuelle machen Kummerköpfe und furchen die Stirn: Paßt nur auf, es wird genau wie nach Siebzig!

Auch sonst gescheite Leute geben Befürchtungen von sich, angesichts der Kriegslyrik, Kriegsbelletristik, Kriegsgraphik. Sie stoßen sich an der patriotischen Phrase, an dem Geschäftsbetrieb, an der Ausbeutung des aktuellen Stoffs.

Die Frage ist, je mehr man darüber nachdenkt, desto verwickelter, und nur ein Nietzsche unmittelbar vor der Katastrophe konnte den Satz schreiben: „Alle großen Zeiten der Kultur sind politische Niedergangszeiten: was groß ist im Sinn der Kultur, war unpolitisch, selbst antipolitisch.“ (Wenn uns dieser Krieg übrigens von dem Kulturgefasel erlöste, durch das wir uns seit zehn Jahren vor dem Ausland bloßstellen, wenn endlich einmal das Wort „Kultur“ lächerlich würde, wie es die Wörter „empfindsam“ und „unentwegt“ geworden sind, dann hätten wir vielleicht Aussicht, zu etwas zu kommen, das sich Kultur nennen dürfte.)

Wenn jetzt in Vers und Prosa, Bild und Musik eine Menge patriotisch sein sollender Schmarrn fabriziert wird, so hat das mit Kunst überhaupt nichts zu tun. Ob sich die Betriebsamkeit der Literaten auf diese Branche wirft oder auf eine andre, ist völlig gleichgültig. Das schreibt mit der Wurstspritze und nimmt die Därme wie sie kommen. Das hat nie zur Literatur gehört, auch vorher nicht. Das ist Papier wie die Konfetti am Fastnachtsdienstag: Papier, das am andern Morgen in den Rinnstein gefegt wird.

Digitized by Google

Eine tiefe geistige Strömung wird durch den Krieg nur vertieft; schaden wird er ihr niemals. Man kann das kaum an einem andern Beispiel so deutlich erkennen, wie an einer der stärksten, wenn nicht der überhaupt stärksten Bewegung unserer Geistesgeschichte, nämlich dem Bemühen um die Wiedereroberung unserer deutschen Vergangenheit, das in unserer Literatur am Ende des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts einsetzt und über und durch die deutsche Romantik rund ein Jahrhundert fortwirkt, bis zum Schluß Richard Wagner Werk auf Werk schafft, durch deren jedes ein bestimmter Sagenkreis aufs neue gestaltet wird, um fortan in dieser Gestalt wieder lebendig zu sein, und, wenigstens auf ein paar Jahrhunderte hinaus, unveränderlich.

Das Nibelungenlied wird zum letztenmal handschriftlich durch Kaiser Maximilians große Ambraser Sammelhandschrift aufbewahrt, die zufällig im Jahre der Wittenberger Thesen abgeschlossen wird. Der letzte Ritter ließ das alte Heldenbuch abschreiben, als schon die neue Zeit ihren Willen ans Tor hämmerte. Dann sank es zurück in die Tiefe des Volks, aus der es einst gekommen war. Nur als Jahrmarktsmoritat läuft der Druck vom Hürnen Seyfried durchs 16. Jahrhundert, nur als Ableger von ihm steht wunderlich Hans Sachsens Tragödie in ihrer Umgebung; zum letztenmal taucht es sieben Jahre vor dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges auf, dann flüchtet die alte Sage vor dem furchtbaren Krieg ins Unterirdische. Erst das 18. Jahrhundert denkt daran, den verschollenen Hort deutscher Vergangenheit zu heben. Zum erstenmal geht das Volksbuch vom Gehörnten Siegfried im Druck von 1726 vorbei — drei Jahre vor Bachs Matthäuspassion. Erst die Zeit Bodmers und Gottscheds ahnt wieder etwas vom „schwäbischen Zeitalter"; Bodmer schreibt über den „Charakter der deutschen Gedichte" und gibt 1748 die „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts" heraus: Ludwig XV. hatte eigens durch **lettre de cachet** genehmigt, daß der Kodex Manesse zum Kanonikus Schöpflin nach Straßburg und von da zum Kanonikus Breitinger nach Zürich gesandt werde. 1752 schenkt Gottsched dem Heldenbuch und dem Hürnen Seyfried seine Aufmerksamkeit und gibt den Reinecke Vos heraus mit der Prosaübersetzung, die noch Goethe benutzt hat, aber vom Nibelungenlied weiß auch er noch nichts. Und doch wartet es schon vor der Tür: am 29. Juni 1755 entdeckt der junge Mediziner Obereit auf Hohenems die Handschrift C des alten Liedes und Bodmer gibt sie im ersten Jahr des Siebenjährigen Krieges heraus. Gerstenbergs Skaldengesänge tasten täppisch nach nordischer Dichtung, und zwei Jahre nach dem Frieden von Hubertusburg ergreifen die von Percy gesammelten Balladen, obgleich von ihrem Protektor noch **barbarous productions of**

Digitized by Google

unpolished ages genannt, eine Jugend, die zum erstenmal wieder den Wunderklang des Volkslieds aus ihnen vernimmt. Schlag auf Schlag folgen Klopstocks Hermannsschlacht, im Jahr 73 der Götz, Gleims gutgemeinte „Gedichte nach den Minnesängern" und Herders Ersuchen an Lessing um „Beiträge zu den Reliques of ancient poetry"; 79 liegen schon Herders Volkslieder da und Gleims „Gedichte nach Walter von der Vogelweide". 82 folgt Musäus: zum erstenmal steht das Wort „Volksmärchen" auf einem deutschen Titelblatt. Revolutionszeit, Koalitionskriege, Napoleon, Befreiungskriege wühlen die Welt im tiefsten auf — friedlich und stetig wächst die Entwicklung in Halm und Frucht. Der alte Fritz konnte noch 1784 „von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo" schreiben: „meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert, und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden" — mit einem Male ist die Zeit erfüllet: 1803 postuliert A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen eine Sammlung deutscher Volkslieder, zwei Jahre darauf ist der erste Band des Wunderhorns da, und schon 1807 erneuert Görres die Volksbücher, und Friedrich Heinrich von der Hagen, einer der Hörer in Schlegels Vorlesung, das Nibelungenlied. Gleichzeitig planen die Brüder Grimm die Sammlung ihrer Märchen, hält Görres die erste Vorlesung über altdeutsche Literatur, erscheint der erste Teil des Faust und Fouqué's Sigurd der Schlangentöter. Hebels Schatzkästlein kommt fast um dieselbe Zeit mit den Kinder- und Hausmärchen als Volksbuch heraus. Im Geburtsjahr Richard Wagners veröffentlicht Görres den Lohengrin und kein Geringerer als Jakob Grimm rezensiert ihn. Drei Jahre darauf kehren die Deutschen Sagen der Brüder Grimm zurück zur Nation und Karl Lachmanns Untersuchung über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelunge Not erscheint, das erste Stück jenes unermüdlichen deutschen Suchens nach dem Kern der alten Sage, ohne das weder Hebbel noch Jordan, noch Richard Wagner möglich waren, so wenig Brentano, Eichendorff, Uhland, Wilhelm Müller den lyrischen Ton für die kommende Zeit hätten angeben können, wäre nicht die Arbeit bis zum Wunderhorn und Görres' Altdeutschen Volks- und Meisterliedern vorangegangen. Doch wir berühren damit eine allseits bekannte Zeit, die der Hermannsschlacht Kleists und Grabbes, der Dichtung und Forschung Uhlands; Raupachs Scheitern am Nibelungenstoff, das Bemühen Halms um Griseldis, Hebbels um Genofeva, Immermanns Tristan sind ebenso bekannt wie das gleichzeitige Ringen Hebbels, Jordans, Wagners mit dem Nibelungenproblem. Eins ergibt sich vielleicht aus den groben Zügen dieser Entwicklung, nämlich daß geistige Strömungen ihren Gang gehen, unbeirrt, unablenkbar durch Krieg.

Digitized by Google

Kulturwerte sind in Deutschland nur durch den Dreißigjährigen Krieg zerstört worden. Sonst sehen wir gerade an dem gewählten Beispiel, wie volksmäßige Überlieferung, wissenschaftliches Streben und künstlerisches Gestalten nebeneinander hergehen, einander bedingen, steigern, entwickeln nach Gesetzen, die wir nicht kennen, die aber sicher nichts mit dem Krieg zu tun haben, als dies eine: Stärkung jedes nationalen Wollens durch einen siegreichen Krieg.

„Und zu jener Zeit begann man die Laterne der Kuppel von Santa Maria del Fiore, und den Palast des Cosimo de' Medici zu bauen, und San Lorenzo und Santo Spirito und die Badia auf dem Weg nach Fiesole, und viele Häuser an den Mauern in der Gegend von San Barnaba und in der Gegend von San Ambrogio und noch anderwärts ... Und am 21. Juni 1483 stellte man in eine Nische von Orto Sa' Micchele jenen heiligen Thomas zu seiten Jesu, und den Jesus in Bronze, der die schönste Sache ist, die man nur finden kann, und der schönste Kopf des Erlösers, der je gemacht worden ist, von Händen des Andrea del Verrochio ... Und am 10. Juli 1483 fing man Sand zu führen an, um die Fundamente für den Palast des Filippo Strozzi neben dem Canto de' Tornaquinci zu legen... Es waren die Menschen in jener Zeit ganz erpicht aufs Bauen, so daß man Not litt an Meistern und an Material ... Und am 22. Dezember 1490 enthüllte man die Kapelle von Santa Maria Novella. Es hatte sie Domenico del Ghirlandaio gemalt und Giovanni Tuornabuoni ließ sie malen. Die Malerei allein kostete tausend Goldgulden ... Und am 9. Dezember 1495 trug man in den Palast der Signori einen David, der im Hause des Piero de' Medici gewesen war, und setzte ihn in die Mitte des Hofes des Palastes der Signori... Und am 21. Dezember 1495 stellte man aufs Geländer des Palastes der Signori, neben das Tor, jene Judith aus Bronze, die im Hause des Piero de' Medici gewesen ... Und am 18. Mai 1498 wurde die zweite Fensterreihe des Filippo Strozzi fertig."

Wer diese Zusammenstellung liest, ohne die Quelle zu kennen, malt sich eine Maienzeit holder Kunst, eine jubelnde Epoche von Glück und Friede. Aber die Sätze sind der Chronik des Luca Landucci entnommen, des walkeren und beschränkten Florentiner Kaufmanns, der in seinem Tagebuch über die Jahre von 1450 bis 1516 eine der grauenhaftesten Zeiten aufbewahrt hat, welche die Geschichte kennt. Man watet förmlich durch Blut und Krieg und alle Arten von Schrecken, wenn man diese Quelle liest, eine der wichtigsten, die wir für die Zeit Lorenzos und Savonorolas besitzen, weil Landucci mit der Neugier und mit der Gleichgültigkeit des Spießbürgers alles Kuriose aufschreibt, das sich zuträgt. Wenn unser Ge-

Digitized by Google

müt vor all der Florentiner Holdseligkeit an Bauten und Bildern andächtig und still vor Glück wird, vergessen wir nur zu gern, daß der Boden, dem diese schimmernden Lilienwunder aus Weiß und Gold entsprossen, mit Blut gedüngt war wie kein zweiter; daß diese Kultur zwischen Höllengreueln emporwuchs. Zu sagen, der Krieg habe sie gehindert, wäre ebenso unsinnig, wie zu wähnen, er habe sie entwickelt. Waren diese gewalttätigen Verbrecher nicht sogar nebenbei die feinsten Künstler mit Anwandlungen so zart wie die einer Krankenpflegerin? Man lese den Lebenslauf des Benvenuto Cellini, um das letzte Prachtexemplar von Künstler und Verbrecher zu sehen. Oder man überlege sich, was in der Seele eines Lorenzo de' Medici ruhig nebeneinander hauste und sich friedlich vertrug, vom Meuchelmord bis zur Frühlingslyrik.

Man mag über die Frage, ob der Krieg von Einfluß auf den Gang der Kulturentwicklung sei, nachdenken, soviel man nur will: nichts kommt dabei heraus, aber auch gar nichts. Die hohen Zeiten der Kunst fallen mit Zeiten ununterbrochener Kriege zusammen, und mit solchen ununterbrochenen Friedens; mit Zeiten der Tyrannei und der Reaktion. Wer von dem Ästheten- und Literatenquark über Krieg und Kunst zu Jakob Burckhardts Weltgeschichtlichen Betrachtungen flieht, wird durch jede Zeile dieses Buchs weiser, aber durch keine über die Frage Krieg und Geist klüger. Die Kultur bedarf beschleunigender Einflüsse nicht minder als verlangsamender. Sie braucht Unruhe und Ruhe, Freiheit und Druck, Macht der Überlieferung, Bruch der Überlieferung. Sie braucht die Vielen und den Einzigen. Wenn wir sagen: Ursache, Wirkung, Gegenwirkung, Nachwirkung, Begleiterscheinung, Förderung, Hemmung, Einfluß, so mag das für ein abgegrenztes, einzelnes Gebiet gelten, aber nicht für das Verhältnis von Kunst und Staat oder gar das von Geist und Krieg. Wir wissen nichts davon und werden in alle Ewigkeit nichts davon wissen. Die Jahrhunderte widersprechen sich, eine Blütezeit widerlegt die andre, der Geist aber wehet, wo und wann er will. „Eine Nation", sagt Burckhardt, „will vor allem Macht. Das kleinstaatliche Dasein wird wie eine bisherige Schande perhorresziert. Man will nur zu etwas Großem gehören und verrät dabei deutlich, daß die Macht das erste, die Kultur höchstens ein ganz sekundäres Ziel ist." Wie zum Trost fügte er hinzu: „Aber wer die Macht will, und wer die Kultur will, — vielleicht sind beide blinde Werkzeuge eines Dritten, noch Unbekannten."

Die Zeit nach Siebzig aber, die vielgescholtene, ist nicht nur besser als ihr Ruf, sie ist ausgezeichnet, und wir alle müßten auf den Knien danken, wenn für unsre Dichtung ein solches Zeitalter aufglänzte, wie die Jahre

Digitized by Google

zwischen Siebzig und Ende Achtzig. Wir verdanken dieser Zeit das Allerbeste unsres Besitzes: alle großen Erzählungen von Conrad Ferdinand Meyer, die stärksten Novellen von Heyse und Storm; von Keller, Band II der Leute von Seldwyla, die Züricher Novellen und das Sinngedicht; Fontanes Vor dem Sturm, und die drei großen Romane der Luise von François, alle Meisterwerke Anzengrubers, Vischers Auch Einer, Kellers und Meyers Gesammelte Gedichte. Daneben Werke von Döllinger, Ranke und Strauß, Fechners Vorschule der Ästhetik, die Vorlesungen über Goethe von Hermann Grimm, seine und Hillebrands Essays, Treitschkes Deutsche Geschichte, Scherers Literaturgeschichte, den ganzen Nietzsche bis zum Zarathustra. In der Musik alle Hauptwerke von Brahms und Bruckner, in der Malerei die Schöpfungen jener Maler, die wir jetzt am höchsten schätzen.

Die Liste, die sich leicht verdoppeln ließe, dürfte für anspruchsvollen Kulturverbrauch genügen. Man wende nicht ein, die Schweizer dürften nicht mitgezählt werden. Was Meyer anlangt, so wissen wir aus seinem eigenen Munde, daß erst der Krieg 1870 ihn zum deutschen Schriftsteller gemacht hat. Man vergesse vor allem nicht die Gründung der Deutschen Rundschau 1874. Sie wirkte wie ein Magnet auf alles Bedeutende der Zeit. Man stelle neben die Deutsche Rundschau von 1874 bis 1890 das Beste der Jungdeutschen Entwicklung seit 1890 und wähle! Mehr: man stelle neben die deutsche Kunst und Literatur dieses Zeitraums die französische und wähle! Keller neben Zola, Meyer neben Daudet, Raabe neben die Goncourts, Wildenbruch neben Dumas, und wähle! Daß wir nach Siebzig kein blühendes deutsches Theater bekamen, ist wieder eine sehr komplizierte Sache. Es war naiv, es zu erwarten. Die es heute beklagen, sind die Geistesverwandten derer, die es damals verhinderten. Wer heut ein deutsches Theater will, muß drei Dinge wollen: Schließung der Kinos, weil sie Schundliteratur für Analphabeten bieten müssen, wenn sie existieren wollen. Schließung der Varietés mit literarischen Ansprüchen, weil sie die Literatur verschweinen müssen, wenn sie existieren wollen. Schließung der Hälfte der Theater, weil sie von Anfang an überflüssige Spekulationen ohne Existenzberechtigung waren. Weil alle drei durch die Konkurrenz rettungslos ins Sensationelle und ins Ordinäre getrieben werden.

Nein, die Gefahr ist nicht, daß es schlechter werde als vor dem Krieg. Schlechter kann es nicht werden. Spielpläne, Belletristik, Malerei, Lyrik im Sommer 1914 — der Weltkrieg mußte kommen. Aber die Gefahr ist, daß die Männer fallen und die Intellektuellen übrig bleiben.

Digitized by Google

Theodor Fontane über Bismarck.

Unveröffentlichte Briefe Fontanes, mitgeteilt von Dr. G. Keyßner in Stuttgart.

Wie Bismarcks Lebenswerk eine gewaltige Zusammenfassung und Vollendung preußisch-deutscher Geschichte, so ist seine Persönlichkeit eine Menschwerdung der besten Elemente der preußisch-deutschen Kultur. Da wir Deutschen mit Einschluß der Deutsch-Österreicher (die deutschsprechenden Schweizer nehmen wir feierlich aus, um ihnen keine Unannehmlichkeiten von seiten des Herrn Spitteler und anderer Welschschweizer zuzuziehen) zurzeit ganz unter uns sind, so dürfen wir es ja sagen und uns dessen freuen, daß es auch eine preußisch-deutsche Kultur gibt. Das viel mißbrauchte Wort ist doch wohl anwendbar einem Lande gegenüber, das in drei aufeinanderfolgenden Abschnitten seiner Geschichte je drei Männer wie Friedrich den Großen, Kant und Lessing, W. v. Humboldt, Gottfried Schadow und Heinrich v. Kleist, Bismarck, Menzel und Fontane dem deutschen Staats- und Geistesleben geschenkt hat.

Bismarck, Menzel, Fontane — haben wir Bismarck einmal in seinem Kulturzusammenhang ansehen und auffassen gelernt, wie Erich Marcks ihn uns in so mustergültiger Weise dargestellt hat, dann ruft der Klang seines Namens auch die beiden andern des Dreiklangs wach. Söhne des gleichen Jahrzehnts, scheinen sie uns auch menschlich eng zusammengerückt zu einer seltsam bunten Gruppe: der breitschultrige Riese aus altpreußischem Adelsgeschlecht, der „ins Zeichnen vernarrte" schlesische Gnom und der lange, schmale Berliner aus der Gascogne. Aber so gewiß sie zusammengehören, so standen doch nur zwei von ihnen, Menzel und Fontane, auch menschlich einander näher.

Bismarck wird von Fontanes Büchern soviel gekannt haben, wie fast von dem ganzen wertvollen Schaffen der deutschen Literatur seit den sechziger Jahren — nämlich so gut wie nichts. Die unbestreitbare Tatsache, daß er trotzdem nicht nur der genialste, sondern einer der „gebildetsten" Menschen seiner Zeit war, beweist noch nicht, daß es nun für minder geniale Menschen eine Zierde wäre, von der zeitgenössischen Literatur nichts zu wissen, verdient aber durch die andere Tatsache ergänzt zu werden, daß Bismarck über Bücher oder Dichter, die er nicht kannte, auch nicht zu urteilen pflegte. Hierin unterschied er sich wesentlich von sehr vielen minder genialen Menschen; so ist es aber auch gekommen, daß uns Äußerungen des Kanzlers über den Dichter, meines Wissens, nicht überliefert sind.

Desto mehr hat Fontane über Bismarck nachgedacht und sich ausgesprochen; und wie der skeptische, immer die Unabhängigkeit seines Denkens und Urteilens wahrende Schriftsteller den bewundertsten und bestgehaßten Staatsmann sah, von oft geändertem Standpunkt, in immer wieder wechselndem Licht, das ist kein kleines und ein sehr lehrreiches Kapitel (ich unterdrücke das schon allzuoft zitierte Wort des alten Herrn von Briest!). Thomas Mann, Meister der angewandten, wenn auch einer einseitig gewandten Psychologie, der er ist, konnte an diesem Kapitel nicht vorübergehen, als er seine Studie über den „Alten Fontane" schrieb. (Um

Digitized by Google

sie zu lesen, muß man noch immer zu einem alten Heft der Hardenschen „Zukunft" greifen, was etwa die Empfindung weckt, als sollte man eine Flasche Steinberger Kabinett mit Maximilian Harden trinken) — Thomas Mann hat, gemäß seiner Auffassung des Themas „Fontane" — einer Auffassung, der wir den feinen Genuß verdanken, durch die grämlich heiteren, ein wenig verbitterten und doch von weiser Entsagung verklärten Zügen des Fontane-Bildnisses etwas wie ein Mannsches Selbstporträt leise durchschimmern zu sehen — Mann also hat die Sache von ihrer problematischesten Seite angepackt: er zitiert die härtesten, schärfsten, liebolosesten Äußerungen über Bismarck, die in den vier Fontane-Briefbänden zu finden sind. „Die Gestalt des deutschen Kanzlers ist hier mit einem skeptischen, ja gehässigen Psychologenauge gesehen: sehr groß und sehr fragwürdig." Es gibt andere Stellen in den Briefen, ja einige Worte in den von Mann selbst zitierten Stellen selbst, wo sie nicht einmal groß und kaum noch fragwürdig gesehen ist. „Heulhuber" und „Pferdestall-Steuerverweigerer" — das ist eigentlich doch schon unter Fontanes Niveau; das ist Berliner „Freisinn" der achtziger und neunziger Jahre in unangenehmster, jetzt — gottlob und Friedrich Naumann sei Dank! — schon seit Jahren so ziemlich außer Kurs gesetzter Prägung. Es ist aber zugleich etwas viel Älteres, etwas Alt-Berlinisches, fast Ur-Preußisches, wofür Fontane selbst das beste, versöhnende Bild gefunden hat in den vier Soldaten vom „Ersten Bataillon Garde", die beim Bier ganz gotteslästerlich über den alten Fritz schimpfen, den Berliner Budiker aber, der mitschimpfen will, lachend das Maul halten heißen: „Ne, Freund Budiker, so geht es nicht.... Wir dürfen frech sein und schimpfen und schwören, weil wir selber mitzugehören.... Aber Er, er ist unser König doch. Unser großer König. Gott soll mich verderben, wollt ich nicht gleich für Fritzen sterben."

Fontane wußte, bei aller Bescheidenheit (Bescheidenheit aus Weltanschauung, nicht aus Kleinmannssucht), daß „er selber mitzugehörte", daß er, wie Bismarck, ein Teil des höheren, besseren Preußen war, das jener der Erfüllung seines welthistorischen Berufs zuführte. Er, der eben doch auch Einer war, stand zu Bismarck ein wenig als Pair zum Pair. Das schwärmende Aufblicken war schon an sich Fontanes Sache nicht, so wenig wie die Bismarcks, der wohl gelegentlich selbst bekannt hat, lieben und verehren, aber nicht bewundern zu können; es ist aber auch nicht Sache des Alters. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in den Briefen immer den alten Fontane über den alten Bismarck sprechen hören; der Jugend, den Studenten, wies er es als ihre „verdammte Pflicht und Schuldigkeit" zu, für Bismarck begeistert zu sein; „für alte Knöppe liegt es anders oder wenigstens komplizierter." — Dieser „alte Knopp" war nun aber nicht ein Greis in ewig abgeklärter Milde, nicht immer der bezaubernde alte Herr, der er sein konnte und der die lebenslang als soziale Pflicht erkannte und geübte gesellschaftliche Liebenswürdigkeit zur sichern Meisterschaft ausgebildet hatte; er war eben auch ein alter Mann, dem seine Nerven immer viel zu schaffen gemacht hatten, den fast bis zum letzten Lebenstag die innere Unruhe dessen, der sich zum Schaffen verpflichtet fühlt, der Stachel des künstlerischen Verantwortlichkeitsgefühls in einer gewissen Atemlosigkeit hielt (Zustände, die Th. Mann in seinem Essay mit der Kennerschaft des Leidens- und Adelsgenossen schildert). Da fehlte es nicht an Augenblicken, Stunden

Digitized by Google

und Tagen umwölkter Laune; und wenn in solche Stimmung ein Ärger über Bismarck hereinfiel, dann fand er für die Bitterkeit des Moments ein lösendes Mittel, indem er sie sich vom Herzen schrieb in Sätzen, die der alte Wortkünstler mit grimmigem Humor schmiedete und glättete und die er um so unbesorgter durch die Luft funkeln und pfeifen ließ, als er meinte, diese handwerkliche Erleichterung nur vor den Augen der Nächsten, Verschwiegensten sich zu gönnen.

Denn das ist fraglos: hätte irgend eine Berufspflicht ihn gezwungen, öffentlich zu sagen, was ihm an Bismarck etwa mißfiel, er hätte wohl nicht weniger scharf aber sicherlich bedächtiger und respektvoller geschrieben, schon des „Freundes Buddiker" wegen. Er hätte wohl auch, mit der Gewissenhaftigkeit, die den Verfasser der „Wanderungen durch die Mark" auszeichnet, alles, was er zu sagen hatte, vor sich selbst genau nachgeprüft, geschichtlich und psychologisch, auf das Tatsächliche und auf die inneren Zusammenhänge hin. Er wäre sich dann wohl bewußt geworden, daß er einer durch die zeitliche und räumliche Nähe bedingten optischen Täuschung unterlag, wenn er glaubte, Bismarck, wie er einmal schreibt, ganz genau zu kennen, alles von ihm zu wissen. Er hat ihn bis zum März 1890 oft von Angesicht zu Angesicht gesehen, hat seine Reden zum Teil vielleicht selbst mitangehört, jedenfalls ein paar Stunden, nachdem sie gehalten waren, in der Zeitung gelesen, hat — leider — all den Klatsch, der von rechts und links, im Gespräch und in den Zeitungen, um Bismarck brandete, aus nächster Nähe vernommen, vieles davon abgelehnt und manches geglaubt; er konnte ein ganzes Teil der Bismarckschen Persönlichkeit schon aus seiner genauen Kenntnis des preußischen Adels mit divinatorischer Sicherheit erraten und enträtseln. Trotzdem muß gesagt werden und darf ohne Vorwurf für Fontane gesagt werden: er hat das Reinmenschliche, das Gütige und Zarte, das in diesem Titanen lebte, nicht gekannt (ich sage nicht etwa: übersehen), und er hat — das liegt wieder am Mangel der zeitlichen Distanz — das Dämonische in seiner Natur, das Tragische in seinem Schicksal nicht klar genug erkannt.

Für das erstere nur zwei Beispiele: Fontane spricht in den Briefen von Bismarcks „Happigkeit". Aber Freude am Erwerb und am Besitz, als an den sichtbaren Ergebnissen tüchtiger, ehrlicher Arbeit, ist nichts Tadelnswertes, solange die Hände rein bleiben und das Herz sich nicht verhärtet. Gar manche Stelle in Bismarcks Briefen verrät uns heute von jenem Wohltun in der Stille, das die Art feinerer Naturen und echter Christen ist und das darum die modernen „Organisatoren der Wohltätigkeit", die Rockefeller und Carnegie, verpönen. Und was die reinen Hände betrifft, so genügt es, daran zu erinnern, daß Bismarck in den siebziger Jahren alle seine ausländischen Papiere verkaufte, um mit keinerlei persönlichem Interesse am Gang der auswärtigen Politik belastet zu sein. — Von einem völligen Verkennen aus mangelnder Kenntnis zeugt auch die Auffassung, Bismarck habe „sich selbst mit Religion und Kirche befaßt, wenn es gerade vorteilhaft war". Heute wissen wir, aber eben erst heute, seit der vollständigen Veröffentlichung der Briefe Bismarcks an seine Frau und aus der Darstellung von Marcks, daß in der Entwicklung Bismarcks zu seiner geschichtlichen Größe tief aufwühlende religiöse Kämpfe ein starkes, klärendes Ferment bildeten. — Otto Baumgarten in Kiel, ein

Digitized by Google

über jeglichen Verdacht schönfärbender Unterlegungskunst erhabener, freidenkender Theologe, hat uns in seinem kürzlich erschienenen trefflichen Buch „Bismarcks Glaube" geschildert, wie Bismarck aus der religiösen Gleichgültigkeit der Jünglingsjahre, aus dem Pantheismus der ersten Mannesjahre und den pietistisch gefärbten Stimmungen der „Bekehrung" sich durchfand zur „selbstsichern Religion des Realpolitikers, der fest in seinem Erdreich wurzelt und mit dem reinsten, klarsten Gewissen seinen harten Dienst als Gottesdienst erfüllt". — Wie sich uns heute, dank der größeren Entfernung und dank der ungleich genauen Kenntnis des biographischen Materials, so viele Züge, deren scheinbar unversöhnbarer Widerspruch Fontane immer wieder beunruhigte und reizte, in eine große, ergreifende Harmonie zusammenfügen, dafür hat derselbe Baumgarten gute treffende Worte gefunden. Er bezeichnet als seinen persönlichen Eindruck von Bismarck „den eines selten edlen, gütigen und treuen Wesens, das nur dann versagte, wenn die Welt seinen furchtbaren, titanenhaften Trotz und Stolz reizte". Und er fährt fort: „Es ist doch eine ganz andere Frage, ob der Mann, bei dessen leidenschaftlichem, überreizbarem und überstarkem Reagieren gegen Eindrücke alle Gefühle außerordentliche Dimensionen annahmen, als ein gehorsamer Schüler der Bergpredigt bezeichnet werden kann, oder ob man ihm unedle, niedrige, gemeine Gesinnung: Selbstsucht, Ränkesucht, Rachsucht schuld geben soll."

So, wie Fontane selbst, wenn er weit genug hätte „zurücktreten" können, die Gestalt Bismarcks wohl ähnlich wie Baumgarten angesehen haben würde, der den Löwen durchaus nicht als Lamm auffrisiert, so hätte er wohl auch sein Schicksal klarer in seiner ganzen Tragik erkannt, wenn er es als ein Geschehen der Vergangenheit vor sich gesehen — und wenn hier nicht seine „Legitimität" (die Mann unvergleichlich fein analysiert) ihm den Blick etwas getrübt hätte. Von diesem Legitimitätsstandpunkt aus war ihm der gestürzte Bismarck nicht das Genie a. D., der gefesselte Simson, sondern ein entlassener Beamter, der jetzt, wenn es ihm früher mit seinem Reden von Monarchismus und Untertanentreue ernst gewesen wäre, in ergebenem und erhabenem Schweigen seine Güter hätte bewirtschaften und Europa Europa sein lassen sollen. Er sagte etwa: „auch ein Genie hat seinem Herrn zu gehorchen"; dabei verwechselte er jedoch Genie und Reichskanzler und übersah, daß wohl der Reichskanzler den Kaiser, das Genie aber seinen Dämon, den Genius seiner Kraft und Berufung, zum Herrn hat. Ein Bismarck-Schicksal hundert Jahre vor Fontane — und dieser hätte die ganze Tragik begriffen.

Und doch: wo Fontanes Auge versagte, vermittelte ihm noch sein Gefühl das Richtige. Bei all den „Wenn" und „Aber", die er gegen Bismarck hat, ist vielleicht das „Trotz alledem" nur desto wunderbarer, ein desto schöneres Zeugnis für sein im Wesentlichsten unbeirrbares Empfinden. Wollte ich Fontane verteidigen wegen der scharfen Worte, die er über Bismarck gesagt hat, so würde ich etwa all die Stellen in seinen Briefen, die auf das „Trotz alledem" gestimmt sind, hier aneinanderreihen. Aber zu verteidigen brauchte ich ihn nur, wenn ich ihn angeklagt hätte. Und davon ist natürlich nicht die Rede. Es sollte nur begreiflich gemacht werden, wie Fontane zu jenen Urteilen kam, die — und das sei nun stark betont — doch eigentlich sein Gesamturteil über Bismarck nicht berühren.

Digitized by Google

Das letzte, was ein echter Dichter über das, was ihm das Herz wahrhaft bewegt, zu sagen hat, sagt er als Dichter. Im Gedicht, im Roman, im Drama — nicht in gelegentlichen Briefen. In dem so zwanglos plaudernden Vers schon „Das mit Bismarck möcht' ich noch erleben!" spricht sich die Witterung des Tragischen viel klarer aus, als in irgend einer Briefstelle. In keinem seiner Gedichte hat Fontane auf Bismarck gescholten, in dreien ihn verherrlicht. Ein wenig umständlich, in Menzelisch-zopfiger Antike allegorisierend, feiert „Zeus in Mission" den Fürsten an seinem 70. Geburtstag. Der Meister der Ballade aber hat das schöne Gedicht „Jung Bismarck" geschaffen, das durchaus reine Poesie und große Anschauung ist. Und als er bis zu Ende mit erlebt hatte, was „es mit Bismarck gegeben", ein paar Wochen, ehe er selbst, „völlig vollendet", einen schönen, kampflosen Greisentod starb, da schrieb er noch die Zeilen „Wo Bismarck liegen soll" — in ihrer erhabenen Natürlichkeit, in ihrer ungesuchten Größe der überirdisch anklingende Gruß eines zum Scheiden gerüsteten Geistes an einen schon Dahingeschiedenen.

Der Mund, der jene Worte nach Bismarcks Tod sprach, möge sich noch einmal zu Bismarcks hundertstem Geburtstag öffnen. Nicht zu dichterischer Rede, sondern in dem von ihm so geliebten und zur Meisterschaft gepflegten brieflichen Geplauder. Diese Briefe und Briefauszüge sind keine schwere, gewichtige Gabe. Sie sagen nichts überraschend Neues und Tiefes über Bismarck, aber so viel Treffendes, Gutes und Liebevolles, daß sie doch einen freundlichen Beitrag bilden zu dem Kapitel „Bismarck und Fontane".

Aus den Briefen selbst geht hervor, daß sich das Persönliche des Empfängers nicht so ganz, wie ich es gerne getan hätte, ausschalten ließ. — An dem ersten der Briefe darf ich mir insoferne ein ideelles Besitzrecht zusprechen (das auch die eigentlichen Adressaten freundlich anerkannten, indem sie mir das Original überließen), als die Redaktion der M. N. N. auf meine Anregung hin die Bitte an den Dichter richtete, deren Inhalt aus dem Brief ohne weiteres hervorgeht. Ich selbst hatte den Mann, der „Jung Bismarck" geschrieben, für einen unbedingten Bismarck-Verehrer gehalten, hielt ihn auch fernerhin dafür (im Grund war ja der Irrtum auch nicht so sehr groß) und sandte ihm darum das Eine oder Andre, worin ich selbst meine Verehrung zu Bismarck bekannte. So, als patriotisch-menschliches Glaubensbekenntnis natürlich und nicht etwa zur Widerlegung der düsteren Erwartungen, mit denen er dem lyrischen Wolkenbruch zum 1. April 1895 entgegengesehen hatte, schickte ich ihm das Gedicht, an das der erste der an mich selbst gerichteten Briefe anknüpft. Ich habe mich denn auch an dem nachsichtigen Lob als einem Ausdruck gütiger Herzenshöflichkeit gefreut, ohne mich dadurch auf die Dauer zu Illusionen über den poetischen Wert meines Festpoems verleiten zu lassen. — Die im Brief vom 2. April 1896 erwähnte „Rede" ist ein in Freundeskreis gehaltener, als Manuskript gedruckter Vortrag über Bismarcks Familienbriefe; der Artikel, auf den sich der letzte Brief bezieht, erschien einige Tage nach Bismarcks Tod in den M. N. N. — Mit dem, was im Brief vom 2. April 1895 über das „Operieren mit Unendlichkeit und Unsterblichkeit" gesagt ist, vergleiche man die „Dreitausend Jahre" in dem Gedicht „Wo Bismarck liegen soll"; — „eine zweihundertjährige Unsterblichkeit ist gewiß schon sehr viel", schrieb der alte Skeptiker

Digitized by Google

heiter schmunzelnd an seine Tochter, als er hörte, daß in einer der Berliner Außenstädte eine Straße nach ihm benannt worden war; zweihundert Jahre ungefähr meinte er als Durchschnittsalter für Straßennamen annehmen zu dürfen. — Die Äußerung über Bismarcks Stellung zum Christentum im letzten Brief haben wir sicher nicht als eine Variante der oben mitgeteilten oberflächlichen Auffassung von Bismarcks Religiosität, sondern eher im Sinn des Baumgartenschen Wortes von der „selbstsichern Religion des Realpolitikers, der fest in seinem Erdreich wurzelt", aufzufassen.

Soviel zur Erläuterung; nun die Briefe selbst!

1. An die Redaktion der Münchner Neuesten Nachrichten. München.

Berlin, 15. März 95.
Potsdamerstraße 134c

Hochgeehrter Herr.

Schlechter Gesundheitszustand hindert mich an aller Produktion; aber wenn ich auch gesund wäre wie eine Bachforelle, die eben ihren Sprung macht, so würde ich doch auch meine Unmöglichkeit zu einem Bismarck-Hymnus erklärt haben. Ich habe bereits einige dieser 1. April-Leistungen kennen gelernt, . . .„schaudervoll, höchst schaudervoll." Ehe mir nicht der Gegenbeweis erbracht ist, halte ich es für ausgeschlossen, daß jemand, aus dem Fühlen dieser Tage heraus, ein gutes Bismarckgedicht machen kann. Alles ist abgeklappert und Neues hat noch nicht heranreifen können. Diesem Gesetz ist, glaube ich, auch der beste Kopf unterworfen. Übrigens paßt er überhaupt (auch für die Zukunft) besser in den historischen Roman oder à la Friedrich Wilhelm I. in's Drama, als in die Lyrik. Selbst Humorist erster Klasse ist er eigentlich nur humoristisch zu fassen.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

2. An Dr. G. Keyßner, München.

Berlin, 2. April 95.
Potsdamerstraße 134c

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie herzlichst bedankt für die Bismarck-Nummer, in der ich Ihr Gedicht mit Zustimmung und Freude gelesen habe; da kann jeder mit, muß jeder mit, während das Scherenbergsche Gedicht auf junge Leute berechnet ist, die der Macht des Tamtam unterliegen. Übrigens ist es als Tamtamleistung ganz gut. „Schöpfer des Reichs, durch unendliche Zeiten Wirst Du Dein Volk noch, Unsterblicher, leiten." Alles Operieren mit Unendlichkeit und Unsterblichkeit ist bedenklich; es ist unglaublich, welche „Umwertungen" sich oft schon in einem lumpigen halben Jahrhundert vollziehn. 1855 hieß Ernst Scherenbergs Onkel (Christian Friedrich Sche-

Digitized by Google

renberg) der „pommersche Shakespeare“ und sein „Waterloo“ schlug Messiade und Iliade aus dem Felde; jetzt, nach 40 Jahren, ist er so gut wie vergessen. Ein Buch, das ich über ihn geschrieben habe, hat ihn auch nicht retten können.

[Es folgt Persönliches, dann zum Schluß heißt es:]

Bismarcks Ansprache an die Studenten, die ich eben gelesen habe, ist großartig; sie scheint mir die „Krönung des Gebäudes“, ein Lebensextrakt, Sprüche Salomonis, aber mir lieber.

Unter nochmaligem, bestem Dank, in vorzüglicher Ergebenheit,

Th. Fontane.

3. Berlin, 2. April 96.
Potsdamerstraße 134c

Hochgeehrter Herr.

Ganz ergebensten Dank für Ihren Brief vom 30., all seine freundlichen Worte und Ihre beigeschlossene Rede am 1. April 94. Ich habe letztere mit großem Interesse gelesen, besonders den Hauptteil, wo Sie literarhistorisch an die Briefe herantreten, während mir die Einleitung, wo Sie sich mehr zeithistorisch verhalten, hinter dem, was folgt, etwas zurückzubleiben scheint. Es giebt eine mecklenburgische Geschichte, wo ein Berliner, der in Warnemünde badet, gern wissen will, „was eigentlich ein Lootse sei“, weshalb er sich an einen Eingeborenen wendet. Der antwortet ihm: „en Loots' is en Loots' un wat en Loots' is, weet jed een.“ Viel anders liegt es mit Bismarck auch nicht. Er hat das Deutsche Reich aufgebaut. So wie man mehr sagen will, verheddert man sich. Die einfachsten Dinge zu beantworten, ist immer das denkbar Schwerste. Logik und Stil müssen auf der höchsten Höhe sein. Auch unter den Historikern leisten dies nur ganz, ganz wenige.

Sie werden an dieser kleinen und sehr partiellen Bemängelung keinen Anstoß nehmen.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

4. Berlin, 8. Aug. 98.
Potsdamerstraße 134c

Hochgeehrter Herr.

Allerschönsten Dank für Ihren lieben Brief, desgleichen für das Zeitungsblatt mit Ihren Betrachtungen „am Bismarck-Denkmal“. Meine Frau las es mir beim Frühstück vor und ich kam unter eine schöne und starke Wirkung. — Sentimentalität und Phrase sind mir zwei fatale Dinge, aber wo fangen sie an! Viele, die lieber den Mund halten sollten, sind mit dieser

Digitized by Google

Anklage beständig bei der Hand und schütten das Kind mit dem Bade aus. Da hat neulich (vielleicht haben Sie's auch gelesen) der Generalsuperintendent Faber bei der Bismarckfeier in der Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche über Bismarck gesprochen und hat als des Heimgegangenen Höchstes und Größtes und als die letzte Wurzel seiner Kraft aufgestellt, daß er (Bismarck) immer ein auf den Himmel gerichtetes Auge hatte und durch die geöffnete Himmelstür hindurch die Gestalt seines Erlösers sah. Ich glaube nichts davon, weder daß Bismarck immer auf den Himmel sah, noch daß er, wenn er hinaufkuckte, die Gestalt seines Erlösers erblickt habe. Wär' er so beschaffen gewesen, so hätte er das Deutsche Reich nicht aufgebaut. Vor nur zu berechtigten Bedenken wär er nicht zum Handeln gekommen. Die beständig durch einen Himmelsspalt Kuckenden sind nicht brauchbarer als Sänger und Schützenkönige. So steh' ich denn, meinen Anschauungen nach, ganz im Gegensatz zu Faber. Und doch fällt es mir nicht ein, seine von seinem Standpunkt aus ganz famose Rede zu bekritteln oder zu verwerfen. Der Mensch kann nicht mehr tun, als sein Herz und wenn's sein muß, sein Leben einsetzen, sich ehrlich zu was zu bekennen. Ist das da, so kann von Phrase keine Rede mehr sein und wenn sich die starke Empfindung einen über das Alltägliche hinausgehenden, getragenen Stil schafft, so ist das nur in der Ordnung.

Was Sie zu Lob und Preis des Denkmals am Starnberger See sagen, unterschreib' ich Wort für Wort; gerade so müssen an solcher Stelle solche Denkmäler sein. Und so unterschreib' ich auch Ihre Briefstelle, die von der „plastischen Übersetzung des Geistes 2c." spricht. Leider alles wahr. Radau, Radau; mir unsympathisch. Und doch ist er (R. B.[1]) vielleicht ein Genie.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

[1]) Reinhold Begas. — Ich hatte in der von Fontane gemeinten Briefstelle wohl ungefähr geschrieben, daß in Theodor Fischers Bismarck-Denkmal am Starnberger See echt Bismarckscher Geist stecke, während in Neu-Berliner Denkmälern, wie dem Denkmal Wilhelms I. vorm Schloß, mehr „der Herren eigner Geist" zum plastischen Ausdruck komme.

Digitized by Google

Zum Gedächtnis Bismarcks.

Von Karl Alexander von Müller.

„Mich aber drängt es, vor der Welt der einmütigen Trauer und der dankbaren Bewunderung Ausdruck zu geben, von welcher die Nation heute erfüllt ist, und im Namen der Nation das Gelübde abzulegen, das, was Er, der große Kanzler, unter dem Kaiser Wilhelm dem Großen geschaffen hat, zu erhalten und auszubauen, und, wenn es nottut, mit Gut und Blut zu verteidigen. Dazu helfe uns Gott der Herr!"
Kaiser Wilhelm II., am 2. August 1898.

Unter dem letzten Kanonendonner unsres Befreiungskrieges, im Jahr der Schlacht von Belle-Alliance, ist Bismarck geboren. Die 100. Wiederkehr dieses Tages umgellt der Waffenlärm des gewaltigsten aller Kriege unsrer Geschichte — wer vermöchte zu sagen, nach welcher Schlacht die Zukunft dies Jahr benennen wird. Nur die mächtigsten persönlichen Gedenktage einer Nation ragen aus solcher Umgebung empor. Bei diesen beiden scheint es uns angebracht und fast natürlich, daß solcher kriegerischer Salut sie umdröhnt. Wie ein siegreicher Trompetenstoß schmettert ihr Name dort und hier in die Geschicke Deutschlands herein.

Was die Befreiungskriege uns heute bedeuten, Vorspiel und Anfang eines unwiderstehlichen nationalen Aufschwungs, danken wir unter allen einzelnen Menschen am meisten ihm. Er hat in dem Jahrhundert, das seit 1815 folgte, die Tage endlich heraufgeführt, die noch vor kaum zwei Menschenaltern der junge Treitschke „in Zorn und Gram ersehnt, Wo nur wie eine finstre Sage die Mär der Deutschen Schande tönt". Er hat aus den französischen Bataillonen unser Reich und unsre Kaiserkrone herausgeholt, unter dem drohenden Gewehranschlag des übrigen Europas unserm Volk den Platz geschaffen, der ihm inmitten des Erdteils zukam. Was sie uns heute zerschlagen möchten, ist nicht zuletzt sein Werk, und der Geist, auf den sie treffen, ist sein Geist. Darum reichen wir uns heut alle, in jener beglückenden Eintracht, die erst dieser Kampf uns geschenkt hat, über seinem Grab die Hand zum Gelöbnis.

So hat unser Volk vor einem halben Jahrhundert in Zeiten trüben Stillstands und lähmender innerer Verbitterung sich mit leidenschaftlicher Sehnsucht zum 100. Geburtstag seines jugendlichsten Dichters zusammengetan und im Zeichen Friedrich Schillers den Glauben an die eigne Jugend, an den hohen Schwung der eignen Seele, des eignen Willens neu gestärkt. So tun wir heute, unter Brand und Blut des entfesselten Weltkrieges, uns zusammen zum Gedächtnis des größten Mannes unsrer neueren Geschichte. Und was unsre Feinde auch sagen mögen: Auch dies Fest ist nicht nur ein Fest der Dankbarkeit und des Stolzes, son-

Digitized by Google

dern eines der Jugend und des Idealismus. Wir wissen noch nicht, ob wirklich der Kreis der Feiernden heute nach politischen Grenzen enger gezogen sein wird als 1859, wo nicht nur aus Wien, sondern aus Zürich, aus Neuyork und Chicago Stimmen der Blutsverwandten freudig zu uns herübertönten. Unendlich weiter als damals ist jedenfalls der Kreis unsrer engeren Landsleute heute ausgebreitet, wo zugleich in Polen und in der Champagne, an der Yser und am Dnjestr, an den Dardanellen und auf hoher See Schwerter und Gläser klingen unter der Parole: Otto von Bismarck!

Sein Bild wird in diesen Tagen aufleben in allen Gestalten, in denen es uns überliefert ist, von dem elfjährigen Jungen Franz Krügers im tressengeschmückten Sonntagsrock, mit dem sturren blonden Haar über den strahlenden blauen Augen, bis zu dem achtundsiebzigjährigen Reiter Lenbachs, der gewaltig auf schwerem Pferd neben dem zersplitterten Baumstumpf am Hügel steht, vor dem weiten dunstigen Horizont, eine Erinnerung aus den ältesten Sagen unsres Volks, ein reckenhafter Wächter. Noch lebende Freunde und Mitarbeiter werden erzählen, wie sie ihn gesehen, im leidenschaftlichen Sturm der Arbeit und im friedlichen Behagen seines Hauses, Gelehrte und Künstler werden, jeder in seinem Spiegel, die Linien seines Wesens nachzeichnen. Alle Formen des Lebens, in denen eine unerschöpfliche Natur sich ausprägte, werden im Flug wieder vor uns erstehen: Der Landedelmann, dem nur wohl war in Schmierstiefeln weit weg von der Zivilisation, wo er bloß den Specht von den Bäumen klopfen hörte, der sich statt des Sarges in dunkler Erde lieber eine Hängematte wünschte im Sonnenschein hoch oben zwischen zwei grünen Buchenwipfeln — und der gewaltige Kanzler in den Sälen der Tuilerien, in der Spiegelgalerie von Versailles, inmitten des Berliner Kongresses; der Diplomat, wie etwa der Gegner Jules Favre ihn geschildert hat, zugleich höflich und hart, aufmunternd und niederdrückend, nachsichtig und schonungslos, mitteilsam und verschlossen, leidenschaftlich und selbstbeherrscht — und „im gelben Streifen der Halberstädter"; der tolle junge Gutsherr von Kniephof voll ungenutzter Kraft, voll Schwermut und Grübelsinn und keckem Abenteuer — und, den Deutschen immer fast am liebsten, der Mann und Vater im Kreis der Seinen, zart, gütig, einfach, ein großer Mensch ohne Spur von Eitelkeit und Pose, ein gastlicher Grandseigneur im Frieden seines Hauses, vornehm, ritterlich gegen jeden, übermütig, sprühend von Humor und schlagend lebendiger Erzählung, einer der liebenswürdigsten und bestechendsten Gesellschafter, die je gelebt.

Von allen rätselvollen Widersprüchen seines Wesens werden wir hören, die uns Deutschen doch so vertraut sind, weil tiefe Eigentümlichkeiten, Herzensgeheimnisse unsrer Art sich darin ausdrücken: Von der vernich-

Digitized by Google

tenden Heftigkeit seines Zorns, der niederwerfenden Kampflust, der heroischen Schroffheit, der zornmutigen Aufrichtigkeit, die die Welt erschütterten, — und von schamhaft verborgenen Zügen tiefer Weichheit und zarter Herzensgüte, von herber Verschlossenheit des persönlichen Innern, die nur die Allernächsten kannten; von eiskalter Schärfe der Berechnung und Arglist, von triumphierender Klarheit überlegenen Verstandes und beherrschten Willens — und wieder von ungebändigten Naturgewalten von Kraft, Trotz und schmerzlicher Leidenschaft; von dem ungeheuren Trieb zu wirken, zu schaffen und zu herrschen bis zuletzt, der rastlosen Produktivität, der überschäumenden Lebens- und Tatkraft — und von der unstillbaren Sehnsucht nach friedlichem Glück, nach Wald und häuslicher Einsamkeit, von Stunden der Schwermut, wo die Seele sich weit über alles Irdische hinwegrichtete: „Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Was sind unsre Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in der Gestalt eines Honigbauern ereilt." Der dämonische Mann, der im Grimm Fürsten die plattdeutsche Drohung ins Gesicht warf: „Dat wi den Küken, di wi utbrüten hätten, ok den Hals umdreihen können", konnte liebkosend, Tränen im Aug, nächtlings auf dem Boden neben seinem sterbenden Hund sitzen und tagelang selbstquälerisch nachgrübeln, daß er das treue Tier kurz vor dem Tod noch gezüchtigt habe. Dem eisernen Kämpfer, der durch Fluten von Haß, Verleumdung und Widerstand mit einem stolzen „Dor lach ick öwer" hindurchschritt, vermochte die scheinbare Verkennung durch einen ihm untergeordneten jüngeren Beamten, der ihm nahestand und bei dem er sich vor Mißverständnissen sicher geglaubt hatte, den Schlaf mehrerer Nächte zu rauben. Das Leben dieses gebornen Herrschers, der alles um sich zum Gehorsam zwang, unberechenbar und unzügelbar, wie er vielen schien in seinem unbeugsamen Eigenwillen, war zugleich ein Leben höchster Selbstzucht und strengen Maßes, dienender Unterordnung unters Allgemeine und ritterlich freien Gehorsams, wie er selbst in seiner Grabschrift es festgehalten wünschte: Das Leben eines treuen deutschen Dieners seines königlichen Herrn.

Wir verweilen einen Augenblick an diesem Punkt. Es ist dem Genius eingegeben, sich selbst und sein eignes Wesen mit rücksichtsloser Macht auszuleben, weil er in sich das Neue trägt. Bismarck am wenigsten fehlten die Züge dieser stolzen Selbstherrlichkeit. Aber es bedarf nur eines Blickes auf den einzigen, der im Lauf des Jahrhunderts im Bereich

Digitized by Google

des Politischen neben ihm genannt werden kann, auf den ersten Napoleon, um das Unterscheidende deutlich zu sehen. Bismarck hat alle Kräfte eines schier unermeßlichen körperlichen und geistigen Vermögens einem Allgemeinen, dem er sich dienend einordnete, seinem Staate und seinem König und Kaiser geopfert. Eine herkulische Tag- und Nachtarbeit, eine beispiellose Anspannung von Kraft und Leidenschaft, einen verantwortungsschweren Fleiß ohnegleichen hat er, dienend und herrschend zugleich, auf dies Werk gewandt. Höchste Erfüllung des eignen Selbst war es ihm und zugleich harter Verzicht. Er wußte wohl, daß der innere Trieb ihn an seine Stelle zwang, und empfand es doch schmerzlich, daß er alles andre, Gesundheit, Familie, tausend Kräfte des Körpers und des Geistes dem Dienste aufopfern sollte, der letzten Endes immer doch ein Dienst blieb. Gute dreißig Jahre seines Lebens war der Riese, durch die Kämpfe nach allen Seiten nervös abgenutzt, ein leidender Mann. Auch bei sinkender Kraft, wenn er sich fühlte „wie der Auff vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen, und der außerstande ist, sich frei zu wehren", hielt er auf der Bresche aus; noch nach der Entlassung blieb dem Grollenden keine andre Möglichkeit des Lebens als bisher, sich zu verzehren fürs Vaterland. Er hat dies Opfer immer gefühlt und im Kreis der Seinen oft beklagt, aber es auch als solches immer als selbstverständlich betrachtet, ohne Anspruch auf Dank. Er hat den Mangel dieser Opferfähigkeit einen „wesentlichen Fehler an jedem Mann und namentlich an jedem Deutschen" gescholten und oft gezürnt über den materialistischen Zug seiner Landsleute zum Privatleben. Er war immer bereit, „ob auf dem Schlachtfeld oder auf dem Straßenpflaster" sein Leben für seinen Staat zu lassen, und er hat es ihm ganz geweiht. Die Arbeit für den Staat hat fast alles andre in ihm aufgezehrt: sie war, wie er sagte, „die stärkste Forelle in meinem Fischteich und fraß alle andern auf."

So kam's aber auch, daß er schließlich gegen Ende seines Lebens mit seinem Werk fast in eins verwuchs. Wie oft ist gesagt und geschildert worden, wie das Kind die Züge seines Vaters trage. Aber wieviel trug auch er wieder vom selben deutschen Wesen, das von je unsre Geschichte gestaltet hat. Wie tief verankert ist dieser Staat, der sein persönlichstes Zeichen trägt, in allem Dauerhaften unsrer Art, wie mächtig angeknüpft an alles Lebendige aus unsrer Vergangenheit. Jeden Kreis, in den dieser eigenmächtige Mann trat, den er beherrschte, hat er durchaus ausgefüllt und ist über ihn in den nächsten hinübergewachsen, bis er schließlich alle staatlichen Aufgaben des deutschen Lebens in sich umfing: Überall fest auf heimischem Grund stehend, überall, bei aller Verwegenheit der Neuerung, weiterbauend am Vorgefundenen, an den alten Gebäuden, die „Jahrhun-

Digitized by Google

derte des Ruhms und der Vaterlandsliebe errichtet haben, die von Grund auf mit dem Blute unsrer Väter gekittet" sind. So ist es ihm, zum erstenmal seit langen Menschenaltern, wieder gelungen, alle Kräfte unsres zersplitterten Volkes zu gemeinsamer Tat zusammenzufassen und ihm die frohe Gemeinschaft neidloser Erinnerung, stolzen Wetteifers wiederzugeben. Jahrzehntelang hat er, über allen Stämmen und Parteien, auch denen, in denen er selber wurzelte, über dem Zwist der Bekenntnisse und der Interessen immer die Blicke wieder auf diese Gemeinschaft, aufs Ganze vereinigt, mit ehernen Klammern immer wieder alles Widerstreitende aneinandergebunden, Notwendigkeit und Freude des Reichs immer wieder allen Deutschen ins Herz gehämmert. Er war ein Mensch bei allem und Irrtümern und Fehlern unterworfen wie jeder. Aber trotz Kulturkampf und Sozialistengesetz, die ihm vorübergehende Kampfmittel waren (über deren Zweckmäßigkeit man streiten kann), ist sein Reich doch dasjenige, das freier und tiefer als irgend ein andres aufgebaut ist auf dem Frieden und dem Verständnis zwischen den großen christlichen Konfessionen und auf sittlich empfundener sozialer Pflicht des Staates.

Wir wissen freilich, unsre Feinde hatten von Anfang an für dies Reich einen andern Namen, den von „Blut und Eisen", und ehe die läppisch armselige Fabel von Nietzsche, Treitschke und Bernhardi als den Vätern dieses erobernden deutschen Militarismus aufkam, hat Bismarck vor allem — und das wenigstens mit mehr Recht — als sein Begründer und gefährlichster Träger gegolten. Wir stellen gegen diesen Vorwurf nur eine Frage: Wo ist der große Staat, der mit weniger Blut und Eisen aufgerichtet wurde als der unsrige? Soll's England sein, mit allem Blut seiner inneren Einigungsgeschichte seit den Zeiten, die Shakespeares Königsdramen festhalten, und allem Eisen, das sein Weltreich zusammengeschmiedet hat? Oder Frankreich mit Ludwig XIV. und der großen Revolution und den beiden Napoleon? Oder Rußland und der Staat der Obrenowitsch und Karageorgewitsch? Kein Staat ist unter schwereren Bedingungen mit größerer Mäßigung und Besonnenheit, mit schnelleren und kürzeren Schlägen gezimmert worden als der unsre. Kein junger Staat von gleicher Stärke, mit einem gleichen Genius an der Spitze hat weniger Eroberungsgeist und größere Friedensliebe gezeigt. Und sind's heute denn wir, die auf die Zertrümmerung des alten Europas ausgezogen sind, auf die Zerschlagung Österreichs und der Türkei — oder sind's unsre Gegner? Eines allerdings hat der Gründer unsres Reichs uns allmählich gelehrt, was der langmütigen Friedfertigkeit unsres Wesens so schwer zu begreifen fällt: die Einsicht in die harte Wirklichkeit des politischen Lebens. Noch heute zeigt uns jeder Tag, wie nah es dem ins Häusliche eingespon-

Digitized by Google

nenen Deutschen immer noch liegt, sich an die gemütliche Seite auch bei Dingen zu halten, wo nur Verstand und Wille den Ausschlag geben, auf den Edelmut auch der Gegner und Gleichgültigen unbegrenzt zu vertrauen und sich am schönen Bewußtsein einer uneigennützigen, edlen Politik zu erfreuen. Und doch ernten wir heute gottlob schon weitum die Früchte von Bismarcks Arbeit. Nur auf dieser Folie unsres Volkscharakters steht sein unablässiger schneidender Kampf gegen Dogmen und Empfindungen in der Politik im rechten Licht, gegen die Phantome der Theoretiker, die nur um so mehr Blut, Geld und Tränen kosten, gegen die politischen „Mondscheinbetrachtungen sentimentaler Jünglinge". Recht für seine Deutschen hat er sie mit „jenem sterbenden Professor in Syrakus" verglichen, „der den auf ihn eindringenden Tatsachen in theoretischer Abstraktion sein **noli turbare circulos meos** zurief, ohne erheblichen Eindruck auf irgend jemand zu machen". Wenn man an die europäischen Traktate den Maßstab der Moral und der Gerechtigkeit legen wollte, sagte er laut, so müßten sie ziemlich alle abgeschafft werden. Ihm war es angeboren, zu sehen, daß das Leben in der Geschichte wie in der Natur aus Kampf bestehe; Interessen und Macht, Menschen mit Leidenschaften, der Wille und nicht der Gedanke, rief er seinen Landsleuten unermüdlich zu, beherrschen die Geschicke der Staaten; „die einzige gesunde Grundlage eines großen Staats ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik"; die großen Prozesse zwischen den Staaten aber können endgültig nicht geregelt werden durch parlamentarische Debatten, nicht durch Majoritäten von einem halben oder einem ganzen Dutzend Stimmen: „über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen". Und inmitten dieser Wirklichkeit, die wir heute mit Händen greifen, hat er uns Deutschen auch unsre größte Stärke immer von neuem eingeprägt, sie neu belebt und uns wert gemacht: die kriegerische Kraft und Freudigkeit. Er, der Preuße, hat sie besonders gern als die „hervorragendste Eigentümlichkeit preußischer Nationalität", als das Erbgut der Hohenzollern bezeichnet. Heute weiß die Welt, daß auch hierin ganz Deutschland eins mit Preußen ist. Wir fühlen seinen eigensten Herzschlag in allen solchen Worten, den alten kampflustigen deutschen Weltsinn, der auffjauchzt bei der Aussicht auf frischen, ehrlichen Kampf, auf dessen Ohr der Ton der Trompete, die zu den Fahnen ruft, seinen Reiz noch nicht verloren hat. „Der Mann und das blanke Eisen", wie der gute Schwabe Vischer gesagt hat, „stehen einander so wohl an." Sein Wesen war es, allem Spuk dreist ins Gesicht zu leuchten und keiner Gefahr auszuweichen, wenn er sich auf dem rechten Weg wußte. Er hat selbst, in jenen gewaltigen Jahren von 1862 bis 1866, da er allein gegen alle stand, Name, Ehre,

Digitized by Google

Vermögen und Leben fraglos für sein Ziel in die Wage geworfen; er hat das Schicksal Straffords vor sich gesehen und nicht gescheut; wie ein Kriegsgott frohlockend bei allem Ernst der Stunde ist er 1870 in den Kampf gezogen. Und so hat uns allen der „Furor teutonicus", der noch vor hundert Jahren auch in deutschem Mund ein Scheltwort war, wieder zu Ehren gebracht, und wir wollen trachten, daß er auch bei der Welt draußen in Ehren bleibe.

Es braucht unter uns kein Wort mehr gegen die Lüge, daß Bismarck je diese Volkskraft, auf die er baute, leichtfertig, ohne Not eingesetzt hätte. Niemand hat tiefer wie er die Schrecken des Krieges empfunden, die „lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten, Elend und Jammer, von 100000 Leichen und 100 Millionen Schulden", die furchtbare Verantwortung vor jedem Bauern auf der Brandstätte seines Hofes, jedem zusammengeschossenen Krüppel, jedem kinderlosen Vater; niemand grimmiger losgeschlagen auf alle, die „sei es in dem Kabinette, sei es in der Kammer, mit dem populären Wind in die Kriegstrompete stoßen und sich dabei an ihrem Kaminfeuer wärmen oder von der Tribüne donnernde Reden halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, überlassen, ob ihr System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht". Er hat sich in schweren schwankenden Augenblicken, wo ein Angriffskrieg für Deutschland vorteilhaft schien, persönlich dagegen eingesetzt (um noch einmal seine Worte zu gebrauchen), daß die Leidenschaft der Armee wie ein unbändiges Pferd mit der Staatsweisheit durchginge; unter all seinen staatsmännischen Fähigkeiten hat er selbst die Jäger- und Fischerkunst des Abwartens und der Geduld besonders gepriesen.

Aber die Schwere der Verantwortung, mit der sein Gewissen in einsamen Nächten rang, hat ihm nie die schlagende Kraft des Entschlusses angekränkelt. Die „allgemeine Piepmacherei", eine Politik nach der Melodie: Es sein einmal drei Schneider gewesen, hat er immer herzhaft verachtet und verdammt. „Nur Mut, der Tabak raucht sich gut, steht auf dem Ukermärker Knaster", rief er dem zweifelnden Freund in bedenklicher Lage zu. „Eine feige Politik hat noch immer Unglück gebracht."

Nichts unbismarckischer also, als aus irgend einer der Phasen seiner Politik heute ein System zu schlagen und daraus Bedenklichkeiten, Fesseln für die Gegenwart abzuleiten. Keine Politik war weniger als die seine auf ewige Theorien und Dogmen eingestellt, keine vielseitiger und beweglicher in der Stärke und Einheit des gesammelten Willens. Auch was er erreichte, war vorher unerreichbar erschienen, auch sein Werk war die Lösung eines scheinbar Unlösbaren. Unbismarckisch freilich und undeutsch wäre jede Politik blinder Eroberung, blinden Prestiges. Aber noch un-

Digitized by Google

bismarckischer wäre, feige wieder abzuwiegeln, nachdem der Kaiser die Fahne in den Feind geworfen. Innerhalb des Erforderlichen und des Möglichen ist das Bismarckischste immer der kühnste Entschluß. Wir bekennen uns auch heute zum Glauben an sein gutes Wort, daß die großen Krisen das Wetter bilden, das unser Wachstum fördert, und wir wollen nicht, daß die große Stunde, in der das Gleichgewicht Europas vielleicht auf lange hinaus neu geregelt wird, nutzlos dahinfahre.

Noch eines streifen wir, die Verwirrung, die da und dort umgeht, als ob unser heutiger Kampf für das Deutschtum, auch über unsre Reichsgrenzen hinaus, im Grund unbismarckisch wäre. Seltsamer Irrtum. Wer möchte sich unterfangen, das innerste „Deutschtum" dieses Mannes auszumessen, den beim ersten Blick auf die Landkarte der französische Besitz von Straßburg ärgerte und der Besuch von Heidelberg, Speyer und der Pfalz rachsüchtig und kriegslustig stimmte; dessen erste Rede im Parlament von der Schmach sprach, daß Fremdlinge in unserm Land geboten; der in Österreich „den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht" begrüßte, „die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat"? Zweifelt man wirklich, was der Mann empfinden würde, wenn, so wie es heute geschieht, der Dessauer- und der Radetzkymarsch in einer Schlacht nebeneinander erklingen? Eins freilich ist gewiß: sein Deutschtum, wie immer es war, durch den höchsten politischen Verstand gebändigt und eingedämmt, war eins, wie man treffend gesagt hat, „mit Hörnern und Klauen"; was ihm seinen bestimmenden Charakter gab, war ein alter, heroischer Zug unsres Volkes von Kraftgefühl und Größe.

Wir wissen heute, daß der Krieg von 1866 letzten Endes auch den Deutschen Österreichs, denen er zunächst so viel nahm, zugute kommt, indem er dem Kern des Deutschtums im neuen Reich das feste Bollwerk aufrichtete, ohne das unser Volkstum, wir sehen's heute, hier und dort von den feindlichen Gewalten rundum erdrückt würde. Diesem Bollwerk nicht zuletzt gilt der Ansturm des jetzigen Krieges. So hat Friedrich der Große gegen den Widerstand des Erdteils sein kleines Preußen verteidigen müssen, damit es unserm heutigen Reich Kern und Rückgrat werde. So werden auch wir jetzt dies unser Reich erhalten als festen Kern des Deutschtums auf der ganzen Erde und als staatliche Zitadelle von Mitteleuropa zwischen den Mächten von Ost und West.

Der Schöpfer dieses Reiches hat die Gefahren und Feinde, die es rings umlauerten, besser gekannt als irgend ein andrer; die Sorge um die Zukunft lag oft wie ein Albdruck auf seinen Nächten. Aber auch seine Stärke hat er tiefer und zuversichtlicher gesehen. „Es war eine schwere Arbeit, uns zusammenzubringen; schwerer aber noch dürfte es sein, uns zu trennen."

Digitized by Google

Jeder kennt heute den gewaltigen Schlachtruf seiner letzten großen politischen Rede vom 6. Februar 1888, der mächtigsten Prophezeiung dessen, was wir im letzten Sommer erlebt haben. Das Herz ging ihm auf, als an seinem 80. Geburtstag die deutsche Jugend in endlosen Scharen jauchzend an ihm vorüberzog, der ihr das Wahrzeichen des Vaterlandes selbst war: „Da ist mir für Deutschlands Zukunft nicht bange." „In unsrer Jugend", so hatte er schon zehn Jahre vorher einmal dem Reichstag zugerufen, „ist ein ganz andrer nationaler Schwung und eine großartigere Auffassung des politischen Lebens, als in allen meinen Altersgenossen, die durch die Jahre von 1847 und 1848 mit dem Fraktions- und Parteistempel notwendig hindurchgegangen sind und den nicht von ihrer Haut abwaschen können. Lassen Sie uns mal erst alle sterben, dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird." Es war sein Geist, den er in Deutschlands Jugend heranwachsen fühlte.

Reine Feier des Rückblicks, der Vergangenheit, des Todes ist es, die uns alle heut vereint, — mögen nach dem strengen Wort des Evangeliums die Toten ihre Toten begraben! Nach vorwärts, in die Zukunft sind unsre Augen gerichtet. Jeder von uns fühlt, daß es nur eine Rechtfertigung für all die unersetzlichen Opfer besten Blutes gibt, die Deutschland jetzt freudig darbringt: daß ihre Hingabe die Bürgschaft eines neuen stärkeren Deutschlands sei, eine unvergängliche Saat neuen lebendigen Lebens. Sie sind uns allen ein hoher Ansporn und ein heiliges Gelöbnis. An die Spitze dieser ewig jugendlichen Herrschar, die er kommen sah, aber setzen wir gern als Führer den größten unsrer Toten, den Alten aus dem Sachsenwald, wie er im Gedächtnis des Volkes fortlebt, erzgepanzert, den blinkenden Stahlhelm über dem dräuenden Haupt und den scharfen Pallasch in der Faust, allen Deutschen ein froher Trost und allen Feinden ein Schrecken wie je. Mögen sie getrost sein alle, die für Deutschland Leben und Blut hingegeben haben. Nicht umsonst haben sie's geopfert. Ihre Kraft strömt der unsern zu. Im Gedächtnis dessen, der dies Reich gebaut, das sie so gern wieder vernichten möchten, im Gedächtnis Bismarcks wehn heut im Feindesland hoch alle Fahnen des deutschen Heeres, blitzen hell alle Waffen deutscher Männer, schlagen stolz und dankbar alle Herzen des deutschen Volkes. Und der Klang, der beim Gedächtnis dieses Toten durch die Seele unsres Volkes tönt, würde den Gewaltigen erfreuen: er ist seiner nicht unwert. Es ist in schwerer Stunde kein weichliches Klagelied, kein wehleidiger Ruf der Trauer um Unwiderbringliches, sondern der hohe Pulsschlag eines tapfern, aufsteigenden Volkes:

„Wir bringen's doch zu Ende,
Wir kommen doch zum Ziel!"

Digitized by Google

Neue Kriegslieder.

Von Rudolf Alexander Schröder, z. Zt. im Feld.

An der Maas.

Es werden Tage blauen,
Da dieſe Flur, die Gott zertrat,
In Frieden und Vertrauen
Des böſen Kriegs vergeſſen hat;
Da bunte Fracht den Rücken
Des eingedämmten Stroms beſchwert,
Und übers Joch der Brücken
Der Landmann und der Krämer fährt.

Es werden Kinder laufen
Die hellen Gaſſen ein und aus,
Da jetzt bei Trümmerhaufen
Der Hunger hockt vorm hohlen Haus;
Da vom zerſpellten Stabe
Die Rebe wich, ein ſieches Reis,
Da frommer Hof und Habe
Ein Aſchenkehricht, ſchwarz und weiß.

Es werden Lämmer graſen
Am grünen Hang, im flachen Tal,
Da wir mit wenig Raſen
Verglichen Freund und Feind zumal;
Da wir die letzte Blume
Ums grobe Kreuz geflochten ſehn,
Wird über goldner Krume
Der Reif aus Weizenfeldern wehn.

Es werden Vögel niſten
Im Walde, der uns fremd umſtarrt,
Von mörderiſchen Liſten
Bei jedem Tritt und Griff genarrt;
Dann hebt der Amſel Singen
Im unverſtellten Dickicht an,
Da wir nun ſtehn und ringen
Und Blut begehren, Mann von Mann.

Digitized by Google

Es werden nachts im Dunkeln
Wie heut und morgen Stern bei Stern
An klarer Feste funkeln,
Uns unbegreiflich stumm und fern.
Es wird ein Richter thronen
Und halten gnädiges Gericht
Mit Strafen und Verschonen. —
Wir dulden's wohl. — Wir deuten's nicht.

Jahrmitternacht.

Brüder, weil das Jahr verrinnt
Mit dem Stundenschlage,
Wollt ihr wissen, wer gewinnt,
Weil noch schwankt die Wage?

Weil die Monde sich zum Tanze
Wieder neu bereiten,
Wollt ihr wissen, wem der Kranz
Winkt aus dunklen Weiten?

Brüder, steht und stoßet an
Klirrend die Pokale,
Trinkt und werfe jedermann
Hinter sich die Schale.

Wie der Trank das Herz erhellt,
Soll der Geist uns lodern,
Wie das Glas in Scherben fällt,
Mag der Leib vermodern.

Brüder, steht und wanket nicht,
Unter den Gewittern,
Mögen vor dem Weltgericht
Arme Sünder zittern.

Frage, wer da will und mag
Heute nach Gesichten.
Fordert nicht ein jeder Tag
Ungeheure Pflichten?

Digitized by Google

Brüder, habt ihr dennoch Acht
Auf des Sängers Kunde,
Sei's. Es drängt die Mitternacht
Mir das Wort vom Munde.

Sei zuvor, wenn's euch gefällt,
Noch ein Trunk erbeten.
Wenn der Wein das Herz erhellt,
Reden die Propheten.

So vernehmt: auf wirrer Bahn,
Wenn die Wogen treiben,
Wer am beſten ſchwimmen kann,
Der wird oben bleiben.

Wenn verſchränkt auf gleichem Feld
Zwo Gewaltige ringen,
Wer den letzten Schlag gefällt,
Wird den Gegner zwingen.

Aber voller bringt es her,
Reiner will ſich's klären.
Nicht ein blindes Ungefähr
Soll der Menſch verehren.

Brüder, wen ein Gott beſtallt,
Seines Rechts zu walten,
Wird ein Felſen, dran Gewalt
Und die Tücke ſpalten;

Wird ein Felſen, wenn er ſteht,
Was ihn auch bedräue,
Und viel lieber untergeht,
Eh er brach die Treue.

Brüder, alſo wird es Licht;
Hinter den Gezeiten
Leuchtet unſre Zuverſicht,
Sieg aus dunklen Weiten.

Digitized by Google

Brüder, steht und stoßet an
Klirrend die Pokale,
Trinkt und werfe jedermann
Hinter sich die Schale.

Wie der Trank das Herz erhellt,
So der Geist uns lodert;
Und ein jeder steht und fällt,
Wo die Pflicht ihn fodert.

Zwei Soldatenlieder.

1.

Wenn ich gefallen bin,
Grabt ihr mich ein,
Setzt mir kein Denkmal hin,
Kreuz oder Stein.
Setzt mir ein Täfelein,
Drauf soll geschrieben sein:
Unter dem Rasen dicht,
Liebe Gesellen,
Liegt wohl der Beste nicht,
Fehlte bei mancher Pflicht,
Nur bei der einen nicht,
Nur nicht bei einer:
Brüder, dem deutschen Land,
Brüder, dem Vaterland,
Dem war er zugewandt,
Treu, wie sonst keiner.

Brüder, kein Weh und Ach
Tönt um mein Grab.
Weint mir kein Mädel nach,
Weil ich keins hab.
Hätt ich ein Mägdelein,
Sollt's wohl geweinet sein.
War ich ein junger Wicht,
Liebe Gesellen,
Treue begehrt ich nicht,
Küßt ich manch glatt Gesicht,

Digitized by Google

Hielt mich doch keines nicht,
Hielt mich nur eines.
Brüder, das deutſche Land,
Brüder, das Vaterland
Hielt ich mit Herz und Hand
Feſt wie ſonſt keines.

War ich im welſchen Land,
War mir's zu ſchwül.
War ich im Reußenland,
Fand ich's zu kühl.
Hieß nur: hinaus, hinein,
Mußt gleich geſchieden ſein.
Da wo man Ruſſiſch ſpricht,
Liebe Geſellen,
Wo man die Zunge bricht,
Weil man Franzöſiſch ſpricht,
Da ſoll der Deutſche nicht
Wohnen und bauen.
Einzig im deutſchen Land,
Brüder im Vaterland,
Geht noch von Hand zu Hand
Redlich Vertrauen.

Brüder, die Stunde ſchlägt,
Muß euch verlaſſen,
Werd ich hinabgelegt
Neben der Straßen.
Muß es geſtorben ſein,
Sterb ich im Sonnenſchein. —
Scheid ich vom Sonnenlicht,
Liebe Geſellen,
Scheid ich von einem nicht;
Eh mir das Auge bricht,
Blickt noch mein Angeſicht
Gen Deutſchland aus.
Ferne vom deutſchen Land,
Brüder, vom Vaterland,
Schlaf ich im fremden Sand
Sanft wie zu Haus.

Digitized by Google

2.

Hinterm Hügel, wo die Tannen stehn,
Ist ein Grab, da liegen viel begraben,
Die fürs Vaterland geblutet haben,
Die die Heimat nimmer wiedersehn.
Schlafen all im grauen Ehrenkleid;
Wo der Regen rinnt, wo der Winter schneit,
Ist ein kühles Grab gemacht.
Kameraden, gute Nacht.

Haben euch die Augen zugedrückt,
Auf der Brust die Hände still verschränket,
Mann bei Mann, so liegt ihr eingesenket,
Wie zur Schlacht ihr freudig ausgerückt.
Ach, sie weinen bald im Elternhaus,
Weint die Braut daheim sich die Augen aus;
Doch ihr schlaft und habt's nicht Acht.
Kameraden, gute Nacht.

Standen treulich oft einander bei,
Haben oft auf einer Streu gelegen,
Lagen oft im gleichen Kugelregen.
Wen es treffen soll, den trifft das Blei.
Deutsche Krieger dürfen fröhlich sein.
Wen es morgen trifft, das weiß Gott allein;
Wenn der Siegeslauf vollbracht,
Kameraden, gute Nacht.

Wird am Morgen einst der Ruf ergehn,
Da die Schläfer freudig sich erheben,
Die fürs Vaterland ihr Blut gegeben,
Dürft ihr frei von eurem Lager stehn.
Weist ihr droben stolz die Wunden vor,
Wenn ihr angepocht, wird das Himmelstor
Den Soldaten aufgemacht.
Kameraden, gute Nacht.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

5 Mai 1915

England und Amerika

Georg Kerschensteiner / Historische Bildung

Emil Böse / Die öffentliche Meinung der Neutralen
Sir J. M. Barrie / Der Kaiser
F. M. Dostojewskij / London
Arnold Schröer / Zur Kenntnis der englischen Stimmung
Franz Doflein / Unser Feind Japan
Rudolf Knopf / Die Sinaihalbinsel
Hans Rohde / Möglichkeiten der Dardanellenbezwingung
Fritz Gerlich / Das Geheimziel der englischen Politik
Wilhelm Franz / Geistige Werte in England
Josef Hofmiller / Emerson über England
Kenner und Bekenner über das moderne England
Milan von Bogdanovic / Fortschritt und Humbug. Studien über die Vereinigten Staaten von Amerika
Julius Bachem / Eine Mahnung an Amerika
Ein Amerikaner an seine Landsleute
Die Amerikaner und Deutschlands Verantwortlichkeit
J. B. Bauer / Offener Brief an New York World
Ein westindisches Kleinstadtblatt über den Krieg

Karl Graßmann / Fürsorge für die Kriegsbeschädigten
Hans Friedenthal / Nährwerterschließung von Stroh und Heu
August von Borosini / Mittel zur Streckung unserer Vorräte

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Mai 1915
Preis 1.50 M 2 Kronen 04

Digitized by Google

Duncker & Humblot, Verlagsbuchhandlung, München u. Leipzig

Britischer Imperialismus und englischer Freihandel

zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts

von

Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz

o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. B., Mitglied des Reichstages

(Unveränderter Neudruck des 1906 erschienenen vergriffenen Werkes)

INHALT:

Einleitung. Die Grundlagen der britischen Weltmacht

I. Kapitel. Neubritischer Imperialismus
1. Grundgedanken
2. Ein imperialistischer Typus
   a) Rhodes als Finanzmann
   b) Rhodes der Politiker

II. Kapitel. Imperialistische Wirtschaftspolitik
1. Vorgeschichte
2. Grundgedanken
3. Die einzelnen Wirtschaftsgebiete
4. Hilfstruppen

III. Kapitel. Der Freihandel
1. Das Freihandelsargument
2. Das Gegenargument
3. Belege
4. Bundesgenossen
5. Der Rentnerstaat
6. Kapitalistische Erschlaffung
7. Sozialpolitische Verschiebung

Schluß. Kulturzersetzung und Neubau.

Preis gebunden M. 11.60, geheftet M. 10.—

Soeben erschien

Houston Stewart Chamberlain:

Kriegsaufsätze

Inhalt: Deutsche Friedensliebe, Deutsche Freiheit, Deutsche Sprache, Deutschland als führender Weltstaat, England, Deutschland

Neue Kriegsaufsätze

Inhalt: Wer hat den Krieg verschuldet? Grundstimmungen in England und in Frankreich, Deutscher Friede

Preis je M 1.—

1. und 2. Reihe der „Kriegsaufsätze" zus. in 1 Band geb. M 3.—

Von den in der 1. Reihe enthaltenen „Kriegsaufsätzen"

„England und Deutschland"

wurde ein Sonderabdruck als

Schützengraben-Ausgabe z. Preise von 20 Pfennig

hergestellt, zur Versendung als Liebesgabe an unsere im Felde stehenden Kämpfer

Ferner erschien zur Verbreitung im neutralen Ausland eine englische und eine spanische Ausgabe unter dem Titel:

England and Germany — Inglaterra y Alemania

Preis je 60 Pfennig. 64 Seiten. 50 Gramm.

Eine italienische Ausgabe erscheint im Verl. von Sperling & Kupfer, Mailand (Stammhaus: H. O. Sperling, Verlag, Stuttgart).

Bismarck und wir

von Paul Rohrbach

Preis geheftet 1 Mark; gebunden 2 Mark

(Gewicht 150 Gramm)

(Als Titelbild: Bismarck, letzte Aufnahme nach dem Leben)

Inhalt:

Bismarck — Sprengt die englische Weltfessel! — Beschwörung der russischen Gefahr — Deutschland als Befreier

Der als politischer Schriftsteller rühmlich bekannte Verfasser hat in einer Reihe von Schriften lange vor Ausbruch des Krieges den Gang der Dinge vorausgesagt und Rußland als diejenige Macht bezeichnet, die zuerst losbrechen würde. Um so größere Beachtung verdient die vorliegende, von Bismarckischem Geiste erfüllte Schrift, in der Rohrbach ein Bild unserer Zukunftsinteressen angesichts des Weltkrieges zeichnet und die politischen Prinzipien Bismarcks in nicht mechanischer, sondern geschichtlich umgedachter Weise auf die Erörterung dessen anwendet, was uns nottut.

In den meisten Buchhandlungen vorrätig

Verlag von F. Bruckmann A.-G., München

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang Mai 1915 Heft 8

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Würdelosigkeit	193
Historische Bildung / Von Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner, M. d. R.	195
	205
Die öffentliche Meinung der Neutralen / Von Dr. Emil Böse, Chefgeologe in Mexiko	213
Der Kaiser / Von Sir J. M. Barrie	220
London / Von F. M. Dostojewskij	227
Zur Kenntnis der englischen Stimmung. Mitteilungen aus einem Brief / Von Arnold Schröer, Professor der Anglistik an der Handelshochschule Köln	232
Unser Feind Japan / Von Franz Doflein, Professor der Zoologie an der Universität Freiburg	239
Die Sinaihalbinsel / Von Rudolf Knopf, Professor der Theologie an der Universität Bonn	250
Möglichkeiten und Aussichten der Dardanellenbezwingung / Von Leutnant Hans Rohde, zurzeit im Feld	256
Das Geheimziel der englischen Politik / Von Fritz Gerlich, Assessor am Kgl. Kreisarchiv	259
Geistige Werte in England / Von Wilhelm Franz, Professor der Anglistik an der Universität Tübingen	284
An einen im Kampf gefallenen jungen deutschen Gelehrten / Von einem jungen englischen Gelehrten	288
Emerson über England / Von Josef Hofmiller	289
Kenner und Bekenner über das moderne England	301
Fortschritt und Humbug. Studien über die Vereinigten Staaten von Amerika / Von Milan von Bogdanovic	303
Des Kaisers Gebet / Von einem Amerikaner	336
Eine Mahnung an Amerika / Von Julius Bachem	337
Ein Amerikaner an seine Landsleute	341
Die Amerikaner und Deutschlands Verantwortlichkeit für den Krieg	348
Ein offener Brief an die New York World / Von J. B. Bauer, Vorstand der American Truth Society	350
Ein westindisches Kleinstadt-Blatt über den Krieg	352
The Christmas Ship from America	358

Rundschau:

Fürsorge für die Kriegsbeschädigten / Von Sanitätsrat Dr. Karl Graßmann	359
Über Nährwerterschließung von Heu und Stroh / Von Professor Dr. Hans Friedenthal	364
Ein Mittel zur Streckung unserer Vorräte / Von Dr. August von Borosini, z. Zt. im Feld	366
Erprobtes Mittel	368

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Drei neue Kriegsbüchlein köstlichen Inhalts

Das Lachen vertreibt alle unguten Geister. Wo wird dieser Beschwörer von Langweile, Abgestumpftheit und Niedergeschlagenheit heißer begrüßt als in den Erdhöhlen, Unterständen, Schützengräben und Lazaretten? Aber auch daheim tut das rechte Lachen in der ernsten Zeit als Heilmittel not. Vor allem zu den Soldaten schickt aber den frischen Kerl, den deutschen Schalk, in den nachverzeichneten Büchlein:

Kriegsbrot für die Seele aus den Werken des Abraham a Santa Clara
dargeboten von Prof. Dr. K. Bertsche. 12° (126 S.) Geb. M 1.—

Unsere Helden im Felde hungern geradezu nach großen, ewigen Gedanken, um ihre Spannkraft und Seelenstärke zu bewahren in diesem langwierigen Schützengrabenkrieg. Sie werden es doppelt willkommen heißen, wenn ein Seelenarzt wie Abraham a Santa Clara sie besucht, der zugleich ein Schalk ist.

Der Kriegszug der sieben Schwaben.
Eine ergötzliche Historie von Ludwig Aurbacher. Aufs neue herausgegeben von Heinrich Mohr. 12° (130 S.) Geb. M 1.—

„Der Kriegszug der „sieben Schwaben" bietet Ludwig Aurbachers kaum bekannt zu nennende „Abenteuer der sieben Schwaben" und „Abenteuer des Spiegelschwaben", eine schwäbische Ilias und Odyssee, vor denen man staunend stehen muß als vor Gipfeln und Kleinodien deutscher Erzählungskunst und deutschen Volkshumors.

Kriegsschwänke aus alter Zeit. Gesammelt von Heinrich Mohr.
12° (124 S.) Geb. M 1.—

Enthält das köstlichste und literarisch wertvollste Gut an deutschem Kriegshumor.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Würdelosigkeit.

Man könnte lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre: schon zanken sich deutsche Blätter, wer an diesem Krieg am schuldigsten, und wer weniger schuld sei, spielen Frankreich gegen England aus, Rußland gegen Frankreich, gleiten im Handumdrehen aus der Untersuchung in Verteidigung und Schönfärberei, so daß die Frage bald lauten wird: Von wem lassen wir uns zuerst wieder betrügen? Wem schmeißen wir uns zuerst wieder an den Hals? Wen bitten wir zuerst um Verzeihung, daß wir so unfreundlich waren, mit dem Schwert das Todesnetz, das uns überm Kopf zusammengezogen werden sollte, gerade noch im allerletzten Augenblick zu zerschneiden?

Ein verdammtes Schalmeiengeblase wird da und dort vernehmlich: „wir müßten doch mit unsern Feinden wieder zu einem modus vivendi kommen." Wahrscheinlich sollen wir das Techtelmechtel schon während des Kriegs anfangen, ungefähr so, daß unsre braven Jungen draußen kämpfen, und wir daheim zu verstehen geben: „So böse sei das nicht gemeint! Wir müßten ja so tun als ob, es sei uns peinlich genug, die geehrten Russen, und die geschätzten Franzosen, und die über alles geliebten Engländer nicht als Gäste in jenen Palace Hotels und Piccadilly Bars und Palais de Danse zu bekomplimentieren, deren wohlklingende Namen wir so ungern mit Bezeichnungen aus ‚der arm, plump, deutsch Sprack' vertauscht hätten, aber wir warteten nur darauf, uns mit bekanntem Takt anzubiedern und mit bekannter Grazie zu Füßen zu werfen, und setzten lieber heute als morgen ins Tageblatt: Kehre zurück, John Bull, alles vergeben!"

Nein, wir wollen, wenn anders wir nicht wert sein sollen, zugrunde zu gehen, nichts vergessen. Wollen nie mehr in alberner Vertrauensseligkeit vergessen, daß Frankreich uns Waterloo nicht verziehen hat, und Königsgrätz nicht, und Sedan erst recht nicht; daß es seit Siebzig seine Kinder systematisch auf der Volksschule schon zur Revanche vergiftet, und

Digitized by Google

daß es nie für uns nur ein erträglicher Nachbar wäre, wenn wir es nicht so niederwürfen, daß es für immer genug hat. An dem Tag, an dem Berlin vergäße, wie bestialisch die Russen in Ostpreußen gehaust haben, verdiente es, daß die Kosaken in Berlin einzögen! Den Briten aber wollen wir nie vergessen, wie erbärmlich sie den Krieg geführt haben von der ersten Stunde an, wie sie alle Gelben, Braunen und Schwarzen aufs Schiff packten und in Frankreich ausluden, wie sie sogar im tiefsten Afrika den Nigger losließen auf den Weißen Mann, zwecklos, sinnlos, gewissenlos, nur um einen schofeln Posten buchen zu können!

Was aber den modus vivendi betrifft, so können wir ruhig warten, bis die Herrschaften nach dem Krieg schön zu uns kommen. Denn kommen werden sie, weil sie uns brauchen. Auf ihre Sympathien verzichten wir. Dem Deutschen, der nach diesem Krieg das Bedürfnis fühlt, Engländern seine Sympathien zu bezeugen, kann geholfen werden: Friseure werden in London immer ein geschätzter Artikel sein, und je weniger internationale Hanswurste uns im Weg umgehen, desto reinlicher wird die Luft zu atmen sein. Tausend Anzeichen sprechen dafür, daß wir erst am Anfang jener innern Befreiung stehen, die uns noch bittrer nottut als die äußere: der Befreiung von uralter Würdelosigkeit dem Ausland gegenüber; daß nach dem Frieden der alte Tanz lustig von vorn angehen möchte; daß manche Leute wieder aus der grauenhaften Lehre dieses Krieges nichts, aber auch gar nichts gelernt haben. An der Westfront fuhr die Heeresleitung gehörig zwischen die Verbrüderungen mit dem feindlichen Schützengraben, die sich morgens beim Kaffee unterm Strich so fesselnd lasen. Gefährlicher ist das Anwanzen der Daheimgebliebenen überm Strich.

Wenn wir nicht aus diesem Krieg mehr Selbstachtung und Würde schöpfen, wenn wir nicht lernen, endlich anstatt elenden Parteiengezänks weltpolitisch zu denken, dann sind all die ungeheuren Opfer vergeblich. Umsonst die Tausende ins Herz getroffen. Umsonst die Tausende zu Krüppeln verstümmelt. Umsonst das herrliche Aufstehen unseres Volks. Unsere heimkehrenden Helden müßten sich, um in anständige Gesellschaft zu kommen, zu ihren toten Kameraden in die Grube legen.

Digitized by Google

Historische Bildung.

Von Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner, M. d. R.

Wie mit einem Schlage ist in ganz Deutschland das historisch-politische Interesse seit Beginn des Europäischen Krieges aufgewacht. Wir saßen im tiefsten Frieden und träumten und spannen Friedens- und Kulturgedanken. Wir wanderten über grüne, üppige Wiesen und ahnten nicht, daß unter der Decke glühende Lavamassen kochten und brodelten. Über den Kanal kreuzten seit sechs Jahren die Schiffe der englischen und deutschen Friedensapostel und in Bern und Basel reichten sich in Verständigungskonferenzen französische und deutsche Parlamentarier die Hand. Eine neugegründete Gesellschaft zum Studium der russischen Kultur und der Befestigung der friedlichen Beziehungen zwischen Slaven und Germanen trat im Frühjahr 1914 zu Berlin zusammen. Überall sang man Friedenschöre und die Friedensboten predigten auf Straßen und Gassen.

Da schoß am 1. August wie eine Feuergarbe die Kriegsfackel zum Himmel empor und steckte die Welt in Brand. Aber hinter dem Flammenmeer starrte uns die Finsternis entgegen. Das Unglaubliche, das Unfaßbare war zum Ereignis geworden. Wie war das möglich? Erst allmählich lernten wir begreifen; es kam lediglich das, was kommen mußte, es kam, was wenige Einsichtige, welche die treibenden historischen Mächte, die an der Entwicklung der Staaten arbeiteten, erkannt und lange voraus verkündet hatten. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges gelangten wir Deutsche in den Besitz der Übersetzung des ausgezeichneten Buches „Die Großmächte der Gegenwart" von Rudolf Kjellen, Professor an der Universität Gotenburg. Klar sprach er es schon vor drei Jahren aus, was wir jetzt mit den Händen greifen, daß eine kriegerische Entscheidung, bei der Deutschlands Kräfte zerbrochen würden, alle jetzigen Sorgen Englands wegblasen könne. Die Geschichte der englischen Politik der letzten zwei Jahrhunderte hatte es ihn gelehrt. Kannten wir diese Geschichte? Wir kannten sie und kannten sie nicht. Hätten wir sie wirklich gekannt, so wären wir nicht aus allen Wolken gefallen, vom Kaiser und Reichskanzler an bis zum letzten Staatsbürger mit wenigen Ausnahmen.

Heute kennen wir sie. Heute bringen wir diesen Fragen das größte Interesse entgegen. Was die literarische Aufklärung vorher nicht vermocht hat, heute vermag sie es. Der schwer leidende Buchhandel bemächtigte sich rasch der völlig veränderten Verhältnisse, genau wie die Metallindustrie: er lieferte Kriegsmaterial, Material zum Verständnis des Krieges. Die besten deutschen Verlage wandeln ihre Monatshefte in Kriegshefte um, die weit weniger vom Kriege, als von den Quellen des Krieges und den

Digitized by Google

Eigenschaften der kämpfenden Nationen reden, von der historischen Entwicklung der feindlichen Staaten, von dem nationalen Charakter der Völker und Stämme, von ihrer äußeren Politik und ihren inneren Schwierigkeiten, von Indiens gewaltsamem Einbau in das großbritannische Weltreich, von Irlands, Finnlands und Ukrainens Kämpfen und Leiden der letzten zwei Jahrhunderte, von dem Sinne der englisch-russischen, der russisch-japanischen, der englisch-japanischen Entente und anderen Dingen mehr. Das ganze Spinnennetz, das um uns herum seit Jahrzehnten gesponnen wurde und von dem wir dunkel empfanden, wie es langsam uns einhüllte, bekommt jetzt von allen Seiten Licht. Wir sehen die einzelnen Fäden laufen und Knoten um Knoten in schrecklicher Klarheit erglänzen. Vieles wußten wir, aber man kann vieles wissen und doch träumen. Kenntnisse sind noch lange keine Erkenntnisse. Der überwiegend großen Mehrzahl auch der Gebildeten fehlten die Erkenntnisse und damit der historisch-politische Sinn. Wir waren vielleicht naturwissenschaftlich, technisch, ästhetisch, religiös glänzend orientiert, historisch-politisch dagegen in der großen Mehrzahl fast wie Kinder, selbst in der überwiegend großen Mehrzahl unserer Parlamentarier. Der politische Instinkt aber, der nirgends mächtiger als unter den Engländern entwickelt ist, fehlte bis heute den Deutschen. Unsere zweitausendjährige Geschichte mit ihren ewigen Kämpfen der deutschen Stämme untereinander ließ den politischen Instinkt bei uns ebenso wenig zur Entwicklung kommen, wie bei den Griechen. In England hat ihn die jahrhundertelange Tradition einer unveränderlichen Weltpolitik nahezu vererbt. „Die Ansprüche der Hegemonie auf dem Meere sind den Söhnen Englands als sichere und unbestreitbare Vorstellung ins Blut übergegangen." (Kjellen, Seite 123.)

Wir müssen diesen Instinkt in uns Deutschen erst aus kümmerlichen Resten heraus entwickeln. Da die Einsichtigen unter uns heute klar geworden sind über die Aufgabe, die wir in der Welt als geschlossene deutsche Volkseinheit wollen können und wollen müssen, so gilt es, diesen Willen auf die Mehrzahl zu übertragen. Ein Mittel dazu ist die historische Bildung.

Was ist historische Bildung? Die Frage führt uns zunächst auf eine andere: Was ist Geschichte? Sehen wir von dem ganz primitiven Falle ab, wo Geschichte gleichbedeutend ist mit schlichter Erzählung dessen, was der Verfasser selbst erlebt hat, gleichbedeutend also mit Geschichten, mit Berichten, mit Chroniken, so tritt uns dieses Gebiet geistiger Betätigung zunächst als Übersicht über das Leben eines Volkes oder mehrerer oder aller Völker und Länder der Erde entgegen. Diese Vorstellung von Geschichte lebt heute noch in der Mehrzahl der Köpfe. Wer in seinem Gedächtnisse eine große Menge Kenntnisse von Personen und Ereignissen mit

Digitized by Google

den zugehörigen zeitlichen Merkmalen aufgespeichert hat, der galt und gilt auch heute noch vielfach als ein guter Geschichtskenner. Es konnte nun aber nicht ausbleiben, alle die großen und kleinen Ereignisse miteinander in Beziehung von Ursache und Wirkung zu setzen. Das kausale Bedürfnis ist dem Menschen angeboren. So entstand das, was wir heute als pragmatische Geschichte bezeichnen. Es ist selbstverständlich, daß man dabei immer mehr von rein äußerlichen Zusammenhängen auf die inneren, von den scheinbaren Ursachen auf die wahren Ursachen geführt wurde. Indem man aber diesen Zusammenhängen nachging, wurde es einesteils notwendig, die persönlichen und unpersönlichen Historiker der pragmatischen Stufe auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen und andernteils das Augenmerk nicht bloß auf den Gang der Staatsereignisse zu richten, sondern auch auf die Entwicklung anderer menschlicher Güter, der Kunst, der Religion, der Wissenschaft, der Technik, der Wirtschaft, des Handels, der sozialen Schichtung. So entstanden einesteils in der kritischen Geschichtsschreibung oder Quellenforschung und andernteils in der Kunst-, Religions-, Kirchen-, Wirtschafts- usw. oder, ganz allgemein gesagt, Kulturgeschichte neue Formen der Historie. Hat die kritische Geschichtsschreibung die weiten Laienkreise so gut wie gar nicht interessiert, so drang der Begriff der Kulturgeschichte um so mehr in das Wertbewußtsein der Menschen ein und es fehlte selbst unter den Historikern nicht an Stimmen, welche von der herkömmlichen Staats- oder politischen Geschichte ganz absehen und nur sogenannte Kulturgeschichte betrieben wissen wollten. Man verstand darunter eine theoretische Darstellung der Entwicklung einzelner oder aller wichtigen Kulturgüter in ihrer wechselseitigen Beziehung und Beeinflussung.

Aber gerade die besten Historiker erkannten klar und sprachen es mit aller Deutlichkeit aus, daß das wichtigste und umfassendste Kulturgut, der Staat, sich nicht ungestraft ausschalten läßt, daß die Darstellung seiner immanenten Entwicklung das meiste zum Verständnis der Gestaltung der übrigen Kulturgüter beizutragen imstande ist. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde gleichwohl Kulturgeschichte, vor allem die Geschichte der bildenden Künste aller Art eine Lieblingswissenschaft weiter Laienkreise, besonders der Frauen, was zum Teile am Erkalten des Interesses an der politischen Geschichte die Schuld trug.

Indes mit den bisher erwähnten vier Formen, der rein erzählenden Geschichte, der pragmatischen Geschichte, der kritischen Geschichte und der Kulturgeschichte waren die Formen der Historie noch nicht erschöpft. Schon Herder hatte in seinen epochemachenden „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ begonnen, eine Philosophie der Geschichte zu entwickeln, die dann in Hegel ihren Höhepunkt erreichte. Man forschte nach einem Sinn der weltgeschichtlichen

Digitized by Google

Ereignisse und für Hegel war die Weltgeschichte der Prozeß, in welchem die Vernunft, „der objektive Geist" zum Bewußtsein seiner selbst und damit zur Freiheit kommt. Es ist selbstverständlich, daß eine Geschichtsschreibung, die den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse aus einem religiösen oder philosophischen Prinzip heraus erklären will, notwendig zu einer Vergewaltigung der Deutung vieler Tatsachen kommen muß. Man mag vom Standpunkt der reinen Philosophie aus solche Versuche machen, mit Geschichtsschreibung haben sie nichts mehr zu tun.

Gleichzeitig mit Hegels Geschichtsphilosophie entstand nun aber eine sechste Form der Geschichtswissenschaft, die geradezu ihr Gegenpol war. An Stelle des transzendenten Prinzipes setzte Comte ein immanentes. Er suchte „Naturgesetze" in der Entwicklung der weltgeschichtlichen Ereignisse, also Gesetze, die sich aus der Mannigfaltigkeit des menschlichen Lebens genau ebenso ableiten lassen, wie die Gesetze der Physik und Chemie aus der Mannigfaltigkeit der mechanischen Vorgänge in der Materie. Diese naturwissenschaftliche Auffassung der Geschichtswissenschaft wurde dann insbesondere von Lamprecht wieder aufgegriffen. Die Exaktheit der Naturwissenschaft, die aus ihr entspringende Brauchbarkeit für alle menschlichen Zwecke, die Fähigkeit, an Hand der Gesetze auch gewisse Naturereignisse der Zukunft mit aller Bestimmtheit vorauszusagen, die mit der Ausbreitung der Naturwissenschaften sich einstellende Tendenz, auch das geistige Leben zu materialisieren und mechanisieren und nicht zuletzt die Vorstellung, daß Wissenschaft gleichbedeutend sei mit Naturwissenschaft, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der Gedanke der Umwandlung der Geschichte in eine Soziologie — denn darauf läuft schließlich die ganze Tendenz hinaus — größere Verbreitung gefunden hat.

Aber selbst wenn es gelingen würde, die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in ihrem gesamten jeweiligen Kulturzustande naturgesetzlich festzulegen, so wäre dies eine völlig neue Wissenschaft, die mit der Geschichtswissenschaft gar nichts zu tun hätte. Denn daran muß man festhalten: Geschichte ist die Wissenschaft des einmal Geschehenen. Der Streit, ob es eine Wissenschaft von dem einmal Geschehenen überhaupt gibt, ist für mich seit Rankes „Geschichte im Zeitalter der Reformation" und Mommsens „Römische Geschichte" erledigt. Wer auf streng theoretischem Wege sich von der Notwendigkeit einer Wissenschaft des Einmaligen überzeugen will, der mag zu den freilich etwas schwierigen Untersuchungen Heinrich Rickerts greifen: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung".

Was nun den Bericht über das menschliche Tun im Wandel der Zeiten zur Geschichte macht, oder anders ausgedrückt, was den Berichterstatter zum Historiker werden läßt, das ist das Erfassen der Beziehungen der Er-

Digitized by Google

eignisse, wie der Menschen zu den Trägern der großen Werte und zu diesen Werten selbst, also zu Staat, Kirche, Nation, Familie, zu Sitte, Recht, Moral, Religion, Wissenschaft, Kunst, Technik, Wirtschaft usw. Da keiner der Träger mehr Güter umfaßt und mehr Werte in sich einschließt und einschließen kann, als der Staat, so ist es kein Wunder, daß die wissenschaftliche Geschichte von selbst sich in der Richtung der Staats- oder politischen Geschichte entwickelt hat, d. h. daß die historische Darstellung vom Gedanken der Gestaltung des größten sozialen Wertes, den wir als Staat bezeichnen, geleitet wurde. Wie fruchtbar die Auswahl und Beziehung der Ereignisse auf diesen Wert ist, der mit dem Kulturgut Staat verbunden werden kann, das haben wir an den Werken der klassischen Historiker des 19. Jahrhunderts, an Leopold von Ranke, Theodor Mommsen, Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke erfahren können. Daß bei einem solchen historischen Zentrum, das die Auswahl des Historikers aus den menschlichen Ereignissen leitet, manches unberücksichtigt bleiben muß, wovon der Einzelne vermöge seiner besonderen Neigung zu gewissen Kulturgebieten umfassendere Einsicht wünscht, ist selbstverständlich. Man hat geglaubt, diesem Umstande abzuhelfen und an Stelle der politischen Geschichte Kulturgeschichte setzen zu müssen. Aber ich sehe keine Möglichkeit, wie so eine Wirtschaftsgeschichte eine Geschichte der Technik, eine Geschichte der Sozialpolitik oder gar eine Geschichte der Kunst die Gesamtheit der menschlichen Ereignisse und ihrer inneren Zusammenhänge besser und einheitlicher zur Darstellung bringen könnte, als die Geschichte des nationalen und staatlichen Werdeganges eines großen Volkes, die, wenn sie nur von einem wirklichen Historiker geschildert wird, mit eiserner Notwendigkeit auf alle die wesentlichen Güter und auf alle die Werte, die an den Gütern haften, und auf alle die Menschen, die diese Güter geschaffen haben, zurückgreifen muß, da an keinem großen Staatsleben diese Güter und Werte spurlos vorübergehen. Es gibt eben keinen Staat ohne eine, wenn auch noch so primitive Kultur und es gibt mindestens keine höhere Kultur ohne den Staat, der sie schützt und pflegt und dessen Lebensentwicklung mit dieser Pflege auf das innigste verbunden ist. Denkbar ist nur das eine, daß mit steigender Kultur der gesamten Menschheit der Staat als Machtfaktor immer mehr zurücktritt, niemals aber als der einzig mögliche fruchtbare Boden, auf dem die immer individuelle Kultur eines Volkes zu höheren Formen sich entwickelt. Daß diese Entwicklung sich wirklich vollziehe, das ist die Aufgabe jener Erziehung, die ich als staatsbürgerliche bezeichnet habe.

So sind wir nun imstande, zu beantworten, was historische Bildung ist. Sie ist nichts anderes als die Fähigkeit, die Lebensbedingungen des eigenen Volkes und Staates, seine Lebensaufgaben, sowie die Möglichkeit ihrer Lösung erfassen zu können, auf Grund des Einblickes und Verständ-

Digitized by Google

nisses in das Werden des heute in Volk und Staat Bestehenden und in die Verhältnisse, die sich aus seinen geographischen Bedingungen und seinen Beziehungen zu anderen Völkern und Staaten ergeben. Wie nützlich und wertvoll dabei Einblick und Verständnis in das Werden anderer Völker und Staaten sein kann und sein muß, brauche ich nicht hervorzuheben. Wie man seine eigene Sprache besser kennt, wenn man auch eine fremde Sprache beherrscht, so versteht man auch die Lebensaufgaben und Lebensbedingungen des eigenen Volkes umso besser, wenn man imstande ist, sie mit denen anderer Völker vergleichen zu können. Zudem lebt kein Volk und kein Staat für sich allein, ja seine Aufgaben und Existenzbedingungen werden ihm nicht selten von anderen Völkern geradezu vorgeschrieben.

Eine solche historische Bildung ist nun freilich keineswegs leicht zu erwerben. In keiner anderen speziellen Bildung, weder in einer Sprache, noch viel weniger in einer naturwissenschaftlichen, spielt „das Wissen" eine so ausschlaggebende Rolle. Wo „die Gesetze" fehlen, da sind es die Tatsachen, welche die Begriffe formulieren. Die Tatsachen beherrscht aber im allgemeinen nur der, der sich immer wieder mit ihnen beschäftigt. Das wird für Tausende um so unmöglicher, als ihr Beruf sie auf andere Dinge hinweist und die Fülle der Tatsachen im Laufe der Geschichte immer unabsehbarer wird.

So scheint historische Bildung kein allgemeines Gut werden zu können. Dem ist aber doch nicht ganz so. Historische Bildung besteht eben nicht bloß aus Besitz von historischem Wissen, sondern auch aus der Fähigkeit des historischen Denkens. Historisches Wissen kann vergessen werden, die einmal erworbene Fähigkeit des historischen Denkens geht aber nicht mehr verloren. Wer sie einmal erworben hat, wird sich auch an geborgtem Tatsachenmaterial zurechtfinden. Historisches Denken heißt aber, jede Zeit aus ihr selbst heraus beurteilen und nicht mit Maßstäben und Werten einer anderen Zeit zu messen. Um diese Fähigkeit zu erwerben ist es nur notwendig, eine große Epoche seines Volkes und seines Staates in ihrem Werdegang aus sich selbst erkannt und verstanden zu haben. Wer an einer Zeit und einem Volke sein historisches Denken geschult hat, dem wird es leicht, es auf jede andere Zeit anzuwenden. Das ist der große Fehler fast alles unseres Geschichtsunterrichtes an unseren höheren Schulen, daß er nahezu alle Zeiten fast gleichwertig behandelt, statt nach einem kursorischen Überblick über die Hauptepochen in den oberen Klassen einen nicht allzu großen Zeitraum richtig erfassen zu lehren und damit die Fähigkeit der objektiven Beziehungen der Tatsachen, Personen und Verhältnisse zu entwikkeln. Ich glaube, das echte historische Interesse unserer Gebildeten würde von einer solchen Behandlung einen großen Nutzen davontragen. Mit wie wenig Gesichtspunkten der Betrachtung zu einem historischen Verständnis der äußeren politischen Machtverhältnisse in der Gegenwart man kommen kann,

Digitized by Google

das zeigt gerade das bereits erwähnte Büchlein von Rudolf Kjellen „Die Großmächte der Gegenwart" und das ihm gleichwertig zur Seite stehende Buch von Ruedorffer „Die Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart".

Im übrigen glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Geschichtsunterricht selbst in unseren höheren Schulen, so wesentlich er gegen meine Schulzeit sich verbessert hat, auch in anderer Hinsicht teilweise an dem Mangel wirklicher historischer Bildung unserer Zeit die Schuld trägt. Ich will ganz absehen davon, welche hervorragende Qualitäten, vor allem welch glühende Seele neben einer tiefen historischen Bildung der Lehrer selbst nötig hat. Unsere Staatsexamina für Geschichtslehrer prüfen und qualifizieren nur den Kopf, vielleicht sogar nur das Gedächtnis. Der Mensch, das Herz, sein inneres Feuer, das berühren sie nicht. Und doch ist dieses beim Geschichtslehrer viel wichtiger als seine Fähigkeit der Quellenkritik.

Eine zweite Ursache liegt darin, daß das selbstgewachsene Interesse der Jugend bis zum 16. Lebensjahre sich weit mehr bloß auf das Geschehen selbst richtet, als auf die inneren Beziehungen des Geschehens, die zudem, auch wenn die Reife und innere Teilnahme im 17. bis 19. Lebensjahre vorhanden ist, aus verschiedenen Gründen gar nicht mit der konkreten Deutlichkeit und Klarheit bloßgelegt werden können, wie sie ein tieferes Verständnis für den Werdegang des Staatslebens in den Gegensätzen von Staat und Kirche, von Regent und Regierten erheischen würde. Nicht bloß die religiösen und staatspolitischen Anschauungen einer jeweiligen Regierung, nicht bloß die berechtigte Scheu, die Ideale der werdenden Jugend nicht allzusehr dem sezierenden Messer der Kritik auszusetzen, hindern daran, sondern vielleicht noch mehr der enzyklopädische Charakter, den unser Geschichtsunterricht immer und immer noch trägt. Ich weiß kein besseres Beispiel zu geben, als den Vergleich zweier Werke über deutsche Geschichte, von denen das eine ein ausgesprochenes Schulbuch, das andere ein Buch für gebildete Erwachsene ist: das erste die in Bayern eingeführte und in fünfter Auflage vorliegende Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit von Hermann Stöckel, das andere die ausgezeichnete deutsche Geschichte des bekannten Berliner Historikers Dietrich Schäfer. Das Schulbuch enthält gerade doppelt so viel Text und, was viel schwerwiegender ist, etwa zwanzigmal so viel Namen und Tatsachen, als das Buch des Berliner Historikers. Gewiß ist im ersten Buch die Geschichte des Auslandes entsprechend den Lehrplänen vielleicht etwas stärker herangezogen, aber bei weitem nicht in dem Maße, als daß diese monströse Namensammlung sich rechtfertigen ließe. Wahrhaft historische Bildung gibt aber nur das Buch Schäfers. Das Buch Stöckels erdrückt sie trotz mancher guter Eigenschaften durch die Unzahl historischer Namen, Notizen und Tatsachenberichte. Gleichwohl, ich möchte nicht den Scheiterhaufen sehen,

Digitized by Google

der zu meiner Verbrennung aufgerichtet würde, wollte ich etwa als bayerischer Kultusminister es wagen, dieses Musterbuch deutscher Geschichte von Schäfer, voll von Sachlichkeit des Inhaltes, Vornehmheit der Gesinnung, Wärme der Empfindung und Schönheit der Darstellung dem Geschichtsunterrichte der drei oberen Klassen unserer höheren Schulen zugrunde legen zu lassen. In den Volksschulen freilich, und in den unteren Klassen der höheren Schulen brauchen wir besondere, kurz gefaßte Schulbücher für Geschichte. Für dieses Alter kommt überhaupt weniger die Pragmatik in Betracht. Dieses Alter bedarf der Vorbilder, braucht Helden, Helden der Tat wie Helden des Leidens. Es wird nicht getrieben durch abstrakte Erwägungen, sondern durch vorbildliche Beispiele, die ein lebendiger, warmfühlender Mensch ihm vor das geistige Auge stellt. Was sonst noch nötig ist, zeigt etwa ein Buch, wie die Bayerische Geschichte von Preger-Kronseder, das, obwohl es auch nicht völlig frei ist von überflüssigen Tatsachen-Feststellungen mit durchaus entbehrlichen Beziehungen zum jeweiligen Hauptthema, in seiner Sachlichkeit und Einfachheit eine durchaus erfreuliche Erscheinung und ein wertvolles Unterrichtsmittel ist. Aber es wäre wohl der Erwägung wert, ob man nicht in den Oberklassen, zum mindesten in den zwei letzten Klassen des humanistischen Gymnasiums, sollte besondere Schulbücher mit ausführlichem Texte entbehren können, zumal nachdem wir heute im Besitze verständlicher klassischer historischer Werke sind und gerade in dieser Schule die wichtigsten Quellen alter Geschichte von selbst sprudeln. Wo das nicht der Fall ist, oder wo Quellen der neueren Geschichte wünschenswert sind, kann die Quellensammlung, die B. G. Teubner, Leipzig, jetzt für den geschichtlichen Unterricht an den höheren Schulen unter der Leitung von Geheimrat G. Lambeck herausgibt, ausgezeichnete Dienste leisten. Auch für historisch interessierte Erwachsene sind viele dieser Heftchen, deren jedes die wichtigsten Quellen einer bestimmten Epoche vorführt und mit kleinen Anleitungen und Übersichten über den Aufbau der Quellen orientiert, ein großer Reiz. Ich habe viele der Heftchen mit wachsendem Interesse gelesen. Zur Bildung selbständigen Urteils und damit zur Entwicklung des historischen Denkens sind sie umso wertvoller, als jedes, auch das beste Geschichtswerk uns eben nur allzu leicht gewöhnt, die Beziehungen der menschlichen Ereignisse mit den Augen des Geschichtsschreibers anzusehen, dem wir uns anvertraut haben. Eine Verirrung des Gedankens der Quellensammlung ist es indes, wenn einzelne, aus dem Zusammenhange genommene Gedanken und Ausführungen der wichtigsten griechischen Philosophen zur Charakteristik „der Blütezeit der griechischen Philosophie" (Heft II, 3 der Sammlung) zusammengestellt werden. Der Hauptwert einer Quellensammlung liegt in dem selbständigen Erfassen der Beziehungen der Ereignisse einer Zeit. Die philosophischen Ereignisse aber können

Digitized by Google

nie aus kümmerlichen Bruchstücken erfaßt, noch weniger aufeinander bezogen werden, ja nicht einmal durch sie illustriert werden. Im übrigen kann man nur wünschen, daß zum Zwecke der Ausbreitung historischer Bildung die Teubnersche Quellensammlung Eingang in Schule und Haus findet.

Was uns aber fehlt, ist ein klassisches, billiges Volksbuch deutscher Geschichte, ein Buch, wie es England in seinen „Tales of a Grandfather" von Walter Scott besitzt, ein Buch, das in größter Schlichtheit und Sachlichkeit und doch mit dichterischer Gewalt auch dem einfachsten Manne den Werdegang des deutschen Volkes verständlich macht und in ihm die Überzeugung erweckt, „daß das Bestehen des deutschen Volkes und Staates zu den höchsten Kulturwerten zählt, die der lebendigen Menschheit überhaupt geschenkt sind." (Dietrich Schäfer in der Einleitung der „Deutschen Geschichte"). Aber das Buch muß auch in die Hand des armen Mannes gelangen können. Daher ist überdies außerordentliche Billigkeit eine Grundforderung. Des Grafen York von Wartenburg kleine, aber treffliche „Weltgeschichte in Umrissen" wendet sich noch zu sehr an den Gebildeten und ist bei allem Idealismus nicht frei von Einseitigkeiten in der Betrachtung der Gegenwart. Auch sein Preis (11 Mark) ist immer noch zu hoch. Für Jugend und Volk hat jüngst Schulrat Richard Kabisch, der wenige Wochen nach dem Erscheinen seines Buches an der Spitze seiner Kompagnie im Sturme auf Byzschoete gefallen ist, eine deutsche Geschichte herausgegeben unter dem Titel: „Das neue Reich" (Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht). Es ist lebendig, plastisch, anziehend, warmherzig geschrieben und gut illustriert. Es ist nicht geschrieben im Stile des erzählenden Historikers, sondern im Stile des historisch gerichteten Erzählers nach der guten Art J. P. Hebels, des rheinischen Hausfreundes, die es freilich an natürlicher Einfachheit und künstlerischer Geschlossenheit nicht erreicht. Ich bin überzeugt, daß das Buch der deutschen Jugend protestantischer Konfession ebenso willkommen wie nützlich sein wird. Aber es wird bei seinem Preise von 7 Mark immer nur einer relativ kleinen Zahl von Knaben und Mädchen zugänglich sein.

Das Problem des eigentlichen historischen Volksbuches aber scheint mir auch durch dieses Buch noch nicht gelöst zu sein. Es müßte ein Buch sein von der inneren und äußeren Vollkommenheit, wie Schäfers „Deutsche Geschichte" und doch von einer Einfachheit der Gedankenentwicklung und -formulierung, daß auch der einfachste Mann, der freilich nicht dem Denken abhold sein darf, sachlich wie formell von der Lektüre gefesselt wird. Nur ein wirklicher Historiker und Dichter zugleich kann es schreiben, und nur ein uneigennütziger Verleger wird es herausgeben können. Maccaulays dreibändige "History of England", über 2000 Seiten umfassend, ist heute,

Digitized by Google

schön gebunden, um 3 Mark in mehreren englischen Verlagen zu haben. Wird dem deutschen Volke jemals eine gleiche Gunst beschieden sein?

Wenn uns das Schicksal einen günstigen Ausgang des Krieges und damit einen langen Frieden gewährt, so wird die Zukunft unseres Vaterlandes nur dann uns die schwerste Sorge von der Stirne nehmen, wenn unser Volk wesentlich reicher wird an historischer, politischer und staatsbürgerlicher Bildung, als dies bis zum Ausbruch des Krieges der Fall gewesen ist. Keine Zeit ist günstiger für die Erreichung dieses Zweckes, als die Jahre nach dem Friedensschlusse, in welchen die vom Kriege in weitesten Kreisen angeregten historisch-politischen Interessen in den Seelen nachzittern. Nichts kann einem Volke gefährlicher werden, als lange Friedenszeiten. „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen", das gilt vom einzelnen, wie vom ganzen Volke, ja von diesem ganz besonders, wenn, was so vielfach erwartet wird, seine Rechte da und dort erweitert werden und erweitert werden müssen. Den Gefahren, die eine freiheitliche Entwicklung der inneren Politik für die Gesamtheit des Staatswohles mit sich bringt — welche Art der Entwicklung wäre überhaupt von Gefahren für das Ganze frei — kann nur begegnet werden durch eine richtige Erziehung zu historisch-politischer Einsicht und zu einem von ihr orientierten staatsbürgerlichen Willen. Historische Bildung allein genügt freilich nicht. Auch wird sie kaum je ein allgemeines Gut werden können. Doch muß sie ein wesentlicher Bestandteil der staatsbürgerlichen Erziehung sein. Die historische Bildung kann indes den staatsbürgerlich gerichteten Willen nur leiten, sie kann ihn nicht erzeugen. Dazu sind noch wesentlich andere Erziehungseinrichtungen notwendig. Ich kann auf diese hier nicht eingehen, ich kann nur auf zwei Kardinaltugenden des rechten Staatsbürgers hinweisen: das Wohlwollen und der Mut im aktiven Handeln, wie im passiven Dulden um der Ideale willen. Es gibt einen heroischen Sinn auch in Friedenszeiten, der bisweilen noch viel härteren Proben ausgesetzt ist, als das Heldentum des Krieges. Wer in langen Friedenszeiten beobachtet hat, wie die Volksseuche des Streber- und Philistertums immer weitere Kreise zu umfassen droht, wie die Menschen mehr und mehr um Gunst buhlen, um die Gunst der wenigen Herren oder um die Gunst der Millionen Knechte, der weiß, was ich meine. Aber dieser Mut des Handelns und Ertragens ist nur dann von Segen für die Entwicklung des Staates, wenn er mit ehrlich erkämpfter historisch-politischer Einsicht und dem von ihr geleiteten Verantwortlichkeitsgefühle verbunden ist. Diese Verbindung allein erzeugt jene Staatsgesinnung, die wir alle nötig haben, um unser großes und schönes Vaterland jener Zukunft entgegenzuführen, welche ihm die besten unserer deutschen Denker und Dichter mit der Glut ihres Herzens gewünscht haben.

Digitized by Google

Die öffentliche Meinung der Neutralen.

Von Dr. Emil Böse, Chefgeologe in Mexiko.

Gleich nach dem Ausbruche des Weltkriegs wurde man sich in Deutschland darüber klar, daß uns alles daran liegen müsse, die gute Meinung der neutralen Völker zu gewinnen. Die Presse und die Kabelagenturen der Alliierten hatten von vornherein ungeheure Anstrengungen gemacht, um mittels Lügen aller Art Vorurteile gegen Deutschland zu erwecken, es war also für uns reine Notwehr, als wir den Feldzug gegen den litterarischen Schwindel im Auslande begannen. Aber wir hatten schon einen ungeheuren Unterlassungsfehler begangen, der heute garnicht mehr gut zu machen ist, wenigstens in der nächsten Zukunft. Wer im Auslande lebt, hat schon seit Jahren eingesehen, daß in den dort erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften ein heimlicher Kampf gegen Deutschland geführt werde. Dieser war einesteils negativer, andererseits positiver Natur; negativer insofern, als in den Kabelnachrichten und Korrespondenzen stets die Leistungen Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten über den Schellenkönig gelobt wurden, positiver, indem man aus Deutschland immer nur allerlei Skandale und Skandälchen, keineswegs aber über kulturelle Leistungen zu berichten wußte. Diese Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Auslande wurde ganz systematisch durchgeführt, blieb aber lange Zeit fast unbemerkt; die Deutschen in den betreffenden Ländern ärgerten sich über die Haltung der Zeitungen, taten aber nichts dagegen, zum großen Teil, weil sie machtlos waren; leider wurden sie auch von unserer Diplomatie nur sehr selten unterstützt; selbst die boshaftesten Insinuationen blieben unwidersprochen, und so kam es denn, daß schließlich Deutschland in der ganzen Welt als der Friedenstörer galt, der kulturelle Leistungen überhaupt nicht aufzuweisen hatte. Ich spreche hierbei nur von der Anschauung der großen Masse im Auslande, den wissenschaftlich Gebildeten war es natürlich wohl bekannt, daß unser Vaterland besonders in wissenschaftlicher und technischer Beziehung durchaus auf der Höhe steht, ja vielfach allen anderen Völkern weit voran ist. Darin waren aber alle einig, daß wir Deutsche von Kunst keine blasse Ahnung hätten.

Leider scheint man sich in Deutschland eingebildet zu haben, daß wir im Auslande gerade auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete das allergrößte Ansehen genössen und daß eigene Arbeit in den Zeitungen etwas Überflüssiges und sehr Kostpieliges sei. Erst heute wird man allmählich einsehen lernen, wie sehr man sich getäuscht und welchen Schaden Deutschland gerade dadurch erlitten hat. Wie wenig man sich über die öffentliche Meinung im Auslande klar war, ersehen wir daraus, daß man sich in den ersten Monaten des Krieges einbildete, wir würden in

Digitized by Google

den Vereinigten Staaten Sympathie finden, und dort sei die öffentliche Meinung nur augenblicklich durch die Lügen der Alliierten beeinflußt. Wer amerikanische Zeitungen in den letzten Jahren gelesen hatte, wußte von vornherein, daß die Angloamerikaner uns nicht nur anfeindeten, sondern uns sogar verachteten. Wir haben daran nicht zum geringsten Teil selber die Schuld getragen, indem wir seit Jahren den Amerikanern nachgelaufen sind und um ihr Wohlwollen gebettelt haben; das legt der Amerikaner als Schwäche und Inferiorität aus; Achtung hat er nur vor dem, der ihm andauernd kühl gegenübersteht und im Notfalle ihn mit ausgiebiger Grobheit behandelt. Was hat es uns genützt, daß unsere oberen Kreise die amerikanischen Multimillionäre so ausnehmend liebenswürdig behandelt haben? Heute sind gerade sie unsere größten Gegner, insonderheit Andrew Carnegie und Charles Schwab! Aber selbst wenn wir auf diese Weise ihre Zuneigung erworben hätten, würden sie sich doch keinen Augenblick besonnen haben, unseren Gegnern alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen, falls sie dadurch ein gutes Geschäft hätten machen können, wie das ja die Wirklichkeit gelehrt hat.

Deutschland hat es in sträflicher Weise unterlassen, in den Zeitungen des Auslandes für sich Propaganda zu machen, während seine sämtlichen Gegner alles getan haben, sich selber zu loben und unser Vaterland herabzusetzen. Es fehlte überall an deutschen Kabelagenturen und Preßbureaus und vor allem an Zeitungen unter deutscher Kontrolle. Die Folgen haben denn auch nicht auf sich warten lassen; die deutschfeindliche Propaganda fand auf der ganzen Welt, mit Ausnahme weniger Länder, den Boden auf das vortrefflichste vorbereitet, und die neue Saat der Lüge schoß üppig empor. In Deutschland scheint man über den Erfolg unserer Gegner erstaunt, ja perplex gewesen zu sein; man hatte derartige Ungerechtigkeit bei Leuten, denen wir niemals etwas Böses zugefügt hatten, nicht erwartet. Löblicherweise hat man dann sofort angefangen, die Wahrheit in allen möglichen Sprachen ins Ausland zu tragen, aber der Erfolg war ein geringer. Eindruck haben nur unsere Siege gemacht, soweit diese bekannt und nicht durch die Lügen unserer Gegner verschleiert wurden, im übrigen sind wir selbst bei gutmeinenden Leuten stets verurteilt worden. Wie war das nur möglich? Der Hauptgrund war natürlich, daß man längst von allen Seiten Stimmung gegen uns gemacht hatte und daß wir keinerlei Anstalten getroffen hatten, diesen versteckten Angriffen entgegenzutreten; man war im Auslande längst geneigt, alles Schlimme von uns zu glauben, wenigstens in politischer Hinsicht. Aber daß die von Deutschland ausgehende intensive Propaganda ohne allen Erfolg blieb, hatte auch noch andere Gründe, die nur zum Teil politischer Natur sind.

Nun sind in letzter Zeit Stimmen aus dem neutralen Auslande laut geworden, die uns darauf hinweisen, daß jene Propaganda vielfach eine

Digitized by Google

falsche Richtung eingeschlagen hatte. Ich denke hierbei in erster Linie an den in der Kölnischen Zeitung veröffentlichten Brief eines Holländers, sowie an das Schreiben von vier deutschen Professoren in der Schweiz, welches in den Münchner Neuesten Nachrichten abgedruckt worden ist. In beiden wurde darauf hingewiesen, daß man in Deutschland offenbar die Stimmung im Auslande durchaus verkenne; daß man nicht an die Sympathien, ja fast an das Mitleid appellieren solle, sondern daß man Tatsachen bringen müsse; durch die Wiederholung der Darstellung unseres Standpunktes bezüglich der Verschuldung an dem Entstehen des Weltkrieges ermüde man die Neutralen in Europa nur, überzeuge aber keinen; alle diese Dinge seien in der Presse der Neutralen Europas längst bekannt gemacht und sogar wiederholt worden. Nur bei Ländern, welche keinen direkten Verkehr mit Deutschland hätten, sondern ausschließlich Nachrichten durch englische Kabelagenturen empfingen, habe es Zweck, immer wieder auf die Lügen der Alliierten hinzudeuten und besonders die Vorwürfe der Grausamkeit und der Unkultur zurückzuweisen.

Sicherlich ist das alles ganz berechtigt, und unsere Propaganda hat sich zum großen Teil auf falschen Bahnen bewegt; aber sollen wir nun deswegen die Hände in den Schoß legen und die Dinge ihren Lauf gehen lassen? Ich meine nicht; im Gegenteil wir sollten nur allmählich neue Wege einschlagen und so versuchen wenigstens in etwas das wieder gut zu machen, was wir in der Vergangenheit verabsäumt haben; aber diesen neuen Weg zeigen uns jene Herren nicht, wir müssen ihn selber finden!

Wie alle Welt weiß, sind von Deutschland aus periodisch Propagandaschriften in verschiedenen Sprachen, hauptsächlich Italienisch, Englisch und Spanisch, überall hin versandt worden, aber der Eindruck ist gering gewesen, weil die Presse des Auslandes sich nicht darum gekümmert hat, und schließlich ist diese doch die Beherrscherin der öffentlichen Meinung. Vor kurzem wurde in mehreren deutschen Zeitungen ein Brief aus Rumänien abgedruckt, worin sich ein dort lebender Deutscher bitter beklagte, daß die Presse der Alliierten die öffentliche Meinung beherrsche, da sie teils in rumänischer, teils in französischer Sprache geschrieben sei, die jedermann verstände. Vermutlich hat man von Deutschland aus auch Propagandaschriften in rumänischer Sprache versandt, genützt haben sie aber offenbar nichts. Ähnlichen Klagen begegnen wir in Mitteilungen aus Chile, Argentinien und Brasilien. Ich könnte die Beispiele noch beliebig vermehren; der Tenor ist immer derselbe: Engländer und Franzosen beherrschen die Presse des neutralen Auslandes, um die deutschen Kundgebungen kümmert man sich nicht, da die Mehrzahl des Volkes bei den Neutralen wohl Französisch oder Englisch, aber kein Deutsch versteht.

Diese Klagen sind erstaunlich. Scheint es nicht fast, als ob die größte Tugend des Deutschen, welche gerade im heutigen Kriege ungeahnte Tri-

Digitized by Google

umphe feiert, das Organisationstalent, in Hinsicht auf die Propaganda im neutralen Auslande vollständig versagt habe? In Wirklichkeit ist das nicht der Fall gewesen, die Organisation war in Deutschland sicherlich vortrefflich, aber man hat einen Fehler gemacht, indem man die Auslandsdeutschen nicht systematisch zum Dienst in der guten Sache herangezogen sondern sich bei der Versendung der Propagandaschriften mehr oder weniger auf den Zufall verlassen hat. Höchst merkwürdig ist allerdings, daß der Deutsche im Auslande nicht von vornherein versucht hat, systematisch die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Es liegt auf der Hand, daß das einzige Mittel, sich im neutralen Auslande Gehör zu verschaffen, die Zeitung in der Landessprache ist. Da wo große deutsche Kolonien im neutralen Auslande existieren, sollte es doch nicht schwer fallen, Einfluß auf irgend eines der bereits existierenden Blätter zu gewinnen, außerdem verhalten sich selbst große feindlich gesinnte Blätter sofort gemäßigter, wenn man ihnen die Anzeigen und Abonnements entzieht. Dadurch, daß man in ohnmächtiger Wut die Faust ballt und in deutschen Zeitungen die Lügen widerlegt, ist nichts gewonnen.

Ich habe es in Mexiko erlebt, wie zu Anfang des Krieges sämtliche Zeitungen, und zwar sowohl die in spanischer wie die in englischer und französischer Sprache geschriebenen, unisono alle Lügen der Alliierten ausposaunten und Deutschland und Österreich-Ungarn in der schmutzigsten Weise verleumdeten und in den Staub zogen. Aber wir ließen uns nicht einschüchtern, an die erlogenen Siege glaubte kein Deutscher, kein Österreicher, kein Ungar; aber wie die Nachrichten widerlegen? Die kleine deutsche Kolonie Mexikos, aus knapp 1200 Seelen bestehend, beschloß sofort einen eigenen Kabeldienst mit Washington einzurichten und die Depeschen in Form von Extrablättern in deutscher und spanischer Sprache öffentlich zu verteilen. Naturgemäß mußte es Wochen dauern, bis ein solcher Telegrammdienst funktionieren konnte, was war also mittlerweile zu tun? Im Vorstand des Deutschen Flottenvereins von Mexiko gelangte sofort der Vorschlag zur Diskussion, sich Einfluß auf eine existierende Zeitung zu verschaffen oder eine neue zu gründen. Jedoch das war sehr schwer, denn seit vier Jahren herrscht Revolution im Lande, alle Verhältnisse sind zerrüttet, die Verbindungen unsicher. Dazu kam als besonders ungünstiger Umstand, daß hier am Ort nur eine einzige Anzeigenagentur besteht, und daß diese sich in französischen Händen befindet; sie bestimmt geradezu den Ton der Spanisch geschriebenen Zeitungen, was ausländische Politik anbelangt. Ungünstig war außerdem, daß der Kabeldienst der Blätter in spanischer Sprache seit langem ebenfalls durch eine französische Agentur in Neuyork besorgt wurde. Da kam uns Hilfe von einer ganz unerwarteten Seite. Schon am 5. August erschien ein nur auf einer Seite bedrucktes Blättchen von Großoktavformat, das sich **Boletin de la Guerra**

Digitized by Google

nannte und in scharfer Weise für die deutsche Sache eintrat. Vier Knaben im Alter von 16 bis 18 Jahren hatten es gegründet, kein einziger von ihnen war je in Deutschland gewesen. Die beiden Hauptgründer waren Oskar Richter, Sohn eines Deutschen und einer Mexikanerin, und Manuel Leon Ortega, von rein spanischer Abkunft. Der Vater des letzteren, Besitzer einer Druckerei, schenkte ihnen das nötige Papier, die Jungen schrieben, setzten und druckten das Blatt, ja sie trugen es sogar selber aus und verteilten es gratis auf der Straße. Eine Reihe von Mitgliedern der deutschen Kolonie begriff sofort die Möglichkeiten, welche für uns in dem Unternehmen lagen; von verschiedenen Seiten wurde sogleich pekuniäre Unterstützung angeboten, mehrere Deutsche begannen mitzuarbeiten, vorerst unter Benutzung von Nachrichten aus den deutschen Zeitungen der Vereinigten Staaten. Dann wurde auch sehr bald der Straßenverkauf organisiert, das Format vergrößert, beide Seiten des Blattes wurden bedruckt, die deutsche und österreichische Gesandtschaft sowie mehrere große Geschäftshäuser sandten dem Blatt unverzüglich die Kabelgramme, welche sie aus den Vereinigten Staaten erhielten, andere annoncierten und da dauerte es denn auch gar nicht lange bis das Blatt von Mexikanern eifrig abonniert oder auf der Straße gekauft wurde. Die Auflage stieg von 200 rasch auf 1000, 2000, 3000, ja schließlich 5000, und wären die Zustände im Lande nicht immer jämmerlicher geworden, so hätte sich diese Zahl wohl noch verdoppelt, da auch aus zahlreichen Städten des Inneren Hunderte von Bestellungen einliefen.

Auf die Franzosen und Engländer in Mexiko machte das Unternehmen einen riesigen Eindruck. Zuerst versuchten sie es mit Drohungen; die Anzeigenagentur kündigte dem Verlag an, man würde den übrigen bei ihm erscheinenden Zeitschriften alle Annoncen entziehen. Der Verleger, Manuel Leon Sanchez, ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern antwortete mit einer Vergrößerung des Blattes. Dann kamen Bedrohungen persönlicher Natur, auch sie verfingen nicht. Die Franzosen gründeten nun drei Zeitungen, die im Sinne der Alliierten arbeiten mußten, aber obwohl sie den Zeitungsverkäufern gratis überlassen wurden, hatten sie nicht den geringsten Erfolg; heute sind sie bereits eingegangen, bis auf ein illustriertes Blatt, welches noch ein Schattendasein fristet. Schließlich gelang es den Engländern und Franzosen, den Polizeiinspektor dazu zu veranlassen, daß das Blatt aufgehoben wurde; aber infolge privater Anstrengungen und Einflüsse mußte es nach etwa drei Wochen wieder freigegeben werden und seither gelangte es mehr denn je zur Geltung.

Da auch alle illustrierten Zeitschriften ohne Ausnahme im Sinne der Alliierten arbeiteten, wurde vom gleichen Verlage beschlossen, ein illustriertes Wochenblatt zu gründen, das allgemein Anklang fand, und auch heute noch regelmäßig erscheint; ferner wurde in jedem Heft einer bereits

Digitized by Google

recht verbreiteten Monatsschrift mindestens ein über Deutschland und Österreich-Ungarn aufklärender Artikel veröffentlicht.

Die Wirkung unserer Tätigkeit ist eine ganz erstaunliche gewesen. In einem großen Teile des Publikums ist die Stimmung durchaus umgeschlagen, weite Kreise, die anfangs im Banne der alliierten Lügen standen, sympathisieren heute mit Deutschland und Österreich-Ungarn, die Kabellügen finden kaum noch Glauben. Ja noch mehr; die Zeitungen, welche ganz unter dem Einfluß der französischen Anzeigenagentur standen, bringen heute neben den offiziellen Nachrichten der Alliierten auch diejenigen Deutschlands und Österreich-Ungarns; nur die Titel sind noch „gelb"; öfters aber werden auch in ihnen schon deutsche Siege hervorgehoben.

Die deutsche Kolonie in Mexiko hat sich damit nicht begnügt; die „Deutsche Zeitung" begann zwei Mal in der Woche eine spanische Ausgabe zu veröffentlichen, deren Nummern gratis verteilt werden und paketweise ins Innere gehen; die Auflage ist heute verhältnismäßig größer denn je.

Die Alliierten hatten es, wie gesagt, zuwege gebracht, daß unser **Boletin de la Guerra** während drei Wochen unterdrückt wurde. In dieser Zeit gründete dann eine andere Gruppe von Deutschen ein neues tägliches Blatt, den **Mensajero de la Guerra**, der leider neuerdings aus Mangel an Druckpapier, an dem es hier infolge der Revolution fast ganz fehlt, sein Erscheinen hat einstellen müssen. Immerhin arbeitete er während mehrerer Monate kräftig zugunsten des Deutschtums. Weiterhin ist zu erwähnen, daß in den letzten Monaten auch das weit verbreitete Organ der spanischen Kolonie, der **Correo Español**, freiwillig auf seiten der Deutschen in den Kampf um die öffentliche Meinung eintrat; leider ist dies einflußreiche Blatt letzthin aus innerpolitischen Gründen von der mexikanischen Regierung unterdrückt worden.

Obwohl Mexiko politisch und handelsökonomisch für Deutschland gegenwärtig von äußerst geringer Bedeutung ist, bin ich auf die hier herrschenden Verhältnisse näher eingegangen, weil sie zeigen, wie viel der Deutsche im Auslande zu vollbringen imstande ist, wenn er die ernste Absicht hat, Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. Leider scheint nur in wenigen spanisch-amerikanischen Ländern Ähnliches organisiert worden zu sein. In Chile nahmen sonderbarerweise nicht die Deutschen, sondern chilenische Offiziere den Kampf auf, indem sie die **Revista Militar** gründeten, ein Blatt, das einen großen Umschwung der Sympathien hervorgerufen hat. In Argentinien, wo die antideutsche Literaturhetze besonders heftig einsetzte, hat die La Plata-Zeitung viel zu spät, Ende Oktober, sich ermannt, eine tägliche Nachmittagsausgabe in spanischer Sprache zu veröffentlichen; soweit Nachrichten vorliegen, ist der Erfolg hervorragend.

In den Vereinigten Staaten liegen die Verhältnisse ganz anders als in den lateinisch-amerikanischen Ländern; die anglo-amerikanische Presse ist

Digitized by Google

seit Jahrzehnten die Schleppenträgerin der Engländer gewesen, und ein großer Teil der Anglo-Amerikaner hat von jeher die Deutschen gehaßt oder verachtet. Deshalb hat auch die gewaltige Anstrengung der Deutsch-Amerikaner (im Verein mit den Iren) es nicht zuwege gebracht, die öffentliche Meinung wesentlich zu beeinflussen, wenigstens nicht die Presse. Die von den Deutschen gegründete Wochenschrift **The Fatherland** dürfte schwerlich viele Gegner bekehrt haben; die Gründung zahlreicher Tageszeitungen in englischer Sprache hätte wahrscheinlich größeren Erfolg gehabt, besonders wenn sie von deutsch-freundlichen Anglo-Amerikanern redigiert worden wären und anscheinend nicht unter deutscher Kontrolle gestanden hätten.

Im großen und ganzen darf man wohl für alle neutralen Länder den Grundsatz aufstellen, daß die öffentliche Meinung am leichtesten durch Tageszeitungen beeinflußt werden kann, die von Einheimischen geleitet werden und äußerlich keinen Zusammenhang mit deutschen Kreisen aufweisen. Nur der Einheimische weiß, auf welche Weise er seine Landsleute anzupacken hat; das erklärt den Mißerfolg der von Deutschland aus in fremden Sprachen verbreiteten Aufklärungsschriften.

Aus alledem ergibt sich ganz von selber der Schluß: wollen wir bei den Neutralen Eindruck machen, so müssen wir in jedem Land eine oder mehrere Zeitungen in der Landessprache gründen und womöglich Einfluß auf bereits bestehende Blätter von Bedeutung gewinnen. In fremden Sprachen verfaßte Propagandaschriften, die von Deutschland aus gesandt werden, haben geringen Einfluß, erstens weil man sie nicht in genügenden Massen verbreiten kann, zweitens weil sie vielfach von Leuten verfaßt werden, welche der fremden Sprache nicht wirklich mächtig sind; ich habe Propagandaliteratur in spanischer und auch in englischer Sprache gesehen, die man zuerst ins Deutsche übersetzen mußte, bevor man den Sinn erraten konnte. Derartige Schriften schaden mehr als sie nützen; auch die rührendste Erzählung wirkt komisch, sobald man sie ungrammatisch erzählt. Der Gerechtigkeit halber möchte ich übrigens hervorheben, daß eine lobenswerte Ausnahme existiert, nämlich die spanische Ausgabe der Hamburger Nachrichten, die geradezu auf spanisch-amerikanische Verhältnisse zugeschnitten ist; aber die Redaktion der Hamburger Nachrichten hat auch die ausgezeichnete Idee gehabt, mit der Leitung einen spanisch-amerikanischen Schriftsteller von großer Bildung zu betrauen, der sein Publikum durch und durch kennt. In Mexiko werden die in der erwähnten Zeitung gebrachten Artikel fast regelmäßig von unserer Propagandapresse mit großem Erfolg abgedruckt.

Also nochmals! Zeitungen, welche um die Meinung der Neutralen werben, müssen von Landeskindern geschrieben werden, Deutsche dürfen nur das Material liefern; wenn wir in allen Ländern heute noch derartig zu arbeiten begännen, würden wir bald Erfolge aufzuweisen haben.

Digitized by Google

Der Kaiser.

Von Sir J. M. Barrie.

Wenige Tage nach der Beschießung von Scarborough, am 21. Dezember v. J., fand im Coliseum in London die Erstaufführung eines Kriegsstückes statt, das, als ein Charakteristikum englischer Auffassung und Anschauung, auch für uns Deutsche von Interesse erscheint.

Der kurze Einakter ist ein Werk Sir James Matthew Barries, der das Stück auffälligerweise deutsch „Der Tag" betitelte. Da bei uns wenige wissen würden, was mit diesem Titel gemeint ist, wurde die nachstehende Übersetzung „Der Kaiser" überschrieben.

Sir James M. Barrie, zu Kirriemuir in Schottland, wo er gegenwärtig lebt, am 9. Mai 1860 geboren, ist weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus, nicht nur als vielgelesener Novellist, sondern mehr noch als fruchtbarer und gefeierter Dramatiker bekannt, der vor etwa einem Jahrzehnt durch seinen „Peter Pan" den englischen Parnaß erklomm. Mit Conan Doyle zusammen hat er das Drama „Jane Annie" geschrieben. Barrie ist von seinen Landsleuten wiederholt der britische Aeschylos genannt worden, doch sei es lieber einer späteren Zeit überlassen, ob sie diesen Vergleich gelten läßt. Wie der große Eleusiner, als Mitkämpfer von Marathon, Salamis und Platää, aus seinem Herzen und seinen Erlebnissen heraus „Die Perser" schrieb, so wollte auch Barrie den Krieg seines Zeitalters, vor allem aber die Person Wilhelms II. auf die Bühne bringen; was den Hellenen die Perser waren, das sind heute den Engländern die Deutschen: Barbaren!

Am Tage nach der mit großem Beifall aufgenommenen Erstaufführung brachte der Daily Telegraph den Wortlaut des Stückes, der meiner Übertragung zugrunde liegt.

Hamburg, März 1915. Erwin Volckmann.

(Szene: Ein kahles Zimmer, von einem Sechserlicht schwach erleuchtet. Am Tisch, auf einem Brettstuhl sitzt ein Kaiser, in Gedanken versunken. Sein Kanzler und ein Offizier treten zu ihm.)

Kanzler: Kaiserliche Majestät —

Offizier: Sire —

(Der Kaiser erhebt sich.)

Kaiser: Ist dies hier das Papier?

(Weist auf ein Papier in des Kanzlers Hand.)

Kanzler (das Papier hinreichend): Es harret nur der Zeichnung Eurer Majestät!

Offizier: Wenn Ihr es unterzeichnet, Sire, wird unser Vaterland im Kriege sein mit Frankreich und mit Rußland.

Kaiser: Endlich! — Dies nichtige Papier — —

Kanzler: Nicht wert 'nen Pfifferling, bis Eure Unterschrift es trägt! Dann —

Kaiser: Dann wird es schallen rings um den Planeten und hundert Jahre wird es nach noch klingen! Wie schweigsam ward die Welt, seit diese Feder ich ergriffen. Ja, ganz Europa lauscht! — Europa, das ist Deutschland, wenn ich unterschreibe. Und doch —

Offizier: Sire, seid Ihr nicht besorgt zu unterzeichnen?

Kaiser (auffahrend): Besorgt?!

Offizier (unterwürfig): O, Sire!

Digitized by Google

Kaiser: Unwiderstehlich bin ich heut'! Das heiße Blut, es kocht in meinen Adern und jedes offne Tor dünkt mir die Gabe einer Welt. Ich höre tausend Nachtigallen schlagen; ich könnte alle Elefanten Hindustans verschlingen und meine Zähne stochern mit dem Münsterturm von Straßburg!

Offizier: So ist das Vaterland von heute. Das, was wir sind, habt Ihr aus uns gemacht! Ein Jeder strebt Euch nach, soweit der Mensch vermag, die Gottheit nachzuahmen. Ihr schmiedetet uns, Sire, zu einem Schwert, und dieses Schwert muß heute endlich sprechen!

Kaiser (beistimmend): Hier sprach das Schwert! Und doch, ein Weiser sagt: „Greif' deine Feinde nie zusammen an, wohl aber jeden einzeln, daß nicht ihnen die Mahlzeit werde, sondern dir allein!" (zum Kanzler): Warum soll ich nicht Freund der Russen sein so lang, bis Frankreich aus dem Weg geräumt ist, oder Franzosenfreund, bis daß der Bär geknebelt? — Das war Euer Teil!

Kanzler: Dies strebt ich an, doch haben allgemein sie mich beargwöhnt. Sire, die Unterschrift!

Kaiser: Wie steht's um England?

Offizier (eifrig): Das ists! Der Tag, auf den so oft wir unsre Gläser leerten; er naht heran!

Kaiser: Der Tag! Auf diesen Tag! .. — Doch wann?

(Den Tag grüßt Alles mit erhobnen Schwertern.)

Offizier: Jetzt, wenn es nottut.

Kaiser: Es führt kein Weg nach England, eh' die Nachbarn nicht zu Boden liegen. Dann aber gibt es keinen Weg, der nicht nach England führt!

Kanzler: Grad jetzt stimmt England Eurer Majestät nicht zu!

Kaiser: Wenn ich nur dessen sicher wäre, — —

Kanzler: Ich stehe dafür ein. Wir haben, gar gut für uns, die rechte Zeit gewählt; es liegt im Kampfe mit sich selbst, sein wüstes Weibervolk ist losgelassen, Irland steht in Flammen, die jämmerliche, britische Armee schmollt mit dem Bürgertum! —

Kaiser: All diese Wunden könnten plötzlich heilen, wenn Deutschlands Kriegstrompeten schmettern. Es ist ein Land, das ehedem doch was geleistet.

Offizier: In der Vergangenheit wohl, Majestät, nur in dem „ehedem" liegt Englands Größe!

Kaiser: Ja, das ist deutsche Wahrheit! England wurd' stumpf und faul. Ein Dickwanst-Land ruht's überfüttert, träumt von nichts, als nur sich vollzuschlingen voll Macht, und ist zu träg', ohn' frischpulsierend Blut, an dessen Stell' ein fahlgelb Fluidum schwer durch die Adern rollt. Das Höchste, was es treibt, gilt eigner Sicherheit; verspricht man diese ihm, so sinkt Altengland gleich aufs weiche Lotterbett! Die Rolle in der Welt hat England ausgespielt, auf seinen Grabstein schreibt getrost „Es war!"

Digitized by Google

Kanzler: Wie gut Ihr England kennt! Doch Alles, was England braucht, gilt als Entschuld'gung nur für seinen Satz: „ich handle stets zum größten Vorteil meines eignen Beutels". Den Grund hab' ich als Englands Ausflucht stets gefunden! — In Eurem Namen hab' ich zugesagt — falls es neutral bleibt —, als Geheimvertrag, daß wir von Frankreich jetzt nur Teile nehmen, die wir jetzt grad gebrauchen, andre nicht!

Kaiser: Ein heimlicher Vertrag! So über Frankreichs Kopf, das ihm befreundet? Ein arger Schurkenstreich! —

Kanzler: Die britische Regierung denkt so nicht! Glaubt mir, ich kenn' sie, Sire. — Die Unterschrift —?

Kaiser (strahlend): In einer Woche kann ich ein Millionenheer durchs Reichsland über unsre Grenzen werfen!

Offizier (mit gerunzelter Stirn): Es gibt wohl hundert Tore, diesen Weg zu öffnen!

Kaiser: Meine Artill'rie wird sicher ihn erschließen.

Offizier (bedeutsam): Könnt' Ihr nicht einen leichtern Weg Euch denken, Sire?

Kaiser: Ich grübelt' drüber nach schon Nacht und Tag.

Offizier: Nur weiter nördlicher, durch Belgien.

Kaiser: Wenn ich das wagen könnt'! Doch nein! Der Weg ist mir versperrt!

Offizier (mißverstehend): Im Gegenteile, Sire!

Kaiser: Versperrt durch eine Burg, die kein Geschütz bezwingt, durch Ehre und mein Wort, die ich verpfändet drauf.

Offizier: Und dennoch, Sire —

Kaiser (nach einigem Zögern): Nein, nein, so will ich meinen Namen nicht besudeln!

Kanzler: Ich stimm' Euch bei, Sire, doch ich fürchte, mit Frankreich wird es nicht so stehn, es wurde schamlos und nimmt seinen Weg durch Belgien!

Kaiser: Ihr sucht mich zu verführen. Auch Frankreich unterzeichnete den Pakt.

Kanzler: Des Kaisers Majestät beurteilt andre nach sich selbst! Ich hab' geheime Gründe, zu befürchten, daß in der ersten Gier nach seinem Vorteil Frankreich den Pakt für einen Wisch erklärt.

Kaiser: Ich meine, die geheimen Gründe sind Eures eignen Schädels Hirngespinst!

Kanzler: Frankreich wird sagen sich, daß Not noch niemals anerkannte ein Gebot, und was dergleichen mehr.

Kaiser: Belgien ist keine Nuß, es fordert vor die Klinge den Verräter!

Kanzler: Frankreich wird seinen Durchweg doch erzwingen!

Kaiser: Mein lieber Kanzler, das sind arge Worte.

Kanzler: Verzeihung, Sire! Sie schlüpften mir so über meine Lippen.

Offizier: Derweil verrinnt die Zeit; belieben, Majestät, zu unterzeichnen?

Kanzler: Napoleon würde rasch gehandelt haben!

Kaiser: Napoleon!

Kanzler: Sire, das Papier.

Digitized by Google

Kaiser: Laßt es mir da und kehrt in einer Stunde wieder; dann werdet Ihr es unterzeichnet finden.

Offizier (mahnend): Die letzte Frist —

Kanzler: Ein allzu lang' Bedenken —

Kaiser: Ich will allein sein!

(Beide ziehen sich ehrerbietig, aber bekümmert zurück. Er bleibt, in Gedanken versunken, allein.)

Kaiser: Auch eines Königs Leben ist nur ein Tag! Und während dieses Tags steht einmal nur die Sonne im Zenit. Ich stehe heut' auf meinem Gipfelpunkt, für Deutschland kommen weitre, für mich nicht! — Sie nannten Bonaparte, mich ihm vergleichend. — Der traurige Gesell'! — Paris, drei Wochen, sagen wir auch vier, um jeden Rechenfehler auszuschalten. Rußland im Rükken, sechs, mit Polen, das ja nach jenem giert, und dann — nach einer Atempause, kommt der Tag!! — Wir fegen hin zum Englischen Kanal und ändern seinen Namen, wenn an Bord wir gehn; ihn kreuzen auf dem Weg wir von Calais, das leicht in unsre Hände fallen muß. Die brit'sche Flotte wird zerstört, — denn dies liegt ja im Plan! — Dover bis London, eine Woche nur, bequemen Marschs. London liegt offen da, von namenlosem Schreck gelähmt, fällt es in einem Tag. Vae victis! England, erobert, lass' ich ein'ge Bälle zu spielen mit, daß dort kein Aufstand kommt! Dann hol' ich mir durch fette Bissen Amerika für meine Kolonisten, denn ich beherrsch' die Meere! — So ist denn alles festgesetzt, mir scheint's so gut, als wär' es schon getan, bevor ich noch zu tun es beschlossen. — Diktator dieser Welt! Und Alles allein zum Zweck des Friedens, denn sobald die ganze Welt erst mein, so komme ich zu dem ersehnten Ziel, zum Frieden über alle Welt. Allherrscher! Gott im Himmel. Ich auf der Erde — nur wir zwei! — (Er runzelt drohend seine Brauen.) Und da sind überdies noch Zeppeline! Ja, ich will unterzeichnen.

(Er sitzt in Gedanken. Er ist sehr ermüdet und schläft ein. Er träumt und sein Traum ist folgender: Der Geist der Kultur, ein Weib in weißen, wallenden Gewändern, erscheint.)

Wer ist's?

Kultur: Ein Freund. Ich bin Kultur, die lang und gerne schwebte über deutschen Landen, den glücklichen.

Kaiser: Wer gab ihr königliche Ehre?: Ein Freund, tatsächlich — ein Gefährte. Ich wünschte, Königin, von dir zu hören, daß ich für dich so manche Tat getan.

Kultur: Ja, du hast für mich viel gewirkt. Stolz hob mein Haupt ich, seit du Herrscher wurdest. Ich mag gelächelt haben öfters über dich, wenn, wie es mir erschien, du glaubtest, wir beide seien Eins! Doch wie's um Könige auch steht, du warst ein Würdiger.

Kaiser: Alles geschah für dich!

Kultur: So lang ich denken mag. Ich blickt' auf Deutschlands goldne Saatgefilde, emporgesproßt auf einstmals kargem Boden, sah

Digitized by Google

geschäft'ge Mühlen und den Rauch der Essen, den ausgedehnten Handel und ein strotzend Volk. Ich schaut' die Edelsitze alter Wissenschaft, umwoben von der Sonne Glanz, und alles, hört ich sagen dich, sei mir geweiht und darauf ward ich stolz! Ja, Kaiser, du hast mich geehrt und jetzt steh' ich von dir erniedrigt da! Das köstliche Gewand, in das du mich gekleidet, reiß' mirs vom Leib und treib' mich nackt dann fort aus deutschen Landen.

Kaiser: Du willst nicht, daß ich unterschreibe?

Kultur: Ich warn' vorerst: Erkenn' dich selbst! — Zu lang nur schautest du durch rosenfarb'ne Brille!

Kaiser: Ich unterschreib', daß Deutschland größer werde, dein Banner weiter flieg' und die Kultur die ganze Welt umspanne.

Kultur: Mein Banner braucht dess' nicht! — Stets war es nur ein Mangel deines Denkens, ich hätte keine Heimat außer deutschen Landes. Ich habe viele Heime und das beste winkt mir in Frankreich.

Kaiser: Wenn das Wahrheit wäre, so sorgte Deutschland wenig sich um dich.

Kultur: Träf' dieses zu, so hatt' ich nie ein Heim in Deutschland. Ich diene einem Volke nicht allein und bin nicht einer Rasse Herrscherin! Ich bin nicht deutschen Ursprungs. Mein Panier fliegt über jedem Land, auf das du immer deinen Fuß magst setzen. Ich will nicht das Gered': Du kämpftst für mich. Such' einen andern Grund!

Kaiser: Die Eifersüchtelei'n der Völker —

Kultur: Alle sind schuldig. Eifersucht, nicht Geldgier ist die Wurzel alles Übels. Da liegt der Fehler! Doch ich weiß nicht, was jene Andern wollen, als den Frieden. Was aber willst denn du von ihnen? Greif' alle an und wenn in Stücke sie nicht sich reißen lassen wollen, dann rufe laut: Das Blut komm' über euch, ihr selbst zwingt mich zum Krieg.

Kaiser: Deutschland muß sich entfalten, denn das ist seine göttliche Mission! Ich hab's von Oben!

Kultur: Dein Spionagenetz ist wahrlich weiblich ausgebreitet!

Kaiser: Mit mir ist Deutschland und ich halt' in Händen die größte Kriegsmacht, die die Welt je schuf.

Kultur: Ich hab' gesehen deine Legionen, und alle waren mit dir. Niemals ward einem Herrscher mehr vertraut. Weckt dir, o Kaiser, Dieses kein Bedenken?

Kaiser: Frankreich fällt doch das kleine Belgien an!

Kultur: Das ritterliche Frankreich? Nie! — Ich verlass' dich, Kaiser. Ein letztes Wort dir noch an deinem Scheidewege: Frankreich, Rußland und England sind gewalt'ge Gegner, doch sie bringen die Pfeiler Deutschlands nicht zu Fall. Hüt' dich vor Belgien!

(Sie geht. Er bleibt in Zwiespalt mit sich zurück, er zögert zu unterschreiben, wirft die Feder fort und schellt. Kanzler und Offizier erscheinen wieder.)

Digitized by Google

Kanzler: Hat Eure Kaiserliche Majestät gezeichnet?
Kaiser: Hier! (Er zieht ein Papier hervor.)
Offizier: Sire!
Kaiser: Sagt dies in meinem kaiserlichen Namen Frankreich und Rußland und auch England. So lange sie in ihren Grenzen bleiben, bleib' ich in meinen!
Offizier: Aber, Sire, — —
Kaiser: Ihr wißt, wie ich, es ist dies alles, was sie fordern.
Kanzler: Ihr seid doch Öst'reichs Freund!
Kaiser: Ich will's beweisen! Sagt ihm von mir, daß Serbien eingegangen auf jeden Punkt, soweit ein Volk vermag, und Öst'reich sollt' damit voll einverstanden sein.
Kanzler: Nein, Sire — —
Kaiser: Und dann gibts keinen Krieg!
Offizier: Sire, wir bitten — —
Kaiser: Dies ist mein Befehl! (Sie müssen gehen, verdrossen aber unterwürfig.)
Kaiser: Bei mir liegt die Entscheidung und ich sag': hier walte Frieden! Das sei mein Zenith! (Er geht zu seinem Stuhl zurück und schläft sanft ein. — Aus der Ferne ertönt Angelusgeläute, das plötzlich von Kanonendonner, der mächtig widerhallt und alles erzittern läßt, unterbrochen wird. — Der Geist der Kultur kehrt mit klaffender Brustwunde zurück und blickt traurig auf den Schläfer.)
Kultur: Schlaf' weiter, unglückseliger König! (Er wird unruhig.) Nein, besser du erwachst, wenn deine Traumgebilde dich erschrecken. (Er erwacht und weiß im Augenblicke kaum, daß er geträumt hat. Die Wirklichkeit ist für ihn trübe.)
Kaiser: Du! — du kommst hierher, um mich zu äffen?
Kultur: Oh, nein!
Kaiser: Mir träumt, hier sei kein Krieg. In meinem Traume kamen sie zu mir und ich verbot den Krieg. Ich sah das Vaterland so strahlend glücklich, wie's vor dem Kriege war.
Kultur: Du, Kaiser, warst es, der den Krieg gemacht!
Kaiser: Belgien — —
Kultur: Es gibt kein Belgien mehr! Doch über dem, was Belgien war, glänzt ein verklärend' Licht, gleich einem Heil'genschein, doch das durchdringt ein flammend Racheschwert.
Kaiser: Mir träumt', ich hätte Belgien mein Wort gehalten.
Kultur: Du, Kaiser, warst es, der sein Wort gebrochen, der einer Wüste gleich das Land gemacht! In deiner Gier nach Sieg verletztest du des Krieges Recht, das Menschen ersannen, um, wenn je das Schwert entfuhr der Scheide, vor ihren Schöpfer frei doch hinzutreten. Dein Weg zu ihm ist grell erhellt vom Brand der Städte und in Asche liegen die Bildungsstätten, die einst mein! Jetzt wirst du suchen ihn auf Pfaden, daran die Unschuld ächzend steht und klagt!
Kaiser: In meinem Traume wähnt' ich, England sei entartet und würd' nicht kämpfen.
Kultur: Es focht, wie einst bei Crecy, Azincourt und Waterloo, auf Tod und Leben, um zu helfen. Die Toten standen auf aus

Digitized by Google

ihren Grüften, vom Tritt der Streiter aufgeschreckt und riefen: Was tust du, England? Doch von den Lebenden scholl laut der Hornruf: „Alles wohl!“ — England, o Kaiser, war entartet, doch du hast's wieder groß gemacht! —

Kaiser: Frankreich und Rußland?

Kultur: Die sind hier und scharen rings um deine Wälle sich.

Kaiser: Mein Volk?

Kultur: Ich sehe kein Marschieren; nur Männer, deren Tritt nicht hallt. Die Schemen deiner Krieger sinds, die fort und fort in endlos langen Reihen ziehen.

Kaiser: Fluchen sie mir?

Kultur: Kein einziger! Sie alle grüßen dich, wie sie vorüberziehen. Deinem Befehle sind sie treu gefolgt.

Kaiser: Fluchen die Frauen mir?

Kultur: Auch nicht die Frauen! Die grüßen gleichfalls dich. Du seist ihr Vater und trügest keine Schuld.

Kaiser: Und du?

Kultur: Ich kam mit dieser tiefen Wund' in meiner Brust nur, um dir noch ein Lebewohl zu sagen.

Kaiser: Gott kann mein Deutschland doch nicht ganz zerstören lassen.

Kultur: Wenn Gott mit den Alliierten ist, so wird dein Deutschland nicht zugrund gerichtet — Lebwohl!! — — (Sie will gehen, nimmt aber noch eine Pistole vom Tisch und drückt sie ihm in die Hand. Strahlenden Blickes geht sie davon. — Das Sechserlicht brennt nieder. Der große Kaiser verschwindet in dem Schatten.)

Ende!!!

Digitized by Google

London.

Von F. M. Dostojewskij.

In London kann man die Masse in einem Umfange und in einer Umgebung sehen, wie nirgendwo in der ganzen Welt — wenigstens nicht als Wirklichkeit. Man hat mir unter anderem erzählt, daß in jeder Sonnabendnacht eine halbe Million Arbeiter und Arbeiterinnen mit ihren Kindern sich wie ein Meer in die Straßen der Stadt ergießt, besonders in gewissen Stadtteilen, um sich dann die ganze Nacht bis fünf Uhr morgens zu vergnügen, das heißt, sich für eine ganze Woche viehisch sattzuessen und vollzutrinken. Diese halbe Million bringt ihren ganzen Wochenlohn, bringt ihr ganzes im Schweiße und unter Flüchen schwer erarbeitetes Geld in einer einzigen Nacht durch.

In den Fleisch- und Eßwarenläden brennt das Gas in dicksten Flammenbüscheln und erhellt mit grellem Licht die Straßen. Es ist geradezu, als werde für diese weißen Sklaven ein Ball veranstaltet. Und das Volk drängt sich in den offenen Tavernen und auf den Straßen, und überall wird getrunken, gegessen. Die Trinkstuben sind aufgeputzt wie Prunksäle. Alles ist betrunken, doch ohne Fröhlichkeit, ist vielmehr finster und schwer und ganz eigentümlich schweigsam. Nur hin und wieder wird dieses verdächtige Schweigen, das einen bedrückt, durch Schimpfwörter und eine blutige Prügelei unterbrochen. Alle diese Menschen beeilen sich, sich bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken. . . Die Frauen stehen den Männern nicht nach und betrinken sich gleich diesen, und die Kinder laufen und kriechen zwischen ihnen umher. In einer solchen Nacht verirrte ich mich einmal — es war gegen zwei Uhr — und drängte mich lange durch die Straßen und die unzählbare Menge dieses finsteren Volkes, gezwungen, mir fast nur mit Zeichen den Weg zu erfragen, da ich kein Wort Englisch kann. Ich fand schließlich den Weg, aber der Eindruck dessen, was ich gesehen hatte, quälte mich noch drei Tage.

Man fühlt, wenn man alle diese Parias der Gesellschaft sieht, daß die Prophezeiung für sie noch lange nicht in Erfüllung gehen wird, daß man ihnen noch lange nicht Palmzweige und weiße Gewänder geben wird und daß sie noch lange zum Throne des Allerhöchsten emporseufzen werden: „Wie lange noch, Herr?“ Und sie wissen das selbst, und mittlerweile rächen sie sich an der Gesellschaft mit irgend so einem unterirdischen Mormonentum. . . Wir wundern uns über die Dummheit, sich einer dieser Sekten anzuschließen, und erraten nicht einmal, daß es sich hier um eine Absonderung von unserer gesellschaftlichen Formel handelt, um eine hartnäckige, wenn auch unbewußte Absonderung; es ist eine instinktive Absonderung

Digitized by Google

um jeden Preis, denn sie geschieht um der eigenen Rettung willen, eine Absonderung mit Ekel vor uns und mit Entsetzen. Diese Millionen von Menschen, die von der Festtafel der Menschheit verjagt, oder vielmehr nie an sie herangelassen worden sind, drängen sich in der unterirdischen Dunkelheit, in die sie von ihren älteren Brüdern verstoßen sind, tastend umher und pochen an die erste beste Tür, suchen nach einem Ausgang, um in dem Dunkel ihres Daseins nicht zu verrecken. Es ist das der letzte verzweifelte Versuch, sich zu einem selbständigen Haufen zusammenzuschließen, in eine besondere Masse, und sich von allem abzuwenden, und sei es selbst von der Menschengestalt, nur um von eigener Art zu sein, nur um nicht uns gleich zu sein.

Ich sah in London auch noch eine andere ähnliche Menge, von einer Größe, wie man sie gleichfalls nirgendwo außer in London sehen kann. Dazu auch eine Aufmachung von eigener Art. Wer in London gewesen ist, hat sicherlich wenigstens einmal in der Nacht Hay-Market besucht. Das ist ein Stadtteil, in dem nachts in gewissen Straßen die öffentlichen Frauenzimmer zu Tausenden sich umherdrängen. Die Straßen sind von Gasflammen beleuchtet, von denen man bei uns in Rußland noch gar keine Vorstellung hat. Hier reiht sich ein Café ans andere, Cafés mit Riesenspiegeln und goldstrotzenden Verzierungen. Hier gibt es Versammlungsorte und Nachtasyle. Es wird einem unheimlich zumute, wenn man sich unter diese Menge mischt.

Und aus was für ungleichartigen Geschöpfen sie sich zusammensetzt! Da sieht man alte Weiber und junge Schönheiten, bei deren Anblick man betroffen stehen bleibt. Nirgendwo in der Welt gibt es einen so schönen Frauentyp wie in England. Und diese ganze Menge schiebt sich in dichter Masse durch die Straßen. Die Fußsteige reichen nicht aus, auch der ganze Fahrweg ist von Menschen überflutet. Und alles das lauert auf Beute und wirft sich mit schamlosem Zynismus auf den ersten besten. Hier sieht man prächtige, kostbare Kleider und neben ihnen fast in Lumpen gehüllte Gestalten, und dazu den größten Altersunterschied — alles nebeneinander.

In dieser schrecklichen Menge sieht man betrunkene Strolche und hierher kommt auch der reiche Mann mit hohem Titel. Man hört Schimpfworte, Streit, laute Aufforderungen, hier oder dort einzutreten, und dazwischen das versuchende Geflüster einer noch schüchternen jungen Schönheit. Und was sind das mitunter für Schönheiten! Gesichter wie aus einer berühmten Radierung. Ich weiß noch, einmal trat ich in ein „Kasino". Dort spielte Musik und es wurde getanzt; es waren ungeheuer viel Menschen da und die Aufmachung war glänzend. Aber der finstere Charakter verläßt die Engländer auch im Vergnügen nicht: selbst beim Tanz sind sie

Digitized by Google

ernst, ja sogar düster, sie machen die Tanzschritte fast mechanisch und als müßten sie einer Pflicht nachkommen. In diesem Kasino sah ich oben auf der Galerie ein junges Mädchen, vor dem ich einfach stehen blieb, so überrascht war ich: eine so ideale Schönheit hatte ich noch nie gesehen. Sie saß an einem der Tische mit einem jungen Mann, offenbar einem reichen Gentleman, der, wie aus allem zu ersehen war, nicht zu den ständigen Besuchern des Kasinos gehörte. Vielleicht hatte er sie gesucht und zufällig hier gefunden, vielleicht hatten sie dieses Zusammentreffen verabredet. Er sprach wenig mit ihr und auch das wenige nur in kurzen, abgerissenen Sätzen, sie sprachen gleichsam gar nicht davon, wovon sie eigentlich sprechen wollten. Ihr Gespräch wurde oft von langem Schweigen unterbrochen. Sie schien sehr traurig zu sein. Die Züge ihres Antlitzes waren zart und fein, eine geheime Schwermut lag in ihrem schönen, ein wenig stolzen Blick, ein Sinnen und Sehnen sprach aus ihm. Ich glaube, sie war schwindsüchtig. Zweifellos stand sie in ihrer Entwicklung über dieser ganzen Menge unglücklicher Frauen, sie mußte einfach über ihnen stehen — denn was hätte sonst ein Menschenantlitz zu bedeuten? Und dabei saß sie doch hier unter den anderen und trank gleichfalls diesen Gin, den der junge Mann für sie bezahlte. Schließlich stand er auf, drückte ihr die Hand und sie schieden. Er verließ das Kasino, sie aber ging, auf ihren blassen Wangen feuerrote Flecke vom Branntweingenuß, und mischte sich unter die Schar der sich feilbietenden Frauen. Dort in Hay-Market habe ich Mütter gesehen, die ihre eigenen kleinen Töchter zu diesem Gewerbe anleiteten. Und diese kleinen, kaum zwölfjährigen Mädchen fassen einen an der Hand und bitten einen, doch mit ihnen zu gehen. Ich weiß noch, wie ich einmal auf der Straße im Volksgedränge ein kleines Mädchen erblickte, das wohl höchstens sechs Jahre zählte, nicht mehr, in Lumpen gekleidet, schmutzig, barfuß, ausgemergelt und blaugeschlagen — ihr Körper, den man durch die zerrissenen Lumpen sah, war mit blauen Flecken bedeckt. Sie ging wie eine Bewußtlose, ohne Eile irgend wohin zu kommen, sie trieb sich weiß Gott weshalb in dem Volkshaufen umher; vielleicht war sie hungrig. Niemand beachtete sie. Doch was mich am meisten betroffen machte: sie ging mit dem Ausdruck eines so großen Kummers, einer so hoffnungslosen Verzweiflung in ihrem Gesicht, daß der Anblick dieses kleinen Geschöpfes, das schon so viel Fluch und Jammer trug, fast unnatürlich war und doch unsagbar weh tat. Sie wiegte beim Gehen ihren zerzausten Kopf immer hin und her, ganz als erwäge sie etwas, bewegte dabei unausgesetzt ihre Arme, spreizte die Finger oder schlug plötzlich die Hände zusammen und preßte sie an ihre nackte kleine Brust. Ich ging ihr nach und gab ihr einen halben Schilling. Sie nahm die silberne Münze, sah mir scheu mit ängstlicher Verwunderung in

Digitized by Google

die Augen und plötzlich lief sie davon, so schnell sie konnte, ganz als hätte sie gefürchtet, daß ich ihr das Geld wieder abnehmen könnte. — Ja, es gibt schon eigene Dinge! . .

Und ein anderes Mal, in einer Nacht, als ich mich wieder in dem Gedränge dieser verlorenen Frauen und Lüstlinge befand, redete mich ein weibliches Wesen an, das sich eilig durch die Menge drängte. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und trug einen Hut, der ihr Gesicht fast vollständig verdeckte; ich hatte kaum Zeit, sie mir richtig anzusehen; ich erinnere mich nur ihres aufmerksamen Blickes. Sie sagte mir irgend etwas, was ich kaum verstand — ich glaube, sie sagte es in gebrochenem Französisch — steckte mir ein Blatt Papier in die Hand und ging schnell weiter. Vor dem hellerleuchteten Fenster eines Cafés betrachtete ich das Papier: es war ein kleines Blatt in Quadratform; auf der einen Seite stand gedruckt: „Crois-tu cela?" und auf der Rückseite, gleichfalls französisch: „Ich bin die Auferstehung und das Leben . . ." usw. Die bekannten Worte. Sie werden zugeben, daß auch das recht eigenartig ist. Später erklärte man mir, das sei die katholische Propaganda, die unermüdlich, unablässig überallhin dringt. Bald werden solche Blättchen auf der Straße verteilt, bald kleine Bücher, die Auszüge aus dem Neuen und Alten Testament enthalten. Sie geben sie umsonst, sie drängen sie auf, sie stecken sie dem Vorübergehenden in die Hand. Und solcher Propagandatoren gibt es eine Unmenge, sowohl Männer wie Frauen. Die Propaganda ist schlau und berechnend. Der katholische Geistliche spürt persönlich die Familien armer Arbeiter auf, in die er sich dann unmerklich eindrängt. Findet er z. B. einen Kranken, der in Lumpen auf dem feuchten Fußboden liegt, umgeben von Kindern, die von Hunger und Kälte schon ganz verwildert sind, dazu eine hungernde, nicht selten betrunkene Frau: da gibt er ihnen zuerst zu essen, gibt ihnen Kleider, erwärmt sie, behandelt den Kranken, kauft Arzenei, wird zum Freunde und Wohltäter der ganzen Familie, und zu guter Letzt bekehrt er sie alle zum Katholizismus. Bisweilen freilich kommt es vor, allerdings erst nachher, wenn man seine Hilfe nicht mehr braucht, daß er mit Schimpf und Schlägen hinausgejagt wird. Aber er ermüdet nicht, er geht zu anderen. Auch dort wird er hinausgejagt; er erträgt alles, aber den einen oder anderen fängt er schließlich doch. Der anglikanische Geistliche dagegen wird doch nicht zu einem Armen gehn! Armen wird ja nicht einmal der Zutritt in die Kirche gewährt, weil sie nichts haben, womit sie den Platz auf der Bank bezahlen können. Die Ehen unter den Arbeitern und Armen sind oft illegitim, denn eine Trauung ist teuer. Übrigens pflegen viele dieser Ehemänner ihre Frauen fürchterlich zu prügeln, ja zu Krüppeln zu schlagen, wenn nicht gar tödlich zu verletzen, und zwar, wie es scheint, zumeist mit der Feuerzange, mit der man im Kamin

Digitized by Google

die Kohlen schürt. Wenigstens wird in den Zeitungsberichten von Familientragödien, schweren Körperverletzungen oder Totschlägen immer die Feuerzange erwähnt. Die Kinder aus diesen Ehen beginnen oft schon im frühesten Alter ein Straßenleben, gehen bald ganz in der Menge auf und kehren schließlich überhaupt nicht mehr zu ihren Eltern zurück. — Die anglikanischen Pfarrer und Bischöfe sind stolz und reich, leben in reichen Pfarreien und werden fett in vollkommenster Gewissensruhe. Sie sind große Pedanten, sind sehr gebildet, und glauben selbst voll Wichtigkeit und Ernst an ihre stumpf-moralische Würde, an ihr Recht, ruhige, selbstgewisse Moral zu predigen, Fett anzusetzen und nur für die Reichen da zu sein. Das ist die Religion der Reichen, und zwar ganz ohne Maske. Wenigstens ist es so — rationell und geschieht ohne Vortäuschung. Aber diese bis zum Stumpfsinn überzeugten Religionsprofessoren haben eine besondere Art von Liebhaberei: die Mission. Sie durchziehen die ganze Welt, sie gehen ins innerste Afrika, um einen Wilden zu bekehren, und vergessen die Million Wilde in London, weil diese nichts haben, womit sie zahlen könnten. Aber die reichen Engländer und überhaupt die dortigen goldenen Kälber sind ungemein religiös, sind es auf eine finstere, mißmutige Art. Die englischen Dichter aber besingen von jeher die Schönheit der Pfarrhäuser in der Provinz, die im Schatten hundertjähriger Eichen und Weiden stehen, sowie ihre tugendhaften Frauen und idealschönen blonden Töchter mit den blauen Augen.

Doch wenn die Nacht vergeht und der Tag beginnt, erhebt sich derselbe stolze, finstere Geist wieder über der Riesenstadt. Er regt sich nicht darüber auf, was in der Nacht war, regt sich auch darüber nicht auf, was er tagsüber sieht. Baal herrscht und verlangt nicht einmal Ergebenheit, denn er ist im voraus von ihr überzeugt. Sein Glaube an sich selbst ist grenzenlos; ruhig und mit Verachtung gibt er, nur um es sich vom Halse zu schaffen, organisierte Almosen, und danach ist sein Selbstgefühl nicht mehr zu erschüttern. Baal versteckt nicht vor sich selbst, wie man es z. B. in Paris tut, gewisse verdächtige, beängstigende Lebenserscheinungen: Armut, Leiden, Murren und die Abstumpfung der Masse regen ihn nicht im geringsten auf. Mit Verachtung erlaubt er all diesen verdächtigen und unheilverkündenden Erscheinungen, dicht neben seinem Leben sichtbar und offenkundig zu bestehen.

Digitized by Google

Zur Kenntnis der englischen Stimmung.

Mitteilungen aus einem Brief.

Von Arnold Schröer, Professor der Anglistik an der Handels-Hochschule Cöln.

Seit Beginn des Weltkrieges habe ich unzählige Male öffentlich und privatim, schriftlich und mündlich darauf hingewiesen, daß wir mit unserm Urteile über das gegenwärtige Verhalten der Bevölkerung Englands gegen uns und besonders gegen unsere in England ansässigen Landsleute warten sollten, warten, bis wir wirklich zuverlässige Nachrichten darüber erhalten, und dann nochmals warten, wie sich die Bevölkerung Englands verhalten wird, wenn sie einmal wirklich zuverlässige Nachrichten über uns und all die Geschehnisse und Vorkommnisse während des Krieges erhalten haben wird.

Das was wir an unwiderleglichen Tatsachen von englischen Übergriffen, Lügen, Verleumdungen, Rechtsbrüchen, Roheiten und Vergewaltigungen erfahren haben, genügt zwar vollkommen, uns zu schärfsten Vergeltungsmaßregeln zu zwingen, jedoch genügt es keineswegs, die trotz aller Bemühungen der Dreiverbandslügenpresse durchsickernden Inkonsequenzen und Widersprüche zu erklären, die in der Gesinnung der Engländer und ihrem Verhalten gegen unsre bei ihnen heimischen Landsleute hie und da sich zeigen. Durch Zufall nur sind mir, und gewiß auch manchen andern, verbürgte Einzelfälle bekannt geworden, in denen die Engländer sich geradeso ritterlich und anständig gegen unsre Leute bei sich, wie wir gegen die Engländer bei uns, betragen haben. Wie viele es sind, das können wir heute noch nicht wissen; also nochmals: warten! Die Abrechnung soll später noch erfolgen!

Ebenso schwer wie für uns, Zuverlässiges aus England zu erfahren, ja vermutlich noch viel schwerer dürfte es für die Bevölkerung Englands sein, über uns und unsere Zustände klaren, reinen Wein eingeschenkt zu bekommen. Die ganze englische Bevölkerung unterschiedslos als verlogene, heuchlerische Gesellschaft zu betrachten, das wäre nicht nur ein schweres, unser unwürdiges Unrecht, sondern auch — gelinde gesagt, eine Albernheit. Eine Menge Dinge und Vorfälle sind der Bevölkerung Englands gewiß absichtlich falsch dargestellt worden, eine Menge aber überhaupt noch nicht völlig aufgeklärt, und werden, wenn je, doch erst in Ruhe nach dem Kriege aufgeklärt werden können, wenn man das gesamte Anklagematerial auf beiden Seiten übersehen und prüfen kann. Wie sich aber vorläufig, eh das alles geschehen ist und geschehen kann, die Vorkommnisse in der

Digitized by Google

Vorstellung unzweifelhaft ehrlicher, die Wahrheit wirklich suchender[1]) Engländer abspiegeln, davon kann uns auch nur hie und da ein Zufall einen Begriff geben.

Ein solcher direkter Einblick ist mir dieser Tage durch einen Brief aus England zuteil geworden, geschrieben von einem ehemaligen englischen Zuhörer aus meiner Freiburger Zeit, der jahrelang in Deutschland gelebt, mit einer ausgezeichneten Arbeit den Doktorhut erworben und schließlich auch eine anmutige, feingebildete deutsche Frau gewonnen hat, ein Mann, für dessen ehrenhaften, wahrheitsliebenden Charakter ich mich verbürgen möchte. Der Brief scheint mir typisch zu sein für die Gesinnung wohlmeinender Engländer, typisch für ihre unausrottbaren Vorurteile und Mißverständnisse, durch die sie z. B. vereinzelte, auch von uns offen verurteilte, aber wegen ihrer Vereinzeltheit belanglose, Auswüchse unseres „Militarismus" verallgemeinern, und typisch für ihr ritterliches, männliches Empfinden, mit dem sie geglaubte Schändlichkeiten ehrlich verabscheuen — und, weil sie selbst wahrhaftig sind, sich allzu naiv leichtgläubig auch die unglaublichsten Schandgeschichten aufschwatzen lassen; typisch auch für die unerschütterliche Überzeugung der Engländer von ihrer Unübertrefflichkeit, und ebenso typisch für ihre Indolenz und die geringe Mühe, die sie sich nehmen, selbst schwere Anklagen gründlich und gewissenhaft zu prüfen. Letzteres ist eigentlich das Bedauerlichste, denn es ist die Folge ihrer nationalen Denkträgheit, die auch sonst wohlmeinende, harmlose und wahrheitsliebende Engländer bald ermüden läßt, wenn die gewissenhaft zu ergründende Wahrheit ihnen nicht mühelos von selbst wie eine gebratene Taube in den Mund fliegt; sie sind von Kindesbeinen an so sicher, daß England immer im Recht ist[2]), so daß es nach ihrer Meinung mehr als man von ihnen verlangen kann und wirklich eine besondere Freundlichkeit ist, wenn sie sich einmal die Mühe nehmen, die unberechtigten Zweifel von "foreigners" an der Überlegenheit und Musterhaftigkeit alles Englischen zu widerlegen. Der Schreiber des genannten Briefes, selbst ein persönlich ebenso bescheidener wie tüchtiger Mann, glaubte gewiß ein übriges zu tun, wenn er in treuherziger Anhänglichkeit seinem alten Lehrer

[1]) Auch hier muß gleich daran erinnert werden, daß hiebei das Suchen nach Wahrheit beim Engländer deshalb des unermüdlichen Eifers und Ernstes entbehrt, den wir Deutsche damit als unerläßlich verbunden betrachten, weil der Engländer im voraus über das Ergebnis ja nicht den geringsten Zweifel hegt. — [2]) Ich kann mir nicht versagen, hier eine Stelle aus dem soeben, nachdem Obiges geschrieben war, erschienenen, sehr gewichtigen Buche des Berliner Historikers Eduard Meyer, England, seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland, S. 197 anzuführen: „Bei den Massen, auch der Gebildeten, ist hier wie überall ihr Verhalten entschuldbar; sie glauben, was ihnen vorgeredet wird, und wissen es nicht besser. Aber um so stärker belastet der Vorwurf die führenden Kreise, die Staatsmänner, die Schriftsteller und die Presse, zum Teil auch die höheren Offiziere."

Digitized by Google

seine Meinung sagte, ohne im geringsten die Impertinenzen herauszufühlen, die sie enthält. Man muß sich dabei nur denken: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist."

Der Brief ist in jeder Hinsicht so typisch, so echt und unverfälscht, daß er zum Verständnis der Gesinnung und Stimmung der Bevölkerung Englands sehr dienlich ist. Ich veröffentliche ihn daher zum Teile und zwar so wie er ist, gewissermaßen „mit Haut und Haaren" *(der Unterscheidung wegen in Kursivdruck)*, mit einigen Kürzungen und Übergehung weniger interessanter Stellen, mit gelegentlichen Anmerkungen [in eckigen Klammern] und selbstverständlich ohne Namen- und Aufenthaltsortsnennung.

März 1915.

Lieber Herr Professor!

Vor einigen Tagen sah ich in der "Daily Chronicle" einen Auszug aus zwei Artikeln, die Sie für die K. Z. geschrieben haben. Nach dem Auszug zu urteilen, hatten Sie über uns geschrieben und zwar nicht so sehr viel geschimpft. Das war aber Ihren Landsleuten nicht recht und eine Menge Leute sollen an die Zeitung geschrieben und sich beklagt haben, daß Sie zu günstig über uns Engländer urteilen. Die Briefe wirkten. Sie sollen demnach einen andern Artikel geschrieben haben, worin Sie über uns in echt deutscher Weise loszogen und das kräftig nachgeholt haben, was Sie im ersten Brief versäumten. [Da mir die Daily Chronicle nicht zugänglich ist, kann ich nicht wissen, worauf sich der Auszug bezieht, auch nicht woher die sonderbare Unterstellung stammt, ich hätte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung bei uns oder unter irgend einem Drucke oder Einflusse heute so, morgen anders geurteilt. Ich vermute: das Ganze bezieht sich auf meinen Aufsatz vom 27. Februar d. J. in der Kölnischen Zeitung Nr. 210, „Zur Frage der Religiosität der Engländer", jetzt wiederabgedruckt in den von A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Alb. Ahn) in Bonn herausgegebenen „Deutschen Kriegsschriften", Heft 11, „Zur Charakterisierung der Engländer". Dort heißt es, daß aus Anlaß eines Vortrages über diesen Gegenstand so viele Anfragen und Meinungsäußerungen an mich ergangen seien, aus denen auf ein weiteres Interesse zu schließen sei, so daß ich mich über einen Hauptpunkt darin nochmals ausführlicher äußern möchte. Jedoch geschimpft und losgezogen ist auch darin nicht.] *Nun jeder muß für sich seine Meinung haben, aber es wurde behauptet, Sie hätten geschrieben, die Deutschen seien eigentlich ein von Gott berufenes Volk und ihre Mission sei die Engländer zu verdrängen usw.* [Das ist nicht wahr, aber vielleicht hat die Daily Chronicle aus Oberflächlichkeit oder mangelnder Kenntnis des Deutschen in obengenanntem Aufsatze, der den Wahn der Engländer, das auserwählte Volk Gottes zu sein, geißelt, die Stelle „Um die Engländer im Interesse der Menschheit,

Digitized by Google

wie letzten Endes auch in ihrem eigenen Interesse, von ihrer wahnsinnigen Verblendung zu heilen, dazu müssen wir sie als „auserwähltes Volk" vernichten, danach erst wird es für sie möglich sein, aus ihrem Traum zu erwachen und einzusehen, daß auch sie nur Menschen unter Menschen sind ..." oder die Worte „da wir zwar nicht eingebildete auserwählte, aber wohl echte Kinder Gottes sein wollen" mißverstanden.] *Die Engländer seien nicht mehr tüchtig, sie seien von den Deutschen überholt usw.* [Diese Binsenwahrheit habe ich natürlich nicht nur gesagt, sondern davon bin ich ja ausgegangen, und jeder vernünftige Engländer gibt dies auch im Einzelfalle zu, nur als Allgemeinsatz scheint er es noch nicht fassen zu können, daher der Leichtsinn, mit dem dieser Krieg von England begonnen wurde!]

Mit Ihrer Erlaubnis möchte ich darüber einige Bemerkungen machen und einige Tatsachen erwähnen.

Es ist nicht zu leugnen, daß es zwei Deutschland gibt [und nun kommt die abgedroschene Geschichte vom preußischen Militarismus, dem Kaiser usw. mit dem Schlusse:] *Ein Volk, das sich so am Gängelband führen läßt, kann auf die Dauer nichts Großes leisten. Das andere Deutschland ist das Geschäfts- und das geistige Deutschland, das aber momentan nichts zu sagen hat. Preußen führt D. und P. wird selbst von den Militärbehörden und den Junkern geführt. Lassen Sie mich einige Tatsachen erwähnen und fragen Sie sich, ob die von einem wirklich großen Volk herrühren können. 1. Im letzten Herbst schossen die Deutschen auf ein Schiff Amiral Gauteaume — das 2300 harmlose Flüchtlinge enthielt. Es gelang uns den größten Teil zu retten. Nur etwa 100 Leute (darunter Frauen und Kinder) kamen um. Es war aber nicht Schuld der Deutschen, daß alle nicht umkamen. 2. Vor einigen Wochen versuchten die Deutschen bei hellem Tag das „Hospital Ship" Asturias zu torpedieren. Das Schiff lenkte sich rasch ab und der Schuß ging fehl. 3. Letzte Woche wurde wieder versucht ein anderes „Hospital Ship" zu torpedieren. 4. Die Deutschen bombardieren offene Städte (Whitby, Scarboro &c.), wo keine Festungen sind. In Hartlepool ist eine alte "Coastguard Station", aber kein Versuch wurde gemacht, die zu beschießen, sondern es wurde einfach auf die Stadt losgeschossen. Unter 500 Toten und Verwundeten waren nur 7 Soldaten. 5. Deutschland schickt Luftschiffe nach der Ostküste, die um Mitternacht Bomben über ganz friedliche Dörfer werfen. Wieder wird nicht versucht, gegen Soldaten oder Kasernen etwas auszurichten.* [Wie der Schreiber sich die Beschießung und Treffmöglichkeiten vorstellt und warum die bösen Deutschen nicht lieber Soldaten und Kasernen treffen würden, wenn das so einfach wäre, ist recht naiv!] *6. Von den Greueln in Belgien will ich nicht viel sagen. Es ist aber sicher* [!!!] *daß Attila und Alva jetzt weit zurückgedrängt sind. Es ist in der Geschichte kein ähnliches Beispiel von Mord, Lust, Brennen usw.* [Der Mangel

Digitized by Google

an Geschichtskenntnis, der solche Behauptungen wagt, wird dadurch nicht entschuldigt, daß der Schreiber nur Philologe ist; es sind eben kritiklos nachgesprochene Schlagwörter derer, die die öffentliche Meinung in England machen. Die russischen und serbischen Greuel, für die die Bezeichnung „Bestialitäten" ein Unrecht gegen die Tierwelt wäre, scheinen dem Schreiber verborgen geblieben zu sein!] *Man beschäftigt sich jetzt hier bei uns mit der Frage, was man mit den Kindern machen soll, die bald in England auf die Welt kommen werden, deren Väter deutsche Soldaten sind. Die Mütter sind belgische Nonnen, englische Schulmädchen usw. Und die Deutschen regen sich auf, daß wir sie Hunnen und Barbaren nennen.* [Ich glaube, die deutschen Kriegsgerichte werden sich viel energischer mit der genannten Frage beschäftigen, wenn solche Vorkommnisse sich wirklich nachweisen lassen!] *7. Die Deutschen haben jetzt angefangen Krieg gegen Handelsschiffe zu führen. Die Schiffe werden einfach torpediert und die Mannschaft wird ihrem Schicksal überlassen.* [Ist nicht wahr!] *Es ist kaum eine Kriegsregel, die D. nicht verletzt.* [England?] *8. In beiden Nordsee-Schlachten und in der Schlacht bei den Falkland-Inseln haben wir Hunderte von deutschen Matrosen von den sinkenden Schiffen gerettet. In der Schlacht an der Chili-Küste, die die D. gewannen, retteten sie keinen einzigen Engländer* [weil aus nachweislichen Gründen nicht möglich, gewiß nicht absichtlich!] *9. Eben heute Abend kommt die Nachricht, daß wir das deutsche U. 20 in den Grund gebohrt haben und die ganze Mannschaft gerettet. Ebenso letzte Woche mit dem U. 8. Und doch hat erstes Schiff vor 2 Tagen ein Frachtschiff ohne Warnung torpediert, wobei 36 Matrosen das Leben verloren. Nun welche Nation ist humaner? und von dem Lieblingswort der Deutschen zu sprechen, welche Nation zeigt mehr Kultur? Ich habe nur Tatsachen erwähnt. Und angesichts dieser Tatsachen, wie können Sie Herr Professor behaupten, daß D. einen Funken von wahrer Größe in sich hat? Und diese Greuel sind eben nichts Unüberlegtes. Sie sind alle Taten, die in den Schriften von Bernhardi u. a. empfohlen werden, ebenso in „Kriegsgebrauch im Krieg" herausg. vom Großen General Stab. Und noch trauriger als die Tatsachen selbst ist der Umstand, daß kein Deutscher es wagt ein Wort dagegen zu sagen. Sie sind alle so von Jugend auf durch preußischen Militarismus eingeschüchtert, daß kein Mann von Bedeutung den Mut hat ein Wort für humane Kriegsführung zu sagen. Wie gänzlich die ganze Nation sich von den „Bernhardis" führen läßt!*

[Nun kommt ein Abschnitt über den „*Neutralitäts-Bruch Belgiens*" mit dem Schlusse:] *Ein Volk, lieber Herr Professor, das etwas an sich hat, würde so etwas nicht tun und wenn die Führer des Volkes es täten, würden große Geister dagegen Einwand erheben.*

Ich habe ziemlich viel Flugblätter und Hefte aus D. bekommen und kenne

Digitized by Google

also genau die Entschuldigungen, die in D. für die Handlungsweise der D. gemacht werden. Ich habe u. a. mehrere Nummern von der offiziellen "Kriegschronik" bekommen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel an, von der Art wie diese großen Leute in D. ihre Sache verteidigen. In der November-Nummer wird behauptet, daß D. nur dann Engländer interniert weil sämmtliche Deutsche in E. interniert wurden und schlechte Behandlung bekamen. Tatsache ist, daß D. uns mit der Internierung mehrere Wochen voran war. Ich habe Schüler von meinen Klassen, die schon in der ersten Woche im August interniert wurden. Und nicht ein Drittel der Deutschen in E. sind interniert. Es sind in London 16 000 Deutsche allein, die ganz unbehelligt ihr Geschäft machen. Die Internierten sind nur stellungslose Friseurs, Kellner usw. Ich kenne hier in — [der Vorort in der Nähe Londons, in dem der Schreiber wohnt] *5 deutsche Familien. Kein Einziger ist interniert. Überhaupt kein D. in —* [diesem Vororte] *ist interniert. Ich habe in meiner Abendschule in London einen jungen Deutschen, einen Studenten aus München, 22 Jahre alt. Er kommt ganz gemütlich in die Abendschule und ist wehrfähig. Und doch verbreitet die deutsche Regierung solche Lügen über uns. Nicht merken Sie* [d. h.: wohlgemerkt nicht] *die "Yellow-Preß" Tägliche Rundschau usw. sondern die Regierung, die doch die Wahrheit wissen. Können Sie sich vorstellen, daß wir so etwas tun? Wo ist die Größe von einer Nation, die solche Mittel ergreift. Und wo sind die großen Männer, die den Mut haben nur mit reinen Händen zu kämpfen?*

Nun bin ich aber müde. Ich möchte mich sehr gerne mit Ihnen mündlich aussprechen aber das geht noch nicht. Wer weiß wann?

Uns geht es hier gut und Ihnen Herr Professor hoffentlich auch. Ich bin D. für vieles dankbar aber ich habe nie dem preußischen Militarismus getraut (der Brussewitz [wohl Brüsewitz] *Fall ereignete sich zu meiner Zeit) und ich hoffe wir werden ihm ein Ende machen.*

. . . . . .

Mit herzlichen Grüßen

Ihr —

Das Interessanteste sind die Mitteilungen über die Internierungen und Nichtinternierungen von Deutschen, die soweit sie auf des Schreibers eigenen Erfahrungen beruhen, zweifellos wirkliche „Tatsachen" sein werden, zum Unterschiede von denen, die er sich hat aufschwatzen lassen. Die plumpe Ehrlichkeit des Mannes, der gewiß ebensowenig daran gedacht hat, mich zu beleidigen oder zu provozieren, von dessen durchaus bescheidener und freundschaftlicher Gesinnung ich fest überzeugt bin, ist echt englisch, ebenso wie die Indolenz, mit der er in so tiefernsten Fragen sich ein Urteil anmaßt, das doch kein eigenes Urteil ist. Ebenso überzeugt bin ich, daß solche

Digitized by Google

Menschen — und das ist weitaus die Mehrzahl des englischen Volkes — sich schämen werden und daß es sie verdrießen wird, wenn sie einmal erfahren sollten, wie es mit den angeblichen „Tatsachen" sich in Wahrheit verhält. Solch ein Mensch ist auch weder ein „Heuchler", noch im übeln Sinn ein „Händler", der nur Interesse für das Geldverdienen hat. Er ist ein ehrlicher, tüchtiger Arbeiter, der „nicht zum Zeitvertreib zu gaffen, erst Kinder und dann Brot für sie zu schaffen hatte" und den, wenn er abgerackert von seiner Schulmeisterei heimkommt und doch noch zur Feder greift, gewiß kein anderes Gefühl als das eines freundschaftlichen Mitteilungsbedürfnisses leitet. Ich kann ihm durchaus nicht böse sein und würde ihm, wenn es Zweck hätte und die einzige zweckdienliche Antwort, die ich ihm geben könnte, die Zensur passierte — was ja wohl entweder ausgeschlossen ist oder aber in dem „freien" England dem Adressaten unangenehme Verlegenheiten bereiten könnte —, in gleich herzlicher Freundschaft und Offenheit antworten. Bezeichnend ist auch, daß solch ein typischer Engländer noch heute, im Monat März, die Zuversicht hegt, die die Regierenden Englands längst aufgegeben haben, daß sie „dem preußischen Militarismus ein Ende machen werden!" Bei ihm liegt keine Spur von Renommisterei vor; er geht langsam, sehr langsam in seiner law-abidingness seinen ausgetretenen Weg, in der geruhsamen Überzeugung, daß die Leute an der Regierung es schon machen werden! Aber wir armen, vom Kaiser tyrannisierten und unter dem preußischen Militarismus wehrlos schmachtenden Deutschen werden, nach seiner Meinung, „am Gängelbande geführt" und haben nicht den Mut unsrer eigenen Überzeugung!!

Digitized by Google

Unser Feind Japan.

Von Franz Doflein, Professor der Zoologie
an der Universität Freiburg i. Br.

Als der Krieg ausbrach, mußten wir Deutsche bemerken, daß wir eine Reihe von unglücklichen Lieben hatten, oder vielleicht richtiger: gehabt hatten. Wie hatten wir für die Italiener und die Amerikaner geschwärmt, und wie hatten wir uns für die Kultur der Engländer begeistert! Die Erwiderung unserer Gefühle entsprach nicht ganz unseren Erwartungen. Und wie viele von unseren deutschen Ostasienfahrern hatten eine warme Sympathie für das eigenartige Volk von Nippon mitgebracht! Die gebildeten Deutschen pflegen fremde Völker mit ganz anderen Augen zu betrachten, als die Angehörigen anderer Nationen. Wir sind sicherlich das einzige der großen Völker der Erde, welches die Gewohnheit hat, sich mit liebevollem Verständnis in die Eigentümlichkeiten fremder Kulturvölker zu versenken. Vielleicht steckt hinter dieser Eigenschaft ein Stück Schulmeisterei; aber es ist eine edle Sorte von Schulmeisterei, welche uns veranlaßt, unsere Augen beim Besuch fremder Länder vor allem für diejenigen Eigenschaften ihrer Bewohner zu öffnen, welche nachahmenswert und bewunderungswürdig erscheinen. Ein schöner Ehrgeiz bewegt den Deutschen, bei jedem fremden Volk zunächst diejenigen Eigenschaften zu sehen, in denen es uns übertreffen könnte. Und so hören wir denn von fast jedem gebildeten Deutschen, der ein fremdes Kulturvolk besucht hat, gewisse Vorzüge desselben rühmen, zugleich werden in der Regel die Wege und Mittel beschrieben, mit deren Hilfe jene Eigenschaften gewonnen oder entwickelt worden sind und sie werden zur Nachahmung empfohlen. Das ist die Betrachtungsweise, welche ganz besonders deutlich aus den Schilderungen zahlreicher deutscher Besucher Japans uns entgegenklingt. Dabei müssen wir allerdings einen wesentlichen Unterschied zwischen den gebildeten Reisenden und einfachen Angehörigen unseres Volkes machen, welche ihr Beruf in den fernen Osten und in enge Berührung mit den Japanern brachte.

Deutsche, welche als Matrosen, als Kaufleute in niedrigeren Stellungen oder sonstwie in untergeordneten Diensten in Ostasien mit den Japanern zu tun hatten, tragen fast immer eine ausgesprochene Verachtung für die „gelben Affen" zur Schau, sind von großem Mißtrauen gegen sie erfüllt und schätzen sie in jeder Beziehung gering ein. Von solchen Auffassungen bis zu höchster Schätzung kann man alle möglichen Übergänge bei den deutschen Besuchern Japans finden. Aus diesen Tatsachen kann man schließen, daß man nur auf einem gewissen Umweg zu einer Würdigung der

Digitized by Google

guten Eigenschaften der Japaner gelangen kann. Für den Gebildeten hat es einen eigenartigen Reiz, im fernen Osten die verschiedenen Kulturen zu beobachten, welche dort in einer relativen Unabhängigkeit von anderen Kulturkreisen sich entwickelt hatten. Nur wer im Besitz der Güter der eigenen Kultur ist, kann den Wert einer fremden würdigen, ja nur er merkt an den Einrichtungen des Staates und am Leben des Volkes, daß er einer Kultur von eigenem Gepräge gegenübersteht.

Ich will im nachfolgenden die Eindrücke schildern, welche mir als die charakteristischsten von meinem Aufenthalt in Japan in Erinnerung geblieben sind, aus einer großen Zeit für das japanische Volk, dem Jahr des Russisch-Japanischen Kriegs. Unter dem Eindruck dieser Erinnerungen will ich versuchen, die Handlungsweise der japanischen Regierung möglichst gerecht zu beurteilen und ihre Folgen abzuwägen.

Wir wollen zunächst betrachten, an welchen Kennzeichen wir die Japaner als ein Kulturvolk von sehr eigenartiger Kultur erkennen.

Auf Schritt und Tritt begegnen dem Reisenden in Japan Einrichtungen und Gewohnheiten, welche an diejenigen der europäischen Völker erinnern und doch so ganz verschieden von ihnen sind. Man sieht, das Volk hat ähnliche Bedürfnisse wie die Europäer, hat aber in seiner jahrhundertelangen Abgeschlossenheit andere Wege gefunden, um sie zu befriedigen. Dem oberflächlichsten Reisenden kann es nicht entgehen, daß die Japaner ein Kulturvolk sind und zwar mit einer relativ alten Kultur, deren Einflüsse sich bis tief in die Schichten des niederen Volkes erkennen lassen.

Nähert man sich zu Schiff der Küste von Japan, so erblickt man an den Buchten große Städte; an den Küsten hingeschmiegt findet sich eine Fülle von kleinen Siedlungen, während das Innere des Landes weniger dicht bevölkert ist. Diese Städte und Dörfer sehen aber ganz anders aus, als in irgendeinem anderen Lande der Erde. Zwar an der geordneten Bauweise und dem geregelten Leben in den Ansiedlungen, an dem Treiben in den Häfen merkt man sofort, daß man sich in einem Lande befindet, dessen Bewohner seit langer Zeit auf einer höheren Kulturstufe stehen müssen. Aber das Aussehen der Städte, ja selbst der Großstädte mit Hunderttausenden und Millionen von Einwohnern ist vollkommen dadurch beeinflußt, daß fast alle Häuser aus Holz gebaut sind. Das bringt es mit sich, daß die meisten Gebäude klein und zierlich sind. Das genauer prüfende Auge erblickt eine Menge von Einzelheiten an den Häusern und ihren Einrichtungsgegenständen, welche auf einen geläuterten Geschmack schließen lassen. Lebt man eine Zeitlang im Lande, so sieht man das Volk im täglichen Leben mit Gebrauchsgegenständen sich beschäftigen, welche alle von einem hochentwickelten Kunsthandwerk hervorgebracht sind. Noch vor wenigen

Digitized by Google

Jahren war dieser eigenartige und schöne Eindruck vor allem in jenen Orten, welche abseits vom internationalen Verkehr lagen, vollkommen erhalten.

Man hatte selbst den Eindruck einer verfeinerten Kultur, wenn man durch die Straßen der Städte wandelte, die schönen stattlichen Tempelbauten, die Paläste und Regierungsgebäude, die öffentlichen Parks besuchte und wenn man durch die wohlgepflegten Gärten in die sauberen Wohnhäuser der Landesbewohner trat. Die Sauberkeit der Wohnungen und der Menschen macht vor allen Dingen auf denjenigen Reisenden einen großen Eindruck, welcher von Süden kommend den ganzen Schmutz Indiens oder Chinas über sich hat ergehen lassen müssen.

Die kleinen Holzhäuser geben den Ansiedlungen in Japan selbst im hohen Norden ein südländisches Gepräge. Sie sind wohl noch ein Erbteil aus der alten südlichen Urheimat der Japaner, welches der konservative Sinn dieses Volkes erhalten hat. Die Häufigkeit der Erdbeben, durch welche steinerne Häuser immerfort bedroht wären, hat natürlich wesentlich zur Beibehaltung des alten Holzbaues beigetragen. Das Haus selbst hat aber auf die japanische Nation eine direkt erziehende Wirkung gehabt. Die Bauart des Hauses zwingt seinen Bewohner zur Sauberkeit und Abhärtung; denn im gleichen leichten Häuschen wohnt der Japaner im höchsten Norden wie im tropischen Süden seines Vaterlandes. Ob Schneestürme draußen toben oder tiefer Schlamm die Straßen bedeckt, stets ist das Haus gleich reinlich und wohnlich. Allerdings der Wind weht oft durch den leichtgefügten Bau und geheizte Räume gibt es nicht. Aber der Japaner ist gegen Temperaturwechsel abgehärtet. Man kann im Winter bei beinahe 0° die Bauern vollkommen nackt auf dem Felde arbeiten sehen. Dabei sieht man, daß der Durchschnitt der Bevölkerung trotz des kleinen Wuchses und der oft zierlichen Beschaffenheit der Glieder kräftig, sehnig und ausdauernd ist.

Kommt man in ein japanisches Haus, so wird man mit einem bestimmten Zeremoniell empfangen. Es beruht auf uralten Traditionen; vieles davon ist direkt durch Gesetze festgelegt. Ja sogar die Sprache, welche im Umgang benützt wird, hängt von der sozialen Stellung der miteinander Verkehrenden ab. Besondere Sprachformen sind beim niederen Volk bei gegenseitigem Verkehr üblich; die Sprache der Vornehmen weicht erheblich davon ab und im alten Japan waren nach den Rangstufen bestimmte Redewendungen und Sprachformen vorgeschrieben. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Frauen untereinander die Sprechweise des Volkes anzuwenden pflegen, auch wenn sie den höheren Ständen angehören.

Denn bei aller Schönheit des Familienlebens nimmt die Frau auch jetzt noch in Japan eine relativ untergeordnete Stellung ein. Auch das Familienleben, das Verhältnis von Mann und Frau, von Eltern zu Kindern

Digitized by Google

ist nicht nur nach alten Traditionen, sondern auch durch alte Gesetze festgelegt, welche dem Vater eine patriarchalische Gewalt über alle Familienmitglieder geben. Die neuen Staatsgesetze haben diese alten Rechte noch kaum angetastet. Denn sie beruhen auf gewissen Grundlagen des japanischen, ja des ostasiatischen Denkens: auf der Ahnenverehrung. Die Ahnen werden als geistige Wesen vorgestellt, welche unsichtbar stets anwesend sind und über die Bewahrung aller Regeln der Pietät wachen.

Der Ahnenkult beherrscht alle religiösen Vorstellungen des japanischen Volkes; auch wer offiziell der buddhistischen Religion angehört, ist doch in seinem Handeln von den Grundsätzen der alten Religion, des Shintoismus, beeinflußt. Sie ist ja auch die Staatsreligion; das ganze soziale und politische Gefüge beruht auf ihren alten Traditionen.

Beobachtet man japanische Familien aus dem Volk, so kann man in der Regel den gleichen Fleiß und die gleiche Ausdauer bei der Arbeit bei ihnen feststellen, wie wir sie bei den studierenden Japanern an unseren Universitäten so oft beobachtet haben. Sehr häufig stellen japanische Familien Arbeitsgemeinschaften dar. Besonders in den Kreisen der Bauern und Fischer hilft natürlich die ganze Familie bei der Arbeit des Vaters mit. Dasselbe gilt aber auch für Handwerker und Gewerbetreibende; im alten Japan war ähnlich wie im mittelalterlichen Europa das Handwerk vielfach in den Familien erblich. Damit hing ja wohl auch zum Teil die hohe Entwicklung der handwerklichen Kunstfertigkeit zusammen.

Jede Gemeinde, welche man auf dem Lande besucht, macht den Eindruck einer außerordentlich geschlossenen Organisation. Tatsächlich hat sie auch verwaltungstechnisch eine weitgehende Unabhängigkeit. Dabei herrscht, auf alten Traditionen beruhend, ein gewisser Kommunismus, jedenfalls ein Kommunismus der Arbeit. Bei der Ausführung vieler dringlicher Arbeiten sieht man die Leute sich gegenseitig freiwillig Hilfe leisten. Die gleiche gegenseitige Hilfe, wie bei der Landbevölkerung, wird auch in den Zünften der Handwerker ausgeübt. Diese soziale Organisation gründet sich nicht nur auf alte Gebräuche, sondern ist zum Teil gesetzlich geregelt.

Überhaupt, an Gehorsam und Unterordnung unter zahllose Gesetze und Vorschriften sind die Japaner seit alters her gewöhnt. Es hat wohl niemals ein Staat auf der Welt bestanden, in welchem die Befugnisse jedes Standes und jedes Individuums durch eine solche Menge von Gesetzen und Vorschriften umschrieben waren, wie in dem mittelalterlichen Japan. Alle diese Vorschriften beruhen auf religiösen Anschauungen, auf dem Ahnenkultus; dieser bildet die Unterlage für alle Lebensanschauungen der Japaner und tritt auch oft in überraschender Weise bei den gebildeten, scheinbar ganz freidenkenden Japanern zutage. Er überwiegt in seiner Wirkung

Digitized by Google

auf Leben und Kultur bei weitem alle aus dem Buddhismus stammenden Einflüsse. Die Folgen der jahrhundertelangen Beschränkung, man möchte fast sagen Dressur, durch Lebensvorschriften zeigen sich heute noch an einer für ein modernes Volk ganz außerordentlich wertvollen Eigenschaft, an der Disziplin der Japaner. Es ist wohl kein exotisches Volk den Anforderungen moderner Lebensführung, speziell den modernen Verkehrsverhältnissen, so diszipliniert gegenübergetreten wie die Japaner. So hat sich denn das ganze System des Schul- und Militärzwangs, von Deutschland übernommen, ohne alle Schwierigkeiten auf Japan übertragen lassen. Während es früher sehr grausame und strenge Strafen waren, durch deren Zwang die Japaner aller Stände und Schichten zu einer bestimmten Lebensführung gezwungen wurden, ist es heute eine konsequente Erziehung, welche die gleichen Dressurergebnisse erzielt. Allerdings sind auch heute noch die Strafen in Japan sehr schwer und hart.

Die Erziehung des Volkes hat der Staat mit großer Energie in seine Hand genommen. In Japan ist Schulzwang eingeführt. Die Schulen bilden eine wohlgegliederte Einheit, von der Volksschule bis zur Universität. Es ist allerdings ein sehr strenges Schema, nach welchem die einzelnen Schulstufen sich aneinander gliedern. Auch der Unterrichtsplan stellt eine Nachahmung europäischer und amerikanischer Lehrpläne dar. Genauer gesagt, man hat aus den Lehrplänen der verschiedenen Völker das ausgesucht, was für die Weiterbildung des japanischen Volkes das Geeignetste erschien und hat es recht geschickt mit altjapanischen Unterrichtstraditionen verknüpft. Einfache, gesunde, luftige Holzbauten sind die Schulen, welche man auch allenthalben auf dem Lande antrifft. Sie liegen oft ganz im Freien, nicht selten angrenzend an einen Tempelbezirk und sind wie jener gleichzeitig zu mehreren benachbarten Gemeinden gehörig. Die Lehrer machen vielfach einen intelligenten und sehr eifrigen Eindruck. In den Schulen herrscht gute Ordnung und Disziplin, ohne daß übermäßige Strenge bemerkbar wäre. Besonders die Lehrer der Mittelschulen und höheren Schulen sind oft sehr wohl unterrichtet und haben offenbar das Bewußtsein, sehr wichtige Mitglieder des japanischen Volkskörpers zu sein. In den Elementarschulen lernen die Schüler Lesen, Schreiben, Rechnen und erhalten einen gar nicht schlechten Anschauungsunterricht. Schon die Erlernung der eigenartigen japanischen Schrift, welche in senkrechten Reihen von oben nach unten, auf den Seiten von rechts nach links, in den Büchern von hinten nach vorn verläuft, ist ein gehöriges Stück Arbeit. Auf den Mittelschulen werden außerdem altchinesisch und chinesische Schrift, europäische Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften usw. gelehrt.

Bekanntlich hat Japan auch drei oder neuerdings vier Universitäten,

Digitized by Google

von denen aber wohl nur diejenige in Tokio und die medizinische Fakultät in Fukuoka vollwertig sind. Die Universität in Tokio ist mehr nach dem Vorbild einer amerikanischen als einer europäischen Universität organisiert. Doch sind ihre Lehrmittel nach verschiedenen Vorbildern ausgestaltet, je nachdem der Vertreter des Fachs sich seine Ausbildung bei der einen oder anderen Nation geholt hatte. Die japanischen Studenten sind meist sehr fleißige und gewissenhafte Schüler. Die Erziehung zu Gehorsam und Disziplin und die ungeheure Hochachtung vor der Autorität, welche ihnen von Kindesbeinen anerzogen wurde, verleugnen sie auch auf der Universität nicht. Sie schwören auf die Worte ihres Lehrers und selbständige geistige Regungen sind bei ihnen außerordentlich selten. Das gilt selbst für die Erlesensten und Besten unter ihnen, welche als Schüler an unsere europäischen Universitäten geschickt wurden. Die Geschicklichkeit der Hände beim Experimentieren, die große Ausdauer, die Arbeitsfreude und der Fleiß, welche ihnen anerzogen sind, verhelfen ihnen nicht selten zur Ausarbeitung schwieriger und verdienstvoller Werke. Während ihres Aufenthaltes in Europa arbeiten sie oft mit einer unermüdlichen Ausdauer an einem Problem. Dabei schaffen sie Tag und Nacht, wiederholen die gleichen Versuche unendlich oft, sind sehr sorgsam und gewissenhaft. Aber fast immer ist es nur die Idee ihres Meisters, die sie ausarbeiten. Kaum jemals gelingt es ihnen, den Gedankengehalt des Problems weiter zu entwickeln. Und die nach Hause Zurückgekehrten und dort noch weiter wissenschaftlich arbeitenden japanischen Gelehrten haben unser Wissen wohl um mancherlei sorgsam beobachtete Tatsachen, aber nicht um Ideen vermehrt. Das stimmt gut mit den Gesamtergebnissen der japanischen Wissenschaften vor der Berührung mit dem europäischen Kulturkreise überein. Die japanische Wissenschaft war immer enzyklopädisch; sie sammelte Tatsachen, zog aber keine Schlüsse. Die Abstraktion liegt dem japanischen Denken außerordentlich fern. Ob die Wissenschaft in Japan auf irgend einem Gebiet eine größere selbständige Entwicklung zu erwarten hat, ist schwer zu sagen. Die meisten Kenner des Landes halten es nicht für wahrscheinlich.

Ein fleißiger japanischer Schüler und Student ist oft fanatischer Idealist des Lernens. Nicht selten vernachlässigt er über dem Studium seine Gesundheit. Gerade unter den auserlesenen Studenten, welche mit staatlichen Stipendien an unsere Universitäten entsandt wurden, waren ja auffallend viele kränklich und vor allem kurzsichtig. Allerdings wird ebenso wie bei uns von der Unterrichtsverwaltung gegen dieses Übel angekämpft. Das Turnen spielt im Unterricht an den Schulen keine unwesentliche Rolle und ebenso sehen wir die höheren Schulen und Universitäten von fleißig benützten Sportsplätzen umgeben.

Digitized by Google

Wie bei uns stellt aber ein ganz besonders wichtiges Mittel zur Hebung der Volksgesundheit der Heeresdienst dar. In diesen Tagen sind wir oft daran erinnert worden, daß die japanische Armee nach deutschem Muster und zwar im wesentlichen unter Führung deutscher Offiziere organisiert worden ist. Man hat es bei uns vielfach als ein Zeichen der Undankbarkeit empfunden, daß die seinerzeit durch unsere Offiziere auf einen hohen Stand gebrachte Armee gegen uns Deutsche in den Kampf geführt wurde. Auch die japanische Marine rekrutiert ihre Mannschaft aus allen Schichten des Volkes. Heer und Marine sind vorzüglich organisiert; die Offiziere sind energisch und selbständig, die Mannschaften kräftig und, wie sie jetzt bereits in mehreren Feldzügen bewiesen haben, tapfer und kriegstüchtig.

Japan hat vor der Berührung mit der europäischen Kultur, gegen welche es sich bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hermetisch abschloß, einige Jahrhunderte friedlichster Entwicklung gehabt. In früheren Jahrhunderten hat es viele innere und äußere Kriege geführt. Die Kriegführung lag dabei stets in den Händen einer besonderen Kriegerkaste, welche die großen Traditionen der alten Zeit auch durch die Jahrhunderte des Friedens aufrecht erhielt. Die Samurai, die Ritter jener Kriegerkaste, hatten einen sehr durchgearbeiteten Ehrenkodex. Er hatte sich teils durch Traditionen entwickelt, teils waren seine Gesichtspunkte durch Gesetzgebung großer Krieger und Feldherren festgesetzt worden. Seine Grundsätze harmonierten vielfach sehr mit unseren Ehrbegriffen, ja sie hatten manche verfeinerte Züge, welche an die Ehrbegriffe unserer und der kastilianischen Ritter erinnerten. Aus dem alten Kriegerstande entstammt nun die Mehrzahl der Offiziers- und Beamtenfamilien des modernen Japan. Noch vor wenig Jahren lebten in diesen Kreisen die alten Ehrbegriffe der Samurai unverändert weiter. Ich werde nie den Eindruck von Ritterlichkeit vergessen, den auf mich die japanischen Offiziere machten, welche ich während der Zeit des Russisch-Japanischen Krieges in ihrem eigenen Lande kennen lernte. Obwohl ich während des Krieges als Naturforscher an der Meeresküste Tiefsee-Untersuchungen ausführte, welche mit Lotungen und Netzfängen verbunden waren, wurde ich bei meinen Arbeiten selbst in der Nähe von Kriegshäfen nicht belästigt. In jedem anderen Lande wäre ich wohl von den Behörden oder von der Bevölkerung der Spionage verdächtigt worden. Im Jahre 1904 arbeitete ich monatelang ungestört an der Küste und reiste viel im Lande umher. Als ich in den Norden der Halbinsel Hondo reiste, kam ich gerade in den Aufmarsch der Armeekorps aus den Nordprovinzen. Der Eindruck, den die Militärzüge mit den Truppentransporten, den Munitions- und Materialwägen machten, war sehr demjenigen unserer Mobilmachung im vorigen August ähnlich. Nur fehlte der sprühende Geist unserer

Digitized by Google

Truppen, die Lebhaftigkeit und die Begeisterung, welche anzeigten, daß die Leute wußten, daß sie ihr Leben für eine große Sache in die Schanze schlugen. Stramm, aber doch still und stumm ließen sich die Truppen zum Kriegsschauplatz in der Mandschurei transportieren. An den Bahnhöfen fand man ähnliche Verpflegungsstationen des Roten Kreuzes, wie sie jetzt seit den ersten Mobilmachungstagen an allen unseren Bahnlinien im Betrieb sind. Auch dort sah man die Frauen aller, auch der vornehmen Stände in hilfreichster Weise für das Wohl der Soldaten sorgen. Im Verlauf des Krieges waren sie auch eifrigst an der Krankenpflege beteiligt.

Einen sehr günstigen Eindruck von der Disziplin und der guten Organisation des japanischen Heeres gewann ich auch, als ich einer Parade beiwohnen konnte, welche der Kaiser über ein zur Mandschurei abrückendes Armeekorps abhielt. Unter eigenartigen Fanfarenklängen marschierten die Truppen in strammer und guter Haltung an ihrem Kaiser vorbei. Aber auch da vermißte ich das Hervorblitzen einer begeisterten Stimmung, wie sie unsere Truppen in Gegenwart ihres obersten Heerführers niemals würden unterdrückt haben. Ebenso still, wohlgeordnet und ruhig ging es bei den Kriegsmusterungen zu, denen ich während meiner Reisen im Lande wiederholt beiwohnen konnte. Die Musterungspflichtigen wurden meistens in großen Tempelhöfen versammelt und zwar zu jener Zeit nach Zünften, was man gut an den Handwerksabzeichen erkennen konnte, welche die Männer auf dem Rücken ihrer Kleider tragen.

Begeisterung und erregte Freude konnte ich allerdings beim Eintreffen der großen Siegesnachrichten aus dem mandschurischen Feldzug beobachten. Da war das sonst so stille Volk vollkommen umgewandelt. Sie glühten vor Stolz über die Leistungen ihrer Armee und in den großen Städten herrschte ein wahrer Freudentaumel. Bei Illuminationen und feierlichen Umzügen wurden alle Fähigkeiten japanischer Dekorationskunst entfaltet. Daß aber die Gefühle im Volk echt waren, daß es sich nicht um loyale Kundgebungen nur handelte, davon habe ich manchen Beweis erhalten, während ich draußen auf den Dörfern in der Einsamkeit bei den Bauern und Fischern lebte. Wenn da nackt und atemlos ein Botenläufer aus der nächsten Stadt angerannt kam, um erschöpft zusammensinkend seinen Landsleuten die Siegesbotschaft zuzujauchzen, dann hatte man den Eindruck einer unmittelbaren, starken und wahren Empfindung. Das japanische Volk ist von einem glühenden Patriotismus erfüllt; nicht nur seine Beamten und Offiziere, auch seine Handwerker und auch seine Künstler und Gelehrten strengen sich an, hohe Leistungen zu erreichen, damit ihr Vaterland das erste Land der Erde werde.

Digitized by Google

Und dieses wohlerzogene, an einem idealen Ehrenkodex hängende Volk hat nun ebenso brausende Feste gefeiert, nachdem es mit einer großen Übermacht über die kleine Schar von Deutschen hergefallen war, welche unsere Kolonie Tsingtau verteidigte. Ist es möglich, daß dies dieselben Japaner waren? Haben diese Beamten und Offiziere noch dieselben Auffassungen von ritterlicher Ehre, an denen sie seit Jahrhunderten hingen und welche ihr größter Stolz waren? Viele Europäer, welche seit dem Russisch-Japanischen Kriege Japan besucht haben, glaubten mit Bedauern Zeichen des Verfalls zu beobachten. Wie die Städte jetzt durch geschmacklose Bauten und Fabrikschornsteine verunstaltet sind, wie die Telephon-, Telegraphen- und Kraftleitungen das Bild der Landschaft unharmonisch machen, so sei das Gleichgewicht der Seelen gestört und verzerrt, unsichere Mischkultur habe von den Menschen Besitz ergriffen. Gar mancher, der seit alters her mit Liebe an der japanischen Kultur und an ihren alten Traditionen hing, glaubte sie verblassen und dem Untergang entgegengehen zu sehen. Das Aufblühen der Industrien, die Gründung großer Fabriken hatte in vielen Städten Japans den Stil des Lebens und die soziale Organisation in den Grundfesten erschüttert. Die alte Unterordnung des gemeinen Volkes unter die Autoritäten schien aufzuhören. Im öffentlichen Leben machten sich Einflüsse geltend, die aus Kreisen kamen, welche in früheren Zeiten niemals in Japan wirksam gewesen waren. Vor allem der Kaufmannsstand, welcher früher der niedrigste und verachtetste der bürgerlichen Kasten war, ist infolge der steigenden Macht des Geldes zu einem ungeahnten Einfluß gelangt. Und speziell unsere ostasiatischen Kaufleute, welche mit dem japanischen Kaufmann die schlechtesten Erfahrungen in bezug auf Moralität und Gewissenhaftigkeit gemacht haben, während sie den chinesischen Kaufmann sehr hoch einschätzen, werden sich davon nur Schlimmes versprechen. Auch das Elend der Massen, des Proletariats, das früher in Japan nicht existierte, ist infolge der Entwicklung der Industrie dort eingekehrt. So haben sich Faktoren im japanischen Volksleben entwickelt, welche frei sind von den Hemmungen der Traditionen, bei denen Ahnenkult, Loyalität, Disziplin und Gehorsam und vor allem Ehrgefühl und Standesbewußtsein keine große Rolle mehr spielen.

Aber wie konnten die Einflüsse aus diesen Schichten bis zu den höchsten Beamten- und Offizierskreisen emporreichen, in deren Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden lag? War auch hier die Demoralisation schon so weit vorgeschritten, daß sie ehrvergessend alle alten Grundsätze aufgeben konnten, um sich mit einer ungeheuren Übermacht gegen ein einziges Land zu verbünden? Ihre Handlungsweise ist noch schmachvoller, wenn wir bedenken, daß sie mit ihrem großen Heer und der starken Flotte, an-

Digitized by Google

gelehnt an mächtige Verbündete, der ganz kleinen Zahl von Deutschen im fernen Osten gegenüberstanden. Sie mußten wissen, daß es unmöglich war, der winzigen Schar der Verteidiger von Tsingtau und den wenigen Dutzenden und Hunderten von Deutschen, welche in den Südseekolonien lebten, Hilfe zu bringen. Japaner vom alten Schlag hätten niemals in eine so ehrlose Handlung gewilligt.

Wie können wir uns die Handlungsweise der japanischen Regierung erklären? Ich glaube wir dürfen nur von den regierenden Kreisen und nicht vom japanischen Volk in dieser Sache reden. Das japanische Volk ist sehr unselbständig und in den meisten Dingen sehr leicht von der Obrigkeit zu leiten. Es würde jeder Parole gefolgt haben, welche von oben ausgegeben wurde. Ich habe immer noch die Hoffnung, daß ein großer Teil der edleren Japaner aus den Schichten des Volkes und des Bürgerstandes sich der feigen Handlungsweise seiner Regierung schämt. Darauf deutet auch das Benehmen gegen unsere Kriegsgefangenen hin, von welchem die Zeitungen neuerdings berichten. Man behandelt sie ja mit großen Ehren und vieler Freundlichkeit, als wolle man die Schuld wieder gut machen, deren man sich selber bewußt ist.

Ich glaube aber, daß der Gedanke zu dem heimtückischen Vorgehen auch in den Gehirnen der Regierenden nicht selbständig entsprungen ist. Auch sie sind unselbständig und leicht zu beeinflussen. Ebensowenig wie ihre Gelehrten sind sie reich an neuen und schöpferischen Gedanken, im Guten wie im Bösen. Japan hat in diesem Krieg als Vasall Englands gehandelt. Wir müssen gestehen, daß die englische Diplomatie in überseeischen Ländern außerordentlich viel geschickter, allerdings auch skrupelloser ist als die unsrige. Die englischen Staatsmänner, weniger idealistisch und zweckbewußter als die unsrigen, studieren mit Sorgfalt die Schwächen und ausnützbaren Eigenschaften der Völker, bei denen sie zu wirken haben. Sie wußten besser die Beeinflußbarkeit und die Eitelkeit der japanischen Staatslenker zu würdigen als unsere Staatsmänner. Nichts hat der japanischen Eitelkeit mehr geschmeichelt, als daß das meerbeherrschende Volk der Engländer sie, die so oft verächtlich behandelten gelben Zwerge des Ostens, für bündnisfähig erklärte. Nachdem die Engländer das getan hatten, konnten sie mit den Japanern machen, was sie wollten. Ich erinnere mich, daß ein geistig hochstehender Japaner mir einmal gesagt hat: Das beste für die künftige Entwicklung unseres Volkes wäre, wenn es seine gelbe Hautfarbe ablegen könnte. Und während meines Aufenthalts in Japan wurde viel und ernsthaft die Frage diskutiert, ob es nicht möglich sei, durch Änderung der Ernährung und der Lebensweise das japanische Volk in Wuchs und Dimensionen den Europäern ähnlicher zu machen. Wer die Japaner

Digitized by Google

so behandelt, als seien sie Europäer, oder doch als seien sie nahezu Europäer, der hat sie vollkommen in der Hand.

Und was taten mit ihnen unsere Diplomaten? Die schwerste Beleidigung, welche den Japanern seit der Erneuerung ihres staatlichen Lebens zugefügt worden ist, an der haben wir uns beteiligt. Wir haben in Shimonoseki 1895 gemeinsam mit Rußland und Frankreich gegen den für Japan so vorteilhaften Friedensvertrag mit China protestiert. Die Japaner haben es uns nie vergessen, daß wir, die sie früher zu ihren besten Freunden rechneten, ihnen damals einen großen Teil ihrer Siegesbeute entreißen halfen. Man muß bedenken, es handelte sich beim Frieden von Shimonoseki um die Halbinsel Liaotung, welche ihnen von den Chinesen abgetreten war. Auf den Protest Rußlands, Frankreichs und Deutschlands hin blieb sie bei China, welches dann einen Teil davon an Rußland abtrat. Die Russen errichteten dort die Festung Port Arthur, deren Eroberung zehn Jahre später den Japanern so unendlich viel Blut und Arbeit kostete. Daß wir an diesem Handel beteiligt waren, das haben sie uns nie vergessen, und es war den englischen Diplomaten ein Leichtes, sie zu veranlassen, Rache für Shimonoseki in Tsingtau zu nehmen. So können wir uns wohl vorstellen, daß leidenschaftliche Erregung und Rachsucht, von unseren Feinden geschickt aufgestachelt, die Oberhand gewannen über ritterliche Traditionen und edlere Anschauungsweise. Vielleicht haben auch finanzielle und innere Schwierigkeiten, wie bei manchen unserer Gegner, im Krieg eine Lösung zu suchen veranlaßt, welche Staatskunst, Verstand und Charakterstärke nicht zu finden vermochten.

Gerade die Ereignisse der letzten Tage müssen uns veranlassen, noch einen weiteren Gesichtspunkt zur Erklärung des Verhaltens der Japaner heranzuziehen. Ihr Auftreten gegen China zeigt aufs deutlichste, daß sie von den höchsten Vorstellungen über ihre künftige Machtentfaltung in Ostasien und auf der Welt überhaupt erfüllt sind. Ob ihre Finanzen und ihre Volkskraft den Anforderungen solcher uferlosen Pläne gewachsen sind, das scheint für sie keine Rolle zu spielen. Ob aber dieser unbegrenzte nationale Ehrgeiz und Expansionstrieb sie auf die Dauer vor Konflikten mit ihren Verbündeten bewahren kann, ist sehr fraglich. Die Maßlosigkeit ihrer Pläne ist für unsere Politik ein nicht zu unterschätzender Vorteil und hoffentlich wird die Gelegenheit zu geschicktem Eingreifen und zur Ausnützung der Situation von unserer Seite nicht versäumt.

In welches Verhältnis zu Japan wird uns nun wohl die Zukunft bringen? Ich denke, darüber brauchen wir uns jetzt den Kopf noch nicht zu zerbrechen. Es wird wohl kaum möglich sein, eine Sühne zu finden, welche ausreicht, um die Handlungsweise der Japaner in diesem Krieg vergessen zu

Digitized by Google

machen. Das Schicksal unserer Kolonien draußen hängt unzweifelhaft von dem Verlauf des Kriegs in Europa ab. Wir alle sind der festen Zuversicht, daß er siegreich verlaufen wird. Ob nach seinem Abschluß die Japaner bereits mit zu den Besiegten gehören werden, hängt noch von deren eigenen Entschlüssen ab. Sollten die Japaner sich wirklich entschließen, ein Hilfskorps nach Europa zu schicken, so würden sie dabei ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden haben. Die Versorgung einer solchen Truppe mit dem nötigen Proviant, der Munition und den sonstigen Materialien auf einem europäischen Kriegsschauplatz wäre ganz außerordentlich schwer durchzuführen, wenn überhaupt der Transport gelänge. Nach dem, was man bisher von den Absichten der Japaner hört, würden sie an eine derartige Ausdehnung ihrer Bündnisverpflichtungen nur denken, wenn unsere verbündeten Gegner sehr entscheidende Niederlagen erlitten hätten. Nun, solche Niederlagen würden uns wohl alle Verkehrswege zu Wasser und zu Lande in die Hände geben. Aber immerhin: wir haben gesehen, was die Japaner für ein wohlorganisiertes, kraftvolles Volk sind: ein gefährlicher Gegner wären sie auf alle Fälle. Dennoch zweifle ich nicht daran, daß wir auch ihrer Herr werden könnten, wenn unsere übrigen Gegner bis zu ihrem Eingreifen hinreichend geschwächt sind. Ob sich Deutschland dazu verstehen wird, falls die Japaner nicht in Europa eingreifen, nach siegreichem Abschluß des europäischen Krieges einen Feldzug in Ostasien um Tsingtaus und der Südseekolonien willen zu führen, das kann man gegenwärtig noch gar nicht erörtern. Eine materielle Notwendigkeit dazu liegt im Falle unseres Sieges jedenfalls nicht vor. Denn für jeden Schaden, den Japan uns angetan hat, können wir England sühnen lassen. Was der Vasall gesündigt hat, das muß der Herr büßen.

Die Sinaihalbinsel.

Von Rudolf Knopf, Professor der Theologie an der Universität Bonn.

Jeder Angriff auf Ägypten und den Suezkanal kann im gegenwärtigen Kriege nur von Osten her erfolgen. Wie empfindlich der Kanal getroffen werden kann, *wenn* er erst einmal mit den nötigen Kräften erreicht ist, ist im vorigen Englandhefte durch Professor v. Bissing gezeigt worden. Wir wollen heute unsere Aufmerksamkeit auf das Land östlich vom Kanal lenken, das das verbindende Glied zwischen Asien und Afrika bildet und von einem den Suezkanal angreifenden Heer durchschritten werden muß.

Dies Land, die Sinaihalbinsel, gehört politisch zu Ägypten: die Ost-

Digitized by Google

grenze Ägyptens gegen die Türkei, die vor 1881 von Suez scharf nordöstlich nach El-Arisch am Mittelmeere lief, wurde nach längerem Schwanken 1906 (Akabastreit) so festgelegt, daß sie westlich von dem türkisch gebliebenen Akaba ziemlich genau nördlich zum Mittelmeere geht. Durch diese neue Grenzlinie wurde der Druck der Türkei auf den Suezkanal sehr gemildert. Das Grenzland der Sinaihalbinsel zerfällt in zwei Teile, die politisch je ein ägyptisches Gouvernorat bilden: der größere und wichtigere, auch ungleich berühmtere ist der südliche, die eigentliche Sinaihalbinsel, der andere nördlich vorgelagerte ist das Gouvernorat El-Arisch, das Verbindungsglied von Asien und Afrika. Obwohl das Gesamtgebiet der Sinaihalbinsel politisch zu Ägypten und damit zu Afrika gehört, bildet es nach seiner natürlichen Beschaffenheit ein Anhängsel zum benachbarten Syrien und zu Arabien.

Die Sinaihalbinsel im engern Sinne wird im Osten und Westen durch das Meer, nämlich den Busen von Suez und den von Akaba, begrenzt, während im Norden die Grenze auf der Linie verläuft, die von Suez über Nachel nach Akaba gezogen wird. Die Größe der Halbinsel beträgt etwa 25 000 Quadratkilometer, das ist ungefähr die Größe des Rheinlandes.

Die Sinaihalbinsel, uralten Kulturländern und Kulturstraßen, Wegen zu Wasser und zu Lande benachbart, hat eine Geschichte, die sich weit zurückverfolgen läßt. Diese Geschichte hat aber sehr wenig Inhalt, weil wirkliches Kulturleben in dem öden und armen Lande niemals geblüht hat. Vergeblich suchen wir hier nach einer Stätte, wie es etwa Petra im benachbarten Nabatäerreiche war. Doch haben schon die ältesten Pharaonen, die der ersten Dynastie, die Malachitgruben der Sinaihalbinsel ausgebeutet. Auch Kupfer und Türkise wurden schon in sehr alter Zeit dort gefunden. Die Wüstenwanderung der Kinder Israels, deren stark legendenhaft ausgeschmückter Bericht wir in den Mosesbüchern haben, kann ganz und gar nicht mit Sicherheit festgelegt werden, und neuere Forschung neigt zum Teil dazu, den heiligen Berg des Alten Testamentes gar nicht auf der Halbinsel, sondern im benachbarten Arabien zu suchen. Aber die alte Überlieferung, die den Gesetzgebungsberg auf der Halbinsel selber fand, zog in christlicher Zeit viele Pilger dorthin; auch nahmen Anachoreten und später Mönche ihren dauernden Wohnsitz dort. Ein eigentümliches Denkmal haben nabatäische Kaufleute hinterlassen, die etwa in der römischen Kaiserzeit zwischen Syrien und Ägypten hin- und herzogen: an verschiedenen Stellen der Halbinsel, namentlich im Wadi Mokatteb (= Inschriftental) finden sich an die Felsen gekratzt rohe Zeichnungen und vor allem Inschriften, die meist von Nabatäern, zum Teil freilich auch von Kopten und Griechen herrühren.

Die ärmliche Geschichte des Landes hängt mit seinem Wüstencharakter

Digitized by Google

zusammen. Die Halbinsel ist in ihrem nördlichen Teile ein Ausläufer des größeren Wüstenplateaus von El-Tih, das die Landbrücke ausfüllt, und das seinerseits wieder ein Glied in der ungeheueren Wüstentafel ist, die vom Atlantischen Ozean durch ganz Nordafrika, Syrien, Arabien, Mesopotamien bis nach Iran reicht und in der das Rote Meer und der Persische Meerbusen zwei Grabenbrüche bilden. Geologisch ist dieser Teil der Sinaihalbinsel wie auch das Tih-Plateau Kalkablagerung des Meeres. Im Süden der Halbinsel dagegen erhebt sich vom Serbal bis Ras Mohammed eine gewaltige Urgebirgskette, aus Granit und Gneis zusammengesetzt, in ihrer Entstehung weit hinter die Wüstenplatte bis in die Anfänge der sich gestaltenden Erdoberfläche zurückragend. Die Haupthöhen, zu denen das Gebirge aufsteigt, sind der Serbal (2060 m), der Gebel Musa (2292 m), der Gebel Kathrin und seine Nachbarn (bis über 2600 m), der Gebel Sabbagh (2556 m). Sowohl die Platte im Norden als auch das Gebirge im Süden hat vollkommenen Wüstencharakter. Dasselbe gilt auch von dem schmaleren Küstenstreifen, der niedrig, in Meereshöhe, längs des Busens von Suez entlang läuft, und El-Kâ'a genannt wird. Unvergeßlich bleibt jedem, der es erleben durfte, der Eindruck, den man von der Rundsicht auf einem der günstig gelegenen Hochgipfel, etwa dem Gebel Kathrin oder dem Serbal empfängt: das gewaltige Granitgebirge in der Nähe, die niedrigeren Kalkberge in der Ferne, die Wüstenplatten im Norden und im Westen — alles vollkommen öde, ohne Spur von Grün, ohne Spur einer menschlichen Behausung, eingetaucht in die erhabenste Stille und überflutet vom grellen Sonnenlichte.

Der strenge Wüstencharakter, die Kahlheit von Gebirge und Tal bewirkt, daß die Regen, die in der Winterzeit mit Schnee zusammen bisweilen reichlich, wolkenbruchartig fallen, so schnell verrauschen wie sie kommen. Immerhin sind in dem weiten Lande hie und da Quellen, Wasserlöcher, Zisternen, auch kleine Flußläufe zu finden, die nicht nur das Reisen ermöglichen, sondern auch eine dünne Besiedlung des Landes erlauben. 'Ajin Musa, 'Ajin el-Achdar, 'Ajin Chadra, Bir Korêsch, Bir et-Themed u. a. sind solche Quellen (arab. 'Ajin) und Zisternen (arab. Bir) mit Oasen und Siedlungen; auch am Sinaikloster, in Dêr-Arbain, in Nachl und el-Tôr ist genügend Wasser vorhanden. Die schönste der Oasen ist die von Firan (Paran) am Fuße des Serbal: ein offen fließender, kleiner Bach, von Palmenhainen umstanden, begleitet dort den Wanderer mehr als eine Stunde lang, um so plötzlich, wie er zutage getreten ist, auch wieder im Felsboden zu verschwinden.

Es ist klar, daß ein so gestaltetes Land nur eine schwache Bevölkerung zu tragen imstande ist. Die amtliche Zählung, die aber die Beduinen-

Digitized by Google

bevölkerung nur abschätzen kann, gibt für 1907 die Bevölkerung des Gouvernorates Sinai mit 25000 an, davon fallen aber auf die eigentliche Halbinsel nicht mehr als 9—10000. Die Bewohner sind verschiedenartig: verschiedenen Stammes, auch verschiedenen Glaubens. Von Stadtansiedlungen gibt es, da Suez und Akaba nicht mehr zur Halbinsel gehören und Nachl nicht als Stadt zu nehmen ist, nur eine einzige: El-Tôr an der Westküste, Hauptstadt und, einst ein altes Strandräubernest, jetzt einziger Hafen der Sinaihalbinsel, ein zwischen Korallenbänken gelegener guter, natürlicher Landungsplatz, der auch von kleinen Dampfern, die die Post von Suez bringen, regelmäßig angefahren wird. Die Bevölkerung von Tôr sind teils Ägypter (Kaufleute sowohl wie Fellachen), teils Kopten und Griechen (darunter eine Anzahl Mönche), teils Neger (freigelassene Sklaven und Nachkommen von solchen). Auch fehlt in El-Tôr nicht das Beduinenviertel. In gewissen Monaten des Jahres freilich schwillt das Leben in der Stadt an, dann nämlich, wenn die großen ägyptischen Pilgerkarawanen aus Mekka zurückkommen. Denn in El-Tôr müssen die Ägypter sich der ärztlichen Beobachtung unterziehen und große Barackenlager, die Tausende umfassen, nehmen die zu Schiff ankommenden Scharen auf. Neben dieser ganz kleinen, erbärmlichen Stadt ist als zweite merkwürdige Niederlassung das Katharinenkloster und seine Umgebung zu nennen. Das Kloster liegt am Gebel Musa und ist gegenwärtig die einzige Niederlassung griechischen Mönchtums auf der Halbinsel. Die Mönche und die Anachoreten (Einsiedler) waren einst viel zahlreicher auf dem Sinai, wie alte Nachrichten, auch viele Spuren, Ruinen in Firan, Höhlen und Inschriften beweisen. Das Katharinenkloster geht in seiner ersten Anlage auf ein Kastell Justinians zurück und hat auch den ursprünglichen Charakter der von hoher Mauer umgebenen Festung bewahrt. Große Gartenanlagen sind ihm vorgelagert. Die Zahl der Bewohner ist indes jetzt gering, sie geht nicht über 25 hinaus. Doch sind die Besitzungen und die Ableger des Sinaiklosters weithin über die rechtgläubige Welt des Ostens verbreitet. Bekannt und berühmt ist die Bibliothek des Klosters.

Der eigentliche Bewohner der Sinaihalbinsel ist aber weder der Mönch noch der Fellache, sondern der Beduine, und zwar seit uralten Zeiten. Die Halbinsel muß nämlich seit den Tagen der ägyptischen Pharaonen, seit Jethro und Moses immer von nomadisierenden Beduinen bewohnt gewesen sein. Doch sind die gegenwärtig dort wohnenden Stämme fast ausschließlich erst in der arabischen Zeit, d. h. nach Mohammed, aus Arabien herübergekommen. Die Gesamtzahl der Beduinen mag etwa 8—9000 ausmachen. Sie führen den Sammelnamen Towara (= Sinaibewohner, denn Berg Tôr = Sinai) und zerfallen in sechs Hauptstämme: Die Ga-

Digitized by Google

rarische, Mezene, Aulad Said, Sibjan ed-dêr, Alekat und Sawaliha. Dazu kommt als siebenter Stamm die Gebelije (= Bergbewohner), die in der Nähe des Klosters wohnen und seit alters her ein besonders enges Verhältnis zum Kloster haben. Sie sind wohl aus früheren Hörigen des Klosters, ägyptischen und anderen Sklavenfamilien, hervorgegangen. Deswegen sind die Gebelije bei den übrigen Beduinen weniger angesehen und werden gelegentlich von ihnen als „Fellachen" oder „Nazarener" bezeichnet. Tatsächlich unterscheiden sie sich weder in ihrem Äußeren noch in ihren Lebensgewohnheiten von den übrigen Stämmen, haben auch längst den Islam angenommen. In der Religion freilich, in der sie und auch die andern Stämme tatsächlich leben, ist der Islam nur ein Bestandteil neben vielen andern; und uralter Aberglaube, vorislamitische Stammesreligion, Blut- und Opferriten, Dämonen- und Geisterglauben, Heiligenkult, Orakelwesen, Zauberei und anderes mehr kommen in dieser Religion zusammen. Das hindert aber natürlich nicht, daß der Beduine die religiösen Pflichten des Islam, vor allem die täglichen Gebete, mehr oder minder sorgfältig ausübt und daß er dem Christen gegenüber sich stolz als Moslim fühlt.

Die Towaras unterscheiden sich äußerlich ziemlich stark von ihren Stammesgenossen in den benachbarten Ländern: Arabien und Syrien einerseits, Ägypten andrerseits. Sie sind lange nicht so reich, übermütig, unbotmäßig wie die Beduinen Syriens, besonders des Ostjordanlandes und des Hauran, die in ungemein fruchtbarer Gegend zelten, sich vom Fette und Marke des Landes nähren, und die wirklich keinen Herrn über sich anerkennen. Die edelrassigen Reitkamele, Pferde, prunkvollen Waffen, die innerhalb der allgemeinen Beduinentracht mögliche Pracht an Kleidern und putzendem Tand sucht man bei den Sinaibeduinen vergebens. Von den zahlreichen Beduinen Unterägyptens wiederum, die an den langen Wüstengrenzen des Landes umherschweifen, unterscheidet die Towaras im allgemeinen die größere Zuverlässigkeit und Unberührtheit. Freilich ist innerhalb der Sinaibeduinen der Unterschied unverkennbar, auch wenn man von den Gebelije absieht, die eine Sonderstellung einnehmen: die westlich wohnenden sind bedeutend zugänglicher als die stolzeren und wilderen Stämme des Ostens.

Die Towaras sind keine Nomaden im eigentlichen Sinne. Die Wüstenart des Landes zwingt die Bewohner, sich an den wenigen günstigen Orten festzusetzen und dort zu bleiben. Sie ernähren sich vom Ertrag ihrer Dattelpalmen, ihrer Ziegen und Kamele, jagen den Steinbock und die Wachtel, fangen an der Küste Fische, und verdienen etwas Geld, indem sie sich und ihre Kamele für Reisende und Karawanen verdingen. Für das Geld kaufen sie Mehl ein. Oft kommen sie nach Ägypten hinunter, wo sie Muscheln, Dattelwurst, Manna, Steinbockhörner und anderes in den Basaren ver-

Digitized by Google

kaufen. Ihre Lebensweise ist natürlich denkbar einfach, ihre Wohnungen sind kleine Hütten aus zusammengelegten Steinen mit leichtem, flachem Holz und Blätterdach und die dunkelbraunen, vielgeflickten Zelte. Ihre große Leidenschaft ist das Rauchen aus der langen metallbeschlagenen Pfeife. Haben sie keinen Tabak, so stopfen sie anderes, was Rauch gibt, in ihre Pfeifen, bis zum Kamelsmist hinunter. Ihre Kleidung ist die allgemeine Beduinenkleidung. Das Untergewand, hemdartig, bis zu den Knien gehend, das vom Gürtel zusammengehalten wird, der zugleich als Tasche dient; das schwere, dunkle, wollene Obergewand für Kälte, Regen, Nachtlager; das befranste Kopftuch, die Kuffije, die mit dicken dunkeln Wollwülsten auf den Kopf gedrückt wird oder die kleine Filzkappe mit dem Turbantuch; an den Füßen Sandalen aus Nilpferdhaut.

Der Charakter des Landes und die Lebensart der Bewohner ändert sich wenig in der nördlich ansetzenden Landbrücke, dem Guwernorate El-Arisch. Die Sinaihalbinsel geht dort in die breitere, niedrige Wüstenplatte von El-Tih über, die bis ans Mittelmeer geht. Die Landbrücke, die geographisch übrigens oft mit zur Sinaihalbinsel gerechnet wird, bildet ein Rechteck von etwa 250 Kilometer Grundlinie und 150 Kilometer Höhe und hat ebenfalls reinen Wüstencharakter. Die einzige größere Niederlassung darin ist El-Arisch, eine kleine, schwach befestigte Stadt (3000 Einwohner), die die Türken rasch in ihren Besitz brachten. Eine dünne Beduinenbevölkerung von kaum 2000 Köpfen lebt im Lande, es sind die Stämme der Terabije, der Tijaha und der El-Arajische oder Suwarke. Brunnen und Quellen und die Nachbarschaft Ägyptens ermöglichen ihnen wie ihren Stammesgenossen auf der Sinaihalbinsel das Leben: der Karawanenverkehr zwischen Syrien und Ägypten geht durch ihr Gebiet, auch zwischen dem Kanal und Kairo ziehen sie hin und her und führen Menschen und Waren.

In dem geplanten Unternehmen der Türkei gegen Ägypten sind, wie namentlich neutrale (italienische) Berichte erkennen lassen, die Beduinen des gesamten Gebietes östlich vom Kanal, aber ganz sicher auch Beduinen von weiterher, aus Südpalästina, dem Ostjordanlande, der Gegend von Petra hervorragend beteiligt. Die Zahl dieser Hilfskräfte mag weit in die Zehntausende gehen. Wir haben auch schon gehört, daß in den am Kanal eingeleiteten Kämpfen die Gewandtheit und das Ungestüm der Beduinen den Türken sehr zu statten gekommen sei. Ungemein wichtig war aber vor allem die Sicherung der Etappenstraßen durch die Beduinen, als die türkischen Regulären noch in Syrien standen. Es gelang den Engländern nicht, die Brunnen und die Wasserlöcher der Wüste, die die Türken für ihre Verpflegung brauchen, durch raschen Vorstoß vom Kanal aus zu zerstören. Die Angriffslinien der Türken sind drei: die eine ist die uralte,

Digitized by Google

große Handels- und Militärstraße, die von Syrien nach Ägypten längs des Mittelländischen Meeres führt. Gaza in Südpalästina, El-Arisch auf der Landbrücke, El-Kantara am Kanal sind ihre hauptsächlich in Betracht kommenden Punkte. Diesen Weg sind bereits die alten Pharaonen, die Perser und Mazedonier gezogen, später haben ihn die Kreuzfahrer benutzt, im 19. Jahrhundert sind die Soldaten Napoleons und Mechmed Alis auf ihm gegangen. Die zweite Angriffslinie geht von Akaba über Nachl zum Südende des Kanals. Es ist der sehr alte Karawanenweg nach Arabien, die Pilgerstraße der Ägypter, wenn sie nach Mekka ziehen. Dieser Weg hat den großen Vorteil, daß für ihn von Syrien (Damaskus) aus die Hedschasbahn bis El-Ma'an benutzt werden kann. Von El-Ma'an nach dem nicht fernen Akaba ist schon seit geraumer Zeit eine Bahnverbindung gelegt, die nun auch weiter in die Wüste gegen Ägypten zu vorgerückt wird und den Nachschub der Kämpfenden sichert. Die Entfernung von Akaba zum Kanal beträgt rund 250 Kilometer (etwa 70 Kamelstunden). Der dritte Weg endlich, der südlichste, ist der längste, aber auch der bequemste und am besten mit Wasser versehene, er geht von Akaba in südwestlichem Bogen durch die Täler der Sinaihalbinsel, um dann längs der Küste am Vorgebirge Abu-Zenime vorbei in der Nähe des zweiten Weges den Kanal, Sunj gegenüber zu erreichen. Auf diesem Wege oder von ihm aus wird sowohl die wasserreiche Oase Hiran wie auch die Stadt Tôr mit ihren großen Unterkunftsgelegenheiten gesichert.

Möglichkeiten und Aussichten der Dardanellenbezwingung.

Die wiederholten vergeblichen Versuche der englisch-französischen Flotte, die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erzwingen, um dann vor Konstantinopel den Türken den Herzstoß zu versetzen, läßt eine kurze Betrachtung über die verschiedenen Möglichkeiten eines Angriffs und die Aussichten derselben interessant erscheinen.

Moltke schreibt in seinen Briefen aus der Türkei: „Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgend eine Flotte es wagen dürfte, die Straße hinaufzusegeln." Das ist das Urteil Moltkes, der selber bei Neubefestigung der Dardanellen 1835 bis 1839 mitgewirkt hat, und dies Urteil gilt auch noch heute. Auf Grund meiner Erfahrungen, die ich während der Balkankriege als Ordonanzoffizier im Stabe des türkischen Armeeoberkommandos auf Gallipoli und an den Dardanellen gesammelt habe, bin ich zu folgendem Ergebnis gekommen.

Die erste Möglichkeit eines Angriffs auf die Meerenge besteht in der

Digitized by Google

direkten Niederkämpfung der Werke der Dardanellen. Sie ist aber zeitraubend, verlustreich, unsicher und erfordert viel Munition. Selbst im Falle eines vollen Erfolges wäre der übrigbleibende Teil der feindlichen Flotte schwer havariert, mit abgenützten Geschützrohren und auf lange Zeit hindurch kampfunfähig.

Die zweite Möglichkeit besteht in einem systematischen, kombinierten Land- und Seeangriff. Er erfordert noch bei weitem mehr Zeit und ein großes Aufgebot von Landtruppen. Die europäische Seite der Dardanellen könnte nur durch den Fall der Werke in der Verteidigungslinie bei Bulajir, die während der dortigen Kämpfe im Balkankrieg von den Türken erstklassig ausgebaut worden ist, und durch eine oder mehrere Landungen an der Nordküste der Halbinsel Gallipoli genommen werden. Als Landungspunkte auf der Halbinsel Gallipoli kämen in Betracht zunächst die Gegend von Kaba Tepe, die Buchten von Anafarta und Myrmidia sowie der Raum nördlich Jeniköj. Bei dieser Angriffsform würde es zu sehr hartnäckigen, mehrtägigen Landkämpfen auf einem räumlich sehr beschränkten Raum kommen, in dem sich die Türken, als während des Balkankrieges Landungen griechischer Truppen befürchtet wurden, zum Rückenschutz ihrer Befestigungen an der Meerenge, starke Stellungen geschaffen haben, die zu bezwingen für den Angreifer äußert schwierig und verlustreich wäre. Mit dem Landangriff Hand in Hand müßte aber eine Landung an der kleinasiatischen Küste gehen, um auch die auf dem asiatischen Ufer gelegenen Befestigungen unschädlich zu machen. Die Landkämpfe würden sich hier natürlich noch viel schwieriger gestalten als auf der europäischen Seite. Zunächst mal müßte der Angreifer mit der Bezwingung der feindlichen Hauptarmee, die hier ihre Aufstellung finden dürfte, rechnen, dann mit einer regelrechten Belagerung der Werke von der Landseite her und endlich mit dauernden Angriffen feindlicher Heeresteile im Rücken des Belagerungsheeres. Erst wenn beide Ufer durch Angriff vom Lande aus in der Hand des Angreifers wären, wäre die Durchfahrt für die Flotte gesichert.

So bliebe als letzte Art die gewaltsame und rasche Erzwingung der Durchfahrt und Durchbruch der Minensperre. In dieser Beziehung muß zunächst einmal festgestellt werden, daß das einfache Durchrasen durch die Dardanellen an sich kein Erfolg wäre, wenn nicht das bloße Erscheinen der feindlichen Flotte vor Konstantinopel schon den Krieg beendet oder aber die Bosporusdurchfahrt nicht gleichfalls erzwungen und damit die Verbindung mit dem Schwarzen Meer hergestellt ist. Fehlen diese beiden Bedingungen, bleiben die Festungswerke der Dardanellen hinter der in das Marmara-Meer eingedrungenen Flotte mehr oder weniger intakt, so befindet sich die Flotte geradezu in einer Mausefalle, aus der herauszukommen sie

Digitized by Google

in kürzester Zeit wieder bestrebt sein müßte. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß eine Flotte ganz bedeutender Nachschübe verschiedenster Art, vor allem aber von Heizmaterial und Munition bedarf, um aktionsfähig zu bleiben. Konstantinopel und die anderen Küstenorte des Marmara-Meeres bieten aber Gelegenheit zur Ergänzung des Nachschubs nicht; dieser müßte vielmehr durch eine der beiden befestigten Meerengen erfolgen. Die Dardanellen befinden sich jetzt in den Händen einer Macht, die sich die modernsten Verteidigungsmittel zu beschaffen in der Lage gewesen ist und deshalb müssen sie einfach als unangreifbar bezeichnet werden, denn welche Flotte dürfte es wagen, sich viele Stunden hindurch dem Feuer moderner, schwer bestückter Panzertürme und dem Steilfeuer der in dem beschränkten Fahrwasser fast mit mathematischer Genauigkeit treffenden Mörserbatterien auszusetzen. Je geringer die Entfernungen sind, auf welchen ein Kampf geführt würde, um so mehr verringert sich das Übergewicht der modernen Artillerie gegen die älteren Geschützarten. Ganz ausgeglichen wird es wohl nie, aber auf die sehr kurzen Entfernungen, wie sie bei der Dardanellendurchfahrt in Betracht kommen, sind auch Treffer von älteren Geschützen recht unangenehme Faktoren. Was das einzelne Geschütz nicht leisten kann, leistet die Menge der Treffer, und in dieser Richtung liegt die Sache für den Angreifer sehr im argen.

So lange sich eine die Dardanellen angreifende Flotte mit den an den freien Seeraum vorgeschobenen Außenwerken herumschlägt, steht es ihr unbenommen, sowohl die Gefechtsdistanzen, wie auch jene Formationen zu wählen, welche ihr die Entwicklung der artilleristischen Überlegenheit gewähren, durch unvermutete Bewegungen fortwährend die Entfernungen zu ändern und so für beide Teile annähernd gleiche Treffwahrscheinlichkeiten zu schaffen. Anders gestaltet sich die Sache, sowie die Flotte sich in das schon von Natur aus beengte und durch Minenanlagen auf eine schmale Fahrrinne beschränkte Wasser begibt. Da ist es mit dem Manövrieren, Entfernungswechseln und auch mit dem Fahren in breiter Front vorbei, ebenso wie mit der vollen Geltendmachung der mitgeführten Artillerie. Da müssen die Schiffe die Fahrtrichtung beibehalten, die sie ihrem Ziele entgegenführt, und gegen diese, aller Voraussicht nach langgezogene Linie beginnt nun der Verteidiger eine artilleristische Orgie zu feiern, da bei halbwegs entsprechender Feuerleitung jeder abgegebene Schuß ein Treffer sein muß.

Hans Rohde,
Leutnant im Inf.-Rgt. v. Horn.

Digitized by Google

Das Geheimziel der englischen Politik.

Von Fritz Gerlich, Assessor am K. Kreisarchiv in München.

Im Jahre 1589, mitten in dem jahrzehntelangen Ringen Englands gegen das Spanien Philipps II., äußerte Königin Elisabeth, sie wolle die Spanier durch Hunger bezwingen. Der Begründerin der englischen Seegeltung gebührt also das Verdienst, jenes Mittel erdacht zu haben, auf das das heutige England seine größte und letzte Hoffnung im Kampfe gegen uns setzt. Im damaligen Kriege konnten indes die Engländer mit ihrer viel zu kleinen Flotte zwar nicht Spanien hungern lassen, wohl aber gab ihnen dieses Kriegsziel den Vorwand, jede Ladung nach Spanien wegzunehmen und vor allem ihren eigenen Hunger nach den spanischen Silberschiffen ausgiebig zu stillen, nebenbei fette neutrale Prisen nicht zu verschmähen. Der Krieg endete zuungunsten Spaniens. Wind und Welle waren ihrer großen Armada abhold. Der Seeangriff gegen England scheiterte und das wirtschaftlich erschöpfte Land vermochte sich nicht nochmals zu einer Kraftanstrengung zur See aufzuraffen. England sah den Weg zur See- und Weltherrschaft offen. Doch kam es zunächst nicht über die ersten Schritte hinaus. Der Konflikt zwischen König und Volk, der unter Elisabeths Nachfolger einsetzte, hinderte eine energische Politik nach außen.

Die gleiche Zeit — es ist das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges — brachte auf dem Festlande tiefeinschneidende Umwandlungen. In dieser Zeit erlebte Deutschland den völligen staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenbruch, England und Frankreich ihre staatliche Konsolidierung. Immerhin sind hier zeitliche Unterschiede, die wir nicht außer acht lassen dürfen. Frankreichs Konsolidierung trat so früh ein, daß es noch die Gestaltung Deutschlands beeinflussen konnte. England kam mit seiner inneren Entwicklung erst nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zum Abschluß, konnte also nicht mehr eingreifen. Das Ergebnis des deutschen Krieges war die politische Lahmlegung der Zentralmacht, die zudem noch im Rücken von den Türken bedroht wurde. Dadurch war das einige und starke Frankreich, nachdem es 1659 auch Spanien niedergerungen hatte, rückenfrei. Diese günstige Situation suchte es noch durch Beziehungen zur Türkei zu einer dauernden zu machen. Ebenso rückenfrei war England, nachdem Irland unterworfen und Schottland eng angeschlossen war. Damit waren England und Frankreich die Staaten geworden, die die Politik Europas angaben.

Noch unter Cromwell betrat England wieder den Weg zur Seeherrschaft. Es schritt zunächst zum Kampfe gegen die größte damalige See- und Handelsmacht Holland, einem Kampfe, der ohne Unterlaß geführt mit der maritimen Unterwerfung Hollands endete. Bezeichnend für englisches Denken ist, daß in diesem Jahrhundert der großen Glaubenskriege ein Puritaner, namens Cooper,

Digitized by Google

den Ruf: „Delenda Carthago" gegen Holland mit den Worten rechtfertigte: „Holland ist unser großer Nebenbuhler auf See und über See in der Neuen Welt, wir wollen es zerstören, mag es auch eine protestantische Macht sein."

Frankreich hatte durch sein Eingreifen in den deutschen Krieg dessen Ausgang wesentlich entschieden. Es war aber zunächst nicht gewillt, seiner Ausdehnungstendenz dauernd und ausschließlich kontinentalen Charakter zu verleihen. Auch Frankreich lockte die See. Die Maßnahmen, die es zu diesem Zwecke traf, knüpfen sich an den Namen Colbert.

Colbert, der von 1661 bis 1683 Generalkontrolleur der Finanzen Ludwigs XIV. war, teilte mit seinem Herrscher das Ziel der politischen Machterweiterung Frankreichs. Im Gegensatz zu Ludwig XIV. aber war er überzeugt davon, daß die Voraussetzung dauernder politischer Machterweiterung eine sich ebensosehr erweiternde und hebende Volks- und Finanzwirtschaft sei. Ganz methodisch ging er auf dieses Ziel los. Er ordnete nicht nur das Finanzsystem und den Schuldendienst, sondern förderte auch die Landwirtschaft durch Erleichterung des Steuerdrucks sowie angemaßter Vorrechte des Adels. Vor allem aber widmete er seine Sorge dem Handel und Gewerbe. Im Mittelmeer sollte Frankreich an die Stelle Spaniens und der italienischen Städte treten, nicht Genua und Barcelona, sondern Marseille, das zum Freihafen erklärt wurde, sollte Hauptplatz des Levantehandels werden. Günstige Handelsverträge mit dem Sultan boten bisher den Europäern verschlossene Handelsmöglichkeiten.

Ebenso aber wandte sich Colberts Aufmerksamkeit dem eigentlichen Seehandel zu. Frankreich hatte in Ost- und Westindien wertvolle Besitzungen. Ihrer Ausnutzung dienten die mit staatlicher Unterstützung ins Leben gerufene westindische und ostindische Gesellschaft. Besonders günstige Aussichten bot der amerikanische Besitz, das Gebiet des Mississippi vom Lorenzostrom bis zum mexikanischen Golf. Amerika war auf dem Wege, französisches Siedlungsgebiet zu werden. Alle diese Gebiete waren nicht nur Lieferanten der französischen Volkswirtschaft, sie waren auch aufnahmefähige Absatzgebiete eines leistungsfähigen Gewerbes. Dieses suchte Colbert einerseits durch Hereinziehung gewerblich gebildeter Arbeiter und Unternehmer aus den Niederlanden und Italien, andrerseits durch staatliche Gewerbeschulen über das Ausland zu heben. Vor allem aber schuf er einen aufnahmefähigen inneren Markt. Durch Abschaffung vieler gesetzlicher Schranken und Binnenzölle befreite er den Verkehr, durch Erbauung von Kanälen und Chausseen gab er ihm bequeme Transportmöglichkeiten. Schutz- und Erziehungszölle, die — wie der Tarif von 1667 — die auswärtigen Manufakturen hoch belasteten oder verboten, die Zufuhr der Rohstoffe aber erleichterten, faßten das ganze Werk dem Ausland gegenüber wirtschaftspolitisch als Einheit zusammen. Auch das Frachtgeschäft zur See sollte den Franzosen zufallen. Der Verkehr mit den französischen Kolonien

Digitized by Google

wurde den französischen Schiffen vorbehalten. Alle fremden, französische Häfen anlaufenden Schiffe wurden mit einem Tonnengeld belegt. Zum Schutze des Ganzen schuf Colbert eine Flotte, die sich schon 1684 bei der Beschießung Genuas auszeichnete. Das Ergebnis war bedeutend. Ganze Industrien des Auslands wurden ruiniert oder siedelten nach Frankreich über. „Alle diese Einrichtungen gaben zahlreichen Einwohnern Lebensunterhalt und hielten das Geld im Lande", schreibt der französische Finanzmann Forbonnais 1758. Heinrich Sieveking bezeichnet als Colberts Ziel in Europa: „Frankreich sollte ein Mittelpunkt des Gewerbes werden, von dem die anderen Länder, wie einst das platte Land von der Stadt, sich versorgen sollten." Er gesteht zu, es konnte eine Zeitlang scheinen, als sollte die führende Rolle im wirtschaftlichen Leben der Welt Frankreich zufallen. Und Peez und Dehn sind der Ansicht, Amerika hätte heute ein anderes, nämlich ein französisches Gesicht, wenn Frankreich diese politische Linie konsequent weiter verfolgt hätte.

Colbert hatte Glück. Er begann seine Reformen zur gleichen Zeit, als in England der Stuart Karl II. (1660) den Thron wieder bestieg und die französisch orientierte Periode der englischen Politik einleitete, die mit der Absetzung Jakobs II. 1688 ihren Abschluß fand. Hätte nicht Ludwig XIV. die französische Politik immer stärker über den Rhein geleitet und in ein Mißverhältnis zwischen politischen Ansprüchen und finanzieller Kraft gebracht, Frankreich hätte einen Vorsprung gewonnen, den England nie wieder hätte einholen können.

Aber auch schon unter den Stuarts war es nicht ohne handelspolitische Reibungen zwischen Frankreich und England abgegangen. Den Fehdehandschuh hatte Colbert hingeworfen, als er in seinem Zolltarif von 1667 die Zölle auf Wollstoffe zum Schutze der französischen gegen die englische Wollindustrie erhöhte. 1669 schlug ihm England einen Handelsvertrag vor. Als es eine Ablehnung erfuhr, verbot es von 1678—85 jeden Handel mit Frankreich. Das war ein latenter Kriegszustand. Er trieb zum offenen Ausbruch, als Frankreich 1687 mit Rücksicht insbesondere auf die Lyoner Seidenindustrie seine Seidenzölle verdoppelte. Das neue Regime in England griff zu Gegenmaßregeln und schloß sich 1689 der gegen Frankreich wegen der sogenannten pfälzischen Erbfolgefrage kämpfenden Koalition an.

Von diesem Jahre 1689 bis zum Ausbruch der französischen Revolution im Jahre 1789 hat England an folgenden Kämpfen gegen Frankreich teilgenommen:

Pfälzischer Erbfolgekrieg	1689—97,	Dauer 8 Jahre
Spanischer Erbfolgekrieg	1701—14,	„ 13 „
Österreichischer Erbfolgekrieg	1742—48,	„ 6 „
Siebenjähriger Krieg	1756—63,	„ 7 „
Amerikanischer Freiheitskrieg	1778—83,	„ 5 „

Also in 100 Jahren insgesamt 39 Jahre Krieg!

Digitized by Google

Das Ergebnis ist bekannt. Frankreich verlor den größten Teil seiner Kolonien und seiner Flotte. Dazu wurde es finanziell und militärisch erschöpft. Die Hauptarbeit aber leistete nicht Englands Bevölkerung, sondern die Heere der kontinentalen Bundesgenossen, die teils aus eigenen Kräften, teils mit englischen Subsidien die Kriege gegen Frankreich führten und auch ihre wirtschaftlichen Lasten hauptsächlich trugen, da ihre Länder den Kriegsschauplatz abgaben. Mit Recht sagt Schmoller: „Ohne die Siege der preußischen Grenadiere gäbe es heute keinen englischen Welthandel."

Das zermürbte Frankreich gestand dann England 1786 jenen Handelsvertrag zu, der nach Englands Herzen war. Peez und Dehn urteilen über ihn: Er schädigte die französische Industrie, rief im Lande Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit hervor und trug nicht wenig zum Ausbruch der Revolution von 1789 bei. Wesentlich dadurch seien die Finanzverlegenheiten der Regierung hervorgerufen. In Frankreich selbst erklärte man später den Vertrag als Nagel zum Sarge des alten Regime. Den Engländern aber bot er außerordentliche Vorteile. 1789 betrug Englands Ausfuhr nach Frankreich 47 Millionen Mark, Frankreichs Ausfuhr nach England 29 Millionen Mark. Dabei aber war der Wert der englischen Einfuhr gut doppelt so groß, da die englischen Kaufleute den Wert der Waren mindestens um die Hälfte zu niedrig angaben, um so die Zölle noch mehr zu ermäßigen. Dazu kam der lebhafte Schmuggel, den die Engländer stets virtuos übten. Trotzdem waren die Engländer mit dem Vertrag noch nicht zufrieden. Schon Anfang des Jahres 1787 erklärte sich der Bischof Dr. Watson geradezu gegen jeden friedlichen Handelsverkehr mit Frankreich, dem er aus den Wirkungen des Vertrags ein Aufblühen prophezeite: „Das Gedeihen Frankreichs ist der Niedergang Englands. Frankreich ist unser natürlicher Feind. Wir sind groß geworden durch das Verbot des französischen Handels". Wobei statt Verbot richtiger Krieg und Kaperei zu lesen ist.

Da kam in Frankreich die Revolution. Ihre ersten Anzeichen haben im damaligen Europa keineswegs die Beachtung gefunden, die wir Spätgeborene ihnen beimessen. Der am meisten — nämlich aus verwandtschaftlichen Gründen — interessierte Staat Österreich hatte damals genug mit sich selbst zu tun. Die anderen wurden weniger berührt. Am geringsten war die Aufregung in England. Die Gründe sind, wie stets in der Geschichte, vielerlei. Vor allem befand sich England infolge der Folgen des amerikanischen Befreiungskrieges in großen Finanzschwierigkeiten. Sie gaben dem Ministerium des jüngeren Pitt den Anlaß, gegen eine Reihe weiterer Mißstände vorzugehen, so das ostindische, das irländische Problem. Des weiteren bestand in England nicht jener innere Gegensatz zwischen beherrschter und herrschender Klasse, der der Revolution in den Festlandsstaaten so starken Nachhalt verschaffte. Vor allem aber entsprach, wie der französische Geschichtsschreiber der Revolution, Albert Sorel (1891), ganz

Digitized by Google

richtig betont, der Umsturz in Frankreich viel zu sehr dem englischen Interesse: „Die Revolution ruinierte die Marine, gefährdete die Kolonien, vernichtete den Handel Frankreichs. Ein Frieden solcher Art besorgte die Geschäfte von jedermann in England. Ein Krieg aber schien angesichts der schwierigen Lage der englischen Finanzen niemand vorteilhaft." Sorel fährt fort: „Diese Art, die Dinge zu sehen, ist durchaus englisch, man darf von England keine andere Art erwarten und der schwerste Irrtum der Franzosen in dieser Zeit bestand darin, daß sie sich auf Grund einzelner Anzeichen einbildeten, Propagandaschriften und Abhandlungen könnten durch einen Akt revolutionärer Erleuchtung das ändern, was die Jahrhunderte geschaffen hatten: nämlich den Charakter des englischen Volkes und die Interessen des britischen Reiches."

Dieser Ausspruch eines Franzosen findet in den Ereignissen der Folgezeit seine Bestätigung. Während man auf dem Festlande angesichts der immer mehr in Pöbelherrschaft ausartenden Revolution die Frage einer Einmischung immer lebhafter diskutierte, blieb England kühl.

Aber es kam anders, als die Engländer hofften. Die „zügellosen" Revolutionäre, diese „Verächter des Christentums" begannen die heiligsten Güter der englischen Nation anzutasten.

Schon im Oktober 1789 wurden in der Nationalversammlung protektionistische Stimmen gegen den französisch-englischen Handelsvertrag von 1786 laut, die immer mehr zur herrschenden Ansicht wurden. Ende 1790 waren bereits die Vorbereitungen für den Erlaß eines neuen Zolltarifs in vollem Gange. Bezeichnend für die Gedankengänge, aus denen er entsprang, ist die Erklärung des Berichterstatters Goudard, eines Lyoner Seidenfabrikanten. Er sagt (nach Peez und Dehn) am 30. November 1790 in der Nationalversammlung als Berichterstatter: „Mögen Sie die Grundlagen der Gesetzgebung aller Völker über den Haufen werfen, auf dem Gebiete des Handels haben Sie vor allem das nationale Interesse in Betracht zu ziehen. Auch ich verlange die Freiheit. Sie ist das Sinnbild des Handels und jeder Industrie. Aber sie ist ungenügend ohne Schutz und ohne Sicherheit. Ich verlange für den Handel die Freiheit zu bestehen. Schutz und Sicherheit werden Sie unter den heutigen Verhältnissen nur durch eine Verbindung von Ein- und Ausfuhrzöllen derart herstellen können, daß die nationale Industrie begünstigt und die Ausfuhr möglichst entwickelt wird." Das Ergebnis war die Aufstellung des gemäßigt schutzzöllnerischen Tarifs von 1791.

In dem Goudardschen Bericht macht sich bereits eine Auffassung von nationaler Wirtschaftsexpansion geltend, die die Engländer stets als einen Angriff auf die menschliche Kultur betrachtet haben, wenn Nichtengländer sich zu ihr bekannten. Doch wurde ihnen diese bittere Pille vorläufig noch dadurch versüßt, daß der Handelsvertrag von 1786 — er wurde von den Franzosen erst

Digitized by Google

am 12. Januar 1793 gekündigt — den neuen Tarif stark durchlöcherte. Noch mehr wurde er durch die oben geschilderte englische Deklarationsmethode und durch den infolge der staatlichen Umwälzungen doppelt ungehinderten Schmuggelhandel abgeschwächt. Vor allem aber schickte sich das Festland zum Kampfe gegen Frankreich an. Kampf auf dem Kontinent bedeutete für England stets gute Konjunktur. Als daher dieser Kampf schon am Ausbrechen war, erklärte noch Lord Grenville kalt: „Wir werden nichts tun."

Da kam der Stein des Anstoßes. Im Kriege gegen Österreich griffen die Franzosen Belgien an. Sie verletzten damals keine Neutralität, denn Belgien war ein österreichisches — also feindliches — Land. Sofort aber wurden die Engländer nervös. Immer mehr fanden die auf Krieg hindrängenden Stimmen Gehör. Grenville fragte bei Frankreich an, was man mit Belgien beabsichtige, und ließ in den Niederlanden wissen, daß England die Ausdehnung des französischen Angriffs auf die Niederlande mit der Kriegserklärung beantworten werde. Gleichzeitig knüpfte er mit den übrigen Kontinentalmächten Unterhandlungen über eine gemeinsame Bekämpfung Frankreichs — doch nein! der Revolution — an. Der französische Geschäftsträger Chauvelin antwortete, daß die Absichten des französischen Exekutivkomitees die denkbar reinsten seien und sich auch nicht ändern würden. Die Franzosen hätten keine Expansionsabsichten, sondern wahrten sich nur gegen die Bedrohung seitens Österreichs und Preußens. Sie brächten den Belgiern nur Freiheit und Selbständigkeit. Er versicherte ferner, daß Frankreich von dem Wunsch beherrscht werde, mit England in gutem Einvernehmen zu bleiben. Das gleiche erklärte der Convent am 7. Dezember, beschloß aber aus militärischen Gründen das für die Deckung des französischen linken Flügels wichtige Antwerpen zu befestigen und bestand auf der Öffnung der Schelde. Der Vertrag, der die Schelde schloß, widersprach nach französischer Auffassung dem natürlichen Recht der belgischen Nation.

Jetzt war in England Feuer unterm Dach. Es begannen erregte Debatten über einen Krieg mit Frankreich. Das Parlament wurde für den 13. Dezember einberufen. Die Thronrede stellte das Problem des Krieges in den Vordergrund: „Ich habe mich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs enthalten. Aber ich sehe nicht ohne ernste Sorge die starke Mehrung jener Anzeichen, die auf die französische Absicht deuten, in den fremden Ländern Unruhen zu erregen, ohne Rücksicht auf die neutralen Länder, rein aus Eroberungs- und Vergrößerungssucht." Die Thronrede wandte sich gegen die französische Erklärung an alle unterjochten Völker, die Republik bringe ihnen die Freiheit, indem sie darin eine Anspielung auf Irland erblickte. Fox riß ihr die Maske herunter, indem er auf die Scheldeöffnung als wahren Angelpunkt des ganzen drohenden Krieges hinwies. Er wurde aber von einem Teil seiner Anhänger im Stich gelassen und sein Amendement zur Thronrede mit

Digitized by Google

200 gegen 50 Stimmen abgelehnt. Damit war die französische Versicherung, Belgien wieder freizugeben, als ungenügend befunden und der Krieg im Prinzip erklärt. Vom Rechtsstandpunkt aus konnte England nicht gut etwas gegen die Besetzung Belgiens sagen, denn Belgien war österreichisches — also feindliches — Gebiet, es war daher das gute Recht der französischen Kriegsführung, sich Belgiens zu bemächtigen. Die Öffnung der Scheldemündung zwar war eine — allerdings von strategischen Erwägungen diktierte — Vertragsverletzung. Die von naturrechtlichen Prinzipien geleitete Auffassung der kontinentalen Völker sah darin aber nicht die Verletzung, sondern die Wiederherstellung des natürlichen Rechtes der Belgier auf freie Schiffahrt. Mit einer Herauszerrung dieses Punktes ließ sich also nicht solch Eindruck erhoffen, wie heute mit der Neutralität Belgiens. Daher ließ man sich zunächst erst die heimische Volksstimmung erhitzen. Burke mit seinem Carthago delenda gab hier den Ton an. Die Regierung selbst hielt sich in der Frage der Kriegserklärung noch zurück. Sie brauchte Zeit, eine Formel zu finden, die auch dem kontinentalen — dem englischen doch so entgegengesetzten — Denken einleuchtete. Die Wirkung der Thronrede vom 13. Dezember mit ihrem Grundgedanken der „Sicherheit Europas vor dem aggressiven Frankreich", die in Wirklichkeit ja nur ein Auf-den-Kopf-stellen der Tatsachen war, zeigte den Weg. Als sie das erkannt hatten, waren Pitt und seine Ministerkollegen mit sich im reinen. Daß Frankreich durch die Notwendigkeiten des Krieges, den es in Belgien zu seiner Verteidigung führte — Frankreich war der Krieg ja von den Festlandsmächten aufgedrängt, wie heute uns, es hatte durch die Kriegserklärung nur den Zeitpunkt des Beginns bestimmt — zu allerlei militärischen Sicherheitsmaßnahmen gezwungen war, vermochte die englische Staatsleitung jetzt nicht mehr einzusehen. Denn sie war ganz beherrscht von heiliger Scheu vor Verträgen. Sie war entschlossen, alles zu tun zum Schutze Europas, des neutralen Hollands, das durch die Öffnung der Schelde verletzt sei, und des unterjochten Belgiens. Bezeichnend ist die Erklärung Lord Grenvilles vom 31. Dezember:

„Frankreich kann nicht die freie Schiffahrt auf der Schelde erklären und Belgien revolutionieren, ohne schon dadurch Holland selbst anzugreifen. Es kann diese seine Wünsche nur durchsetzen, indem es sich zum Herren der Niederlande macht und sich das Recht herausnimmt, ganz Europa seine Gesetze zu diktieren .... England wird niemals seine Zustimmung dazu geben, daß Frankreich sich das Recht anmaßt, nach seinem Belieben und unter dem Vorwande des Naturrechts, das es selbst nach seinen Ermessen auslegt, das politische System Europas zu ändern, das durch feierliche Verträge festgelegt ist. Die englische Regierung kann gemäß den Maximen, die sie seit mehr als einem Jahrhundert treu befolgt, nicht gleichgültig mit ansehen, daß Frankreich sich direkt oder indirekt zum Herrn der Niederlande oder allgemein zum Schiedsrichter

Digitized by Google

über die Rechte und Freiheiten Europas macht. Wenn Frankreich wirklich ehrlich in Frieden und Freundschaft mit England leben will, so muß es sich bereit zeigen, auf seine Angriffs- und Vergrößerungswünsche zu verzichten, sich in seinen eigenen Grenzen halten, ohne die andern Regierungen zu beschimpfen, ihre Ruhe zu stören, ihre Grenzen zu verletzen." — Gleichzeitig formulierte Grenville in einer Zirkularnote an die englischen Gesandten den Standpunkt seiner Regierung dahin: „Die französische Politik bedeutet eine Gefahr für ganz Europa, man muß sich dagegen verteidigen. Es handelt sich nicht darum, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzumischen; wohl aber darum die Franzosen aufzufordern, ihre Heere in ihre Landesgrenzen zurückzuführen, auf ihre Eroberungen zu verzichten, ihre Attentatsabsichten auf die Hoheit anderer Nationen aufzugeben. Die Franzosen müssen ein Unterpfand geben, daß sie auf alle Propaganda gegen die fremden Regierungen verzichten." Wenn die Franzosen sich weigerten, müsse man einen Verband bilden, der sie bezwinge.

Soweit Lord Grenville. Setzt man statt Frankreich Deutschland, statt Belgien-Niederlande nur Belgien, und statt Naturrecht Notwehr, so meint man Asquith zu hören! Und was hatten die Franzosen im Grunde getan? Sie waren von Österreich und dem Deutschen Reich bedroht worden, hatten sich gewehrt, hatten gesiegt und die österreichische Provinz Belgien erobert. Sie hatten dabei Antwerpen zum militärischen und maritimen Stützpunkt gewählt, indem sie ihre Flotte durch die — bisher laut eines auch von ihnen anerkannten Vertrages geschlossene — Schelde dorthin fahren ließen! Die Parallelen zur Gegenwart sind verblüffend. In England entsteht eine Kriegsstimmung, sobald sich Frankreich wirtschaftlich zu erheben beginnt. Sie kommt zum Ausbruch, als Frankreich seine Kanalküste ausdehnt und in Antwerpen einen Flotten-Stützpunkt für die Nordsee erwirbt. Die französische Versicherung, die Okkupation Belgiens sei nur für Kriegsdauer beabsichtigt, wird in England abgelehnt. Denn England erkennt, daß Frankreich sich wieder wirtschaftlich und als Seemacht erheben will. Der Erfolg des Kampfes der vorausgehenden hundert Jahre droht England zu entgleiten.

Der Krieg war 1793 noch längst nicht erklärt, da beriet England bereits den Wirtschaftskrieg, Getreidesperre usw. gegen Frankreich. England gedachte den Krieg auch als Wirtschaftskrieg zu führen, die Formel war: wirtschaftliche Aushungerung! Denn mit diesem Prinzip gibt's kein Seerecht mehr, alles ist Konterbande, alles kann gekapert werden. Damit hatte man schon früher glänzende Geschäfte gemacht. Für diese Art der Kriegsführung galt es, die Kontinentalen zu gewinnen. Frankreich remonstrierte gegen diese Bekriegung mitten im Frieden und kündigte den Handelsvertrag von 1786. Das ließ in England die kochende Moral überschäumen. Als daher die Kontinentalen dem Wirtschaftskrieg zustimmten, konnte das große Ringen beginnen.

Digitized by Google

Pitt ließ Ende Januar 1793 den französischen Gesandten aus England ausweisen. Das konnte Frankreich nicht auf sich sitzen lassen. Am 1. Februar erklärte der Konvent den Krieg an England, — also war England angegriffen — jenen Krieg, der mit ganz kurzen Unterbrechungen erst 22 Jahre später, im Jahre 1815, mit dem Siege Englands enden sollte.

Es entspricht nach des Franzosen Sorel Meinung der Sinnesart der Engländer, daß sie sich in Wirklichkeit nur von Nützlichkeitserwägungen leiten lassen, und zwar auch dann, wenn sie ethische Prinzipien als Motiv ihrer Handlungen angeben. Ebensosehr aber entspricht es der Natur der Deutschen, all den Menschen, die ethische Motive vorbringen, guten Glauben zuzubilligen, bis der Gegenbeweis geliefert ist. Daher werden sich viele der Deutschen stets fragen, ob die von der englischen Krone und Staatsleitung angegebenen Motive nicht doch mehr sind, als bloße Begleiterscheinungen, die absichtlich überwertet werden, damit das wahre Motiv verschleiert wird.

Das wahre Motiv war aber trotz allem Gerede der Nützlichkeitsstandpunkt. Für diese unsere Auffassung haben wir einen unverdächtigen Zeugen in dem englischen Historiker Seeley, der von der damaligen englischen Stimmung sagt: „Das Ringen um neue Märkte für englische Waren gegen Frankreichs Handel und aufstrebende Industrie war schärfer und volkstümlicher als der Kampf gegen die Revolution.“ Mehr noch als derartige Urteile des Spätgebornen aber beweisen Tatsachen aus der Zeit. Und solche Tatsachen liefert uns die englische Diplomatie und vor allem die englische Kriegführung.

Am 1. Februar 1793 trat England als uneigennütziger Beschützer der europäischen Sicherheit in den Kampf ein. Es wollte — so ließ Lord Grenville die englischen Gesandten an den europäischen Höfen erklären — nichts weiter als Frankreich in seine Grenzen zurückdrängen. Kaum fünf Wochen später, am 8. April 1793 aber erklärte bereits der englische Vertreter auf einer Konferenz der Koalierten zu Antwerpen, Lord Auckland: England wolle Eroberungen machen und behalten; es verlange als Entschädigung Dünkirchen und was ihm von den französischen Kolonien begehrenswert erscheine. England wolle Frankreich politisch vernichten.

Aber auch diese Erklärung gab nur einen Teil der englischen Absichten wieder. England wollte viel mehr. Es wollte die Vernichtung nicht nur des französischen Wirtschaftslebens, sondern auch desjenigen der Neutralen, ja sogar der Bundesgenossen. Als Mittel ergab sich der Plan der Aushungerung Frankreichs. Alle Einfuhr und Ausfuhr nach und von Frankreich und den französischen Kolonien wurde von England und auf seine Veranlassung auch von seinen Bundesgenossen untersagt. Das Projekt einer Aushungerung Frankreichs war nicht ganz so absurd, wie es uns heute erscheint. Denn infolge des Bürgerkrieges in Frankreich war ein großer Teil des Bodens unbestellt. Da-

Digitized by Google

zu kam eine schlechte Ernte. Schon 1789 hatte Frankreich für Millionen Getreide aus Norddeutschland eingeführt. Jetzt war das verhindert und die Seestädte sowie Paris, die beide stets Getreide einführten, gerieten in ziemliche Not. Es sei hier gleich bemerkt, daß es den Franzosen gelang, den Anschlag auf dem Wege zu vereiteln, den wir heute betreten: sie schränkten den Konsum ein.

England aber stellte eine Konterbandeliste auf, in der alles nur Erdenkbare — Eßbares und nicht Eßbares — aufgeführt war, sogar Sensen und Sicheln. Sie wurden ja für den Landbau benützt, also verhinderten sie die Verwirklichung des Aushungerungsplanes! Die Folge war, daß zunächst die nach Frankreich Getreide exportierenden Länder Norddeutschland und Dänemark keinen Absatz mehr hatten und die Bauern in große Geldverlegenheiten gerieten. Dänemark gegenüber allerdings hatte — darauf weisen Peez und Dehn mit Recht hin — England sich im Jahre 1780 verpflichtet, Getreide nicht als Konterbande zu betrachten. Aber Pitt fand eine Formel, durch die er vertragstreu blieb, und doch den Handel verhinderte. Er erklärte im Juli 1793 an Dänemark: Frankreich sei ohne anerkannte Regierung, daher könne man mit ihm überhaupt keine Neutralitätsbeziehungen mehr unterhalten. Pitt konstruierte daraus die — den Dänen allerdings neue — Tatsache, daß sie sich mit Frankreich gar nicht im Zustande der Neutralität befänden, der Vertrag von 1780 also nicht herangezogen werden könne. Aber Pitt wußte noch mehr. Er stellte fest, daß Frankreichs Getreidehandel gar nicht mehr auf Privatspekulation beruhe, sondern ein Unternehmen des angeblichen Vollziehungsrates der Gemeinden sei, die England den Krieg erklärt hätten, — mithin staatlich. Für den, der auch das nicht einsah, erklärte er weiter: Im übrigen sei der Fall neu und könne nicht nach den herkömmlichen Grundsätzen beurteilt werden.

Man sieht, wie wenig originell die heutige englische Staatsleitung ist. Denn auch ihr weiteres Argument, daß der Gegner das Völkerrecht zur See gebrochen und damit England von jeder Beachtung des Völkerrechts entbunden habe, sollte sehr bald kommen.

So nahm denn England seit Mitte 1793 alle für Frankreich bestimmten Lebensmittelschiffe ohne jede Rücksicht auf die Flagge fort. Seit Ende 1793 auch alle Schiffe, die überhaupt französische Kolonialwaren trugen ohne Rücksicht auf den Bestimmungshafen, ebenso alle nach den französischen Kolonien fahrenden. Ende 1793 war es England gelungen, folgende Staaten: Österreich, Preußen, die Niederlande, Rußland, das Deutsche Reich, Spanien, Sardinien, Sizilien und Portugal durch Verträge zu verpflichten, jegliche Einfuhr nach Frankreich zu sperren. Dänemark und Skandinavien wurden trotz ihrer Proteste gewaltsam daran gehindert. Alles aus Fürsorge für die Sicherheit Europas.

Frankreich nahm diese Maßregeln nicht schweigend hin. Während die konstituierende Nationalversammlung noch vor dem 10. August 1792 den Mächten

Digitized by Google

die Anregung hatte zugehen lassen, im Falle eines künftigen Seekriegs sich der Kaperei auf alle Handelsschiffe, die keine Kontrebande trugen, zu enthalten, schlug jetzt die Stimmung ins Gegenteil um. Man ging zum Angriff vor. Im Schiffahrtsgesetz des Konvents vom 21. September 1793 erlebte die englische Navigationsakte von 1651 — allerdings in etwas gemilderter Form — eine Auferstehung. Gleichzeitig erließ der Konvent ein Einfuhrverbot, das später zu einem Handelsverbot ausgedehnt wurde, auf alle englischen und eine Reihe sonstiger Waren. Man war in Frankreich zu der Erkenntnis gekommen, daß Englands Stärke in seinem Handel beruhe. Könne man diesen unterbinden, so sei England vernichtet. Die französische Flotte aber war gegenüber der englischen wenig glücklich. Daher griff man schließlich zu dem Mittel der Kaperei. Immer schärfer wurden die französischen Bestimmungen, bis endlich das Direktorium am 2. März 1797 bestimmte, jedes aufgebrachte Schiff sei verfallen, auf dem sich auch nur ein Gegenstand englischer Herkunft vorfinde. So wurde vom französischen Prisengericht ein Schiff verurteilt, weil ein Matrose aussagte, der Kapitän habe ein Paar englischer Stiefel angehabt, sie aber bei Annäherung eines französischen Kapers über Bord geworfen. Dieser Matrose war von dem Kaper, der sonst nichts Belastendes finden konnte, bestochen. Büsch — ein Zeitgenosse dieser Kämpfe — berichtet uns, einer der französischen Machthaber habe auf die Frage, was das Kennzeichen der Kontrebande sei, das die französischen Gerichtsurteile voraussetzten, geantwortet: „Alles, was wertvoll genug ist, genommen zu werden!“

Und so war's. Schon in den ersten zwei Monaten hatten die französischen Kaper 300 nichtenglische Schiffe, zumeist neutraler Herkunft aufgebracht, die sämtlich für gute Prise erklärt wurden. An englischen Schiffen fielen ihnen nur sehr wenige zu. Denn die Engländer ließen ihre Schiffe im Konvoisystem unter Begleitung von Kriegsschiffen fahren. Es fiel ihnen aber gar nicht ein, die Schiffe ihrer Bundesgenossen, wie viel weniger die der Neutralen mit Ausnahme der Amerikaner für ihre Fahrten bis England, wo sie zumeist ihre Ladung abluden und an englische Händler verkauften, unter ihren Schutz zu nehmen. Die Folge war, daß alle Flaggen außer der englischen von den Meeren verschwanden. Was das bedeutete, mag ein von Büsch angeführtes Beispiel zeigen. Im Jahre 1797 segelten 104 Schiffe, darunter 90 neutrale und nur 14 englische von Hull nach Hamburg. Als infolge der Erklärung des Direktoriums die Neutralen die Nordsee nicht mehr befahren konnten, richtete die englische Flotte einen vierzehntägigen Konvoi für die 14 englischen Schiffe ein, die nun die Route um so öfter fuhren und dadurch das ganze frühere Frachtgeschäft der Neutralen mitbesorgten. Gleichzeitig ging natürlich England gegen die französischen Schiffe vor, und zwar mit solchem Erfolg, daß es bis 1798 mindestens 20000 französische Matrosen gefangengenommen hatte. Schließlich sah

Digitized by Google

das Direktorium, zum Teil von dem ebengenannten Hamburger Seerechtslehrer Joh. Georg Büsch belehrt, ein, daß seine Gewaltpolitik nur den Engländern nütze. Das Dekret vom 22. Nivôse des Jahres 7 (11. Januar 1799) bedeutet den Beginn des Abbaus der französischen Zwangsmaßnahmen.

Aber darauf waren die Engländer bereits eingerichtet. Schon vorher war so mancher Seeweg den Franzosen schwer erreichbar gewesen, z. B. der Weg um Schottland nach Amerika. Da hätten die Neutralen Handel treiben können, wenn auch mit Gefahr. Was tut England? Es dringt darauf, daß sie den „regular course" durch den Kanal statt um Schottland fahren. Es lieferte also die Neutralen auf diese Weise den Franzosen in die Hände. Diejenigen Schiffe, die dem Feinde entgingen, kaperte es selbst. Aber England handelte stets gentlemanlike und fair, deshalb führte es über jede Prise im ordentlichen Gerichtsverfahren eine Entscheidung herbei. Hören wir, was Büsch zu erzählen weiß:

„Um jene Zeit ward mir ein Brief von dem Konsul einer neutralen Macht in London, d. d. 30. April (1794) von einem Freunde mitgeteilt, welcher mir erlaubt, folgenden Auszug daraus bekanntzumachen:

„Die Zahl der aufgebrachten Schiffe wird täglich größer. Nicht bloß Korn, sondern auch andere Ladungen werden hierhergeschleppt. Es heißt, die Regierung will Fracht- und Aufhaltungskosten zahlen; aber nur denen, wo nichts Unerlaubtes verborgen gehalten worden, und nachdem ein förmliches Urteil gesprochen worden ist. Wie wenig man mit diesem letzteren eilet, kann das Schicksal der im vorigen Jahre 1793 aufgebrachten und völlig untadelig befundenen Schiffe, denen noch (am 30. April 1794! d. Verf.) kein Urteil gesprochen worden ist, hinlänglich beweisen. Die neutrale Schiffahrt leidet durch das Aufhalten solcher Schiffe unglaublich. Ich hoffe indessen, daß diese Prozeduren endlich bald aufhören werden, da bis jetzt, aller so sicher scheinenden und von der parteiischen, allenthalben französische Gesinnungen riechenden Menge so fest geglaubten Vermutungen ungeachtet, kein einziges unsere Flagge führendes traktatenwidriges Schiff unter den aufgebrachten befunden worden." Der Konsul täuschte sich, es ging, wie wir sehen werden, ruhig so weiter. Was Wunder, daß Büsch das britische Admiralitätsgericht das „unvollkommenste und gesetzloseste aller Gerichte" nennt.

Selbst wenn England das Schiff wieder freigab, erreichte es seinen Zweck, den Ruin des Reeders bezw. Verfrachters, schon durch die bloße monatelange Zurückhaltung. So berichtet Büsch von Fällen, wo der den Verfrachter treffende Konjunkturverlust bis zu 400000 Mark betrug, ohne Zins- usw. Verluste.

Der Erfolg, den England erzielte, war ungeheuer. Der französische, neutrale und bundesgenössische Seehandel war so gut wie vernichtet. England war der alleinige Vermittler des Frachtgeschäftes und London der Stapelplatz für alle Waren des Welthandels geworden. Die direkte Verschiffung von Kolonial-

Digitized by Google

waren unter Umfahrung Englands hörte völlig auf. England war daher in der Lage trotz der Verteuerung der Waren durch die Kriegsversicherung, Konvoi, und die Preistreibereien der englischen Händler noch beträchtliche Ein- und Ausfuhrzölle draufzuschlagen. Da kein Konkurrent vorhanden war, mußten die Neutralen von England kaufen, also zahlen, was dieses verlangte. Die Konvoigebühren selbst waren so hoch, daß England dadurch einen beträchtlichen Teil seiner Marine erhalten konnte, der im Grunde also auch von den Neutralen bezw. Bundesgenossen bezahlt wurde. Büsch schätzt diesen Betrag auf Grund der Mitteilungen englischer Zeitungen auf 40 Millionen Mark jährlich. Da die sonstige Schiffahrt lahmgelegt war, wurden die Schiffer brotlos und gingen sämtlich nach England. Man hörte seitdem in diesem Kriege nichts mehr vom Matrosenpressen in England, vielmehr hatte dieses stets Überfluß an erstklassigen Matrosen. Büsch sieht darin mit einen wichtigen Grund für die Überlegenheit der englischen Flotte gegenüber der französischen.

So blühte das Geschäft in England gewaltig. Die große Nachfrage nach Arbeitskräften führte zu einer großen Steigerung der Löhne, die willig bezahlt wurde, da sie jederzeit auf die Waren und somit auf die Neutralen abgewälzt werden konnte. So war auch die arbeitende Klasse mit dem Krieg zufrieden, der England wenig Menschen kostete, da es sich auf keine großen Landunternehmungen einließ. Daher konnte die Regierung es wagen, dem Parlament eine neue Einkommensteuer von 10 Prozent auf jedes Einkommen vorzulegen, die ohne jede Schwierigkeit sofort angenommen wurde. Büsch sieht darin den Hauptbeweis für Englands ungeheuren Profit.

All das tat England zum Schutze Europas und seiner geheiligten Verträge. Während sich der Seekrieg so wie oben geschildert abspielte, hatte die Republik auf dem Festlande dank vor allem dem organisatorischen Genie Carnots und dem militärischen Napoleons den Gegner niedergeworfen. Der Friede von Campo Formio unterbrach hier den Krieg. Aber nicht den Krieg mit England. Es folgte schon 1798 Napoleons Expedition nach Ägypten. Sie scheiterte bekanntlich und es gelang Pitt, eine neue Koalition gegen Frankreich zusammenzubringen. Sie endete 1802 mit dem Frieden von Amiens zwischen Frankreich und England, nachdem schon im Februar 1801 der Friede von Luneville den Ausgleich mit dem Deutschen Reich gebracht hatte. Schon vorher aber war in der Gruppierung der Mächte eine Änderung zum Nachteil Englands eingetreten. Schon 1800 wurde auf Betreiben des Zaren Paul die bewaffnete Seeneutralität und daraus hervorgehend die Nordische Konvention von Rußland, Schweden, Dänemark und Preußen gegen England geschlossen. Sie war energisch gewillt, der englischen Seeausbeutung entgegenzutreten. Rußland und Frankreich begannen sich zu nähern. Ehe sie aber einen durchschlagenden Erfolg erzielte, wurde Zar Paul, die Seele des Ganzen, ermordet.

Digitized by Google

Das Oberhaupt der russischen Verschworenen, der Polizeiminister Graf Pahlen, stand zu dem englischen Gesandten in Petersburg, Lord Whitworth, in vertrauten Beziehungen. Nach den Aufzeichnungen Weljaminows, die Th. Schiemann vor einiger Zeit herausgab, ist der Plan zur Ermordung des Zaren von Whitworth oder doch von dessen Kreise ausgegangen. Natürlich ist Weljaminows Behauptung noch kein Beweis, wir aber denken an Sir Roger Casement.

Jedenfalls war der Thronwechsel in Rußland durchaus in Englands Interesse. Pauls Nachfolger Alexander schwamm in englischem Fahrwasser.

Der Friede von 1802 zwischen Frankreich und England war von kurzer Dauer. Das für heilige Verträge kämpfende England gab wider die Vereinbarung Malta nicht heraus. Der englische Minister Hawkesbury erklärte dem russischen Gesandten vom 24. Juni 1803: England könne Malta nicht herausgeben, denn sonst würden die Franzosen „niemals ihre begehrlichen Blicke von Ägypten und Syrien ablenken. Von Malta aus kann ein englisches Geschwader die Franzosen leicht zurückhalten. Ist Malta in englischen Händen, so wird von dort aus Ägypten, Syrien, Morea, der Archipel, Süditalien und das Mittelmeer gegen französische Anschläge geschützt werden".

Außerdem veranlaßte England eine Verschwörung gegen das Leben Napoleons. In der Nacht des 21. August 1803 verließen ein paar Emigranten auf einem englischen Schiffe die britische Küste in der Absicht, Napoleon zu ermorden. Einer von ihnen, Cadoudal, kam glücklich nach Paris, wurde aber verraten. Als man ihn festnahm, fand man eine Million in Wechseln bei ihm. Pitt hatte sich schon vorher einen Geheimfond von jährlich etwa 50 Millionen Mark bewilligen lassen. Es ist auch bei einem von Haus und Hof vertriebenen Emigranten nicht ausgeschlossen, daß er diese Million von einem Onkel in Amerika geerbt hat. Wir aber denken an Sir Roger Casement.

Vor allem aber paßte der Frieden den englischen Kaufleuten nicht. Mit dem Frieden waren überall die Warenpreise gefallen, da die Konkurrenten Englands sich wieder auf die See wagten. „Handel und Fabriken der Republik werden sich im Frieden beträchtlich aufrichten, während Englands Lage dieselbe bleibt", hatte schon vor dem Friedensschluß am 28. Januar 1800 Lord Grenville besorgt im englischen Oberhause erklärt. Ebenso noch vor dem Friedensschluß im Oktober 1801 war dann ein sehr beachteter offener Brief des früheren Staatssekretärs im Kriegsministerium Eduard Looke an Lord Castlereagh erschienen, in dem er der Furcht Ausdruck gab, Frankreich möchte die Länder des Festlands zu einem Zollverein zusammenschließen, der den Erzeugnissen des Vereins, sowohl den europäischen wie überseeischen, ausschließliche Vorrechte vor denen Englands einräumte und Englands Güter ausschlösse. Das wäre das Ende des englischen Baumwollgeschäfts usw. und ein gewaltiger Sporn des Gewerbefleißes für jene Länder. . . . „Frankreich wird den Han-

Digitized by Google

bel, der uns entgeht, monopolisieren. Es wird unsere Industrie mit ihren Kapitalien zugrunde richten und zur Auswanderung veranlassen, denn das Kapital hat kein Vaterland. Dagegen würde ein Krieg unser Handelsmonopol, unsere Vorherrschaft über die Kolonien aufrechterhalten und unseren Erzeugnissen unermeßliche Absatzmärkte erschließen. Drei weitere Kriegsjahre würden uns weniger drückend sein als dieser Friede." (Nach Peez und Dehn.)

Das war in England auch die Meinung der Kaufmannschaft, nicht nur die der Staatsmänner. Und sie hatte guten Grund dazu. Denn es waren überhaupt nur erst „die Vorverhandlungen unterzeichnet, als auch schon die wiederauflebende Konkurrenz des Festlandes" — wie es in einer zeitgenössischen Denkschrift heißt — „die Gewinnste des Handels wie die Einkünfte aus dem Grund und Boden verminderte und den Gewerbefleiß lähmte". Deshalb machten die englischen Kaufleute sofort eine Eingabe, in der sie gegen den Frieden protestierten: „Durch den Frieden geben wir alle Siedlungen Frankreichs und seiner Verbündeten zurück, wir stellen Frankreichs Handel wieder her und berauben uns des Handelsmonopols, das wir in diesem Verkehre genossen haben. Lassen wir den Seekrieg fortdauern, so dauert auch unser Handelsmonopol fort."

Der Friede kam doch. Er sollte aber zur Erleichterung der englischen Kaufleute nur etwa ein Jahr dauern. Inzwischen entstand dem monopoleur universel in Frankreich von neuem ein sehr ernsthafter wirtschaftlicher Nebenbuhler. Mit Energie und Geschick machte sich der Konsul Napoleon an den Wiederaufbau des französischen Wirtschaftslebens. Er nutzte den ihm offenstehenden Festlandsmarkt. Darmstädters und anderer Forscher Untersuchungen zeigen klar und deutlich, wie Großes Napoleon hierin als Konsul und später als Kaiser geleistet hat. Die Bedrohung, die England 1789 aus den Beratungen und Maßnahmen der Nationalversammlung erwuchs, erstand aufs neue. Die öffentliche Meinung in England begann erregter zu werden, denn der Abstand zwischen den Gewinnen der Kriegszeit und der Friedenszeit war auch zu beträchtlich. Dazu ging Napoleon daran, Frankreich wieder eine große Flotte zu schaffen.

Mitte Mai 1803 ließ England neuerdings den Kriegszustand eintreten: es stellte Kaperbriefe aus — 1200 französische und holländische Handelsschiffe nahm es ohne vorherige Kriegserklärung fort. Gleichzeitig entsandte es ein Geschwader, um die französischen Häfen zu schließen. Napoleon ließ darauf alle in seinem Machtbereich befindlichen Engländer verhaften, das mit England in Personalunion befindliche Hannover und das Königreich Neapel besetzen. Gleichzeitig verschloß er den Engländern alle Häfen Frankreichs und der Verbündeten. Von Spanien verlangte und erhielt er Subsidien. England quittierte, indem es eine spanische Silberflotte wegnahm, worauf Spanien am 4. Januar 1805 den Krieg erklärte. Eine Landung in England wagte Napoleon nicht. Die französische Flotte wurde am 21. Oktober 1805 bei Trafalgar geschlagen,

Digitized by Google

zum letzten Male in diesem Ringen bis 1815 hatte sie sich auf die See gewagt. Napoleon selbst hatte sich bereits gegen Österreich gewandt, das mit England, Rußland und Schweden eine neue Koalition eingegangen war, und General Mack bei Ulm gefangengenommen. Die Ereignisse überstürzen sich. Es folgt Austerlitz, die Errichtung des Rheinbundes, Jena und Friedland. Am 7. Juli 1807 wurde der Friede geschlossen. Napoleon hatte den Zar Alexander zu sich herübergezogen. Er war Herr des Festlands. England war Herr der See.

Mit welchen Überlegungen war England in den neuen Kampf eingetreten? Darüber gibt uns eine Flugschrift des englischen Geistlichen Hankin aus dem Jahre 1805 Auskunft. Sie trägt den — zumal für einen Geistlichen — bezeichnenden Titel: „Ein ewiger Krieg als das einzige Mittel zur Sicherheit und Wohlfahrt Großbritanniens." Darin heißt es nach den Europäischen Annalen, Jahrgang 1810: „Da die Zerstörung Frankreichs als Seemacht für die Sicherheit und Ruhe der gesitteten Völker unumgänglich notwendig ist, so darf man ihm unter keinen Umständen die Befahrung des Meeres gestatten. Auch muß man ihm seine Kolonien nehmen. Macht die französische Nation Friedensvorschläge, so ist ihr zu antworten: Nein, wir wollen mit euch in keinem freundschaftlichen Verhältnisse stehen. Denn wir betrachten euch wie grimmige Tiere, denen man sich nur dann ohne Gefahr nähern kann, wenn sie in Ketten liegen. Wir betrachten euch wie bösartige Bestien, die alle von ihnen berührten Gegenden verpesten. Euer Name ruft in unser Gedächtnis nichts als Bilder der Plünderung, der Zerstörung und des Blutvergießens zurück. Nichts wollen wir hören von euern Anerbietungen, von Bündnis und Freundschaft! Indessen wünschen wir nicht, euer Unglück zu vergrößern. Ziehet euere Truppen aus den benachbarten Ländern und von den Küsten zurück, die ihr besetzt habt, entwaffnet eure Flotten, stellt eure Seerüstungen ein. Dann sollen die englischen Kriegsschiffe aufhören, die französischen Küsten zu beunruhigen. Wir wollen euren Handel nicht mehr stören, wiewohl wir die Bedingung vorschreiben: daß ihr dazu weder französische Schiffe noch französische oder Frankreich untertänige Seeleute gebraucht. Unter dieser Bedingung allein kann England einen Frieden mit euch schließen. Eure ganze Seemacht muß vernichtet werden."

Liest man diese Ausführungen angesichts heutiger englischer Deklamationen, so sieht man so recht, wie epigonenhaft die heutige englische Politik ist. Aber auch: wie konsequent.

Mit Dekret vom 21. November 1806 aus Berlin verhängte Napoleon über England die Blockade, verbot allen Handel und Verkehr mit ihm. Jeder Engländer in französischen Landen oder denen der Bundesgenossen sollte verhaftet, alle Waren, die einem Engländer gehörten, sollten gute Prise und jeder Handel mit englischen Waren verboten sein. Die Engländer griffen zu den uns schon wohlbekannten Repressalien. Vor allem aber überfielen sie Septem-

Digitized by Google

der 1807 das mit ihnen in Frieden lebende neutrale Dänemark, bombardierten Kopenhagen und führten die dänische Flotte fort. Damit war die letzte nichtenglische Kriegsflotte erledigt. Der Sund war dauernd für englische Schiffe frei. Helgoland wurde annektiert und zu einem nordischen Malta gemacht. Rußland, gegen das sich die Öffnung des Sundes vor allem richtete, erklärte an England den Krieg und schloß sich den napoleonischen Handelsmaßnahmen an. Das System der Kontinentalsperre gegen England war damit vollständig geworden.

Die Völker des Festlandes begrüßten die Sperre zunächst freundlich. Der Haß gegen England war besonders an den Küsten allgemein. Es ist Napoleons Schuld, daß diese Stimmung umschlug und damit die Sperre selbst ihr Ziel verfehlte. Die Gründe sind wieder vielfältig. Zum Teil waren die Wirtschaftsinteressen doch zu divergierend. Rußland z. B. brauchte notwendig den Export für seine Naturprodukte. Vor allem aber blieb Napoleon nicht bei dem einen Ziel, der Vernichtung Englands. Er betrachtete nicht den Kontinent als einheitliches Wirtschaftsgebiet, sondern nahm Frankreich aus, das er mit hohen Einfuhrzöllen umgab, während er die anderen Länder zwang, den französischen Waren sehr niedrige Zölle oder gar Zollfreiheit zuzugestehen. So wurden diese Länder doppelt ausgebeutet: von England und von Frankreich. England hatte mit Kabinettsbeschluß vom 11. und 18. November 1807 die Blockade über die kontinentalen Häfen verhängt. „Da es aber selbst der britischen Flotte unmöglich war, jeden dieser Häfen effektiv zu blockieren, so war damit über die halbe Welt eine ‚Papierblockade in der unverhülltesten Form und in ausgedehntestem Maßstabe' verhängt" (Mahan). — Es ist das die Blockade auf „große Entfernungen", die wir heute wieder erleben. „Eine solche Papierblockade war gleichbedeutend mit dem konzessionierten Seeraub gegen alle Neutralen, die sich nicht den englischen Bedingungen unterwarfen. Und diese lauteten: ausnahmsweise dürfen neutrale Schiffe direkt zwischen den Häfen feindlicher Kolonien und den eigenen Häfen sowie den Freihäfen britischer Kolonien verkehren. Dadurch sollte deren Ausfuhr begünstigt werden. Die wichtigste Bedingung aber bestand darin, daß neutrale Schiffe auch nach einem blockierten oder feindlichen Hafen versegeln durften, sich aber dann verpflichten mußten, unterwegs einen englischen Hafen anzulaufen, sich untersuchen zu lassen und eine Abgabe von durchschnittlich 25 Prozent des Wertes der Ladung zu zahlen. Daß die Engländer ein schrankenloses Visitationsrecht für ihre Kreuzer beanspruchten, versteht sich von selbst. Der Seehandel der Neutralen war damit vollständig der englischen Willkür ausgeliefert." Der Zolltribut, den die Neutralen auf diese Weise an Großbritannien entrichten mußten, wurde auf jährlich 320—400 Millionen Mark geschätzt.

Das Gebäude des Kontinentalsystems zerbröckelte allmählich. Rußland zog sich zurück und die immer mehr — besonders aus politischen Gründen — gegen die

Digitized by Google

napoleonische Machtüberspannung eingenommenen Völker taten durch Schmuggel das ihre, ihre Wirkung abzuschwächen. In Spanien 1809 und Rußland 1812 verließ Napoleon dazu das Kriegsglück, eine gemeinsame Anstrengung der mißhandelten Völker fegte ihn dann völlig hinweg.

In den beiden Pariser Frieden und im Wiener Kongreß aber tat England den letzten Schurkenstreich. Es schlug sich auf die Seite des jetzt erschöpften Frankreich und hintertrieb eine staatliche Konsolidierung Deutschlands. Natürlich behielt es alles, was ihm wertvoll schien. Aber es beantragte wenigstens eine Erklärung der Großmächte gegen den Sklavenhandel! Und es nahm als billigen Tribut hin, sich von ganz Europa als Befreier vom französischen Joch feiern zu lassen.

Einige Zahlen mögen diese Darlegung beschließen. Nach Peez und Dehn verzeichnet der Statistiker Porter als weggenommen und als tauglich in die englische Flotte eingestellte Schiffe

im Jahre	1801	2779	das sind in 12 Jahren insgesamt 36867 Schiffe.
" "	1802	2827	
" "	1803	2286	
" "	1804	2533	
" "	1805	2520	
" "	1806	2564	
" "	1807[1])	2764	
" "	1808	3222	
" "	1809	3547	
" "	1810	3903	
" "	1811	4023	
" "	1812	3899	

Zwar fragte Pitts Gegner Fox schon 1801 spöttisch, ob denn die Wegnahme von Inseln der Zweck des Krieges gewesen ist. „Unser Zweck war, Europa gegen Frankreich zu schützen." Aber Fox verstand das nicht. Der Schutz Europas gegen Frankreich war wirklich der einzige Zweck der englischen Kriegsführung, wie es heute der Schutz desselben Europa gegen Deutschland ist. Die wirtschaftlich-vorteilhaften Begleiterscheinungen kamen den maßgeblichen Staatsmännern selbst „überraschend." Daher entgegnete Pitt denn im Parlament am 18. Februar 1801 aus vollster ehrlicher Überzeugung: „Wenn wir dieses Kriegsjahr mit den vorausgehenden Friedensjahren vergleichen, so erblicken wir in den Staatseinkünften und in der Entwicklung unseres Handels ein Bild, ebenso seltsam wie unerklärlich. Trotz beständiger Kriege haben wir unseren auswärtigen wie inneren Handel auf eine höhere Stufe gebracht als je zuvor, und wir können auf das gegenwärtige Jahr als auf das stolzeste blicken, das dem Reiche jemals beschieden war."

[1]) Beginn der englischen Blockade am 11. November 1807.

Digitized by Google

Englands Ziel im Kampfe gegen Frankreich war, die Stellung als monopoleur universel zu erringen, wie Büsch sagt. Als Mittel dazu boten sich ihm

1. Die Vernichtung aller außerenglischen Kriegsflotten,
2. Die Vernichtung aller außerenglischen Handelsflotten,
3. Die Eroberung aller außerenglischen Kolonien,
4. Die Ruinierung des Wirtschaftslebens der außerenglischen Staaten durch fortdauernde Kriege und infolgedessen Menschen- und Güterverluste.

England hatte für sein Interesse an der Vernichtung des kontinentalen Wirtschaftslebens eine untere Grenze: dessen Aufnahmefähigkeit für englische Waren durfte nicht völlig aufhören. Es war ehrlich, wenn der englische Geistliche Hankin in seiner angeführten Flugschrift im Jahre 1805 schrieb, England wolle Frankreichs Handel unter der Bedingung gestatten, daß die Franzosen dazu weder französische Schiffe noch französische oder Frankreich untertänige Seeleute gebrauchen. Wie man sich die Sache in England dachte, zeigt die englische Propaganda für die internationale Arbeitsteilung. Sie ist ein englischer Kampfgedanke gegen die Entwicklung des kontinentalen Wirtschaftslebens in England ungünstige Bahnen. England stellte damals als Ideal der menschlichen Wirtschaftsentwicklung die „internationale Arbeitsteilung" folgendermaßen auf: die Länder des Festlandes liefern ihre Bodenschätze als Rohprodukte an England, das sie zu Fertigfabrikaten verarbeitet, und diese dann an die Kontinentalländer und Kolonien verkauft. England vermittelt den Verkauf von Kolonialwaren, in dem es sie von den Kolonien einkauft und an den Kontinent weiterverkauft. Der Kontinent bezahlt außer mit den Bodenschätzen mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen der landwirtschaftlichen Produktion wie Häuten usw., das gesamte Frachtgeschäft wird von England besorgt. Nach englischer Ansicht entspricht diese Teilung der natürlichen Verteilung der Länder- und Völkereigentümlichkeiten. Sie würde ewigen Frieden und Freiheit der Völker sichern. Fabrikbauten auf dem Kontinent sind nach englischer Auffassung die größte Gefährdung der Völkerfreiheit, weshalb Grillparzer mit seinem Verschen:

„Ihr schwärmt entzückt, mit begeisterten Blicken,
für die Freiheit der Völker, die ohne Fabriken"

das Problem durchaus zutreffend geformt hat. Ob unsere Freihändler die Tatsache, daß die „internationale Arbeitsteilung" ein englischer Kampfgedanke ist, vielleicht doch noch über gewisse Differenzen zwischen ihrer Ansicht und den Lebensnotwendigkeiten der Völker belehrt?

Jedenfalls das eine gelang den Engländern: das Freihandelsprinzip, das sie in mehr oder weniger großer Ausdehnung nach 1815 bei den Festlandsstaaten zur Anerkennung brachten, ruinierte vielfach noch die letzten über die Jahre des Sturmes hinweggeretteten Reste der Industrien dieser Länder. Es verhinderte aber vor allem auf lange Zeit Neugründungen größten Umfangs.

Digitized by Google

England besaß jetzt alle Mittel der Überlegenheit. Die Rohstoffe (Baumwolle usw.) vieler Industrien waren in englischen Händen. England hatte alte erfahrene Unternehmen mit vorzüglich vorgebildetem Arbeitermaterial, Maschinen und vor allem Geld. Daher konnte es unglaublich billig produzieren. Die kontinentalen Unternehmer besaßen wenig Geld, keine Erfahrung, keine gelernten Arbeitskräfte. Eine Schutzzollpolitik, die ihnen entsprechende Verkaufspreise gesichert hätte, indem sie die billige englische Konkurrenz ferngehalten hätte, kam erst sehr allmählich.

Vor allem aber wachte England ängstlich und mit barbarischer Härte darüber, daß keine englischen Fabrikationskenntnisse sich verbreiteten, oder englische Techniker und Unternehmer sich auf dem Festlande niederließen. So wurde der Engländer Cockerill, der Begründer der großen belgischen Eisenwerke und Waffenfabriken in Seraing bei Lüttich, wegen dieser Gründung in einem nichtenglischen Staate von den englischen Gerichten zum Tode verurteilt. Das geschah noch im zivilisierten 19. Jahrhundert seitens derselben Nation, die gegen die Versklavung der Neger auf dem Wiener Kongreß eine rührende Resolution beantragt hatte. Allerdings gingen die Negersklaven auch als Arbeiter in die Baumwollplantagen der nordamerikanischen Südstaaten, die auf dem Weltmarkt der indischen Baumwolle Konkurrenz machten.

Schließlich aber gelangte das im Jahre 1815 um alle Früchte seiner Anstrengungen betrogene deutsche Volk doch noch zum Einheitsstaat. Es schuf eine Industrie, eine große Handels- und eine ansehnliche Kriegsflotte. Es zerstörte dem Engländer auf dem Weltmarkt das Handelsmonopol und zwang ihn dadurch wieder, zu arbeiten und sich anzustrengen, statt wie früher einfach das Monopol auszubeuten.

Zwar macht die Tonnage der deutschen Handelsflotte erst 9,8 Prozent der Welttonnage aus im Gegensatz zu den 50 Prozent der englischen, und Englands Ein- und Ausfuhrhandel, seine Stellung auf dem Geldmarkt, im Kolonialbesitz, in Kapitalsbeteiligungen an ausländischen Unternehmen ist der deutschen noch gewaltig überlegen. Aber Deutschland kommt herauf. Das ist kein Zweifel! Woraus jeder Einsichtige, wenn er nur englisch objektiv zu denken vermag und nicht von alldeutschen Ideen besessen ist, klar ersieht, daß Deutschland die Sicherheit Europas, die Unabhängigkeit der europäischen Staaten, ja der Welt schwer bedroht. Ja, daß die menschliche Kultur durch die Deutschen in ihren heiligsten Errungenschaften gefährdet wird. Und daß England — „getreu seinen seit Jahrhunderten befolgten Prinzipien", wie jetzt nicht Grenville, sondern Asquith sagt — nicht mehr teilnahmslos beiseite stehen kann. Das friedliebende England, die Vorkämpferin der Völkerfreiheit, muß — es mag wollen oder nicht — zum Schutze der Sicherheit Europas zum Seeraub bezw. Schwerte greifen! Deutschland griff an, denn es erklärte an Rußland und Frankreich

Digitized by Google

den Krieg. Das sind Tatsachen, die niemand bestreiten kann. Die deutschen Behauptungen, der Mord von Serajewo und die russischen Rüstungen zwängen es zu Abwehrmaßregeln, sind Ausflüchte. Seine Erklärung, es müsse aus strategischen Gründen Belgiens Neutralität verletzen, werde es aber wiederherstellen, ist ebenso unglaubwürdig wie die französische von 1792. Deutschland mußte die feierliche Neutralitätsgarantie für Belgien unter allen Umständen respektieren. Die Tatsache, daß Belgien sich mit England über eine Truppenlandung bereits verständigt hatte, ist ja nur ein Beweis für den Ernst, mit dem Belgien seine Neutralität wahrte. Deutschland brach den Vertrag. Und so blieb England nichts weiter übrig, als wieder in den Kampf zu ziehen „für die Sicherheit Europas und seiner geheiligten Verträge".

Am 9. März 1915 erklärte aber die „Times", daß es nicht die Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland gewesen sei, die England zur Kriegserklärung veranlaßt hat. „Wie Deutschland so haben auch wir" — so schreibt die „Times" — „unser Wort gegeben, die Neutralität Belgiens zu schützen. Aber im Gegensatz zu Deutschland haben wir es für eine Ehrensache angesehen, unser Wort zu halten. Aber wir wußten wohl, daß — als wir dieses Wort hielten — brutales Selbstinteresse Hand in Hand ging mit Ehre, Gerechtigkeit und Mitleid. Warum garantierten wir die Neutralität Belgiens? Aus dem gebieterischen Grund des Selbstinteresses, aus demselben Grunde, weswegen wir uns stets dem Festsetzen einer großen Macht gegenüber unserer Ostküste widersetzten. Aus demselben Grunde, aus dem wir Holland gegen Spanien, gegen Frankreich, gegen die Bourbonen und Napoleon verteidigten. Wir halten unser Wort, wenn wir es gegeben haben. Aber wir geben es nicht ohne triftige praktische Gründe. Und wir lieben es nicht, einen internationalen Don Quichotte abzugeben, der zu jeder Zeit irgendwelches Unrecht bekämpft, von dem er keinen Schaden hat. Herr v. Bethmann Hollweg hat vollständig recht: Selbst wenn Deutschland nicht in Belgien eingedrungen wäre, würden unsere Ehre und unsere Interessen uns mit Frankreich vereinigt haben."

Dieses Geständnis der „Times" zeigt klar und deutlich, daß die englische Politik der Gegenwart in voller Bewußtheit die Kontinuität mit der Politik der Vorfahren aufrecht erhält. Sie kann darauf verweisen, daß seit 1589 die englische auswärtige Politik sich geradlinig nach dem einen Grundgedanken richtet: Wahrung der englischen Macht. Getreu dem von Cromwell formulierten Grundprinzip englischer auswärtiger Politik: „Wie immer die Regierung unseres Landes auch beschaffen sein mag, unsere Pflicht ist stets, für die Größe der Heimat zu kämpfen", haben liberale und konservative Ministerien in der stärksten Macht am Atlantischen Ozean und der Nordsee ihren gefährlichsten Feind gesehen und ihn zu vernichten gesucht. Es liegt etwas Großes in dieser Konsequenz. Sie zeigt uns aber auch, mit was für einem Feinde wir es vor

Digitized by Google

allem zu tun haben. Wenn ein Volk sich so seit dreieinhalb Jahrhunderten in den Gedanken seiner Weltmachtstellung vor allen Völkern Europas eingelebt und von dieser Politik so ungeheuren Nutzen gehabt hat, wie das englische — und zwar nicht nur das Volk als Ganzes, sondern auch jeder einzelne —, so können nur Narren im Ernst glauben, dieses Volk werde sich durch Phrasen von der Vernunftwidrigkeit des Krieges und Appell an Humanität und Gerechtigkeit veranlaßt sehen, den wirtschaftlichen und damit auch machtpolitischen Nebenbuhler bis zur eigenen Größe heranwachsen zu lassen.

Das Geständnis der „Times" ist ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der in Deutschland leider nur viel zu wenig beachteten Erkenntnis unseres Leopold von Ranke, daß es die Vergangenheit ist, die das Werdende konstituiert. Die Kenntnis des Gewesenen ist die einzige Möglichkeit der Berechnung des Werdenden. England ist in den im Prinzip gleichen Kampf eingetreten, den es 1793 unternahm. Neun Monate des neuen Kampfes sind bald verstrichen. Muß ein ähnliches Ergebnis erwartet werden wie vor hundert Jahren?

1. England hat heute wiederum eine Koalition gegen die ihm mißliebige kontinentale Macht geschaffen. Es hat auch bis heute vermocht, sich durch Bündnis und Abkommen mit Japan bezw. den Vereinigten Staaten ähnlich rückenfrei zu halten. Es ist ihm jedoch nicht gelungen, diese mißliebige Macht von vornhinein zu isolieren. Vielmehr steht diesmal gleich Koalition gegen Koalition. Und die angegriffene Koalition ist in der Lage, auch ohne den Seeweg englischen Besitz selbst anzugreifen. England ist ferner diesmal gleich zu Beginn des Kampfes gezwungen gewesen, selbst einen Landkampf zu führen und darüber hinaus zu versuchen, eine Landmacht größten Stiles zu bilden. England hat also nicht vermocht, wie damals den Kampf rein als Seemacht zu führen, sondern hat auch sein eigenes Menschenmaterial (nicht nur ausländische Hilfstruppen = Geld) mit in den Landkampf einsetzen müssen.

2. England hat bisher nicht vermocht, im Kräfteverhältnis der Kriegsflotten der Welt eine Veränderung zu seinen Gunsten herbeizuführen. Zwar ist die deutsche Flotte geschwächt. Die englische jedoch hat mindestens im gleichen Prozentverhältnis gelitten. Das bedeutet aber für England keineswegs einen Ausgleich. Denn England muß vermöge seiner Weltmachtstellung als Maßstab stets zugrunde legen: englische Flotte: gegen jede sonst mögliche Flottenkombination. Und da ergibt sich für England sogar ein absoluter Verlust.

Wir können also sagen, dem stillen Ziel, daß seine Flotte ein absolutes Übergewicht erlangen möge, ist England auch nicht um einen Schritt näher gekommen.

3. Das gleiche gilt von der Handelsflotte. England hat in keiner Weise vermocht, den Bestand seiner Handelsflotte zu erhöhen, da den Gewinnen durch Kaperung noch größere Verluste entgegenstehen.

Damit kommen wir zum Geheimziel der englischen Politik, der Vernichtung

Digitized by Google

des nichtenglischen Wirtschaftslebens. Daß dies auch diesmal wieder das Ziel ist, ist nach der Entwicklung der Kämpfe von 1793 bis 1815 anzunehmen. Wenn auch England und von ihm verleitet seine Bundesgenossen mit ihrer allem Völkerrecht zuwiderlaufenden Beschlagnahmung alles feindlichen Eigentums zunächst nach dem Schein aufrecht erhält, als drehe es sich nur um die — ja bereits offen eingestandene — wirtschaftliche Vernichtung der Gegner, so zeigt doch die Behinderung der neutralen Wirtschaften und die Klagen der Franzosen, daß ihnen nichts von den deutschen Absatzgebieten zufalle, bereits sehr deutlich, wohin der Weg führt. Im übrigen braucht England zur Vernichtung der französischen und russischen Wirtschaft zurzeit ohnehin noch nichts zu tun, da dies der Krieg — die Länder sind zum Teil Kampfplatz und den Russen ist so ziemlich jeder Export gesperrt — genau wie damals ganz von sich allein besorgt.

Bei der Betrachtung dieses englischen Geheimzieles nun müssen wir die Industrie und den Handel der England bekriegenden Staaten, der Bundesgenossen und der Neutralen unterscheiden. Dabei ergibt sich: Eine Vernichtung der Industrie und des Handels der gegnerischen Staaten hat England bisher nicht erreicht, vielmehr ist es der Industrie und dem Handel dieser Staaten bisher gelungen, durch Anpassung an den inneren (Kriegs-) und den ihr zugänglichen Teil des neutralen Marktes einen Zusammenbruch zu verhindern. Wenn wir die Nachrichten aus den England befreundeten Staaten genau prüfen, so zeigt sich — unter Außerachtlassung der belgischen Wirtschaft, die seit der Eroberung durch Deutschland als feindliche zu betrachten ist — daß die französische ebenso wie die russische Industrie bezw. Handel stark gelitten haben, während die japanische einen Aufschwung erlebte. Die neutrale Wirtschaft hat — mit Ausnahme gewisser nordamerikanischer neutraler Industriezweige — zweifellos eine Schädigung erfahren. Das Bild der englischen Industrie und des englischen Handels ist nicht einheitlich. Neben Überbeschäftigung und hohem Gewinne zeigt sich Beschäftigungslosigkeit und Absatzstockung.

Seine richtige Beleuchtung aber erfährt das Problem erst durch die Inbeziehungsetzung von Industrie und Abnehmer. Die englische Industrie bezw. der englische Handel hatte in der Kontinentalsperre die Welt versorgt, ohne einen Konkurrenten zu haben. Zum Beispiel lieferte England damals fast alles Kriegsmaterial für die Koalierten, alle Kolonialwaren usw. Diesmal haben sie zwei sehr leistungsfähige Konkurrenten zunächst für den asiatischen und den amerikanischen Markt, nämlich Japan und die Vereinigten Staaten. England hat ihnen beiden aber auch noch einen Teil des Marktes der Bundesgenossen abtreten müssen. Amerika und Japan liefern an Rußland und Frankreich — ja zum Teil auch an England — Kriegsmaterial. Die englische Kriegsmaterialindustrie kommt als Lieferant selbst für die Bundesgenossen nur wenig in Frage. Sie ist zwar überbeschäftigt, aber nur für den Bedarf des eigenen Staates. Be-

Digitized by Google

trachten wir dies Moment vom volks-, nicht privatwirtschaftlichen Standpunkt, so bedeutet diese Beschäftigung einen großen Verlust. Denn der Staat bezahlt diese Produktion mit dem Volksvermögen. Die Produktion selbst aber wird verbraucht, es findet kein Gütertausch statt, der dafür andere Werte ins Land brächte. Dazu kommt ein weiteres. Frankreich sowohl wie Rußland bezahlen die amerikanischen bezw. japanischen Kriegslieferungen gutem Vernehmen nach zum Teil mit Mitteln, die England ihnen zur Verfügung gestellt hat. Was nach dorthin geht, ist aber England größtenteils verloren. Wenn auch ein Bruchteil als Gewinn jenen englischen Kapitalien wieder zufließen mag, die in japanischen und amerikanischen Unternehmen investiert sind, so geht doch der Teil für Löhne und Material in jene Volkswirtschaft über, bleibt der englischen entzogen.

Im Frachtgeschäft allerdings hat England den deutschen und österreichischen Konkurrenten ausgeschaltet. Es hat aber nicht verhindern können, daß der Gewinn aus dem Frachtgeschäft auch den Neutralen zugute kommt. Es hat des ferneren den prozentuellen Anteil seiner eigenen Handelsflotte am Frachtgeschäft vermindern müssen, dadurch daß es einen beträchtlichen Teil zu militärischen Zwecken requiriert hat. Das bedeutet zwar nicht für den Reeder, wohl aber für die englische Volkswirtschaft einen Verlust.

Der Verlust aus der englischen Vermittlung des Warentausches aber erhöht sich durch den Umstand, daß infolge des Zusammenbruches der internationalen Kreditwirtschaft eine Reihe neutraler Volkswirtschaften (z. B. in Südamerika) darniederliegen und daher in ihrer Aufnahmefähigkeit für englische Waren zurückgegangen sind, abgesehen von dem Umstand, daß England natürlich den deutschen, österreichischen und türkischen Markt eingebüßt hat, die Dardanellen- und Ostseesperre ihm dazu den russischen genommen haben. Das Verdienen am Krieg ist also diesmal für England nicht so einfach wie dazumal.

Daher haben die hohen Nahrungsmittelpreise und Löhne in England diesmal eine ganz andere Bedeutung als dazumal, wo sie Folge überreicher Produktions- und Handelsgewinne waren. Sie sind Notersheinungen.

Es ist also auch das Geheimziel der englischen Politik, England wieder als Produzenten und Zwischenhändler das alte Monopol zu verschaffen, wenigstens für die bisherige Kriegsdauer nicht erreicht. Es ist aber auch dann nicht einen Schritt dem Erfolge näher, wenn heute ein Frieden kommt. England allein steht dann vor der gleichen Situation wie früher. Das heißt: der Gegner hat die im Verhältnis zur englischen gleiche Kriegs- und Handelsflotte wie früher, er hat also die technischen Mittel, seine alte Rolle in der Weltwirtschaft wieder aufzunehmen, da sein heimisches Wirtschaftsleben bisher krisenfrei geblieben ist. Das Ergebnis wäre in diesem Falle nur eine beiderseitige Steigerung der Staatsschulden, wobei es noch fraglich ist, ob die Englands nicht absolut und im Verhältnis zur Kopfzahl stärker gestiegen ist.

Digitized by Google

Aber selbst in diesem Falle hätte England einen starken Verlust an Seeprestige und an der militärischen, wirtschaftlichen und moralischen Kraft der Bundesgenossen. Denn sie sind besiegt, der Krieg wird in ihrem Lande geführt und der Glaube der Welt an ihr Übergewicht ist erloschen. Das hätte eine Steigerung des Machtbewußtseins der neutralen Staaten zur Folge, ganz abgesehen davon, daß vor allem Deutschland, aber auch Österreich — dessen Zerfall man erwartete — und die Türkei eine enorme Steigerung der Schätzung in diesen drei Punkten davontrügen. Das berühmte „Gleichgewicht" in englischer Auffassung ist damit stark gefährdet.

England konnte in der napoleonischen Zeit die Niederlagen seiner Verbündeten ruhig hinnehmen, sie griffen nicht auf seine Schätzung über. Denn es hatte die Seesiege und die ungeheure Mehrung seiner wirtschaftlichen Kraft und Stellung dafür in die Wagschale zu werfen. Heute hat es kein derartiges Unterpfand, das die Niederlagen seiner Bundesgenossen kompensieren könnte. Im Gegenteil! Der Unterseebootkrieg bedroht England selbst gerade in dem Punkte, in dem Napoleon absolut erfolglos blieb, mit großem Erfolg: im freien Seeverkehr seiner Kriegs- und Handelsschiffe. Selbst wenn wir die Bedeutung dieser Waffe so gering als möglich einschätzen, das eine ist unbestreitbar: Was Napoleon nie möglich war, ist erreicht: Englands Flotten sind in englischen Gewässern geschädigt worden.

Zum vollen Verständnis der Tragweite des Erreichten aber muß man sich vergegenwärtigen: dieses Passivsaldo hat England heute bereits, wo die Zentralmächte noch keinen seiner größeren Bundesgenossen endgültig niedergerungen haben. Wie wird die Situation für England, wenn es ihnen gelingt, die kontinentalen Gegner gleichwie Napoleon zum Frieden zu zwingen?

Digitized by Google

Geistige Werte in England.

Von Wilhelm Franz, Professor der Anglistik an der Universität Tübingen.

Zu den Büchern, die aus einem wahren Tumult von Gefühlen hervorgegangen sind, gehört unzweifelhaft Sombarts „Händler und Helden". Die Schrift wendet sich weniger an den Verstand als an Gefühl und Phantasie des Lesers und hat deshalb in der Presse auch die verschiedenartigste Beurteilung erfahren. Glühender Haß und bewundernder Enthusiasmus mischen sich zu unmittelbar, als daß sie einen ausgeglichenen Gefühlseindruck auszulösen vermöchten. Über das Ganze als literarische Leistung ein Urteil abzugeben, ist eine ebenso schwierige, wie wenig dankbare Aufgabe. Ich beschränke mich deshalb darauf, einige Worte über den ersten Abschnitt zu sagen, der sich mit dem englischen Händlertum befaßt. Und auch dies geschieht auf Veranlassung der Redaktion dieser Zeitschrift, nicht aus eigenem Antrieb. Nicht als ob kein Reiz darin läge, Stellung zu nehmen zu den Ansichten, die der Verfasser vorträgt über die Elemente des menschlichen Geistes, die englische Wissenschaft, den englischen Staat, die englische Kultur — an Anreiz zu Kritik und Widerspruch fehlt es gewiß nicht. Für den deutschen Chauvinisten enthalten diese Kapitel indirekt viel Ansprechendes und Herzerquickendes, von vielen werden sie mit Behagen und innerster Befriedigung gelesen werden. Stil, Sprache und Darstellung sind ganz dazu angetan. Verfasser verfügt über glanzvolle sprachliche Mittel, um den lediglich mit dem Gefühle Lesenden in seine Gedankengänge hineinzuführen und ihm unvermerkt seine Anschauungsweise aufzudrängen. Wer jedoch zur Lektüre dieses Buches nur ein bescheidenes Maß von Sachverständnis und kritischen Sinn mitbringt, wird sehr bald stutzen ob der verblüffenden Behauptungen, die Verfasser aufstellt, und sich verwundert fragen, wo und wann denn Sombart seine Studien über das englische Volk, sein Staatsleben und seine Kultur gemacht hat, um zu Urteilen zu kommen, die nur auf den wirkungslos bleiben können, der weder Urteil noch Empfindung für das Komische hat. Gegen Schluß des Buches (S. 143) versichert Sombart z. B. den Engländern feierlichst, „daß sie uns als kolonisierende Rivalen nicht zu fürchten brauchen, daß wir nicht den Ehrgeiz haben, halbzivilisierte oder Naturvölker zu erobern, um sie mit deutschem Geiste zu erfüllen". Der „Engländer", meint er, „kann in diesem Sinne allenfalls kolonisieren und fremde Völker mit seinem Geiste erfüllen. Er hat keinen. Es sei denn der Krämergeist." Es wird keinem Menschen, der über gesunden Menschenverstand verfügt, in den Sinn kommen, Auslassungen dieser Art widerlegen zu wollen, denn ernst zu nehmen sind sie nicht. Ich möchte indessen

Digitized by Google

dem Herrn Verfasser wünschen, daß nicht ein gereizter englischer Journalist mit einer spitzen und gewandten Feder über das Buch herfällt und ihm eine Probe englischen Geistes vorsetzt, die er gewiß nicht für Krämergeist hält und ihn auf alle Zeiten bedauern läßt, das Buch geschrieben zu haben. Trotz aller schlimmen Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges scheint dem Verfasser die Kampfesweise des heutigen England immer noch nicht ausreichend klar geworden zu sein. Die ungerechten und unzutreffenden Urteile, krassen Einseitigkeiten und grotesk wirkenden Übertreibungen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, schaden der Sache des Deutschtums, sie beirren den Urteilslosen, verletzen den Feinfühligen und ärgern den Sachkundigen — sofern sie nicht Heiterkeit erwecken. Ein Erfolg in der letzteren Richtung kann doch unmöglich im Interesse des Autors liegen. Das Buch enthält gewiß manch brauchbaren Gedanken und viele hübsche Beobachtungen, aber inmitten des schönsten Weizens wachsen die stacheligsten Disteln und giftiges Unkraut, die Genuß und Stimmung stören. Was sagt und denkt der Leser z. B. zu folgendem pathetisch fragenden Ausruf eines verneinenden Geistes: „Was ist denn, wenn wir von der Mißgeburt des Staates und einer Hypertrophie des wirtschaftlichen Apparates absehen, in diesem Warenhause England an ‚Kulturwerten' seit Shakespeare hervorgebracht worden?"

Soll ich ausnahmsweise eine Antwort geben? Ich würde sagen: So ziemlich alles, was dem englischen Staat inneren Frieden, Festigkeit und Gesundheit verliehen, was die Nation in den Stand setzte, Toleranz zu üben, Macht und Glanz nach außen zu entfalten, was sie zur Beherrscherin der Seehandelsstraßen der Welt und Britannien zum ersten Kolonialvolk der Erde gemacht hat. Alles dies hat die Kulturentwicklung mit sich gebracht seit Shakespeares Zeit. Energie, Willen und Streben zur Erreichung großer Ziele und zur Überwindung mächtiger Widerstände (man denke nur an den Kampf gegen den Absolutismus der Stuarts) hat das 17. und 18. Jahrhundert erst kraftvoll und Erfolg verheißend entwickelt. Und die Basis dieser glanzvollen, die Nachbarvölker zur Bewunderung geradezu zwingenden Macht- und Kulturentfaltung ist die „Mißgeburt des Staates" gewesen. Auf der Grundlage der Renaissancekultur der elisabethanischen Zeit würde diese Machtentwicklung und Kraftakkumulierung (was sie bedeutet, zeigt der gegenwärtige Krieg) nicht möglich gewesen sein. Hinter ihr steht die gewaltige Größe eines Cromwell und Miltons. Shakespeare warnte selbst in seinem Hamlet vor der ästhetisch-intellektuellen Kultur seiner Zeit. Hamlet unterliegt und der willensstarke, vorwärtsstürmende Fortinbras wird der Herrscher des Landes. Der zielbewußten Tatkraft, nicht dem grübelnden Philosophen und Ästheten gehört die Zukunft.

Das elastische und doch feste Gefüge des englischen Staates gab dem ta-

Digitized by Google

tenfreudigen Individuum eine Bewegungs- und Aktionsfreiheit im 18. und 19. Jahrhundert, die es nirgends sonst, auch nicht in Frankreich, hatte. England ist dazu das Land, in dem „die Ideen von 1789" (S. 113), welche der französischen Revolution Leben, Macht und Erfolg verliehen haben, und ohne die auch die deutsche Kultur nicht wäre, bekanntlich geboren sind, und in welchem sie durch die englische Philosophie Keimkraft und Bedeutung gewonnen haben. Daß dem Verfasser die englische Geschichte und ihre tief in die moderne Weltgestaltung einschneidenden Ereignisse so fremd sind, wie es nach dem vorliegenden Buch den Anschein hat, ist nicht anzunehmen. Sind ihm wirklich nie die Zusammenhänge zwischen Locke, Berkeley, Hume und den Systemen und Ideen deutscher Philosophen (Leibniz, Kant) bekannt geworden? Ich möchte es nicht glauben, aber warum dieser unberechtigte Spott über die englische Wissenschaft, auch die Naturwissenschaft, die so großes geleistet? Weiß Verfasser z. B., was der eine Name Faraday für die Physik bedeutet? — Hassen wir das heutige England, der gegenwärtige Krieg hat uns ein gutes Recht dazu gegeben, aber seien wir nicht so hochmütig und lächerlich ungerecht, wie der Verfasser es gegen das Land ist, das so hohe Kulturwerte in der Vergangenheit hervorgebracht hat wie Britannien! Wir können sie ebensowenig leugnen wie unsere leiblichen Vorfahren, denn sie haben uns geistige Nahrung gewährt zu einer Zeit, da wir von uns aus nichts zu geben hatten. Vergessen wir nicht, daß der alt gewordene Hans Sachs und der junge Shakespeare Zeitgenossen waren. Diese eine Tatsache beleuchtet den zeitlichen Kulturabstand zwischen den beiden Ländern. Mag das heutige entartete Britannien uns auch nichts mehr zu geben haben, mögen wir uns dauernd von ihm abwenden, aber der Wert seiner Kultur, namentlich der der viktorianischen Zeit bleibt auf immer, von ihr werden wir uns nicht trennen, sofern wir uns nicht die Zukunft selbst verbauen wollen. Wir brauchen sie! Verfasser kennt eben offenbar den Reichtum der älteren britischen Kultur nicht und hat nie darüber nachgedacht, wie sie unserer Entwicklung nutzbar gemacht werden kann. Sie kann ihm auch nicht bekannt sein, wenn die englische Literatur für ihn mit Shakespeare plötzlich aufhört, dann scheinbar in einen zweihundertjährigen, nur von der Erscheinung Sternes unterbrochenen Schlaf verfällt, um mit Ruskin, B. Shaw, Oskar Wilde wieder zu erwachen. Sollten ihm wirklich Milton, Swift, Defoe, Addison, Richardson, Fielding, Smollett, die einen reichen und triebkräftigen Nährboden für das literarische Schaffen deutscher Dichter abgegeben haben, in ihrer Bedeutung für uns unbekannt geblieben sein, und sollte er gar nicht wissen, wie fest und tief Lessing, Herder, Schiller in dem britischen Schrifttum der letzten Jahrhunderte wurzeln? Ist ihm

Digitized by Google

niemals klar geworden, was Wordsworth und Tennyson für die Ausbildung der viktorianischen Kultur bedeuten, wie Southey, Thomas Moore, Burns, Keats, Browning zu ihr stehen? Die Lebenshaltung von Wordsworth ist charakterisiert durch das Motto: "Plain living and high thinking" und ihm ist er das ganze Leben hindurch treu geblieben. Es ist ja gewiß richtig, daß eine fortschreitende Verkommerzialisierung durch das englische Leben geht, aber das Buch gibt kein richtiges Bild von der Ausdehnung dieses Vorgangs. Große und mächtige Faktoren der modernen Entwicklung und lange und still wirkende Ursachen der heutigen Entartung sind nicht erwähnt und nebensächlichen Dingen wird eine Bedeutung beigelegt, die sie nicht haben. In der Hauptsache sind es der Kapitalismus in Verbindung mit dem modernen Ästhetentum, das zu einer übertriebenen Kultur inhaltsloser Formen geführt hat, weiter der Rückgang der puritanischen Gesinnung des Bürgertums, die Denkträgheit weiter Kreise, außerdem die insulare Borniertheit und ein nicht geringer nationaler Hochmut, welche das heutige England charakterisieren und seiner Kriegführung absonderlich abstoßende und kulturwidrige Formen verliehen haben. Amerika hat außerdem nicht wenig dazu beigetragen, die Moral- und Ehrbegriffe des viktorianischen England wesentlich herabzudrücken. Auch der systematische Mißbrauch der Presse und die gewissenlose politische Lüge der niedrigsten Art kommt zu einem guten Teil auf amerikanisches Konto, wennschon sie in Britannien in früherer Zeit nicht unbekannt sind.

Verfasser hat offenbar nur die Kreise des Handels und der Industrie in England näher kennen gelernt, wie dies bei seinem Beruf nur zu natürlich ist, das übrige England scheint ihm ziemlich fremd geblieben zu sein. Nur so erklärt sich das ungerechte Urteil über das ganze Volk. Von der Methode und den Mitteln, mit denen das chauvinistische Britannien den Konkurrenten bekämpft, scheint sich im Affekt, ohne daß er es will und weiß, etwas auf den Verfasser übertragen zu haben. Lassen wir diese Annahme gelten, so erklären sich die Extreme von Liebe und Haß, von Licht und Schatten und man begreift die wenig wissenschaftliche Neigung, offenkundige Tatsachen zu übersehen, Belangloses zu bedeutungsvoller Wichtigkeit zu steigern, auf lückenhaftes Tatsachenmaterial generelle Urteile zu gründen. Es ist nicht wünschenswert, daß der den ersten Abschnitt des Buches beherrschende Geist in dem neuen Deutschland Nahrung finde und Macht gewinne. Das Buch wendet sich an die im Felde stehende deutsche Jugend, aber ob es ihr durchweg nützen wird, scheint mir sehr fraglich. Sehr zu fürchten ist, daß es zum Schaden der deutschen Sache ausgebeutet werden wird — und diese Sorge teilen auch andere — und daß nachträglich zur Rechtfertigung des britischen Raubkriegs Stimmungen und Kriegspläne konstruiert werden, an die in Deutschland niemand gedacht hat.

Digitized by Google

An einen im Kampf gefallenen jungen deutschen Gelehrten.

Von einem jungen englischen Gelehrten.

(Aus der Westminster-Gazette. 8. Februar 1915.)

Du warst mein Freund, obwohl ich nie dich sah,
Doch einmal war ich deines Vaters Gast,
Und als der Sommertag dem Ende nah
Lud er mich in dein Zimmer ein zur Rast
Da fand ich deines Wesens einen Hauch,
Wie Proserpina Blumen schickt als Gruß,
In deinen Freunden, die die meinen auch,
Plato, Virgil, Sophokles, Äschylus.
Da war's, daß ich zu kennen dich beschloß
Im nächsten Jahre, — doch nun tritt dein Fuß
Lautlos die Wiese voll Asphodelos,
Und ungehört verhallt mein Abschiedsgruß.
Leicht sei die Erde dir, die auf dir ruht,
Die Asche von so schöner Opferglut.

(Übersetzt von Lili du Bois-Reymond.)

Digitized by Google

Emerson über England.

Von Josef Hofmiller.

Ralph Waldo Emerson war dreimal in England, das erstemal 1833, um ein paar große Männer zu besuchen, das zweitemal 1847, um Land und Leute kennen zu lernen, das drittemal 1877, als ihm sein Haus, das abgebrannt war, wieder aufgebaut wurde. Über seinen ersten Aufenthalt hat er einige Seiten geschrieben, über den dritten nichts, über den zweiten ein Buch. Jene Seiten handeln von Landor, Coleridge, Carlyle und Wordsworth, von Literatur, Dichtung, Philosophie. Das Buch handelt, obgleich Carlyle und Wordsworth wieder besucht werden, von England und nur von England. Es ist das treffendste, das ein Nichtengländer über das Land und seine Bewohner geschrieben hat, und wenn es immer lesenswert war, so erkennen wir es heut in vielem als prophetisch.

In Deutschland sind die English Traits wenig bekannt. Weder Hendel noch Diederichs, deren Verlage sich durch deutsche Ausgaben der Werke Emersons große Verdienste erworben haben, nahmen sie auf, ebensowenig meines Wissens, eine der englischen Sammlungen für die Bedürfnisse unserer höheren Schulen; sie fehlen selbst bei Tauchnitz, bei dem Emerson überhaupt durch einen einzigen Band geradezu kümmerlich vertreten ist. Friedrich Spielhagen hat sie freilich im Jahr 1858 übersetzt, aber sein Buch ist längst vergriffen; außerdem konnte Spielhagen nicht genug Englisch, so daß er vielfach schief, oft sinnlos überträgt.

Als Emerson das erstemal nach Europa ging, war er noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um Dinge und Menschen zu sehen. Seine junge Frau war gestorben, er hatte schweren Herzens sein Amt als Prediger wegen abweichender Meinung über das Abendmahl niedergelegt. Er kehrte zurück, lehnte freundlich alle Aufforderungen ab, die ihn irgendwie mit dem anerkannten Kirchentum zusammengebracht hätten, ließ sich in der ländlichen Einsamkeit von Concord nieder, heiratete zum zweitenmal, gab seinen berühmten ersten Versuch „Natur“ [1]) heraus, dem bald die beiden glanzvollen Reihen der „Versuche“ folgten, und wurde, als Carlyles geistiger Statthalter in Nordamerika, als der amerikanische Denker, der eben anfing im Horizont unbefangener Geister auch in Europa sichtbar zu werden, von weise beratenen Handwerkervereinen in Lancashire und Yorkshire eingeladen, in einer Reihe englischer Städte Vorträge zu halten.

Das Schiff, das ihn hinüberbrachte, war der Washington Irving, ein freundliches Vorzeichen. War nicht Irving dereinst ausgezogen, wie er

[1]) Am besten zugänglich in einem Bändchen der Inselbücherei, das Goethes gleichnamigen Hymnus, und Emersons zwei Versuche von 1836 und 1844 mit einer Einführung von Wilhelm Weigand enthält.

Digitized by Google

England zu entdecken, das geistige Ahnenland? Irvings „Skizzenbuch" und „Bracebridge Hall" spannte sich zwischen Amerika und England wie ein körperlos schöner Regenbogen. Denn Irving sah nur Licht und Farbe im alten England mit seinen alten Überlieferungen, Bauten und Denkmalen; er wollte, wie der Neuling in Italien, nur das Romantische und Anziehende sehen. Wenn er Schatten malt, so ist es das feierliche Dunkel gotischer Münster, die trauliche Dämmerung getäfelter Zechstuben und feudaler Schloßhallen.

Emerson ist weder veranlagt noch gewillt, zu schildern. Er will erkennen. Er beschreibt nicht ein einziges berühmtes Gebäude, kaum gelegentlich eine Landschaft. Das England, in das er kam, war das Land, in dem eben schwere Arbeiterfragen gelöst schienen[1]). Freihandel und allgemeine Menschenliebe flossen ineinander über, nur Robert Peel war noch volksbeliebter als Cobden, und die wirkliche Hauptstadt von England hieß Manchester. Man schwärmte für Völkerfriede, Mäßigkeitsbewegung, das Ein-Penny-Porto, die Abschaffung der Todesstrafe und das unglückliche Polen, weil es nicht so vor der Nase lag, wie das unglückliche Irland. Hätte Emerson wie die meisten Englandreisenden London nicht verlassen, so wären die English Traits farbenreicher und oberflächlicher ausgefallen. Es war ein Glück, daß ihn seine Verpflichtungen als Vorleser in die Gegenden von Liverpool und Manchester trieben, mit ihrer gigantischen Industrie und ihrem gigantischen Elend[2]). Von Manchester aus hielt er Vorträge in allen nördlichen und mittelländischen Grafschaften, lernte das englische Bürgertum kennen, kam hinauf nach Schottland, überall in den Familien eingeladen, dann erst ging er für längere Zeit nach London, wo er fast mit allen Größen der Zeit in Berührung kam, mit Ausnahme der beiden Brownings, die in Italien lebten, und Stuart Mills, der sich fast vollkommen von jeder Geselligkeit zurückgezogen hatte. Aber in den English Traits steht wenig über Leigh Hunt, Macaulay, Tennyson, und all die Berühmtheiten des Tages, nichts über den Zauber gotischer Collegehallen in Oxford, über seine Wallfahrt nach Shakespeares Geburtsort, desto mehr über den Engländer. Man sieht dem Buch an, daß sich sein Verfasser, als er englischen Boden betrat, nicht sogleich hinsetzte, ein Buch über England zu schreiben, sondern daß es die gereifte Frucht eines langen Aufenthalts ist. Schon die Einteilung zeigt, wie er über dem Stoffe und über der Einzelbeobachtung steht: Land. Rasse. Geschicklichkeit. Sitten. Wahrheit. Charakter. Reichtum. Adel. Hochschulen. Religion. Literatur. Die „Times".

[1]) Richard Garnett, Life of R. W. Emerson, S. 136—161. — [2]) Es ist daher unverständlich, wenn Percival Chubb in seiner Einleitung zu den ausgewählten Schriften Emersons in der Scott Library schreibt: It was not with him, as it is with us to-day, the terrible spectacle of the misery and want of thousands of our fellows. The hells of huge towns were not known to him.

Digitized by Google

Seine erste Frage ist diese: „Warum ist England England? Was sind die Elemente seiner Macht über die andern Völker? Wenn irgend etwas ein allgemein anerkannter Prüfstein für den Genius einer Nation ist, so ist es der Erfolg; und wenn es in der Welt während des letzten Jahrtausends ein erfolgreiches Land gegeben hat, so ist dieses Land England." In seine Bewunderung der englischen Macht mischt sich jedoch schon früh ein leiser Zweifel: „Wenn wir London besuchen wollen, so ist die gegenwärtige Zeit die beste, da manche Zeichen ahnen lassen, daß es seinen höchsten Glanz erreicht hat; man hat den Eindruck, als sei die britische Macht auf ihrem Kulminationspunkt, auf ihrer Sommersonnenwende, oder als nehme sie schon ab."

Er legt die geographischen Bedingungen des Landes dar, und zeigt, wie außerordentlich günstig sie sind. Aber wichtiger als das Land ist die Rasse. Er spricht von der Unzerstörbarkeit des Rassencharakters und von der Möglichkeit, ihn zu beeinflussen; von Kelten, Sachsen, Wikingern; sucht die Züge der heutigen Engländer in den nordischen Heldensagen und Prosaerzählungen.

„Zwanzigtausend Diebe landeten zu Hastings. Diese Gründer des Hauses der Lords waren habgierige und wilde Dragoner, Söhne von gierigen und wilden Piraten. Sie waren einer wie der andere, nahmen alles, was sie tragen konnten, brannten, peinigten, schändeten, quälten und mordeten, bis alles Englische an den Rand des Verderbens gebracht war. Und doch, so groß ist der Nimbus alter Herkunft und des Reichtums, daß anständige und würdige Männer sich heut noch rühmen, von diesen schmutzigen Dieben abzustammen, die eine viel bessere Erkenntnis ihres Wertes zeigten, wenn sie als Wappentiere das Schwein, die Ziege, den Schakal, den Leoparden, den Wolf und die Schlange nahmen, denen sie glichen." Aber „es ist ein medizinisches Faktum, daß die Kinder von Blinden sehen; die Kinder von Spitzbuben haben ein gesundes Gewissen ... Die Nation hat eine zähe, bissige, animalische Natur, die Jahrhunderte von Verkirchlichung und Zivilisation nicht haben mildern können".

Hier spricht ein wenig der Neu-Engländer, der sich etwas darauf zugute tut, nicht von Seeräubern, sondern von jenen frommen Pilgrimvätern abzustammen, die auf der „Maiblume" nach Amerika flohen, um ihrem Glauben zu leben. Er stellt diesen Seeräubercharakter noch in der Beschießung der dänischen Sundbefestigungen 1801 und in der Wegnahme der dänischen Flotte 1807 fest; als Tatsache, nicht als Vorwurf. Was er jedoch vor allem feststellt, ist die kraftvolle, kraftstrotzende Leiblichkeit des Engländers: „Die Menschen anderer Länder sehen neben ihnen schwach und klein und kränklich aus. Sie sind massiger als die Amerikaner. Sie

Digitized by Google

sind rund, rotbackig, hübsch; geneigt zu Korpulenz und Untersetztheit. Es ist eine Folge ihrer Körperbildung, daß sie stämmig werden, besonders die Weiber haben diesen Nachteil, — wenig hohe, schlanke Gestalten mit fließenden Umrissen, sondern kurzgewachsene, untersetzte Personen." Bekanntlich ist jetzt, wenigstens was die oberen Schichten anlangt, das Gegenteil der Fall; ihre Statur hat sich im Laufe eines Jahrhunderts völlig geändert, und ihr körperliches Ideal bestimmt mit der Macht der Mode die Vorstellungen der unteren Klassen von dem, was schick ist. In 60 Jahren werden wir in Deutschland genau so weit sein.

„Persönliche Kraft gegen persönliche Kraft, Mann gegen Mann, ehrliches Spiel und offenes Feld, ein derber Ruck ohne Finten und Kniffe, das ist englische Art... Sie sind keine Giftmischer, keine Wegelagerer oder Meuchelmörder; und wenn sie sich windelweich geschlagen haben, schütteln sie sich die Hände und sind Freunde für die übrige Zeit ihres Lebens." Wer den Engländer kennt, wird sagen, daß dies Bild im ganzen richtig ist. Englische Politik und englisches Volk sind zwei verschiedene Dinge. Aber bis in die englische Politik hinein bleibt der Zug, daß dem Engländer nur eins imponiert: Rücksichtslosigkeit. Rücksichtslose Opposition im Parlament, rücksichtslose Konkurrenz im Geschäft, grimmige Rücksichtslosigkeit in jedem Kampf, sei es Boxen oder Krieg. Aber „es ist selten ein Ehrenpunkt oder ein religiöses Gefühl, und nie eine Laune, für die sie ihr Blut vergießen, sondern meistens ist es das Eigentum. Wenn ihr Hand anlegt an eines Engländers Kuh, oder sein Recht im allgemeinen, oder an sein Geschäft, wird er kämpfen bis zum Jüngsten Tag. Magna Charta, Habeas-Corpus-Akte, Schiffsgeld, Katholizismus, amerikanische Revolution — das sind lauter Fragen, die mit eines Gutsbesitzers Recht auf sein Mittagessen viel zu schaffen haben, und hätten sie das nicht, nie hätten sie das britische Volk in Wut und Revolution versetzt".

Man kann diese Seiten Emersons nicht lesen, ohne sich der Darlegungen H. St. Chamberlains[1]) über den moralischen Verfall der Engländer zu erinnern. Emerson preist noch ihre Logik, ihren Gerechtigkeitssinn, ihre Wahrheitsliebe, ihre Seelenseinheit (die nur die Kehrseite ihrer Brutalität sei), vor allem ihre ungeheure Arbeitslust und Arbeitskraft, ihre Einfachheit im Vergnügen, ihre Neigung, sich von Arbeit durch Arbeit zu erholen. In all diesen Punkten steht das England von 1915 tief unter dem von 1848. Diese Entdeckung wurde nicht erst während und wegen des Kriegs gemacht. Ein so gründlicher Kenner, wie Gustaf Steffen sagt, er sei erschrocken über die Raschheit der Umwandlung, und Carl Peters, dessen Buch hier besprochen wurde, als noch kein Mensch an den Krieg

[1]) Siehe das Heft „England" dieser Zeitschrift, S. 578.

Digitized by Google

dachte (XI, 9), macht nachdrücklich auf die zunehmende Vergnügungssucht und Arbeitsunlust aufmerksam. Emerson erblickte mit dem unbestechlichen Auge des entfernten Verwandten die ersten Anzeichen dieses Verfalls schon damals, und es ist lehrreich, wie er, besonders im zweiten Teil, von herzhafter Anerkennung englischer Vorzüge immer wieder zu bedenklichen Prognosen hinsichtlich der Zukunft Englands übergeht.

Denn er kam in einer kritischen Zeit: damals begann die Industrialisierung, die den englischen Bauernstand von 2800000 Menschen im Jahre 1769 auf 798000 im Jahre 1897 verringerte, damals begann der Tanz ums Goldne Kalb, damals wandte sich England von seinem alten, hausbackenen, behaglichen und doch weltumspannenden John Bulltum ab und dem Mammon zu und allem, was zur Verkrämerung gehört: Gier, Hast, Unfrohheit, Lärm, seelische Verarmung Hand in Hand mit Überfeinerung des Künstlerischen, Anmaßung, Neid auf alle Konkurrenz, Angst vor jeder möglichen Konkurrenz, Regelung des ganzen nationalen Lebens nach dem einzigen erbärmlichen Gesichtspunkt der Konkurrenz. Wir müssen diese Entwicklung recht sorgsam betrachten, immer und immer wieder, denn waren wir nicht schon im schönsten Zug, das, was John Bull im Allegrotempo vorgemacht hatte, prestissimo nachzumachen? Haben wir uns nicht vor dem Mammon verneigt bis sehr weit hinauf? Mußte einer nicht aus einer schwerreichen Lederfirma oder einem Champagnerhause stammen, um Diplomat werden zu können? Hätte ein Landjunker, wie Bismarck, heute an diese Laufbahn denken dürfen, außer er hätte seinen ehrlichen Stammbaum durch eine Geldheirat geschändet?

„Je genauer wir hinblicken, desto künstlicher erscheint uns ihr ganzes soziales System. Ihr Gesetz ist ein Netzwerk von Fiktionen. Ihr Eigentum ein Zettel, eine Anweisung auf die Zinsen eines Kapitals, das nie ein Mensch gesehen hat. Ihre Kirche ist künstlich. Die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft sind künstlich: fabrizierte Menschen mit fabrizierten Sitten, das Ganze ist birminghamisiert." So sagt Emerson gegen Ende des vierten Kapitels. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn er das fünfte beginnt: „Ich finde, daß von allen Menschen der Engländer der ist, der am festesten in seinen Schuhen steht ... Das einzige Ding, das die Engländer schätzen, ist Schneid.[1]) Die Droschkenkutscher haben sie, die Kaufleute haben sie, die Bischöfe haben sie, die Zeitungen haben sie, die Times, sagt man, ist das schneidigste Ding in England... Sie verlangen von euch, daß ihr den Mut eurer Meinung habt, und im Geschäft hassen sie den Feigling, der nicht geradezu ja oder nein sagen kann." „Sie haben

[1]) Im Original steht pluck, nicht courage. Das Wort muß schon deswegen mit „Schneid" übersetzt werden, damit unsere norddeutschen Freunde endlich sehen, daß es Feminin ist.

Digitized by Google

den Mut, Anstoß zu erregen, und ihr dürft alle Vorschriften übertreten, wenn ihr's originell und energisch anpackt."

Er spricht von der ungeheuren Vervollkommnung der Maschine, und erkennt ihre Gefahr. Man könnte das Wort Schopenhauers: ein Hundebesitzer werde leicht der Hund seines Hundes, verändern: je vollkommener der Mensch die Maschine beherrscht, desto ernster wird die Gefahr, daß er zur Maschine seiner Maschinen wird. Ich kenne keinen tiefsinnigeren Sprachgebrauch als das englische „to be possessed" im Sinne von „besitzen".

Das Gegengewicht gegen die Maschine sieht Emerson in der außerordentlichen Tatkraft des Engländers: „dieser Inselbewohner ist selbst eine Insel, sicher, ruhig, unzugänglich; er ist nicht neugierig und von steinerner Gleichgültigkeit; charakterfest, energisch, bestimmt, methodisch, reinlich und unerbittlich in allem, was die Form betrifft. Er liebt sein Haus und seine Häuslichkeit mit Leidenschaft" (die Verbesserung unserer Wohnungsverhältnisse wird eine der allerwichtigsten Aufgaben nach dem Krieg sein; und hoffentlich werden die Prunkkaffeehäuser, die in den letzten Jahren pilzartig aufschossen, nach dem Krieg wieder weniger; denn sie sind ein Verfallssymptom, wie man es sich kaum bösartiger denken könnte!). „Die Engländer sind einfach und wollen nicht auffallen; sie hassen Sentimentalität und übertriebenen Ausdruck": ein Punkt, in dem wir lernen müssen, die wir, Gott sei Dank, eine junge Nation sind. Diese Privattugenden, oder wie Emerson glücklich sagt und Spielhagen glücklich übersetzt „Kirchspieltugenden" (parish merits) haben sich wohl bis jetzt am besten erhalten; einer der wenigen Punkte, wo Chamberlain unrecht hat, scheint mir zu sein, wenn er die pöbelhafte Sitte, Weihnachten im Restaurant zu feiern, nur den Engländern vorwirft, als ob sie nicht auch in deutsche Großstädte gedrungen wäre. Haustugenden halten sich länger als öffentliche; sie sind deren Voraussetzung. Deutschland hat jahrhundertelang überhaupt nur Haustugenden gehabt. Wenn auch sie verfallen, ist das Volk reif zum Untergang.

Die Überzeugung von der unbedingten und, mit den Kontinentalen verglichen, größeren Wahrhaftigkeit des Engländers als Einzelperson gehört zu jenen mythischen Vorstellungen, welche besonders in der deutschen Literatur über Erziehung eine Rolle spielen, die im Gegensatz zu ihrer Tatsächlichkeit steht. Denn hier ist der Punkt, wo öffentliche und häusliche Eigenschaften sich decken müssen. Wir verstehen es wohl, wenn ein Bismarck in menschlichen Beziehungen von seinem Herzenstakt, als Staatsmann von rücksichtsloser Unbeugsamkeit ist; die Empörung jedoch, mit welcher die Unterstellung einer Fälschung der Emser Depesche zurückgewiesen wurde, beweist, daß wir im Punkt Ehrlichkeit auch in internatio-

Digitized by Google

nalen Beziehungen keinen Spaß verstehen. Ehrlichkeit scheint in Deutschland sogar für staatsmännische Unfähigkeit als mildernder Umstand, wenn nicht als Gegengewicht zu gelten. Ehrlichkeit im privaten Verkehr überträgt sich von selbst in das politische Handeln; umgekehrt läßt fortgesetzte politische Verlogenheit einer Regierung auf „mangelnde pupillarische Sicherheit", wie Bismarck es nennt, der Einzelnen schließen; Emerson spricht auffällig mehr von der Ehrlichkeit der Engländer in der Vergangenheit, als in der Gegenwart, das Geschäftsleben ausgenommen; wenn er sich dennoch zu dem Ausspruch versteigt, eine Sache, bei der eine Unredlichkeit nachgewiesen werden könne, sei in der öffentlichen Meinung verloren, so gilt dies keinesfalls mehr für unsere Zeit und galt, was das politische Verhalten anlangt, von keiner Periode der englischen Geschichte seit mehreren hundert Jahren. Grey, dem in Deutschland die Ehre eines Hasses über Gebühr widerfährt, ist nichts als der typische Engländer als Politiker, sehr im Gegensatz zu Bismarck, der leider für den Deutschen als Politiker alles andere als typisch ist. Es gibt eine undefinierbare Mischung von Scheinheiligkeit und Katz-aus-dem-Sack-lassen, die geradezu den Unterton der englischen Politik bildet; heuchlerisches Liebäugeln mit moralischer Haltung, beeinträchtigt durch Unfähigkeit, sie bis zum Ende durchzuführen; naive Selbstgerechtigkeit hinsichtlich der Triebfeder des politischen Handelns, verbunden mit nicht minder naiver Bloßstellung der wirklichen Motive durch einen unüberlegten Zusatz oder eine brutale Entgleisung oder wie man das Ding nennen mag. Drei Beispiele aus Emersons Buch drücken das besser aus als alle Charakteristik vermöchte. Als Sir S. Romilly eine Bill einbrachte, wonach es künftighin untersagt sein sollte, Kinder in größerer Entfernung als 40 Meilen (65 km) vom Elternhaus in eine Lehre zu tun, wandte Wortley dagegen ein: „Wenn es in den höheren Ständen gut sei, die Familienliebe zu pflegen, gelte das nicht für die unteren. Es sei besser, die Kinder denjenigen wegzunehmen, die sie möglicherweise verderben könnten; und es sei im höchsten Grade schädlich für die Industrie, wenn man die Leute hindere, in die Fabrik zu gehen, da es Lohnerhöhung und Warenverteuerung zur Folge haben müßte." Zweites Beispiel: Als Roberts aus Manchester, um drohenden Ausständen zu begegnen, die Webmaschine so verbesserte, daß eine Menge Arbeitskräfte dadurch entbehrlich wurden, begrüßten die Fabrikanten sie als „Wiederherstellerin der Ordnung unter der Arbeiterklasse". Drittes Beispiel: Der Antrag auf Gleichstellung der Juden wurde 1753 von der City bekämpft als „äußerst beleidigend für die christliche Religion, und äußerst schädlich für Interessen und Handel des Königreichs im allgemeinen und der Londoner City im besondern".

Digitized by Google

Emerson entgeht nicht, daß die Engländer „in ihren politischen Ansichten außerordentlichen Täuschungen unterworfen sind"; daß „Mißtrauen aus ganzen Nationen Narren macht wie aus Individuen"; daß „ihr Horizont oft so beschränkt ist, als blickten sie aus dem hintersten Teil eines Tunnels, und daß sie auf dem einzigen ihnen bekannten winzigen Faktum mit der festen Überzeugung herumreiten, außer ihm gebe es überhaupt nichts andres". Ebensowenig hält er sein Befremden zurück, als er sieht, wie sich Adel und Unterhaus vor Louis Napoleon „krümmten wie neapolitanischer Janhagel vor einem erfolgreichen Dieb" (cringed like a Neapolitan rabble before a successful thief; Spielhagen übersetzt: „wie ein napoleonischer Pöbel vor einem glücklichen Emporkömmling", wobei „napoleonisch" bloß ein Versehen, „Emporkömmling" hingegen Angst vor dem Staatsanwalt sein dürfte, da man 1858 Napoleon III. in Deutschland so wenig mit Namen nennen durfte, wie vor dem 1. August 1914 den Rougetnoirzuhälter von Monaco, der, soviel wir wissen, heute noch Ehrenmitglied der Berliner Geographischen Gesellschaft ist, was ein englischer Spielhagen vermutlich mit self-respect übersetzen würde). Emerson fügt an dieser Stelle hinzu, die Regierungen lernten zu ihrem Schaden regelmäßig zu spät that the use of dishonest agents is as ruinous for nations as for single men, ein Satz, dessen Sinn wegen der Mehrdeutigkeit von dishonest, noch mehr von agent deutsch nur durch Umschreibung wiedergegeben werden könnte.

Lehrreich und gut beobachtet ist das Kapitel „Charakter", in dem Emerson u. a. auf die ausgezeichneten Eigenschaften des Engländers als Soldaten beim Angriff zu sprechen kommt, mit der Einschränkung: sie taugten nicht at passive obedience, als hätte er den Instinktwiderstand gegen die allgemeine Wehrpflicht geahnt, welcher ein Hauptgrund der englischen Deklamationen gegen den deutschen Militarismus ist. Es folgen Stellen, die wir Deutsche uns jeden Morgen vorsagen sollten: „Sie tragen ihr Herz nicht in der Hand, daß die Dohlen daran picken können ... Sie wagen es, zu mißfallen; sie reden nicht, wie man's gerne hört. Sie haben die Neinsager lieber als die Jasager ... Da sie geistig höher stehen als andre Rassen, nehmen sie, wenn sie mit ihnen zusammenleben, nicht deren Sprache an, sondern gebrauchen und verleihen ihre eigene. Sie geben andern Nationen Hilfsgelder, sich lassen sie keine geben. Sie bekehren andre, sich lassen sie nicht bekehren. Sie verschmelzen andre Rassen mit sich, nie sich mit andern. (They subsidize other nations, and are not subsidized. They proselyte, and are not proselyted. They assimilate other races to themselves, and are not assimilated.)" ... „Vergleicht den Ton der französischen Presse und den der englischen: erstere gegenüber der englischen öffent-

Digitized by Google

lichen Meinung streitsüchtig, krittelig, empfindlich; die englische Presse ist nie schüchtern gegenüber der öffentlichen Meinung Frankreichs, sondern anmaßend und verachtungsvoll. Sie sind eigensinnig und starrköpfig aus einem Übermaß von Wille und Einseitigkeit; flegelhaft, wie Leute wohl sind, die keine Schuld vergessen, keine Gunst verlangen, und ihre eigene Gunst austeilen, wie es ihnen beliebt ... Sie wollen weder befehligen, noch gehorchen, aber Könige sein im eigenen Haus ... (Aus dem Kapitel „Reichtum".) Er ist ein König in einem schlichten Rock. Er steht und geht unter dem mächtigsten Schutz, verkehrt mit der besten Gesellschaft, ist gerüstet durch die beste Erziehung, unterstützt durch Reichtum; sein englischer Name und sein englisches Aussehen geben ihm die Macht eines Herrschers, dabei, wegen des ruhigen Stils seiner Manieren, ohne die mit hohem Rang sonst verbundene Unzuträglichkeiten ... (Aus „Ergebnisse".) Persönlichkeit ist das Kennzeichen der Rasse. Was sie wollen, wollen sie ganz." Wer Emersons Schreibart kennt, weiß, daß er seine Gedanken grasen läßt wie junge Pferde; seine Meinung über einen Gegenstand ist, wie die Montaignes, bald da, bald dort zu finden, und der Leser muß sich, wenn er sie geordnet beisammen haben will, selbst bemühen.

In der Mitte des Buchs, in dem Kapitel, das den wunderlichen Titel „Schlaraffenland" trägt, kippt die Begeisterung plötzlich um, und was nun folgt, ist eine Durchschauung des englischen Wesens, die immer tiefer und schonungsloser wird, um mit der Vorhersage des Zusammenbruchs zu enden. Ich versuche auch hier möglichst Zusammenhänge herzustellen und gebe lieber die Reihenfolge preis.

„Das englische Wesen ist so üppig und aggressiv, daß es ein wenig unverträglich wird mit jedem andern. Die Welt ist nicht weit genug für zwei... Als eine englische Dame am Rhein einen Deutschen von ihrer Gesellschaft als von Ausländern sprechen hörte, rief sie aus: ‚Nein, wir sind keine Ausländer. Wir sind Engländer. Ihr seid die Ausländer' ... Es gibt kein Land, in welchem dem Reichtum so unbedingt gehuldigt wird. In Amerika stellt ein Mann den Augenschein großen Vermögens nicht ohne einen Anflug von Scham zur Schau, als müßte er sich eigentlich entschuldigen. Aber der Engländer hegt puren Stolz auf seinen Reichtum, und schätzt ihn als endgültigen Beweis... Da ihr eigener Glaube an Guineen felsenfest ist, führen sie das Argument des Geldes bei allen Gelegenheiten als entscheidend ins Feld... Im genauen Verhältnis steht die Schmach der Armut. Die schlimmste Beleidigung ist ‚ein Bettler'. Nelson sagte: ‚Der Mangel eines Vermögens ist ein Verbrechen, über das ich nie hinwegkommen kann.' Sydney Smith sagte: ‚In England ist die Armut infam.' Und einer ihrer neuesten Schriftsteller spricht mit Bezug auf ein einsames Gelehrtenleben von ‚dem ernstlichen moralischen Herunterkommen, das die Folge einer leeren Kasse ist'... Eine natürliche Frucht von England ist die brutale Nationalökonomie. Malthus findet, daß auf

Digitized by Google

dem Tisch der Natur für den Sohn des Arbeiters nicht gedeckt ist... Eine Kultur von Firlefanz, Geld und Prunk greift Platz und zwischen den Menschen und seine Gegenstände werden soviel Hindernisse geschoben wie nur möglich. Kaum die Tapfersten haben genug Männlichkeit, ihr mit Erfolg zu widerstehen. Daher ist es gekommen, daß von einem englischen Jüngling, der dem Knabenalter entwachsen ist, nicht die Ziele eines männlichen Lebens, sondern die Mittel zu protzigem Aufwand ins Auge zu fassen sind.

Ihre Religion ist ein Zitat; ihre Kirche ist eine Puppe; jede Kritik wird mit erschrecktem Kreischen verboten... Der Geist, der in dieser Kirche wohnte, hat sich hinausgeschlichen, andre Tätigkeiten zu beseelen; und die da zu den alten Schreinen kommen, finden Affen und Schauspieler, die in den alten Gewändern einherrauschen... Der englische Geist ist weise und reich, aber er zehrt von seinem Kapital. Er ist rückwärtsschauend. Wie kann er die neuen Formen erkennen und begrüßen, die am Gesichtskreis aufdämmern, — neue und riesenhafte Gedanken, die sich nicht ihre Gewande aus irgend einer alten Kleiderkammer der Vergangenheit holen können?... Es ist die Kirche der Gentry; aber es ist nicht die Kirche der Armen... Thackeray findet, daß Gott für die Armut in seinem All keine Existenzberechtigung geschaffen hat: desto schlimmer! denkt er; es ist nicht an uns, weiser zu sein: wir müssen auf Ideale verzichten und London akzeptieren... Englands Religion ist die Lehre des Alten Testaments. Das erste Blatt des Neuen Testaments schlägt es schon nicht mehr auf. Es glaubt an eine Vorsehung, welche ein Pfund Sterling nicht leichtnimmt... Der brillante Macaulay, der den Ton der regierenden Klassen des England von heute wiedergibt, lehrt ausdrücklich: gut, bedeutet gut essen, sich gut kleiden, materielle Behaglichkeit; der Ruhm der modernen Philosophie sei ihre Tendenz aufs Nützliche, ihre Förderung ökonomischer Erfindungen und ihr Fernhalten von Ideen und Moral... Nichts kommt in die Buchläden als Politik, Reisen, Statistik, Tabellen, Maschinenwesen, und sogar, was Philosophie und Literatur heißt, ist mechanisch aufgebaut, als hätte die Inspiration aufgehört. Ihre Universitäten, Gelehrten, literarischen Gesellschaften haben diesen hippokratischen Zug. In Literatur, Philosophie und Wissenschaft haben sie alle großen Gesichtspunkte verloren... Wie sie die Nationalitäten niedertreten, um in Europa und Asien London und Londoner zu reproduzieren, so fürchten sie die Feindseligkeit der Ideen, der Poesie, der Religion: lauter Geister, die sie nicht bannen können. Die Insel ist ein brüllender Vulkan von Verhängnis, materiellen Werten, Tarifen, überfüllten Märkten und niedrigen Preisen.

Treue im Privatleben, Treulosigkeit im öffentlichen kennzeichnet diese heimatliebenden Menschen. Ihr politisches Verhalten wird nicht bestimmt durch allgemeine Gesichtspunkte, sondern durch innere Intrigen, und persönliche und Familieninteressen. Wenn ihre Gelehrten die Geschichte Roms und Griechenlands schreiben, entartet sie zu englischen Parteipamphleten. Sie können nicht über England hinaussehen, und auch in England nicht über die Interessen der regierenden Klassen hinaus. „Englische Prinzipien" will sagen: in erster Linie Berücksichtigung der Interessen des Eigentums. England, Schottland und Irland vereinigen sich, um die Kolonien niederzuhalten. England und Schottland vereinigen sich, um Irlands

Digitized by Google

Handel und Industrie niederzuhalten. England sammelt sich daheim, um Schottland niederzuhalten. In England halten die starken Klassen die schwächeren nieder. In der heimischen Bevölkerung von dreißig Millionen ist nur eine Million stimmberechtigt."

Das Bild, das Emerson entwirft und von dem hier nur die wichtigsten Züge wiedergegeben werden konnten, wird gegen den Schluß dunkel und dunkler. Bald nach seiner Ankunft in Manchester, im November 1847, hatte der Exprediger im Athenäum, das — wie bezeichnend! — in der Frei-Handel-Halle sein jährliches Bankett hielt, eine bis zur Kühnheit freimütige Begrüßungsrede gehalten, welche an der Grenze der Missionspredigt stand, wenn auch ihre Vorwürfe in die Form von Komplimenten gekleidet waren. Er sprach von dem, was jedem Angelsachsen England teuer mache: von dem starken Gefühl für Recht und Unrecht; von Ehrlichkeit, Gründlichkeit, Solidität der Arbeit: vom Gewissen; von Freundschaft als einer Huldigung von Mensch zu Mensch, die alle Klassen umfasse; von Güte, Wärme, stets hilfsbereiter Unterstützung; vom darniederliegenden Handel, von Not und Bettlertum im gegenwärtigen Augenblick; die Manchestermänner mögen sonderbare Gesichter gemacht haben, als der Redner schloß: „Sollte Englands Mut den Wechselfällen einer Handelskrise nicht gewachsen sein, dann will ich zurückkehren zu den Vorgebirgen von Massachusetts und meinem indianischen Fluß, und zu meinen Landsleuten sagen: die alte Rasse ist ganz dahin, und die Schnellkraft und Hoffnung der Menschheit muß fortab an den Hügelketten von Alleghany weilen oder nirgendwo." Auch später, als er mit Carlyle in der großartig einsamen Landschaft von Stonehenge umherging, sagte er ihm, er komme um die Überzeugung nicht herum, daß England, „eine alte und erschöpfte Insel, einst, wie andre Eltern auch, werde zufrieden sein müssen, nur in den Kindern stark zu sein", wobei er an die Kolonien dachte, vor allem an Neuengland. Und abermals, auf dem Wege nach Winchester, als ihn seine Freunde über sein Vaterland fragen, denkt er: „Dort, in jenem trägen Kontinent, in den hohen Weiden von Alleghany, in der meerweiten, himmelgegürteten Prärie, dort schläft noch die große Mutter und murmelt leise im Schlummer, sie, die schon längst geflohen ist aus den netten Hecken und dem überpflegten Garten von England."

Vielleicht kannte Emerson England besser als die Vereinigten Staaten, da er immer auf dem Land lebte und höchstens ab und zu ins feine, gelehrte Boston kam, um einen Vortrag zu halten, oder in eine stille Kleinstadt mit regen, geistigen Bedürfnissen. Der alte Wordsworth, den er bei seinem ersten Aufenthalt besuchte, taxierte von seinem Landhaus Rydal Mount aus Amerika scharf und richtig: „Er sagte, sie hätten einen Bürgerkrieg nötig, damit sie die Notwendigkeit erkännten, die Bande der Ge-

Digitized by Google

sellschaft fester zu knüpfen . . .: ‚Ich fürchte, sagte er, sie sind zu sehr aufs Geldmachen aus, und zweitens zu eifrige Politiker; ich fürchte, bei ihnen ist politischer Erfolg der Zweck, und nicht das Mittel. Mein Freund, Oberst Hamilton, versichert mir, daß die Zeitungen dort entsetzlich seien'" (atrocious). Man kann nicht knapper formulieren, woran Amerika seit langem leidet, und woran es zugrunde gehen wird: kapitalistische Korruption, politische Korruption, journalistische Korruption. Dazu kommt noch die Heuchelei, von der Emerson selbst sagt: „Ich wünschte, sie beschränkte sich auf die Engländer; aber sie ist ein böser Zug im angelsächsischen Blut beider Hemisphären." Und kommt nicht H. G. Wells in seinem Buch „Die Zukunft in Amerika" zu dem nämlichen schlimmen Schluß? „Er fragt schließlich, ob nicht der ganze Yankeeismus im Grund ein Irrweg der Menschheit sei, und ob nicht die Vereinigten Staaten eine solche schnellwachsende Frucht seien, dazu verurteilt, vor ihrer Reife zu welken und abzufallen" [1]). Wie schlimm es in Amerika steht, lehrt mit erschreckender Deutlichkeit der jetzige Krieg, der uns über alles die Augen geöffnet hat, besonders über unsre Überschätzung des Auslandes und unsre Verhaßtheit beim Ausland. Von der ersten sind wir zurückgekommen, aber wir stehen erst am Anfang dieser Erkenntnis. Über die Verhaßtheit wollen wir uns ehrlich freuen. Im vollen Ernst: jubeln sollen wir und Gott danken, daß wir nicht mehr so schändlich beliebt sind bei aller Welt, wie die bonne vieille Allemagne des Vormärzes es war, das Deutschland zur Zeit Emersons: dies brave, anspruchslose, unmaßgebliche Deutschland, das die Nachbarn so gern hatten, so zum Fressen gern!

Dies alte Deutschland aber, so ohnmächtig es politisch war, hätte Emerson etwas geben können, vielleicht mehr, als ihm England gab. Im Jahre 1833 hätte er es gern besucht, aber Goethe war tot, und er wäre vor allem um Goethes willen hingegangen. An drei Stellen der English Traits taucht es am Horizont auf, als hätte Emerson seine Entwicklung vorausgesehen: „Wäre nicht Coleridge und eine zurückhaltende, schweigsame Minorität, so müßte man sagen, daß Englands bester Geist allein noch in Deutschland und Amerika gewürdigt wird." „Die Engländer können den deutschen Geist nicht begreifen; die deutsche Wissenschaft begreift die englische." „Englische Naturwissenschaft steht in scharfem Gegensatz zum Geiste der Deutschen, dieser Halbgriechen, welche die Analogie lieben, vermöge der Höhe ihres Standpunkts den Enthusiasmus bewahren und für Europa denken."

Für uns bleibt es wirklich zu bedauern, daß Emerson nicht um ein halbes Jahrhundert später über das Thema schrieb, über das ums Jahr 1810 Frau von Staël geschrieben hatte.

[1]) Ich entnehme das Zitat dem ausgezeichneten Werk des Schweden Gustaf F. Steffen, Krieg und Kultur (Jena, Diedrichs, 4 M.). Wenn man gesagt hat, ein guter Flieger beobachte in einer Stunde so viel, daß eine Armeeleitung drei Tage brauche, es zu verwerten, so ist es mit der Fülle guter Kriegsliteratur, die fast jeder Tag bei uns bringt, ähnlich: wir werden Jahre brauchen, sie zu verarbeiten, und es wird das eine unserer wichtigsten Aufgaben in der periodischen Presse sein. Darunter ist wieder Steffen einer der Schriftsteller, die man am meisten wird lesen müssen.

Digitized by Google

Kenner und Bekenner über das moderne England.

Der eben erwähnte hervorragende Schwede G. Steffen, der nach seinen eigenen Worten zehn Jahre lang in England gewesen ist, schreibt in seinem Buche „Die Demokratie in England" (Jena 1911, Eugen Diederichs) folgendes:

„Die wirklich moderne, die dollarmoderne, d. h. möglichst ausschließlich auf wirtschaftlicher Macht und technischer Vollkommenheit basierte Oberklasse ist ganz damit zufrieden, nur Nervenkultur zu besitzen. Tiefere seelische Empfindungen und Begierden sind nicht comme il faut. Teils weil die sozialen Gründe und Wirkungen des modernen Reichtums eine Kritik, die sich auf tiefere Gerechtigkeitsanforderungen gründet, nicht vertragen. Und teils, weil geistig tiefe Menschen viel zu individuell und unberechenbar und auch viel zu selten in einer Gesellschaftsklasse sind, in welcher die Kulturträger, besonders die Frauen, möglichst entfernt von den Realitäten des Lebens leben. Dagegen kann jeder Gentleman und jede Lady ebensogut wie jeder Wilde und jeder Barbar in Nervensensationen und allerlei Nervensport exzellieren. Drunten auf dem geistlosen Niveau des bloßen Nervenlebens sind alle hinreichend gleich, um eine Gesellschaft Gleicher bilden zu können, Gleicher in der Kunst, elegant, mondain, extravagant ... „automobil" zu leben.

Dies ist eine „Kultur", über deren Verwandlungen die Ingenieure und die Geschäftsleute, nicht die Künstler und die Philosophen bestimmen. Kein Wunder daher, daß sie nicht zum wenigsten in England um sich greift — wo die soziale Rolle der Künstler und Philosophen stets tief unter derjenigen der Ingenieure und der Geschäftsleute gestanden hat.

Der „ruhige" Engländer steht im Begriffe, ein „nervöses" Geschöpf zu werden. Er zeigt dadurch nur, daß er dem sozialpsychischen Verwandlungsgesetze unterworfen ist, das für die ganze abendländische Kulturmenschheit und in erster Reihe für die großen führenden Nationen gilt.

Im Taumel des Burenkrieges wurde es erst aller Welt offenbar, was ein nervöses England besagen will. Das wahnsinnige Übertreiben der Gefährlichkeit und Schwierigkeit des Krieges, der hysterisch gesteigerte Blutdurst und der tolle Jubel über einen kleinen unvermeidlichen Sieg lassen denselben Mangel an Gleichgewicht im Nervenleben und denselben Mangel an gesunder Unterordnung des Nervenlebens unter die höheren Geisteskräfte erkennen. Im Grunde gibt uns jede größere englische Wahlkampagne heutzutage dasselbe Schauspiel eines Volkes, das sich von Schwätzern und Lärmern dazu aufhetzen läßt, alle nur erdenkbaren Lügen zu glauben und die Wirklichkeit mit den beliebigsten grotesken Phantasiegebilden zu verwechseln.

Das Verlangen des Engländers — des „geringen" sowohl wie des „hochgestellten" — nach excitement wächst mit jedem Tage und macht ihn immer geneigter, die mehr oder weniger bedeutungsvollen Schickungen oder alltäglichen Ereignisse des Lebens in Sensationsnummern zu verwandeln, die bisweilen auch für andere als ihn selbst riskant zu werden drohen.

Das am meisten urbanisierte, industrialisierte und kommerzialisierte Volk Europas hat nicht umhin können, eine Lebensweise und Lebensbedingungen, die sich von allem, was ländliche Idylle und altmodische Unabhängigkeit heißt, täglich mehr entfernen, tief in seinen Nerven zu spüren."

Digitized by Google

Unabhängig davon und doch in einem gewissen inneren Zusammenhang damit stehen die Worte eines Engländers: Rowland Thierlmere, der in seinem Werke „Der Zusammenprall der Weltmächte" (Berlin, K. Curtius 1907), das sehr patriotisch gehalten ist, seine Landsleute mit scharfen Worten tadelt. Er schreibt unter anderem: „Die jetzige Selbstgefälligkeit meiner Landsleute ist die Folge einer längeren Periode inneren Friedens und allmählicher Reformen, während welcher selbst die Sterne auf unserer Seite zu stehen schienen da sie jede unserer Unternehmungen begünstigten — eine gesegnete Zeit, in der jedes Volk in Angst vor unserer Flotte zu sein schien. In dem Lande, das von unseren Inselklippen umzäunt ist, ist die Pax Britannica seit Jahrhunderten nicht gestört worden .... Während dieser Friedensepoche, in der wir unseren Handel bis aufs äußerste entwickelt haben, war fast jeder europäische Staat durch jahrelange, blutige Kriege erschöpft und unfähig, uns entgegenzutreten — weder in einem kommerziellen Konflikt, noch in einem wirklichen Krieg — mit der geringsten Aussicht auf Erfolg; deshalb wurden wir faul und dumm, feist und starrköpfig; wie Jeschurun wurden wir fett, aber unsere Dickleibigkeit machte es uns unmöglich, auszuschlagen .... Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat unsere Geschichte ihre Färbung von einer Art selbstsüchtig individuellem Geist erhalten. Wir betrachten die Welt, als wäre sie nur für uns gemacht, für unsere Schiffe, für unsere Handelszwecke, für unser Vergnügen .... Wir bilden uns ein, daß wir die Welt beherrschen und wir beherrschen uns nicht einmal selbst.... Wir sind behaftet mit der Krankheit eines unaussprechlichen Hochmuts der Inselbewohner, vereint mit einer kolossalen Verachtung für Leute, die wir kaum kennen .... Großbritannien gleicht einem Mann, der nur diejenigen seiner Genossen für ebenso intelligent hält, deren Gedanken und Bestrebungen gleiche Richtung mit seinen eigenen haben".

Die letzten Worte finden durch Lord Haldane ihre Bestätigung, der 1911 in einer Broschüre „Deutschland und Großbritanien" sagt: „Wir Engländer neigen zu einer gewissen Enge des Horizontes. Wir fordern durch unsere offenbare Unkenntnis der vergänglichen Natur nationaler Verhältnisse die Welt heraus."

Und erstaunlich im Einklang mit Thierlmeres Urteil steht der Schluß einer Rede von David Lloyd George, die er am 19. September 1914 in London hielt:

„Darf ich durch ein einfaches Gleichnis erklären, was dieser Krieg nach meiner Meinung für uns bedeutet? Ich kenne ein Tal in Wales, zwischen Bergen und Meer. Es ist ein schönes Tal, das verborgen und lieblich, vor allen kalten Bergeswinden geschützt ist. Aber es ist sehr erschlaffend und ich erinnere mich, wie die Knaben auf einen Hügel vor dem Dorf zu klettern pflegten, um einen Schimmer der hohen Berge in der Ferne zu sehen und um sich von den Lüften, die von den Bergketten herkamen, und durch den Anblick ihrer Großartigkeit anregen und erfrischen zu lassen. Wir haben seit Generationen in einem geschützten Tal gelebt. Wir sind alle bequem und nachlässig gewesen, viele von uns, vielleicht auch alle selbstsüchtig, und die strenge Hand des Schicksals hat uns zu einer Höhe aufgepeitscht, von der aus wir die großen ewigen Dinge sehen können, die von Bedeutung für eine Nation sind — die hohen Bergesspitzen, die wir vergessen hatten — die Spitzen der Ehre, der Pflicht und der Vaterlandsliebe und der Aufopferung hohen Gipfel, der wie ein knochiger Finger gen Himmel weist."

Digitized by Google

Fortschritt und Humbug.

Studien über die Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Milan von Bogdanovic in Wien.

Diese Eindrücke eines früheren österreichischen Offiziers, der einige Zeit in Amerika zugebracht hat, hatten wir bereits vor dem Krieg für den gegenwärtigen Jahrgang bestimmt.

Das amerikanische Wesen

oder Unwesen spielt gegenwärtig in der Welt eine sehr bedeutende Rolle, und man spricht schon von einer fortschreitenden Amerikanisierung Europas. Es ist daher wohl gerechtfertigt, die Begriffe „Amerika" und „amerikanisch" zu präzisieren, um doch eine Vorstellung von der Zukunft zu erhalten, der auch wir in Europa entgegengehen.

Der Name Amerikaner

ist ein Ehrentitel. Das behauptet Herr Roosevelt in einer seiner zahllosen Reden und er fordert, daß jeder Amerikaner stolz sein soll auf das große Vorrecht, diesen Namen tragen zu dürfen. Mit diesen Worten sprach Roosevelt etwas aus, wovon in den Vereinigten Staaten alle Politiker und Preisboxer, alle Bartenders und Literaten und sonstigen Geschäftsleute, aus denen die amerikanische Nation sich zusammensetzt, überzeugt sind.

Der Name Amerikaner wird zwar von dem Erdteil abgeleitet, den die Amerikaner bewohnen, doch gebührt dieser Ehrentitel nicht den Bewohnern des Erdteils, sondern, im Sinne Roosevelts, den Bürgern der Vereinigten Staaten. Diese Republik heißt nicht, wie sie im Deutschen häufig benannt wird, die Vereinigten Staaten „von Nordamerika", sondern „von Amerika". Wenn von amerikanischem Volkscharakter, von amerikanischer Wissenschaft, von amerkanischer Unternehmungslust, von amerikanischem Geist, amerikanischer Kultur und sonstigem amerikanischen Humbug gesprochen wird, so versteht man darunter Erscheinungen des Lebens in den Vereinigten Staaten. Es war allerdings schon ein Irrtum, der dem Erdteil den Namen des Entdeckers vorenthielt, um ihn nach dem ersten Berichterstatter zu benennen, und die Vorsehung scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, solche symbolische Irrtümer auch weiterhin gedeihen zu lassen: so daß der Name Amerikaner nicht den Nachkommen der Entdecker und auch nicht denen der ersten Berichterstatter blieb, der Name Amerika nicht jenem Teil des Kontinents, den sie zuerst entdeckt und beschrieben hatten. Es ist aber einmal so und ich habe nicht die Absicht, berichtigend einzuschreiten. Es bleibe dabei: der Name Amerika im weiteren Sinne wird nur so nebenbei gebraucht; im engeren und eigentlichen Sinne bezeichnet man damit das Reich der Yankees. Wenn es heißt, Europa amerikanisiere sich, so ist mit diesen Worten nicht gemeint, es nähme chilenische oder venezolanische Manieren an. Der eigentlichsten Amerikaner, der Rothäute, wird überhaupt nicht gedacht. Diesen ließ man den ebenfalls irrtümlicherweise beigelegten Namen Indianer, was, wenn man gerade will, ebenfalls symbolisch aufgefaßt werden kann, sozusagen um damit zu bekunden,

Digitized by Google

daß diese Rasse in Amerika zu Recht gar nicht bestehen soll. Solche Irrtümer sind sicherlich geeignet, das Gewissen der, im allgemeinen die Welt beglückenden, im besonderen die Rothäute ausrottenden amerikanischen Nation zu erleichtern.

Amerikanisch bedeutet heute, und wohl auch in Zukunft, soviel wie yankeemäßig, den Yankees gehörig. So ist das Wort im Munde der Amerikaner zu verstehen und so ist auch der Sinn der Monroedoktrin aufzufassen: Amerika (im weiteren Sinne) den Amerikanern (im engeren Sinne); so ist auch der von amerikanischen Geschäftsreisenden, beispielsweise von Staatssekretär Knox, gepredigte Panamerikanismus zu verstehen: Alles (im weitesten Sinne) den Amerikanern (im engeren Sinne).

In diesem engeren Sinne wende auch ich den Namen an. Im engeren und auszeichnenden Sinne, wie Mr. Gaynor, der Bürgermeister von Neuyork, es meinte, als er den Fortschritt Deutschlands pries und den Deutschen Kaiser als „eine Art Amerikaner" bezeichnete. Er meinte es gut und wollte seinen Gästen, den Offizieren der deutschen Flotte, eine Höflichkeit erweisen, indem er ihnen einen Vergleich mit der eigenen Vortrefflichkeit gewährte. Die naive Selbstüberhebung, die sich in dieser unbeabsichtigten Unhöflichkeit äußert, ist typisch amerikanisch. Sie grassiert zwar auch anderswo, doch in Amerika ist sie endemisch und schafft in Verbindung mit einer nüchternen Gewinnsucht und mit einem bemerkenswerten Mangel an kultureller Fruchtbarkeit jene Atmosphäre, in der die neue Nation zu bedenklichen Dimensionen anwächst.

George Washington

war gewiß kein Yankee. Herr Roosevelt könnte ohne jede Selbstüberhebung sagen, er selbst repräsentiere den unverfälschten amerikanischen Typus viel besser als Washington. Das aristokratische Wesen des englischen Offiziers und Gentlemans, der merkwürdigerweise der erste Präsident einer entstehenden Plebejerrepublik war, ist der Nation im Grunde stets fremd geblieben. Seine Präsidentschaft hat ihm zahllose Enttäuschungen bereitet und seine Amtsführung war ein beständiger Kampf gegen den Krämergeist der großen Majorität. Diese Dinge werden heute selten erwähnt und man spricht nicht gerne davon. Er hatte sich Verdienste erworben um die Errichtung der Republik und man feiert ihn heute als das Ideal eines Republikaners. Wird jemand als Republikaner gepriesen, so fühlt sich bekanntlich jeder Ladenschwengel, dem es nicht recht ist, daß andere Leute Fürsten sind, veranlaßt, den berühmten Republikaner als seinesgleichen zu betrachten. Es ist jene Verkennung der Tatsachen, die zur Zeit der französischen Revolution so manchen Sansculotten bewogen hat, sich mit dem Namen eines Brutus oder Cassius zu schmücken, worüber diese aristokratischen Römer gewiß nicht wenig staunen würden, wenn sie es erführen.

Als Washington noch Präsident war, da mußte er sich manchen Vorwurf gefallen lassen; er sei eigentlich Aristokrat und verkappter Monarchist. Er hatte die heiligsten Gefühle der jungen Nation angetastet, ihren Geldbeutel nämlich, weil er der Meinung war, daß die Konsolidierung des Staates, die Sanierung der zerrütteten Finanzen nur unter Mitwirkung der Bürger zu erreichen sei. Er war wirklich Republikaner, doch nicht von

Digitized by Google

jener Sorte, die im Einfuhrzoll von drei Pence für ein Pfund Tee den ethischen Grund für die Losreißung vom Stammlande und die Errichtung der Republik erblickte. Er wird gefeiert, weil man mit ihm Staat machen kann. Populär war er in Amerika niemals und hat diese Popularität wahrscheinlich auch nicht angestrebt.

Benjamin Franklin

ist dagegen der wirklich populäre Mann der ersten Zeit. Aus jeder Zeile seiner lehrhaften Schriften tritt ein solches Streben nach Anerkennung hervor, daß man es als den eigentlichen Inhalt dieses Bürgerdaseins erkennen muß. Diese mit Biederkeit und demokratischer Bescheidenheit verbundene Eitelkeit hat es verstanden, sich durchzusetzen: Franklin hat das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, er ist populär geworden und geblieben. Schon den Kindern wird er in zahllosen Anekdoten portionenweise eingegeben, seine Schriften werden als eine unerschöpfliche Quelle politischer Weisheit und menschlicher Tugend gepriesen. Er gehörte zur Menge und stand ihrem Herzen nahe. Nicht Washington ist der Repräsentant der entstehenden amerikanischen Nation, sondern Benjamin Franklin.

Ich bin bereit, alles anzuerkennen, wofür er gelobt wird. Er war fleißig und nüchtern, sparsam und praktisch. Er hat sich mit nützlichen Dingen des öffentlichen Lebens beschäftigt, hat den Blitzableiter erfunden und seine Mitbürger nicht nur über die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch über die praktischeste Art, wie die Straßen gekehrt werden sollen, belehrt. In seinen Schriften überwindet er sogar die dort drüben so sehr verbreitete Scheu, über sexuelle Angelegenheiten zu sprechen und belehrt seinen Sohn mit den Worten: „Über geschlechtlichen Umgang selten, nur um der Gesundheit und der Nachkommenschaft willen." Das ist alles sehr praktisch. Die belehrende Moral ist aber aufdringlich und unausstehlich, der Rat über geschlechtlichen Umgang unappetitlich und roh. Faßt einen schon ein Schauer, wenn man sich einen Mann vorstellt, der geschlechtlichen Umgang zur Erhaltung seiner Gesundheit pflegt, wie man etwa ein Laxativ einnimmt, so erschrickt man nicht weniger, wenn man erfährt, geschlechtlicher Umgang sei zu üben, damit die Franklins nicht aussterben möchten. Hätte Franklin weiß Gott welche unsterblichen Werke geschaffen, dieser eine Ausspruch würde genügen, die größten Zweifel an seiner Autorschaft berechtigt erscheinen zu lassen. Dieser biedere Selfmademan ist wirklich ein Führer auf dem Wege zur Erkenntnis des Amerikanertums. Mit dem ganzen Instinkt der Genielosigkeit hat er schon in seiner frühesten Jugend erkannt, daß für *seinen* Lebenslauf die öffentliche Meinung das wichtigste war. Sein Streben ist belohnt worden. Und alle Anerkennung hat er halb schmunzelnd, halb von der eigenen Biederkeit gerührt, eingesteckt. Sein Ruhm blendete Männer, die an Geist weit über ihm standen und in ihrer Lebensführung seine Antipoden waren. In Frankreich, wo man, von der Stimmung des Augenblicks beherrscht, sich manchmal für eine Phrase so sehr begeistert, daß die Begeisterung schließlich ganz unabhängig von der Phrase, Gewaltiges schafft, in demselben Frankreich, das für Amerikas Befreiung so große Opfer gebracht hatte, um dann beim Friedensschluß durch Franklin auf eine gewiß praktische Weise übers Ohr gehaut zu

Digitized by Google

werden, in diesem Frankreich, dessen sozialpolitische Schwärmer und Theoretiker den Amerikanern den Text für ihre freiheitlichen Grundsätze geliefert haben, wurde Franklin hoch geehrt und der Graf von Mirabeau hat Worte der höchsten Bewunderung an ihn gerichtet.

Emsig und unermüdlich war Franklin bemüht, auch seine privatesten Angelegenheiten aller Welt zur Kenntnis zu bringen; natürlich nur in der Absicht, den Mitmenschen zu nützen, denn „der Hauptzweck der Unterhaltung ist zu belehren und belehrt zu werden", und er ist fest davon überzeugt, daß seine Schriften ebenso unterhaltend wie belehrend seien. Das finde ich auch, nur fürchte ich, daß die Unterhaltung und Belehrung nicht die ist, die Franklin der Welt zuteil werden lassen wollte.

Niemals hat eine anmutige Torheit eine Abwechslung in die farblose Trivialität dieses Lebens gebracht, auf das der romantische Glanz der damaligen Kämpfe zwischen Briten, Franzosen und Indianern, und die Tatsache einer noch jungfräulichen Wildnis, einen unverdienten Schimmer geworfen haben. Da gibt es keine tiefempfundene Leidenschaft, die es verhindert hätte, daß auch jene Episode, die zu Franklins Heirat geführt hat, zum Substrat lehrhafter Vorträge gemacht würde. Wer sich dafür interessiert, der kann in Franklins Selbstbiographie nachlesen, wie der Buchdrucker von Philadelphia als ganz junger Mensch geliebt und gefreit hat und wie sein erstes Heiratsprojekt zunichte geworden ist, weil man sich über die Höhe der Mitgift nicht einigen konnte; wie er aber trotzdem nicht locker ließ und an verschiedenen Orten Anträge machte, „da dieses Ereignis seine Gedanken auf das Heiraten gebracht hatte". Neben der Bürgerpflicht drängte auch ein anderer Grund zur Ehe. „Jene schwer zu zügelnde Leidenschaft der Jugend" — erzählt er mit anerkennenswertem Freimut — „brachte mich häufig in Beziehungen zu gemeinen Weibsbildern, die mir in den Weg kamen. Aber das war immer mit Unkosten und Unbequemlichkeiten verbunden." Dazu kommt noch „die fortwährende Gefahr von seiten eines Übels, das ich vor allem fürchtete". Da aber andererseits der Umgang mit Frauenzimmern der Gesundheit zuträglich ist, so mußte gefreit werden und es kam wirklich eine Ehe zustande, die dann äußerst glücklich war, wie er sagt. Es war eine ökonomisch-sozial-sanitär-prophylaktische Maßregel.

Amerikanische Buchführung im Tugendgeschäft.

Franklins Vielseitigkeit läßt ihn in allen Angelegenheiten des damaligen Amerika auftauchen und man tut gut daran, sich seiner Führerschaft anzuvertrauen, will man das amerikanische Wesen in seinen Anfängen kennen lernen. Er war Geschäftsmann, Buchdrucker, Zeitungsherausgeber, Vereinsmeier, Staatsmann, Milizoberst, Physiker, Gatte, Vater, einfacher Bürger und Ehrenmagister der freien Künste der Hochschule von Cambridge. Unermeßlich ist das Gebiet seiner Belehrungen. Den allergrößten Teil nimmt aber in seinen Schriften das Dozieren über Tugend und Laster ein. „Es war meine Absicht, in diesem Aufsatze die Lehre zu erörtern und einzuschärfen, daß lasterhafte Handlungen nicht darum schädlich, weil sie verboten, sondern daß sie verboten, weil sie schädlich sind." In dieser weisen Erkenntnis wird er nicht müde, die Tugend dringend zu empfehlen,

Digitized by Google

da man ja durch sie zu Ansehen und Wohlstand gelangt. Ein besonderes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er die Tugendhaftigkeit gewissermaßen in feste Formen gebracht und eine praktische Anleitung gegeben hat, wie man über das Soll und Haben des eigenen Besitzes an Tugend Buch führen soll, damit man über den Vermögensstand stets orientiert sei; so daß man gelegentlich der Übersiedlung in das Jenseits keine unverhofften Unannehmlichkeiten befürchten muß, die nur einer mangelhaften Buchführung zuzuschreiben wären, indem vor dem himmlischen Strafgerichte zu dem an und für sich strafbaren Tatbestande eines fehlenden Minimums an Tugend noch das Vergehen der schuldbaren Krida hinzuträte. Franklin hat die doppelte Buchführung für Tugend erfunden, hat sie selbst angewendet und in einer, dem amerikanischen Geiste leicht faßlichen Form dargestellt. Die Sache hat ihm sehr viel Freude bereitet, wie sich jedermann überzeugen kann, wenn er nur in Franklin darüber nachliest, was um so mehr zu empfehlen ist, als man dort zugleich auch ein gymnastisches System zur Stärkung der Tugendhaftigkeit finden kann. Die Einrichtung ist billig: man muß sich nur ein Büchel und einen Bleistift anschaffen.

Es ist natürlich, daß ein Mann, der ebenso hochgradig tugendhaft wie sozial war, auch einen „großen und umfassenden Plan" ausgeheckt hat zu dem Zwecke, „eine vereinigte Tugendpartei ins Leben zu rufen, indem man die guten und tugendhaften Menschen aller Nationen zu einer geregelten Körperschaft zusammenfaßt, mit angemessenen guten und weisen Vorschriften". Lauter Männer mit Tugendbücheln, wo 13 Tugendkontos geführt werden, mit einer Tageseinteilung, und schwarzen Punkten in jenen Rubriken, die infolge Sündenfalls nicht weiß bleiben konnten.

Tugend und Geschäft.

Man kann beides in Einklang bringen, Tugend und Geschäft. Als Buchdrucker gab Franklin auch eine Zeitung heraus, wie er sagt, „als ein weiteres Mittel zur Verbreitung von Belehrung". Als Herausgeber „schloß er sorgfältig alle Verunglimpfung und persönlichen Beleidigungen aus, die in den letzten Jahren (also schon damals!) unserem Lande so viel Schmach gebracht haben". Nun gab es aber Leute, die von ihm forderten, er möge in seinem Blatte dieses oder jenes drucken, was diesen Grundsätzen widersprach. Es ist unmöglich, die Art, in der sich Franklin aus diesem Dilemma half, besser zu schildern, als mit seinen eigenen Worten. „So oft man von mir verlangte, ich sollte etwas derartiges aufnehmen, und die Schreiber sich, wie dies meist geschah, auf die Preßfreiheit beriefen und meinten, eine Zeitung sei wie eine Postkutsche, wo jeder für sein Geld ein Anrecht auf einen Platz habe, erwiderte ich, ich wolle das Schriftstück auf Verlangen besonders drucken. Der Verfasser könne beliebig viele Abdrücke zur Verteilung erhalten; aber ich werde mich nicht dazu hergeben, seinen herabwürdigenden Ausfall zu verbreiten!" Er druckte also auch die schmierigsten Dinge gegen Bezahlung; in einer beliebigen Anzahl von Exemplaren. Aber er selbst verbreitete sie nicht, wenigstens in seinem Blatte nicht, und so ersparte er sich das Odium, das dem Geschäft gewiß nicht zuträg-

Digitized by Google

lich gewesen wäre. Dieser nüchterne, aller wirklichen Größe völlig bare Alltagsmensch konnte mit Genugtuung schließen: „Ich erwähne diese Dinge als eine Warnung für junge Buchdrucker, und um sie zu ermutigen, daß sie durch solch schändliches Treiben nicht ihre Pressen entweihen und ihr Gewerbe verunehren, sondern sich beharrlich dagegen sträuben sollen, denn sie können an meinem Beispiel sehen, daß eine solche Handlungsweise im ganzen ihre Interessen nicht schädigen wird." Gewiß nicht; denn auch der Sonderabdruck wird bezahlt und bietet den Vorteil, daß er die Druckerpresse nicht entweiht.

Vom republikanischen Geiste.

Ich weiß nicht, aus welchem Grunde auch in Europa schon der Schuljugend die Meinung beigebracht wird, als hätte England seine amerikanischen Kolonien stets bedrückt, und als wäre eine neue Bedrückung der Funke gewesen, der das Pulverfaß schließlich zur Explosion brachte. Es war ja gar kein Pulverfaß da, nur Häringsfässer. Eine Abgabe nach der andern wurde von der britischen Regierung zurückgezogen. Man bestand nur noch auf dem Rechte, einen Einfuhrzoll von drei Pence für das Pfund Tee einheben zu dürfen und diese drei Pence waren es, die die Gemüter der Puritaner und Quäker — der Reinemacher und der Zitterer — mit republikanischem Unabhängigkeitssinn erfüllten. Es gab wohl auch andere Gründe und zweifellos spielte bei Washington das Verlangen, die Kolonien als gleichberechtigt im Parlamente des Mutterlandes vertreten zu sehen, eine viel größere Rolle als die drei Pence. Auch Franklin sprach nicht wenig von diesem moralischen Rechte und man kann es ihm ohne weiteres glauben, daß er ein dringendes Bedürfnis empfunden hat, auch in London öffentlich aufzutreten. Daß es im Grunde aber doch nur die Geldgeschichten waren, die den Gedanken an einen Abfall von England populär werden ließen, kann man aus dem heutigen Zustand Amerikas ebensogut entnehmen, wie aus den verschiedenen Äußerungen Franklins, die er — dieser echte Repräsentant der plebejischen Masse, der begabte Bruchteil der unbegabten Menge — noch als alter Mann getan hat.

Der Schacher hatte eine lange Vorgeschichte und er begann schon damals, als die Kolonien im Interesse der angelsächsischen Herrschaft gegen die Franzosen verteidigt werden mußten, und die Amerikaner sich noch, soweit der Geldsack es eben zuließ, als gute Engländer fühlten. Die Kriege kosteten viel Geld, und auch die Amerikaner bekamen die Lasten zu spüren. Es wäre billiger gekommen, wenn die königliche Regierung sich mehr auf die Organisierung amerikanischer Milizen verlegt, und dafür weniger Truppen aus England verwendet hätte. Aber die amerikanischen Milizbestrebungen sagten ihr nicht zu. Franklin bedauert dies. Noch als alter Mann hat er die Worte niedergeschrieben: „Ich bin immer noch der Ansicht, daß es für beide Teile ein Glück gewesen wäre, wenn mein Plan — er meint hier die Organisation einheimischer Milizen — angenommen worden wäre. . . . Die Kolonien hätten keine Truppen aus England nötig gehabt, und so würde selbstverständlich der nachfolgende Vorwand zur Besteuerung Amerikas und der dadurch veranlaßte blutige Kampf vermieden worden sein". Das mag ja wahr sein. Jeden-

Digitized by Google

falls ist es albern, wenn man bei Leuten dieses Schlages irgend eine Großartigkeit des republikanischen Empfindens zu finden glaubt. Die Franklin zu Ehren gedrechselte Phrase „eripuit sceptrum tyrannis“ ist eben französischen Ursprungs, entstanden in Frankreich zu einer Zeit, da die Besten der Nation ihre eigene Begeisterung bei allen anderen, bei den klug berechnenden Franklins ebensogut wie beim Freiheitspöbel ihres eigenen Landes, zu finden glaubten.

Daß die königliche Regierung sich auf amerikanische Milizen nicht verlassen wollte, kann ihr nur von amerikanischer Seite zum Vorwurf gemacht werden. Als man noch Franzosen und Indianer fürchtete, und aus diesem Grunde noch ganz Neuengland eitel Königstreue war, schon da konnte die Regierung kaum mit schwerer Mühe und mit großen Opfern auch nur den Troß für die Armee im Lande selbst aufbringen. Franklin, für gewöhnlich langweilig genug, wird unterhaltend, wenn er von den kriegerischen Ereignissen erzählt, bei denen er selbst eine Rolle gespielt hat.

Es war im Jahre 1755, als der englische General Braddock das französische Fort Duquesne nehmen wollte. Franklin saß damals in der Assembly und war ein einflußreicher Mann. An ihn wandte sich General Braddock, er möge eine Proklamation an die Bevölkerung richten, damit der nötige Troß an Wagen und Fuhrleuten zusammengebracht würde. Franklin kannte seine amerikanischen Mitbürger und gebrauchte in seiner Proklamation vom 26. April 1755 die richtigen Worte, die geeignet waren, die patriotischen Gemüter der Neuengländer zu entflammen. Vor allem wird da bekanntgegeben, daß die königlichen Truppen für jeden Wagen mit vier guten Pferden und mit einem Fuhrmann täglich fünfzehn Schillinge bezahlen würden. Dann heißt es weiter: „Kein Fuhrmann bei den Wagen und keine der anderen, mit der Wartung der Pferde betrauten Personen wird unter irgendeinem Vorwand aufgefordert werden, Soldatendienst zu tun, oder anders verwendet werden, als zur Führung und Wartung ihrer Pferde.“ Unter gar keinem Vorwande, und wenn England vom Teufel selbst bedroht würde! An einer anderen Stelle wird gesagt, er, Franklin, habe sich bemüht, anläßlich der großen Unbehaglichkeit, die der Durchzug der Soldaten den Einwohnern verursachen könnte, alles zu versuchen, was mit ehrlichen und billigen Mitteln zu erreichen wäre. Man klagte damals in jenen Gegenden, den Grafschaften Lancaster, York und Cumberland, über den Mangel an barem Gelde. „Ihr habt nun Gelegenheit,“ ruft Franklin aus, „eine sehr bedeutende Summe einzunehmen! ..... Der Dienst wird leicht und behaglich sein!“ Die Fuhrleute, die Stammväter der heutigen Yankees, „werden um der Armee selbst willen nur dorthin gestellt, wo sie am sichersten sein können!“ Nachdem er auf diese Weise ihre Herzen in begeisterungsfähigen Zustand versetzt hat, fährt Franklin fort: „Wenn ihr also wirklich gute und getreue Untertanen Seiner Majestät seid, wofür ich euch halte, so könnt ihr nun einen höchst dankenswerten Dienst leisten und es euch selbst behaglich machen .....“

Die Expedition verlief unglücklich, so daß die Behaglichkeit den Erwartungen keineswegs entsprach. Braddock wurde von den Franzosen geschlagen und natürlich rissen die amerikanischen Fuhrleute sofort aus. Jeder

Digitized by Google

nahm sein Pferd aus dem Gespann und trachtete, sich dorthin zu bringen, „wo es am sichersten war", also weit weg vom Kriegsschauplatze.

Bescheidenheit ist eine Zier.

Man ist leider gezwungen, sich durch alle die nüchternen Plattheiten des Franklinschen Bürgerdaseins durchzuwinden, wenn man sich von Amerika einen halbwegs richtigen Begriff machen will. Man hebt zwar sehr häufig seine Bescheidenheit hervor und man wird die Großsprecherei der heutigen Amerikaner damit nicht in Einklang bringen können. Das kommt daher, weil man diese aufdringliche und lehrhafte Bescheidenheit, die sich selbst stets allen Menschen als Muster vorführen will, für bare Münze nimmt. Mag man nun der Ansicht sein, daß Bescheidenheit ziert oder daß nur Lumpe bescheiden sind, diese Gattung ist unerträglich.

Franklin wird zum Milizobersten gewählt und unter mancherlei Pomp von den Offizieren seines Milizregiments gefeiert. Er erzählt davon, beeilt sich aber natürlich zu versichern, daß er nichts dafür konnte, „da ich von Natur jeder Entfaltung von Pomp abgeneigt bin".

Es gab aber gewiß auch Fälle, wo es ihm mit der Ablehnung von Würden und Ehren völliger Ernst war. Einst forderte der königliche Gouverneur von ihm, er sollte die Miliztruppen, denen er doch als Oberst angehörte, gegen die Franzosen führen und er wollte ihn sogar zum General ernennen. Franklin lehnte bescheiden ab, denn er, der sonst mit Urteilen über die Fehler der englischen Kommandanten gar nicht zurückhält, „hatte keine so hohe Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten, als der Gouverneur sie zu haben vorgab".

Die amerikanische Nation.

Die vielen Eigentümlichkeiten, die sich leider nicht übersehen lassen, zwingen uns, die Existenz einer amerikanischen Nation anzuerkennen. Es gibt allerdings keine amerikanische Sprache und auch keine amerikanische Rasse. Es gibt aber Amerikaner.

Den Stamm dieser Nation bilden die Neuengländer, die Nachkommen der englischen Kolonisten. Die Bewohner der Neuenglandstaaten sind auch nicht wenig stolz darauf und Boston gilt als die gebildetste Stadt der Vereinigten Staaten.

Aber auch jene Amerikaner, in denen das englische Blut am reinsten erhalten geblieben ist, sind doch nur eine verpöbelte Ausgabe ihrer englischen Vettern. Der englische Humor eines Dickens hat sich zur Grimasse eines Mark Twain umgewandelt. Ich bin davon überzeugt, daß die Verpöbelung der Rasse nicht zuletzt daher stammt, daß ein großer Teil der eingewanderten Engländer aus Weltverbesserern bestand, aus schreienden, singenden und predigenden Puritanern und Quäkern, aus Leuten, die das Himmelreich predigten und dabei suchten, Erdreich zu gewinnen, um dann eine Moral zu schaffen, die — wie dies biedermännisch-schalkhaft in Franklins Selbstbiographie ausgedrückt ist — in der Vertilgung der Rothäute durch Schnaps eine göttliche Fügung preist. Das Problem der amerikanischen Nation wird aber durch die stetige Beimischung fremden Blutes kompliziert.

Digitized by Google

Aus dem, was die Amerikaner selbst von ihrer Nation denken und sprechen, kann man freilich nicht klug werden. In allen amerikanischen Enunziationen ist aber sehr viel von der Nation die Rede. Nach Roosevelt ist „Amerikanismus eine Frage der Begeisterung, der Überzeugung und des Strebens, und hat mit Glauben und Abstammung nichts zu tun". Aber eben dieser Roosevelt will anderseits die englische Sprache zu einem Kennzeichen der amerikanischen Nation stempeln: „Wir müssen aus den Einwanderern Amerikaner machen in jeder Hinsicht: in der Sprache, in den politischen Grundbegriffen." Wie in Ungarn unterscheidet man auch dort die Begriffe Nation und Nationalität. Die fremden Nationalitäten sind willkommen, wenn sie sich der amerikanischen Nation einfügen und sich Roosevelts (für Amerika zweifellos richtige) Ansicht zu eigen machen, daß in Amerika „der öffentliche Unterricht in der englischen, und in keiner anderen Sprache erteilt werden soll".

„Wir brauchen keine Deutschamerikaner" — spricht Roosevelt — „keine Irischamerikaner, die eine besondere Schicht in unserm politischen und gesellschaftlichen Leben bilden wollen ..... es ist in unserm gesunden amerikanischen Gemeinwesen kein Bedürfnis nach einem deutschamerikanischen oder irischamerikanischen Stamme ..... wir können nichts anderes gebrauchen, als nur Amerikaner!"

Amerikaner kann aber jedermann werden; denn wer mit der Absicht kommt, ein wahrer Amerikaner zu werden, bei dem fragt man nicht nach Abstammung und Glauben; man reicht ihm die Hand „als guter Kamerad", wie Roosevelt sagt, und fragt höchstens danach, wie Roosevelt nicht sagt, wieviel Dollars er beiläufig in der Tasche habe. Der Dollar und der Einwanderer: beide sind die wichtigsten Faktoren in der Fortentwicklung der amerikanischen Nation. Man unterzieht sie deshalb im Einwanderungsamte auf Ellis Island einer außerordentlich genauen Prüfung. Und deshalb werden Arme und Kranke in einer Weise schikaniert, daß es nachgerade auch den größten Lobrednern des Landes peinlich wird.

Es gibt aber eine große Menge von Einwanderern, die schon von Haus aus so viel Amerikanisches mitbringen, daß sie nur noch englisch erlernen müssen, um als vollwertige Amerikaner zu gelten. Sie sind schon einmal so, daß sie das Geschrei eines Grammophons für einen künstlerischen Genuß halten und das ubi bene ibi patria ausschließlich auf die klingende Münze beziehen. Solchen Pöbels gibt es in Europa mehr als genug und dieser Überfluß trägt nicht wenig zum raschen Wachstum der Vereinigten Staaten bei. Sie haben an der Kultur ihrer Heimat keinen Anteil und die Sprache hat ihnen nichts zu vermitteln, als Geschäftsangelegenheiten. Diese Leute naturalisieren sich in Amerika sehr rasch.

Diese Sorte wird drüben anerkannt. Es sind die Elemente, deren Einwanderung als erwünscht bezeichnet wird. Roosevelt führt uns in einer Rede einen Deutschen, „den hochgeachteten Richard G ..... aus Wisconsin", als das Muster eines braven Einwanderers vor und preist die „ideale Haltung", die dieser Mann anläßlich des deutsch-amerikanischen Samoakonfliktes an den Tag gelegt hat. Es war eine bedenkliche Spannung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eingetreten, und so fühlte sich der gewesene Deutsche verpflichtet, in öffentlicher Rede sein un-

Digitized by Google

verfälschtes Amerikanertum zu bekunden: „Nachdem wir aus dem Schmelztiegel der Naturalisation wieder hervorgekommen sind, sind wir keine Deutschen mehr, wir sind Amerikaner geworden. Unsere Zuneigung zu Amerika darf nicht gemessen werden nach der Dauer unseres hiesigen Aufenthaltes. Wir sind Amerikaner von dem Augenblicke an, da wir den amerikanischen Boden betreten haben, bis zu dem, wo wir in das amerikanische Grab gelegt werden. Wenn nötig, sind wir bereit, für Amerika die Waffen zu ergreifen. Amerika ist das erste und das letzte, Amerika für ewig! Amerika vor Deutschland! Amerika vor der ganzen Welt! Amerika durch dick und dünn! Immer Amerika! Wir sind Amerikaner!"

Dieser Verwandlungskünstler, der es sich zur Ehre anrechnet, als Deutscher in einen Schmelztiegel gestiegen und als Amerikaner daraus hervorgekommen zu sein, der es für passend hält, gerade dann, wenn es sich um einen Konflikt mit seiner alten Heimat handelt, seine frisch angeschaffte Überzeugung der Welt in die Ohren zu schreien, wird in Amerika für eine wünschenswerte Akquisition angesehen: Solche Männer braucht man, um das Amerikanertum anwachsen zu lassen, rascher, als dies durch die natürliche Vermehrung der ursprünglichen Begründer des Reiches geschehen könnte. „Ehre dem Manne, der solche Worte sprach!" meint Roosevelt. Und wer glaubt, ein Mensch, der so ohne jeden inneren Konflikt eine Begeisterung erwirbt, die sich nach der geographischen Länge und Breite, und nach dem Gelderwerb richtet, — wer glaubt, ein solcher Mann könne überhaupt nicht echt sein, also auch nicht ein echter Amerikaner, — wer das glaubt und deshalb über die Solidität der Basis des Amerikanertums in Sorge gerät, der möge sich nur beruhigen: der Mann ist ein echter Amerikaner, möge er nun in Büsum auf die Welt gekommen sein, oder in Neuyork.

Gewiß, Grammophon und Kino, Geschäftsreklame und sonstiger Spektakel, alles was amerikanisch ist — möge es nun wirklich in Amerika erfunden sein oder nicht — sagt auch dem größten Teil der Bevölkerung Europas zu, und jene wirklichen Kulturwerte, denen auch der Ungebildetste in bezug auf den dürftigsten Genuß, dessen seine Seele fähig ist, mehr verdankt, als er in seinem praktischen Hirn ahnt, diese Kulturwerte dienen auch in Europa meist nur als Mittel, seine eigene Unbedeutendheit über die eines andern protzig zu erheben.

Darum ist es leicht, in Schmelztiegeln große Mengen von Amerikanern zu erzeugen, während wirkliche Europäer selten sind, und es auch bleiben werden. So hat Roosevelt tatsächlich recht, wenn er prophezeit: „Von allen Völkern der Erde hat das unsere die Zukunft für sich." Denn, Material zur Erzeugung von Amerikanern gibt es im Überfluß und Raum für deren Verbreitung ebenfalls.

Das sogenannte Amerikanisieren Europas ist also nicht irgend einem geistigen Einfluß Amerikas zuzuschreiben, sondern es bedeutet den Erfolg der mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel siegreich vordringenden pöbelhaften und geistlosen Masse.

Auf diese Weise könnte man zu einer Definition des Begriffes einer amerikanischen Nation gelangen, einer Nation, bei der Glaube und Abstammung keine Rolle spielt. Aber die Sache ist doch nicht so einfach: Herr Roosevelt (er ist gewiß ein echter Repräsentant seiner Nation; die

Digitized by Google

häufige Berufung auf seine Aussprüche ist daher gerechtfertigt) sagt: „Die höchsten Pflichten des amerikanischen Bürgers sind die Pflichten gegen die Nation, die Pflichten gegen die Rasse." Wie? frägt man, also doch Rasse? Oder verleiht einem die Überzeugung eine besondere Rasse? Dann sind aber die vielen Niggers in Amerika wirklich vollwertige Bürger der Vereinigten Staaten. Diese vielen Niggers, die absolut nicht nach Liberia auswandern wollen, da sie es vorziehen, sich in Amerika zu vermehren und Geld zu verdienen. Ich glaube, Roosevelt selbst sieht sie nicht für vollwertige Amerikaner an, und sollte er zu Reklame- und Wahlzwecken auch Hunderte von ihnen zur Tafel laden. Oder, tut er's, so ist er kein echter Amerikaner, da er dann im schroffen Gegensatz zur amerikanischen Überzeugung steht.

So hapert es mit der Feststellung des Begriffs der amerikanischen Nation ebenso, wie mit der des republikanischen Empfindens bei Benjamin Franklin, von dem ich nicht weiß, ob er ein „getreuer Untertan Seiner Majestät" war, oder ein Brutus, der, die Freiheit über alles liebend, die drei Pence pro Pfund Tee über alles hassend, mit blutendem Herzen dem Tyrannen das sceptrum eripiert hat (allerdings nicht mit eigener Hand), weinend darüber, daß es so weit kommen mußte.

Aber die Sache läßt sich doch zu einem gedeihlichen Ende führen. Man darf nur keinen Widerspruch darin erblicken, daß man der amerikanischen Nation angehören kann ohne jede Rücksicht auf Abstammung, dabei aber die Pflichten gegen die Rasse für das Höchste ansehen muß. Das Amerikanertum ist doch eine Sache der Überzeugung und der wahre Amerikaner muß eben überzeugt sein, daß das möglich ist. Zu der amerikanischen Überzeugung kommt noch die englische Sprache in etwas veränderter Form als Kennzeichen des Amerikanertums in Betracht, vor allem aber die Überzeugung, daß ein Nigger oder sonst ein Farbiger auch dann nicht als wahrer Amerikaner angesehen werden darf, wenn er englisch spricht, in Amerika geboren ist und das amerikanische Bürgerrecht besitzt. Auch dann nicht, wenn er, der gottverdammte Nigger, von seinem Amerikanertum ebenso fest überzeugt ist, wie etwa Roosevelt oder Barnum.

Was dem Namen Amerika einen besonderen Reiz verleiht, und zwar auch in den Augen nicht alltäglicher Europäer, ist das eigentümlich abenteuerliche, das sich an die Namen der Entdecker und der Eroberer knüpft, die Romantik, die einem aus der Atmosphäre der Wildnis entgegenweht. Die Amerika in diesem Lichte sehen, erleben freilich eine arge Enttäuschung, wenn ihr Unstern sie in das Gebiet der Vereinigten Staaten führt. Sie büßen ihren Irrtum, der darin besteht, daß sie im amerikanischen Leben Anklänge an das zu finden hoffen, woran die Namen eines Cortez, eines Unkas, eines Lederstrumpf mahnen. Sie glauben, „amerikanisch" stamme von jenem Amerika, wo endlose Prärien und unermeßliche Urwälder den Schauplatz eines frischen, tatenreichen Lebens bildeten. In Wirklichkeit ist „amerikanisch" gerade das Gegenteil hiervon. Das Land wird amerikanisiert, indem man die Natur defloriert und ihre Gaben zu Objekten der schmutzigsten Spekulation macht, indem man die Erfindungen der Technik dazu verwendet, entsetzliche Einförmigkeit, kohlenrauchige, in unreellen Geschäftsbüchern verbuchte Zivilisation ohne Kultur zu verbreiten.

Digitized by Google

Freilich, es gab einmal eine Wildnis in Amerika, eine Wildnis mit all ihren Schrecken und mit ihrer Großartigkeit. Ihre ungeheuren Dimensionen haben sogar bis heute der Zivilisation zum Teil noch widerstanden, so daß man selbst im Osten bisher noch nicht imstande war, die Urwälder gänzlich auszuroden und zu Zündhölzchen oder Holzpapier zu verarbeiten. Diese Wildnis ist aber dem Amerikaner fremd: er ist ihr größter Feind. Sein Geschäftsgeist prädestiniert ihn geradezu zum Stadtbewohner. Daher stammt es, daß es dort keine eigentlichen Bauern, keine Dörfer gibt, welchen Umstand Amerikas Bewunderer immer lobend hervorheben. Der amerikanische Farmer ist nur Geschäftsmann, der, so wie er aus seinem Grund und Boden genug herausgeschlagen hat, um mit dem Gelde zu spekulieren, trachtet, sein Gut zu verkaufen, um mit dem Gelde in die Stadt zu ziehen. So kommt es, daß die Städte, als Zentren der Spekulation, riesenmäßig anwachsen, während es selbst im Osten nur weniger Stunden Bahnfahrt bedarf, um aus der Großstadt in die Wildnis zu gelangen. Mancher Europäer staunt darüber und kann es nicht begreifen, wie es möglich ist, daß es in den Städten so viel hungerndes Proletariat gibt, während unendliche Flächen Landes in nächster Nähe unbewohnt daliegen. Es gibt keine Bauern und keine Dörfer, sondern nur Geschäftsleute und Börsenplätze. In Amerika selbst wird das Ungesunde dieser Entwicklung erkannt, und die Regierung ist bemüht, durch äußerst kulante Bedingungen für den Erwerb unbewohnter Gründe die Landwirtschaft in Einklang mit dem Handel und der Industrie zu bringen. Vergebliche Mühe. Sogar die vielen einwandernden europäischen Bauern bringen keine Änderung in diese Verhältnisse. Denn der Einwanderer, der nicht amerikanischer Spekulation zum Opfer fällt und zugrunde geht, trachtet, sobald er etwas erworben, nach Europa zurückzukehren, oder er naturalisiert sich als Amerikaner. Diese zweite Gattung besitzt von Haus aus eine der amerikanischen verwandte Natur und liefert das Material zum weiteren Ausbau der amerikanischen Nation.

Man wird mich jetzt vielleicht verstehen, wenn ich behaupte, daß weder die Urwälder, noch die Prärien, weder die Büffelherden, noch die Jaguare, weder die vielgerühmten Cowboys, noch die allenfalls auch heute vorkommenden Trapper amerikanisch sind. Diese Erscheinungen werden durch die fortschreitende Amerikanisierung des Landes verdrängt. Amerikanisieren heißt die Natur deflorieren, und sei sie in ihrer jungfräulichen Unberührtheit noch so herb und unnahbar. Der Amerikaner betrachtet sie mit seinen Dollaraugen und betastet sie mit seinen Dollarfingern, um den Profit zu taxieren, den er herausschlagen könnte.

Zur Negerfrage.

Wenn man auf die merkwürdige Tatsache hinweist, daß gerade im Lande der Freiheit die Sklaverei so lange bestehen konnte, da im reaktionären Europa schon lange an eine solche niemand mehr dachte, dann pflegen die Amerikaner zu sagen, daß die Sklaverei im Norden, also in den eigentlichen Stammländern des Amerikanertums, niemals populär war. Die Südstaatler dürfe man nicht als die richtigen Amerikaner betrachten; sie hätten auch immer mit verschiedenen reaktionären und aristokratischen

Digitized by Google

Strömungen sympathisiert, zuletzt noch mit dem habsburgischen Kaisertum in Mexiko. Sie seien es, die dem amerikanischen Namen eine gewissermaßen unverdiente Schmach zugefügt hätten, dann aber doch der, für die Freiheit begeisterten, Bevölkerung des Nordens unterliegen mußten. Mit gewohnter Geläufigkeit nennt auch Roosevelt die Sklaverei in Amerika das Überbleibsel einer europäischen Aristokratie.

Mit einem dieser Argumente kann man sich ja schließlich einverstanden erklären: nämlich damit, daß die südstaatlichen Pflanzer keine echten Yankees waren. Nein, das waren sie gewiß nicht; dazu waren sie zu distinguiert. Leider reicht unser Einverständnis nicht weiter: sie finden, daß die von den Südstaatlern behauptete Sklaverei ein Skandal war, der die Nordstaaten zwar moralisch nichts anging, der aber im Interesse der Freiheit und Menschlichkeit abgeschafft werden mußte. Ich finde wieder, daß nicht die Sklaverei an und für sich ein so großer Skandal war, wie die Tatsache, daß sie in einem Staatswesen bestand, das seine Existenz und seine Existenzberechtigung auf die Notwendigkeit gründet, daß der Mensch frei sei; und daß dieser Skandal die Nordstaaten sehr stark anging. Die Teilung in Nord und Süd ist eine faule Ausrede. Allerdings besitzt ein jeder Staat der Union eine bedeutende Selbständigkeit, doch gab es schon bei der Gründung der Republik, wie heute, Grundprinzipien, denen sich alles fügen mußte. Statt sich mit der Nichtverleihung von Adelstiteln zu befassen, hätten die Begründer der Vereinigten Staaten besser getan, wenn sie die Neger als Menschen anerkannt hätten. Das taten sie nicht, und die Sklaverei blieb fast hundert Jahre nach der Gründung bestehen, während es niemals geduldet worden wäre, wenn sich beispielsweise ein südlicher Staat einen König erwählt hätte.

Auf welchen Standpunkt man sich in der Auffassung von Moral und Sittlichkeit immer stellen möge: der Begründer einer Gesellschaft zur Bekämpfung der Prostitution, der sich mit einem Bordellwirt assoziiert, wird stets eine bedenkliche Erscheinung sein.

Man liebt es jetzt, die Sache so darzustellen, als hätte im Norden eine allgemeine Begeisterung für die Bekämpfung der Sklaverei geherrscht. Es war jedenfalls eine sonderbare Begeisterung für Gleichheit, Freiheit und Menschenwürde, da schon zu Beginn des Bürgerkrieges die vor Begeisterung trunkene Regierung der Nordstaaten ihren schwarzen Soldaten nicht einmal denselben Sold zahlen wollte, wie den weißen! Aber der wahre Charakter dieses Freiheitspöbels und seiner Regierung trat erst nach der Erdrückung des Gegners deutlich zutage: niemals hat es eine schamlosere Plünderung unter dem Schutze einer phrasendreschenden Regierung gegeben, als es die Wirtschaft der carpet baggers in den niedergeworfenen Südstaaten war. Wahrlich, eine schöne Begeisterung das, die zur brutalsten Ausbeutung des besiegten Mitbürgers führt! Sieger, die wirklich für eine große Idee gekämpft haben, hätten nicht jene beispiellose Korruptionswirtschaft inaugurieren können, die das charakteristische Merkmal der Ära des ruhmvollen Präsidenten Grant bildet.

Und schließlich: könnte es auch der eifrigste Lobredner Amerikas hoffen, daß irgendein halbwegs vernünftiger und unterrichteter Mensch heute an eine moralische Gleichberechtigung der Farbigen in Amerika glaubte?

Digitized by Google

Die Abneigung, die der Amerikaner gegen den Farbigen empfindet, mag ja einem gesunden Rasseninstinkt entstammen. Unsympathisch ist nur die Verlogenheit der Grundprinzipien, auf denen die Union ruht, jene Verlogenheit, die es so wahrscheinlich erscheinen läßt, daß den eigentlichen Grund zur Erweckung des republikanischen Geistes und zur Lostrennung von England doch nur jene drei Pence für das Pfund Tee gebildet hatten, und daß es die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen dem industriellen Norden und dem landwirtschaftlichen Süden waren, die zu der Befreiung der Neger geführt haben.

Die widerlichsten Erscheinungen der Sklaverei waren zweifellos die Sklavenhändler. Diese waren fast ausschließlich Nordstaatler und Neuyork war einer der größten Sklavenmärkte. Dies würde allerdings dafür sprechen, daß auch die Nordstaaten an der Sklaverei wirtschaftlich interessiert waren, daß also auch andere als wirtschaftliche Gründe zur Befreiung der Neger geführt haben müssen. Ich will aber auch keineswegs behaupten, daß es in Amerika nicht auch Menschen gegeben habe, die die Sklaverei wirklich im Herzen mißbilligten; und auch solche, die sie als störend empfanden, weil sie die freiheitliche Prahlerei gegenüber Europa erschwerte, was ja sicherlich auch kein rein wirtschaftliches Motiv ist. Ich will auch gerne glauben, daß Frau Beecher-Stowe sich der Sklaverei schämte, ihre Härten im Herzen schmerzlich empfunden hat, und daß ihr berühmter Roman, der anfangs wohl überschätzt, dann aber in einer nörgelnden Weise herabgesetzt worden ist, einem gütigen Gemüt entsprossen ist.

Aber die heutige Stellung des Negers in den Vereinigten Staaten beweist, daß auch jene Bewegung, die durch das Erscheinen von „Onkel Toms Hütte" hervorgerufen worden ist, nicht echt war. Keinem Menschen in Amerika fällt es ein, den Neger wirklich als gleichberechtigten Mitbürger anzusehen. Und wenn ein Neger im Boxkampfe einen Weißen besiegt, dann werden schleunigst ein paar hundert Niggers massakriert, damit sich die Gemüter der Weißen beruhigen. Man verwehrt den Negern den Zutritt zu Wahlversammlungen, und die Regierung ist gezwungen, ihre schwarzen Soldaten in eigene Regimenter zu formieren, da die Weißen mit ihnen nicht zusammen dienen wollen. Will man ein schwarzes Bataillon in eine Stadt verlegen, so revoltieren die weißen Bürger und drohen mit Empörung und Niedermetzlung der Vaterlandsverteidiger.

Man wollte die Neger loswerden, und so entstand in Amerika die Idee der Gründung einer Negerrepublik auf afrikanischem Boden. Aber das half nichts. Die Neger wollen lieber mißachtet unter Weißen leben, als gleichgeachtet unter Schwarzen, wenn es ihnen nur materiell nicht schlecht geht. Vielleicht beweisen sie damit die Minderwertigkeit ihrer Rasse, doch sind sie gewiß anhängliche Bürger der Vereinigten Staaten.

Die Anhänglichkeit und die Vermehrungsfähigkeit der Rasse macht die Frage ernst. Die Niggers sind Bürger; alle Bürger sind gleichberechtigt; die Niggers sollen es aber nach der innersten Überzeugung sämtlicher Yankees nicht sein. Daraus entsteht ein unlösbares Problem, und die Union kennt sich vor lauter Sorgen ob der großen Anhänglichkeit ihrer schwarzen Bürger nicht mehr aus; sie blickt in eine traurige Zukunft, wo es mehr Niggers geben könnte als Weiße.

Digitized by Google

Das Bestehen einer Negerfrage überhaupt ist nur eine Folge des Humbugs, der mit den Begriffen von Freiheit und Gleichheit getrieben wird. In der gesamten Weltgeschichte wird man kaum etwas Lächerlicheres finden, als die Tatsache, daß durch viele Jahre Kriegsschiffe monarchischer, also reaktionärer Staaten (vor allem die Englands) friedliche Handelsschiffe der freiesten Nation mitten im Frieden kaperten, weil die Schiffe der Freien den Import schwarzer Negersklaven betrieben. Die Demütigung und den Schaden empfand man in Amerika sehr stark, doch konnte man dagegen nichts machen.

Bei einem geschäftlichen Unternehmen, wie es die Vereinigten Staaten sind, spielt die Reklame eine große Rolle. Aus diesem Grunde darf es einen nicht wundernehmen; wenn z. B. Herr Roosevelt daherkommt, über die Befreiung der Neger in Verzückung gerät und schwärmt: „Die Kraft Lincolns hat als Sklaven Geborene befreit; und die Tatsache dieser Befreiung hat eine weiter wirkende, eine eigene Bedeutung. Wir erbten den Ruhm, die Ehre, das Wunder dieser Tat. Das Glockengeläute, das die Ausfertigung der Befreiungsakte grüßte, dröhnt in Whittiers Ode nach. Wer erkannt hat, was damals für das Heil der Menschheit geschaffen wurde, wird sein Herz schneller klopfen hören ....." und so weiter.

Man muß nicht erst die einfältigen Vorträge kennen, die der einfache Bürger und zweifache Expräsident in Europa gehalten hat, — welche Vorträge in Verbindung mit seinem einfachen Bürgertum und mit der zweifachen Expräsidentschaft ihm das Ehrendoktorat europäischer Universitäten eingetragen haben — man muß nicht erst alle die Vorträge kennen, um zu wissen, daß die hochtrabenden Worte nicht im Scherz gesprochen sind. Ich möchte sagen: der Humbug ist dem Amerikaner zur zweiten Natur geworden, wenn dieser Ausspruch nicht einen Widerspruch in sich bergen würde. Der Widerspruch liegt darin, daß dort, wo der Humbug gewissermaßen zur zweiten Natur werden kann, er eben die erste Natur ist. Darum ist es möglich, daß Amerika die Welt glauben machen will, die Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert sei etwas einzig Dastehendes, Unerhörtes, Großartiges gewesen, zum Heile der Menschheit von den Amerikanern erfunden und durchgeführt. Die Amerikaner können derartiges unternehmen, ohne daß es ihnen in den Sinn kommt, sie machten sich lächerlich.

Das laute Selbstlob Amerikas

erweckt in Europa ein noch lauteres Echo. Der in Europa übliche Ton in der Beurteilung Amerikas war früher mehr wohlwollend und anerkennend. Seitdem aber Amerikas Territorium, Bevölkerung und Reichtum sich beträchtlich vermehrt haben, trat in Europa an Stelle des Wohlwollens die Bewunderung. Die kriechende Lobhudelei, die man dem protzigen Reichtum zollt, ist peinlich geworden. In allerlei Feuilletons kann man der Behauptung begegnen, daß noch niemals ein Volk in so kurzer Zeit so viel geleistet habe, wie die Amerikaner. Man übersieht vollkommen, daß die Ansiedler eine Zivilisation fix und fertig aus Europa mitgebracht haben, daß sie in Verhältnisse gekommen sind, die für sie außerordentlich günstig waren. Niemals wurde es Eroberern so leicht gemacht, ein so großes Gebiet in Besitz zu nehmen und zu behaupten. Das Klima entsprach unge-

Digitized by Google

fähr dem heimischen, der Boden war fruchtbar, Raum gab es im Überfluß und die Urbevölkerung war ganz außerstande, sich auf die Dauer zu widersetzen. Oder will jemand behaupten, daß es nicht jedem zivilisierten Volke gelungen wäre, die Indianer zurückzudrängen und auszurotten? Der Kampf aber, in dem es sich entscheiden sollte, ob Nordamerika romanisch oder angelsächsisch bleiben sollte, ist von Engländern ausgefochten worden, und erst als die Franzosen verdrängt waren, gingen die eben entstehenden Yankees daran, mit Hilfe der Franzosen gegen England aufzutreten. Französische Kavaliere, französische Truppen, französisches Geld, ein preußischer General und die Sympathien fast ganz Europas waren auf seiten der Amerikaner.

Aber die wirtschaftliche Entwicklung, der technische Fortschritt, wird man entgegnen, das sind doch unstreitig Verdienste der Nation, um so mehr, als andere Staaten Amerikas, auch unter gleich günstigen Verhältnissen es in dieser Hinsicht auch nicht annähernd so weit gebracht haben! Aber, es wurde hier niemals ein eminent praktischer Geist der amerikanischen Nation in Abrede gestellt, und es wurde nur gesagt, daß auch diejenigen Amerikaner, die am meisten angelsächsisches Blut bewahrt haben, doch nur eine verpöbelte Ausgabe ihrer englischen Vettern sind. Das Praktische haben sie behalten, der Geist ist verloren gegangen.

Man sollte sich doch einmal die Mühe nehmen, und in einem Konversationslexikon nachsehen, wieviele von den technischen Errungenschaften unserer Zeit wirklich in Amerika erfunden worden sind und man wird dann staunen, wie gering die Zahl jener Erfindungen oder Entdeckungen ist, deren Idee — auf die es doch ankommt, wenn man von dem Geist eines Volkes spricht — in Amerika geboren wurde.

Weder die Eisenbahn, noch der Telegraph, weder Zündhölzchen noch Schnellpresse, weder Automobil noch Flugmaschine, nicht Radioaktivität noch elektrische Bahnen, nicht Leuchtgas noch elektrisches Licht sind amerikanischer Herkunft. Man muß nicht so weit gehen, auch die Idee des Dampfschiffes von dem Konto Amerikas auf jenes Europas zu übertragen, was ja nicht unberechtigt wäre (ich gönne aber Fulton gerne den Ruhm des Erfinders), um zu zeigen, daß nur die Lobreden auf einen ganz besonders entwickelten amerikanischen Erfindergeist hinweisen.

In unserer Zeit, die so sehr dazu neigt, den Kulturwert des technischen Fortschritts ungeheuer zu überschätzen, ist man gezwungen, stets darauf aufmerksam zu machen, daß nicht die stufenweise Vervollkommnung der Maschine — die ja sozusagen automatisch erfolgen muß —, sondern nur die Idee es ist, und die Kühnheit, mit der die Idee in die Tat umgesetzt wird, die Anspruch auf Bewunderung erheben kann. Und es gehört schon viel Unwissenheit oder Unwahrhaftigkeit dazu, in Amerika einen größeren Ideenreichtum oder mehr Kühnheit finden zu wollen, als in Europa.

Endlich muß immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß jeder normale Mensch dazu gelangen kann, eine Maschine in irgend einem ihrer Teile zu verbessern, weil er das, was bisher geleistet wurde, durch Studium sich zu eigen machen kann, während es ganz unmöglich ist, in irgendeiner Kunst dort weiterzubauen, wo die Meister vergangener Zeiten aufgehört haben. Darum gibt es wohl einen Fortschritt in der Technik, nicht aber in der Musik oder in der Malerei und nur die unselige Ver-

Digitized by Google

quickung der Begriffe von Zivilisation oder Kultur hat es möglich werden lassen, daß man ein von Maschinen und Fabrikschloten starrendes kulturloses Pöbelquartier für einen Kulturfaktor ersten Ranges ansehen konnte.

Wenn dann einmal ein Skandal in die Öffentlichkeit dringt, der sich vielleicht in der Form, nicht aber in seiner Größe und in seinen Ursachen von den alltäglichen Vorgängen unterscheidet, dann steht diese breite Öffentlichkeit da und staunt. Mir ist es nicht recht verständlich, worüber es z. B. anläßlich des Neuyorker Polizeiskandals zu staunen gab. Was ist denn da dran Unerhörtes? Eine zweifelhafte amerikanische Existenz wurde von anderen zweifelhaften amerikanischen Existenzen beseitigt. Die anderen zweifelhaften amerikanischen Existenzen waren in diesem besonderen Falle Polizeibeamte. Der Ermordete kannte, ebenso wie seine Mörder, nur den einen Lebenszweck: so rasch wie möglich recht viel Geld zu erwerben. Sie kamen in ihrem Streben in gegenseitigen Konflikt, und schließlich handelte die Polizei gewissermaßen in der Notwehr. Der Mord war nichts anderes als eine etwas auffallende Frucht des amerikanischen Klimas. Man könnte fast lächeln über die Naivität, die sich vor Entrüstung darüber, daß so etwas möglich ist, nicht fassen kann. Das Staunen und die Entrüstung sind geradezu eine Blamage für die sogenannten gebildeten Kreise Europas, die in ihrer Überraschung einen bemerkenswerten Mangel an Kenntnissen bekunden. Hat man denn niemals den Namen Tammany Hall gehört? Weiß man denn gar nichts von der Korruption, die in Amerika immer und überall grassiert? Nennt man nicht die Amerikaner — irrtümlicherweise in scherzhaftem Sinne — Money makers, und mit Recht? Ist es unbekannt, daß in Amerika kein Mensch an eine Verwaltung oder an eine Justiz glaubt, deren Repräsentanten aus ihrem Amt nicht ein Geschäft machen würden? Der echte Amerikaner ist ganz außerstande, anders zu denken, und er nimmt es den öffentlichen Funktionären nicht übel; er neigt dazu, einen in hervorragender Stellung befindlichen Mann, der die Gelegenheit zur Bereicherung nicht ergreift, für einen dummen Kerl zu halten.

Kriegsgeschichtliches.

Herr Roosevelt hat seine Popularität nicht zuletzt seiner Teilnahme am Kriege mit Spanien zu verdanken. Es fiel auf, daß ein Mitglied jener angeblichen Aristokratie auch dort mittat, wo zum Ruhme des Vaterlandes nicht rentable Fabriken und Geschäfte errichtet werden, sondern auf einem Gebiete, wo man auch das Leben verlieren kann. In Europa ist dies allgemein und auch in den südstaatlichen Pflanzerfamilien war es gebräuchlich, die Söhne den unrentablen Beruf eines Offiziers ergreifen zu lassen. Unter den Yankees ist ein solches Vorgehen ungewöhnlich. Wenn dann ein angesehener Mann einen Krieg als Milizoffizier mitgemacht hat, so wird ihm das als ein besonderes Verdienst angerechnet. Die Geschichte rentiert sich. In öffentlichen Reden wird den Zuhörern klargelegt, daß „gerade Amerika von außergewöhnlichen Gefahren bedroht sei" (Roosevelt 1894) und es wird die Erinnerung an die Heldentaten der Rauhen Reiter immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen.

Ich will auf die Zumutung, gegen die amerikanische Monopolisierung des Kriegsruhmes zu polemisieren, nicht eingehen. Auch die oberflächlichste

Digitized by Google

Kenntnis der Geschichte Amerikas lehrt, daß jene Kämpfe, in denen es sich entschied, ob Nordamerika angelsächsisch oder französisch bleiben sollte, nicht von Amerika, sondern von England ausgefochten worden sind; daß sich im Freiheitskampfe die Masse der Amerikaner schwankend und nach jedem Mißerfolg mutlos benommen hat und daß der endgültige Erfolg einem tapferen und entschlossenen Manne, der nicht einen typisch amerikanischen Zug aufweist, und der werktätigen Hilfe Frankreichs zu danken ist; daß der Krieg vom Jahre 1812 gegen das nach allen Richtungen engagierte England den Amerikanern mehr Niederlagen als Siege eingetragen hat, und daß auch der Sieg von Neuorleans gewiß nichts Unerhörtes bedeutet; daß in den Kriegen mit den Indianern der Rum eine größere Rolle gespielt hat als der Ruhm; daß der Sieg im Sezessionskriege nichts anderes war, als das Erdrücken des tüchtigeren Gegners mit Hilfe der Masse; daß endlich das benachbarte Mexiko als Gegner nicht ernst zu nehmen ist.

„Der Kanonendonner von Manila und Santiago donnert noch immer als das Echo unseres Ruhmes nach", sagte Roosevelt in einer Rede. Du liebes, verlottertes Spanien! Der Ausgang des Kampfes konnte wohl nicht zweifelhaft sein, wenn auch Amerika nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch in bezug auf korrupte Lieferungsskandale die Palme davongetragen hat. Amerika ist aber reicher und kann sich auch größere Veruntreuungen leisten. Das arme Spanien war nicht in der Lage, auch nur die Kosten der Inszenierung zu bestreiten. Ohne Kohle, ohne Schiffe, ohne Munition, ohne Geld kann man nicht Krieg führen. Ein bis an die Zähne bewaffneter, wohlgenährter Barnum hat den todkranken Cid erschlagen und rechnet sich diese Tat zur besonderen Ehre an.

Es seien im nachfolgenden einige trockene Daten über diesen Krieg angeführt, in dem Roosevelt in Uniform auftrat.

Die sogenannte Seeschlacht von Cavite, unweit Manila, fand am 1. Mai 1898 statt. Der amerikanische Konteradmiral Dewey verfügte dort über vier Panzerkreuzer und zwei Kanonenboote mit einem Deplacement von insgesamt 19100 Tonnen und Maschinen von zusammen 46000 Pferdestärken. Die Armierung der Schiffe bestand aus zehn Geschützen von mehr als 20 cm Kaliber, 43 Geschützen mit Kaliber von 10 bis 20 cm, dann aus 53 leichten und Schnellfeuergeschützen. Die Spanier unter Vizeadmiral Montojo hatten zwei geschützte, zwei ungeschützte Kreuzer und sechs Kanonenboote, dazu noch vier Transportdampfer — lauter kleine, veraltete, größtenteils hölzerne Schiffe. Alle diese Fahrzeuge hatten zusammen ein Deplacement von 7000 Tonnen und Maschinen von insgesamt 20000 Pferdestärken. Die Bestückung bestand aus 36 Geschützen mit Kaliber zwischen 10 und 20 cm und aus 34 leichten und Schnellfeuergeschützen. Die Bemannung jeder der beiden Flotten zählte rund 2000 Mann.

Man muß kein Seetaktiker sein, um sich von dieser Seeschlacht eine Vorstellung zu machen. Die spanischen Schiffe wurden zusammengeschossen, und es ist nur verwunderlich, daß die Amerikaner, die nicht ein Schiff einbüßten, zehn Mann an Toten und Verwundeten verloren. Die blutigen Verluste der Spanier betrugen 620 Mann. Alle Schiffe wurden vernichtet, bis auf einen Transportdampfer, der den Siegern zur Beute fiel.

Digitized by Google

Am 3. Juli 1898 gewannen die Amerikaner unter Vizeadmiral Sampson die Seeschlacht bei Santiago de Cuba gegen den spanischen Vizeadmiral Cervera. Sie hatten hier vier Panzerschlachtschiffe, zwei Panzerkreuzer, ein Torpedoboot und zwei armierte Jachten, mit insgesamt 57 500 Tonnen Deplacement und Maschinen von 81 100 Pferdestärken. Die Bestückung dieser Schiffe bestand aus 52 Geschützen von mehr als 20 Zentimeter Kaliber, 52 Geschützen mit Kaliber zwischen 10 und 20 Zentimeter, dann aus 166 leichten und Schnellfeuergeschützen. Die Besatzung der amerikanischen Flotte zählte 4000 Mann. Die Spanier besaßen vier Panzerkreuzer und zwei Torpedojäger, mit zusammen 28000 Tonnen Deplacement, 69000 Pferdestärken und 2400 Mann Besatzung. Armiert waren die spanischen Schiffe mit 8 Geschützen des Kalibers von mehr als 20 Zentimeter, 46 Geschützen mit Kaliber von 10 bis 20 Zentimeter, schließlich mit 94 leichten und Schnellfeuergeschützen.

Die Amerikaner siegten mit einem Gesamtverlust von zwei Mann. Die feindlichen Schiffe wurden vernichtet und die blutigen Verluste der Spanier betrugen 500 Mann; 1700 Mann, darunter auch der verwundete Vizeadmiral, wurden gefangengenommen.

Schon vorher hatte die amerikanische Flotte die Stadt Santiago ohne Erfolg beschossen, und man hatte wieder einmal gelernt, daß eine Festung auch zu Lande angegriffen werden muß, will man sie erobern. Am 22. Juni landeten 25000 Amerikaner unter General Shafter und schlossen die Stadt von der Landseite ein. Der bedeutendste Zusammenstoß während der Belagerung war das Treffen bei den vorgeschobenen Forts El Caney und San Juan am 1. Juli. Hier befehligte der amerikanische General Shafter 10200 Mann Infanterie und 2500 Reiter mit 12 Geschützen gegen 1300 Spanier mit 2 Geschützen unter General Linares Pombo. Der Sieg der ungeheuren Übermacht ist selbstverständlich; die Verluste ehren den Besiegten: die Spanier verloren 59 Offiziere und 650 Mann, die Hälfte ihres Standes, an Toten und Verwundeten. Ein General war tot, einer verwundet. Wenn man in den Straßen einer großen amerikanischen Stadt umhergeht, stößt man hier und da auf eine große, buntbemalte Bildertafel, die, an eine Mauer gelehnt, dem Beschauer einen uniformierten Trompeter zu Pferd zeigt. Es sieht aus wie die Ankündigung einer Gala-Elite-Vorstellung eines wandernden Zirkus. Aber hier dient die Kunst einem edleren Zwecke. Mit großen Buchstaben steht auf der Tafel geschrieben: „Wanted men for the army! Every branche!“ Es werden also Männer für die Armee gesucht. Vor der Tafel spazieren zwei Soldaten in Uniform auf und ab; ihre Aufgabe besteht darin, demjenigen, der den Ehrgeiz in sich fühlt, in die Reihen des ruhmvollsten aller Heere zu treten, die „Office“ zu bezeichnen, in der er sich anmelden soll. Stellenlose Clerks, vazierende Kellner, Neger, die sich der Hoffnung hingeben, ihre Physiognomie würde in der Uniform besser zum Ausdruck kommen, Einwanderer, die keine Arbeit finden konnten oder wollten und andere, die gerade nichts Besseres zu tun haben: alle diese Männer versuchen es, nachdem sie mit den vielen anderen Employment Offices kein Glück gehabt, mit der militärischen Karriere. So ergänzt sich das stehende Heer.

Ein großer Teil dieser Leute, die aus Not oder Faulheit ehrgeizig ge-

Digitized by Google

worden waren, hat schon beim Anwerben die Absicht, nur so lange im Heere zu bleiben, bis sich ein besserer Posten bieten würde. Da sich aber der Angeworbene auf eine mindestens dreijährige Dienstzeit verpflichten muß, so ist der amerikanische Soldat, wenn er vor Ablauf dieser Zeit wieder Bartender oder Porter werden will, gezwungen, sich ohne Bewilligung der vorgesetzten Behörden zu beurlauben. Daher die vielen Desertionen, deren Zahl wirklich lächerlich anmutet. Erst in zweiter Linie kommt hier die brutale Behandlung der Rekruten in Betracht. Eine gewisse Brutalität liegt im Charakter des Amerikaners, und das Staunen darüber, daß die Rekruten im freien Amerika grob behandelt werden, ist nur eine Folge der Unkenntnis der dortigen Verhältnisse. Schließlich hat die rüde Art, wie sie in der Armee, vor allem gegenüber den Rekruten, üblich ist, gar nichts gemein mit jener echt amerikanischen Brutalität, die sich in der Ausbeutung armer Teufel aus Europa äußert. Diese armen Teufel könnten so manches berichten, wenn es ihnen gelingt, ihr Leben aus den Klauen eines amerikanischen Unternehmers zu retten, so manche Geschichte von falschen Vorspiegelungen, von schwerer Arbeit in einsamen Urwäldern bei kargem Lohn und schlechter Behandlung, von ihrem Schicksal, das sie wehrlos in die Hand schmutziger Spekulanten gegeben hat, die, fern von jeder Obrigkeit (und sei es auch nur eine amerikanische), ihre weißen Sklaven von bewaffneten Negern bewachen lassen, so daß ein Entkommen fast zur Unmöglichkeit wird. Hier spielen noch Peitsche und Revolver eine Rolle im Erwerbsleben, und der Schimpf, der durch solchen Gebrauch der Waffe angetan wird, kann durch keinen billigen Sieg ausgelöscht werden.

Aber das Offizierkorps des stehenden Heeres wird von manchem, dem man ein Urteil zugestehen muß, gelobt. Die amerikanischen Offiziere (ich meine hier die wirklichen Offiziere, nicht die zahllosen Milizkapitäns und Kolonels, deren eigentlicher Beruf der einzige wirklich amerikanische ist, das Geldmachen) seien wirkliche Gentlemen, heißt es. Ich will das gerne glauben. Leute, die sich einem Beruf widmen, der keine Aussicht auf Gewinn bietet, sind Sonderlinge in der amerikanischen Welt. Sie haben so wenig Amerikanisches an sich, daß sie in ihrer Heimat, im Gegensatz zu den Reklameoffizieren der Miliz, gar nicht populär sind. In nobeln Restaurants (was man so in Amerika nobel nennt) wurden bis vor kurzem „Militärpersonen" in Uniform im Speisesaal nicht geduldet, und es mußte erst ein Gesetz geschaffen werden, um dem Waffenrock die Gleichberechtigung mit dem schlichten Frack des erfolgreichen Bankdiebes zu sichern. Erst im Jahre 1911 drang dieses Gesetz („to protect the dignity and honor of the uniform") durch, das Inhaber öffentlicher Lokale, die Militärpersonen nur wegen der Uniform das Betreten des Lokals verbieten, mit Geldstrafen bis zu 500 Dollars bedroht. Der amerikanische Offizier ist in Amerika so wenig populär, daß man ihn füglich für einen Gentleman halten darf.

Politisches.

Die amerikanische auswärtige Politik äußert sich hauptsächlich in zwei Momenten: in dem Bestreben nach Ausbreitung des eigenen Machtbereichs und in der stetigen Betonung, daß diese Ausbreitung zum Heile der Mensch-

Digitized by Google

heit notwendig sei. Man kann da keinen großen Unterschied gegenüber der Politik anderer Staaten finden. Auch die Staaten Europas wollen sich ausbreiten, auch sie wollen der Welt weismachen, daß dies zum Heile der von ihnen verdrängten oder ausgerotteten Völkerschaften geschähe. Aber die Anfänge der verruchten und erhabenen Geschichte der alten Völker sind in ein mythisches und mystisches Dunkel gehüllt. Götter, bezaubert vom Liebreiz anmutiger Erdentöchter, wohnten ihnen bei und zeugten Heldengeschlechter, die sich den Teufel um Paragraphen kümmerten und stets nur so handelten, wie es ihnen das Herz gebot. Eine Wölfin säugte die Söhne des Mars, und die Nachkommen dieser Göttersöhne beanspruchten es als ihr Recht, die Welt zu beherrschen. Aus finsteren Urwäldern drangen dann wilde Völker hervor, die sich der Abstammung von Göttern und Riesen rühmten; sie brachten ein neues Chaos in die Welt, aus dem die jetzigen Nationen hervorgingen. Geheimnisvoll ist der Ursprung der Völker, geheimnisvoll die Unterschiede in ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrem Charakter. Gewaltige Helden, erhabene Künstler, göttliche Dichter und auch übermenschliche Verbrecher erstanden auf diesem Boden, der so fruchtbar ist für Werke, an deren Erinnerung Generationen ihr geistiges Leben fristen.

Die faustdicke Heuchelei, die jetzt auch in Europa überhandnimmt, trat mit der zunehmenden Verpöbelung in den Vordergrund. Die Massen dringen siegreich vor und legen dem alten Weltteil eine Schminke der Charakterlosigkeit an. Nicht besser ist man geworden, aber unaufrichtiger; und bevor man heute den Nachbar übers Ohr haut, will man erst der öffentlichen Meinung beweisen, es geschähe nur, um einen Floh zu erschlagen, der auf dem Ohr des Nachbars sitzt.

Amerika, der von Massen gegründete Staat, hat keine Vergangenheit, in der etwas unklar wäre. Hier wurde ein Unternehmen gegründet, eine Aktiengesellschaft für Gleichheit und Freiheit, und die ersten Fragen waren schon geschäftlicher Natur. Auf dem Kapitol zu Rom befindet sich eine eherne Wölfin, die die ausgesetzten Zwillinge der Rhea Sylvia säugt. Auf dem Kapitol zu Washington sollten jene drei Pence für das Pfund Tee ausgestellt sein, die den Anlaß zur Gründung der Republik gaben.

Es wurde ein Unternehmen gegründet, das seinen Aktionären das Glück der Freiheit und der Gleichheit bieten sollte. Schon bei der Gründung legte man der Republik den Namen der Vereinigten Staaten von Amerika bei, um bei der weiteren Ausbreitung der menschenbeglückenden Geschäfte nicht zu einer Änderung der Firma gezwungen zu sein, welcher Fall eintreten müßte, wenn man sich für die Bezeichnung „Nordamerika" entschieden hätte. Die Monroedoktrin lehrt, daß die Union den ganzen Kontinent zu bemuttern habe, und der geschäftliche Jargon der Börsenjobber zu Washington unterscheidet zwischen „Aufnehmen in die Union" und gewalttätiger, unmoralischer Eroberung. Der erste Ausdruck wird angewendet, wenn die Union einem andern Staate etwas wegnimmt; der zweite, wenn irgend ein anderer Staat der Welt dasselbe tut. Das Aufnehmen aller Länder des Kontinents wäre das nächste Ziel, das man zu erreichen wünschte, und nur gewisse Bedenken, die man gegen einen bewaffneten Zusammenstoß mit England hegt, haben die Expansion früher nach den Samoainseln und den Philippinen gelenkt als nach Kanada. Mexiko ist

Digitized by Google

wirtschaftlich so gut wie erobert, und die zentralamerikanischen Staaten sind nur die armen Verwandten des reichen Onkels Sam, dessen Wortbrüchigkeit in Mittelamerika einen neuen Panamaskandal angerichtet hat.

Die Schwatzhaftigkeit des Herrn Roosevelt vermittelt den Zuhörern nichts Neues, mag er nun das Publikum in einem lehrhaften Vortrage darüber informieren, daß die Buchdruckerkunst einmal erfunden worden ist, oder über politische Dinge reden. Was immer er spricht, ist sozusagen automatisch gesagt, wie in Europa die Rede eines Parteipolitikers. Die maschinelle Uniformität des Amerikanertums läßt wirklich Individuelles nicht gedeihen. Städte, Menschen, Häuser, Straßen, Kleider, Haltung, Gesichter, Reden, Gedanken, Witze: alles strebt einer entsetzlichen Gleichförmigkeit zu.

So hat man es in London nicht nötig, sich erst von Roosevelt sagen zu lassen, daß „jeder rechtschaffene (Roosevelt ist bekanntlich Optimist) amerikanische Patriot, jeder Politiker in Amerika verlangend dem Tage entgegensieht, an dem keine europäische Macht mehr ein Stückchen amerikanischen Bodens in ihrem Besitz haben wird". Aber England ist nicht mehr das alte England, und die Briten verhüllen nur schlecht ihr bescheidenes Verlangen, mit Amerika auf halbwegs gutem Fuße zu bleiben, damit die Yankees ihnen nichts wegnähmen. Diese Haltung hat Amerika auch England gegenüber anmaßend und protzig gemacht. Es ist die Anmaßung des Emporkömmlings, der noch keine energische Zurechtweisung erfahren hat. Alle Konflikte mit starken Mächten wurden unter Verhältnissen ausgetragen, die besonders günstig waren. Der Gedanke an einen Zusammenstoß mit Japan verursacht aber den Yankees nervöse Zustände, die sich zum Teil in Großsprecherei, zum Teil in Weltfriedensprojekten äußern.

Liebe ist es, die dem rechtschaffenen Amerikaner den Wunsch einflößt, ganz Amerika in die Union aufzunehmen. Vor allem natürlich Kanada. Denn: „Unter den günstigsten Verhältnissen gelangen die Einwohner einer Kolonie in eine schiefe, unnatürliche Lage", und „die einzige Hoffnung, die es heute für eine Kolonie gibt, die ihre volle sittliche und geistige Entwicklung erreichen will, ist, daß sie unabhängig oder der Teil eines unabhängigen Staates wird. Solange der Kanadier ein Kolonist ist, nimmt er einen niedereren Rang ein, als seine Brüder in England und den Vereinigten Staaten. Im Grunde seines Herzens sieht der Engländer auf den Kanadier als etwas Minderwertiges herab, während der Amerikaner den Kanadier mit der beschützenden Großmut betrachtet, mit der derjenige, der frei ist, auf den niedersieht, der es nicht ist."

Ob Herr Roosevelt — von ihm stammen nämlich diese Offenbarungen der amerikanischen Volksseele — wohl eine Ahnung davon hat, daß der Engländer im Grunde seines Herzens auch auf den Amerikaner als auf etwas Minderwertiges herabsieht, und daß ihn zu dieser Anschauung nicht zuletzt das Benehmen der sogenannten besten Kreise Amerikas berechtigt? Jener Kreise, die als das höchste Ziel irdischer Glückseligkeit die Zulassung zu einer Festlichkeit an einem europäischen Hofe ansehen, jener Kreise, gegenüber deren Zudringlichkeit jeder Hof wehrlos ist; die ihre Töchter um eines Adelstitels willen an deklassierte Edelleute verschachern und dabei grollend Europa die Summen vorhalten, die ihnen auf diese Weise verloren gehen.

Digitized by Google

Es wäre gewiß lästig, wollte man die Konfusion ausmalen, die entstehen müßte, wenn man die „schiefe Lage der Kolonisten" und die „beschützende Großmut" des Freien gegenüber dem Unfreien mit der Erwerbung der Sandwichinseln und der Philippinen in irgend ein Verhältnis zu bringen versuchte. Die spanischen Philippinen waren eine Kolonie; jetzt sind sie aber ein Teil eines freien Staates geworden. Die Negritos können jetzt also ihre volle geistige und sittliche Entwicklung erreichen. Ob aber wohl auch für sie der Grundsatz gilt, daß im Territorium der Union der öffentliche Unterricht nur in der englischen Sprache erteilt werden soll?

Die Amerikaner werden um Argumente, mit denen sie ihre Politik mit der Sittlichkeit in Einklang bringen können, nicht verlegen sein. Sie kennen sich im Gebrauch der Reklame aus. Sie werden für ihre Dogmen immer eine Verwendung finden, wie jener Kaufmann, der ein unfehlbares Haarwuchsmittel angepriesen hatte, und dann, als er erfuhr, ein Käufer habe sich darüber beschwert, daß ihm nach dem Gebrauche die Haare noch mehr ausgingen als zuvor, dasselbe Präparat als unfehlbares Mittel zum Entfernen lästiger Haare in den Handel brachte.

Die schiefe Lage des Kanadiers, in die dieser Unglücksmensch geraten ist, weil Kanada bis jetzt noch ein Teil des britischen Reiches ist und nicht ein Teil der Union, würde sofort gerade, wenn der Kanadier nicht aufhörte, sich als Brite zu fühlen; wenn ihm das Land Shakespeares mehr zu sagen hätte, als sämtliche Grammophone Amerikas; wenn er fände, daß selbst die Ruinen eines uralten Tyrannenschlosses im schottischen Hochland für die Kultur mehr bedeuten, als alle amerikanischen Wolkenkratzer zusammengenommen und daß auch der englische Spleen fruchtbarer ist als die amerikanische Nüchternheit.

Die Art, in der die Entstehung eines selbständigen amerikanischen Staatswesens gewöhnlich dargestellt wird, mit all dem Tamtam von Tyrannei und Befreiung, dem Schlagworte „Amerika den Amerikanern" und ähnlichen Dingen, ist eigentlich eine Geschichtsfälschung. Unwillkürlich wird die Vorstellung hervorgerufen, als sei irgend ein amerikanisches Volk von Europa aus unterjocht worden und habe nach einiger Zeit die Freiheit wieder errungen, nicht als wären eben die frommen Quäker und Puritaner von England dahergekommen, um eine so gut wie wehrlose Urbevölkerung ihres Landes zu berauben und um dann, als sie in ihrer Eigenschaft als Engländer durch England gegen Franzosen und Indianer gesichert waren, ihre eigene Herkunft zu verleugnen, weil diese Verleugnung profitabel erschien.

Wenn man sich mit amerikanischen Verhältnissen beschäftigt, wird man Herrn Roosevelt nicht los. Seine amerikanische Physiognomie tritt einem überall entgegen. Dazu stellt der Mann noch den Typus des universell gebildeten Amerikaners vor, so daß man gerade dann, wenn man das Problem von der besten Seite betrachten will, ihn immer wieder herbeizitieren muß. Und es darf nicht verschwiegen werden, daß er, der Soldat und Staatsmann, auch schöngeistige Liebhabereien hat und uns versichert, daß „das beste Theaterstück, von Shakespeares Werken abgesehen, Goethes Faust sei". Er schreibt viel, aber er spricht auch viel und seine amerikanische Patentlunge in Verbindung mit dem amerikanischen Patentmundwerk hat nicht wenig dazu beigetragen, daß man ihm überall

Digitized by Google

eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet. Anläßlich der Wahlkampagne gegen Taft, jener demokratischen Kampagne, die einen Verrina zum Anhänger der absoluten, erblichen Monarchie umzuwandeln imstande gewesen wäre, ist die Lunge samt dem Mundwerk derart strapaziert worden, daß Roosevelt einmal heiser wurde und eine Zeitlang nicht sprechen konnte. Ich glaube, Edison hat ihn repariert und er funktioniert wieder. Roosevelt also, der stets bereit ist, der Welt die Vorzüge des amerikanischen Wesens und Handelns vor Augen zu führen, hat auch über die Mission Amerikas auf den Philippinen gesprochen. Auch er konnte nicht behaupten, daß die Negritos wünschten, unter amerikanischer Herrschaft zu leben. Aber die haben nicht zu wünschen, und wenn jemand auch ihnen ein Recht der Selbstbestimmung zuerkennen wollte, so erfährt er durch Roosevelt eine tüchtige Abfuhr, gar wenn er Amerikaner ist. Roosevelt nennt die Männer „unausstehlich, die ihre Feigheit hinter einer falschen Menschenfreundlichkeit verbergen und mit Worten wie ‚Freiheit' und ‚Zustimmung der Eingeborenen' hausieren gehen." (Rede vom Jahre 1899.) Unausstehlich sind nun freilich jene Hausierer, aber nicht sie allein. Es gibt auch andere, die es sind, die mit anderen Phrasen ebenso zudringlich hausieren. Roosevelt, universell gebildet, wie er nun einmal ist, will sich mit Kleinigkeiten wie Selbstbestimmung der Eingeborenen und dergleichen nicht abgeben, denn er trägt eine größere Phrase in seinem Herzen: die „Pflichten gegenüber den Eingeborenen", die darin bestehen, „die Wohlfahrt der Bewohner dieser Inseln zu fördern (die Indianer könnten davon erzählen) und vor allem am Fortschritt der Menschheit mitzuwirken". Man nützt immer der Menschheit, wenn man irgendwo profitiert, denn es kann nicht abgestritten werden, daß auch die Amerikaner zu dieser Menschheit gehören.

Aber der Fortschritt, auf dessen Rechnung so viel geschwatzt wird, rächt sich bitter: er legt seinem Gefolge, oder seinen Vorkämpfern schwere Verpflichtungen auf. So wurden die Amerikaner gezwungen, die Rolle von Kulturmenschen mit Selbstverleugnung weiterzuspielen und im Metropolitan Opera House zu Neuyork Wagners Musikdramen anzuhören, in Konzertsälen das jedes Dollarklanges entbehrende Geräusch Beethovenscher Symphonien über sich ergehen zu lassen und Leuten, denen Europa das Zeugnis bedeutender Künstler ausgestellt hat, amerikanische Honorare zu zahlen. Sie müssen sich in europäischen Kunstausstellungen und Museen müde laufen, und die Namen bedeutender Dichter auswendig lernen, statt, dem Zuge ihres Herzens folgend, in Kinotheatern Erholung von ihrer angestrengten Tätigkeit zu suchen.

In der inneren Politik beherrschen bekanntlich zwei Parteien den Plan, die Republikaner und die Demokraten. Die Republikaner bekämpfen keine Monarchie, die Demokraten keine Aristokratie, nicht einmal die sogenannte Geldaristokratie oder die angesehenen Familien, die Notabeln, und wie alle die Surrogate einer wirklichen Aristokratie heißen. Die Namen dieser Parteien sind ebenso berechtigt, wie die Bezeichnung Amerika für den Erdteil, wie der Name Indianer für die Urbevölkerung. Die Republikaner sind für Schutzzölle eingenommen, die Demokraten sind aber eigentlich auch nicht dagegen. Sie sind nur gegen die Republikaner.

Die jetzige demokratische Partei hieß früher die republikanische. Es ist

Digitized by Google

merkwürdig, daß die alte republikanische Partei nicht damals entstanden ist, als man daranging, sich vom britischen Königreich loszureißen. Sie bildete sich als Opposition *gegen* das Regime des allzu aristokratischen Washington, den man monarchischer Gelüste verdächtigte und man gab sich als die „einzigen wahren Republikaner" aus. Später entschied man sich für die Bezeichnung „Demokraten", um sich auf die einzigen wahren Demokraten hinauszuspielen. Die Opposition gegen Washington war hauptsächlich finanzieller Natur und jene, die ihren Geldsack so gut wie möglich vor der Inanspruchnahme durch den Staat bewahren wollten, waren die „einzigen wahren". Sie waren natürlich auch für die möglichst große Autonomie der einzelnen Staaten gegenüber dem Bunde. Und so geschah es, daß in jener Zeit, da der Gegensatz zwischen Nord und Süd schärfer hervortrat, die Demokraten des Nordens mit den aristokratischen Sklavenhaltern des Südens zusammengingen, da die Plantagenbesitzer natürlicherweise ebenfalls die größte Unabhängigkeit vom Bunde beanspruchten und in ihren Doktrinen so weit gingen, daß sie sogar den Satz aufstellten, jeder Staat habe das Recht, aus der Union auszutreten, wenn die Majorität der Bevölkerung dies für gut befände. Die heutige republikanische Partei, die ursprünglich auch eine Opposition war, wählte ebenfalls ihren Namen, um sich als die einzige wahre Hüterin republikanischer Gesinnung zu dokumentieren. Im Grunde sind auch die Republikaner Demokraten und die Demokraten Republikaner, da es weder Monarchisten noch Aristokraten gibt. Da man schon einmal gewohnt ist, unter Demokraten Leute zu verstehen, die anderen Leuten keine Vorrechte zugestehen wollen, selbst aber, wenn sie es zu einflußreichen Stellungen bringen, ihren eigenen Söhnen wohl die Vorteile der Geburt zukommen lassen; da andrerseits auch Aristokraten, und gerade die typischen Grandseigneurs, selbst Fürsten gegenüber ihre Würde zu betonen gewohnt waren; da der Republikaner Brutus Aristokrat war, der absolute Selbstherrscher Cromwell, der seine Lord-Protektorswürde an seinen Sohn vererbte, von den Demokraten mit Beschlag belegt wird; da die Stellung der Kinder Roosevelts auch in Amerika gewiß eine andere ist, als die gewöhnlicher Yankeekinder, trotz der Komödie, die der Welt vorgeführt wird, indem Herr Roosevelt jun. in eine Tapetenfabrik eintritt; da aber trotz dieser bevorzugten Stellung der Mitglieder hervorragender Familien auch der mißgünstigste Beobachter den amerikanischen Notabeln billigerweise aristokratisches Wesen nicht zum Vorwurf machen kann, die Begriffe von aristokratisch und demokratisch sich zwar in einer heillosen Weise verwirren, dabei aber doch ein gewisses Etwas mit aristokratisch bezeichnet werden muß und auch ein Gegensatz hierzu nicht geleugnet werden kann: so schlage ich vor, die Vereinigten Staaten eine plebejische Republik zu benennen.

Ein amerikanischer Weltverbesserer.

Weltverbesserer sind im allgemeinen unausstehliche Leute, auch wenn sie nicht Amerikaner sind. Alle sind sie einander in gewisser Hinsicht sehr ähnlich; nämlich in der Unfehlbarkeit ihrer Argumente. Daß sie sich in manchen Nebendingen voneinander unterscheiden, fällt weniger ins Gewicht, wenn auch diese Nebendinge jedem einzelnen von ihnen als das

Digitized by Google

Wesentliche erscheinen: das Rezept nämlich, nach dem die Menschheit unbedingt glücklich werden muß. Es gibt zwar Weltverbesserer, die mit diesen Arrangeuren des Weltalls nichts gemein haben als die Unfehlbarkeit, bei denen aber diese Unfehlbarkeit nur eine Nebensache ist. Es sind Künstler, die aus vollem Herzen wünschen, die Welt anders zu sehen, als sie ist. Sie möchten die Welt von innen aus umformen, nicht von außen, wie die wissenschaftlichen Arrangeure. Ihr Künstlertum lehnt sich gegen den Gedanken an eine Paragraphenherrschaft auf, und sie werden leicht zu Anarchisten, zu Verächtern jeder Organisation. Darum hat Tolstoi, die Unfehlbarkeit immer ausgenommen, gar nichts gemein mit dem Amerikaner Bellamy, dessen Zukunftsroman auf einen geradezu jämmerlichen Seelenzustand schließen läßt.

Ich habe nicht etwa die Absicht, mich mit Bellamy zu befassen. Die große Verbreitung seiner Utopie zeugt nur von der Gedankenlosigkeit des Publikums, das stets nur die Sensation sucht. Hätte Bellamy sein System in einer Abhandlung niedergelegt, so hätten sich wohl nur Nationalökonomen darum bekümmert. Aber die Form des angeblich spannenden Romans hatte es dem Publikum angetan, und gerade in Amerika, wo die Sucht nach Reichtum brutaler zutage tritt als anderswo, begeisterte man sich für einen Roman, dessen Tendenz gegen den Reichtum gerichtet ist — wenigstens theoretisch. Praktisch war die Tendenz allerdings auf das Geldverdienen gerichtet.

Mir ist die Vorstellung von einer verbesserten Welt, die den Charakter durch Institutionen ersetzt, Großmut überflüssig, Größe unmöglich macht, schrecklich. Eine schöne Welt das! Die nationalökonomischen Weltverbesserer stehen ihren größten theoretischen Gegnern, den Geldmachern, am nächsten: die einen wie die andern haben keinen Sinn für die Mysterien der Welt. Sie ahnen nicht, daß der Schmerz, auch wenn er durch mangelhafte Institutionen verursacht wurde, noch immer kulturell fruchtbarer ist, als die Institution selbst. Sie suchen den Urgrund allen Übels in der Mangelhaftigkeit der Paragraphen. Sie werden es niemals begreifen, daß es dies und jenes auf der Welt gibt, Licht und Schatten, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches; daß diese Gegensätze, in deren Kampf das Leben besteht, nicht durch die Mangelhaftigkeit der Institutionen verursacht sind, sondern daß sie Mächten entstammen, die — Gott sei Dank! — dem Paragraphen des Gesetzgebers und den Nivellierungsinstrumenten der Weltverbesserer unerreichbar sind. Die große Masse, die des Abends bei einem kühlen Trunke durch eine wenn auch einfältige Musik sich dem Alltag ein wenig entrückt fühlt, ahnt freilich nicht, daß sie auch diesen dürftigen Genuß nicht dem Fortschritt der Institutionen zu danken hat, sondern daß er ihr durch einen zwar unechten Ableger der Kunst verschafft wurde, doch immer durch eine Weiterwirkung dieser; und daß die Kunst selbst, die eigentliche Urheberin, nicht dem ebenen, nivellierten, mit Dampfpflügen bearbeiteten und von einer Kommission gerecht verteilten Boden entsprossen ist. Die unpraktische Rose und das Waffengeklirre des Kriegsgottes stehen zu ihr in einem viel innigeren Verhältnis, als die Kunstdüngerfabrik.

In der Verkennung dieser Dinge sind sich alle die nationalökonomischen Weltverbesserer gleich. Es wäre darum auch überflüssig, in einem Aufsatz, der sich mit amerikanischen Spezialitäten befaßt, einen Bellamy zu erwähnen oder dem jedenfalls bedeutenderen Henry George auch nur ein Wort

Digitized by Google

zu widmen. Der Verfasser des Werkes „Fortschritt und Armut" gehört zwar zu den Besten, die Amerika bis heute hervorgebracht hat; aber seine Uneigennützigkeit, wie auch seine Ehrlichkeit sind gewiß keine speziell amerikanischen Eigenschaften. Was er über die Bodenspekulation sagt, ist ja begründet, und auch dort, wo er das Arrangieren gar zu präzise betreibt, ist kein besonderer Unterschied zwischen ihm und seinen europäischen Kollegen zu finden. In den Köpfen aller dieser Leute stellt sich das ganze Sein, das Werden und Vergehen ungeheuer einfach dar, und jeder von ihnen brächte es zuwege, mit Henry George zu behaupten, das römische Reich sei nur infolge der großen Latifundien zugrunde gegangen. Es wäre also gar nicht notwendig, auf Georges Ansichten näher einzugehen und ich tue dies auch nicht. Wenn ich mich mit ihm beschäftige, so geschieht das aus dem Grunde, weil auch er sich dort als echter Amerikaner entpuppt, wo er, zwar mit vielen Dingen in seiner Heimat nicht einverstanden, die vielen sozialen und auch ethischen Mißstände beklagend, dennoch glaubt feststellen zu müssen, daß trotz alledem Amerika noch das am weitesten fortgeschrittene Land der Welt sei. Auch er konnte sich dem Einfluß der größenwahnsinnigen Humbugatmosphäre nicht entziehen, und darum kann er es nicht einsehen, daß in einem Raume zwei Personen leichter atmen als deren zwanzig. Statt einzugestehen, daß das Vorhandensein sozialen Elends in einem Lande, in dem noch für Hunderte von Millionen Menschen Raum ist, gerade vom Standpunkte des Nationalökonomen strenger zu verurteilen wäre, als das Elend im dichtbevölkerten Europa, setzt sich Henry George darüber mit den Worten hinweg: „Jeder Mund, der geboren wird, bringt auch zwei Hände zum Arbeiten mit" und damit basta! So wird der, unter besonders günstigen Umständen erreichte Wohlstand Amerikas zum Verdienst der amerikanischen Nation gestempelt, während die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Europas der Rückständigkeit der Völker und ihrer Regierungen zuzuschreiben sind. Bei aller Kritik der heimischen Verhältnisse bleibt auch George dabei: Amerika in der Welt voran!

Am Südende der Insel Manhattan

befindet sich der älteste Teil der Stadt Neuyork, ehemals Neu-Amsterdam genannt. Da gibt es noch unregelmäßige, nicht numerierte Straßen, und die Straßen sind mit Namen bezeichnet. Auch gotische Kirchen, von einem, für Amerika immerhin respektabeln Alter findet man hier. Die Trinity Church am Broadway ist zwar keines von den einzigartigen Meisterwerken der Kunst; aber ihr edler Stil läßt sie in der neuen Umgebung ganz fremdartig erscheinen. Damals, als sie erbaut wurde, strebte ihr Turm zum unerreichbaren Himmel; heute ist sie von Himmelskratzern umgeben (in Amerika sagt man nicht Wolkenkratzer) und sie sieht ganz gedrückt aus. Aus den Fenstern der obersten Stockwerke sehen Spekulanten auf den Himmelsweiser herab, Spekulanten, deren Gedanken tief unter der Erdoberfläche schweifen und in der Bewegung schwelgen, die in den Aktien einer Mine entstanden ist. Der Maulwurfsbau ist über ein Kunstwerk hinausgewachsen; die Industrie hat den Sieg über die Gotik davongetragen.

Digitized by Google

Nicht Namen, sondern Nummern.

Das Klagen über das Charakterlose und Unpersönliche, das in der allgemeinen Anwendung von Nummern statt Namen liegt, finde ich in bezug auf Amerika und das sich immer mehr amerikanisierende Europa töricht. Nummern sagen einem nichts, heißt es, und das ist ja wahr. Aber was sagt einem denn eine amerikanische Straße? Gewiß nichts anderes, als jede andere. Die 36th street in Neuyork sagt doch gewiß nichts anderes als die 183rd! Es war gewiß das beste, als man auf Namen verzichtete.

Man hat sich krampfhaft anstrengen müssen, um für die massenhaft entstehenden amerikanischen Städte Namen zu erfinden, und hat allerlei Kleinstädte, diese so fürchterlich provisorisch anmutenden Geschäftsexposituren, mit Namen wie „Athen" oder „Rom" oder „Theben" belegt. Das ist ein lächerlicher Unfug, und die amerikanischen Athener und Römer sind eine Falschmeldung. Warum hat man sich doch nicht entschlossen, auch die Staaten und die Städte der Union zu numerieren? Man hätte die Staaten etwa mit römischen, die Städte mit arabischen Ziffern bezeichnen können.

An anderer Stelle wurde schon gesagt, daß die Amerikanisierung Europas nicht einem geistigen Einfluß Amerikas zuzuschreiben ist, weil ja ein solcher gar nicht besteht, sondern daß sie nur die Frucht einer Zivilisation ist, deren Vorbedingungen von jedem normalen Dutzendmenschen auf der Schulbank erlernt werden können. Und es ist bedeutsamer, als viele ahnen, daß in Europa die Regimenter ehemals „Royal Allemand", La Fère" und „Dampierre"-Küraſſiere genannt wurden und unter diesen Namen auch allgemein bekannt waren, während man heute „aus praktischen Gründen" die Numerierung vorzieht.

Vom Spucken.

Es ist kein appetitliches Thema, aber ein amerikanisches. Über amerikanisches Wesen sprechen, und des Spuckens nicht gedenken, hieße eine große Unterlassungssünde begehen. Schon Dickens hat sich in seinem „Martin Chuzzlewit" eingehend mit den magischen Kreisen beschäftigt, die der rauchende und kauende Yankee um sich zieht, und ich glaube, Amerika hat seit jener Zeit auch auf diesem Gebiete einen mächtigen Aufschwung genommen. In den Saloons, die alles eher als Salons sind und offiziell „Cafés" heißen, obwohl man in ihnen Bier und Schnaps, aber keinen Kaffee erhält, in diesen Lokalen kann man seine Studien über die nationale Sitte des Spuckens machen. Da stehen zwar zahllose Spucknäpfe umher, aber der echte Amerikaner träfe daneben, auch wenn der ganze Fußboden damit bedeckt wäre. Zum Aufsaugen der Feuchtigkeit ist die Diele mit Sägespänen bestreut und wenn diese beginnen, eine kompakte Masse zu bilden, dann erscheint der „Porter" (diese Kategorie von Clerks ergänzt sich zum großen Teil aus Einwanderern und Niggern) und kehrt sie samt den Spuren amerikanischer Unterhaltung weg, um wieder trockene aufzustreuen. Das geschieht sehr häufig, aber immer wieder siegt das nasse Element. Die Spucknäpfe, die einen wichtigen Teil der Einrichtung eines jeden amerikanischen Lokals bilden, vertrauern ein unnützes Dasein, und scheinen mehr als Symbole amerikanischer Geselligkeit, als zum wirklichen Gebrauche aufgestellt zu sein.

Digitized by Google

Diese intensive Tätigkeit der Bürger beschränkt sich natürlich nicht auf die Saloons. Der Amerikaner ist stolz auf sein Land und schämt sich nicht seiner Sitten. Durch irgend einen Zufall ist aber die Obrigkeit darauf gekommen, daß man doch nicht an allen Orten spucken sollte. Da sich nun die Obrigkeit hineinmischt, so erhält die Sache einen gewissermaßen politischen Anstrich und aus diesem Grunde muß ich bei diesem leidigen Kapitel verweilen. Tatsächlich wird z. B. in Neuyork das Ausspucken in den Waggons der Straßenbahnen, im Zuschauerraum der Theater usw. mit Geldstrafen geahndet. Das Betätigen der nationalen Sitte hatte wahrscheinlich schon übergroße Dimensionen angenommen, da die Amerikaner der Natur zu Hilfe kommen und die Produktion des hierzu nötigen Stoffes durch fortwährendes Kauen fördern. Am ersten Abend meiner Anwesenheit in Neuyork fiel es mir im Wagen der Hochbahn auf, daß die meisten Passagiere kauten. Kauend stiegend sie ein, kauend fuhren sie, kauend stiegen sie aus, und ich dachte, mich der so häufig geschilderten amerikanischen geschäftlichen Hast erinnernd, daß die Leute ihr Dinner so en passant verzehrten. Erst später erfuhr ich, daß auch das Kauen — Kautabak oder Kaugummi dient diesem Zwecke — zu den nationalen Merkmalen der Amerikaner gehört, wobei ich allerdings die Frage offen lasse, ob sie kauen, um spucken zu können, ob sie spucken, weil sie kauen, oder ob endlich beide Tätigkeiten als Selbstzweck zu betrachten seien.

So kam es, daß der Fußsteig der großen Hängebrücke, die Neuyork City mit dem schmutzigen Brooklyn verbindet, auch bei trockenem Wetter eine übergroße Schlüpfrigkeit zeigte. Auf diese Brücke sind die Amerikaner sehr stolz und sie wurde seinerzeit als ein Weltwunder angestaunt. Entworfen und erbaut wurde sie zwar von einem deutschen Ingenieur und von seinem in Amerika geborenen Sohne, da aber Abkunft, Glaube u. dergl. keine Rolle spielen, so blieb die Brücke eine für allemal ein Produkt amerikanischer Kühnheit, amerikanischen Geistes.

In jenem Winter meines Mißvergnügens, den ich in Amerika zugebracht habe, ging einst Herr Gaynor, der Mayor von Neuyork, zu Fuß über diese Brücke. Ich weiß nicht, ist er kein echter Amerikaner und die Bodenbedeckung mißfiel ihm an und für sich, oder hat er irgendwo gelesen, daß so etwas eine Schweinerei sei, oder hat er die Geschichte vom praktischen Standpunkte angesehen und befürchtet, daß die übermäßige Feuchtigkeit der Brücke schaden könnte: genug, er äußerte sein großes Mißfallen darüber zu dem dort postierten und gewiß nicht sehr verständnisvollen Policeman. Im Herzen dieses Mannes hat sich nun jedenfalls ein schwerer Kampf abgespielt, zwischen seinem amerikanischen Empfinden und der Pflicht des Gehorsams. Die Pflicht siegte: der erste freie Amerikaner, der nun daherkam und sein nationales Empfinden bekundete, wurde mir nichts dir nichts arretiert, für das erstemal allerdings mit einem Verweis entlassen. Für die Zukunft wurden aber Geldstrafen angedroht.

Der Bürgermeister hatte, wenn man die Geschichte vom Standpunkte der Appetitlichkeit aus betrachtet, gewiß recht. Er hatte aber, vom Standpunkte der Freiheit, der Menschenrechte und aller anderer Dinge, auf denen die Vereinigten Staaten von Amerika beruhen, entschieden unrecht. Ja, er hat sogar tyrannisch gehandelt und die Achtung vor den Sitten und Gebräuchen seines Vaterlandes verletzt. Solches läßt die Nation, die sich

Digitized by Google

wegen drei Pence für ein Pfund Tee empört, und eine Republik errichtet hat, sich nicht gefallen. Sie läßt sich das Spucken nicht verbieten und wird sich niemals entnationalisieren lassen.

Die Großstadt.

Es gibt nichts Trostloseres, als das Straßenbild einer amerikanischen Großstadt. Dieses Bild entspricht vollkommen dem Wesen der Bevölkerung und schon Franklin hebt es lobend hervor, daß zu seiner Zeit die Stadt Philadelphia rechtwinkelig sich schneidende Gassen aufwies. Umsonst sucht man in dieser Wüste von charakterlosen, nicht übermäßig hohen Wohnhäusern, mit ihren schmalen Fronten, und den dazwischen eingestreuten, nach Fabriksware aussehenden Himmelskratzern nach Stimmung. Stundenlang kann man wandern und das Bild ändert sich nicht; nur die Zahlen an den Straßenlaternen zeigen einem die Ortsveränderung an. Überall dieselben Geschäfte, die Stiefelputzer mit ihren Thronsesseln, die Policemen, die mit Revolver und Knüppel die freie Bevölkerung im Zaume halten, hie und da häßliche Neger und noch häßlichere Mulatten, auffallend viel geschminkte Frauenzimmer, überall dasselbe.

Zur Erheiterung des europäischen Beschauers gibt es „Museen" und Kinotheater, wo man sich an der Andacht des Publikums erbauen kann, mit der dieses den albernsten Darbietungen folgt, zur Erheiterung dienen beispielsweise die lächerlichen Statuen berühmter Amerikaner auf einzelnen Squares — zu welchem Zweck ich besonders den Madison Square in Neuyork empfehle —, zur Erheiterung dienen endlich Damen, die an irgend einer Straßenecke, aufrecht im Wagen stehend, politische Reden anläßlich irgend einer Wahl an das Straßenpublikum halten. Zur Erheiterung dienen endlich auch die unter freiem Himmel improvisierten Andachtsübungen der Salvation Army und deren sonstige Tätigkeit.

Oben donnert ein Zug der Hochbahn, oder deren zwei, auch drei, auf der Straße klingeln die Straßenbahnen, da fährt ein mit drei Pferden bespannter Wagen der Feuerwehr daher, mit unnötig viel Lärm, Geschrei, Geblase und Gepfeife, hier poltert ein Mistwagen, der, zur Erhöhung des gewaltigen Gesamteindrucks, mit einer Menge laut tönender Glocken ausgestattet ist, die Menschen rennen und schreien, da plötzlich — den Lärm der Avenue durchdringt ein markerschütterndes „Tra . . . tra . . . tra . . . tra . . . trararara" und lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Zug: es ist ein Leichenzug. Schwarzgekleidete Musikanten strengen ihre Lungen an und die Begleiter machen ernste Gesichter, um einem Toten auf eine feierliche Weise die letzte Ehre zu erweisen. Ich hätte nicht gedacht, daß selbst der Tod in einer so — ich sage unpassenden Weise erscheinen kann. Es ist wie eine Parodie und man hat Mühe, in diesem Jahrmarkt den Gedanken zu fassen, daß dort drinnen im Sarg ein stiller Mensch liegt, still, wenn auch Amerikaner, für den der Dollar keinen Wert mehr hat, und daß der Tod auch hier imstande ist, die Herzen der Menschen zu erschüttern.

Schon verschlingt der tosende Lärm die Töne des Trauermarsches. Da weckt uns aus der Betrachtung ein Grunzen, ein Grunzen wie von einem Riesenschwein. Es ist die Huppe eines Automobils. Auch in Europa höre ich zeitweise solche Huppen und ich weiß nicht, sind sie amerikanisches Patent oder nicht. Sie sind aber symbolisch. Der Ton ist unsagbar häßlich,

Digitized by Google

doch kann er nicht überhört werden. Das ist praktisch. Praktisch und häßlich, wie das ganze amerikanische Leben.

Amerikas Fortschritt

auch in der Wissenschaft ist verblüffend. Was dort drüben die Wissenschaft leistet, wird noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt. Täglich kann man im Inseratenteil amerikanischer Zeitungen Ankündigungen finden, in denen sich beispielsweise ein Arzt empfiehlt, der „garantiert" alle Krankheiten heilt. In Europa würde man trotz der so weit fortgeschrittenen Amerikanisierung noch immer dazu neigen, den Mann für einen Schwindler zu halten, da man hier bescheidener ist, und die Ärzte sich damit begnügen, als Spezialisten zu versagen.

Demokratisches Empfinden.

In amerikanischen Großstädten gibt es bekanntlich Hotels, in denen das Bedienungspersonal zum größten Teil aus verkrachten Kavalieren besteht. Es macht dem amerikanischen Snob ein besonderes Vergnügen, sich von einem ehemaligen Gardeoffizier die Suppe servieren zu lassen. Der Snob muß nur das nötige Geld hierzu haben, denn solche Hotels, die außer zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse auch noch zur Stärkung des demokratischen Empfindens dienen, sind sehr teuer.

Daran erinnerte ich mich, als mir einst in Neuyork eine Szene auffiel, an der gewiß sonst niemand etwas Auffälliges bemerkte. Ein livrierter, wohlgenährter, schwarzer Kutscher lehnte an seinem Wagen, las eine Zeitung und hatte eine dickbäuchige Zigarre zwischen seinen wulstigen Lippen stecken. Rauchend und lesend ließ er sich von einem vor ihm knienden Weißen die Stiefel putzen. Nun, Arbeit ist keine Schande, sagt man. Aber die indolente, selbstzufriedene Haltung des feisten Negers gegenüber dem ihn bedienenden dürftigen Weißen erregte meine Aufmerksamkeit und ich bin überzeugt, daß in einem Lande, wo sich der Weiße gegenüber dem Farbigen ebenso erhaben dünkt, wie der Farbige die ihm entgegengebrachte Mißachtung fühlt, die schiefe Situation von beiden Beteiligten empfunden werden mußte. Die Zufriedenheit des Niggers, der sich von einem Weißen die Stiefel putzen läßt, ist ein direktes Eingestehen der eigenen Minderwertigkeit; die überlaute Betonung des Grundsatzes, daß keine Arbeit schändet, ist eine krampfhafte Anstrengung des Höherstehenden, sich von der Last des Empfindens der Würdelosigkeit der eigenen Lage — mag nun das Empfinden berechtigt sein oder nicht — zu befreien. Die Genugtuung des Plebejers, der sich von einem Grafen bedienen läßt, ist die Befriedigung des Bedienten, der in die Lage gekommen ist, den Herrn von sich abhängig zu sehen. Mit wahrem Stolz hat dieses Gefühl nichts gemeinsam, mag man nun den Stolz ein aristokratisches oder ein demokratisches Gefühl nennen.

Humbug.

Es ist nicht unbedingt notwendig, daß etwas in Amerika erfunden oder zuerst eingeführt wurde, um als spezifisch amerikanisch zu gelten, wie es wieder manches gibt, was in Amerika entstanden ist, dabei aber in keiner Hinsicht ein amerikanisches Gepräge trägt. Amerikanisch ist zum Beispiel Franklin, das Kino, Mark Twain, das Grammophon, Herr Roosevelt,

Digitized by Google

Barnum, das tyrannische Temperenzlertum. Nicht amerikanisch war General Washington und besonders Edgar Allan Poe. Dieser Dichter, ein unglücklicherweise in Amerika geborener Europäer, mußte in jener industriellen und kommerziellen Atmosphäre zugrunde gehen. Er ergab sich dem Trunke und galt aus diesem Grunde in Amerika lange nicht für salonfähig, obwohl sich der Amerikaner im Saloon zu betrinken pflegt. Er verheimlicht es aber, während Poes Unglück, nicht aber seine Ursachen, offenkundig war. Erst als Europa Poe die Sanktion erteilte, nahm man ihn auch in Amerika in Gnaden auf, indem man seine Schwäche durch Krankheit, Hypertrophie des Herzens u. dergl., zu entschuldigen trachtete und heute ist man sehr stolz auf ihn.

Emerson, der amerikanische Berufsdenker, der in seinen „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" Shakespeare als „den Dichter", Goethe hingegen als „den Schriftsteller" klassifiziert, spricht an einer Stelle von der weltumfassenden Universalität des Genius, und meint, bei der Lektüre Platos müßte ein Deutscher ausrufen: „Wie deutsch!", ein Engländer: „Wie englisch!", der Amerikaner aber: „Wie amerikanisch!" Emerson ist aber bekanntlich Optimist. . . .

Der Fortschritt der Technik brachte es mit sich, daß die wahren Kulturwerte in unrechte Hände kamen. Sie wurden in immer weiteren Kreisen, wenigstens dem Namen nach, bekannt, ohne daß sich die Kulturfähigkeit der Menschheit gesteigert hätte. Im Gegenteil: die Hast des modernen Lebens läßt auch dem Kulturfähigen immer weniger Zeit, sich zu kultivieren, und der Kampf ums Dasein wird immer brutaler. Aber die Habsucht der materialistischen Menge will auch die kulturellen Werte nicht fahren lassen und beansprucht sie als ihr rechtmäßiges Eigentum. Die Werke der Kultur sind der Menge zwar innerlich fremd und unverständlich, aber die Menge hat es auf der Schulbank gelernt, daß ihnen ein unschätzbarer Wert innewohnt. Es hat sich ein verlogenes Verhältnis herausgebildet. Diese Verlogenheit äußert sich unter anderem auch darin, daß heute in einem und demselben Blatte der Leitartikler oder der Wissenschaftler gegen jeden Glauben an etwas Übersinnliches wettern, der Feuilletonist aber von der überirdischen Schönheit und Weihe einer Beethovenschen Symphonie schwatzen kann, von göttlicher Schönheit und von erhabenen Geistern. Die Verlogenheit hat eine Hysterie erzeugt, die für unser Zeitalter charakteristisch ist. Aber in Europa wird die Hysterie noch niedergehalten durch den unwiderstehlichen Einfluß, den die Existenz großer Menschen, die Erinnerung an große Taten ausübt. Anders in Amerika. Die Zivilisation wanderte allein, ohne die Kultur, nach Amerika aus. Sie nahm ihre Anmaßung und ihre falschen Ansprüche auf den Besitz der Kultur mit, entzog sich aber jenem geheimnisvollen Einfluß, den der Boden, auf dem große Männer gewirkt, die Luft, die sie geatmet, ausübt. Die Verlogenheit bemächtigt sich, ohne Widerstand zu finden, des Körpers der neuen Nation und formt ihn um, so daß die ehemalige Krankheit zum normalen Zustand wird: der Humbug gelangt zur Herrschaft, er wird zur Überzeugung. Barnum ist mehr Amerikaner als Washington.

Humbug ist der Lärm von der Führerschaft in Industrie und Volkswirtschaft, Humbug ist das Wichtigtun mit Gleichheit und Freiheit, Humbug das protzige, verständnislose Mäzenatentum, Humbug die alberne

Digitized by Google

Benennung nichtssagender Städte mit Namen wie Rom, Utica oder Memphis. Da setzen sie eine talmiägyptische Miniaturpyramide einem talmigriechischen Tempel als Dach auf, und sehen in diesem Unfug eine Vereinigung der gesamten Kultur. Humbug sind die gelehrten Vorträge des Herrn Roosevelt, wie auch Franklins Bescheidenheit. Humbug ist das Temperenzlertum, Humbug die Heldentaten der amerikanischen Milizen, Humbug die Republikaner, die gegen keine Monarchie, die Demokraten, die gegen keine Aristokratie kämpfen, Humbug schließlich der Name Amerika.

Ausblick.

Es ist kein freundlicher Ausblick in die Zukunft, der sich einem angesichts der fortschreitenden Amerikanisierung der Welt bietet: die Herrschaft des nüchternsten Geschäftsgeistes, gepaart mit Snobismus und Frömmelei. Und doch, die Amerikaner besitzen eine Eigenschaft, die die Hoffnung berechtigt erscheinen läßt, daß diese plebejische Nation sich zur Aristokratie aufschwingen könnte. Nicht aus der technischen Überlegenheit, die nicht existiert, nicht aus dem wirtschaftlichen Gedeihen, das eine Folge der außerordentlich günstigen Raumverhältnisse ist, nicht aus der politischen Freiheit, die ja heute in demselben Maße überall herrscht, läßt sich darauf schließen, sondern aus einer Eigenschaft, die, ein angelsächsisches Erbe, von der entstehenden Nation übernommen wurde, aus einer schönen Eigenschaft, die, kein Humbug, für die amerikanische Nation charakteristisch ist: es ist die Güte und Ritterlichkeit gegen Schwache, gegen Frauen und Kinder. Nicht mit brutaler Gewalt tritt der Amerikaner der Emanzipation der Frauen entgegen: er zeigt dem Weibe seine Kraft, indem er ihm alles gestattet. Daß die Emanzipation in Amerika Humbug ist, weiß jeder, der einen Einblick in amerikanische Verhältnisse getan hat. Die Durchschnittsamerikanerin will ein bequemes Leben an der Seite eines sorgenden und erwerbenden Mannes führen. Das ist ihr gutes Recht. Ihr Unrecht liegt darin, daß in ihr nüchterne Berechnung über die Impulse der weiblichen Natur siegt und so den weiblichen Reiz beeinträchtigt. Aber der Amerikaner läßt sich selbst durch weibliche Politiker von seiner Ritterlichkeit nicht abbringen. Immer ist das Weib und auch das Kind seines Schutzes sicher. Dieses Empfinden ist echt, wenn es auch vielleicht nicht gerade in der rührenden Form zutage tritt, wie es uns Bret Harte so anschaulich in seinen kalifornischen Erzählungen schildert. In Augenblicken der Gefahr wächst dieses Empfinden zu furchtbarer Größe empor: von der Kommandobrücke der untergehenden „Titanic“ schoß der amerikanische Major Butt vierzehn Männer nieder, die in ihrer tierischen Todesangst Frauen und Kinder brutal zur Seite stießen, um zu den Rettungsbooten zu gelangen. Vierzehn Männer schoß er nieder, dann traf ihn die Kugel eines der vor Angst Wahnsinnigen. Ich hoffe, daß die Erzählung wahr ist, und nehme keinen Anstand, hier eine Kundgebung amerikanischer Männlichkeit zu erblicken. Der Knall von Major Butts Revolverschüssen spricht lauter für die Zukunft Amerikas, als alle Fabriksirenen und Grammophone der Vereinigten Staaten zusammengenommen. Das Aufblitzen seiner Pistole in jener Nacht des Grauens ist ein Lichtblick in eine schönere Zukunft. Die Männlichkeit könnte doch noch das Plebejertum überwinden.

Digitized by Google

Des Kaisers Gebet.

(Aus der amerikanischen Wochenschrift Life.)

Dir dank ich, Gott, daß du mir gabst
Dich zu vertreten hier das Amt.
Du Herr des Kriegs, ich flehe Dich:
Triff, wer den Weg sperrt freventlich
Dem, dessen Recht vom Himmel stammt.

Daß Deinen Namen ich verdien',
Beweist mein fürchterlich Geschütz,
Mein Werkzeug all zu Land und Meer,
Beweist das große Totenheer,
Das ich gefällt mit meinem Blitz.

Manch Boot tief unterm Wasser späht,
Hoch zieht das Luftschiff seine Spur,
Wirft mit Geschütz im Bund den Brand,
Manch Tempel sinkt, doch auferstand,
Die neu ich säte, die Kultur.

Ein neues Werkzeug gib mir, Herr,
Zu morden, gib ein stickend Gas,
Gib Bomben, sichrer, als bisher,
Damit ein neues Totenheer
Zum Opfer fall ohn Unterlaß.

Und neue Menschen gib mir, Herr,
Mit Eisenbrust, von Mitleid frei,
Und meinen Spähern allerwärts
Gieß neue Ränke in das Herz,
Daß schnell der Krieg mir günstig sei.

Dank sei Dir, Herr, Du halfest mir,
Daß ich gewann die Belgierschlacht,
Viel Tausend tot, zersprengt das Heer,
Und viele Millionen mehr
Durch meinen Spruch in Not und Acht.

Nun zwing mir England noch zu Fall
Vor meinem Recht und meinem Zorn.
Frankreich, beraubt um Land und Blut,
Soll gießen seine Schätze gut
In meines sichern Glückes Born.

Japaner wagten aufzustehn
Gen mein von Gott geheiligt Recht,
In Staub mit ihnen, tilg sie aus,
Die Italiener rotte aus,
So bittet Dich Dein Knecht.

Die Russenscharen tilge Du
Von hier bis Budapest!
Tod sei den schnöden Slavenhorden,
Und, sag mir, Herr: Wann soll ich mor-
Columbia fern im West? [den

Laß alle Völker vor mir knien
Zu Füßen mir gestellt.
Hoch weh' das Banner der Kultur,
Auf Erden herrsche Deutschland nur
Und Ich, der Herr der Welt!
Amen!

(Übersetzt von Robert Hallgarten.)

Digitized by Google

Eine Mahnung an Amerika.

Von Dr. Julius Bachem in Köln.

Dem gegenwärtigen Oberhaupte der katholischen Kirche ging vor seiner Wahl der Ruf ungewöhnlicher Klugheit und Welterfahrenheit voraus. In allen geistlichen Ämtern, welche er bekleidet, hatte er sich wohl bewährt: als Sekretär der Nuntiatur in Madrid, als persönlicher Kabinettschef und dann als Unterstaatssekretär des Kardinal-Staatssekretärs Rampolla, als Erzbischof von Bologna. In eingeweihten Kreisen war man daher keineswegs überrascht, als Kardinal della Chiesa, der erst im vorigen Frühjahr von Papst Pius X. in den höchsten Senat der Kirche berufen worden war, am 3. September 1914 zur höchsten Würde der katholischen Christenheit erhoben wurde.

So kurz die Regierungszeit Benedikts XV. war, so tief sind die Spuren, welche seine oberhirtliche Wirksamkeit bereits hinterlassen hat.

Zunächst innerhalb der katholischen Kirche selbst. Gleich in seiner ersten Enzyklika bekundete der Papst den festen Willen, der Uneinigkeit unter den Katholiken, welche in den letzten Jahren — nicht am wenigsten in Deutschland — mit wachsender Schärfe hervorgetreten war, ein Ende zu machen. Dem römischen Vertreter der Kölnischen Volkszeitung hatte der Papst schon alsbald nach seinem Regierungsantritt in einer Audienz erklärt, daß er von „Richtungen" unter den deutschen Katholiken nichts mehr hören wolle. In der Enzyklika lehnte der Papst alle Sonderbezeichnungen für bestimmte Gruppen der Katholiken in bestimmtester Weise ab.

Die wohltätigen Folgen dieser Willenskundgebung des Oberhauptes der katholischen Kirche machten sich alsbald in weitestem Umfange geltend. Es wurde ein großes Schweigen. Eines nach dem andern der Blätter, welche für sich in Anspruch genommen hatten, den allein echten und gerechten, den „integralen", den „päpstlichen" Katholizismus zu vertreten, verschwand. Auch auf der andern Seite verstummten die Auseinandersetzungen, welche bis dahin in manchen Organen einen breiten Raum eingenommen hatten.

Nicht am wenigsten machte sich die Wirkung der päpstlichen Stellungnahme in Italien selbst bemerkbar. Das lauteste der ehedem integralistischen Blätter, Il Labaro, stellte sein Erscheinen ein, bezw. verband sich mit einem der sogenannten Trustblätter, d. h. jener von einer gemeinsamen Verlegergesellschaft (der Società editrice in Rom) herausgegebenen katholischen Blätter, welche in den letzten Jahren eine moderne Entwicklung im guten Sinne durchgemacht und sich der liberalen und radikalen Großpresse ebenbürtig an die Seite gestellt hatten. Diese Blätter hatten ihrerseits die Notwendigkeit erkannt und anerkannt, den in Italien infolge des in der römischen Frage fortbestehenden Konflikts zwischen der Staatsgewalt und

Digitized by Google

dem päpstlichen Stuhle obwaltenden Schwierigkeiten mit vermehrter Umsicht und größerem Takte Rechnung zu tragen. Der Papst erklärte ausdrücklich, daß eine seinerzeitige Warnung vor den Trustblättern keine Geltung mehr habe. Diesen Wandel in der katholischen Presse Italiens konnte man auch vom deutschen Standpunkte insoweit begrüßen, als die Trustblätter in diesen kritischen Zeiten im allgemeinen dem deutschen Standpunkte gerecht zu werden sich bemühten.

Die Wirksamkeit Benedikts XV. ging aber bald über die katholischen Kreise hinaus. Der Weltkrieg mit allen seinen Schrecken mußte natürlich den Papst als Friedensfürsten und Vater der gesamten katholischen Christenheit in besonderem Maße betrüben und schmerzen. Mit peinlicher Sorgfalt wahrte Benedikt XV. dabei die Neutralität, welche sein hohes Amt ihm auferlegt. Alle Versuche — und es sind deren nicht wenige gemacht worden —, seinen hohen moralischen Einfluß für die Zwecke des Dreiverbandes einzuspannen, scheiterten vollständig. Aber innerhalb seiner neutralen Sphäre hat der Papst alles aufgeboten, um die Leiden und Schrecknisse des Krieges nach Möglichkeit zu lindern.

Teilweise mit gutem Erfolg. Seiner Initiative ist namentlich der Austausch der dauernd kriegsuntauglichen Gefangenen zu verdanken. Als der Papst die Berichte über die furchtbare Lage an der Front in Nordfrankreich las, wonach die Toten an manchen Stellen so dicht lägen, daß sie eine wahre Mauer bildeten und die Luft mit Verwesungsgeruch erfüllten, fragte der Papst bei Deutschland an, ob es einem zweitägigen Waffenstillstand an jener Front zustimme, um die Toten zu begraben. Prompt kam vom Deutschen Kaiser am Ostersonntag eine zustimmende Antwort; den französischen und englischen Heerführern möge durch ihre Regierung gesagt werden, daß sie Parlamentäre in das deutsche Hauptquartier senden möchten, um die Bedingungen im einzelnen festzustellen und die Stellen zu bezeichnen, wo der Kampf zwei Tage ruhen solle. Leider ist ein vorübergehender Waffenstillstand auf dieser Grundlage nicht zustande gekommen.

Bald nach Ostern kam dann die Kunde von einer bedeutsamen Kundgebung des Papstes an die Adresse der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Neuyorker Zeitung World veröffentlichte einen Bericht ihres europäischen Korrespondenten Carl von Wiegand über eine Audienz, welche Benedikt XV. diesem Journalisten am 5. April bewilligt hat. Der Papst sandte dem amerikanischen Volke einen Ostergruß mit seinem „einzigen" Wunsche: „Arbeitet unablässig und uneigennützig für den Frieden." Der Papst hofft, daß Amerika „im günstigen Augenblick" die Initiative für den Frieden ergreifen werde. Er setze seine ganze Hoffnung auf das amerikanische Volk, auf den Einfluß und die Macht, über welche es in der ganzen Welt verfügte. „Gerecht, unparteiisch und jederzeit neutral in allen seinen Bemühungen wird Amerika, sobald der geeignete Augenblick zur Ein-

Digitized by Google

leitung von Friedensverhandlungen gekommen sein wird, der nachdrücklichsten Unterstützung des heiligen Stuhles sicher sein." Er habe, so fügte der Papst hinzu, das dem Präsidenten der Vereinigten Staaten bereits durch seine angesehensten Freunde wissen lassen.

Auch dieser Ostergruß an das amerikanische Volk ist der Sehnsucht nach Frieden entsprungen. Aber mit vollendetem Takt äußert sich der Papst auch bei dieser Gelegenheit. Er drängt nicht schlechthin auf Wiederherstellung des Friedens, da er sehr wohl erkennt, daß der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen ist; er spricht vom „günstigen Augenblick", vom „geeigneten Augenblick zur Einleitung von Friedensverhandlungen". Und mit größter Selbstverleugnung tritt er selbst dabei in die zweite Linie zurück, Amerika die Initiative überlassend und dieser Macht lediglich seine Unterstützung zusagend.

Aber in der Kundgebung des Papstes findet sich auch eine ernste Mahnung für Amerika. „Wenn euer Land", so sagt er, „alles vermeidet, was den Krieg verlängern kann, in welchem das Blut so vieler Hunderttausender fließt, dann kann Amerika bei seiner Größe und seinem Einfluß in besonderem Maße zur raschen Beendigung dieses ungeheuren Krieges beitragen." Hier berührt der Papst einen der kritischen Punkte der militärpolitischen Lage: die fortgesetzten Waffenlieferungen Amerikas an die Mächte des Dreiverbandes. Diese Waffenlieferungen sind ein wahrer Hohn auf die Neutralität, welche Amerika in Anspruch nimmt und ihr Motiv ist schnöde Gewinnsucht. Die amerikanische Regierung könnte sie verhindern und sie müßte sie verhindern, wenn es ihr mit der Neutralität Ernst wäre. Kein Zweifel: von dem Augenblick an, wo die Lieferung von Kriegsmaterial aus Amerika aufhörte, würde die militärpolitische Lage, namentlich im Osten, sich nicht unwesentlich verschieben und zwar in der Richtung einer rascheren Herstellung des Weltfriedens, welche Amerika in geradezu unverantwortlicher Weise verzögert und erschwert.

Das Echo der päpstlichen Kundgebung in der Presse war natürlich in den verschiedenen Lagern verschieden. In der österreichisch-ungarischen Presse aller Richtungen wurde sie freundlich begrüßt und gewürdigt, mit dem naturgemäßen Vorbehalt bezüglich des Zeitpunktes der Einleitung einer auf Wiederherstellung des Friedens abzielenden Aktion. Unwirsch ließen sich die führenden englischen Blätter verlauten; ihnen gefällt nicht der auf die Wahrung der amerikanischen Neutralität bezügliche Passus. Einflußreiche Organe im neutralen Italien betonen, daß im Wunsche des Papstes nach Frieden das Verlangen nach einem dauerhaften Frieden enthalten sei, der auf Gerechtigkeit fuße.

Auch der vatikanisch-offiziöse Osservatore Romano ist auf das von Wiegandsche Interview zurückgekommen. Er betont, daß die Unterredung

Digitized by Google

durch einen Dolmetscher geführt worden und es daher kein Wunder sei, daß sich in der Wiedergabe der Papstworte Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten fänden (der Bericht in der World ist sehr umfangreich). „Wenn die neutralen Mächte," so heißt es in der offiziösen Auslassung, „unter denen die Vereinigten Staaten den ersten Rang einnehmen, die Stunde gekommen glaubten, eine Aktion zugunsten des Friedens vorzunehmen, so würde der Papst sicher glücklich sein, seinen hohen moralischen Einfluß zum Besten einer so edlen Sache geltend zu machen." Der Kernsatz der von Wiegandschen Mitteilung: die an Amerika gerichtete Mahnung zur Wahrung der Neutralität wird von der Note des Osservatore nicht berührt.

Das Echo aus Amerika beginnt nun auch herüberzudringen. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, beschränkt sich die England dienstbare Presse auf das platonische Humanitäts- und Friedensgerede, welches die Entrüstung in Deutschland gegen die heimlichen Verbündeten unserer Feinde nur noch zu steigern geeignet ist. Dieses Gerede hat keinen Wert, solange die Amerikaner nicht willens sind, die von ihnen ausgehenden ungeheuern Lieferungen von Kriegsmaterial zu verhindern und dadurch praktisch zur Abkürzung des Krieges beizutragen.

Viel Hoffnung darf man leider nicht hegen, daß die mahnende Stimme des Papstes in dem Lande, wo der Dollar herrscht, Einkehr und Wandel bewirke. Die Schwäche gegenüber England und die rücksichtslose Profitwut sind dort zu groß. Aber die leitenden Persönlichkeiten werden doch den Satz nicht ignorieren können, der trotz seiner so vorsichtigen Fassung eine so schwere Anklage enthält: „Wenn euer Land alles vermeidet, was den Krieg verlängern kann, dann kann Amerika in besonderem Maße zur raschen Beendigung dieses ungeheuern Krieges beitragen." Und diejenigen, welche es in Amerika als eine Schmach empfinden, daß es seine Neutralität nicht zu wahren versteht, werden in ihrem Kampfe gegen den fortgesetzten Neutralitätsbruch auch das Wort Benedikts XV. anrufen. Das wird insbesondere von den Deutschen Amerikas geschehen, welche neuerdings so viele rührende Zeugnisse für ihre Anhänglichkeit an das alte Stammland abgelegt haben.

Allgemein wird aber in allen besonnen urteilenden Kreisen die Genugtuung darüber sein, daß in diesen kritischen Zeiten auf dem Stuhle Petri ein Papst sitzt, der eine so hohe Auffassung seines Berufes hegt, der von hoher Warte aus Menschen und Dinge mit klarem Blicke überschaut, und mit der Unabhängigkeit, welche sein Amt erfordert, die Stimme erhebt. „Im geeigneten Augenblick zur Einleitung der Friedensverhandlungen" wird die „Erbweisheit" des römischen Stuhles, von der Papst Benedikt XV. in seiner kurzen Regierungszeit schon mehr als eine bedeutungsvolle Probe abgelegt hat, hoffentlich den Völkern Europas zugute kommen.

Digitized by Google

Ein Amerikaner an seine Landsleute.

Der folgende Aufsatz ist übersetzt aus der angesehenen und verbreiteten amerikanischen Wochenschrift „The Outlook" vom 17. Februar 1915. Er steht dort als Erwiderung aus dem Leserkreis auf einen „Brief an einen deutschamerikanischen Freund" in der Nummer vom 6. Januar. Wir geben ihn hier wieder, nicht etwa des Lobes wegen, das er uns Deutschen spendet — wir hätten diese Stellen lieber weggelassen, wenn es des Zusammenhangs wegen angegangen wäre; auch nicht, weil wir aus ihm vielleicht auf einen Umschwung in der vorwiegenden Stimmung Amerikas schließen — er ist uns aus einer langen Reihe amerikanischer Zeitschriftenhefte als ein seltner Ton ins Ohr geklungen; sondern aus dem Grund, weil er, mit der kühleren Schärfe des blutsverwandten Landsmannes, den Bürgern der Vereinigten Staaten einiges vor Augen hält, was auch wir uns in diesen Monaten manchmal schon gedacht haben. Erst nachträglich sehe ich, daß auch Paul Rohrbach diesen Aufsatz (im „Größeren Deutschland" Nr. 13, „Amerikanische Stimmen") schon zum Teil übertragen hat. K. A. von Müller.

Den Brief an einen deutschamerikanischen Freund im Outlook vom 6. Januar habe ich mit großem Interesse gelesen. Da Sie deutschfeindlichen Gefühlen so viel Raum schenken, so wird vielleicht Ihr Gerechtigkeitssinn Sie bewegen, auch die Ansichten eines Vertreters des gegenteiligen Standpunkts Ihren Lesern vorzulegen.

Ich bin kein Deutschamerikaner, ich und meine Eltern sind in Amerika geboren, aber ich sympathisiere von Herzen mit Deutschland. Ich kann nicht Deutsch sprechen, ich bin nie in Deutschland gewesen und ich bin durch keinerlei Bande des Gefühls an Deutschland gebunden. Was ich zu sagen habe, klingt vielleicht unpatriotisch, aber ich gehöre nicht zu denen, die der Meinung sind, Amerika könne überhaupt kein Unrecht begehen, und ich gebrauche mein Recht auf freie Meinungsäußerung dazu, um meine Gründe anzugeben, warum ich glaube, daß es im Unrecht ist.

Vor allem lassen Sie mich feststellen, daß der europäische Krieg für Amerika nur ein akademisches Interesse haben kann. Wir hören von Leuten, die es besser wissen sollten, Einflüsterungen, daß die Vereinigten Staaten zugunsten Belgiens, auf der Seite der Verbündeten, einzugreifen hätten.

Aber wenn die Vereinigten Staaten einen unveränderlichen Grundsatz in ihrer äußeren Politik gehabt haben, — der uns seit den ersten Zeiten unsrer Republick überliefert worden ist — so ist es der Verzicht auf unberufene Einmischung in europäische Angelegenheiten, für den Europa seinerseits uns freie Hand in Amerika gegeben hat.

Es gibt sehr vieles in England und an den Engländern, was ich bewundre, und das britische Weltreich ist meiner Ansicht nach in vielen Beziehungen eine ausgezeichnete Einrichtung für die Welt. Mit dem ehrlichen, ernsthaft arbeitenden, gemeinen englischen Volk habe ich nichts zu rechten. Aber mit einem System, das einem Premierminister erlaubt, selbst ohne

Digitized by Google

Wissen andrer Mitglieder seines Kabinetts, einen Vertrag zu unterzeichnen, der seine Nation verpflichtet, in einen Krieg einzutreten, kann ich mich nicht befreunden.

Und wer glaubt, daß die neuerlichen britischen Freundschaftsbeteuerungen aus Nächstenliebe stammen, der ist schnöd betrogen.

Vor zehn oder fünfzehn Jahren hat die englische Regierung angefangen, die Freundschaft der Vereinigten Staaten zu pflegen, weil die Deutschen anfingen, eine große Flotte zu bauen. England wußte, daß unser guter Wille wesentlich war, wegen seiner Verwundbarkeit in Kanada. Amerika schluckte den Köder mit Haut und Haar. Aber lassen Sie die Drohung der deutschen Flotte beseitigt sein, und John Bull wird wieder sein wahres Gesicht zeigen.

Die Amerikaner haben in der Mehrzahl zu viele Vorurteile, um den Krieg vernünftig anzusehen. Eine der besten Illustrationen der amerikanischen Voreingenommenheit ist unsre Haltung gegenüber Rußland, seit der Krieg begonnen hat. Vor dem Krieg schrieben englische und amerikanische Publizisten Bände über das barbarische, tyrannische, ehrsüchtige, ränkevolle Rußland, aber jetzt, welch ein Wechsel! Rußland ist jetzt der Bannerträger der Demokratie, der Schrein aller edlen Tugenden. Vielleicht ist dies richtig; aber ich weiß, was über Rußland gesagt werden würde, wenn es gegen England im Kampf stünde.

Ich glaube weiter, daß Millionen von Amerikanern angebornermaßen unfähig sind, irgend etwas von äußerer Politik zu begreifen, weil sie ihre Köpfe in den Sand stecken; sie lassen ihren Geist von schwülstigen Plattheiten und schallenden Aufschneidereien umnebeln; sie lassen abgestandene Politiker für sich das Denken besorgen; und sind behaftet mit dem Erzfluch von Amerika, der Gesinnung der Koedukation (the coeducational mind).

Manchmal kommt es mir vor, als ob, soweit es Amerika anlangt, Thomas Jefferson und das selbständige Denken in einem Grab begraben lägen.

Die bloße Tatsache, daß den diplomatischen Veröffentlichungen in allen Farben so viel Aufmerksamkeit geschenkt wurde, zeigt die geistige Verfassung Amerikas. Diplomatie ist nur die Kunst zu betrügen, und keine Nation, Deutschland eingeschlossen, würde irgend einen diplomatischen Schriftwechsel veröffentlichen, wenn er nicht ihre eigne Streitsache unterstützte. Dann das kindische Geschwätz über Kaiser und Könige und militärische Cliquen und Militarismus, der Preis der Demokratie als Allheilmittel und die papageimäßige Wiederholung von „Krieg ist Hölle" — all das macht einen zweifeln, ob unsre Erziehungsstatistiken nicht tüchtig aufgepolstert sind.

Wenn Krieg Hölle ist, dann sind die Vereinigten Staaten in der Hölle

Digitized by Google

empfangen und geboren, in der Hölle zum Mannesalter herangereift und unlöslich geeinigt worden in der Hölle. Treitschke hat recht mit dem Satz, daß alle Staaten ihr Dasein und ihr Wachstum Kriegen verdanken, aber man findet wenig Amerikaner, die ehrlich genug sind, dies zuzugeben.

Wer hat den Krieg angefangen? mit der Frage mich zu plagen, lehne ich ab. Ich bin fest überzeugt, daß der Krieg von Rußland begonnen wurde, mit der stillschweigenden Gutheißung Englands und Frankreichs. Englands Politik war immer ungefähr die eines irischen Bauernjahrmarkts — wenn du einen Schädel siehst, gewinne einen, daß er für dich draufschlägt.

Ich suche immer noch nach einer logischen Erklärung der französischen Billionendarlehen an Rußland — Darlehen, an denen Frankreich (wenn man bedenkt, was es aus besseren Anlagen gewinnen konnte) an Zinsen jährlich über 40 Millionen Dollar verlor.

Aber natürlich, das Geld diente dazu, die russischen Heere so rasch als möglich auszurüsten und zu reorganisieren. 1916 oder 17 würden die russischen Horden fertig sein und dann würden Frankreich, Rußland und England Deutschland zum Krieg zwingen.

Deutschland wußte dies, und da es jetzt mehr Aussicht auf einen Sieg oder mindestens auf einen bessern Kampf hatte als später, so schelte ich an meinem Teil es nicht, wenn es diesen Krieg herbeigeführt hat. Wenn es geschlagen wird, so ist es immer noch nicht schlimmer daran, als wenn es so töricht gewesen wäre, seinen ausgemachten Feinden zu erlauben, sich in aller Ruhe auf seine Vernichtung vorzubereiten.

Und nun zu Belgien. Belgien hätte sich die Schrecken des Krieges ersparen können, aber es fürchtete den Zorn Frankreichs und Englands, wenn es den Deutschen den Durchmarsch durch sein Gebiet gestattet hätte; denn es glaubte, mit beinahe der ganzen übrigen Welt, daß die Verbündeten kurze Arbeit mit Deutschland machen würden. Es setzte seinen ganzen Einsatz auf das falsche Pferd und verlor.

Aber Frankreich und England wären selbst gezwungen gewesen, in Belgien einzufallen (vermutlich mit dessen Einverständnis), wenn sie den „preußischen Militarismus" niederschlagen wollten.

Woher ich das weiß? Schauen Sie eine Karte an und Sie werden es selbst sehen. Ein deutsches Heer von nur einer halben Million könnte die Welt aufhalten, wenn Deutschland nur längs seiner französischen Grenze angegriffen würde. Frankreich rühmt sich, vier Millionen Mann an der Front zu haben und England hat, wie es heißt, 3/4 Millionen dort.

Wie könnten diese Heeresmassen gegen Deutschland in Bewegung gesetzt werden, wenn nicht durch Belgien und vielleicht auch durch Holland?

Man kann mathematisch beweisen, daß ein Heer von dieser Größe eine

Digitized by Google

Front von 100 und mehr Meilen für seine Bewegungen braucht, da moderne Heere Straßen und Eisenbahnen für ihren Transport und ihren Unterhalt nötig haben und nicht mehr so einfach quer übers Land marschieren können. Wenn man sich ausrechnet, wie lang es dauert, bis ein Heer von 50000 Mann einen bestimmten Punkt passiert, so kann man sich eine schwache Ahnung von den ungeheuern Transportproblemen bilden, die die rasche Bewegung von Millionen stellt.

Man sagt, die in Antwerpen aufgefundenen Schriftstücke bewiesen nicht, daß Belgien, Frankreich und England in einem militärischen Bündnis gestanden seien. Aber sie zeigen (und diesen Punkt sind die Amerikaner so entgegenkommend zu übersehen), daß England Belgien für den Fall eines Angriffs Hilfe versprochen hatte.

Wenn Maeterlinck einer italienischen Zuhörerschaft erzählt, Belgien habe sich ohne Hoffnung zum Kampf erhoben und sich für die Sache der Gerechtigkeit geopfert, so ist das eine Beleidigung für den Verstand der Welt. Belgien war zu verstehen gegeben worden, daß Frankreich und England ihm zu Hilfe kommen würden; daß der Krieg längs der Linie Lüttich—Namur geschlagen werden und daß von hier aus der Einfall nach Deutschland erfolgen würde. In dieser Meinung nahm Belgien den Kampf auf.

Aber als es nun wirklich im Kampf stand, sah es über seine Schulter und rief: „England! zu Hilfe! Frankreich! o Frankreich, gib doch deine Angriffe durch Elsaß-Lothringen auf und hilf mir, wie du versprochen hast, oder ich gehe zu Grunde!“ Aber die Hilfe blieb aus.

Jetzt erklärt man, daß es für Frankreich und England unmöglich gewesen sei, Belgien zu helfen, da sie dadurch selbst in Gefahr gekommen wären, durch die rascheren Bewegungen der Deutschen abgeschnitten zu werden. Hätte Belgien dies vorher gewußt, so wäre die Geschichte des Krieges anders gewesen.

So liegt Belgien zerschmettert und blutend, mit gebrochenem Herzen, ein Opfer falsch angebrachten Vertrauens — wieder einer der von England Betrogenen. Und um seine Zweizüngigkeit und seine Ohnmacht zu verbergen, entfesselt England nun all seine Talente der Scheinheiligkeit und schleimt seine Heucheleien über die Welt aus. Und in Amerika findet es eine verwandte Seele und schlägt eine gleichgestimmte Saite an. Amerika trägt die englische Last und übernimmt die Aufgabe, für die Belgier zu sorgen. Natürlich, für die Belgier muß gesorgt werden, aber wenn der Krieg aus ist, so müßte England dazu gebracht werden, uns für unsre Mühe zu entschädigen.

Und wenn dieser Krieg den Erfolg hat, dem Gedanken der Pufferstaaten ein Ende zu machen, so hat er wenigstens *einen* guten Zweck erfüllt. Denn

Digitized by Google

Belgien ist nur ein Pufferstaat, gebildet vor allem mit Hilfe Englands, um dieses gegen Frankreich und Deutschland zu schützen. Daher die englischen Krokodilstränen.

Es wird ein Segen sein, wenn Belgien ein Teil eines großen Reiches wird, das es vor weiterem Schaden bewahren kann. Nach Fug und Recht sollte Belgien ein Teil von Deutschland oder mindestens ein Mitglied des deutschen Zollvereins sein. Wenn Louisiana oder Neuyork im Besitz einer uns unfreundlichen Macht wären, so würden wir sie im Sturm nehmen.

Es tut mir weh, es zu sagen, aber was Scheinheiligkeit und Heuchelei anlangt, so sind die Vereinigten Staaten ein Span vom alten Stamm. Onkel Sam ist in der Lage eines Mannes, der Millionen von einem fleißigen, vorsorglichen Ahnen geerbt hat. Aus diesem seinem Überfluß heraus scheint er nun zu sagen:

„Deutschland, warum kannst du nicht gut und edel sein wie ich? Ich bin vollkommen zufrieden mit dem, was ich besitze. Ich habe alles Land, das ich brauche, und ich habe gar kein Verlangen nach mehr. Du sagst, dein Volk schreit nach Brot? Warum ißt es denn keinen Kuchen?

„Wenn dein Land zu dicht bevölkert wird, warum, anstatt Kolonien zu erwerben, versuchst du's nicht mit Rassenselbstmord?

„Krieg ist Hölle und ist schlecht fürs Geschäft. Ich hätte Krieg mit Mexiko begonnen, hätte sein Land erobert und annektiert, aber es hätte mich 500 Millionen Dollar und 98 Pence gekostet und Blut wäre vergossen worden.

„Außerdem möchte ich Mexiko auch gar nicht geschenkt haben.

„Krieg mag in einigen Fällen ja ganz schön sein. Ich selber habe vor kurzem einen kleinen Krieg mit Spanien gehabt, und mein Freund John Bull hat Dutzende von kleinen Kriegen gehabt mit schwachen Mächten und Stämmen, aber diese Kriege haben nur sehr wenig Unruhe verursacht.

„Aber daß du jetzt einen Krieg angefangen hast gegen Gegner, größer als du selber, das ist unentschuldbar von dir.

„Ich glaube an Abrüstung, aber wenn ich jetzt meine Fabriken unter Feuer halte, um Kriegsgerät für die kämpfenden Völker zu liefern, so wirst du mich nicht tadeln, nicht wahr? Geschäft ist Geschäft. Wenn der Krieg aus ist und ich keinen Markt mehr für meine Kriegslieferungen habe, dann werde ich die Frage der Abrüstung wieder aufnehmen. Denn ich bin sehr edel. Sieh meinen Heiligenschein! Fühle meine Flügel! Ich betrachte es als meine Pflicht, der Welt ein Beispiel zu geben.

„Es war sehr unrecht von dir, Löwen niederzubrennen. Freilich, General Sherman hat Atalanta auch niedergebrannt und das Land bis zum Meer hin verwüstet, aber Sherman war ja ein Amerikaner."

Digitized by Google

Unser erster mexikanischer Krieg bietet eine andre Gelegenheit für die Heuchler. Wir haben, sagen sie, einen unehrenhaften, ruhmlosen Krieg mit Mexiko geführt, und haben diesem sein halbes Gebiet weggenommen; aber das war noch vor unsrer Bekehrung. Wenn aber ein Mann in seiner Jugend gestohlen hat und in seinem Alter bereut, was tut er dann? Er gibt zurück.

Also wollen wir, ehe wir mit Fingern auf Deutschland zeigen, einmal Texas, Neu-Mexiko, Arizona, Nevada und Kalifornien an Mexiko zurückgeben. Gehen wir selbst erst aus unserm Glashaus heraus oder halten wir ein für allemal unsern Mund über die Rechte schwächerer Staaten.

Noch ein Wort an diejenigen, deren Chauvinismus die Form annimmt, die Demokratie zu verherrlichen und über Aristokratie und Monarchie die Nase zu rümpfen. Wir in Amerika können's uns leisten, mit einer so überspannten, unfähigen und mittelmäßigen Regierung auszukommen, weil wir einen reichen, unentwickelten, geographisch von starken auswärtigen Feinden getrennten Erdteil besitzen. (? d. R.) Aber für Deutschland wäre die Annahme unsrer Demokratie der wirtschaftliche Selbstmord; sie wäre eine solche Verrenkung von Verstand und Gefühl wie ein Wechsel von Katholizismus zum Protestantismus oder umgekehrt.

Es ist viel wahrscheinlicher, daß die Regierung der Vereinigten Staaten der von Deutschland ähnlich werden wird, als umgekehrt. Viele Erscheinungen zeigen unsern Zug zur Bürokratie.

Es sind verschiedene Vorschläge gemacht worden, was mit Deutschland geschehen solle, wenn die Verbündeten siegten. Wenn die Verbündeten wünschen, Deutschland für immer zu lähmen und aus ihm eine Macht zweiten Ranges zu machen, so brauchen sie gar nichts weiter tun, als darauf bestehen, daß Deutschland eine demokratische Regierungsform annimmt.

Und so hoffe und flehe ich, daß Deutschland siegen wird, aus folgenden Gründen:

Ich habe eine natürliche Sympathie für Deutschland, weil es schmählich verleumdet wird wie ein Hund.

Wenn Deutschland siegt, so wird es ein Triumph der Leistungsfähigkeit und der Voraussicht sein über konfuse Wühler und Verschwender.

Es wird ein Triumph eines Landes der Familien sein über ein Land des Rassenselbstmordes und der Eigensucht; und, bildlich gesprochen, es wird ein Triumph Spartas über das dekadente Rom sein.

Die Welt braucht ein Deutschland, braucht einen, der an Männlichkeit glaubt, um dem ganzen weibischen Getue, der albernen Sentimentalität, der allgemeinen Wassermilchtunkerei (skim-milksopism) entgegenzuwirken, die zu Entartung und Verfall führen.

Digitized by Google

Professor Roland Usher sagt, er wünsche England den Sieg, weil es uns erlaube, Portoriko zu behalten, und weil die englische Flotte die Monroedoktrin schütze. Wenn das wahr ist, dann sind wir eine Schmarotzernation; und deshalb wünsche ich Deutschland den Sieg, weil wir dann selber unsre Verbindlichkeiten zahlen und auf eignen Füßen stehen müssen.

Wenn Deutschland siegt, dann wird es so mächtig werden, daß wir zu unsrer eignen Verteidigung gezwungen sein werden, unsre müheloſen Geschäfts- und Regierungsmethoden von Grund aus zu ändern. Wir werden gezwungen sein, zahlreiche korrupte Praktiken über Bord zu werfen und unsre gegenwärtigen politischen Parteien durch eine aufbauende Partei zu ersetzen.

Ein deutscher Sieg würde dahin wirken, den demoralisierenden französischen Einfluß aus unserm Leben zu entfernen. Französische Kunst, Lebensart und Moral mögen in ihrer eignen Umgebung ganz in der Ordnung sein, aber wenn sie auf den puritanischen Angelsachsen gepfropft werden, dann ist der Erfolg zum Weinen.

Ich bin immer der Überzeugung gewesen, daß Amerika seine Größe dem religiösen und sittlichen Charakter seiner ersten Besiedler und nicht seiner Regierungsform oder seiner Unabhängigkeitserklärung verdankt. „Die ersten Besiedler von Massachusetts konnten jede Regierungsform erfolgreich arbeiten machen“, sagt eine Autorität.

Und in der Geistigkeit seiner Frauen, in den Idealen der Sauberkeit, Ehre und Ritterlichkeit seiner Männer (die, auch wenn sie nicht immer erreicht werden, doch Ideale bleiben) hat Amerika hauptsächlich seine Überlegenheit über Europa gezeigt.

Aber welchen Jammer haben die letzten paar Jahre dem gebracht, der die wahre Seele von Amerika leidenschaftlich liebt!

Wir strebten danach, nichts andres zu werden als ein billiger Abklatsch von England und Frankreich, mit all ihren Lastern und ohne eine ihrer ausgleichenden Tugenden.

Aber bei einer Niederlage der Verbündeten wird Amerika gezwungen sein, wieder seine alte Rüstung der Reinheit, Nüchternheit, Selbstverleugnung und Ernsthaftigkeit anzulegen, wenn es seine ursprünglichen Verheißungen erfüllen will. Und wenn es wahr ist, was ein englischer Schriftsteller kürzlich zu zeigen versuchte, daß die Amerikaner dazu bestimmt scheinen, andre Nationen nachzuahmen, wenn sie in Berührung mit ihnen gesetzt werden, so werden wir viel, viel besser fahren, wenn wir das sparsame, sittliche, aufopferungsfähige, spartanische Deutschland zum Vorbild nehmen, als wenn wir unser Muster suchen bei Frankreich und bei dem aufgeblasenen, üppigen England.

Digitized by Google

Die Amerikaner und Deutschlands Verantwortlichkeit für den Krieg.

Nichts kennzeichnet mehr die mit böſem Willen gemiſchte „groteske“ Unkenntnis der engliſch ſprechenden Amerikaner von Deutſchland, als die Haltung von The Nation, die wir bis zum Ausbruch des Krieges ſelbſt für ein unparteiiſches und in politiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht gut unterrichtetes Organ halten mußten. Nicht allein, daß dieſe vielgeleſene und ganz unter dem Einfluß der Harvard-Univerſität ſtehende Zeitſchrift in ihren Überſichten und Leitartikeln unerſchüttert auf deutſchfeindlichem Standpunkt ſteht, trotzdem die Wahrheit längſt über den Ozean gedrungen iſt, ſie brachte auch noch lächerliche und kindiſche Zuſchriften durch die Beſchießung von Reims hyſteriſch gewordener alter Jungfern, verkannter Univerſitätsprofeſſoren und um die Sinne gebrachter Franzoſen. Z. B. ſteht in einer der letzten herübergekommenen Nummern u. a. noch die Zuſchrift eines anonymen Franzoſen, in dem die Plünderung des Schloſſes Blaye durch den deutſchen Kronprinzen ausführlich geſchildert iſt. Da dürfen wir uns denn freuen, endlich einmal von amerikaniſcher Seite eine Zuſchrift in dieſer Zeitſchrift zu leſen, welche in ſatiriſcher Weiſe ſich über die durch gänzlich unverſtandene Schlagworte befruchtete Phantaſie der engliſchen Amerikaner luſtig macht. Hoffen wir nur, daß dieſe Leute imſtande ſind, die Satire der Zuſchrift zu verſtehen!

Profeſſor Morris Jaſtrow jr., der bekannte Semitiſt der Pennſylvania-Univerſität, ſchreibt zu dem Thema „Die Deutſchen verantwortlich für den Weltkrieg?“:

„Gehen wir da nicht ein wenig zu eilig vorwärts in der Vermehrung der Zahl derjenigen Perſonen in Deutſchland, die für den Krieg verantwortlich ſein ſollen? Wir fingen an, indem wir tapfer auf den Kaiſer die ganze Verantwortlichkeit warfen; wir zogen die Maske von ſeinem durch fünfzehn Jahre gewahrten Friedensangeſicht ab und betrachteten ſeine jetzt ausgeſpielten Rolle als Friedensmacher nur als eine geſchickte Verkleidung, um die anderen Nationen unachtſam zu machen und inzwiſchen für ſeinen Krieg Vorbereitungen zu ſchaffen. Später, als doch einige Zweifel über die Akkurateſſe dieſes Gemäldes einer Vereinigung von Machiavelli und Napoleon entſtanden waren, entdeckten wir Bernhardi und fanden heraus, daß ſein Einfluß oder der der ganzen hinter ihm ſtehenden Partei hinter allem ſteckte. Dieſer Bernhardi zitierte häufig einen Mann namens Treitſchke und obwohl ſehr wenige in Nordamerika jemals von ihm gehört und gewiß ihn faſt niemand geleſen hatte — denn ſeine Werke ſind nicht in das Engliſche überſetzt — hielten wir uns an dieſen, und waren ganz damit zufrieden, daß ſeine Lehren die Eroberung von ganz Weſteuropa und von England verlangt haben ſollen, nur zu dem Zweck, um die germaniſche Kultur zu verbreiten. Dies genügt uns dann auch nicht und ſo wollten wir, daß er auch die darauffolgende Eroberung der Vereinigten Staaten forderte.

Dann kam Nietzſche, deſſen „Übermenſch“ ſelbſtverſtändlich nur eine durchſichtige Verkleidung Deutſchlands war. Es war allerdings eine Zumutung für Nietzſche, „der Deutſchland nicht liebte und ſoviel wie möglich klarzumachen verſucht hatte, daß er gar kein Deutſcher, ſondern ein Pole war“. So lehrte uns nämlich Profeſſor Cramb in ſeinem intereſſanten, wenn auch verſtimmenden Buche “England and Germany”; und Cramb führt aus, daß Treitſchke Nietzſchen als einen armſeligen Deutſchen hinſtellte. Das zählte allerdings nichts für uns, und ſo wurde Nietzſche der Liſte derjenigen hinzugefügt, deren Lehren auf den Krieg hinzielten. Und nun kommt in der letzten Nummer von The Nation Profeſſor Heywood, der nicht allein Virchow und Mommſen aus der verfloſſenen Generation mit Treitſchke

Digitized by Google

zu einem Triumphtrat vereinigte, sondern eine ganze Liste „verdammter Kerls von Professoren" aus dem jetzigen Deutschland hinzufügte, die er alle anklagte, ihre — nicht von ihm geleugneten — glänzenden Talente zur Verbreitung von Lehren auszuüben, welche den Krieg hervorbrachten. Heywoods Liste ist — obwohl er dies verschweigt — aus einem Buch des bekannten Frederik William Wile "Men Around the Kaiser" (Männer um den Kaiser) entnommen, das außerordentlich interessante und tüchtige Skizzen über hervorragende Deutsche aller Lebensstellungen enthält. In Verbindung einer Schilderung der Persönlichkeit des Historikers Delbrück sagt Mister Wile: „Es ist von Harnack, Delitzsch und Pfleiderer den Theologen; von Wagner, Schmoller und Bernhard, den Nationalökonomen; von Schiemann, Eduard Meyer und Delbrück, den Historikern; von Haeckel und Ostwald, den Philosophen; von Zorn, Kohler und Litzt, den Juristen, daß das moderne mächtige, starke Deutschland seine hauptsächliche intellektuelle Inspiration empfängt." Nichts in dem Buche Wiles läßt ahnen, daß der Autor diese Männer für die pangermanistischen Lehren verantwortlich macht, aber Heywood, der diese Stelle zitiert, betrachtet sie in diesem Licht.

Wenn wir so weiter machen, werden wir bald herausfinden, daß ganz Deutschland von Bernhardis und Treitschkes bevölkert ist. Wir wollen aber einige Namen in Heywoods Liste näher betrachten. Mit Delitzsch meint er Professor Friedrich Delitzsch, der den Lehrstuhl für Assyriologie an der Universität Berlin bekleidet, und der sein ganzes Leben dieser und der Bibel-Wissenschaft geweiht hat. Seine Schüler, von denen auch einige in Nordamerika leben, und seine Freunde werden wohl lächeln, ihn unter den pangermanistischen Agitatoren zu finden. Während des letzten Jahres publizierte Professor Delitzsch eine sumerische Grammatik und ein sumerisches Lexikon und ich kann die Leser dieser Zeitschrift versichern, daß diese Bände absolut nichts enthalten, was gegen den Frieden der Welt berechnet ist. Der verstorbene Professor Pfleiderer schrieb, soviel ich weiß, niemals etwas außerhalb seiner theologischen Arbeitssphäre, die sich auf die Geschichte und die Entwicklung des Christentums und seine Beziehungen zu anderen Religionen beschränkte. Der ausgezeichnete Theologe Harnack sieht abgesehen von seiner wunderbaren wissenschaftlichen Tätigkeit allerdings im öffentlichen Leben; aber bis nach dem Ausbruch dieses Krieges kann ich unter seinen gesammelten Schriften absolut nichts finden, was sich auf Deutschlands politische Zwecke und Absichten bezieht. Religiöse und philosophische Gedanken im heutigen Leben sind seine Domäne. Dann gehört zu den gefährlichen Männern Heywoods Eduard Meyer, die größte lebende Autorität für die alte Geschichte des Orients, der in seiner Eigenschaft als Austauschprofessor in Harvard vor einigen Jahren mit Hunderten von Gelehrten und einer großen Anzahl des gebildeten Publikums in unserem Lande in Berührung kam. Diejenigen, die das ungeheure Feld von Eduard Meyers Tätigkeit im Gebiet der alten Geschichte kennen, werden mit mir übereinstimmen, daß ein Mann, der solches fertig gebracht hat, nur sehr wenig Zeit und Energie übrig haben kann, um sie der öffentlichen Agitation zu widmen. Soviel ich weiß, hat er nur über ein modernes Thema jemals geschrieben: über die Mormonen in den Vereinigten Staaten, für die er sich sehr interessierte. Ostwald ist ein Chemiker,

Digitized by Google

der auf der Basis moderner Naturwissenschaften ein durchaus internationales philosophisches System entwickelt hat, das mit deutscher Politik nicht das geringste zu tun hat. Professor Josef Kohler, der auch in die Liste gestellt ist, ist eine Autorität für Rechtsgeschichte. Seine letzte Arbeit ist eine Studie über die Geschichte der Rechtsentwicklung im alten Orient; und höchstwahrscheinlich würde er ebenso erstaunt wie belustigt sein, wenn er sich in eine Linie mit militärischen und politischen Agitatoren gestellt sehen würde, um das junge Deutschland durch seine Lehren für einen Weltkrieg auszubilden.

Wann sollen denn diese Geschichten einmal ein Ende nehmen? Die Unkenntnis über Deutschland, speziell seine Geschichte, Politik und Literatur ist wahrhaftig groß genug bei uns. Warum werden dann noch Schlagwörter aufgebracht, warum unverdaute Phrasen verbreitet und warum werden einem Publikum, welches unfähig ist, selbst zu urteilen, so durch und durch verdrehte Ansichten von deutscher Wissenschaft und von dem Charakter von Männern vorgelegt, aus denen Tausende von Amerikanern Inspirationen für ihre wissenschaftliche Laufbahn geschöpft haben?"

„Groteske Unkenntnis" ist das vortreffliche Wort, das Professor Münsterberg dafür geprägt hat, wie der Übersetzer hinzufügt. — M.

Ein offener Brief an die New York World.

In Ihrer Zeitung vom 28. Januar erschien ein von Washington datierter offizieller Bericht der britischen Regierung, dessen Bedeutung nur richtig eingeschätzt werden kann, wenn man weiß, mit welch emsiger Tätigkeit die belgische Kommission in den Vereinigten Staaten seit langer Zeit an der Arbeit war, die öffentliche Meinung durch Verbreitung von Schauermärchen über deutsche Grausamkeiten zu beeinflussen. Der Berichtet lautet: „Spezialbericht an die N. Y. World."

„Washington, 27. Jan. Von den Tausenden belgischer Flüchtlinge, die sich gegenwärtig in England aufhalten, ist nicht ein einziger von den deutschen Soldaten grausam behandelt worden. Das ist in kurzem der Inhalt des Berichtes, den die amerikanische Regierung von ihrem Botschafter in London erhalten hat. Es wird darin festgestellt, daß die britische Regierung Tausende von Fällen angeblicher Grausamkeiten deutscher Soldaten gegen fliehende Belgier auf das eingehendste untersucht hat. Beamte der englischen Regierung haben nach dem Berichte der amerikanischen Botschaft in London alle diesbezüglichen Anklagen geprüft, die angeblichen Opfer verhört, und sind, wie das Auswärtige Amt in London der amerikanischen Botschaft mitteilte, zu dem Ergebnis gelangt, daß alle diese Anschuldigungen auf Hysterie und nationale Voreingenommenheit zurückzuführen seien. Der Bericht fügt noch hinzu, daß die Belgier allerdings viel zu leiden hatten, daß dies jedoch eine Folge des Krieges, und nicht der Brutalität des deutschen Soldaten sei."

Im Namen der American Truth Society von München stelle ich nun an Sie die Frage, warum Sie in der World vom 7. Februar, also eine Woche nach Veröffentlichung des eben angeführten Artikels, dem Berichte eines Dr. Tacquin, angeblichen Hausarztes des Königs von Belgien, Raum geben, der Anklagen der niedrigsten Art gegen die Offiziere und Mannschaften der deutschen Armee enthält. Es ist für die im Auslande lebenden Amerikaner eine tiefe Demütigung, wenn sie in einer

Digitized by Google

sogenannten vornehmen Zeitung Anschuldigungen lesen müssen, denen die englische Regierung selbst das Siegel der Unwahrheit aufgedrückt hat. Solche Greueltaten, wie sie Dr. Tacquin anführt, dürften höchstens von den anglo-französischen Handlangern, den Turkomanen, Jakuten, Senegalesen, Tataren und den Kannibalen der Fiji-Inseln verübt worden sein; bei dem niedrigen Kulturstande dieser Barbaren und Wilden, die, fast 300000 an Zahl, von den Dschungeln und Wüsten Asiens und Afrikas herübergelockt worden waren, um Englands Krieg gegen europäische Kultur und Zivilisation zu führen, wäre es allenfalls verständlich, wenn sie sich Grausamkeiten schuldig machten, die nur wenig hinter den schlimmsten Fällen der belgischen Greuel im Kongo zurückstehen. Die hervorragendsten amerikanischen Korrespondenten sind einig in ihrem Urteil über die tierische Roheit dieser barbarischen Stämme, während sie ebenso bestimmt die deutschen Soldaten gegen diese Anklagen verteidigen. Aber die N. Y. World findet kein Wort des Tadels darüber, daß ein Verbrechen gegen die Zivilisation und gegen die Oberhoheit der weißen Rasse begangen wurde, als man diese Afrikaner und Asiaten in den europäischen Krieg hineinzog. Im Gegenteil, wir erfahren, daß die World die Heranziehung von einer halben Million Japanern und damit die Gefährdung der christlichen Zivilisation Deutschlands befürwortet. Ist es ein Wunder, wenn die in Deutschland lebenden Amerikaner von Scham und Bitterkeit erfüllt sind über diesen gänzlichen Mangel an Ehre und guter Sitte von seiten eines amerikanischen Weltblattes?

In Ihrer Nummer vom 6. Februar, einen Tag vor dem Erscheinen des Schandartikels Dr. Tacquins, lese ich folgendes:

„Dr. Percy H. Williams von der medizinischen Fakultät der Columbia-Universität kehrte soeben von einer Untersuchungsreise in Belgien zurück. In einer Unterredung erklärte Dr. Williams, der seine Reise im Auftrage des Unterstützungs-Ausschusses für Belgien unternommen hatte: Während der ganzen Zeit, da ich in der Provinz Lüttich 900000 Belgier mit Nahrungsmitteln versorgte, sah ich nicht einen deutschen Soldaten, der einem Belgier auch nur ein Stück Brot weggenommen hätte. Die Deutschen unterstützten uns in jeder Weise. Ich fand keine Spur irgendwelcher Grausamkeit; ich besuchte die Spitäler und sah nirgends Wunden, die von grausamer Behandlung herrührten."

Wenn die World ehrlich und gerecht wäre, so würde sie die Aufmerksamkeit ihrer Leser nicht bloß auf das offizielle Dementi der britischen Regierung, sondern auch auf die oben angeführte Aussage eines hervorragenden und unparteiischen amerikanischen Arztes gelenkt haben, der ohne Zweifel ein wertvollerer Zeuge ist als ein angeblicher Arzt König Alberts.

Es gab eine Zeit, da die N. Y. World ein gutes, anständiges Blatt war; wie sie jetzt dazu kommt, ihre Spalten solch niederträchtigen Verleumdungen und offenkundigen Lügen zu öffnen, wie sie in Dr. Tacquins Schmähartikel enthalten sind, und dies trotz der offiziellen Erklärung der britischen Regierung — das geht über die Begriffe eines jeden vornehm denkenden Amerikaners. Der Schaden, den die N. Y. World in ihrer Voreingenommenheit gegen Deutschland durch Vergiftung der Gemüter ihrer Leser anstiftet, ist ungeheuer und schwer wieder gut zu machen.

J. B. Bauer, Vorstand der American Truth Society, München.

Digitized by Google

Ein westindisches Kleinstadt-Blatt über den Krieg.

Hamburger Kaufleuten brachte die letzte Post aus Westindien die Silvesternummer des Intelligenzblattes einer kleinen Stadt in der Republik Santo Domingo. Es handelt sich um die November-Dezember-Nummer des letzten Jahres, Jahrgang II, Nr. 19—20, von „La Pluma, Revista de Ciencias, Literatura é Intereses Generales", die in Valverde (Mao) erscheint und im nächsten Hauptplatz Santiago de los Caballeros gedruckt wird. Den Erscheinungsort sucht man auf unsern größeren Atlanten vergeblich; der Druckort weist auf den nördlichen Teil der Insel, welche die Dominikanische Republik und die Republik Haiti umfaßt, auf das Tal des Rio Yaqui hin, und hier findet man auch den als Wohnsitz des leitenden Redakteurs angegebenen Ort Sabaneta.

Wer einmal solche kleine Plätze des lateinischen Amerikas besucht hat, wird sich an Hand des kleinen Heftes unschwer das in Frage kommende Kulturmilieu ausmalen können. Die darin enthaltenen Annoncen der beiden konkurrierenden Kaffees mit Billardsalon und Barbierstube, des Wundarztes und Apothekers in einer Person, der verschiedenen Kaufläden und die Lokalnotizen bezeichnen die ausgesprochene Kleinstadt, wohin der Pulsschlag des großen Weltgeschehens nur sehr schwach dringt.

Wie aus dem Titelblatt ersichtlich, ist der Herausgeber bereit, die Zeitung im Austausch gegen Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes zu liefern; das Abonnement kostet sonst 25 centavos = ca. M 1.— für das Quartal.

Nach seinem Inhalt dient das Blatt der Unterhaltung der guten Bürgerfamilien. Es enthält einen Neujahrsartikel, in dem auf die vielen Schwierigkeiten kurz hingewiesen wird, die das Jahr 1914 dem Lande durch die Revolution im Norden Santo Domingos und durch den Ausbruch des europäischen Krieges gebracht hat, dann einige Lokalnachrichten aus dem Orte selbst und aus Santiago, eine Bücher- und Zeitschriftenschau, in welcher verschiedene literarische Neuerscheinungen des spanischen Amerikas angezeigt werden und außerdem eine Reihe von Feuilletonartikeln in Poesie und Prosa.

Der Hauptaufsatz des leitenden Redakteurs, Herrn G. Jimenez Herrera, ist „Eindrücke vom europäischen Krieg" überschrieben. Ich glaube, daß dieser für ein größeres Publikum Interesse haben wird und gebe daher im folgenden eine möglichst getreue Übersetzung davon.

Wir erfahren aus diesen Ausführungen mit Befriedigung, daß es selbst in den kleinsten Ortschaften Westindiens, die weitab liegen von den Hauptverkehrsstraßen, unseren Freunden nicht gelingt, den Bewohnern die Meinung von Deutschland beizubringen, die sie ihnen beibringen möchten. Das einzige Kabel, welches Santo Domingo mit Europa verbindet, ist ein französisches, und wie aus dem Aufsatz selbst hervorgeht, ist es von den Franzosen weidlich für ihre Lügenmeldungen ausgenutzt worden. Die Wahrheit läßt sich aber nirgends mehr ganz ausschalten, und sobald erst einmal das Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit ihres Nachrichtendienstes untergraben ist, nützt auch alle Sympathie unsern Feinden nichts mehr, wozu man in allen spanisch sprechenden Ländern den Franzosen gegenüber immer noch ge-

Digitized by Google

neigt ist. Der Erscheinungsort des Blattes läßt eine Beeinflussung des Schreibers durch direkte deutsche Nachrichten ziemlich ausgeschlossen erscheinen; von einer vorgefaßten Parteilichkeit für Deutschland lassen die Ausführungen übrigens meiner Meinung nach nichts erkennen. Wir können den Aufsatz also als ein erfreuliches Zeichen dafür nehmen, daß auch in Kreisen, die uns heute in jeder Beziehung noch sehr fern stehen, allmählich Urteile zu unsern Gunsten entstehen und ausgesprochen werden. Wir wollen daran die Hoffnung knüpfen, daß sich im lateinischen Amerika noch manche kleine und kleinste Blätter finden mögen, die derartige Überlegungen verbreiten. Besser kann unserm eigenen Nachrichtendienst in der betreffenden Landessprache nicht vorgearbeitet werden, wofür sich in dieser Kriegszeit ja manche vielversprechenden neuen Ansätze gebildet haben und der in Zukunft noch ganz anders als bisher von uns gepflegt werden muß.

Altona. R. Wagner.

I. Der Chauvinismus des französischen Kabels.

Die französische Kabelgesellschaft, auf deren Netz die Dominikanische Republik allein für Auslandstelegramme angewiesen ist, knausert in ihrem übermäßigen Patriotismus und in der einseitigen Form, in der sie die auf den europäischen Krieg bezüglichen Nachrichten wiedergibt, nicht mit „Enten" in ihrem ganzen Nachrichtendienst, was besonders in den aus französischen Plätzen stammenden Telegrammen hervortritt. Da müssen wir uns also von den Mitteilungen nähren, welche die Presse des unparteiischen Auslandes enthält, die wir im Austausch erhalten; denn der Kabeldienst teilt uns nur angebliche Siege der Alliierten, vor allem der Franzosen, mit. Das hat schon so weit geführt, daß seriöse und verständige Leute den Kabelnachrichten überhaupt keinen Glauben mehr schenken, mögen sie wahr oder erfunden sein, um so mehr, als man's den Telegrammen beim Lesen ja nicht ansehen kann, ob die Wahrheit drin steht, oder ob es sich um eine bloße „Ente" handelt.

Während des ganzen Monats August teilte uns das Kabel mit, daß Lüttich immer noch unbesiegt wäre und tapferen Widerstand leistete, während die Stadt mit ihren Forts am 7. August durch das deutsche Heer genommen worden ist; dasselbe passierte mit Brüssel und fast allen Plätzen Belgiens. Die Stadt und Festung Antwerpen, die nach der französischen Presse „ihresgleichen in der Welt nicht hatte" und die als „durchaus uneinnehmbar" bezeichnet wurde, wurde von den Deutschen am 9. Oktober besetzt, und bis in diesen Monat Dezember hat das Kabel uns diese Nachricht noch nicht gebracht, sondern hat im Gegenteil berichtet, daß die Stadt dem Sturm des feindlichen Heeres widerstanden habe.

Das Gebiet Belgiens ist vollständig durch das deutsche Heer reingefegt worden, trotz des zähen und tapferen Widerstandes der belgischen Armee, die damit eins der glänzendsten Beispiele von Mut und Patriotismus geliefert hat; trotz-

Digitized by Google

dem sind aber die durch das Kabel erhaltenen Nachrichten in völligem Widerspruch mit den Tatsachen.

Während das deutsche Heer auf französischem Boden vorrückte, blieb das Kabel dabei und fährt auch jetzt noch fort, Niederlagen zu melden, welche die Franzosen den Deutschen beigebracht haben. Als die Deutschen die erste französische Verteidigungslinie durchbrachen und nach dem großen Sieg bei St. Quentin auch die zweite, „die furchtbarste, der die Sachverständigen einen außerordentlich hohen Verteidigungswert zusprachen", und dann bis auf 35 Kilometer an Paris herankamen, unterhielt uns das französische Kabel mit seinem Geschwätz und wollte die Leser auf jeden Fall davon überzeugen, daß das französische Heer dabei sei, das Land von einem so furchtbaren Feinde zu befreien.

Von dem Mißgeschick des englischen Heeres in Belgien und seiner Niederlage hat uns der Telegraph auch nichts gemeldet; das haben wir durch die Presse Italiens, Spaniens und der Vereinigten Staaten erfahren.

Der französische Kabeldienst ist kostspielig und unzuverlässig. Der übertriebene Chauvinismus, den er in der Regel zum Ausdruck bringt, gereicht nicht nur den Lesern zum Schaden, sondern ihm selbst; denn das Publikum glaubt seinen Meldungen nicht immer.

II. Die angeblichen deutschen Greueltaten.

Viel hat das französische Kabel und die französische Presse über Greueltaten und Verbrechen an der Menschheit berichtet, welche die Deutschen in Belgien und Frankreich begangen haben. Wenn alle jene Berichte wahr sind, dann will das heißen, daß überall mit Wasser gekocht wird, und daß man nicht hier im lateinischen Amerika wie die Wilden lebt, abwechselnd zwischen Verbrechen und Räubereien, sondern im kultiviertesten Europa, in Deutschland, Belgien, Frankreich, Österreich, Rußland usw.; denn alle diese Staaten liegen im Krieg miteinander und beschuldigen sich gegenseitig wahrer oder angeblicher Schandtaten. In der italienischen, spanischen, dänischen und nordamerikanischen Presse habe ich wichtige Dokumente veröffentlicht gesehen, welche die grauenhaften Taten, die den Deutschen von ihren Feinden nachgesagt werden, als Lügen nachweisen. Die Gelehrten Deutschlands haben als Vertreter von Kunst und Wissenschaft einen Protest an die Kulturwelt gerichtet, in welchem sie darlegen, daß nicht Deutschland schuld am Kriege ist, und daß es dem Geist der Deutschen nicht entspricht, Städte, Kunstwerke usw. zu zerstören, noch Greuel- und Schandtaten zu verüben. Dieselbe Presse erzählt, daß die deutsche Vorhut beim Durchmarsch durch belgische Ortschaften an vielen Häusern mit Kreide Anschriften anbrachte wie die folgenden: „Nicht schädigen, man tat uns Gutes", „Nur alte Leute", „Hier wohnt eine Wöchnerin", „Hier

Digitized by Google

wohnt eine arme Greisin" usw. Sowohl die Presse als auch Privatpersonen neutraler Staaten bestreiten die Anschuldigungen von Barbarentum, das die Deutschen nach den Berichten ihrer Feinde im Kriege gezeigt haben sollen.

Frankreich und Deutschland sind die beiden Staaten, welche in kultureller Beziehung an der Spitze des europäischen Kontinents stehen; sollte es also möglich sein, daß diese beiden führenden Nationen sich damit beschäftigen, solche Verbrechen an der Menschheit zu begehen, wie die einen den andern nachsagen? Die Alliierten nennen die Deutschen „Barbaren", und die Deutschen nennen jene ebenso; die englische Presse sagt von den Deutschen und Österreichern: „Man darf kein Mitleid haben", „Delenda est Germania", und die deutsche Presse ruft dasselbe gegen die Alliierten.

III. Die Zuaven und die Franktireurs.

Die Zuaven sind Algier, Marokkaner usw., das heißt afrikanische Neger, die von Frankreich und England als Infanteriesoldaten auf die Schlachtfelder geführt sind. Das kann man wahrhaftig ein Verbrechen an der Menschheit nennen: die freigelassenen Sklaven Afrikas heranzubringen und der reinen weißen Rasse gegenüberzustellen; das scheint unglaublich, und doch ist es Wahrheit! Die Folgen dieses Imports werden verderbliche für ganz Europa sein. „Der Neger sieht den Weißen als höher stehend an, als ein übernatürliches Wesen, das mit einer wunderbaren Zerstörungsgewalt ausgestattet ist; nichts scheint ihm für ihn unmöglich; er glaubt fest an den Fetisch des Weißen. Diesen Glauben oder Aberglauben wird er verlieren, wenn man ihn als gleichwertig neben die weißen Truppen stellt. Die Franzosen werden in erster Linie unter den Folgen zu leiden haben in Marokko, Senegambien, an der Elfenbeinküste, in Dahomé und am Kongo. Aber noch größerer Schaden wird für die Engländer in Südafrika erwachsen, wo die englische Herrschaft über Kaffern und andere Stämme nicht genügend sicher begründet ist .... England und Frankreich werden den traurigen Ruhm haben, das Grab der europäischen Kultur in Afrika gegraben zu haben." Das sagte der Gouverneur von Puttkamer am Anfang des Krieges.

Der heutige Kampf in Europa rehabilitiert für uns gewisse Titulaturen und grobe Spottnamen, welche die Europäer auf die Latino-Amerikaner anwenden, sobald sie auf unsere Politik zu sprechen kommen; wir sind nicht nur die einzigen Barbaren und Banditen, welche es außer in Afrika in der Welt gibt; das Bandenwesen und das Guerillasystem, das im lateinischen Amerika so viel angewandt wird, ist bei den Kriegführenden Europas unter dem Namen der „Franktireurs" ausgebildet. Mit diesem Namen bezeichnet man im französischen und belgischen Heerwesen dasselbe, was wir im spanischen Amerika „Guerrilleros" (Freischärler) nennen; für die Europäer ist dabei aber der er-

Digitized by Google

schwerende Umstand nicht außer acht zu lassen, daß unsere „Guerrilleros" oft eine gewisse militärische Organisation haben und fast immer Leute mit ruhigem Gewissen sind, während die „Franktireurs" Europas Verrat und Meuchelmord verüben in einer Umwelt, die nach Rasse, Sitte, Empfindungsleben und Kultur von der unsrigen weit verschieden ist. Wir sind „Indospanier", und unsere Geschichte zählt nicht mehr als 400 Jahre; wie alt sind dagegen die Europäer? Unsere Zivilisation sollte der europäischen nicht gleichwertig sein, und trotzdem ... unsere Taten von Unkultur, die man uns jenseits des Weltmeers vorhält, haben also Konkurrenz bei den kultiviertesten Bewohnern der Erde erhalten.

IV. Das intellektuelle Deutschland.

Man hat uns mit guten Gründen wieder und wieder gesagt, und wir Bewohner des lateinischen Amerika wissen das alle, daß Paris die geistige Metropole der Welt ist. Ich will diese Behauptung nicht widerlegen; ich will nur noch mehr darauf hinweisen, welchen wohltätigen Einfluß der Schulmeister ausübt, den man in unsern Ländern so geringschätzig behandelt. Es ist öffentlich bekannt und in den Chroniken und Geschichtsbüchern niedergelegt, sowohl in Deutschland wie in Frankreich, in Europa und in Amerika, und auch der berühmte Bismarck hat gesagt, das Preußen 1870 dem Schulmeister seinen Sieg über Frankreich verdankte. Dieser Märtyrer der Zivilisation und des Fortschritts bildete das Volk aus, das durch die Heere Napoleons III. angefallen werden sollte, und dieser selbe Erretter, dieser selbe Schullehrer hat das Volk ausgerüstet, das heute wiederum sich so vielen und so mächtigen und von allen Seiten andringenden Feinden gegenübersieht und einer so beträchtlichen numerischen Überlegenheit auf der Seite seiner Feinde. Unzweifelhaft marschierte Deutschland an der Spitze der Kulturnationen in der Ausbildung seines öffentlichen Unterrichts. Die folgenden Daten, die der spanische Schriftsteller E. Navarro Salvador über den intellektuellen Fortschritt Deutschlands veröffentlicht, beweisen das Gesagte:

„Betreffs des Kulturunterschiedes zwischen den kämpfenden Massen braucht man nur auf eine Tatsache hinzuweisen. Nach den Ausführungen der Militärpresse Rußlands und der Schweiz, die beide durchaus unparteiisch sind, ebenso wie die Spaniens, worin sie wiedergegeben sind, wurden bei der letzten deutschen Rekrutenaushebung unter 206 218 Tauglichen für das Landheer und 22 887 für die Marine die verschwindend kleine Zahl von 129 Analphabeten (bei der Marine nur 2) gezählt, wovon die Hälfte Fremde waren. Das bedeutet also einen Prozentsatz von 0,056 (0,009 Prozent bei der Marine), gegen 3,49 Prozent in Frankreich, wobei der Prozentsatz bei den französischen Streitkräften der Grenzprovinzen auf 14 Prozent anwächst. Während in Deutschland erst auf 2000 Männer ein des Lesens und Schreibens Unkundiger kommt,

Digitized by Google

findet man in Frankreich 280 unter 2000, das bedeutet also ein 280 mal ungünstigeres Verhältnis. Unsere Leser kennen schon aus unsern vielen, den Kulturproblemen gewidmeten Arbeiten, von denen einige von den besten Militärschriftstellern Spaniens uud des Auslandes anerkannt sind, die sehr hohe Stufe, welche Deutschland in der Volksbildung erreicht hat."

V. Belgien und sein Verteidigungskampf.

Die deutsche Regierung erbat von der belgischen, daß man den Durchmarsch des deutschen Heeres durch belgisches Gebiet erlaube; aber Belgien verweigerte dies, um seine Neutralität aufrechtzuerhalten. Da es für Deutschland klar war, daß Belgien stark im Einvernehmen mit Frankreich und England stand und daß diese Mächte durch belgisches Gebiet vordringen könnten, und weiter um seine militärischen Operationen besser ausführen zu können, rückte Deutschland mit seinen mächtigen Heeren heran mit der Absicht, den Durchmarsch gegen jeden Widerstand zu erzwingen. Belgien schickte sich an, seine Neutralität mit Gewalt aufrechtzuhalten, und Heer und Volk setzten dem Eindringling den heldenhaftesten und glänzendsten Widerstand entgegen, den man sich vorstellen kann. Die Zähigkeit und der Patriotismus der Belgier wurde auf eine schwere Probe gestellt, und gegenüber einem in jeder Beziehung überlegenen Heere mußten sie natürlich unterliegen; aber diese Niederlage ist ein Triumph für Belgien; denn sie hat der Welt seinen Mut und Heldengeist bekanntgegeben.

„Trotzdem die Belgier ein im wesentlichen industriell tätiges Volk sind und wenig zu Kriegsunternehmungen neigen, haben sie dem Vordringen der deutschen Truppen einen zäheren und energischeren Widerstand entgegengesetzt als selbst die Franzosen, die sich auf diesen Konflikt doch seit ca. 40 Jahren vorbereitet haben."

Ich lese in der europäischen Presse, daß Sir Edward Grey bei Deutschland eine Friedensvereinbarung vorgeschlagen hat, deren Grundlage die Aufteilung Belgiens unter die beiden Mächte bildete. Ich glaube nicht an diesen Bericht, denn man kann unmöglich annehmen, daß England so bei Beginn des Konfliktes den Pferdefuß gezeigt haben sollte. Belgien, das einen so zähen Widerstand geleistet hat, um das eindringende Heer am Betreten seines Bodens zu verhindern, das zur Selbstaufopferung schritt, um seine Landeshoheit unversehrt zu erhalten, das den Versprechungen der Alliierten vertraut hat, das um diesen zu helfen gekämpft hat, mehr als irgendeiner gegen eine unzweifelhafte Überlegenheit, und das in einem Wort zum Opfer wurde, zum Opfer, das einen Sieg bedeutet, weil es eine offene Unterstützung für die Alliierten war, — dieses Belgien käme zum Schluß des Kampfes dahin, ein leckerer Bissen für den Herrschaftshunger seiner Genossen, der verbündeten Nationen zu sein.

Digitized by Google

England bot Belgien seine Unterstützung an, wenn es unter allen Umständen den Einmarsch der Deutschen in sein Gebiet verhindere, und schickte tatsächlich ein Heer zur Verstärkung der Belgier in Ostende. England erklärte in der Nacht vom 4. auf den 5. August den Krieg an Deutschland, weil es in belgisches Gebiet einmarschiert war; das heißt, es zog zur Verteidigung eines schwachen Volkes aus, zur Verteidigung des von den Deutschen gebrochenen und geschändeten Rechts. Aber verfolgt dabei England seine Absichten mit Belgien? Ist es zur Verteidigung des Rechts geschritten, um danach dieses selbe Recht zu brechen und seine Macht auf den Kontinent auszudehnen? Nur die englische Regierung kann das wissen. So verwunderlich würde es nicht sein, denn wenn der Starke den Schwachen verteidigt, so hat er irgend einen Vorteil oder Verdienst im Auge. Wir wollen hoffen, daß wenn der Friede kommt, Belgien nicht sein „De profundis" zu singen hat.

Zu meinen Ausführungen über den europäischen Krieg hat mich keinerlei Parteilichkeit bewogen; ich wollte nur dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, und da bis zu uns her nur das Läuten einer Glocke reicht, wollte ich aus den Angaben der neutralen europäischen Presse, die im Austausch in meine Hände gelangt, etwas darüber bekanntmachen, wie bis zum Monat November der europäische Weltbrand verlaufen ist; ich mache dabei nochmals darauf aufmerksam, wie mangelhaft unser Nachrichtendienst hierüber ist.

The Christmas Ship from America.

The day in Munich Mr. O'Laughlin describes as the happiest of his life. The city of Munich gave in his honor a banquet in the beautiful Gothic assembly room of the city hall. This was attended by distinguished people and presided over by the Oberburgermeister of Munich, Dr. von Borscht, who is so loved by the American colony. He most fittingly spoke of the human sympathy that prompted the gift and the sincere appreciation on the part of the German people. Mr. O'Laughlin responded happily and told how quick was the response to the suggestion made by the press of America. During the dinner Christmas songs were rendered by a large choir of school children. They afterwards became the recipients of the many gifts on the beautifully decorated Christmas tree. (Aus American Notes in Munich.)

Digitized by Google

Fürsorge für die Kriegsbeschädigten.

Von Sanitätsrat Dr. Karl Graßmann in München.

Die Ernte dieses Krieges an Verwundeten, Verstümmelten oder sonst dauernd an der Gesundheit Geschädigten wird die Verhältnisse früherer Kriege wohl weit hinter sich lassen. Nicht nur wird er mit Millionenheeren geführt, auch sonst müssen eine Reihe von Umständen das Maß an bleibendem Kriegsschaden für unsere Bevölkerung weit hinauftreiben: Die hochentwickelte Technik der Vernichtungsmittel, die daraus sich ergebende Massenhaftigkeit der Kriegsverletzungen, die außerordentlich schwierigen und höchste Anforderungen an die Gesundheit mit sich bringenden Umstände, unter welchen der Kampf geführt wird usw. Dazu kommt, daß z. B. gegenüber den Verhältnissen unseres letzten großen Krieges eine relativ viel höhere Zahl von Kriegsverwundeten ihre Verwundung überleben wird, denn die inzwischen gemachten Fortschritte der medizinischen und hygienischen Wissenschaft, welche besonders auch in der Bekämpfung der früher so mörderischen Wundinfektionskrankheiten und Seuchen die größten Erfolge erzielt, läßt auch relativ viel mehr der Kriegsteilnehmer mit ihren Beschädigungen aus dem Kriege nach Hause kehren. Darunter sind nicht nur die Kriegskrüppel in eigentlichem Sinne zu verstehen, sondern auch jene Teilnehmer, welche durch innere Krankheiten, besonders Nervenleiden, Herzkrankheiten, Rheumatismus usw. dauernd an ihrer Gesundheit Schaden gelitten haben. Dieser Art Kriegsbeschädigter wird es wohl nach dem Kriege nach der Meinung berufener Leute sogar noch mehr geben als von eigentlichen Kriegskrüppeln. So besteht wohl in großem Umfang die naheliegende Befürchtung, daß das Bild des zum Krüppel geschossenen Veteranen auf unsern Straßen noch zahlreicher werden wird als nach den früheren Kriegen. Aber doch wird diese Befürchtung sich nicht erfüllen, denn glücklicherweise sind den Einflüssen gegenüber, welche die Opfer des Krieges steigern, auch die Hilfsmittel gewachsen, welche ermöglichen, sie zu verringern. Vor allem sind es in dieser Hinsicht die Leistungen der modernen Medizin, speziell der Chirurgie und Orthopädie, welche schadenmindernd wirken und es darf wohl in Kürze hier auf die hauptsächlichsten Momente hingewiesen werden, welche die scheinbar maßlose Anhäufung von Kriegsbeschädigten in ganz erheblichem Grade herabdrücken werden. Vor allem ist die erste chirurgische Behandlung des Kriegsverletzten — und davon hängt ja ebenso oft wie im Frieden, sehr häufig das ganze künftige Schicksal des Verwundeten hinsichtlich seiner späteren sozialen Leistungsfähigkeit ab — durch die Anwendung antiseptischer und aseptischer Behandlungsgrundsätze, welche seit 1870 durchgehends Platz gegriffen hat, eine unendlich wirksamere gegenüber früher geworden, so daß es von vornherein zu den zahllosen schweren Wundkrankheiten nicht mehr kommt, welche früher so viele Opfer forderten. So dient die ganze chirurgische Behandlung des Kriegsverletzten vom ersten Augenblicke an der Verhütung der Folgen von Kriegsbeschädigung, also dem wichtigsten Moment in der ganzen Frage. Die moderne Chirurgie lehrt uns Krankheitszustände, welche früher unweigerlich mindestens zu schwerer Arbeitsbeschränkung geführt hätten, zur Heilung zu bringen oder einen Zustand herbeizuführen, welcher noch ein bedeutendes Maß von Arbeitsfähigkeit zuläßt. Gegenüber der früheren Kriegschirurgie,

Digitized by Google

welche in der Absetzung verletzter Glieder naturgemäß äußerst radikal verfuhr — man erinnere sich nur an die schauerlichen Beschreibungen aus der Völkerschlacht bei Leipzig oder aus dem Krieg 1870/71 — ist die heutige Behandlungsmethode unendlich viel mehr schonend und erhaltend. So gelangen schwere Schußfrakturen, welche früher unweigerlich zur Amputation geführt hätten, heute zur Heilung mit Erhaltung des verletzten Gliedes und nur relativ geringfügiger dauernder Gebrauchsbeschränkung. Auch die Art des Transportes, die ganze Organisation des möglichst raschen Rücktransportes in die Heimatlazarette, die bessere Verpflegung der Kriegsverwundeten wirken als mächtige prophylaktische Mittel gegen die Kriegsbeschädigung. Dazu kommt die Schaffung einer hochentwickelten Verbandtechnik, besonders die Ausbildung der fixierenden Verbände und das ganze Heer der neuen orthopädischen Hilfsmittel. Es besteht kaum schon eine rechte Vorstellung darüber, wie weit die Leistungsfähigkeit der modernen Chirurgie und Orthopädie gegenüber den Kriegsbeschädigungen heute geht. So wird z. B. bei Kopfschüssen, welche zu schweren Lähmungserscheinungen geführt haben, das Gehirn selbst chirurgisch durch Entfernung von Knochensplittern, Aufsuchung und Eröffnung von Gehirnabszessen angegangen und in manchen Fällen ein sehr gutes Resultat erzielt, die höchst zahlreichen Schußverletzungen peripherer Nerven, welche zu schweren Lähmungen führen, werden heutzutage chirurgisch in der Weise behandelt, daß zerrissene Nerven durch die Naht, eventuell unter Einschaltung eines Stückes eines gesunden Nerven wieder vereinigt werden oder sie werden im spätern Verlaufe an der Verletzungsstelle aufgesucht, aus Verwachsungen befreit und dadurch ihrer Funktion wieder zugänglich gemacht. Bei den schweren Sehnenzerreißungen tritt ebenfalls die Verpflanzung von gesunden Sehnenstücken, sogar die Einfügung künstlicher Sehnen in ihr Recht, so daß wichtige Gliedmaßen, deren Bewegungsfähigkeit rettungslos dahin schien, wieder bewegungsfähig gemacht werden. Bei der vorkommenden Versteifung von Gelenken gibt es Methoden, sie auf blutigem Wege wieder beweglich zu machen, ebenso in jenen Fällen, wo es zur ungünstigen Verwachsung von zwei nebeneinanderliegenden Knochen gekommen ist. Die schwere in der Bildung sogenannter Aneurysmen bestehende Kriegsverletzung, welche früher so oft zum Verlust des betreffenden Gliedes führte, wird heute in zahlreichen Fällen durch die Operation glücklich behoben, ebenso ist es mit den Folgen von Lungenschüssen und anderen Verletzungen wichtiger innerer Organe, welche heute nicht mehr wie früher ihren Träger zum lebenslänglichen Siechtum zu verdammen brauchen. Dazu kommen dann die wundervollen Fortschritte hinsichtlich der unblutigen Behandlungsmethoden und Behelfe, z. B. der weiteren Ausgestaltung der elektrischen Behandlungsweise, der Heißluftbehandlung, der medico-mechanischen Apparate, der Konstruierung sinnreicher künstlicher Glieder und Prothesen, welche letztere besonders bei den schweren Verstümmelungen im Gesicht segensreich in ihr Recht treten.

So erreichen es die Bestrebungen der Ärzte, welche ich hier nur kurz andeutete, in immer höherem Maße, die schweren Folgen der Verletzungen auf das erreichbar geringste Maß herabzudrücken. Der größte Fortschritt aber muß wohl darin angestrebt werden, und dieses Ziel ist auch schon in bedeutendem Maße erreicht, nicht nur die Wunden zu heilen, sondern auch beim kriegsverletzten Soldaten die möglichst große Arbeitsfähigkeit wieder herzustellen.

Digitized by Google

Innerhalb der Unfallgesetzgebung wird dieses Ziel bekanntlich heute schon nach allen Richtungen praktisch verfolgt und nun handelt es sich darum, dieses Prinzip auch in möglichst vollendeter Weise auf den kriegsbeschädigten Soldaten zu übertragen. Aus den Erfahrungen, welche wir aus unserer sozialen Gesetzgebung schöpfen, wissen wir die unermeßliche Bedeutung der Tatsache, daß es nicht nur gilt, verletzte Gliedmassen zu heilen, sondern ihnen auch ein möglichst hohes Maß von Beweglichkeit zu erhalten oder wieder zu gewinnen, denn davon hängt ja später in erster Linie die berufliche Wiederbetätigung des Verletzten ab. Die Wichtigkeit der Nachbehandlung der Kriegsverletzung springt ohne weiteres in die Augen und seit wir besonders bei der praktischen Durchführung der Unfallgesetzgebung so recht gelernt und erlebt haben, ein wie hohes wirtschaftliches Gut die Arbeitskraft jedes einzelnen Mannes ist, ergibt sich ohne weiteres als dringende Forderung gegenüber den Kriegsverletzungen eine möglichst weitgehende Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit auch unserer verwundeten Soldaten. Denn hinsichtlich des Wertes in volkswirtschaftlicher Hinsicht sind ja bei der Zusammensetzung unseres Heeres Arbeiter und Soldat identische Größen. Die Gewinnung eines möglichst hohen Maßes von Erwerbsfähigkeit, welche das Ziel der Behandlung und der sogenannten Nachbehandlung sein soll, hat auch unsere Militärsanitätsverwaltung dazu veranlaßt, die kriegsverletzten Soldaten nicht nur bis zur Heilung ihrer Verletzungen in den Lazaretten behandeln und pflegen zu lassen, sondern weiter zu gehen und sie solange mit den ihr zu Gebote stehenden Hilfsmitteln auch der Nachbehandlung zu unterziehen, bis eben jenes Maß von Erwerbsfähigkeit erreicht ist, welches im gegebenen Falle noch erwartet werden kann. Dadurch wird sich erzielen lassen, daß ein sehr großer Teil der durch den Krieg dauernd Beschädigten wieder der produktiven, erwerbenden Tätigkeit in den verschiedensten Berufen zugeführt werden kann.

Die Verwendung von nur halben Arbeitskräften bietet ja praktisch manche Schwierigkeiten. Volkswirtschaftlich betrachtet ist sie jedoch durchaus nicht zu unterschätzen. Wir wissen aus der systematischen Organisation der Krüppelfürsorge in Deutschland, welche Nicht-Kriegsverletzte betrifft, daß durch die Arbeit der erwerbsfähig gemachten Krüppel jährlich zirka 50 Millionen verdient werden. Durch die Krüppelfürsorge in diesem Sinn werden also, dafür ist der Beweis längst erbracht, nicht nur Zehntausende von Almosenempfängern jährlich weniger, sondern aus diesen Almosenempfängern werden erwerbende Kräfte, mit andern Worten auch Steuerzahler gemacht. So liegt auch die volkswirtschaftliche Bedeutung einer rationellen Fürsorge für die Kriegskrüppel ohne weiteres auf der Hand. Jeder, der aus dem Felde mit mehr oder minder schwerer Beschädigung heimkehrt, muß vor allem davon unterrichtet werden, daß er kein Almosenempfänger um jeden Preis zu werden braucht. In diesem Sinne darf weder der Kriegsverletzte noch die breite Öffentlichkeit den Hauptwert auf den Umstand legen, daß den Kriegsbeschädigten die gesetzliche Rente erwartet, wie sie im einzelnen im Mannschaftsversorgungsgesetz vom 31. Mai 1906 festgelegt ist. Diese Rente als der Hauptausdruck der bisherigen staatlichen Fürsorge für den kriegsbeschädigten Soldaten ist gewiß ein nicht zu unterschätzender Ausdruck der Dankbarkeit des Vaterlandes für den Mann, welcher seine Gesundheit und Kraft geopfert hat und schützt ihn in der Hauptsache vor eigentlicher Nahrungssorge. Aber damit kann man nicht mehr sich

Digitized by Google

zufrieden geben, sondern dieser Art Hilfe muß noch eine andere Fürsorge an die Seite treten. Das große Heer der Kriegsbeschädigten muß keineswegs nur im volkswirtschaftlichen Interesse der Allgemeinheit, sondern besonders auch im Interesse jedes einzelnen verletzten Mannes wieder zu einem schaffenden und erwerbenden Volksteile gemacht werden. Denn der Empfang einer Rente kann niemals den inneren Wert der Arbeit und Tätigkeit ersetzen, niemals zu einer Befriedigung und zur Erhaltung der körperlichen und geistigen Kräfte zureichen.

Um diesem Ziele näher zu kommen, dazu bedarf es vor allem einer gewissen Einsicht des Verwundeten selbst in die Leistungsfähigkeit der heutigen ärztlichen Kunst und diese Einsicht wird der einzelne nicht gewinnen, wenn sie nicht tiefer in die Öffentlichkeit überhaupt eingedrungen sein wird. Der Pessimismus, mit dem die Umgebung kriegsverletzter Soldaten nicht selten an ihn herantritt, ist in den meisten Fällen nicht berechtigt. Die Erfahrung an der Friedenskrüppelfürsorge zeigt, daß es bei gutem Willen und großer Energie ein eigentliches Krüppeltum, das nur auf Almosen angewiesen wäre, nicht mehr gibt. Der Verstümmelte muß wissen, daß z. B. der Verlust eines Armes ihn noch lange nicht aus der Zahl der erwerbenden Berufe hinausdrängt. Man braucht da ja nicht gleich an die staunenswerten Leistungen von Geza Graf Zichy zu denken, der trotz des Verlustes des rechten Armes es zu fabelhaften Leistungen gebracht hat und sogar ein Klaviervirtuose der linken Hand geworden ist. Aber die praktischen Erfahrungen, welche die moderne Orthopädie an den Insassen der 54 deutschen Krüppelheime gemacht hat, beweist, was bei gutem Willen und systematischer Anlernung auch von Verkrüppelten noch geleistet werden kann und daß sie fähig gemacht werden, sich zu einem großen Teile ihr Brot durch Erwerbsarbeit zu verdienen. In den deutschen Krüppelheimen werden 51 verschiedene Arten von Erwerbsmöglichkeiten zurzeit gelehrt, z. B. Korbflechten, Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, Buchbinden, Bandagen fertigen, Schlosserei, Glaserei, photographisches Arbeiten, Maschinenstrickerei, Schnitzen, landwirtschaftliche Arbeiten usf. Schon innerhalb des gegenwärtigen Krieges ist nach den Mitteilungen, welche kürzlich in Berlin von einem österreichischen Militärarzt gemacht worden sind, Österreich in dieser Hinsicht sehr zielbewußt vorgegangen, indem es eine große Invalidenschule mit 2500 Betten eingerichtet hat, wo die Verletzten in der Hantierung mit Maschinen, mit landwirtschaftlichen Geräten usw. unter der Leitung technisch erfahrener Leute unterrichtet werden. Auch in Deutschland sind ja einzelne Schulen z. B. für Einarmige schon da und dort eingerichtet. Die Mitteilungen von Professor Biesalski, Berlin, welche er speziell auch in einer kürzlich erschienenen Broschüre (Kriegskrüppelfürsorge, mit 84 Figuren, Verlag von L. Voß, Leipzig) gemacht hat, zeigen höchst anschaulich, daß die moderne Orthopädie sogar einem Menschen, der beide Arme und beide Beine verloren hat, durchaus nicht hilflos gegenübersteht. Diese Tatsachen müssen in den Gesichtskreis des großen Publikums gelangen; dann wird mancher Kriegsbeschädigte seine verzweifelten Befürchtungen hinwerfen.

Damit ist es aber nicht getan. Denn hier erheben sich zwei große Aufgaben auch dem arbeitswilligen Kriegsverstümmelten gegenüber, nämlich die Frage der Neuanlernung von erwerbbringenden Tätigkeiten und der Arbeitsvermittlung. Die Annahme, daß von den Kriegsbeschädigten von vorneherein ein sehr großer Teil nicht mehr fähig sein werde, zum alten Beruf zurückzu-

Digitized by Google

kehren, trifft nicht zu. Nach den gemachten Stichproben sind nur 5 bis höchstens 10 Prozent der Verletzten in die Notwendigkeit versetzt, einen völlig neuen Beruf zu ergreifen, während der größte Teil innerhalb der früher gelernten Beschäftigung weiter verwendet werden kann. Dieser letztere Weg ist aus vielen Gründen anzustreben, und besonders ist zu wünschen, daß möglichst wenige der Kriegsverletzten ihr Heil darin suchen, in Berufen unterzukommen, welche ohnehin schwer unter Überfüllung und relativ geringer Erwerbsmöglichkeit leiden, z. B. dem Schreiberberufe, untergeordneten Bureautätigkeiten usw. Im Laufe der letzten Monate wurde die Frage der Zuführung unserer Kriegsverletzten in die alten oder in neue Berufe in ganz Deutschland systematisch in Angriff genommen und eine Anzahl von Städten, z. B. Freiburg i. B., auch München, sind durch zweckmäßige Einrichtungen zum Teil mehr privater Natur der Organisation vorangegangen, welche jetzt im großen Maßstabe meistens von seiten der Landesregierungen in die Wege geleitet worden ist. Speziell in Bayern hat das Staatsministerium des Innern die Frage der Kriegsinvalidenfürsorge im vollen Umfang in die Hand genommen und die Grundsätze festgestellt, nach welchen vorgegangen werden soll. Auf das einzelne ist hier nicht einzugehen. Wichtig ist vor allem der eine Grundsatz, daß der Schwerpunkt der Fürsorge für die Erwerbsfähigkeit schon in der Lazarettbehandlung, also in der rein ärztlichen Behandlung und in der sogenannten Nachbehandlung gegeben ist. Als wichtiges Mittel, die Kriegsverletzten wieder geeigneten Berufen zuzuführen, stellen diese Grundsätze dann eine organisierte Berufsberatung auf, wofür eine Reihe mitwirkender Kräfte notwendig ist, vor allem das Urteil des Arztes, speziell des orthopädischen Facharztes über das Maß der wieder zu erlangenden Kräfte und Fähigkeiten, dann aber auch anderer Vertrauensmänner aus dem Kreise des praktischen Berufslebens, sowie Arbeitsnachweisbeamter, Lehrer von Fachschulen, Seelsorger usf. Die Grundsätze sehen die Ausfertigung von Fragebogen vor, welche für den Zweck der Berufsberatung vorzubereiten und einem besondern Ausschuß zu übertragen sind. Nach der Entlassung aus dem Lazarett, soweit wie möglich auch schon in den Lazaretten selbst muß dann die notwendig werdende Berufsausbildung einsetzen und zwar ist hier an Lehrgänge in Krüppelanstalten, Fachschulen und Handwerkerkursen, in Industrie und Gewerbebetrieben, alles möglichst in der Heimat der Kriegsverletzten gedacht. Unterrichtskurse für Erblindete und Ertaubte sind vorgesehen. Die zweite Hauptaufgabe, nämlich die Arbeitsvermittlung wird in den vom Ministerium veröffentlichten Grundsätzen in eingehender Weise geregelt, indem Stellennachweise für Kriegsinvalide eingerichtet werden, denen es obliegt, eine ausreichende Zahl geeigneter Arbeitsstellen in Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie, Handel und Hauswirtschaft zu dauernder Beschäftigung und entsprechender Entlöhnung der Kriegsinvaliden zu gewinnen.

In München ist in jüngster Zeit zur Ausführung dieser ministeriellen Richtlinien eine Beratungsstelle für Kriegsbeschädigte gegründet worden, welche drei Zweige umfaßt. Einmal ist eine Beratungsstelle im Rathaus ins Leben gerufen, welcher eine Anzahl freiwilliger Berater und Helfer mit umfassender Sachkenntnis anzugliedern ist, ferner ist beim Arbeitsamt die Vermittlungsstelle betreff der Aufnahme in die verschiedenen Berufe eingerichtet und schließlich wird an der Städtischen Gewerbeschule eine Fortbildungsstelle ins Leben gerufen, um den Kriegsinvaliden in kleinen Handgriffen zu unterrichten und

Digitized by Google

nachzubilden. Die Beziehungen dieser Beratungsstelle, welche auch den übermäßigen Andrang zu bestimmten Berufen, z. B. zum Bürodienst hintanzuhalten hat, zu den Lazaretten wird in erfolgversprechender Weise geregelt. So kann wohl erwartet werden, daß nicht nur der Kriegsinvalide über die für ihn in Frage kommenden Berufsmöglichkeiten sachgemäß orientiert wird, sondern daß auch die schon wiederholt ausgesprochene Bereitwilligkeit der Arbeitgeber in zielbewußter Weise im Interesse unserer Kriegsverletzten benützt und wachgehalten wird. An der ganzen Frage sind noch eine Reihe öffentlicher Organisationen außer dem Staate selbst beteiligt, die Berufsgenossenschaften, die Landesversicherungsanstalten, die verschiedenen Vereinigungen in Handel und Industrie, die Arbeitsnachweise und Arbeitersekretariate, Gewerbevereine, Arbeitgeberverbände, Krankenkassen, die verschiedenen Einrichtungen des Roten Kreuzes usw. Doch kann auf diese Beziehungen hier nicht mehr eingegangen werden.

Die Aufgabe der Fürsorge für unsere Kriegsbeschädigten ist eine große, auch in Anbetracht der Mittel, welche ihre Durchführung erfordert. Auch sie wird gelöst werden und zwar nicht allein durch Mitleid im Sinne des alten Patriarchalismus, sondern im Geiste unserer sozialdenkenden und -handelnden Zeit.

Unser Mitarbeiter Professor Hans Friedenthal in Nikolassee sendet uns folgendes Autoreferat:

Über Nährwerterschließung von Heu und Stroh.

Vortrag auf der Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Vereins zu Breslau, den 16. März 1915.

Der Krieg, in welchem Deutschland und seine Verbündeten gegen die vereinte Bosheit und Gehässigkeit der halben Welt zu kämpfen hat, bringt uns auf allen Gebieten eine Umwertung der Werte. In die verdiente Nichtbeachtung sinkt Plunder und Kram, welcher uns vielfach den gesunden Sinn für das Wertvolle im Leben zu ersticken drohte, und in die geleerten Positionen unseres Innern dringt mit unaufhaltsamem Wachstum Liebe und Wertschätzung für die Heimatscholle und ihre Erzeugnisse. Für die mannigfachen Nöte und Bedrängnisse, welche der Kriegszustand der Landwirtschaft auferlegt, ist die Steigerung des Wertbewußtsein, welche den Krieg noch lange überleben wird, ein erfreulicher Ausgleich. Seit langen Jahren ist unsere Landwirtschaft bestrebt, sich vom Ausland unabhängig zu machen, trotz der steigenden Volksziffer, aber dieses Ziel war bei Ausbruch des Krieges noch nicht erreicht. Wir müssen jetzt alle Kräfte anstrengen, um das Versäumte nachzuholen. Die Wissenschaft hat jetzt die Aufgabe, zu zeigen, ob sie imstande ist, in Zeiten der Not neue Hilfskräfte aufzufinden und richtunggebend zu wirken unter Hintanstellung alles persönlichen Ehrgeizes.

Bisher bestand die Aufgabe der Landwirtschaft in Friedenszeiten in der Herstellung der gewünschten Bodenerzeugnisse in bester Beschaffenheit und in möglichst großer Menge. Der Krieg verlangt von uns die Beantwortung der Frage, was müssen wir tun, um mit den Erzeugnissen einer gegebenen Bodenfläche eine möglichst große Zahl von Menschen gesund, leistungsfähig und am Leben zu erhalten. Die Lösung dieser Aufgabe fällt durchaus nicht mit der Lösung der Aufgaben der Landwirtschaft im Frieden zusammen.

Die gesamte Tierhaltung muß sich die Prüfung gefallen lassen, ob sie mit der Lösung der Hauptaufgabe der Landwirtschaft in Kriegszeiten vereinbar ist. Der Vortragende hat seit Jahren darauf aufmerksam gemacht, wie verschwenderisch wir in vielen Fällen mit den Bodenerzeugnissen umgehen, wenn wir sie auf dem Umwege über das Tier den Menschen als Nahrung zuführen. Nur wo Bodenerzeugnisse an die Tiere verfüttert werden, welche der Mensch nicht genießen will oder

Digitized by Google

nicht genießen kann, ist der Nutzen der Tierhaltung überhaupt nicht in Zweifel zu ziehen. Wo eine Nahrung zugleich für Mensch und Tier verwertbar ist, muß es in Zeiten der Knappheit heißen, erst der Mensch, dann das Tier. Schon der Preis, welcher für Menschennahrung gezahlt wird, muß die Tierhalter veranlassen, alle Nahrung, welche der Mensch genießen kann, dem Menschen zur Verfügung zu stellen. Wer heute gute Kartoffeln an Tiere verfüttert, versündigt sich gegen unsere Volksernährung. Deutschland besitzt große Vorräte an Heu und Stroh und Pflanzenstoffen aller Art, welche es gilt, so auszunutzen in ihrem Nährwert, daß unser Viehbestand in möglichst großem Umfange bis zur glücklicherweise nahen Zeit der Frühlingsweide durchgehalten werden kann. Alle Pflanzenzellen bergen ihren verdaulichen Inhalt in eine Hülle, aus Zellulose bestehend, welche von den Verdauungssäften von Tier und Mensch schwer oder gar nicht angegriffen werden. Nur mit Hilfe der Darmspaltpilze können Mensch und Tiere den verdaulichen Inhalt der Pflanzenzellen freilegen und verwerten und diese Hilfe müssen Mensch und Tier den Spaltpilzen teuer bezahlen. Wir können mit Hilfe von Maschinen unter Benutzung der aufgespeicherten Sonnenenergie der Vergangenheit den Menschen und den Tieren einen großen Teil der Kauarbeit und der Verdauungsarbeit abnehmen und damit unsere Nähr- und Futtervorräte strecken. Wer an seine Milchkühe statt Heu und Stroh aufgeschlossenes Heu und Stroh verfüttert, erspart ihnen Arbeit und reicht daher mit seinen Futtervorräten weiter als der, welcher die Aufschließungsarbeit dem Tier überläßt. Schweine können wir mit Heu und Stroh bisher überhaupt nicht am Leben erhalten, da sie dies Futter nicht genügend auszunutzen verstehen. Hühner vermögen sich bisher nur die Körner, nicht aber die Nährstoffe der übrigen Pflanzenteile in getrocknetem Zustand zunutze zu machen. Die Pferde können in unserem Klima, nur mit Heu und Stroh gefüttert, keine erheblichen Leistungen vollbringen, obwohl sie am Leben bleiben, da die Verdauungs- und Kauarbeit zu groß ist. Allen Tiergattungen können die Nährbestandteile aller Pflanzenzellen zugänglich gemacht werden mit geringer Kau- und Verdauungsarbeit, wenn wir die Pflanzenzellhäute in geeigneter Weise zerreißen. Unsere hochentwickelte Technik ist bei geeigneter Anleitung imstande, diese Streckung unserer Futtervorräte zum Zwecke der Erhaltung unseres Viehbestandes in möglichst großem Umfange vorzunehmen.

Mit dieser Aufschließung ist die Frage nach der möglichst zweckmäßigen Nährstoffverteilung in unserem Vaterlande noch durchaus nicht gelöst. Alle Tierarten verlangen zwar die gleichen Nährstoffe in wenig veränderter Mischung, aber jede Tierart besitzt eine besondere Verdauungsmaschine, die ihre besonderen Anforderungen an den physikalischen Zustand der Nahrung stellt. Mit der gehaltvollsten Suppe wird niemand im großen Hühner ernähren können. Wir müssen Heu und Stroh nach der mechanischen Aufschließung der Zellen erst in geeignetes Tierfutter umwandeln, um die Früchte unserer Aufschließung zu ernten. Wir dürfen nicht jede Kauarbeit den Tieren abnehmen. Ganz besonders aber müssen wir die bisher recht unbeachtete Teilung der Nährstoffe in der ganzen Pflanze mehr berücksichtigen als bisher geschehen. Die Nährstoffe der Pflanzenwurzeln, die Stoppeln kamen bisher den Tieren überhaupt nicht zugute, sondern diese Teile wurden ohne Verfütterung untergepflügt. Hühner, Enten und Gänse sind aber sehr wohl imstande, fein verkleinerte Pflanzenteile, welche mit Steinchen und Erde durchsetzt sind, auszunutzen und mit den Verdauungsmitteln ihres Kropfes aus eigener Kraft die Pflanzenzellhäute zu sprengen. Für den Menschen und die anderen Haustiere wäre eine derartige Nahrung bei beliebigem Gehalt an Nährstoffen unverwendbar.

Heu und Stroh sind Reste der Pflanzen, Samen und Wurzeln fehlen zumeist. Der Pflanzenrest enthält nun die Nährbestandteile in ganz verschiedenen Mengenverhältnissen. Wir werden die stark verkieselten Pflanzenteile den Wiederkäuern, die nährstoffreichsten Teile den Menschen, die mittleren Teile den Pferden und Schweinen vorbehalten, die erdigen Teile unserm Federvieh. In welcher Weise die Nährwerterschließung in den Pflanzen von jedem einzelnen Gutsbesitzer in der für ihn vorteilhaftesten Weise vorzunehmen ist, um seine Futtervorräte zu strecken, wird von der größten landwirtschaftlichen Vereinigung, von den Raiffeisenverbänden, bekanntgegeben werden. Dem einzelnen ist es natürlich unmöglich Auskünfte zu erteilen. Bei Vermahlung von erdigem oder sonst ungeeignetem Material können ganze Mühlsteine verdorben werden und Brände entstehen,

Digitized by Google

welche die Mühlen zerstören würden. Kugelmühlen sind von mir bisher nur im Laboratorium angewandt worden, nicht aber im großen. Was man bisher als Strohmehl bezeichnete, war ein grobes Pulver, in welchem viele Pflanzenzellwände nicht zerrissen waren. Alle wissenschaftlichen Versuche, welche mit Strohmehl angestellt waren, sind daher wertlos für die Frage der Nährstofferschließung in Heu und Stroh. Nachdem es gelungen ist, die Nährstoffe in den Pflanzenzellen freizulegen, kommt als weiterer erheblicher Vorteil die bessere Ausnutzung der feinverteilten Zellulose hinzu, die in erheblicher Menge in den trockenen Pflanzen enthalten ist. Es gibt keine unverdauliche Zellulose, ebensowenig wie es unverdauliche Eiweißstoffe gibt, wohl aber gibt es verkieselte und verholzte Zellwände, welche selber unverdaulich auch ihren Inhalt vor Verdauung schützen. Über die Zeit des Krieges hinaus wird die zweckmäßige Verwertung aller Pflanzensubstanz den Wert von Grund und Boden steigern helfen und uns zu unserem Ziele führen, unser Vaterland vom Wohlwollen des Auslandes gänzlich unabhängig zu machen.

Unsere Leitsätze in der Zeit der Knappheit an Nahrungsmitteln müssen heißen:

1. Keine Menschennahrung als Viehfutter, kein Viehfutter als Dünger.
2. Ersparung jeder ersparbaren Verdauungsarbeit ohne vermehrte Rücksicht auf die Kosten und Mühe.
3. Anbau derjenigen Pflanzen, welche am meisten Nährsubstanz liefern auf gegebener Fläche, das sind Rüben und Gemüse.

Ebensowenig dürfen wir zweifeln an der Möglichkeit des wirtschaftlichen Durchhaltens wie am endlichen Siege unserer gerechten Sache.

Ein Mittel zur Streckung unserer Vorräte.

Von Dr. phil. August von Borosini, z. Zt. im Felde.

Wenn man aus der vorhandenen Nahrung sorgfältig diejenige auswählt, die dem Gaumen am meisten zusagt, nur so viel Nahrung zu sich nimmt, als der Körper zum Wohlbefinden braucht, die Nahrung nicht hinunterschlingt, sondern im Munde gehörig zerkleinert (man braucht sich deshalb nicht zum Wiederkäuer auszubilden), wenn man auch breitige und flüssige Nahrung gut durchspeichelt (es genügt, jeden Löffel zwei- bis dreimal mit der Zunge im Munde herumzudrehen), für seine Mahlzeiten eine gewisse Beschaulichkeit sich anzugewöhnen bestrebt ist, den Magen nicht vollschlägt, falls man gleich darauf wieder arbeiten muß, weil die Verdauungsarbeit allein an das Herz große Anforderungen stellt, lieber das Essen auf eine gelegenere Zeit verschiebt und sich mit einigen sorgfältig gegessenen Bissen genügen läßt, anstatt in Hast und Eile hinunterzuschlingen — wenn man alles dies tut, dann fletchert man.

Das Fletchern ist weder eine Hungerkur, noch überhaupt eine Kur, es ist kein System, noch setzt es eine bestimmte Diät voraus. Jeder, der fletchert, kommt sehr bald selbst dahinter, daß der Genuß beim Essen sich um ein Vielfaches erhöht und das Wohlbefinden und die Leistungsfähigkeit sich steigern. Aus diesen Gründen bedarf es auch zur Erlernung des Fletcherns kaum eines größeren Aufwandes von Energie, ist doch das Fletchern nach dem Vorhergesagten weiter nichts als die Beachtung der uns bezüglich unserer Ernährung von der Natur vorgeschriebenen Gesetze.

Über das Fletchern ist in den letzten Jahren, seitdem ich die Arbeiten des Amerikaners Horace Fletcher in Deutschland bekannt machte (Die Eßsucht und ihre Bekämpfung, von Fletcher-Borosini, Verlag von Holze & Pahl, Dresden, Preis M 4.—. — Das Fletchern (Ernährungs-ABC) von Dr. Borosini, Ebd., Preis M 1.50. — Wie ich mich mit sechzig Jahren wieder jung machte, von

Digitized by Google

Fletcher-Borosini, Verlag von Edmund Demme, Leipzig, Preis 50 Pfg.), von Übertreibungen befreite und auf eine praktische Grundlage stellte, in wissenschaftlichen und anderen Zeitschriften recht häufig die Rede gewesen. Eigentümlicherweise hat man vielfach versucht, die Lehren Fletchers lächerlich zu machen, indem man seine Übertreibungen in den Vordergrund zog, andere Übertreibungen eigener Phantasie hinzufügte und die eminenten guten Seiten übersah.

Tatsächlich käme der Mensch mit sehr viel weniger Nahrung aus, als er bisher zu sich nahm, wenn er sich das hastige Essen abgewöhnen wollte und jedem Bissen die notwendige Aufmerksamkeit schenken würde. Hierdurch käme die Mundverdauung, welche bei stärke- und zuckerhaltigen Nahrungsmitteln eine bedeutende Rolle spielt (wenn auch erst im Magen) völlig zur Geltung und die Arbeit des Magens, der Bauchspeicheldrüse und der anderen Verdauungsorgane würde wesentlich erleichtert.

Die Ausnützung der Nahrung wird vor allem, wenn man das schädliche Trinken beim Essen einschränkt oder unterläßt, eine sehr viel bessere sein.

In bezug auf die Zusammensetzung der Nahrung gilt das Prinzip: Was beim sorgfältigen Essen schmeckt und solange es schmeckt, das ist auch bekömmlich.

Da die Verdauungsarbeit durch das Fletchern wesentlich erleichtert wird, werden vielfach Kräfte im Körper für andere Zwecke frei, die bisher zur Verdauung im Übermaße genossener Nahrung und zur Herausschaffung einer Unmenge fauligen Kotes (unverdaute Nahrung) verwendet werden mußten.

Eigentümlich ist, daß sorgfältiges Essen bei jedem nach und nach zu einer Vereinfachung der täglichen Nahrungszusammensetzung und damit für die Allgemeinheit zur Erhaltung ganz enormer Werte führt. Während Fleisch und Delikatessen mehr in den Hintergrund gedrängt werden, tritt bei sorgfältigem Essen eine große Vorliebe für einfach zusammengesetzte Speisen zutage, dagegen werden starke Gewürze, pikante Soßen, lang gelagertes Wild und beispielsweise auch alter Käse von der Zunge überhaupt nicht mehr geduldet. Sorgfältiges Essen macht die einfachste Kartoffel- oder Brotmahlzeit genußreich, auch können Magenverstimmungen, ja selbst Vergiftungen durch Nahrungsmittel durch das Fletchern zumeist vermieden werden.

Das Fletchern kann jeder durchführen, ob arm oder reich, groß oder klein, Soldat im Felde oder Zivilist, ob gesund, krank oder verwundet und jedem wird es zum Segen gereichen.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist es auch, daß Säuglinge und kleine Kinder beizeiten sorgfältig essen lernen. Dem Säugling mache man die Milchaufnahme nicht so leicht wie bisher, man sorge dafür, daß er zu jeder Mahlzeit mindestens 1/4 Stunde braucht. Später vermenge man die breitige Nahrung der Kinder mit etwas Zwieback und sorge so dafür, daß sie ihre Zähne gleich von Anfang an ordentlich gebrauchen lernen (Brotkruste). Man zwinge sie niemals, zu essen, wenn sie keinen Appetit mehr haben, denn gerade durch das Hineinzwingen unerwünschter Nahrung werden Magen- und Verdauungsorgane frühzeitig gezwungen, sich größer auszubilden, als ursprünglich von der Natur beabsichtigt war. Auf diese Weise bildet man nur frühzeitig Verdauungsathleten aus auf Kosten der übrigen Kräfte des Körpers.

Fletcher selbst ist weder ausgesprochener Vegetarier, obwohl er allerdings sehr wenig Fleisch ißt, noch verschmäht er ab und zu ein Glas Wein. Feinschmecker im besten Sinne des Wortes, würde sich Fletcher lieber an der ein-

Digitized by Google

sachsten Kartoffel- oder Brotmahlzeit genügen lassen, anstatt irgend etwas zu essen, was seiner Zunge nicht behagt. Fletcher hat sich dadurch im hohen Alter tatsächlich verjüngt und dasselbe gilt für alle die, welche seinen Lehren gefolgt sind.

Wer einmal das Fletchern durchgeführt hat, der wird sein Lebtag nicht wieder zur bisherigen Schlingerei zurückkehren. Wenn man es aber probieren will, so mache man es richtig und vermeide Übertreibungen und plötzliche zu scharfe Übergänge, dann wird man den Segen dieser vernünftigen Lebensweise sehr bald an sich, den Seinigen und seinem Geldbeutel spüren. Darin liegt die hohe Bedeutung des Fletcherns für unser Volk in dieser schweren Zeit.

Erprobtes Mittel.

Vor einigen Tagen hat sich's wirklich zugetragen. In der Elektrischen saß ein Verwundeter, feldgrau, der rechte Ärmel schlotterte ihm leer herunter, an der Brust trug er das Eiserne Kreuz. Ihm gegenüber ein dicker Spießer mit breiter goldner Uhrkette, von der üblen, wohlgenährten Sorte. Er kam grade vom Frühschoppen und ärgerte sich über die Kriegszeit. Drum brummte er erst den Schaffner an, dann seine Nachbarn. „No, was hast jetzt davon", raunzte er schließlich dem Armlosen zu, „was hilft dir jetzt das Kreuzl, soll dir das vielleicht den Arm ersetzen?" Da stand der Verwundete wortlos auf und gab ihm mit der Linken, die er noch hatte, eine Maulschelle, die für zweie ging. Die Mitfahrenden aber ließen den Wagen auf der Stelle gegen die Vorschrift halten und warfen den Spießer hinaus.

Es gibt noch manche von diesem Schlag, wenn's gleich der eine plumper, der andre feiner herausläßt. Wohlhäbige Drohnen, die sich ärgern, daß es noch andre Dinge von Wert geben soll als ihr eignes unnützes Ich und die durch Kritteln und Granteln das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen möchten. Sie mögen sich vorsehen, daß es ihnen nicht eines schönen Tages ganz unversehens ergehe wie ihrem obigen Vetter. Die Zeichen mehren sich, Gott sei's gedankt, daß unser Volk mündig wird.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

16 Juni

Italien

Georg Grupp / Noch nie war Deutschland überwunden, wenn es einig war

Eduard Meyer / Italien und die Entstehung der italischen Nation im Altertum

Robert Davidsohn / Vom Mittelalter zu unseren Tagen

P. D. Fischer / Der italienische Parlamentarismus

Viktor Klemperer / Die letzten Friedensmonate in Italien

Julius Bachem / Der Eintritt Italiens in den Weltkrieg und die römische Frage

M. Rennert / Die Freimaurer in Italien

Josef Hofmiller / Combinazione

Goethe / Der Bauer und die Schlange

Tagebuch

La Coltura Italiana

Eduard Fraenkel / Die Rhetorik in Italien

Petrarca / Canzone

Gabriele d'Annunzio / Reden

Zedlitz / Die Tiroler Schützen am Gardasee

Karl M. von Wolfsberg / Wie es ward!

Franz Köhler / Friedensziele

Ernst Müsebeck / Die deutsche Burschenschaft

Pernerstorfer / Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland

Ein Brief von der Goeben

Karl Theodor von Heigel

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Juni 1915

Preis 1.50 M 2 Kronen 04

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die Ausgabe der Stücke der zweiten Kriegsanleihe beginnt anfangs Juni, und zwar werden zunächst 10—15% der 5% Reichsanleihe und etwa 30% der Reichsschatzanweisungen ausgegeben. Weitere Beträge werden in Zwischenräumen von je 4 bis 6 Wochen nach Maßgabe der eingehenden Lieferungen verteilt werden; die Schlußlieferung wird nicht vor dem Spätherbst erfolgen können.

Eine raschere Lieferung ist wegen der gewaltigen Masse des herzustellenden und zu bearbeitenden Materials leider nicht möglich, und es ergeht daher an die Zeichner die dringende Bitte, sich bei Abforderung der ihnen zugeteilten Stücke vorerst auf das unbedingt erforderliche Maß zu beschränken.

Berlin, Ende Mai 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein v. Grimm

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Digitized by Google

Kaffee Hag und seine Preise.

Die meisten Nahrungs- und Genußmittel sind während des Krieges bedeutend teurer geworden. Durch rechtzeitigen Einkauf von Rohware ist es uns möglich, Kaffee Hag, den coffeinfreien Bohnenkaffee, jetzt noch zu den bisherigen Preisen und in der alten Güte zu liefern. Ein Versuch wird davon überzeugen, daß Kaffee Hag die gleichen Geschmacks- und Aromavorteile bietet, wie bester coffeinhaltiger Kaffee, dabei aber selbst schwer Herz- und Nervenleidenden bekömmlich ist. Er verursacht auch keine Schlaflosigkeit, wenn er am späten Abend getrunken wird. Bei Ihrem Kaufmann ist er erhältlich.

Schonet das Papiergeld!

Goldgeld in die Reichsbank! ☛ **Papiergeld in die Geldscheintasche!**

Wir **Deutsche sind ordnungsliebend,** deshalb wollen wir auch unsere **Geldscheine,** die jetzt in der Hauptsache den **Geldverkehr vermitteln,** in einem **tadellosen, schönen** und **sauberen Zustande** erhalten.

Zu diesem Zwecke haben wir eine elegante

Geldscheintasche

herstellen lassen, die ebenso **praktisch** wie **originell** und die hier in Berlin zu Hunderttausenden verkauft worden ist. Jeder zerbricht sich den Kopf, wie die Geldscheine in der Tasche verschwinden. Einer zeigt sie dem anderen, und am Stammtisch geht dieselbe von Hand zu Hand.

Verloren

gehen können jetzt keine Geldscheine mehr. Die Tasche ist im kleinen Format für Damen zur bequemen Unterbringung in der Handtasche und für Herren im Brieftaschenformat hergestellt und kostet per Stück 2.— Mark.

Damit Sie nun aber auch unseren tapferen Soldaten im Felde eine Freude und Ueberraschung machen können, legen wir jedem, der bei uns eine Damen- oder Herrentasche bestellt, ein **zusammenlegbares Eßbesteck vollständig gratis** bei. Die vielen Bestellungen von **Soldaten aus dem Felde** haben uns gezeigt, daß wir hiermit das Richtige getroffen haben. Das Eßbesteck ist aber auch für jedermann ein unntbehrlicher Gegenstand bei Ausflügen etc.

In Anbetracht der hier eingehenden **Massenbestellungen haben wir uns entschlossen, dieses Reklame-Angebot bis zum 1. August d. Js. zu verlängern.**

Der Versand geschieht nur nach Voreinsendung des Betrages von 2.— Mark, Zweimarkschein, per Postanweisung oder per Nachnahme.

Bei Nachnahmesendungen trägt die erhöhten Portospesen der Besteller.

Die Kosten für Porto und Verpackung im Feldpostkarton tragen wir, sodaß Sie also keine Nachzahlungen zu leisten haben.

Benutzen Sie dieses selten günstige Angebot, und Sie erweisen sich und Ihren Mitmenschen einen besonderen Dienst.

Nochmals:

Schonet das Papiergeld!

C. O. SCHMIDT & Co., BERLIN W 57, Yorckstraße 48, Abteilung 21.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang Juni 1915 Heft 9

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Italien	369
Noch nie war Deutschland überwunden, wenn es einig war / Von Dr. Georg Grupp in Maihingen	371
Italien und die Entstehung der italischen Nation im Altertum / Von Geheimrat Dr. Eduard Meyer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin	373
Vom Mittelalter zu unseren Tagen / Von Professor Dr. Robert Davidsohn, bisher in Florenz	395
Der italienische Parlamentarismus / Von Exz. Dr. P. D. Fischer, Wirklichem Geheimen Rat, in Berlin	421
Die letzten Friedensmonate in Italien / Von Privatdozent Dr. Viktor Klemperer, bisher Lektor an der Universität Neapel	434
Der Eintritt Italiens in den Weltkrieg und die römische Frage / Von Justizrat Dr. Julius Bachem in Köln	454
Die Freimaurer in Italien / Von M. Rennert, bisher in Rom	459
Combinazione / Von Josef Hofmiller	471
Der Bauer und die Schlange / Von Goethe	478
Tagebuch	480
La Coltura Italiana	482
Die Rhetorik in Italien / Von Eduard Fraenkel	483
Canzone / Von Petrarca	489
Reden / Von Gabriele d'Annunzio	492
Die Tiroler Schützen am Gardasee / Von Zedlitz	501
Wie es ward! / Von Karl M. v. Wolfsberg	503

Rundschau:

	Seite
Friedensziele / Von Franz Köhler, Diplom-Ingenieur in Nürnberg, z. Zt. im Feld	518
Eugen Diederichs in Jena	536
Die deutsche Burschenschaft / Von Dr. Ernst Müsebeck, Archivrat am Geheimen Staatsarchiv in Berlin	537
Namen nennen!	544
Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland / Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des Österreichischen Reichsrates	545
Ein Brief von der Goeben	555
Karl Theodor von Heigel	558

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Spectator Germanicus:

Deutschland und die Verwilderung Italiens (März 1912)
Das Verbrechen der Dreibunderneuerung (April 1912)
Der Ursprung der italienischen Staatspiraterie (Mai 1912)
Die italienische Gefahr (Juni 1912)
Die Vorgeschichte des Tripolisfeldzugs (September 1912)
Italiens neuer Kurs (Oktober 1913)

Die Hefte mit diesen Artikeln sind zum Preise von je M 1.50 durch alle Buchhandlungen zu beziehen

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Dieser Tage erscheint:

Belgien unter deutscher Verwaltung

Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing.

(Von den beiden in dieser Broschüre vereinigten Aufsätzen ist der eine im Belgienheft der S. M. erschienen.)
S. Kgl. Hoheit der Kronprinz von Bayern hat die Widmung angenommen.
Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Italien.

Als in den ersten Augusttagen zu lesen war, „Italien erachtet den Bündnisfall nicht für gegeben“, haben unsere ausrückenden Soldaten das gelesen, aber verstanden haben sie es nicht. Sie glaubten, im Elsaß die italienischen Brüder zu treffen und die Gerüchte über italienische Truppentransporte durch Oberbayern hörten nicht auf. So unbegreiflich war unserem Volk der Tatbestand. Wie es selbst im umgekehrten Fall ohne Besinnen und ohne Gedanken an eigenen Vorteil dem Bundesgenossen beigesprungen wäre, so hielt es für selbstverständlich, daß die Italiener uns beisprängen.

Wir haben einige Leute, die die Politik nur wirtschaftlich betrachten. Für sie wird der Krieg mit Italien kein Erlebnis sein. Sie wundern sich nur, daß die Trentiner Weinbauern ihren Vorteil so schlecht kennen und daß die Italiener, die ihren eigenen Boden noch lange nicht urbar gemacht haben, fremden Boden haben wollen. Moralische Erlebnisse gibt es für solche Leute nicht; sie erkennen das Sittengesetz an, aber sie wären von sich aus nicht daraufgekommen, daß es eines gibt.

Für uns andere ist dieser Krieg ein moralisches Erlebnis und zwar das abscheulichste unseres Lebens. Bei allem Streben nach Besonnenheit und politischer Einsicht kommt für fühlende Menschen der Punkt, wo ihnen der Unterschied zwischen Ameisenstaat und Menschenstaat aufgeht. Aufopferung für die eigene, Feindschaft gegen die fremde Volkswirtschaft hat die Ameise in unübersteigbarem Maß. Aber sie hat wohl nicht die Fähigkeit, über allen Freundschaften und Feindschaften und durch sie hindurch einen Punkt zu sehen, wo Freud und Leid, Macht und Schwäche gleichgültig werden, gleichgültig der Zusammensturz der Welt gegenüber dem Zusammensturz des Sittengesetzes.

Einen solchen Augenblick erlebten die Burgunder, als sie zur Freudenfeier an Etzels Hof geladen, im Festsaal versammelt, sahen, daß sie ver-

Digitized by Google

raten waren und als, da alle ehrlichen Angriffe an ihrer Heldenkraft zusammenbrachen, der Saal an den vier Ecken angezündet wurde:

> Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter gut,
> wen der Durst nun zwinge, der trinke hie das Blut:
> das ist in solchen Nöthen noch besser denn der Wein!
> für Trinken und für Speise kann nichts anders uns mehr sein!"

Einen solchen Augenblick erleben die Deutschen jetzt.

Alle Überlegungen müssen jetzt schweigen. Jeder Mann, der kein ‚Intellektueller' ist, muß sich stellen. Erwägungen von Unabkömmlichkeit und Unersetzlichkeit sind jetzt vorbei. Unabkömmlich und unersetzlich ist jeder und keiner. Mag einer für Wissenschaft und Kunst die höchsten Gaben besitzen, nichts Höheres kann er in seinem Leben leisten, als einzustehen für das in den Staub getretene Sittengesetz. Einer der produktivsten Deutschen, Goethe, hat es ausgesprochen: „Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln."

Unsere Aufgabe ist jetzt, Töpfe und Schüsseln zu zerschlagen. Das Völkerrecht enthält noch keine Regeln über die Abwehr erpresserischer Bundesgenossen; die deutsche und österreichisch-ungarische Heeresleitung müssen diese Regeln erst schaffen. Es handelt sich nicht um Krieg, sondern um Razzia. Das deutsche Volk muß aus dem Traum erwachen, der es seit tausend Jahren über die Alpen zog; dem Traum, daß jenes schöne Land eine Geliebte sei, mit der ein Bund der Treue bestehen könne; seine Regierung ist die Dirne, die sich Europas Völkern anbietet und sie vergiftet; nie wird Friede zwischen ihnen herrschen, so lange sie ihrem Gewerbe nachgeht.

Digitized by Google

Noch nie war Deutschland überwunden, wenn es einig war.

So lautet einer jener Lapidarsätze in dem markigen Aufruf, den der Kaiser am 6. August an das deutsche Volk richtete. Dieses Wort war uns ein Trost in jenen Stunden, wo es Kriegserklärungen regnete. Wir erinnerten uns an die Schlacht auf dem Lechfelde 955, an die Völkerschlacht zu Leipzig 1813. Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt freilich keine Schlacht, in der es sich um Deutschlands Dasein handelte, wo die Deutschen einig waren. Hätten sie immer zusammengehalten, so würden sie ganz anders in der Welt dastehen. Schon um 1487 schreibt der Ulmer Dominikaner Felix Fabri: „Wenn die Deutschen einig wären, würden sie die ganze Welt beherrschen." Si Germani essent ubique concordes, totum orbem domarent (Descriptio Sueviae 1, 6). Der Satz ist ein Nachklang der feurigen Reden, die ein Aneas Silvius, der spätere Papst, nach dem Fall Konstantinopels 1453 bei verschiedenen Gelegenheiten über die Türkengefahr an die deutschen Fürsten hielt und von denen Felix Fabri selbst einen Auszug gibt. Merkwürdig ist dabei, daß ein Teil der Fürsten sich mit der von Preußen und Polen drohenden Gefahr entschuldigten (Silvii ep. 1, 131). Von Deutschland allein hofften die Griechen selbst eine ausreichende Hilfe. Ein Zeugnis davon ist der schöne, oft zitierte Satz des Atheners Laonikos Chalkokondylas (mit dem ehernen Griffel): „Wenn die Deutschen einig wären und einem Fürsten gehorchen würden, wären sie unbesiegbar (amachetoi) und die stärksten aller Sterblichen." Der Satz steht in dem zweiten Buche von Laonikos Türkengeschichte, worin er auf Deutschland zu sprechen kommt. Ähnliche Gedanken begegnen uns noch oft, früher und später, bei dem römischen Höfling Dietrich von Nieheim und bei den Humanisten, bei den Elsässern Wimpheling und Sebastian Brant, dem Schwaben Nauclerus und dem Franken Pirckheimer. „Was könnte Deutschland sein" riefen sie aus, „wenn es die eigene Kraft benutzen, für sich selber ausbeuten wollte! Kein Volk der Welt könnte ihm Widerstand leisten." Der Elsässer Beatus Rhenanus läßt den Sultan sprechen: „Keinen fürchte ich fürwahr auf der Welt, als Maximilian den Kaiser." „Namentlich jetzt beschleicht mich die Furcht, da Deutschland geeinigt treu mit dem Fürsten ziehet zum Kampfe hinaus." „Wenn das Gerücht nicht trüget, dann sinkt in Staub unsere Herrschaft und Macht." Das Gerücht war leider falsch, alle Hoffnungen und Erwartungen waren eitel. Gingen doch selbst viele deutsche Provinzen verloren, die Schweiz, die Niederlande. Schon über hundert Jahre vorher klagt der Westfale Dietrich von Nieheim, der sein Leben meistenteils in Rom zubrachte, daß durch die Schuld der Fürsten und die Nachlässigkeit der Kaiser dem Reiche die schönsten Provinzen abhanden kamen, die Lombardei, der „Garten des Reiches", und die Dauphiné, die von den Franzosen selbst das „Reich" genannt

Digitized by Google

werde. Die Hauptschuld an diesem Verluste trug nach ihm die Geldgier der Fürsten und die Bequemlichkeit und Trägheit der Deutschen. Immer und immer wieder kommt Dietrich auf die populi Germania effeminati, pigri, auf ihre desidia, luxuria zu sprechen (Nemus unionis 6, 33). Man sieht, wie alt der Vorwurf der Verweichlichung ist; er kehrt in der Geschichte immer wieder und eben darum macht er keinen Eindruck mehr. Was Dietrich Trägheit nennt, nannten andere Friedfertigkeit, eine leider von den Deutschen nur zu sehr gepflegte Tugend. Ihre Friedensliebe, die schon dem Tacitus an einem rheinischen Stamme auffiel (Germ. 35), wurde durch das Christentum bekräftigt und gestärkt und von alten und neuen Humanisten in eine mattherzige allgemeine Menschenliebe umgebildet.

Den Deutschen fiel es nie wie andern Völkern ein, die ruhige Entwicklung ihrer Nachbarn zu stören. Sie ließen es ruhig geschehen, daß sie mächtige Reiche ausbauten und ihnen über den Kopf wuchsen. Auch nach innen waren sie gewohnt, Gerechtigkeit zu üben; keinem Stamme, keinem Stande, keiner Landschaft, keiner Konfession gelang es, ein erdrückendes Übergewicht zu erlangen, so daß die andern Stämme und Stände, die andern Landschaften und Konfessionen einfach ausgeschaltet und zu Boden geworfen worden wären. Die üble Folge davon war freilich die Uneinigkeit.

Nirgends gab es und gibt es so viele Kulturmittelpunkte, so viele verschiedene Richtungen, Strömungen, Parteien. Die große Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens wurde denn auch von Ausländern anerkannt und bewundert. Aber diese Mannigfaltigkeit hat auch ihre dunkle Kehrseite, die verhängnisvolle, viel beklagte Uneinigkeit.

In ihrer friedfertigen Uneinigkeit haben die Deutschen jahrhundertelang sorglos und gemütlich dahingeträumt, bis ein jähes Erwachen erfolgte und sie einen gähnenden Abgrund vor sich erblickten. Gutwillig ließen sie sich ausbeuten und vertrauensselig haben sie die Schlachten anderer Völker geschlagen. Schon im 15. Jahrhundert bemerkten die Humanisten, daß die fremden Staaten mit Vorliebe deutsche Söldner in ihre Dienste nahmen[1]) und in der Folge wurde es noch schlimmer. Die Fremden führten ihre Kriege mit Vorliebe auf deutschem Boden. Hier entschied sich zum größten Teil das Schicksal der spanischen Weltmonarchie, hier rang Frankreich und England um seine Vorherrschaft. Im Siebenjährigen Krieg handelte es sich mehr als um Schlesien darum, ob Nordamerika, ja sogar das ferne Indien englisch oder französisch werden sollte. Nun hat sich das Blatt auf einmal gedreht; die Deutschen kämpfen für ihre eigene Sache, und daher erklärt sich die beispiellose Wut unserer Gegner. Trösten wir uns damit, daß es schon im Mittelalter hieß: Teutonici nullius amici, trotz ihrer Friedfertigkeit!

Maihingen. Dr. Georg Grupp.

[1]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I (1897), S. 597.

Digitized by Google

Italien und die Entstehung der italischen Nation im Altertum.

Von Eduard Meyer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

Wie wenig andere Länder bildet Italien eine geographische Einheit: eine langgestreckte, rings vom Meere umspülte Halbinsel, aus der Welt des Mittelmeers herausgehoben durch die drei großen Inseln, die ihm vorgelagert sind, gegen den Kontinent abgeschlossen durch das gewaltige Bollwerk der Alpen, und zugleich in seinem inneren Aufbau einheitlich gestaltet durch die Gebirgskette des Apennin, welcher die ganze Halbinsel durchzieht und ihre Gliederung bestimmt. Aber es wäre ein schwerer Irrtum, wollte man daraus folgern, daß nun auch die geschichtliche Entwicklung und die ethnographische Gestaltung der Halbinsel jemals eine in sich geschlossene Einheit gebildet hätte. Genau das Gegenteil ist der Fall, und nirgends zeigt sich deutlicher als hier, wie unmöglich es ist, aus den geographischen Bedingungen die Geschicke eines Landes abzulesen. Dieselben Argumente, aus denen auf dem Höhepunkt der römischen Macht, zur Zeit des Tiberius, Strabo, der Vorgänger Karl Ritters, in seiner glänzenden Schilderung nachweist, daß Italien zur Weltherrschaft prädestiniert ist, lassen sich für die entgegengesetzte Behauptung verwenden, daß es von der Natur dazu bestimmt ist, immer in Abhängigkeit von fremden Mächten zu stehen und von jeder Bewegung in der Umwelt ergriffen zu werden, ohne daß es die innere Kraft besitzt, sich ihr gegenüber selbständig zu behaupten; und die Geschichte hat dieser Auffassung viel mehr Recht gegeben als der entgegengesetzten. Eben die Lage inmitten des Mittelmeers, mit den langgestreckten, überall fremden Eingriffen ausgesetzten Küsten, und das Fehlen eines größeren, in sich geschlossenen Hinterlandes innerhalb der schmalen, überdies durch das langgestreckte Gebirge in zwei ihrer Gliederung nach ganz ungleichartige Teile zerrissenen Halbinsel, hat Italien in alle Händel und Völkerbewegungen hineingezogen, die die Mittelmeerwelt erfüllt haben; und die Alpen haben sich ebensowenig wie sonst ein Gebirge als ein fester Schutz erwiesen, vielmehr haben die zahlreichen Gebirgstäler und Pässe den Völkern des Nordens immer von neuem den Weg gewiesen in die fruchtbare, ihre Begehrlichkeit anlockende und zu eigenem kräftigen Widerstand nur in seltenen Fällen befähigte Ebene des Polandes. So hat sich in Italien in den dreitausend Jahren, deren Geschichte wir zu übersehen vermögen, ein Volksstamm nach dem andern abgelagert, eine fremde Macht und ein fremder Einfluß

Digitized by Google

nach dem andern die dominierende Stellung gewonnen; und wenn in der Mitte dieser Entwicklung einmal die Lage sich umgekehrt und Italien unter Roms Führung die volle Selbständigkeit gewonnen hat, so ist das freilich in erster Linie der von Rom staatlich organisierten Volkskraft, aber daneben auch damals den von der allgemeinen Weltlage gegebenen Bedingungen zu verdanken; und eben diese hat zur Folge gehabt, daß Italien sich nicht damit begnügen konnte, sich als selbständige Nation zu gestalten, sondern hinübergegriffen hat nach der Weltherrschaft und daran innerlich verblutet und zugrunde gegangen ist. Die Weltherrschaft vollends, die im Mittelalter die römische Kirche besessen hat, hat immer nur auf ideellen, universellen Faktoren beruht, und war nur möglich dadurch, daß die Kirche diese universellen Faktoren zu benutzen verstand, daß sie aber zu ihrer Durchführung die materiellen Mächte sich dienstbar machen mußte, welche die jedesmalige Weltlage bot, und dadurch von diesen in stets wachsende Abhängigkeit geriet. Der politischen und nationalen Gestaltung Italiens ist diese Weltstellung der Kirche nicht zugute gekommen, sondern hat sie im Gegenteil dadurch, daß sie immer eine universelle Macht blieb und bleiben mußte, die nationale Entwicklung gehindert und Italien lange Jahrhunderte hindurch der Fremdherrschaft überantwortet.

Die Geschichte Italiens beginnt mit seiner Entdeckung und der Besiedlung seiner südlichen Küsten durch die Griechen seit dem achten Jahrhundert v. Chr. Sie lernten hier zahlreiche, in Sprache, Gesittung und Volkscharakter voneinander geschiedene Volksstämme kennen, deren Sonderart die moderne Forschung nach mannigfachen Irrgängen namentlich mittels der inschriftlich erhaltenen Überreste ihrer Sprachen weiter aufgehellt hat. In ihrer Lagerung lassen sich zugleich die verschiedenen Invasionen, welche das Land in den vorhergehenden Jahrtausenden heimgesucht haben, deutlich erkennen. Die älteste Bevölkerungsschicht ist dadurch überall in die westlichsten Gebiete der Halbinsel zurückgedrängt worden. Im Norden ist sie durch die Ligurer vertreten, die in den Alpentälern bis zur Rhone, in der oberen Poebene und im Apennin bis zum Arno sitzen, ein Volk, das immer auf ganz primitiver Kulturstufe stehen geblieben ist und von dem auch heute noch das Wort des alten Cato gilt: „Woher sie stammen, darüber ist die Erinnerung geschwunden; sie sind schriftlos und verlogen und kümmern sich wenig um eine wahre Überlieferung.“ Soweit wir sehen können, sind sie die Reste einer vorindogermanischen Urbevölkerung. Derselben oder einer verwandten Schicht gehören vielleicht die Prätuttier und andere Gebiete östlich vom Zentralapennin am Adriatischen Meer an, ferner die Bewohner von Korsika und Sardinien und die beiden ältesten, später durch Nachschübe vom Festlande in den Westen

Digitized by Google

der Insel zurückgedrängten Volksstämme Siziliens, die Elymer und die Sikaner; die Überlieferung bringt diese Völkerschaften mehrfach, wahrscheinlich mit Recht, auch mit den Iberern Spaniens in Verbindung.

Dann sind, vermutlich etwa rund um 2000 v. Chr., indogermanische Stämme nach Italien gekommen. Sie sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, durch die Poebene gezogen, die vielmehr in der ganzen älteren Zeit tot daliegt, mit einer dünnen, ganz primitiven Bevölkerung, vermutlich Ligurен und andern Alpenstämmen (so den Euganeern bei Este), die in Pfahldörfern (Terramares) in den Flußtälern siedelten, sondern sie müssen von Osten her über das Adriatische Meer eingedrungen sein. Die erste indogermanische Schicht ist durch zwei nahe verwandte Gruppen vertreten, die die moderne Sprachwissenschaft unter dem Namen Italiker zusammenfaßte, die latinisch-ausonische Gruppe, die in den Ebenen des Westens, in Latium und Kampanien, ihre dauernden Wohnsitze fand, und der auch die ältere Bevölkerung des Südens angehört, die Oenotrer und die Italer — deren Name dann von den Griechen allmählich auf die ganze Halbinsel ausgedehnt wurde — und weiter die Sikeler, die gegen Ende des zweiten Jahrtausends auf die fortan nach ihnen benannte Insel hinübergingen und hier die älteren Bewohner, die Sikaner, in den Westen zurückdrängten. Dann folgte die zweite Gruppe dieser Schicht, die Umbrer und die sabellischen (d. i. sabinischen) Stämme, die sich im Gebirge, vor allem in den Abruzzen, und in den Tälern der östlichen Abdachung ansiedelten. Von hier aus sind die sabellischen Stämme seit dem fünften Jahrhundert gegen die Ebene des Westens und den Süden vorgedrungen. In Mittelitalien haben sich die Ausoner und die Latiner unter Roms Führung der fortwährenden Angriffe dieser Gebirgsstämme, der Aequer und Volsker, zu erwehren gehabt; weiter südlich, in Kampanien und in dem langgestreckten südlichen Ausläufer der Halbinsel, sind die älteren Bewohner und die Griechen im fünften und vierten Jahrhundert diesen Angriffen völlig erlegen und von den Eindringlingen assimiliert worden, und auch nach Sizilien haben sie hinübergegriffen. So entstehen fortwährend neue Stämme dieses Volkstums, die Kampaner, die samnitischen Stämme, die Lukaner, die Bruttier, schließlich die Mamertiner von Messina. Die Sage führt ihre Entstehung meist auf das ver sacrum, den „Heiligen Frühling“ zurück, das Gelübde, den gesamten Ertrag eines Jahres der Gottheit zu weihen, worauf dann die junge Mannschaft, wenn sie herangewachsen ist, unter dem Schutze des Kriegsgottes Mars und seiner heiligen Tiere, des Stiers und des Spechts, auszieht, sich eine neue Heimat zu suchen; in Wirklichkeit haben sie sich vielfach dadurch ausgebreitet, daß die Krieger des Gebirges zunächst als Söldner in die Dienste der Kulturgebiete traten, wie die Schweizer oder wie

Digitized by Google

die Kelten in den makedonischen Staaten, die Germanen im Römerreich, die Türken im Reich der Khalifen, und sich dann zu Herren der entnervten und unkriegerisch gewordenen Bevölkerung machten. Auf die sabellischen Völker Unteritaliens ist dann von Kampanien aus der alte Name Osker (Opiker) übertragen worden, mit dem wir ihre Dialekte zu bezeichnen pflegen.

Auf die „Italiker" ist dann ein weiterer Zweig der indogermanischen Völkerfamilie gefolgt, illyrische (albanesische) Stämme, die einerseits zu Lande in die den Ostalpen vorgelagerte Ebene bis zur Etsch und dem unteren Po vordrangen und hier das Volk der Veneter bildeten, mit der Hauptstadt Patavium (Padua), andrerseits übers Meer in den Südosten der Halbinsel zogen, nach Apulien und Kalabrien, und hier das in zahlreiche Stämme zerfallende Volk der Japyger bildeten.

Noch ein weiteres, ganz andersartiges Element ist etwa zu Anfang des ersten Jahrtausends über See nach Italien gekommen: das sind die Etrusker. Allen unablässig immer wieder erneuten Bemühungen der Forschung ist es noch nicht gelungen, ihren Ursprung aufzuhellen und sie an andere Völker der alten Welt anzuknüpfen. Nur so viel läßt sich mit Sicherheit sagen, daß sie aus der Welt des Ägäischen Meeres gekommen sind und vermutlich mit einem Zweige der kleinasiatischen Volksstämme verwandt sind, und daß sie über See nach Toskana gekommen sind, hier die Umbrer und Latiner und im Norden die Ligurer zurückgedrängt und auf den Hügeln und Bergkuppen zahlreiche, von einem ritterlichen Adel regierte Städte gegründet haben, die sich in lockerer Föderativverfassung zu einem Zwölfstädtebunde zusammenschlossen.

Die ältere Geschichte Italiens verläuft in dem Ringen all dieser in zahlreiche Stämme und weiter in lokalen Gemeinden zerspaltenen Völkerschaften um ihre Feldmark und um die Erweiterung ihrer Macht und ihres Landbesitzes. Im Gebirgslande des Innern treffen wir vielfach bäuerliche Gaustaaten mit primitiver Stammverfassung; in den Küstengebieten hat sich überall mit höherer Kultur und regerem Verkehr der Stadtstaat entwickelt, der unter der Herrschaft eines kriegerischen Adels steht, während die Landbevölkerung mehr oder weniger in wirtschaftlicher und sozialer Abhängigkeit, vielfach, wie in Etrurien, in voller Hörigkeit gehalten wird. Charakteristisch für diese Gestaltung der Verfassung ist, daß sie auf dem Lande das Dorf nicht kennt, sondern nur einzelne Gutshöfe, deren Grundherren in der Stadt wohnen und von hier aus auf die Felder hinausgehen, ein Zustand, der sich in Mittel- und Unteritalien und vor allem auf Sizilien in weitem Umfang bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Zugleich erzeugt die Einwirkung der Griechenstädte des Südens und der rege Handel, den sie betreiben, eine stets anwachsende Übernahme nicht nur der äußer-

Digitized by Google

ren Formen, sondern auch zahlreicher geistiger Elemente der griechischen Kultur, der Schrift, der Maße und Münzen, der populären Gottheiten wie Herkules, Kastor und Pollux, Apollo u. a., der religiösen Festspiele und Riten, der Gestalten des Kunsthandwerks und der bildenden Kunst, der Sagen und Dichtungen und der gesamten Traditionen des griechischen Volks. In diesen übernommenen Formen hat dann auch die Sonderheit der einzelnen Volksstämme einen Ausdruck und eine selbständige Gestaltung finden können, wenn es ihr auch durchweg an originaler Schöpfungskraft fehlte und auch ihre innere, staatliche und rechtliche Entwicklung viel stärker vom Griechentum beeinflußt ist, als manche neuere Forscher haben zugeben wollen. Zugleich entsteht so eine gewisse Gemeinsamkeit italischen Lebens, die unter anderm darin ihren Ausdruck findet, daß bei allen Völkern, so verschiedenartig ihre Herkunft ist, zu den wenigen Personennamen, auf die im Gegensatz zu den übrigen indogermanischen Völkern der Namensbestand zusammengeschrumpft war, ein Geschlechtsname hinzugefügt wird, dieselbe Entwicklung, die in den letzten Jahrhunderten bei allen Völkern des europäischen Kulturbereichs eingetreten ist.

Unter den Volksstämmen Italiens haben im sechsten und fünften Jahrhundert die Etrusker die führende Stellung eingenommen. Weithin zogen etruskische Ritter auf Abenteuer aus, sich in der Ferne ein Königtum zu gewinnen. Die Westküste Italiens bis nach Kampanien hinab war ihnen untertan; die beiden größten Städte der Halbinsel, Kapua und Rom, sind von ihnen erbaut, letzteres unter der kraftvollen Dynastie der Tarquinier bereits eine der größten Städte der Mittelmeerwelt[1]). Nach Norden überstiegen die Etrusker den Apennin, entrissen den Umbrern die Stadt Bologna, etruskisch Felsina, und die Handelsstädte Spina und Atria im Mündungsgebiet des Po und der Etsch, und begannen die Poebene zu besiedeln, mit der Hauptstadt Melpum, dem späteren Mailand. Kulturell sind die Etrusker aufs tiefste von den Griechen beeinflußt; aber eben deshalb konnten sie ihnen im Handel um so stärker Konkurrenz machen, die sich in fortdauernden Piratenfehden und in großen Schlachten zu Lande und zur See entluden. Eben damals standen die Griechenstädte Unteritaliens, des „großen Hellas", in voller Blüte, und sie fanden eine kräftige Stütze in den mächtigen Städten Siziliens unter ihren energischen Tyrannen; im Jahre 474 hat der Tyrann Hiero von Syrakus die Etrusker in der Seeschlacht bei Kyme aufs Haupt geschlagen und ihre Seemacht vernichtet. Die Etrus-

[1]) Es ist das von der geheiligten Mauerfurche des Pomerium umschlossene Gebiet der vier Regionen, in die die Stadt geteilt war. Die Festung Rom ist später durch den sogenannten servianischen Mauerring im Osten sowie durch die Einbeziehung des Aventins im Süden nicht unwesentlich erweitert worden; aber staatsrechtlich ist die „Stadt" immer nur die etruskische Vierregionenstadt geblieben.

Digitized by Google

ker standen in engem Bunde mit den Karthagern, die den Griechen das Westbecken des Mittelmeers sperrten, die Festsetzung auf Sardinien und Korsika verwehrten und die Westspitze Siziliens erfolgreich behaupteten; aber ihr Versuch, im Bunde mit Persien die ganze Insel zu erobern, scheiterte 480 in der Schlacht an der Himera. Auf seiten der Griechen standen die Latiner; Rom schüttelt die Etruskerherrschaft ab, und in der Schlacht von Aricia, zu Anfang des fünften Jahrhunderts, erfochten die Heere der Latiner und Römer und der Griechen von Kyme, der ältesten und vorgeschobensten Kolonie an der Westküste Italiens, gemeinsam einen Sieg über den Sohn des mächtigen Etruskerkönigs Porsena von Clusium, der die Freiheit Latiums begründete. Kurz darauf schlossen die latinischen Landstädte mit Rom einen ewigen Bund, durch den sie die Suprematie der Stadt am Tiber anerkannten — die Grundlage, auf der die weitere Entwicklung Roms erwachsen ist.

Aber die glänzende Stellung der Griechen in Italien war nicht von Dauer. Auch hier erwiesen sie, ebenso wie im Mutterlande, ihre Unfähigkeit zu kräftiger und dauernder politischer Gestaltung und zu nationaler Einigung zu gelangen; sie verzehrten ihre Kraft in ununterbrochenen Fehden untereinander und mehr noch in den immer erneuten blutigen Revolutionen und Parteikämpfen im Innern jedes einzelnen Gemeinwesens. Der Versuch Athens, unter Führung des Alkibiades, auch den Westen ihrer Herrschaft zu unterwerfen, scheiterte vollständig; und jetzt erhoben sich, seit 409, die Karthager zu neuem erfolgreichem Ansturm gegen die Griechenstädte Siziliens, während zugleich in Italien die Ausbreitung der sabellischen (oskischen) Gebirgsstämme begann und an der Westküste eine Griechenstadt nach der andern den neuentstandenen Völkern der Kampaner und der Lukaner zum Opfer fiel. Noch einmal gelang es dem hochbegabten Dionysios von Syrakus (405—367 v. Chr.), die Entwicklung zum Stehen zu bringen und durch Organisation einer starken Militärmonarchie ein mächtiges griechisches Reich in Sizilien und Unteritalien zu begründen, dessen Herrschaft sich vom Adriatischen Meere bis nach Ancona und Hatria und an die illyrische Küste erstreckte. Aber dies Reich, so gefestigt es erschien, ist nach seinem Tode der von Plato und der Akademie geleiteten, vom Dion geführten idealistischen Bewegung erlegen (357—354), und an Stelle der Erfüllung der kühnen Träume der Theoretiker trat aufs neue das Chaos. Damals ist in dem Waldgebirge des Südzipfels Italiens aus entlaufenen Hirtensklaven der Lukaner, die sich zusammenscharten und die Hauptstadt Consentia (Cosenza) gründeten, das Volk der Bruttier entstanden, während gleichzeitig Sizilien sich mit oskischen Volksmassen füllte und die Karthager aufs neue immer weiter um sich

Digitized by Google

griffen. Die Zeit war nicht mehr fern, wo, wie Plato selbst es ausgesprochen hat, „in ganz Sizilien die griechische Sprache aussterben und an ihre Stelle die Herrschaft der Karthager oder der Osker treten wird“. Er konnte nicht wissen, daß ein Jahrhundert später nicht die oskischen Bauernschaften, sondern der stärker organisierte römische Staat seine Voraussage erfüllen würde.

Inzwischen war zu all den Völkern Italiens noch wieder ein neues gekommen: die Kelten. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts sind keltische Stämme aus ihren Sitzen zu beiden Seiten des Rheins die Rhone hinab ans Mittelmeer vorgedrungen und haben die Ligurer und die Iberer aus Südfrankreich verdrängt; und im Jahre 388 überstiegen Keltenscharen den Mont Cenis, brachen ins Poland ein, eroberten Melpum und vernichteten hier die etruskische Herrschaft; die Reste der Etrusker der Poebene wurden in die Alpen gedrängt, wo sie sich als Rhäter noch jahrhundertelang in ihrer Eigenart erhalten haben. Allbekannt ist, wie die Kelten Italien weithin durchzogen und ausgeplündert haben, wie im Jahre 382 [1]) die Stadt Rom von ihnen erobert und ausgeraubt worden ist, und wie sie zugleich als Söldner in die Dienste des Dionys und anderer Griechen traten. Dauernd festgesetzt haben sie sich, in zahlreiche Stämme zersplittert, in der gesamten Poebene bis zur Etsch und weiter südlich an der Küste bis nördlich von Ancona. Sie haben das fruchtbare Land in größerem Umfang unter den Pflug genommen als die älteren Besiedler und auch zahlreiche Ortschaften gegründet. Aber eine höhere Kultur zu entwickeln waren sie nicht imstande; und ihre auf dem Blutsverbande beruhende Clanverfassung stand hier wie überall in der Geschichte der keltischen Völker bis auf die Gegenwart hinab der Entwicklung einer gefestigten politischen Macht hindernd entgegen. „Nur zwei Dinge“, sagte der alte Cato, „betreiben alle Gallier mit regstem Eifer, das Kriegswesen und die spitzfindige Rede“, oder wie Mommsen diese Worte glänzend wiedergegeben hat „die gloire und den esprit“.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die politische Geschichte Italiens weiter ins einzelne zu verfolgen. Während die Griechen immer von neuem und immer vergeblich sich abmühten, in Strömen Bluts eine gefestigte Macht zu schaffen, die ihr Volkstum retten könnte, so vor allem unter Alexander von Epirus (334—331), unter Kleonymus von Sparta (302 bis 300), unter dem gewaltigen Agathokles von Syrakus (317—289), sind im Innern der Halbinsel zwei neue Mächte erstanden, deren Entwicklung den weiteren Verlauf bestimmt und die Entscheidung gebracht

[1]) Das traditionelle Datum 390 ist wie alle Daten der älteren römischen Geschichte um acht Jahre zu reduzieren.

Digitized by Google

hat: die Römer und die Samniten. Beides sind vollkräftige Bauernschaften unter der Leitung einer energischen und zielbewußten Aristokratie von Großgrundbesitzern, beide beseelt von dem Streben, ihr Gebiet zu erweitern, um neue Ackerhufen zu gewinnen. Die Samniten, eine Koalition von vier sabellischen Stämmen, die im südlichen Apennin, im Gebiet des Volturnus und seiner Nebenflüsse, ansässig waren, lebten unter einer Stammverfassung, die den noch unentwickelten wirtschaftlichen Verhältnissen entsprach — ohne Kultur waren sie keineswegs, vielmehr hat hier die griechische Bildung von Tarent aus sehr stark eingewirkt —; sie waren daher wohl imstande, große Heere aufzubieten und gewaltige Schlachten zu schlagen, aber nicht, eine Armee dauernd im Felde zu halten oder eine Belagerung bis zu Ende durchzuführen, und ebensowenig, die gewonnenen Gebiete zu organisieren und fest in der Gewalt zu behalten.

Rom dagegen, ursprünglich eine Stadtgemeinde mit beschränktem Landgebiet, hatte inzwischen die Latiner unterworfen und die Etruskerstadt Caere, sowie Kapua und zahlreiche dazwischenliegende Distrikte und Städte seinem Staatswesen einverleibt. Dadurch war es bereits zu einem großen Territorialstaat mit einer zahlreichen, wehrkräftigen Bevölkerung erwachsen, die größtenteils in den inkorporierten Gemeinden und auf dem flachen Lande wohnte, und die, wenn sie auch meistens ihre politischen Rechte höchstens gelegentlich ausüben konnte, doch staats- und privatrechtlich der stadtrömischen Bevölkerung nicht nur gleichgestellt, sondern in der Tribusverfassung dieser gegenüber geradezu privilegiert war, so daß sie an den Segnungen eines freien Gemeinwesens vollen Anteil hatte und bereitwillig ihre ganze Kraft dem Staate zur Verfügung stellte. Zugleich aber besitzt dieser Staat die einheitliche Leitung und die Zusammenfassung aller Machtmittel in den Händen einer energischen und zielbewußten Regierung, welche der Stadtstaat geschaffen hat; und die materielle Kultur ist so weit fortgeschritten, daß dem römischen Staat die konsequente Durchführung der Kriegführung durch eine lange Reihe von Jahren hindurch ermöglicht ist, ohne daß eine Erschöpfung eintritt.

Eine Zeitlang sind Römer und Samniten in den Kämpfen gegen die zwischen ihnen liegenden Küstenstämme zusammengegangen; aber alsbald hat der Expansionstrieb der beiden Staaten, der Heißhunger nach Neuland, sowohl im Liristal wie in Kampanien zum Konflikt und im Jahre 325 zum Ausbruch des Krieges geführt, der mit geringen Unterbrechungen 45 Jahre, bis 290 v. Chr., gedauert hat. Dieser Krieg hat sogleich ganz Mittelitalien in seine Kreise gezogen. Er ist aber keineswegs, wie Mommsen ihn bezeichnet hat, ein Kampf der „Italiker gegen Rom" gewesen, eher das Gegenteil. In Mittelitalien haben sich die Abruzzenstämme, die Marser,

Digitized by Google

Paeligner, Vestiner usw. an Rom angeschlossen, ebenso im Südosten die Apuler; dadurch wurde es den Römern möglich, die Samniten von zwei Seiten aus zu packen, und sie, während der Kampf um das Liristal und die Festungen Kampaniens tobte, zugleich von Apulien (Luceria) aus im Rücken anzugreifen. Auch die südlichen Nachbarn der Samniten, die Lukaner, neigten eher zu Rom, während die mächtige Griechenstadt Tarent mit ihren Sympathien auf seiten der Samniten stand. Im Jahre 309 ist es dann diesen gelungen, die Etrusker von Norden her zu einem Angriff auf das römische Gebiet zu gewinnen, eine Diversion, die durch den kühnen Zug des Fabius Maximus durch das obere Tibertal nach Nordetrurien (nicht durch den ciminischen Wald, wie die ganz verfälschte spätere Überlieferung bei Livius behauptet) niedergeworfen wurde. Noch größere Dimensionen nahm der Krieg an, als es den Samniten gelang, außer den Etruskern auch die Kelten in den Kampf zu ziehen und durch einen genialen Feldzug nach Oberitalien ihr Heer mit ihnen zu vereinen. Dadurch erweiterte sich der Kampf um Mittelitalien zu einem Kampf um die Herrschaft über die gesamte Halbinsel. In der Hochebene des oberen Aesis, im Hinterlande von Ancona, inmitten der Apenninkette, bei Sentinum, ist im Jahre 295 die Entscheidungsschlacht geschlagen worden, welche die Geschicke Italiens auf Jahrtausende hinaus bestimmt und die Herrschaft Roms und der latinischen Nationalität begründet hat. In gewaltigem Ringen hat Rom mit seinen Bundesgenossen die Wehrkraft der Gegner gebrochen. In den nächsten Jahren konnte es die Früchte des Sieges einheimsen. Die Stämme Oberitaliens, die Umbrer, Picenter, Etrusker traten auf Roms Seite oder wurden unterworfen, und hier übernahm Rom die Schutzwehr der friedlichen Bauern gegen die Raubzüge der Kelten des Polandes; in den Jahren 284—282 hat es noch einmal eine große Kelteninvasion abgewehrt und die wilden Scharen nach der Balkanhalbinsel abgelenkt, wo sie 280—278 Makedonien und Nordgriechenland überschwemmten und sich dann bekanntlich in Thrakien und im inneren Kleinasien dauernd festsetzten und zugleich den Heeren der Machthaber des Ostens die Soldtruppen lieferten. Im Süden aber wurden Kampanien und Apulien fest behauptet und vollständig gewonnen und die Kraft der Samniten jetzt gänzlich gebrochen, so daß sie sich der Oberhoheit Roms unterordnen und in seine Bundesgenossenschaft eintreten mußten.

In denselben Jahren waren im Osten der Mittelmeerwelt die Aspirationen der griechischen Nation, die sie selbst aus eigener Kraft nicht durchführen konnte, durch das makedonische Königtum aufgenommen und in raschem Zuge von Alexander d. Gr. durch Niederwerfung des Perserreichs und Aufrichtung der makedonischen Herrschaft verwirklicht, und damit die

Digitized by Google

Suprematie der griechischen Kultur bis zum Indus und zur turanischen Wüste begründet worden. Aber das Weltreich, das er plante, ist durch seinen frühen Tod nicht zur Vollendung gekommen. Den Osten hat er unterworfen, den Zug in den Westen, zu dem er die Vorbereitungen getroffen hatte, hat er nicht mehr beginnen können. Während das Reich, welches er unfertig hinterlassen hatte, in fünfzigjährigen gewaltigen Kämpfen seine Gestalt suchte und schließlich in mehrere selbständige Staaten zerfiel, blieben die Griechen des Westens im wesentlichen sich selbst überlassen. Schließlich hat König Pyrrhus von Epirus, von den Tarentinern zu Hilfe gerufen, noch einmal den Versuch unternommen, ein großes westgriechisches Reich zu gründen (280—275); aber er ist im Innern der unüberwindlichen Uneinigkeit der Griechen, in der Kriegführung dem festen Gefüge des römischen Staatsbaus und der römischen Taktik erlegen. Dieser Krieg, der zugleich zu einer vorsichtigen Kooperation Roms und Karthagos gegen den gemeinsamen Gegner den Anlaß gab, hat die Unterwerfung der gesamten italischen Halbinsel bis an die Grenzen des Polandes unter Roms Gebote zum Abschluß gebracht.

Die Organisation, welche Rom der italischen Halbinsel gegeben hat, beruht auf dem Grundsatz, daß es in Italien keine Untertanen gibt und daher auch keine Tributzahlungen wie etwa im attischen Reich und den ähnlichen griechischen Gebilden, sondern nur freie, sich selbstregierende Gemeinden wehrfähiger Bürger, die durch einen festen, ewigen Bund zu größerer Waffenhilfe geeinigt sind, dessen politische Leitung ausschließlich in Roms Händen liegt. Die römische Bürgerschaft selbst, dem Namen nach noch immer ein Stadtstaat, umfaßt etwa ein Sechstel des damaligen Italiens, und zwar vor allem die fruchtbarsten und kulturell wichtigsten, mit Städten dicht besiedelten Gebiete, die gesamte Küste von Caere in Südetrurien bis nach Cumae und Kapua, ferner im Innern große Stücke des Apenningebietes, vor allem das sabinische Gebirgsland, sowie am Adriatischen Meer die Küste Umbriens und Picenums, und dazu überall zahlreiche Exklaven und Grundstücke, die Rom sich von den Besiegten hatte abtreten lassen. Versprengt innerhalb dieses Gebiets und weithin zerstreut durch ganz Italien lagen die von Rom gegründeten Kolonien, Ansiedlungen römischer Bürger, welche als Bollwerke zur Behauptung der Herrschaft über die feindlichen oder in Abhängigkeit gebrachten Stämme dienen sollten und eben darum als selbständige Gemeinden mit eigener Militär- und Finanzhoheit konstituiert wurden; ihre Rechtsstellung zu Rom wurde nach den Satzungen des ehemaligen, jetzt längst aufgelösten Latinerbundes geordnet, und deshalb wurden sie als latinische Kolonien bezeichnet. Um diese durch ganz Italien verteilte römische Macht lagern

Digitized by Google

sich dann die zahlreichen Einzelgemeinden der „Bundesgenossen", deren Stellung zu Rom, vor allem die militärischen Leistungen, überall durch Sonderverträge geregelt ist.

Diese Organisation hat in den gewaltigen Kämpfen zunächst mit Pyrrhus, dann mit Hannibal die Feuerprobe bestanden und sich als jeder anderen politischen Gestaltung, welche die alte Welt bis dahin geschaffen hatte, sowohl in ihrem inneren Geiste wie in ihrer unerschöpflichen Wehrkraft weitaus überlegen erwiesen. Durch dieselbe wird zugleich zum ersten Male die italische Halbinsel zu einer Einheit zusammengefaßt. An der Machtstellung, die Rom gewonnen hat, und an den gewaltigen materiellen Vorteilen, die sich daraus ergeben, haben auch die „Bundesgenossen" ihren vollen Anteil. So söhnen sie sich aus mit der ihnen aufgezwungenen Organisation und treten mit vollem Eifer für deren Erhaltung ein; es entsteht ein Gemeingefühl der „Italiker". Das ist aber nicht so zu verstehen, als sei jetzt die latente Einheit eines bis dahin gespaltenen Volkstums auch äußerlich in die Erscheinung getreten, etwa wie in der griechischen Welt oder bei der Einigung der deutschen Stämme oder Italiens im letzten Jahrhundert — so hat Mommsen die Entwicklung dargestellt —, während doch von einem solchen, wenn auch zunächst unbewußten Nationalgefühl hier nirgends die Rede sein kann, und auch die Latiner, Umbrer und Osker, obwohl ihre Sprachen nahe verwandt sind, sich untereinander nicht verstehen konnten; sondern ganz verschiedenartige, sich zunächst, trotz mancher gemeinsamer Kulturbeziehungen, völlig fremd gegenüberstehende Stämme sind durch die politische Entwicklung zu einer staatlichen Einheit zusammengezwängt, und erst aus dieser politischen Einigung erwächst allmählich ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit und damit schließlich eine neue einheitliche Nationalität, in die all die verschiedenen Volksstämme aufzugehen beginnen. Durch die Vorherrschaft Roms erhält diese neue Nation sprachlich die lateinische Färbung.

Aber diese italische Nation ist nicht zur Perfektion gekommen. Eben durch die Begründung seiner Herrschaft über Italien ist Rom zugleich in ganz anderer Weise als früher in die Mittelmeerwelt hineingewachsen und dadurch gezwungen worden, zu den hier vorherrschenden Mächten, zu Karthago und zu den Staaten der griechisch-makedonischen Welt und den hier auftauchenden Problemen Stellung zu nehmen. In der Stadt selbst entwickelte sich ein immer stärkeres Geschäftsleben, für das die Interessen des Handels und vor allem die großen, vom Staat vergebenen Geldgeschäfte im Mittelpunkt standen, und neben den Kapitalisten wuchs in dem großstädtischen Getriebe immer stärker ein Proletariat heran. Diesen Kreisen lagen die Beziehungen zum Auslande viel mehr am Herzen, als

Digitized by Google

die Tendenzen der wehrkräftigen Bauernschaft nach agrarischer Expansion; sie forderten die Geltendmachung des römischen Staats in den Welthändeln, die ihnen einen gewaltigen Gewinn einbringen konnte. So tritt neben die italische Politik die Weltpolitik, neben die immer noch den Kern des Römervolks bildende agrarische Partei, wie in allen modernen Großstaaten, die hauptstädtische Partei des Kapitalismus. Ihren ersten großen Erfolg hat diese moderne Richtung in dem Entschluß Roms gefunden, das Hilfsgesuch der Mamertiner von Messana anzunehmen und damit den Krieg gegen Karthago und Sizilien zu beginnen. Dieser Schritt ist für Roms Zukunft von derselben entscheidenden Bedeutung geworden, wie für Preußen die Eroberung Schlesiens, oder für die nordamerikanische Union der Krieg gegen Spanien und die Besetzung Kubas und der Philippinen. Indem der Staat nach neuen größeren Zielen greift, tritt er ein in die Weltpolitik, bleibt nun aber auch dauernd durch diese gefesselt und kann aus ihr nicht wieder herauskommen, wenn er es auch noch so sehr versucht; er muß die unabsehbaren Konsequenzen auf sich nehmen und durchkämpfen, welche die Weltlage mit ihren ständig wachsenden Kombinationen ihnen auferlegt.

Äußerlich zeigt sich der volle Wandel, welchen dieser Schritt über den italischen Staat gebracht hat, nicht nur darin, daß er jetzt eine gewaltige Flotte schaffen und die Seeherrschaft erstreben muß, sondern noch verhängnisvoller darin, daß der Gewinn des Kriegs, die Insel Sizilien, als Provinz, als zinspflichtiges Untertanenland organisiert wird und von römischen Beamten verwaltet, von den italischen Kapitalisten ausgebeutet wird. In der Folgezeit gewinnt die agrarische Politik unter Leitung des Flaminius noch einmal wieder das Übergewicht; sie führt zur Eroberung und Besiedlung des keltischen Polandes — die Veneter haben sich damals den Römern freiwillig angeschlossen —, die durch Hannibals Einfall unterbrochen, nach dem Ende des zweiten Punischen Krieges zum Abschluß gebracht wird. Aber dazwischen liegt eben dieser Krieg, die Rückwirkung des gewaltsamen, von krassem Egoismus beherrschten Vorgehens Roms gegen Karthago und zugleich seiner herrischen, wenn auch durch den Anlaß gerechtfertigten Eingriffe auf der Balkanhalbinsel an der illyrischen Küste. Der achtzehnjährige Krieg um die Existenz des italischen Staats, in dem Hannibal alle Mächte und Völkerschaften der Mittelmeerwelt gegen Rom zusammenzuschließen strebte — geglückt ist ihm das bekanntlich, abgesehen vom karthagischen Machtbereich, nur bei den Kelten der Poebene, dem schwachen syrakusanischen Staat und bei Makedonien —, ist das gewaltigste Ringen, das die Weltgeschichte bisher gekannt hat; erst der Weltkrieg, den jetzt Deutschland zu bestehen hat, über-

Digitized by Google

trifft ihn nicht nur in der Großartigkeit der Dimensionen, sondern vor allem in der intensiven Anspannung der gesamten Volkskraft bis auf das äußerste, überhaupt erreichbare Maß. Der italische Staat hat den Kampf siegreich bestanden, und trotz gewaltiger Niederlagen und obwohl im Süden ein großer Teil der „Bundesgenossen" und selbst die zum römischen Staat gehörende Bürgerschaft von Kapua zum Landesfeinde übertrat, auf allen Gebieten die Defensive offensiv zu führen vermocht; und das Ergebnis ist gewesen, daß Rom fortan nicht nur das Westbecken des Mittelmeers beherrschte, sondern daß es überhaupt in der ganzen Welt keinen Staat mehr gab, der ihm widerstehen und sich seinen Geboten entziehen konnte. Damit war tatsächlich entschieden, daß Rom die Weltherrschaft zufallen mußte.

Rom hat freilich nicht daran gedacht, diese Weltherrschaft zu erstreben; im Gegenteil, es hatte eine starke, nur zu berechtigte Scheu vor der Gewinnung neuer überseeischer Provinzen und der Übernahme der Regierung in fremden Ländern mit ihrer Verantwortlichkeit, die überdies den Aufbau des Staats und seiner Verfassung mit Notwendigkeit zersetzen mußte. Wohl aber hatte der gewaltige Krieg mit seinen furchtbaren, die Volkskraft fast erschöpfenden Nöten die Folge, daß man der Wiederkehr einer derartigen Gefahr ein für allemal vorbeugen und daher im ganzen Umkreis der Mittelmeerwelt kräftige Staaten nicht dulden wollte und jedem Ansatz zur Bildung einer größeren Macht sofort mit Waffengewalt hindernd entgegentrat, um so endlich einen dauernden Friedenszustand zu erzwingen. Die Tatsache, daß dieser Gedanke die gesamte Politik Roms in der folgenden Zeit beherrscht hat, ist längst erkannt; aber erst gegenwärtig sind wir imstande, ihn vollkommen zu verstehen. Das schließliche Ergebnis ist dann aber doch gewesen, daß Rom die Weltherrschaft, die es abzulehnen versuchte, dennoch nicht nur negativ sondern auch positiv selbst übernehmen und die abhängigen Gebiete der Reihe nach, wie sich gerade der Anlaß bot, in Provinzen umwandeln mußte, oft unter den schwersten Kämpfen. Unendliches Elend wäre der Welt erspart geblieben, wenn Rom statt dessen den unvermeidlichen Entschluß selbst mit klarer Einsicht erfaßt und systematisch durchgeführt hätte; aber dazu hat sich der regierende Senat nicht aufraffen können, sondern erst das persönliche Regiment der Usurpatoren in der Agonie der Republik und dann abschließend und vollbewußt das Kaisertum des Prinzipats.

Durch die Rückwirkung der Weltherrschaft auf das herrschende Land ist nun aber die innere Gestaltung Italiens von Grund aus umgewandelt worden. Wir können diesen Prozeß, aus dem in der Gracchenzeit (seit

Digitized by Google

133 v. Chr.) die ein volles Jahrhundert andauernde Revolution herausgewachsen ist, hier nicht im einzelnen verfolgen. Es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß durch die neue Weltlage die Grundlage des italischen Staatsbaus, die wehrkräftige Bauernschaft, zugrunde gegangen ist, ebensowohl durch die fortwährenden Aushebungen, die die Aufstellung stehender Heere mit langjähriger Dienstzeit, zunächst in den ununterbrochenen spanischen Kriegen, zur Notwendigkeit machten, wie in noch höherem Maße durch die stets steigende Einfuhr fremden Getreides, welche den italischen Ackerbau ruinierte, und durch die rapide Entwicklung des Kapitalismus und des Großgrundbesitzes, der die kleinen Bauerngüter aufkaufte oder geradezu gewaltsam in Besitz nahm, und, ganz wie im modernen England, den nicht mehr rentierenden Getreidebau durch Viehzucht und daneben durch Wein- und Gemüsebau ersetzte, soweit nicht die Höfe und Felder in Villen und Parks der Magnaten umgewandelt und damit für den Wirtschaftsbetrieb brachgelegt wurden. Als Arbeiter verwendete der Kapitalismus soweit wie möglich nicht mehr freie Leute und Tagelöhner, sondern in immer größeren Dimensionen aus der Fremde eingeführte Sklaven. Wie für die frühere Entwicklung Roms der Heißhunger nach Ackerhufen, so ist für die des zweiten und ersten Jahrhunderts der Heißhunger nach Sklaven das treibende Moment. Neben den fortwährenden Kriegen, die gewaltige Massen unfreier Arbeiter aus allen Nationen der Mittelmeerwelt auf den Markt warfen, führte die durch die Art der Abgabenerhebung und die Vorschüsse der Geldleute systematisch gesteigerte Verschuldung der Provinzen und der Vasallenstaaten jahraus, jahrein zahllose freie Männer mit Weibern und Kindern in die Knechtschaft, und daneben schwoll die Sklavenjagd, welche unter Konnivenz der Regierung und in direktem Einvernehmen mit den Kapitalisten von den geradezu als ein Staat organisierten Piraten betrieben wurde, zu immer gewaltigeren Dimensionen an. So wurde die Landbevölkerung Italiens in rapider Entwicklung von Haus und Hof verdrängt; die kräftigsten und unternehmendsten Elemente gingen ins Ausland, teils als Soldaten, teils als Kaufleute, und legten den Grund zur Romanisierung des Westens, die große Masse zog in die Städte und bildete hier ein erwerbloses und daher stets revolutionslustiges Proletariat. Alle Versuche, zu bessern und die Entwicklung zu hemmen, sind erfolglos geblieben und haben die Krisis nur beschleunigt. Schon im Jahre 133 konnte Tiberius Gracchus, als er sein Ackergesetz einbrachte, aussprechen, daß „zwar die Tiere in Italien jedes seinen Unterschlupf und seine Lagerstätte habe, daß aber die, welche für Italien kämpfen und in den Tod gehen, nichts ihr eigen nennen, als Luft und Licht, und daß es eine Lüge ist, wenn die Feldherrn sie auffordern, für die Grä-

Digitized by Google

ber und Heiligtümer ihrer Familien zu kämpfen; denn sie und ihre Weiber und Kinder haben nicht Haus und Hof, und keine Scholle des Bodens gehört ihnen, sondern sie, angeblich die Herren der Welt, führen den Krieg für das Eigentum und den Luxus der Magnaten, die es vorziehen, ihr Land durch fremde Knechte bestellen zu lassen" [1]).

Durch diese Entwicklung ist die im Entstehen begriffene italische Nation nicht zur Vollendung gekommen. Die Ansätze waren vorhanden; aber eine in sich geschlossene Nationalität, die ganz Italien zu einer Einheit zusammenfaßte, aber auf die Halbinsel beschränkt blieb und diese als gleichberechtigtes Glied in den Kreis der Nationen des Mittelmeers eingeführt hätte, hat sich nicht bilden können. Sondern auf der einen Seite greift diese italische Nation hinein in alle umliegenden Länder, ist also mehr, als lediglich das Volk Italiens; auf der andern Seite aber wird sie gleichzeitig hier in ihrer Wurzel angefressen durch die ständig aus der Fremde zufließenden Elemente, und die Basis eines gesunden Volkstums wird ihr entzogen und damit ihre selbständige Entwicklung unmöglich gemacht. So hat derselbe Prozeß, der den ganzen Westen romanisiert hat, die Entwicklung einer lebenskräftigen italischen Nationalität unmöglich gemacht.

Aus diesen Verhältnissen heraus ist die römische Revolution erwachsen; und sie hat, zu immer furchtbareren Dimensionen anschwellend, Italien aufs neue von Grund aus umgewandelt. In dem elfjährigen Bürgerkriege von 90—80 v. Chr., in dem sich eine Insurrektion der Bundesgenossen gegen Rom mit dem Kampf des von Sulla geführten Senats gegen die

[1]) Eine vollständige, bis ins einzelnste gehende Analogie bildet die Entwicklung Nordamerikas in den letzten Generationen. Im ganzen Osten ist die alte agrarische Grundlage, auf der die Ansätze zu einer selbständigen nationalen Entwicklung beruhten, dem Untergang geweiht und in den Neuenglandstaaten, in Neuyork und sonst in weiten Gebieten schon ganz geschwunden. Das flache Land liegt größtenteils brach, die alten Bauernhöfe sind zu Villen oder zu Landhäusern der städtischen Arbeiterbevölkerung geworden, der die modernen Verkehrsmittel das Wohnen außerhalb der Städte ermöglichen; die alten Fischerstädte haben sich in Badeorte und Vergnügungsplätze umgewandelt; der kräftige Nachwuchs ist in den Westen abgewandert — wo aber auch schon dieselbe Entwicklung rapid um sich greift —, an seine Stelle sind die nicht mehr über den Sklavenmarkt sondern durch den „freien" Arbeitsvertrag ins Land gebrachten fremden Elemente getreten, zunächst Iren und französische Kanadier, zum Teil auch Deutsche, Skandinavier u. a., dann Italiener, dann Griechen, Armenier, russische Juden usw. Die Versuche, durch künstliche Wiederbelebung des Landbaus zu helfen, wie sie sowohl von den Staaten wie von den Eisenbahngesellschaften u. a. vielfach unternommen werden, werden auch hier schwerlich viel weiter führen, als die gleichartigen Bestrebungen der römischen Regierung. Einen Unterschied macht nur, daß in Amerika wie in den gleichartigen Entwicklungen Europas die Industrie einen großen Teil des Proletariats aufnehmen und beschäftigen kann; das war in Griechenland ebenso der Fall gewesen, fehlt aber in Italien fast ganz. In den Südstaaten der Union kommt dann als weitere Analogie noch die Sklaverei und die ständig bedrohlicher und unlösbarer werdende Negerfrage hinzu.

Digitized by Google

Kapitalisten (die sog. „Ritterschaft") und das Proletariat auf das mannigfaltigste verschlingt, ist die alte Bevölkerung Italiens größtenteils zugrunde gegangen. Die Samniten werden von Sulla fast vollständig ausgemordet; die oskische Sprache verschwindet überall, auch in den Städten Kampaniens; und das bis dahin unter dem Schutz Roms erhaltene Etruskertum mit seiner entnervten Aristokratie erliegt gleichfalls in einer radikalen Umwälzung der Besitzverhältnisse. Durch diese entsetzlichen Kämpfe sind allerdings die Unterschiede innerhalb der Italiker beseitigt worden, ein einheitliches Recht, das römische Bürgerrecht, umfaßt jetzt die ganze Halbinsel, zunächst bis an den Po, dann seit Cäsar bis an den Fuß der Alpen. Dadurch ist zugleich die Latinisierung Italiens vollendet und durch Ansiedlung zahlreicher Veteranen und Scharen von Freigelassenen in den verödeten und wiederaufgebauten Städten zum Abschluß gebracht worden. Aber die Volkskraft Italiens war gebrochen, und in den folgenden Krisen hat der Hauptteil der Halbinsel und die Hauptstadt Rom selbst nur noch nominell eine Rolle gespielt und tatsächlich willenlos über sich gehen lassen müssen, was das Geschick über sie verhängte. Selbständiges, kraftvolles Leben bestand nur in dem inzwischen kolonisierten und dicht besiedelten Neuland der **Gallia cisalpina** (daneben auch in dem südlich angrenzenden, gleichfalls stark bevölkerten Picenerland). Der Schwerpunkt Italiens verschiebt sich aus dem südlichen langgestreckten Leibe der Halbinsel in die große und fruchtbare Ebene im Norden, die in den früheren Jahrhunderten völlig passiv dalag, jetzt aber die dominierende Stellung gewinnt, die sie von da an bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Mit den Mannschaften des Polandes hat Cäsar Frankreich und das gesamte Römerreich erobert.

Aber für die Kriege, die Cäsar und Pompeius, und dann nach Cäsars Ermordung die Republikaner und die Prätendenten, welche Cäsars Erbschaft antreten wollten, gegeneinander führten, reichte die Wehrkraft Italiens samt der Polandschaft und den in den Provinzen angesiedelten Bürgern nicht mehr aus. In stets steigendem Maße mußte man Untertanen heranziehen, teils als „Hilfstruppen", teils indem man sie einfach in die Legionen steckte und dadurch zu römischen Bürgern stempelte. Nach der Niederwerfung der Republikaner (42 v. Chr.) haben die Triumvirn diese Soldateska auf Italien losgelassen. 16 der blühendsten Städte Italiens wurden herausgegriffen, ihre gesamte Feldmark konfisziert und unter die Soldaten verteilt, und da auch das noch nicht ausreichte, rücksichtslos auf die Nachbargemeinden übergegriffen. Die alten Einwohner wurden von Haus und Hof verjagt und mochten sehen, wo sie ein Unterkommen fanden; sie mußten froh sein, wenn sie im Dienste der neuen Grundherrn als Pächter die Flur, die ehemals ihr eigen war, bestellen konnten. Dadurch

Digitized by Google

sind aufs neue gewaltige Scharen von Ausländern, vor allem Gallier, in die Bevölkerungsmischung Italiens eingeführt worden.

Die Beendigung der Bürgerkriege und die Befriedung der Kulturwelt durch Augustus hat dann endlich auch für Italien zwei Jahrhunderte ruhigen Stillebens gebracht. Augustus hat, im Gegensatz zu Cäsar, den Neubau des Staats, den er durchführte, nicht als Weltmonarchie, sondern als Römerreich gestaltet, mit scharfer Scheidung zwischen dem herrschenden römischen, das heißt italischen Volk und den untertänigen, von einer humanen Regierung verwalteten Provinzen. Der feinen, im einzelnen allerdings überfeinen Gestaltung, welche er durch Begründung des Prinzipats dem Staate gab, ist es zu verdanken, daß das Römertum und der Römername in der Kulturentwicklung und im Gedächtnis der Menschheit selbständig neben das Griechentum getreten und daß es noch nicht sogleich in dem allgemeinen Menschentum des späteren Kaiserreichs aufgegangen ist.

Wir können die Entwicklung des Prinzipats in den zwei Jahrhunderten seiner Blütezeit von Augustus bis auf den Tod des Commodus (30 v. Chr. bis 192 n. Chr.) und seine allmähliche Umwandlung in ein entnationalisiertes universelles Weltreich hier nicht verfolgen, sondern haben uns auf die Geschichte Italiens und seiner Entwicklung zu beschränken. Gewaltsame Umwälzungen, wie sie die Revolutionszeit gebracht hatte, sind hier nicht wieder eingetreten; aber der Zersetzungsprozeß, durch den die alteinsässige, aus den Volksstämmen Italiens hervorgegangene Bevölkerung immer mehr zusammenschrumpft, geht auch in der Kaiserzeit ständig weiter. In die höheren Stände, den Senat und die Ritterschaft, auf die jetzt die Anteilnahme am Regiment sowohl in der Kommunal- wie in der Reichsverwaltung beschränkt ist, kommt fortwährend neues Blut, einerseits durch den Zuzug von Provinzialen, die in stets steigendem Maße in das Bürgerrecht aufgenommen werden, als Offiziere oder Beamte Karriere machen und vielfach Zutritt zu den höchsten Ämtern und zum Senat finden, andrerseits durch das Aufsteigen gewandter und intelligenter Sklaven und Freigelassener in die bürgerlichen Berufe. Schon unter der Republik ist ein recht beträchtlicher Teil der reichen Kapitalisten der Ritterschaft aus diesen Kreisen, aus den Nachkommen von Freigelassenen hervorgegangen, da sie rechtlich und allmählich auch sozial den Freigeborenen immer mehr gleichgestellt werden, und die kaiserliche Beamtenschaft wird bekanntlich gleichmäßig aus der Ritterschaft und aus den Freigelassenen des kaiserlichen Hauses entnommen, gelegentlich, wie unter Claudius, bis zu den allmächtigen Ministern des Herrschers hinauf. Dazu kommt nun, daß die einheimische Bürgerschaft bis in recht tiefe Schichten hinab physisch und psychisch dekadent geworden ist, in derselben Weise, wie gegenwärtig in

Digitized by Google

Frankreich und Nordamerika. Ganz allgemein und auch durch die äußerst energischen Maßregeln der Regierung nicht zu bezwingen ist die Abneigung gegen Ehe und Kinderzeugung; und auch von den wirklich geschlossenen Ehen hören wir nur zu häufig, daß sie unfruchtbar blieben oder die für die höheren Stände vom Gesetz geforderte Zahl von drei Kindern nicht erreichen konnten. Eine weichlich-sentimentale Stimmung geht durch alle diese Kreise und beherrscht die gesamte literarische Produktion der Kaiserzeit; die Welt ist alt geworden, und man empfindet senil. So rücksichtslos man in der Praxis dem Erwerbsleben nachgeht, so sehr scheut man in der Theorie und im Gefühlsleben davon zurück, den harten Bedingungen der Wirklichkeit mannhaft ins Auge zu schauen. Man jammert über den Luxus, über die Unnatur des modernen Lebens, und vollends über die Kriege und das Blutvergießen, von denen die Geschichte berichtet, was natürlich nicht hindert, daß man an den blutigen Volksfesten der Gladiatorenspiele und Tierhetzen seine helle Freude hat, so gut wie die ganz weichlich empfindenden Amerikaner, Männer wie Frauen, sich in unermeßlichen Scharen zu den brutalen, nicht selten blutig verlaufenden Fußballkämpfen und ähnlichen Spielen drängen und darin das Hauptvergnügen ihres Daseins finden.

Die Landwirtschaft ist natürlich in Italien so wenig gänzlich verschwunden, wie etwa im modernen England; aber in der Hauptsache war das Land auf fremde Zufuhr angewiesen, und ihre Beschaffung und Regelung eine der wichtigsten Aufgaben, die das Prinzipat von der späteren Republik übernommen hatte. Ödland gab es in Masse, und wenn man versuchte, es durch Landanweisungen an Veteranen u. a. nutzbar zu machen, so war es alsbald wieder von neuem verlassen, bis schließlich eine Verordnung vom Jahr 193 n. Chr. es einem jeden, der es bebauen wollte, zur Besitznahme als volles Eigentum freigab. Die Bevölkerung strömte eben immer wieder in die Städte, um sich hier auf Staatskosten und durch private Wohltätigkeit ernähren zu lassen[1]). Die Bevölkerungszahl nahm ständig ab, auch das von Nerva und Trajan begründete Institut der Alimentationen, die Übernahme der Versorgung und Aufziehung unbemittelter Kinder auf den Staat mittels gewaltiger fundierter Kapitalien, die durch Stiftungen fortwährend vermehrt wurden, hat den Rückgang nicht aufzuhalten vermocht. Und überdies rekrutiert sich diese Bevölkerung, wie schon im letzten Jahrhundert der Republik, ganz vor-

[1]) Dieselbe Entwicklung hat in Griechenland schon im dritten Jahrhundert v. Chr. eingesetzt, und erfaßt jetzt auch zunächst Sizilien und dann die anderen Provinzen. Im modernen Europa muß man nach Irland oder den schottischen Hochlanden gehen, wenn man ein Bild von dem Zustande und den wirtschaftlichen Verhältnissen Italiens in der Kaiserzeit gewinnen will.

Digitized by Google

wiegend aus der Fremde, teils aus Kaufleuten und Gewerbetreibenden aller Art, die von überall her, vor allem aber aus Griechenland und dem Orient, nach Italien einströmen — in diesen Kreisen hat, wie die anderen fremden Religionen, so auch das Christentum zuerst Wurzel gefaßt —, vor allem aber aus der Sklavenschaft und den sich ständig mehrenden Scharen der Freigelassenen. Allerdings haben sowohl die großen Kriege wie die Sklavenjagden aufgehört; dafür war es andrerseits ganz gewöhnlich, daß verarmte Freie sich selbst und ihre Kinder freiwillig in die Sklaverei verkauften, um sich dadurch eine gesicherte Existenz im Dienste eines Herrn zu schaffen, während andrerseits die Freilassung so große Dimensionen annahm, daß die Regierung seit Augustus ihr im Interesse der Erhaltung der römischen Nationalität Schranken setzte. Und so geht denn auch in der Landwirtschaft die Sklaverei langsam aber stetig zurück und wird in Italien wie in den Provinzen immer mehr durch freie, aber zunächst tatsächlich, dann seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. auch rechtlich an die Scholle gefesselte Kleinbauern und Tagelöhner ersetzt, die Kolonen, die Vorgänger der Hörigen des Mittelalters. Aber man braucht nur die langen Serien der Grabinschriften zu durchblättern, um zu sehen, einen wie gewaltigen Prozentsatz der Bevölkerung die Freigelassenen gebildet haben, und zwar gleichmäßig in allen Teilen Italiens, in den Gebirgsländern und in der Poebene so gut wie in den Gebieten der älteren Kultur. Neben den zahlreichen, oft sehr wohlhabenden Freigelassenen, die sich direkt als liberti bezeichnen, stehen die Massen, die durch ihre Eigennamen als Freigelassene erkennbar sind; dazu kommen die außerordentlich häufigen Ehen Freigeborener mit freigelassenen Frauen. Noch viel stärker aber ist natürlich die Zahl der Söhne und späteren Nachkommen von Freigelassenen, die durch die Nomenklatur bekanntlich gar nicht mehr zu erkennen sind, wenn nicht ihr cognomen noch die Herkunft verrät: wer würde es einem Namen wie dem des Dichters Q. Horatius Q. f. Flaccus ansehen, daß er der Sohn eines Freigelassenen gewesen ist, dessen Vorfahren Gott weiß welchem Volke der Mittelmeerwelt angehört haben mögen. Eine sehr wünschenswerte statistische Durcharbeitung dieses Materials fehlt bis jetzt; aber man wird unbedenklich annehmen können, daß weit über die Hälfte der auf uns gekommenen Grabinschriften von Freigelassenen oder Nachkommen von Freigelassenen stammt. Und dabei ist weiter noch in Betracht zu ziehen, daß diese Grabinschriften vorwiegend den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft angehören, und daß in den unteren Schichten der Prozentsatz noch weit größer gewesen sein muß.

Zu dem allen kommt nun noch hinzu, daß die weitere Entwicklung des

Digitized by Google

Prinzipats, ganz gegen die Intention seines Begründers Augustus, den Kriegsdienst auf die Provinzialen und schließlich auf die in der Kultur am meisten zurückstehenden, aber dann darum psychisch und physisch gesündesten Grenzgebiete des Reiches abgewälzt hat. Damit hat Italien das Schwert aus den Händen gegeben; die unvermeidliche Folge ist, daß es seine dominierende, weltbeherrschende Stellung verlieren muß.

Und nun trat die große Katastrophe des dritten Jahrhunderts ein, in der die antike Welt zugrunde gegangen ist. Der Afrikaner Septimius Severus (194—211) vollzog die späte Rache Karthagos an seinem Überwinder, er zerschlug mit vollem Bewußtsein den Staatsbau des Prinzipats und ersetzte ihn durch eine brutale Militärmonarchie; er beraubte Rom und Italien ihrer herrschenden Stellung und stellte sie den Provinzen des Reichs gleich; sein Sohn Caracalla vollendete die Herabdrückung der Bewohner Italiens zu Untertanen, indem er fast der gesamten Bevölkerung des Reichs das volle Bürgerrecht gab und damit den Römernamen seiner bisherigen Bedeutung entkleidete. Die ständig anwachsenden Insurrektionen der folgenden Jahrzehnte, in denen alle Armeen in den Provinzen der Reihe nach ihre Generäle zu Kaisern ausriefen und viele Jahre hindurch die Einheit des Reichs ganz aus den Fugen ging, haben den Ruin Italiens gewaltig weiter gesteigert. Die überseeische Zufuhr war alle Augenblicke gesperrt; die Geldwirtschaft brach zusammen und machte aufs neue einer primitiven Naturalwirtschaft Platz; die Bevölkerung schrumpfte mehr und mehr zusammen, das Land verödete immer mehr, kurz, es traten Zustände ein, wie sie über Großbritannien hereinbrechen werden, wenn es gelingen sollte, seine Weltherrschaft zu vernichten und ihm die Zufuhr abzuschneiden.

Der Neubau, den Diokletian (284—305) aufgeführt hat, hat dann das Reich noch einmal wiederaufgerichtet, jetzt in den Formen der absoluten Monarchie. Aber die alte Herrscherstellung Roms und Italiens wurde nicht wiederhergestellt: die Hauptstadt der Welt wurde in den Osten verlegt, zurück nach Nikomedien, dann nach Konstantinopel; und in Italien selbst wurde die Verschiebung des Schwerpunkts in die Poebene jetzt auch offiziell dadurch sanktioniert, daß Mailand (später Ravenna) die Residenz des neben den Oberkaiser im Osten gestellten Mitregenten für die Westhälfte des Reiches wurde.

Die Stürme, in denen das Reich Diokletians und Konstantins an den Rand des Untergangs gebracht wurde und seine gesamte Westhälfte in die Hände germanischer Eroberer fiel, brauchen hier nicht geschildert zu werden. Sie haben die Verödung Italiens noch gewaltig weiter gesteigert. Rom, immer noch ein großer Name, sank der Bevölkerungszahl nach zu

Digitized by Google

einer Kleinstadt von wenigen Tausend Einwohnern herab. Weite Gebiete lagen gänzlich unbewohnt da. Die Villen der römischen Großen, welche ehemals die Campagna di Roma weithin bedeckt hatten, waren längst verfallen und verlassen, und die um sich greifende Malaria machte hier den Aufenthalt von Menschen fast unmöglich, ebenso wie in Südetrurien und in den Küstengebieten des Südens, die infolge der wirtschaftlichen Umwälzung sich von der Verwüstung, die der hannibalische Krieg über sie gebracht hatte, nie wieder hatten erholen können. Von da an bis auf den heutigen Tag liegt die Stadt am Tiber inmitten einer meilenweiten Einöde fast wie Timbuktu am Niger.

So ist es nicht zweifelhaft, daß von der gegenwärtigen Bevölkerung Italiens nur ein verschwindend geringer Bruchteil dem Blute nach auf die alteinheimischen Stämme zurückgeht: Nachkommen der alten Latiner und Römer, der Sabeller und Umbrer wird man viel eher noch in dem romanischen Neuland finden, vor allem in Spanien und Südfrankreich, als in Italien selbst. Aber geblieben ist der Römername mit den Traditionen, die ihm anhaften; und hier zeigt sich an einem besonders sinnfälligen Beispiel, wie viel mächtiger im geschichtlichen Leben der Völker die durch die historische Tradition geschaffenen rein geistigen Zusammenhänge sind, als die lediglich physischen Momente des Blutes und der Abstammung. Auf dem Römernamen und den mit ihm verbundenen Traditionen beruht es, daß Rom im Mittelalter noch einmal in der römischen Kirche und dem Papsttum eine weltbeherrschende Macht geworden ist, und daß dann aus ihnen und den Ideen, die sie erzeugt haben, aufs neue eine italienische Nationalität erwachsen ist und daß diese nach langen schweren Nöten der Fremdherrschaft endlich im neunzehnten Jahrhundert in einem einheitlichen nationalen Staate Italien ihre Verwirklichung in der realen Welt hat finden können. Daß die Hauptstadt dieses Staates nur Rom sein konnte, war ebenfalls eine historische Notwendigkeit, die sich durchsetzen mußte, so sehr sie zu allen geographischen und physischen Bedingungen des Landes im Widerspruch stand.

Die Anschauungen, die ich im vorstehenden dargelegt habe, habe ich in langen Jahrzehnten gewonnen und in Wort und Schrift vorgetragen, wo sich der Anlaß dazu bot; und ich halte es für geboten, ausdrücklich auszusprechen, daß sie in keiner Weise beeinflußt sind von den Vorgängen, die wir in den letzten Wochen erlebt haben. Wohl aber erfordern diese noch ein kurzes Schlußwort. Den modernen Einheitsstaat hat Italien nicht durch eigene Kraft errungen, sondern es verdankt ihn den Kombinationen der Weltlage und den Siegen fremder Mächte, die seine Staatsmänner mit

Digitized by Google

Geschick auszunützen verstanden. Es hat seitdem den Anspruch erhoben, eine Großmacht zu sein wie die anderen großen Nationalstaaten; aber es hat nicht die innere Kraft besessen, diese Stellung wirklich, auf sich selbst ruhend, auszufüllen, sondern bedurfte nach wie vor der Anlehnung an stärkere Mächte. Da ist im August 1914 die Schicksalsfrage an Italien herangetreten. Hätte es damals den Entschluß fassen können, mit seiner ganzen Kraft in den Weltkrieg einzutreten und mit Einsetzung seiner Existenz nach dem höchsten Ziele zu greifen, so hätte es eine gewaltige und festbegründete Weltstellung erringen können. Aber dazu versagte der Mut; statt dessen versuchte es, durch ein schnödes Intrigenspiel im Trüben zu fischen und wie bisher einen Gewinn einzuheimsen, den sich selbst zu verdienen es nicht wagte. Während es seine bisherigen Bundesgenossen, denen es seine Stellung im Kreise der Mächte verdankte, schnöde verriet, hat es doch neun Monate hindurch ebensowenig gewagt, offen Farbe zu bekennen. Jetzt endlich hat es, durch unlautere Mittel und vage Versprechungen verlockt, die Maske fallen lassen, um den lange geplanten Raubzug zu unternehmen. Damit hat es sich selbst das Urteil gesprochen. Wie auch der Ausgang fallen und die neue Weltlage sich gestalten möge, das Ergebnis für Italien steht bereits jetzt über allen Zweifel hinaus fest: von seinen alten Bundesgenossen verachtet, von seinen neuen Alliierten nicht geachtet, wird es, auch wenn es seine volle Einheit erhalten und selbst weiteres Land hinzugewinnen sollte, niemals eine wirkliche Großmacht werden, sondern immer nur eine abhängige Hilfsmacht bleiben, überdies für alle Zukunft gebrandmarkt mit dem Stempel der Ehrlosigkeit.

Digitized by Google

Vom Mittelalter zu unseren Tagen.

Von Professor Dr. Robert Davidsohn, bisher in Florenz.

In Schicksalsstunden der Völker sind neben Hoffnungen, die sich auf die Zukunft richten und neben Zuständen der Gegenwart zugleich unsichtbare Kräfte entlegener Vergangenheit wirksam, die, ob sie sich auch dem Bewußtsein der Mehrzahl entziehen, dennoch die Macht unwiderstehlichen Zwanges zu üben vermögen. Je leichter die Einbildungskraft eines Stammes erregbar ist, um so stärker pflegen ihn Erinnerungen, pflegen ihn Trugbilder entschwundener Zeiten fortzureißen. Die steinernen, die erzenen Zeugen der Vergangenheit, Säulenstumpf und Standbild, Kirche und Volkspalast, Triumphbogen und Loggia gewinnen eine Stimme, lange nicht gesungene Lieder drängen sich auf die Lippen und halb erloschene Überlieferungen erwachen zu lebendiger Kraft. Was sich in Italien seit Monaten vorbereitete, was in der zweiten und dritten Dekade des Mai Wirklichkeit geworden, ist nicht mit dem Verständnis des Zeitungspolitikers zu erfassen und selbst kluge Staatsmänner haben vielleicht zu ausschließlich die Verhältnisse der Gegenwart ins Auge gefaßt. Nur wer Nächstes und Fernes in lebensvollen Zusammenhang zu bringen vermag, wird, die Oberfläche durchdringend, das Phänomen der Vorgänge zu deuten imstande sein, ratlos aber steht ihm gegenüber, wer nur die Aufstachelung der Volksleidenschaft durch Demagogen des Wortes wie der Feder, die aus Begehrlichkeit, Großmannssucht und Verlegenheit seltsam gemischte Politik der Staatslenker, das Wirken einer vielfach beeinflußten Presse, das charakterlose Zurückweichen von Deputierten und Senatoren vor dem wutvollen Toben der Straße in Betracht zieht. Die Frage heischt Beantwortung, wie es kam, daß die, freilich mit vollen Händen und weitem Wurf gestreute Saat der Kriegsluft, des Hasses so üppig in die Halme schießen konnte. Gewiß ist dem Ehrgeiz, ist der Eitelkeit einiger Stimmführer, ihrer unbändigen Luft eine Rolle zu spielen, ihrer Neigung sich von jauchzender Volksmasse eine Viertelstunde lang auf den Schultern umhertragen zu lassen, gewiß ist dem Interesse vieler Gebildeter für Sprache und Kultur der lateinischen Schwesternation und des wesensfremden Britannien, gewiß ist gesellschaftlichen, literarischen und noch ganz anders gearteten französisch-englischen Einflüssen eine große Bedeutung beizumessen. Aber dies alles gibt keine ausreichende Antwort auf die Frage, wie ein im ganzen friedlich gesinntes Volk von gutem und gesundem Menschenverstand, dessen weit überwiegender Teil hart um des Lebens Notdurft zu ringen hat, durch die geistigen Einflüsse einer Minderheit zu einem kriegerischen Abenteuer fort-

Digitized by Google

gerissen werden konnte, das, wie immer es ablaufen möge, Italien in tiefe wirtschaftliche Not und unheilvolle innere Wirren verstricken muß. Das ungläubige Staunen, mit dem man während langer Zeit in Deutschland die steigende Flut der Kriegsstimmung beobachtete, erklärt sich aus der sehr mangelhaften Kenntnis der Seele dieses Volkes, der in ihr schlummernden Empfindungen, Hoffnungen und dunklen Erinnerungen, erklärt sich daraus, daß man nicht verstand, wie in ihr neben ganz kühler Erwägung und nüchterner Berechnung ein starkes Bedürfnis nach Rausch und Taumel lebt, daß man nicht begriff, wie die Wurzelfasern seines Fühlens sich in dunklen Erdentiefen des Mittelalters und Altertums verästeln, daß man vom eigenen Wesen ausgehend, nicht erfaßte, in welchem Maße Vorstellungen verjährter Größe auf südliche Menschen einzuwirken vermögen, die auf der Straße, oder hinter den Tischen von Kaffeehäusern debattieren, die in Schreibstuben sitzen, in Werkstätten arbeiten, ja wie sie selbst die Phantasie solcher anregen können, die den Acker pflügen oder am Wege Steine klopfen.

Nicht eben selten kann man es in Italien erleben, daß ein mittlerer Beamter oder ein Kleinbürger bei Erörterung offenkundiger Schäden der Verwaltung oder der Rechtsprechung, je nach der Stimmung, hochmütig, oder mit innerem Schmerz ausruft: „Und dennoch sind *wir* es, die ehemals der Welt die Gesetze gaben!“ Man denkt dabei an das römische Recht und wirft dessen in später Zeit erfolgte Rezeption durch fremde Völker mit einstiger Römerherrschaft zu *einem* verworrenen Begriff zusammen. Daß „*wir*“, daß die Italiener von heute mit den Römern der Republik, der Zeit Cäsars und Augustus' identisch sind, daß man sich als Nachkommen der Quiriten, als berufene Vollerben ihres Ruhmes, ihrer Tapferkeit fühlt, daß man deshalb hohe Ansprüche auf Macht und Geltung in der Welt erheben könne, dies alles entspricht einer tief im Volke wurzelnden Überzeugung. Mochte die Äußerung solcher Ansprüche in normalen Zeiten durch die Überlegung Verständiger, zumal aber durch den allzu fühlbaren Gegensatz, in dem die politischen Zustände der Wirklichkeit zu Träumen dieser Art standen, eingedämmt und behindert werden, in Perioden erregten Empfindens kam jenes Gefühl zurückgehaltener Überlegenheit, verkannten Wertes, mißachteter, phantastischer Rechte stets zum Durchbruch. Während des tripolitanischen Krieges war es eine nicht nur von Zeitungsschreibern verbreitete Meinung, daß seit den Kämpfen der Legionen Cäsars ähnliche Heldentaten nicht mehr vollbracht seien, und daß überdies die Besitzergreifung der türkischen Vilajets am afrikanischen Nordufer schon dadurch völlig gerechtfertigt, in das Bereich einer bloßen Rücknahme und Besitzergrei-

Digitized by Google

fung alten Eigentums erhoben werde, daß die Cyrenaica viele Reste römischer Bauten, zahlreiche antike Grabsteine und Inschriften in ihrem Boden berge. In den stürmisch bewegten Maitagen dieses Jahres hielt der Archäolog Ettore Pais, der sich vordem mit großem Stolz als ein Schüler Mommsens bekannte, in der römischen Akademie der „Lincei", der bedeutendsten wissenschaftlichen Körperschaft des Königreichs und einer der angesehensten der Welt, einen Vortrag, in dem er ausführte, auf Grund von Römerresten, die sich zahlreich an der dalmatinischen Küste finden, sei Dalmatien ein Gebiet, das Italien als sein Eigentum zu beanspruchen habe.

Nicht durch die Literatur, auch nicht etwa erst durch die gelehrte Wiederbelebung des klassischen Altertums im 15., im 16. Jahrhundert ist römische Überlieferung ins Volk gedrungen. Nie war sie ganz erloschen, selbst im 10., im 11. Jahrhundert treten uns ihre Spuren deutlich entgegen. Denkmäler, mochten sie auch mißverstanden und falsch gedeutet werden, hielten die Erinnerung an etwas Großes wach, das so völlig anders war als die Enge der Gegenwart. Mochte Virgil dem Volk als Zauberer gelten, sein Name lebte doch als Erinnerung fort, und die Gebildeten wußten seit dem Dugento, einzelne wußten auch früher sehr genau, wer und was er gewesen; Dante zollte ihm als seinem bewunderten Vorbilde fast die Ehrfurcht, die man einem Heiligen oder Propheten schuldete, eingeschränkt nur durch das Bedauern, daß der Mantuaner nicht vom Lichte des Glaubens erleuchtet gewesen sei. In Lebensbeschreibungen angebeteter Märtyrer las man von Konsuln, Prätoren, Kaisern, von den Kämpfen der Arena, und in sehr früher Zeit wurde in Provinzstädten ausgegrabenes römisches Straßenpflaster mit jubelndem Stolz begrüßt. Dante fühlt sich, wie er im fünfzehnten Gesang des Inferno rühmt als von dem „heiligen Samen der Römer" stammend, und seinen Urahnen Cacciaguida läßt er im Paradiso preisend hervorheben, wie um die Mitte des 12. Jahrhunderts, vor der starken Einwanderung vom Lande her, selbst in den Adern dürftiger Handwerker von Florenz das reinste Blut pulsierte, womit er zweifellos das unvermischte Blut der Marsenkel meinte.

Nie war es den Italienern gegeben der Eigenliebe, dem Stolz des einzelnen wie dem der Nation gegenüber Kritik walten oder auch nur gelten zu lassen. Man sagte sich nicht, man wünschte es auch in neueren Zeiten nicht zu hören, daß die Bestandteile römischen Blutes, die zur Bildung der italienischen Nationalität beigetragen haben, keineswegs sehr edle, daß sie nicht Römerblut der früherloschenen Geschlechter der Republik oder der ersten Kaiserzeit gewesen seien, oder von den kraft-

Digitized by Google

vollen Bauern Latiums herstammen könnten. Soweit die Italiener von Römern stammen, gehörten ihre Vorfahren der verderbten Masse an, die sich zu Zeiten des sinkenden Westreiches in den Städten drängte, und die der Hauptsache nach aus den Söhnen und Enkeln Freigelassener, sowie aus Sklaven bestand, deren Ursprungsländer großenteils der Orient und Nordafrika, daneben aber alle Gebiete des Mittelmeeres und des gesamten römischen Erdkreises waren. Die Landbevölkerung der Halbinsel, die sich ursprünglich neben dem numerisch nicht sehr beträchtlichen lateinischen Element aus messapischen, japygischen, etruskischen, keltisch-ligurischen Bestandteilen zusammensetzte, die in Unteritalien eine starke griechische, in Sizilien eine beträchtliche phönizische Beimischung erfahren hatte, war beim Verfall des Reiches durch äußere Kämpfe und Bürgerkriege großenteils vertilgt, und längst vor der Völkerwanderung durch kriegsgefangene „Barbaren" all der Stämme ersetzt, die jenseits der Grenzen des Weltreiches siedelten und schweiften. Man sträubte und sträubt sich gegen die Erkenntnis, daß es nicht im mindesten einen Ruhm bilde (sofern Abstammung überhaupt ein Ruhm ist, der eigener Leistung gegenüber ins Gewicht fallen kann!) seinen Ursprung von einem Völkergemisch herzuleiten, das von Lastern durchsetzt und entnervt, sich willig jeder Gewalt von oben und von außen her unterwarf, das kulturell ohne eigene Triebkraft, lediglich vergröbert wiederholte, was die Vergangenheit geleistet hatte, und das den Stürmen der Völkerwanderung ohne jeden Rest gesunder Widerstandskraft zum Opfer fiel. Erst durch die auffrischende Mischung mit dem Blut unverbrauchter germanischer Stämme, zumal mit dem der ursprünglich ungeschlachten, aber kraftvollen Langobarden, entstand die italienische Nation, auf die sich neben manchen Mängeln ihrer germanischen Vorväter viele Fehler der alten Welt vererbten, die aber, indem sie alte Überlieferung mit neugewonnener Lebensenergie verband, fähig wurde eine schöne Sprache zu erzeugen und eine eigene, blühende Kultur zu entwickeln, durch die sie die Welt bereichert hat. Ein Stück Bürgerkrieg war dem neuen Volkstum indes von den widerstrebenden Bestandteilen seiner Blutmischung her eingeboren; es wütete in den jahrhundertelangen Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen fort, die blühende Gebiete in Einöden, Städte in Trümmerstätten wandelten, die Familien spalteten und deren Angehörige zu wechselseitigem Morde entflammten; es kam wohl zum Schweigen, aber es tobte sich niemals völlig aus, und durchsetzt die Lebenssäfte der Nation bis auf den heutigen Tag. Die alten Parteinamen sind längst erloschen und neuer Haß veränderter Zeiten beherrscht die Seelen, doch ist auch jener Gegensatz in Wahrheit nicht völlig verschwunden,

Digitized by Google

und selbst in den heutigen Ereignissen wirkt etwas von ihm fort. Die Neigung zum Bürgerkriege schlummert in der Seele des Volkes, stets bereit aufzuwachen und hervorzubrechen, worüber keine schweigende Unterwerfung der Minderheit, kein zeitweiliger Jubel brüderlicher Eintracht zu täuschen vermag.

*

Entlegenes und Heutiges berührt sich in überraschender Art. Durch Wesensäußerungen längst modernder Geschlechter vermag man einen Einblick in psychologische Antriebe gegenwärtiger Vorgänge zu gewinnen.

Im Jahre 1255 errichteten die Florentiner den noch aufrechtstehenden schönen Stadtpalast, der nachmals „Palazzo del Podestà" und noch später der „Bargello" genannt wurde. Seiner Mauer wurde eine Inschrift eingefügt, die ohne jede falsche Bescheidenheit verkündete, die toskanische Landstadt sei als ein zweites Rom berufen, stets Triumphe zu feiern, ihr gehöre das Land, ihr das Meer und der gesamte Erdkreis. Fünf Jahre darauf wurde die Herrschaft des „Siegreichen Volkes", das den Palast errichtet hatte, wurde die Macht der Guelfen bei Montaperti von den unter dem Banner König Manfreds kämpfenden Sienesen und Ghibellinen zerschmettert. Die noch an ihrer Stelle befindliche Marmortafel blieb nicht unbeachtet, aber sie blieb durchaus unverstanden. Niemand begriff, daß sie das Dokument einer maßlosen Selbsteinschätzung sei, die in fast lächerlichem Gegensatz zu der tatsächlichen Macht derer stand, die sich vor Mitwelt und Nachwelt rühmend verherrlichten. Als nach Montaperti die vertriebenen Ghibellinen wiederkehrten, und ihr Oberhaupt in demselben Bau seinen Wohnsitz nahm, als nach weiteren sieben Jahren im Wechselschicksal der Parteikämpfe die Herrschaft von neuem den Guelfen zufiel, blieb der Marmor unversehrt. Kein Freund, kein Gegner und kein zwischen den Parteien Stehender scheint die in verschnörkelten Zeichen gemeißelten Verse mit einem bitteren oder einem ironischen Lächeln entziffert zu haben. In ihnen kommt ein besonderer Zug des Volkscharakters zum Ausdruck: die Neigung, sich an den kühnsten Hoffnungen zu berauschen, sich das Maßlose, das Ungeheuere zuzutrauen, um sich dann mit bescheidener Erfüllung zu begnügen, ohne indes einzugestehen oder einzusehen, daß man vom Fieber der Eigenliebe und des Eigenlobes betört worden sei.

*

Bei weitem nicht, wie man dies behauptet hat, der Erste, der den Zeugnissen des Altertums liebevolle Aufmerksamkeit zuwandte, aber der

Digitized by Google

Erste allerdings, auf den die Überlieferung vom Machtbegriffe Roms, und mehr noch der romantische Zauber der stadtrömischen Trümmerwelt als ein berauschender Trank gewirkt hat, war Cola di Rienzo. Die lateinische Antike wurde ihm zur klassischen Walpurgisnacht, denn die Ruinen, unter denen er wandelte, die Inschriften, die er las, redeten zu ihm nicht in ihrer eigenen Sprache, sondern in der seinen; er vernahm nur, was er von ihnen zu hören wünschte. Nicht aufrichtige Kunde von vergangener Wirklichkeit suchte er, sondern die phantastische Bekräftigung seiner Träume von eigener Gegenwart.

Rom, das niemals auf sich selbst gestellt zu leben vermochte, dessen Bevölkerung zum großen Teil auf die Einnahmen angewiesen war, die Papst und Kurie aus allen christlichen Ländern bezogen und die dann in tausend Kanälen und Rinnsalen fortgeleitet den Boden tränkten, Rom, das ehedem von Pilgerscharen, Gesandten, fremden Bittstellern, von Prälaten aller Nationen und von den privilegierten Kaufleuten der Kurie belebt wurde, Rom, das zweifellos einen größeren Fremdenverkehr als jede andere mittelalterliche Stadt gehabt hatte, lag verödet, seit das Papsttum 1305 von Italien nach Südfrankreich ausgewandert, seit Rom eine Nebenstätte von Avignon geworden war. Die herabgekommene, entvölkerte Stadt war unsicher durch die Kämpfe räuberischer Barone, die von ihren Türmen, von burgartig überbauten antiken Theatern und Triumphbögen her die Straßen beherrschten, die Bürger in Schrecken setzten. Inmitten solcher Verkommenheit glaubte der päpstliche Notar Nikolaus, Sohn des Gastwirtes Lorenzo und einer Wäscherin, die erweckende Stimme der Göttin Roma zu hören, die ihn aufrief, die ihr geheiligte Stadt von den „Tyrannen", den Baronen, zu befreien, sie mit neuem Glanz zu erfüllen und ihr die Macht zurückzugeben, die sie in längst entschwundener Zeit besessen. Sprachen die Steine nicht von einstiger Allmacht? Zwar war das städtische Dasein dürftig und nicht entfernt zu vergleichen mit dem blühenden Zustande von Florenz, Neapel, Mailand, Genua oder Venedig, zwar war das Volk arm und schlaff und wetterwendisch, aber trug es nicht den hohen Namen des Populus Romanus? Hatte nicht Dante in seiner „Monarchie" verkündet, dieser Popolo habe die Kaiserwürde geschaffen, und deshalb sei und bleibe er für alle Zeit deren Quell und Ursprung? Hatte Ludwig der Bayer nicht die dem Gebannten verweigerte päpstliche Weihe vor neunzehn Jahren vermittels des Zurufes der Römer ersetzt? Nur die schwerfällige Überlegung stößt mit dem Fuß an Hindernisse, die Genialität jener Menschenart, zu der Rienzi gehörte, fliegt über die Hindernisse fort. Er war der Typus des von sich selbst und von den Zeugnissen versunkener Größe

Digitized by Google

bis zum Taumelwahn berauschten italienischen Wortemachers, der andere gleichgestimmte Seelen, der die Masse der Urteilslosen für einige Zeit zu bezaubern und fortzureißen vermag.

Sein Standbild, dem man verständiger Weise ein Format weit unter Lebensgröße gegeben, schmückt den Aufgang zum Kapitol neben dem Zwinger der kapitolinischen Wölfin. Beide sind ernste und tiefe Sinnbilder. Etwas von der Milch der Lupa wirkt im Blute der späten Romulusenkel fort. Und ein Nachfahre des Visionärs von 1347 vermochte in unseren Tagen Hunderttausende zu dem Glauben zu betören, man brauche nur zu wollen, so könne man auch, den Römern gehöre von Rechtswegen die Welt und schrankenlos wie dieses Recht sei ihre Macht. Was einst dem Sohn des Gastwirtes vom Tiberufer, was dem von Rom trunkenen Römer gelang, glückte fünfzweidrittel Jahrhunderte nach ihm dem Sohne des Rapagnetta aus der Abruzzenlandschaft. Seine Worte fanden in den Herzen der Hörer wie der Millionen Leser einen hellen Wiederklang, weil sie Empfindungen weckten, die ihre Väter gehegt hatten und die in ihrem eigenen Innern schlummerten.

Auf den 20. Mai 1347 hatten Herolde unter dem Schall der Trompeten das Volk von Rom zum „Parlament" berufen, denn dies war der Name mit dem man in den Munizipien Italiens die Versammlungen der Bürgerschaft bezeichnete. Es war der Pfingstsonntag, und dieser war gewählt worden, weil der Geist sich über die Bürger der Tiberstadt ergießen und sie zu neuer Freiheit berufen, weil jene Stunde eine Epoche in ihrem Dasein und in dem Italiens bilden sollte. Es ist wohl nur ein Zufall, daß die von mystischen Empfindungen gewiß unbeeinflußten heutigen Machthaber die Kriegserklärung an Österreich gerade bis zum Pfingstsonntag 1915 verzögerten. Oder versprachen sich die Irreligiösen vielleicht von einem solchen Kunstmittel dennoch irgend eine Wirkung auf das gläubige Volk?

Cola zog in feierlicher Prozession, gefolgt von der erregten Menge zum Kapitol hinauf, wo sich der Marktplatz befand, den die Franziskanerkirche Santa Maria in Aracoeli überragte und den die Gebäude der Stadt- und Zunftverwaltung, nebst dem antiken Tabularium oder Archiv mit seinen für die Ewigkeit gefügten Mauern umgab. Der Notar hatte den Panzer angelegt und er ließ sich vier Banner vorantragen. Seltsame Wiederholung! Am 21. Mai 1915 schritt nach feierlicher Sitzung des Munizipalrates der Bürgermeister von Rom nebst den Gemeinderäten, geleitet, erwartet von einer unübersehbaren Masse denselben Hügel hinab, und die Prozession wandte sich zur Höhe des Quirinals. Vier Fahnen ließ der Sindaco sich voranwehen. Sie trugen nicht wie dazumal die Sinnbilder der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Friedens und des Kampfes, sondern die Abzeichen und die Farben von Rom,

Digitized by Google

Trient, Triest und Dalmatien. Auch das Vexillum der Sancta Libertas, unter dem Rienzi damals einherzog, hatte das Bild der thronenden Roma gezeigt.

Cola sprach zum Volk von der vergangenen und der künftigen Größe der Ewigen Stadt und forderte seine Volksgenossen zur Erhebung gegen den tyrannischen Adel auf. Jubelnder Zuruf begrüßte ihn und bald nahm er den Titel an: „Nikolaus, durch die Autorität unseres gnädigsten Herrn Jesus Christus der strenge und milde Tribun der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, der Befreier, der heiligen römischen Republik". Nach zweieinhalb Monaten genügte ihm dieser Schwall von Benennungen nicht mehr und er erkannte sich noch die Würde eines „Augustus" („Tribunus Augustus"), eines „Ritters und Begnadeten des Heiligen Geistes", eines „Fürsorgers von Italien" und eines „liebevollen Freundes des gesamten Erdkreises" zu. An die Signorie von Florenz schrieb er, daß er jede Art von Tyrannei aus der Welt tilgen wolle und daß seine Gesandten den Prioren der Arnostadt das Nähere mündlich offenbaren würden. Seine Boten beriefen sich in ihrer Ansprache auf das Römerblut der Florentiner, sie zitierten einen Vers „Eueres Dante", und teilten mit, der Heilige Geist habe den Tugendreichen Vater und Herrn Nikolaus erweckt, die Ewige Stadt von Knechtschaft und Bedrückung ihrer Tyrannen und päpstlichen Rektoren zu befreien; diese seien nicht Hirten gewesen, sondern Wölfe. Durch des Heiligen Geistes Gnade werde Rom wieder was es vor mehr als einem Jahrtausend zur Zeit Cäsars, Scipios, des Fabricius, Marcellus, Octavian, gewesen. Um diesen Zustand befestigen zu können, habe er eine ritterliche Miliz von fünfhundert Bürgern gebildet, bald würden ihrer tausend sein, auch habe er achthundert Berittene in Sold, und er bat die Florentiner gleich den andern Bürgerschaften um Unterstützung. Er lud Francesco Petrarca gewissermaßen als Paten der neuen Freiheit nach Rom, doch der mit dem Lorbeer gekrönte Dichter zögerte einige Zeit, bevor er die Reise antrat. Den Colonna, gegen die sich die Erhebung der Römer ebenso richtete, wie gegen deren alte Widersacher, die Orsini, und gegen die andern Geschlechter, war er zu Dank verpflichtet; zu einigen von ihnen stand er in nahen Beziehungen der Freundschaft, von der seine Briefe wortreiches Zeugnis ablegen. Da ihn jedoch das Auftreten des Cola zu rückhaltloser Begeisterung fortriß, gab er Freundschaft und Dankbarkeit preis und begrüßte Rienzi und das Römervolk aus der Fremde mit hochtönenden Glückwünschen. „Welche Ausdrücke", so schrieb er, „soll ich bei dieser unverhofften Freude gebrauchen? Wie soll ich die Empfindungen meiner jubelnden Seele bekennen? Gewohntes verstummt, Ungewohntes wage ich nicht zu sagen. In Eurer Mitte weilt die Freiheit, aber vergeßt nicht die verflossene Knechtschaft! Be-

Digitized by Google

freit Euch von der unverdienten Liebe, die ihr infolge alter Gewöhnung zu den Tyrannen hegtet. Der gefangene Vogel liebt seinen Herrn, aber sobald die Türe des Käfigs offen ist, entschlüpft er. Der Sklave schmeichelt seinem stolzen Besitzer, aber wenn er es vermag, schüttelt er dessen Ketten ab. Ihr, ruhmreichste Bürger, mußtet dienen, Ihr, denen alle Völker zu dienen gewohnt waren. Fremden Herren wart ihr unterworfen! Die einen stammten aus den Tälern Spoletos, andere vom Rhein oder der Rhone, oder aus andern unedlen Erdenwinkeln!" Mit diesen hochmütigen Worten deutete er auf die vermeintlich germanische Herkunft römischer Edlen und auf den Ursprung der päpstlichen Rektoren hin. Aus dem Spoletanischen sollten die Orsini eingewandert sein und nach der herrschenden Annahme, die ins Bereich der Legende gehört, war der Stammvater der Colonna als Kriegsgefangener, der an den Ufern des deutschen Hauptstromes heimisch gewesen, „mit auf dem Rücken gefesselten Händen" in dem Triumphzuge eines römischen Feldherrn einherschreitend, an den Tiber gelangt. Soviel mag vielleicht an der Überlieferung wahr sein, daß die Colonna etwa frühmittelalterlichen germanischen Ursprunges sein könnten, aber sie gehörten dann zweifellos einem Herrengeschlecht an, und in der Geschichte Roms treten sie erst seit Beginn des 12. Jahrhunderts hervor, während sich über ihre frühere Geschichte nichts Sicheres feststellen läßt. Petrarca beschwor die Helden des Altertums herauf und verglich Rienzi mit dem Tyrannentöter Brutus. Er rief Schmach auf die Barone herab, die sich der Triumphbogen bemächtigt hatten, die Marmorsäulen und Grabsteine zum Schmuck Neapels um Geld verschacherten, und so die Ruinen, die Zeugnisse von der Größe der Alten, schändeten. Er mahnte, da nicht alle die Begeisterung für die neue Ordnung der Dinge teilten, den „neuen Brutus" zur Vorsicht; die Lauen, die Lässigen, die Feinde der Freiheit solle er als Verräter behandeln, um unerschüttert auf dem Wege zur Unsterblichkeit fortzuschreiten, und er schloß nach diesem Aufruf zum Bürgerkrieg: „Lebe wohl, du allerstärkster Mann! Lebt wohl trefflichste Bürger! Lebe wohl glorreichste Stadt der sieben Hügel!" Andere Schreiben und eine lateinische Ekloge ließ er folgen und dieser Dichtung gab er wegen ihrer vielen gekünstelten Anspielungen einen Kommentar bei, wie Herr D'Annunzio seinen Oden zur Zeit des Krieges in Tripolis in den Zeitungen gleich eine Erklärung folgen ließ, damit die Leser verstünden, was die überladenen Verse bedeuten sollten. Man hat das ekstatische Verhalten des Petrarca mit seiner Unkenntnis der wirklichen Welt erklären wollen und damit, daß er nur in seinen Träumen gelebt habe, doch dies ist eine völlige Verkennung. Der Sohn des geschäftskundigen florentiner Notars war ein sehr überlegter und sehr gewandter Mann. Nur lebten in ihm, stärker als jedwede verständige Er-

Digitized by Google

kenntnis der Wirklichkeit, ganz die gleichen Empfindungen wie in Rienzi selbst, vor allem jener phantastische Begriff von Römermacht und römischen Ansprüchen. Das Auftreten des Tribunen riß ihn gleich andern Tausenden fort, weil ihn Geist von seinem Geist, Empfindung seines Empfindens beseelte. Später machte sich Petrarca von Avignon und Vaucluse auf den Weg nach Rom, aber in Italien angelangt, erfuhr er, daß es mit der Herrlichkeit des bewunderten Freundes übel stehe und er ging vorsichtiger Weise statt an den Tiber nach dem für ihn sicheren Parma.

Cola hatte in dem Wahn seiner Größe Kaiser Ludwig den Bayern, Karl IV., und die deutschen Kurfürsten vor sein Antlitz entboten, denn er hielt sich für berufen, erleuchtet vom Heiligen Geiste, im Namen des römischen Volkes den Zwist des Wittelsbachers und des Luxemburgers nach seinem Ermessen zu entscheiden. Er hatte am 14. September die Häupter des römischen Adels zu einem Festmahl aufs Kapitol geladen, darunter fünf Orsini und zwei Colonna, sie heimtückisch gefangen genommen, dann aber die vor dem Henkerbeil Zitternden mit einer schönen und frommen Rede entlassen. Die von altem Haß und neuer Scham erfüllten Barone erhoben sich zu einem Aufstande, der jedoch niedergeworfen wurde. Viele der Colonna fielen kämpfend, zwei Orsini wurden hingerichtet. Dreieinehalbe Woche nach dem Siege über den Adel aber stürzte das Volk seinen Tribunen, dessen es überdrüssig geworden, nachdem Colas Herrschaft insgesamt weniger als sieben Monate gedauert hatte. Als er nach Zeiten des Flüchtlingslebens in Avignon, in Prag, 1354 noch einmal in Rom zur Macht gelangte, konnte er sich nur acht Wochen lang behaupten. Fliehend wurde „der Befreier der Römischen Republik", man sagt durch einen Diener der Colonna, ermordet. Eine der seltsamsten Episoden der Geschichte, nicht nur der des italienischen Mittelalters, war beendet.

Mit großer Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn hat man in neuerer Zeit die inneren Triebkräfte des Tribunen dahin gedeutet, daß sein Streben vorwiegend auf eine Erneuerung der Religion, eine Vertiefung des Glaubens gerichtet gewesen sei, auch habe er den letzten mächtigen Römerpapst Bonifaz VIII. an den Nachkommen von dessen Widersachern, den Colonna, rächen wollen. In einer so komplizierten Persönlichkeit, wie der des Tribunen haben zweifellos auch religiöse Stimmungen gewirkt. Petrarca belobte ihn brieflich, weil er, seit ihm die Herrschaft beschieden, an jedem dämmernden Morgen das Abendmahl nähme, und der Tribun, der sich alles Gewaltigen vermaß, träumte in unendlicher Selbstüberschätzung wohl auch von einer durch ihn herbeizuführenden Reformation der Kirche, deren Schäden die Frommen beweinten, während Messer Giovanni Boccaccio sie lachend verspottete. Aber was

Digitized by Google

ihn entflammte, ihn vorwärts trieb, was für eine kurze Weile die Massen in seinen Taumel hineinriß, was sein eigentliches Wesen bestimmte, war nicht das Religiöse, sondern der Rausch, der durch die Größe römischer Vergangenheit in ihm erzeugt war. Rom war verwitwet, da der Kaiser in Deutschland weilte, verlassen, da das Papsttum seinen Sitz fern von den Apostelgräbern gewählt hatte; aber blieb es nicht die zur ewigen Herrschaft der Welt berufene Stadt? Dieser Anspruch war trotz allen Verfalls und der vollkommensten Machtlosigkeit niemals aufgegeben, und die ausgehenden Briefe des Munizipiums wurden mit einem Siegel verschlossen, auf dessen Umschrift man las, daß das goldene Rom, das Haupt der Welt, die Zügel des Erdreiches in Händen halte. Waren Papst und Kaiser fern, so ergriff der Tribun im Namen der aurea Roma in Vertretung des Volkes diese Zügel, und somit gebührte, der Logik des Wahns gemäß, die Weltherrschaft Cola, dem Sohn des Gastwirtes.

Vielen der großen und fesselnden Bewegungen von der Schwelle der Renaissance an ist ein entscheidender Zug gemeinsam, nämlich ein merkwürdiger Hang zur Unwirklichkeit, so realistisch das Volk geartet ist, und infolge davon die jähesten Rückschläge nach den kühnsten Anläufen. Savonarola machte mit der Glut seiner prophetisch gestimmten Seele einen sehr ernsten Versuch, den Glauben zu erneuern, in der Arnostadt mit ihrer lebensfrohen, zugleich künstlerisch und skeptisch veranlagten, der Pflege heidnischer Wissenschaft zugewandten Bevölkerung einen Gottesstaat zu begründen, der auf den Empfindungen reinsten, vom prüfenden Verstande unangetasteten Christenglaubens beruhend, sich zugleich auf dem Boden kirchlicher Überlieferung halten sollte. Nur übersah er, daß Kirche und Papsttum seiner Zeit, wie sie waren und wie sie freilich nicht hätten sein sollen, historisch gewordene Bildungen darstellten, denen später ein deutscher Augustinermönch offenen Krieg erklären, die aber ein italienischer Dominikaner nicht auf dem Wege mahnender Predigt ändern konnte. Er legte sich nicht die Frage vor, ob dieses Volk wirklich die moralische Kraft und den Willen besitze, die Religion zum ausschließlichen Inhalt seines seelischen Daseins zu machen, ob die Florentiner des ausgehenden Quattrocento fähig seien, über die Tage asketischer Aufwallung hinaus, die für sie einstweilen nur eine neue, reizvolle Sensation bedeutete, die lockenden Lebensgüter des Diesseits an die blasseren Hoffnungen des Jenseits, das Vergnügen an den Glauben preiszugeben. Man tut dem ehrlich begeisterten, wenn auch kurzsichtigen Propheten Unrecht, wenn man ihm Cola di Rienzo an die Seite stellt, aber beiden ist die Überzeugung von der fortreißenden Macht ihres Wortes, ihres Willens, ihrer Persönlichkeit gemeinsam, dem einen wie dem andern wurde die falsche Einschätzung der Wirklichkeit zum tragischen Verhängnis. Kurze Zeit nach Savonarola setzte der geniale, der kühle, kluge

Digitized by Google

Niccolò Machiavelli sein Leben und Streben an die Neueinrichtung der florentiner Miliz. Er wollte ein Volksheer schaffen, aber er übersah bei allem Scharfsinn, im Militärischen ganz so wie der Prior von San Marco im Religiösen, das Grundlegliche; er überschätzte die Idee und verkannte durchaus die Macht der tatsächlichen Zustände; er vergaß, daß dieses Volk von 1506 nicht mehr geneigt war, den Zwang der Disziplin auf sich zu nehmen und nicht mehr fähig zu ernsten kriegerischen Leistungen. Fortgerissen von der Begeisterung für die Welt und Zeit der alten Römer, überschätzte er die sehr anders gearteten, dem Verfall entgegenstürzenden florentiner Zustände. Der aufmerksame Beobachter kann nicht umhin, in dem Rausch der Römergröße eine der starken Triebkräfte Italienischer Geschichte zu erkennen.

Italienischer Geschichte bis zum heutigen Tage. Man hat in vielen Dingen umzulernen, zumal aber muß man den Irrtum eines vernünftelnden Zeitalters fallen lassen, das selbstbewußt verkündete, die Welt werde allein durch materielle Interessen bestimmt, kühle Überlegung, von ihnen beeinflußt, leite die Völker bei ihren Entscheidungen. Die Verständigen besaßen nicht den höher gearteten Verstand, der auch das Irrationelle in Betracht zieht und in die Rechnung einstellt. Was um uns her geschieht, ist in Wahrheit zu einem großen Teil nur aus der Macht der Leidenschaften und dem Einfluß alter Überlieferung zu erklären, deren lebendige Triebkraft man längst erloschen wähnte. In einer Zeit, die sich selbst dahin einschätzte, daß sie nur mit nüchternen Tatsachen rechne, sehen wir ein Volk durch Erinnerungen, Sinnbilder, unklare Vorstellungen in einen Zustand versetzt, der jede ruhige Überlegung ausschließt, in eine Erregung, der alle Andersdenkenden als Verräter oder Feiglinge erscheinen. Unmeßbares, Unwägbares, das sich nur gefühlsmäßig erfassen läßt, wirkt mit am Webstuhl der Ereignisse. Das kurze Tribunat des Cola di Rienzo war ein vergleichsweise unschädliches Zwischenspiel, aber wer vermag zu ahnen, welche furchtbare Folgen der von altem Rausch beeinflußte neue Taumel für ein ganzes Volk, für ein blühendes Land heraufführen kann?

Der Ort, an dem sich im Mai 1915 das Parlament des Cola erneute, ist der gleiche, aber die Szenerie ist gründlich verändert, seit Michelangelo die Area Capitolina umgestaltet hat. Nur Aracoeli blickt noch wie damals von dem hundert Stufen hohen Treppenaufgang auf sie herab, und rückwärts erstreckt sich unterhalb des einstigen Tabulariums, des heutigen Senatorenpalastes, die Trümmerwelt des Forums, jetzt ausgegraben und archäologisch wohlgeordnet, damals aber von grüner Weidefläche bedeckt, auf der Schafe und Ziegen grasten und über die nur die einsame Säule des Phokas sowie im Hintergrunde die Ruinen des Kolosseums emporragten. Der Blütenodem von dem wilden Wieswachs

Digitized by Google

des Forums stieg zum Kapitol empor, als Rienzi sich zum Herrn ausrufen ließ, wie der Römische Frühsommer und die Duftwellen aus den Anlagen klassischer Flora, die Giacomo Boni geschaffen, am 17. Mai 1915 zu einem Bestandteil und Mitschuldigen der Massenbetörung wurden.

Eng schließt sich der Kreis der Ereignisse, die, so scheint es, irgendwie von dem Gesetz ewiger Wiederkehr beeinflußt werden. Der Name Colonna klingt in das revolutionäre Volksparlament vom Mai 1915 hinein, wie in das des Rienzi vor 568 Jahren. Nur war ein Colonna, Don Prospero, Fürst von Sonnino, Herzog von Rignano, diesmal nicht Gegner, sondern liebevoller Genosse des neuen Tribunen, denn er fungierte als Bürgermeister und demgemäß als Hausherr des Kapitols. Von der hohen Freitreppe des Senatorenpalastes begrüßte er die zahllosen Tausende, die den Platz, die Aufgänge, die Treppe von Aracoeli, die Fenster, die Dächer besetzt hielten, und sprach ihnen von diesem Hügel, „der durch unsre Erinnerungen leuchtet", wie er vier Tage später im Senat ausrief: „Auf Rom zielt alle vaterländische Glut Italiens, von Rom her glänzt das Licht, das die Welt durch die Jahrhunderte erhellt!" Welches Licht mochte er meinen? Schwerlich jenes, das von den Apostelgräbern her den Gläubigen erstrahlt, und das moderne Rom blendet die geistige Welt nicht eben durch seine Leistungen. Immer ist es der verjährte, vom Rom des Altertums hergeleitete Herrschaftsdünkel, der die Kosten zündender, auf die Gemüter wirkender Phrasen bestreitet.

Doch übt die Freilichtszene auf dem Kapitol unendlich größeren Reiz aus als die Rede des Don Prospero im Senat. Der römische Principe mit dem Namen des humanistischen Kardinals interessiert im Grunde weniger als der auf der Freitreppe des Palastes der Senatoren neben ihm stehende Dichter aus den Abruzzen. Gabriele Rapagnetta, der sich statt seines etwa „Rübchen" bedeutenden Namens klangvoll D'Annunzio nennt, wäre gewiß gerne, wie einst sein Vorbild, im Panzer, sowie im Schatten von vier Bannern aufs Kapitol gezogen, aber da er den Spott der Römer fürchten mußte, begnügte er sich mit einem Sommeranzug und fuhr in einem nüchternen Auto vor. Er sprach zum Volk durchaus als ein Nachahmer des Rienzi, und somit als die Karikatur einer Karikatur, aber zugleich fühlte er sich zweifellos als ein neuer Petrarca, er, der gleich Messer Francesco aus Frankreich herbeigereist war, und allerdings bei bequemeren Reisegelegenheiten den Vorteil hatte, nicht gleich dem Sänger der Laura zu spät zu kommen. Hören wir was er zu der lauschenden, begeisterten Menge spricht:

„Römer!"

„Ihr botet gestern der Welt ein erhabenes Schauspiel! Euer endloser, wohlgeordneter Zug war ein Abbild jener feierlichen Prozessionen des

Digitized by Google

Altertums, die sich hier im Tempel des Jupiter Maximus bildeten, und jede Straße, die von solcher Kraft durchschritten wird, von solcher Kraft, die mit so viel Würde gepaart ist, wird zur Via Sacra. Ihr geleitetet, unsichtbar in Eurer Mitte auf unsichtbarem Götterwagen, die Statue unserer Großen Mutter."

„Gesegnet die römischen Mütter, die ich gestern in dem Umzuge dieser feierlichen Selbstdarbringung sah, die Mütter, die ihre Söhne auf den Armen trugen und deren Stirnen das Mal des ergebenen Mutes, des schweigenden Opfers aufgeprägt war."

„Braucht es ermahnender Worte, wo die Steine sprechen? Das Volk von Rom war bereit, das Pflaster aus dem Boden zu reißen, das von den Hufen der Pferde jener gestampft wurde, die längst als Vorhut an der Grenze Istriens stehen sollten, statt, gedemütigt durch solche Schmach, hier die Brutstätten der giftigen Tiere, die Häuser der Verräter zu verteidigen! Wie mußten unsere jungen Soldaten betrübt sein, von welcher Disziplin, welcher Selbstverleugnung legten sie Kunde ab, als sie die gegen den gerechten Zorn des Volkes beschützten, die sie selbst anschwärzen und verleumden, die sie vor den Brüdern erniedrigen und vor den Feinden. Rufen wir: „Es lebe das Heer! Dies ist der Ruf der Stunde!"

„Neben den vielen Nichtswürdigkeiten, die von den Giolitti'schen Kanaillen begangen wurden, ist diese die verworfenste: die Anschwärzung unserer Waffen und der nationalen Verteidigung. Bis zum gestrigen Tage haben sie ungestraft den Zweifel, den Verdacht, die Mißachtung gegen unsere Soldaten säen dürfen, gegen unsere schönen, guten, starken großmütigen, ungestümen Soldaten, gegen die Blüte unseres Volkes, gegen die zuverlässigen Helden des morgigen Tages. Mit welchem Herzen pflanzten diese das Bajonett auf, um das Volk zurückzuwerfen, das doch nur sie selbst rächen wollte!" . . . . .

„O meine bewundernswerten Genossen! Jeder gute Bürger ist heute ein Soldat der italienischen Freiheit! Durch Euch und mit Euch haben wir gesiegt, haben wir die Reihen der Verräter in Verwirrung gebracht. Hört, o hört! Das Verbrechen des Hochverrates wurde erklärt, wurde bewiesen, wurde öffentlich verkündet. Die ehrlosen Namen sind bekannt, die Bestrafung ist notwendig!"

„Laßt Euch nicht täuschen, laßt Euch nicht zum Mitleid bewegen. Eine solche Herde empfindet keinen Gewissensbiß, keine Reue. Wer kann das Tier, das an den Kot gewöhnt ist, in dem es sich wälzt, das an den Trog gewöhnt ist, aus dem es sich mästet, zu anderem Geschmack bekehren?"

„Am 20. Mai, in der feierlichen Versammlung unserer Einheit, darf die unverschämte Gegenwart derer nicht geduldet werden, die seit Monaten mit dem Feinde über den Verkauf Italiens beraten haben. Man

Digitized by Google

darf nicht erlauben, daß Hanswurste sich in den dreifarbigen Mantel hüllen und aus unreinen Kehlen den heiligen Namen des Vaterlandes brüllen. Stellt ohne Mitleid Eure Proskriptionsliste auf. Ihr habt dazu das Recht, Ihr habt die Pflicht! Wer hat Italien in diesen Tagen der Verdunkelung errettet, wer anders als Ihr, das lautere, das tiefe Volk?"

„Erinnert Euch daran! Jene dürfen sich der Züchtigung nur durch die Flucht entziehen. Lassen wir sie entweichen! Dies ist die einzige Nachsicht, die ihnen gegenüber gestattet ist. War ein Gewisser nicht noch heute Morgen zur Teilnahme an den Kabalen geneigt, deren Netz zwischen den blühenden Rosenbeeten der jetzt der Konfiskation verfallenen Villa auf dem Pincio von der dort hausenden dicken deutschen Spinne gewebt wird? Wir glaubten freilich keinen Augenblick, ein von Herrn Bülow gebildetes Ministerium könne die Billigung des Königs finden, oder vielmehr der König könne dessen Mitschuldiger werden."

„Der König hat in seinem großen Herzen die Ermahnung Camillo Cavours vernommen: Die hohe Stunde für die savoyische Monarchie hat geschlagen!"

„Ja, sie hat geschlagen! Geschlagen unter dem hohen Himmel, der sich, o Römer, über Eurem Pantheon wölbt und über diesem ewigen Kapitol! Hier, wo die Plebs ihre Ratsversammlungen hielt, hier, wo jede Erweiterung der Römerherrschaft ihre Weihe empfing, wo die Konsuln die Aushebung vollzogen und den Soldateneid entgegennahmen, hier, von wo die Magistrate der Republik auszogen, um die Führung der Heere zu übernehmen und die Provinzen zu beherrschen, wo Germanicus beim Tempel der Fides die Trophäen seines Sieges über die Deutschen aufstellte, wo der triumphierende Octavian die römische Unterwerfung des gesamten Mittelmeerbeckens feierlich bestätigte, an diesem Ausgangspunkt und Zielpunkt aller Triumphe heiligen wir uns dem Vaterlande, hier feiern wir das freiwillige Opfer, hier rufen wir die Worte der Weihe und des Wunsches: Es lebe unser Krieg, es lebe Rom, es lebe Italien, es lebe das Heer und die Flotte, es lebe der König! Ruhm und Sieg!"

In dieser aufwiegenden Rede ist alles beisammen, was auf die Empfindungen der Masse zu wirken, was den Verstand zum Schweigen zu bringen, was in den Gemütern jene flackernde Bewegung zu erzeugen vermochte, die dem Wunsche der Volksführer, die dem Erfordernis der Stunde entsprach, weil vermittels ihrer die endgültige Entscheidung ertrotzt, und zugleich gegen alle Wahrheit als unwiderstehlicher, entschlossener Wille des ganzen Volkes dargestellt werden sollte. In ihr ist Patriotismus von zweifellos echten Grundbestandteilen, der aber mit dem Flitterprunk übertriebener Worte bekleidet, bewußt zu theatralischer Wirkung ausgenutzt und aufgeputzt wird. Da ist poetischer Wortschall,

Digitized by Google

da ist mit vollen Händen ausgestreute Erinnerung des Altertums, Mahnung vergangener Größe, an der sich die Kleinheit der Gegenwart aufrichten, an der ihre Eitelkeit sich berauschen konnte, da ist der Appell an den Nächstenhaß, an den Bürgerkrieg, an die Wut gegen Andersgesinnte, der zum Teil der atavistischen, aus dem Mittelalter überlieferten Neigung entstammt, zum andern Teil aber kühlster Berechnung, denn die Drohung mit dem Schrecken, mit der öffentlichen Achtung sollte feige Gemüter einschüchtern und hat sie eingeschüchtert, und da ist endlich der Ausdruck alten Hasses gegen die Deutschen, der seines Widerhalles in erregten Gemütern sicher war. An diesem 17. Mai wurde kein neuer Dichter auf dem Kapitol gekrönt, aber das Volk erhob durch seinen Zuruf den Demagogen Rapagnetta zum Tribunen der Stunde, und drei Tage später erteilten in Montecitorio dieselben Deputierten, deren freie Entschließung er sich zu terrorisieren vermessen hatte, durch glühende Huldigungen für den auf der Tribüne erschienenen Poeten, dem revolutionären Volksschluß ihre Sanktion. Für Entscheidungen durch „Furor di Popolo", durch Volkswut, hat keine andere Sprache als die italienische einen fest geprägten Ausdruck!

Als sich nach jener Ansprache der Orkan des Beifalls etwas beruhigt, schwang Gabriele das Schwert des Nino Bixio, da er eines sichtbaren, kriegerischen Sinnbildes durchaus bedurfte, und küßte vor den Augen der neubegeisterten Masse diesen Degen, den der sozialistische Abgeordnete Podrecca, Redakteur des durch grobkörnige und unflätige Verhöhnung von Papst, Kardinälen, Kirche und Priestern bekannten Witzblattes „Asino" zuvor mit einer Ansprache als das Erbe seiner Familie und als ein Heiligtum von 1859/1860 her dem Sindaco überreicht hatte. Dann verlangte D'Annunzio mit lautem Wort, zu würdigem Abschluß der Feier sollten die Glocken des Kapitols geläutet werden. Das Volk nahm den Ruf mit entzückten Jubel auf, und während die Klänge über den Hügel, das Forum, die Stadt hindröhnten, fuhr der Held, eine dreifarbige Fahne schwenkend, mit Peppino Garibaldi im Auto davon. La commedia era finita.

Am Tage nach jener zur Vergewaltigung widerstrebender Volksvertreter auffordernden Rede erwartete Viktor Emanuel III. den von einem Blatte seines Landes treffend als „den Sänger jeder strafbaren Entartung" bezeichneten D'Annunzio, dessen moralische gleich seiner wirtschaftlichen Brüchigkeit jedermann kennt, der die Millionen seiner aufeinanderfolgenden Geliebten verschwendet hat, der dann wegen Schulden nach Frankreich entfliehen mußte, am Parktor der königlichen Villa. „Narr und Phantast so nah dem Thron!" Und schlimmer als Narr und Phantast! Man fühlt das Schreiten eines Verhängnisses auf erschüttertem Boden. Dem Empfinden nordischer Menschen erscheint es kaum begreif-

Digitized by Google

lich, wie ein Volk es zu ertragen, wie ein König es gutzuheißen vermag, daß die Weihe eines schicksalsreichen Entschlusses aus solchen Händen, von so unreinen Lippen entgegengenommen werde. Aber auch hier gibt uns mittelalterliche Überlieferung den Aufschluß. Die Frommen im Volk sind seit weit zurückliegender Zeit gewöhnt zwischen der Persönlichkeit des Priesters und dem Amt, das er ausübt, zwischen dem Geistlichen am Altar und seiner Lebensführung zu unterscheiden. Petrus Damiani, der Heilige und Kardinalbischof des 11. Jahrhunderts hatte in seinem Liber gratissimus verkündet, selbst der Priester, der seine Würde erkauft, die Konsekration aber in der rechten Art empfangen habe, spende die Gnade des Heiligen Geistes, der göttlichen Allmacht, in voller Wirksamkeit. Den Römern erschien Herr D'Annunzio als ein Priester, der das alte Mysterium von der unvergänglichen, unwiderstehlichen Größe Roms kündete, und die Flecken des Menschen verschwanden vor der vermeintlichen Heiligkeit seines Sacerdotiums. Doch die Stunde verrauscht und dieses Volk müßte seinen Charakter völlig verändert haben, wenn sich seine Kritik, wenn sich sein Hohn nicht eines nahen Tages gegen den seltsamen Propheten wenden sollte, von dem es sich soeben aus der Größe des ersten Italien den unermeßlichen künftigen Ruhm des vierten Italien weissagen ließ und der die Geburt dieses „vierten Italien" unter Glockengeläut der Stadt wie dem Erdkreis verkündete.

Der neue Rienzi, der neue Petrarca, hätte das Glück seiner größten Stunde zweifellos gern einem gekrönten Haupt in der Ferne, oder mindestens, um seinem Vorbilde getreu zu bleiben, einem avignonesischen Kardinal gemeldet. Da dies nicht anging, mußte er sich mit Geringerem bescheiden, und er sandte an den Redakteur des „Gaulois" in Paris, der leider den ganz unpoetischen Namen Meyer führt, die folgende Depesche:

„Rom, 17. Mai, 1 Uhr. Diese große Schlacht ist gewonnen. Soeben habe ich von der Höhe des Kapitols zu einer ungeheueren, im Delirium befindlichen Menge gesprochen. Die Glocke läutet Alarm, die Rufe steigen zum schönsten Himmel der Welt empor. Ich bin trunken vor Freude. Nach dem französischen Wunder ward ich Zeuge des italienischen Wunders."

Er preist die eigene Trunkenheit und das Delirium der Andern. Selten aber sind große Taten in Rausch und Raserei erzeugt worden. Wenn nur nicht die Völker ihre eigenen Delirien und die der ehrlichen wie der unehrlichen Phantasten, denen sie ihr Schicksal preisgeben, so furchtbar schwer mit ihrem Blute zu büßen hätten! Den neuen Tribunen ficht kein Zweifel, kein Bedenken an, ihn befriedigt der Rausch, ihm genügt es, seinen Namen mit großen Schicksalen verknüpft zu haben. Nun komme, was kommen mag! Auch Rienzi würde gewiß, selbst wenn

Digitized by Google

er Sturz, Flucht und Ermordung vorausgesehen hätte, weder auf seine kapitolinische Apotheose noch auf das Ritterbad im Battistero des Laterans, noch auf die Jubelchöre des Volkes oder die preisenden Briefe des Petrarca verzichtet haben. Solchen Naturen ist der Ruhm Alles und nichts die Tat, selbst wenn der Ruhm mit dem Frühling verwelkt, der ihn erblühen ließ.

*

Ein Phänomen, das unendliche Überraschung bei allen hervorrufen mußte, die nur ungenügend die Erfahrungen italienischer Geschichte kennen, war das plötzliche Verstummen Derer, die zuvor für den Frieden, für Aufrechterhaltung der Neutralität eingetreten waren. Männer von großem Namen und Ansehen, die öffentlich gegen den Bruch des Dreibundvertrages aufgetreten waren, eilten am 20. Mai nach Rom, um im Senat bei der öffentlichen Abstimmung ihr Votum laut für die Kriegsvollmachten abzugeben und andere blieben fern, weil sie es nicht wagten, sich der allgemeinen Strömung entgegenzustellen.

Blättern wir im Buche der Vergangenheit. Der Weg führt uns wieder zum Arno.

Seit dem November 1301 befand sich Florenz unter der Gewaltherrschaft der Schwarzen Guelfen, die vermittels der Ritterschwerter Karls von Valois, des Bruders Philipps des Schönen von Frankreich, infolge der Umtriebe Papst Bonifaz des Achten aufgerichtet worden war. Die Gegner, die „Weißen Guelfen", unter ihnen Dante Alighieri, waren vertrieben und hatten sich in der Verbannung mit den längst zuvor verjagten Ghibelinen vereint. Der Nachfolger des Bonifaz, Benedikt XI., und dessen Legat, der Kardinal Nikolaus von Prato begünstigten die Exilierten und diese versuchten an einem Julitage des Jahres 1304 in großer Macht und mit starker Hilfe der Ghibelinenstädte Toskanas, Florenz durch einen Handstreich zu erobern, die Gegner zu überwältigen. Schon hatten sie von den Vorstädten Besitz ergriffen, schon waren sie in die Tore, schon in den innersten Mauernkreis eingedrungen, als es den Schwarzen gelang, die lähmende Furcht abzustreifen, und die Gegner zurückzuschlagen.

Zu den „Weißen", doch zu denen die in der Stadt bleiben durften, zählte der Kaufmann, Chronist und Dichter Dino Compagni, der in seinen politischen Lebenserinnerungen eingehend über diese Kämpfe berichtet und an ihre Darstellung die folgende Betrachtung knüpft:

„Oft sind die Zeiten das Abbild der Menschen, die nicht durch ihren Wert Geltung haben, sondern nur durch Worte. Und dies sah man an dem Tage, an dem die Weißen in die Stadt einbrachen, denn viele Bürger änderten ihre Rede, ihre Gewohnheit und ihre Art sich zu geben. Gerade die, die voll Hochmut gegen die Exilierten zu eifern pflegten,

Digitized by Google

wandelten ihre Sprache und sagten auf den öffentlichen Plätzen und an anderen Orten, es sei gut, es sei trefflich, daß die Verbannten in ihre Heimstätten zurückkehrten. Solches aber gab ihnen mehr die Furcht ein, als daß es ihre wirkliche Meinung gewesen wäre. Und viele von ihnen flüchteten in die Klöster, nicht aus Demut, sondern aus arger, elender Feigheit, weil sie glaubten, daß die Herrschaft der Stadt an die Weißen komme. Als diese nun wieder abgezogen waren, drückten sie sich sofort von Neuem in ruchlosen, wilden, lügenhaften Worten gegen sie aus, ganz wie sie es früher getan hatten."

Was wird ein Dino Compagni der jetzigen Zeit, sofern diese fähig ist, einen solchen hervorzubringen, von den Bürgern zu berichten wissen, die gleich jenen Florentinern „Rede, Gewohnheit und ihre Art sich zu geben" von einem Tage auf den anderen gewechselt haben?

*

Eine Geschichte des Nationalhasses ist niemals geschrieben, und schwerlich wird ein Fähiger und Kundiger die Selbstverleugnung besitzen, seine Kraft der Bewältigung einer so leidigen Aufgabe zu widmen. Käme das Werk indes je zustande, so müßte es unendlich umfangreicher ausfallen, als etwa eines, das sich zum Ziel gesetzt hätte, von der wechselseitigen Neigung der Völker zu berichten. Zugleich würde der Verfasser jenes Buches des Hasses freilich auch das Entstehen des Nationalgefühles darzustellen haben, denn das Nationalgefühl ist stets aus dem Gegensatz und der Abneigung gegen die Nachbarn von anderer Art und Sprache hervorgegangen, und stets ist es im Feuer des Kampfes gehärtet worden.

In den frühern Jahrhunderten, etwa bis zum elften, läßt sich von einem Italienischen Nationalgefühl nicht sprechen. Auf eine weite Strecke hinaus waren noch, trotz gemeinsamer Sprache und kultureller Entwicklung, die germanischen und die romanischen Elemente des Volkstums deutlich zu sondern. In weiten Regionen waren die herrschenden Geschlechter durchweg germanischen Ursprungs. Erst in dem Maße, in dem durch Handel und Gewerbe die Bedeutung und Macht der Städte über die der Landschaft und ihrer Herrenfamilien hinauswuchs, in dem die Naturalwirtschaft von der Geldwirtschaft verdrängt wurde, in dem das Bürgertum die Feudalität in ihrem Einfluß beschränkte, um sie dann völlig niederzukämpfen, wurde trotz aller blutigen Uneinigkeit im Innern und nach außen ein Gemeinschaftsgefühl lebendig. Der Geist, aus dem in unendlich viel späterer Zeit der italienische Einheitsstaat emporwachsen sollte, ist in den Kommunen entstanden. Schon im Investiturstreit des 11. Jahrhunderts, im Kampf um die Kirchenreform, deren Protagonist Gregor VII. wurde, kann man das Walten völkischer

Digitized by Google

Gegensätze deutlich erkennen, denn er richtete sich sowohl gegen die Kaiser Deutscher Nation, wie gegen die von ihnen belehnten italienischen Bischöfe, unter denen sich zahlreiche deutsche adlige Herren befanden. Der tiefgreifende und blutige Konflikt, der viele Menschenalter erfüllte, hatte indes eine so stark kirchliche Färbung, bezog sich so sehr auf entscheidende Fragen des geistig-geistlichen Lebens, daß es kaum ins Bewußtsein drang, wie stark bereits der Gegensatz des keimenden italienischen Volksgefühles in den Hader zwischen Althergebrachtem und reformistischem Eifer, zwischen Verweltlichung und tieferer religiöser Auffassung, zwischen Kaisern und Päpsten hineinspielte.

Der Urquell Jahrhunderte alten, fortwirkenden Gegensatzes war das durchaus unnatürliche Gebilde des mittelalterlichen Imperiums. Mag sich die romantische Phantasie daran begeistern, der unbefangene Historiker muß wahrheitsgemäß feststellen, daß dem Anspruch auf Oberherrschaft im südlichen Lande die tatsächliche Macht und Leistung in keiner Art entsprach, und die Geltendmachung von Rechten ohne die Kraft sie durchzusetzen, erzeugt stets Unheil. Italien war immer schwer zu beherrschen und wird zu allen Zeiten schwer zu regieren sein. Um die kaiserliche Hoheit zu verwirklichen, etwa in der Art wie Dante dies ersehnte, wäre die Erfüllung vieler Voraussetzungen erforderlich gewesen, von denen die jeder einzelnen völlig außerhalb des Bereiches der Möglichkeit lag. Die Kaiser hätten ausnahmslos kraftvolle, gerechte, weitblickende Persönlichkeiten sein müssen, innerlich und äußerlich von ihren Lehnsfürsten unabhängig, nicht bedacht auf Mehrung ihrer Hausmacht, sie hätten über eine, in Wahrheit kaum im Keime vorhandene geordnete Verwaltung und ein geregeltes Finanzwesen, über Dutzende selbstloser Vertreter verfügen, zugleich aber auf deren Lenkung und Überwachung ein hohes Maß selbstloser Sorgfalt verwenden müssen, ferner wäre ein stehendes Heer statt des zusammengerafften Lehnsaufgebotes und, zumal seit der Heirat Heinrichs VI. mit der sizilischen Konstanze, eine Reichsmarine erforderlich gewesen; niemals hätten überdies Thronstreitigkeiten das Reich erschüttern und blutige Parteiungen hervorrufen, nie Konflikte mit den Päpsten die Herrscher des Reiches in gefahrvollen Gegensatz zur Kirche bringen, sie in Acht und Bann verstricken dürfen. Jede dieser zahlreichen Bedingungen enthält einen vielhundertjährigen Anachronismus. Da somit ein geordnetes Reichswesen in dem vorgeschrittenen südlichen Lande unmöglich war, wurde die Reichsherrschaft selbst zu einer Absurdität. Andererseits wirkten die politischen Kräfte Italiens nur gegen einander, niemals aber auf ein gemeinsames Ziel. Zu starke Begabung, zu große Mannigfaltigkeit bei zu wenig Selbstzucht und Stetigkeit, dies war das Unheil des mittelalterlichen Italien. Infolge der positiven Eigenschaften des Volkes konnte sich eine blühende

Digitized by Google

Kultur entwickeln, aber die negativen hinderten die Bildung eines politischen Systems im nördlichen und mittleren Teile des Landes, eines Systems, das etwa imstande gewesen wäre, die Reichsherrschaft zu ersetzen, wie diese negativen Eigenschaften andererseits vereitelten, daß man sich der Reichsherrschaft als einer Notwendigkeit gefügt hätte. Da diese nun nicht die Macht besaß, um Widerstrebende dauernd unter ihren Willen zu zwingen, gewährt die Italienische Geschichte des Mittelalters zwar ein überaus buntes, fesselndes, durch tausend Einzelheiten reizvolles, aber zugleich ein chaotisches Bild. In langen Zwischenräumen suchten kaiserliche Legaten die Macht des Imperiums zur Geltung zu bringen, aber meist wurden sie, da ihnen keine oder doch keine nennenswerte Waffengewalt zur Verfügung stand, in die innern Wirren, in die Kämpfe von Stadt zu Stadt verwickelt, weil sie sich auf die eine Gruppe von Kommunen gegen die andere stützen mußten. Auf Romzügen, oder in den Zeiten des sechsten Heinrich und Friedrichs II. von Italien aus, suchten die Monarchen in tumultuarischen Kämpfen ihre Herrschaft zu befestigen, aber sie übten nur dann Macht, wenn sie nahe waren, oder sie vermochten die Macht nur dadurch zu behaupten, daß Städte und Feudalherren den Widersachern gegenüber ihre Partei verfochten, was denn einen Zustand fortdauernden inneren Krieges zur Folge hatte. Wohl ist in der Zeit des letzten staufischen Kaisers die Organisation einer Reichsverwaltung ernsthaft versucht worden, aber inmitten dauernder Kämpfe und der Auflehnung weiter Gebiete konnten sich solche Ansätze, die normannisch-arabisch-byzantinische Verwaltungstechnik von Süditalien nach der Mitte und etwa auch dem Norden der Halbinsel zu übertragen, nicht entwickeln, und mit dem Tode Friedrichs II. brach Alles zusammen. Kurze Zwischenspiele abgerechnet, bietet die Reichsherrschaft über Italien durchaus den Eindruck des Provisorischen, des Gewaltsamen und Ruckweisen. Seit den Zeiten Rudolfs von Habsburg, dann wiederum nach den ernsten, aber mißlungenen Versuchen des ersten Luxemburgischen und des Wittelsbacher Kaisers, die Ansprüche des Imperiums im Sinne der Staufer zu verwirklichen, wurden die ehrwürdigen Rechte nur noch als ein Vorwand benutzt, um Geldabfindungen herauszuschlagen.

Aus jenen alten, widrigen Verhältnissen, nicht erst aus der Österreicher-Herrschaft über italienische Gebiete oder über Territorien, die von Italienisch-Sprechenden bevölkert sind, ist der tiefe Gegensatz der Völker erwachsen, soweit er nicht, abgesehen von allen politischen Erlebnissen, auf der Verschiedenheit im Denken, im Fühlen, in der ganzen Geistesrichtung und Charakteranlage beruht. Österreich hat über Venetien insgesamt 51 Jahre geherrscht, bereits seit 49 Jahren aber gehört das Gebiet zu Italien. Die Lombardei stand, wenn die französisch-napo-

Digitized by Google

leonische Periode abgerechnet wird, während 137 Jahren unter dem Zepter der Habsburger, seit 56 Jahren bildete sie unbestrittenen, nicht zurückbegehrten Besitz des unter der Dynastie Savoyen geeinten Königreiches. Einige der Kleinfürsten aus habsburgischem Geschlecht, zumal die von Modena waren verhaßt, aber die Bourbonen von Parma, und vor allem die von Neapel, waren es nicht minder, und dennoch trägt niemand mehr den Franzosen nach, daß Abkömmlinge ihres alten Königshauses bis 1860 zu den gefürchteten Fremdherrschern gehörten, oder daß Bonaparte Italien in Abhängigkeit von Frankreich gebracht, sein Neffe ihm blühende Gebiete entrissen hat, während man den Österreichern die alte Rechnung bei jeder Gelegenheit erneut präsentierte, ohne dabei irgendwie die Gegenposten zu berücksichtigen, wie etwa die berechtigte Verehrung, die der Großherzog Pietro Leopoldo von Toskana genoß, der freisinnige, reformeifrige Bruder JosefsII. und nachmalige Kaiser Leopold II., dessen Andenken noch heute im Volk als ein gesegnetes fortlebt.

Nach festwurzelnder Auffassung der Italiener bildet die angeblich im April 1167 geschlossene Liga von Pontida den Ausgangspunkt mittelalterlichen nationalen Aufschwungs. Mag der Bund lombardischer Städte nun in jenem bergamaskischen Kloster geschlossen sein, oder mag, historische Kritik gemäß, die Überlieferung auf Irrtum beruhen, die Volksvorstellung trifft dennoch im Kern das Richtige, denn von der Schwurvereinigung der sechs lombardischen Kommunen, mag sie dort, oder zu etwas anderer Zeit an anderem Orte erfolgt sein, nahm die Auflehnung gegen das Imperium, gegen Kaiser Friedrich Barbarossa, ihren Ausgang, der 1162 Mailand trotz tapferen Widerstandes unterworfen, den zitternden Bürgern zwar das nach strengem Gesetz verwirkte Leben geschenkt, ihre blühende Stadt aber in eine trümmerreiche Einöde verwandelt hatte. So stark erwies sich indes die Lebenskraft der Bevölkerung, so wirksam die Gunst der Lage, daß Mailand sich bereits fünf Jahre später von Neuem stark genug fühlte, um in jenen zum Zweck erneuter Auflehnung geschlossenen Bund eintreten zu können, worauf die Metropole der Lombardei alsbald das Wagnis unternahm, ihre kaiserlichen Beamten zu verjagen, die niedergeworfenen Mauern, dem Reiche zum Trotz, wieder aufzurichten. In Toskana leistete 1172 Florenz gemeinsam mit Pisa dem Reichslegaten Erzbischof Christian von Mainz bewaffneten Widerstand, so daß dieser die Landschaft verlassen mußte, und am 29. Mai 1176 schlugen die Lombarden gegen den Kaiser selbst die Schlacht von Legnano, in der seine ritterliche Macht an dem Fußvolk der Städte zerschellte. Die Kaufleute, die Handwerker, erlangten das Bewußtsein, daß die Gewalt des gefürchteten Imperators eine bedingte sei, und leuchtend stieg an jenem Tag der Stern italienischer munizipaler Selbständigkeit empor.

Digitized by Google

Als Barbarossas Sohn Heinrich VI. 1197 in den Porphyrsarkophag des Domes zu Palermo gebettet war, beschworen die Konsuln der Städte Toskanas, voran die von Florenz, Lucca, Siena, mit allen Formen religiöser Weihe ein Bündnis, das bald unter die Ägide des Geistesgewaltigen Papstes Innozenz III. aus dem Römischen Hause der Grafen von Segni trat, und das durchaus wider die Reichsgewalt gerichtet war. Der Haß gegen die Deutschen durchzuckte die Halbinsel, aber der kurze Rausch der Unabhängigkeit wich der Ernüchterung, als allerorten lokale Kämpfe einsetzten, bei denen jeder Teil lediglich sein eigenes kleines Interesse durchzusetzen suchte. Als sich wenige Lustren später am Arno die Bürgerschaft in die Parteien der Guelfen und der Ghibelinen spaltete, als der Hader, von Florenz ausgehend, sich über Toskana, dann über ganz Italien verbreitete, wurde der innere Gegensatz, der vom Ursprung her in der Nation lebte, während vieler Menschenalter zu ihrem Verhängnis. Nicht, wie man es geglaubt, die Guelfen waren von Haus aus die Partei der Kirche, die Ghibelinen die des Reiches, sondern die Ghibelinen erhoben sich auf das Geheiß Innozenz' III. als Anhänger des jungen Friedrich von Sizilien gegen die Guelfen, die Anhänger des Welfischen Kaisers Otto IV. Da dieser aber vom Banne des Papstes getroffen, nach Deutschland zurückgekehrt war, blieb die Vertretung seiner Machtansprüche ein bloßer Schein, und in Wahrheit traten die florentiner Guelfen nicht für den Braunschweiger, sondern lediglich für die eigene kommunale Unabhängigkeit gegen die emporstrebende Macht des Staufers Friedrich II. ein. Wie dieser aber in Konflikt mit dem Papsttum geriet, wurden seine Ghibelinischen Anhänger naturgemäß die Gegner von Papst und Kirche, während die Guelfen mit der geistlichen Gewalt ein unauflösliches Bündnis schlossen, das für die gesamte Geschichte der Halbinsel auf Jahrhunderte hinaus bestimmend wurde. Von jener Parteiung an stand das guelfische, lateinisch und kirchlich gesinnte Element den zu Deutschland neigenden Ghibelinen in tiefer, in tödlicher Feindschaft gegenüber, und hiervon hat die Kultur Italiens ihr Gepräge erhalten. Wer über die Jahrhunderte fortblickend geistige Zusammenhänge zu erkennen weiß, dem wird die Kette tiefster Wirkung offenbar, die jene entlegenen Verhältnisse des Dugento mit Vorgängen verknüpfen, deren Zeugen wir sind. Denn als die französischen Päpste Urban IV. und Clemens IV. den Bruder des heiligen Königs Ludwig IX., den herben, harten Karl von Anjou ins südliche Land beriefen, um dem Kaisersohn Manfred dessen neapolitanisch-sizilisches Erbreich zu entreißen, als Manfred vor ihm auf dem Schlachtfelde, Konradin auf dem Schafott verbluten mußte, nahm das Guelfentum eine durchaus französische Färbung an; die Anjoukönige Neapels, die Herrscher von Frankreich wurden seine gepriesenen Schutzherren und einträgliche

Digitized by Google

Handelsbeziehungen zu ihren Ländern gaben den politischen Neigungen den starken Rückhalt wirtschaftlicher Interessen. Lange war die sehnende Hoffnung der Ghibellinen vergeblich nach Norden gerichtet gewesen, und als ihr die Erfüllung zu nahen schien, wurde sie tief enttäuscht. Die Anhänger des Imperiums jauchzten Heinrich VII. von Luxemburg zu, als der deutsche König 1310 von den Alpen niederstieg, um die Eiserne Krone der Lombardei auf sein Haupt zu setzen, um in Rom die Kaiserweihe zu empfangen. Die Verbannten eilten ihm entgegen, stürzten ihm zu Füßen, und Dante frohlockte von seinem Exile aus: „Nun ist die fröhliche Zeit gekommen, die Finsternis langen Unheils weicht dem Lichte des neuen Tages; denen die in nächtiger Wüste wanderten, wird ersehnte Freude leuchten!" So sehr aber wurden die Auffassungen durch den gekünstelten Begriff römischen Ursprunges der Kaiserwürde beeinflußt, daß der Alighieri in dem französisch sprechenden deutschen König lediglich den Nachfolger des Cäsar, des Augustus erblickte und Italien zugleich mit den Worten apostrophierte: „Dein Langobardenblut befreie sich von seiner langobardischen Wildheit, und was in Dir vom Samen der Trojaner und Lateiner fortlebt, gewinne die Oberhand!" Er sah die Mischung, aber die germanischen Bestandteile im Wesen seines Volkes trugen für ihn allein die Schuld an der nicht fortzuleugnenden Zügellosigkeit, während auf den römischen und den fabelhaften trojanischen von Aeneas her, jede höhere Begabung und alles Edle beruhen sollte. Die Vaterstadt des Dichters wurde gerade die Seele des nicht wie er meinte, aus „langobardischer Wildheit", sondern aus italienischem Nationalgefühl und munizipalem Unabhängigkeitssinn hervorgegangenen Widerstandes gegen den „hohen Heinrich", den sie gemeinsam mit andern toskanischen und mit lombardischen Kommunen, zumal aber mit König Robert von Neapel bekämpfte, zuerst wider den Willen Papst Clemens V., des ersten der avignonesischen Päpste, dann mit seinem schweigenden, endlich mit seinem eifervollen und offenen Einverständnis. Der guelfisch-lateinische Haß gegen das Oberhaupt des Reiches, gegen seine deutschen Fürsten, Grafen und Mannen wurde aller Welt offenbar und erzeugte als Gegenwirkung bei diesen ein starkes Stammesbewußtsein, das sich besonders als Grimm gegen den Anjouherrscher, den Enkel dessen äußerte, der Konradin hatte morden lassen. Als sich Kaiser Heinrich in Pisa zum Zuge gegen Robert von Neapel rüstete, sangen Spielleute vor den Lagerzelten Trutzlieder zur Erinnerung an den schwäbischen Knaben, und deutsche Kämpfer versicherten, sie wollten nach Tagliacozzo ziehen, um das auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung an den Anjousieg errichtete Kloster dem Erdboden gleichzumachen. Doch der Herrscher, auf den der Sänger der „Göttlichen Komödie" und dessen Schicksalsgenossen jede Hoffnung ge-

Digitized by Google

setzt hatten, starb in dem sienesischen Buonconvento, kurz nachdem er sich zum Kampf gegen Robert in Bewegung gesetzt hatte. Als seine Leiche von den gepanzerten Getreuen nach Pisa zurückgetragen war, trat ein Teil des sich auflösenden Reichsheeres in Dienst und Sold des toskanischen Ghibellinenführers Uguccione della Faggiuola und diese heldenhaft kämpfende Schar erwählte ein Banner zu ihrem Feldzeichen, auf dem ein jugendliches blutendes Haupt dargestellt war, denn sie wollte zu jeder Stunde daran erinnert sein, daß der Leichnam des Jünglings, bisher ungerächt, in Neapel verscharrt lag.

Als 13½ Jahre nach dem Ende des Luxemburgers Ludwig der Bayer im Banne der Kirche seinen Romzug antrat, erhob sich der Deutschenhaß in Italien zu grimmiger Wut und er nahm für einige Zeit eine besondere, nämlich eine antibayerische Färbung an. Der Papst nannte den Wittelsbacher Herrscher mit besonderer Vorliebe den „verfluchten Bayern", oder auch den „Sohn Belials", während der Monarch Johann XXII. für einen Usurpator des Apostelthrones und demgemäß für abgesetzt erklärte. Die Guelfen und Parteigänger der Kirche fügten den sozusagen offiziellen Beschimpfungen solche von eigener Erfindung hinzu. Die Benennung „il Bavaro" schien ihnen zum Wortspiel mit „il Barbaro" besonders geeignet und die Kaiserin Margarethe von Holland beehrten sie mit dem höhnenden Beinamen „la Bavarissa".

Zeugnisse der Abneigung gegen die Deutschen treten uns seit dem 13. Jahrhundert auf Schritt und Tritt entgegen. Man findet sie in den kaum je beachteten erklärenden Randglossen zu mittelalterlichen Dichtungen, die beim Unterricht benützt wurden, und wenig Bibelworte finden sich so häufig angeführt, wie das des Jeremias: „Von Norden her wird das Unheil über alle Bewohner des Landes hereinbrechen", wobei man stets an das Land und Volk der Deutschen dachte.

Ein immer wieder hervortretendes Bemühen des französischen Königsgeschlechtes ging dahin, die Krone des deutschen Reiches an das Haus der Kapetinger zu bringen, und zeitweilig bestand in hohem Maße die Gefahr, daß dies glücken könne. Nach dem Tode Heinrichs von Luxemburg richtete König Robert von Neapel in diesem Sinne ein Memorial an Papst Clemens, worin Sätze stehen, die doppelt ins Gewicht fallen, weil sie eben in einer Staatsschrift vorkommen: die Deutschen seien ein barbarisches Volk von ungestümer Wildheit, mehr von dieser beeinflußt, als vom christlichen Glauben, sie seien nicht viel besser als Räuber, wofür er sich denn auf den heiligen Thomas von Aquino berief, dem die nationale Abneigung ein Menschenalter zuvor dieses haßerfüllte Urteil eingegeben hatte. Mit den Franzosen, fuhr Robert fort, könnten die Deutschen nicht auskommen und die Süße Italiens werde durch sie in Bitterkeit verwandelt. In der „Göttlichen Komödie" nennt Dante die

Digitized by Google

Deutschen als Volk ein einziges Mal, und da bezeichnet er sie als „Tedeschi lurchi", als die „gefräßigen Deutschen", obwohl der Zusammenhang der Stelle zu solcher Äußerung seiner Abneigung nicht einmal einen verständlichen Anlaß bietet. Sein Landsmann, der Chronist Matteo Villani läßt sich vier Jahrzehnte später, 1355, vernehmen: „Sprache und Gewohnheiten der Deutschen erschienen den Italienern, deren Sitten der Welt zum Vorbilde dienten, als barbarisch", und an anderer Stelle: „es sei ein Mißbrauch, daß die deutschen Kurfürsten stets Deutsche zu Kaisern erwählten, die dann mit den unbedachten Entschlüssen und wutvollen Bewegungen dieses barbarischen Volkes die Welt regieren wollten. Solches dünke den Italienern seltsam, die doch allen Nationen die Gesetze und Sitten gaben, allen ihre militärische Disziplin auferlegten."

Die Beschuldigung des Barbarentums ist, wie man sieht, uralt und es wechselten nur die Vorwände; als Grund muß, wenn kein greifbarerer vorhanden ist, selbst die unverstandene Sprache dienen. Die Anklage der „unbedachten Entschlüsse", der „wutvollen Bewegungen" erscheint doppelt grotesk inmitten der von Giovanni Villani begonnenen, von seinem minder begabten Bruder fortgeführten Annalen, die wieder und immer wieder von den wildesten Stadtkämpfen, von wechselseitiger Vertreibung und dem Morde der Bürger, von der in kaltsinnigem oder leidenschaftlichem Haß erfolgten Zertrümmerung ihrer Heimstätten und der Konfiskation ihrer Vermögen zu berichten haben.

In Deutschland hielt man jene alten, wie die von dem Konto Österreichs her auf das der Deutschen übertragenen Antipathien für erloschen, ja, man gab sich über eine gewisse Neigung des italienischen Volkes für das unsere vielen rosigen und frommen Täuschungen hin, eben weil man selbst das Volk, nicht nur sein schönes Land und die Zeugen reicher Vergangenheit, ehrlich und aufrichtig liebte. Deshalb gehörte der Hohn, durch den in der italienischen Öffentlichkeit zuletzt selbst diese warme und tiefe Empfindung besudelt wurde, zu den bittersten Erfahrungen einer schmerzreichen Zeit. Jetzt haben Hunderttausende eine Liebe, die ein Teil ihres Lebens geworden war, aus blutender Seele reißen müssen. Nicht daß ein Feind mehr sich zu einer Welt von Feinden gesellt, sondern die wehe Empfindung, daß geschehen konnte, was geschah, die Notwendigkeit der inneren Abwendung von etwas Teurem, das Herz vom eigenen Herzen war, hat diesen jammervollen italienischen Lenz für viele der Besten in Deutschland zu einem traurigen Abschnitt ihres Lebens gemacht.

Digitized by Google

Der italienische Parlamentarismus.

Von Dr. P. D. Fischer, Wirklichem Geheimem Rat.

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, seit mehr als einem halben Jahrhundert bestrebt gewesen ist, die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien durch Wort und Schrift zu pflegen, dem mußte die Politik, die Italien bei Ausbruch des Krieges einschlug, von Anfang an die ernstesten Besorgnisse erwecken. Die Proklamation, in der das Ministerium Salandra im August v. J. den Egoismus — offiziell wurde er als sacro egoismo gepriesen — als alleinige Norm für das Verhalten Italiens gegenüber den Kriegführenden erklärte, enthielt nicht nur die tatsächliche Lossagung von dem Bündnis, in welchem Italien seit mehr als dreißig Jahren zu Deutschland und Österreich-Ungarn gestanden und welchem es während dieses langen Zeitraums Frieden, Ansehen und wirtschaftliches Gedeihen zu verdanken hatte, sondern sie kündigte gleichzeitig ziemlich unverhüllt an, daß Italien diesen Krieg dazu benutzen würde, um rücksichtslos seine eigenen Interessen zur Geltung zu bringen und Wünsche durchzusetzen, die bisher wegen des Bündnisses mit den Zentralmächten zurückgehalten worden waren.

Damit wurde die Politik, die Italien trotz des unaufhörlichen Wechsels seiner Staatsleitung seit 1870 unabänderlich festgehalten hatte, in dem Moment verlassen, wo Italien in der Lage gewesen wäre, den mit ihm verbündeten Mächten Gegendienste zu leisten. Nicht, daß wir in Deutschland erwartet oder gar darauf gerechnet hätten, daß Italien uns und dem mit uns um das Dasein kämpfenden Kaiserstaat mit gewaffneter Hand beistehen würde, denn man war bei uns von jeher darauf gefaßt gewesen, daß die italienische Politik im Kriegsfalle Mittel und Wege finden würde, um den casus foederis für nicht vorliegend zu erklären. Aber soweit hatten wir doch geglaubt, auf unsere Verbündeten jenseits der Alpen zählen zu können, daß sie uns den uns aufdrungenen Kampf ohne gegen uns Partei zu nehmen, vielmehr in wohlwollender Neutralität ausfechten lassen würden. Hatte doch schon Bismarck, als bei Abschluß des Dreibundes Zweifel über die eventuelle militärische Mitwirkung Italiens geäußert wurden, gemeint, ihm genüge es, wenn Italien bei Ausbruch eines Krieges — er dachte an Frankreich — ein paar Kompagnien Alpenjäger an die Pässe, die nach Frankreich führen, schicken würde. Aber der „heilige Egoismus", d. h. auf deutsch: die nackte Selbstsucht Italiens beschränkte sich nicht auf die Verweigerung jeder Bundeshilfe. Sehr bald erhob die Presse, den Corriere della sera in Mailand und den Messagero in Rom an der Spitze, die Forderung, daß der günstige Augenblick benützt werden müsse,

Digitized by Google

um das unerlöste Italien zu befreien, und immer dringender und stürmischer verdichtete sich diese Forderung dahin, daß Österreich zur Abtretung der italienisch sprechenden Landesteile des Kaiserstaats veranlaßt werden sollte. Der Irredentismus ist seit Jahrzehnten ein Schlagwort gewesen, das von Unzufriedenen benutzt worden ist, um die guten, nachbarlichen Beziehungen zwischen Italien und Österreich zu stören. Während Frankreich die rein italienische Grafschaft Nizza und das nicht minder ausschließlich italienische Korsika, die Schweiz den Kanton Tessin, England die fast allein von Italienern bewohnte malteſische Inselgruppe zu ihren Gebieten zählen, ist es noch niemals jemandem eingefallen, diese Gebiete als unerlöste Teile von Italien zu bezeichnen und ihre Rückgabe an Italien auf Grund des Nationalitätsprinzips zu verlangen. Als **Italia irredenta** galt den Wortführern dieser Gruppe einzig das unter österreichischer Herrschaft stehende, dem italienischen Sprachgebiet angehörende Land, in erster Linie das ehemalige Bistum Trient und dann Triest mit einigen angrenzenden Landstrichen des Littorale und Istriens. Dabei ließen sie gänzlich außer acht, daß weder Trient noch Triest jemals, einige Jahre der napoleonischen Eroberungszeit abgerechnet, zu Italien gehört haben, daß Triest, das seit mehr als einem halben Jahrtausend zum Hausgut der Habsburger gehört, als Hafen- und Handelsplatz durchaus eine Schöpfung österreichischer Unternehmungskraft und für das weite österreichische Hinterland geradezu unentbehrlich ist. Wollte man sich auf die Grenzen berufen, die das von Napoleon vorübergehend geschaffene, übrigens von ihm beherrschte Königreich Italien gehabt hat, so würde beispielsweise Turin, Florenz und Rom zu Frankreich gehören. Angesichts dieser Sachlage hat sich in Italien bis zum Jahre 1914 kein für die Leitung des Staates verantwortlicher Politiker gefunden, der die Berechtigung der Bewegung auf Abtretung der italienisch redenden Gebietsteile Österreichs anerkannt hätte; die italienische Regierung hat vielmehr bis dahin wiederholt sich gegen diese Bewegung erklärt und tumultuarische Kundgebungen, die zugunsten der angeblichen **Italia irredenta**, d. h. der Losreißung des Trentino und Triests von Österreich, in Rom und anderwärts in Szene gesetzt wurden, mit Festigkeit zurückgewiesen. Zu den italienischen Ministern, die sich am entschiedensten gegen die irredentistische Agitation erklärt haben, gehört Herr Sidney Sonnino, der, ein beredter und einsichtsvoller Verteidiger des Dreibundes, im Jahre 1890 unumwunden erklärte:

„Unsere Interessen im Trento sind ein höchst unbedeutendes Ding im Vergleich mit dem, was eine aufrichtige Freundschaft Österreichs und Deutschlands für uns bedeutet."

Digitized by Google

Jetzt hat derselbe Sonnino als auswärtiger Minister des Kabinetts Salandra das von ihm so nachdrücklich zurückgewiesene Programm der Irredentisten nicht nur rückhaltlos angenommen, sondern es über seinen ursprünglichen Inhalt hinaus ins Maßloseste erweitert. Während der Irredentismus seine Ansprüche nur auf das italienische Sprachgebiet unter österreichischer Herrschaft richtete, sind diese Ansprüche, denen die unter dem Einfluß der französischen Botschaft stehende Presse die hochtönende Bezeichnung der **Aspirazioni nazionali**, des nationalen Verlangens, gab, Schritt für Schritt unter der Herrschaft des heiligen Egoismus gewachsen; ihre Begehrlichkeit richtete sich zunächst auf die Erlangung natürlicher, dann militärisch vorteilhafter Grenzen gegen Österreich, sodann auf die Beherrschung des Adriatischen Meeres und Abtretung des österreichischen Küsten- und Inselbesitzes in demselben. Und Schritt für Schritt haben wir mit wachsenden Staunen die italienische Regierung diesen ebenso unerhörten wie unbegründeten Forderungen der Presse und des von ihr aufgehetzten Teils der italienischen Bevölkerung nachgeben gesehen, wir haben es erlebt, daß diese Regierung die weitgehenden, von Deutschland verbürgten Anerbietungen Österreichs bezüglich der Gebietsabtretungen als angeblich zu spät und zu gering abgewiesen und sich auf den Kriegspfad gegen die bisherigen Verbünden begeben hat.

Und der König?

Als der Krieg ausbrach, und als Salandra die unheilvolle Losung vom heiligen Egoismus ausgab, da hat, nach glaubwürdigen Berichten, König Viktor Emanuel III. erklärt, er füge sich in die ihm von seinen Ratgebern so dringend empfohlene Neutralität Italiens, aber er verlange, daß an ihr unverbrüchlich festgehalten werde. Ehe er sich dazu bestimmen lasse, das Schwert gegen seine bisherigen Bundesgenossen zu ziehen, werde er lieber die Krone niederlegen. Diese Erkärung ist durchaus dem entsprechend, was über die Persönlichkeit und den Charakter des Königs in Deutschland bekannt geworden ist. Man hat bei uns nicht vergessen, wie unser Kronprinz Friedrich Wilhelm, nach dem Tode des ersten Königs von Italien nach Rom gesandt, um das Deutsche Reich bei der Bestattung Viktor Emanuels II. zu vertreten, von der Bevölkerung Roms begeistert begrüßt, mit seinem Freunde König Umberto und dessen schöner Gemahlin auf den Balkon des Quirinals hinausgetreten ist und dabei ihren damals neunjährigen Sohn, den jetzigen König, auf seinen Armen emporgehoben und der jubelnden Menge gezeigt hat. Sollte dies Erlebnis je aus der Erinnerung des Knaben, des Jünglings, des Mannes entschwunden sein? Zehn Jahre später haben wir den damaligen Kronprinzen von Italien dem Sarge Kaiser Wilhelms folgen sehen;

Digitized by Google

wir haben bei den Besuchen, die er als König mit unserm Kaiser austauschte, beide Herrscher nicht nur als Häupter verbündeter Staaten, sondern als persönliche Freunde verkehren sehen. Und jetzt?

Wo bleibt der König von Italien?

Hat er sich von seinen Ratgebern zur Feindschaft gegen Deutschland und Österreich umstimmen lassen? Das ist bei einem gereiften Mann — König Viktor Emanuel III. zählt jetzt 45 Lebensjahre — schwer anzunehmen.

Hat das Kriegsgeschrei der aufgehetzten Menge, die Drohung mit der Revolution, falls diesem Geschrei nicht nachgegeben würde, die Bedrohung der Vertreter der Neutralitätspolitik mit dem Tode den König eingeschüchtert? Furcht ist bei einem Sproß des stolzen Herrschergeschlechts der Savoyer ausgeschlossen.

Was an dem Gerede ist, daß der König den Bitten seiner Frau, der geborenen Montenegrinerin, und seiner Mutter (? der Tochter einer deutschen Prinzessin?) nachgegeben hat, vermag ich nicht zu prüfen. Unwahrscheinlich ist, daß ein König, der seit 15 Jahren Beweise seiner Entschlossenheit und seines hohen Pflichtgefühls gegeben hat, in einer so unendlich wichtigen Frage weiblichen Einflüssen wider seine bessere Überzeugung Raum gegeben haben sollte.

Ich glaube, eine andere, für den König als Mann ehrenvollere, für das Land um so schlimmere Erklärung der Handlungsweise Viktor Emanuels III. in der Auffassung zu erblicken, die ihm bezüglich seiner Pflichten als konstitutioneller Herrscher von seinem Vater überliefert worden ist. Diese Auffassung geht dahin, daß der König von Italien, der seit der Errichtung des Königreichs seinen Königstitel „von Gottes Gnaden und nach dem Willen der Nation“ führt, durch die Verfassung des Landes gezwungen sei, sich dem Willen der Nation zu fügen. Und zwar sich diesem Willen auch dann zu fügen, wenn er seiner, des Königs, eigenen Überzeugung, von dem, was zum Besten der Nation erforderlich ist, widerspricht.

Ich habe in einem, zuletzt 1901 erschienenen Buch[1]), worin ich die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände Italiens einer eingehenden Betrachtung unterzog, auf die Umbildung hingewiesen, welche die Staatsverfassung Italiens durch das wachsende Übergewicht des Parlaments schon damals erfuhr. Seitdem hat, gegen alle Erwartungen, die sich an die Persönlichkeit des eben zur Regierung gelangten jungen Königs knüpften, die Umbildung des italienischen Konstitutionalismus zur Parlamentsherrschaft, zum reinen Parlamentarismus weitere Fort-

[1]) Italien und die Italiener. 2. Aufl. Berlin bei Julius Springer 1901.

Digitized by Google

schritte gemacht. In dem Verzicht König Viktor Emanuels III., seinen Willen zur Aufrechthaltung des Friedens mit den Zentralmächten gegenüber dem von ihm, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, für den Willen des Landes gehaltenen Programm der Kriegspartei durchzusetzen, erblicke ich den stärksten Beweis dafür, daß in Italien der Parlamentarismus regiert. Wie ist das gekommen?

Nach der italienischen Verfassung, jenem Statuto, das König Karl Albert von Sardinien im Februar 1848 seinem Lande gab, und das bei den Annexionen, die aus dem kleinen Mittelstaat Sardinien nach und nach das jetzige Königreich Italien geschaffen haben, unverändert in die jeweils neu hinzutretenden Landesteile eingeführt worden ist, wird die gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich vom König und zwei Kammern, dem Senat und der Deputiertenkammer, ausgeübt; die vollziehende Gewalt steht dem König zu. Wie man sieht, jene Teilung der Gewalten, wie sie das Schema der seit der französischen Revolution entstandenen modernen Verfassungen erheischt und wie sie sich auch in dem Vorbilde des sardinischen Statuto, der belgischen Verfassungsurkunde findet. Nach dem Statuto steht dem König die Wahl der für seine Regierungshandlungen dem Parlament gegenüber verantwortlichen Ratgeber, also der Minister, frei. Es ist durchaus nicht in der Verfassung begründet, wenn der König seine Wahl lediglich auf Männer beschränkt, die in der Deputiertenkammer jeweilig die Mehrzahl der Stimmen hinter sich haben. Ebensowenig ist der König durch die Verfassung gezwungen, die Minister, auch wenn sie sein Vertrauen besitzen, zu entlassen, sobald sie bei einer Abstimmung der Kammer in der Minderheit bleiben. Weder der Wortlaut der Verfassung enthält eine dahingehende Beschränkung der königlichen Gewalt, noch kann man behaupten, daß sie dem ursprünglichen Willen des Gesetzgebers oder dem Geist des Verfassungsstaates entspricht. Trotzdem hat sich die Meinung, daß das Dasein des italienischen Ministeriums von der Mehrheit der Deputiertenkammer abhänge, und daß der König zu Minister nur Männer ernennen könne, welche dieser Mehrheit sicher seien, durch eine lange, immer stärker werdende Tradition allmählich zu einem Dogma verdichtet, das die öffentliche Meinung Italiens beherrscht und auf das Staatsleben des Landes einen nahezu widerspruchlosen Einfluß ausübt.

Schon der erste König von Italien, dem seine Landeskinder den Ehrennamen des rè galantuomo verliehen haben, weil er, nach der zerschmetternden Niederlage von Novara 1849 plötzlich zur Herrschaft berufen, an der von seinem Vater verliehenen Verfassung festgehalten hat, ist trotz seines feurigen Temperaments und seiner Herrschernatur insoweit ein

Digitized by Google

konstitutioneller Monarch geblieben, als er es fertig gebracht hat, in Eintracht mit dem Parlament zu regieren. Aber er ist sich seines königlichen Berufs und der ihm obliegenden Rechte und Pflichten voll bewußt gewesen und hat sie selbst einem so hervorragenden Ratgeber wie Cavour gegenüber zur Geltung zu bringen gewußt. „Wenn Cavour meint," hat er wohl zu seinem vertrauten Generaladjutanten gesagt, „daß ich alles genehmige, was er haben will, dann irrt er sich. Wenn wir einig sind, ist's gut; wenn nicht, so ist es an ihm, zu tun, was ich haben will." Freilich, setzt General della Rocca in seinen Aufzeichnungen[1]) hinzu, endigte die Sache in der Regel damit, daß der König doch der Meinung von Cavour nachgab, weil er sich gewöhnlich davon überzeugte, daß er damit der Sache Italiens am besten diente. Den Nachfolgern Cavours ist der König mit wachsender Autorität begegnet, weil er ihnen durch seinen klaren Blick, seine rasche Auffassung, durch festen Willen und unerschrockenen Mut in schwierigen Lagen, an denen es dem jungen Königreich wahrlich nicht gefehlt hat, eine Stütze gewesen ist; sie wurden bald inne, was sie an ihm hatten und fügten sich in großen Fragen gern seiner Einsicht und Erfahrung. Andererseits hat auch der König in wichtigen Sachen den Rat seiner Minister befolgt, wenn er sich trotz seiner entgegenstehenden Ansicht davon überzeugte, daß ihr Rat das Richtige traf. „Ohne diese beiden", hat er, auf Visconti Venosta und Minghetti zeigend, bei einer Begegnung im Jahre 1873 zu unserm alten Kaiser Wilhelm gesagt, „hätte ich im Jahre 1870 gegen Euch gefochten." Und Kaiser Wilhelm hat ihm diese Offenheit hoch angerechnet.

Sein Sohn König Umberto (1878—1900) ist von den Italienern stets als das Musterbild eines konstitutionellen Monarchen gepriesen worden, nicht nur weil er sich stets streng innerhalb der seiner Regierungsgewalt verfassungsmäßig gezogenen Grenzen gehalten, sondern weil er sich die weitere Beschränkuug seiner Macht durch den allmählichen Übergang zum Parlamentarismus widerstandslos hat gefallen lassen. Die fast beispiellose Zurückhaltung, die er sich in der Staatsleitung auferlegte, und die in seinem eng angelegten Naturell, in dem Gefühl, den zur Leitung der Geschäfte berufenen vielgewandten und, nach italienischer Art, durchweg wohlberedten Politikern nicht gewachsen zu sein, wohl die Hauptwurzel fand, hat ihm in Italien das Lob unbedingter Loyalität zugezogen. Aber weder diese Loyalität, noch die große Güte, mit der er sich der Notleidenden seines Volkes bei jeder Kalamität und auch sonst anzunehmen pflegte, hat ihn vor dem Mordstahl zu schützen vermocht, der ihn inmitten eines Volksfestes durch die Hand eines Italieners dahingerafft hat.

[1]) Enrico della Rocca autobiografia di un veterano. 2. edizione I, 378. Bologna 1897.

Digitized by Google

Sein Nachfolger, der jetzige König, ließ in dem Manifest bei seinem Regierungsantritt und bei seiner Eidesleistung auf die Verfassung vor dem Parlament Töne erklingen, in denen man allgemein den Ausdruck einer zu stärkerer Initiative bereiten und fähigen Persönlichkeit zu erkennen glaubte. Auch verlautete in seinen ersten Regierungsjahren so mancherlei, was auf eine regere Beteiligung an den Regierungsgeschäften, ja auf den Willen, in den Geschäftsgang der Bureaukratie bessernd einzugreifen, und auf eine selbständige Richtung des königlichen Willens schließen ließ. Allein eine Besserung an der wichtigsten Stelle der Staatsleitung, der Besetzung und Erhaltung des Ministeriums, hat König Viktor Emanuel III. entweder nicht erstrebt oder nicht durchzusetzen vermocht. Wie sein Vorgänger hat er, soweit man wahrnehmen kann, die endlosen Wechsel im Ministerium, die das Intrigenspiel der regierenden Kammer mit sich führte, widerstandslos hingenommen und die Ernennung der neuen Minister, sowie die Entlassung der alten, welche von der jeweiligen Kammermehrheit gefordert wurden, durch seine königliche Unterschrift gutgeheißen.

In welchem Umfange der beständige Ministerwechsel die ganze politische Lage Italiens beherrscht, davon ist es schwer, sich eine zutreffende Vorstellung zu machen. Nach dem Dogma, das seit Jahrzehnten als maßgebend betrachtet wird, entscheidet jede Abstimmung der Deputiertenkammer über das Dasein des Ministeriums, und zwar derart, daß sowie es in der Minderheit bleibt, sämtliche zwölf Minister ihr Amt niederzulegen haben. Es wird hierbei als gleichgültig angesehen, ob die Frage, über welche abgestimmt wurde, von irgend welcher politischen Bedeutung ist, und ob sie an sich für den Bestand des Ministeriums in Betracht kommt. Als im November 1897 bei der Etatsberatung ein die Beförderung einer Offiziersklasse regelnder Satz mit zwei Stimmen Mehrheit von der Kammer abgelehnt wurde, gab nicht nur der allgemein als sehr tüchtig anerkannte Kriegsminister General Pelloux seine Entlassung, sondern es folgte ihm am nächsten Tage das ganze Kabinett Rudini, um nach einer peinvollen Krise von vierzehn Tagen demnächst mit starken Veränderungen und mit verminderter Lebensfähigkeit wieder zusammengeleimt zu werden. Ein völlig unerheblicher, für die Interessen des Landes gleichgültiger Anlaß genügt hiernach, um in der Leitung von Ressorts, die durchaus Stetigkeit in der Handhabung der Geschäfte erfordern, im Unterricht, in der Landwirtschaft, in den öffentlichen Arbeiten, einen Wechsel der Inhaber herbeizuführen. Und die Unsicherheit in der obersten Leitung der Geschäfte wird noch dadurch vergrößert, daß das Dogma zugleich mit dem Rücktritt der Minister auch den sämtlicher Unterstaatssekretäre er-

Digitized by Google

fordert. Dabei kennt die italienische Verwaltung den Brauch nicht, daß, wie in England, neben dem parlamentarischen Unterstaatssekretär in jedem Ressort noch ein permanenter, von dem Ministerwechsel unabhängiger Beamter dieses Ranges fungiert. Nach dem Staatskalender für 1911 hat Italien in den fünfzig Jahren seines Bestehens als Königreich Ministerwechsel gehabt im Auswärtigen 38, im Innern 40, im Unterricht 42, in den öffentlichen Arbeiten 43, in den Finanzen 44 und in der Landwirtschaft 46.

Als erste Aufgabe jedes Kabinetts in Italien ergibt sich hiernach unabweislich und unerläßlich die Gewinnung und Erhaltung der Mehrheit in der Deputiertenkammer. Deshalb wird bei der Auswahl der Minister das Hauptgewicht auf den Einfluß gelegt, den sie im Parlament besitzen. Gegen diesen Gesichtspunkt tritt die technische Befähigung für das besondere Fach, dem sie vorzustehen berufen werden, völlig in der Hintergrund. Je nach der Gruppierung der Gefolgschaften werden die Ministerien ohne Rücksicht auf die administrative Qualifikation der Mitglieder gebildet. Hatte schon Cavour seine Ministerlaufbahn als Landwirtschaftsminister begonnen, um zu den Finanzen, dem Innern, dem Äußeren (daneben auch zur Marine) überzugehen, so haben seine Nachfolger, ohne ihm an Fähigkeit gleichzukommen, als Minister nicht mindere Vielseitigkeit bewiesen. Ratazzi hat abwechselnd die Justiz, das Innere und Äußere, Minghetti Inneres, Finanzen und Landwirtschaft, Depretis Inneres, Finanzen und Äußeres verwaltet. Für die technischen Aufgaben des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten sind ein Jurist wie Zanardelli, ein Finanzier wie Branca und ein Fahrradfabrikant wie Prinetti, der nachher auswärtiger Minister wurde, für gleich befähigt erachtet worden. Im allgemeinen ergänzen sich die italienischen Minister fast ausschließlich aus Männern, die sich, nach vorgängiger Laufbahn als Advokaten, Journalisten, Professoren oder Ingenieure, im Parlament zu Berufspolitikern herangebildet haben.

Wie wenig bei dieser sprichwörtlich gewordenen Kurzlebigkeit der italienischen Ministerien die leitenden Männer imstande sind, große politische Ziele ins Auge zu fassen und zu erreichen, liegt auf der Hand. Über dem täglichen Kampf ums Dasein, bei der beständigen Unsicherheit ihres Fortbestandes geht den leitenden Politikern nur zu leicht die Lust verloren, für allgemeine Zwecke und für dauernde Aufgaben zu arbeiten. Minister, die nach dem bezeichnenden Wort eines Veteranen der italienischen Politik, des Grafen L. Ferraris, dazu verdammt sind, sich wie Seiltänzer auf dem straffen Seil im Gleichgewicht zu erhalten, verlieren die Bewegungsfreiheit für kraftvolle und weitaussehende Aktionen. So bleiben notwendigste Reformen unangerührt, weil kein Ministerium in das We-

Digitized by Google

spenneſt der durch ſie bedrohten Privat- oder Lokalintereſſen einzugreifen Luſt hat, oder ſie werden verzögert, um dem Gegner die Neigung zur Übernahme der Regierung zu verleiden. Der Herrſchaft des Parlamentarismus iſt es zuzuſchreiben, daß trotz aller hochtönenden Programme ſo wenig zur wirklichen Verbeſſerung der ſchweren Übelſtände geſchehen iſt, an denen das Wirtſchaftsleben und die Sozialpolitik Italiens kranken. Noch immer umgibt die Campagna die Hauptſtadt des Landes mit einer grandioſen, nahezu menſchenleeren Einöde; noch immer ſieht man vor den Toren Roms die Wanderarbeiter, die zur zeitweiligen Ackerbeſtellung dorthin kommen, in Felsgrotten und unter Stroh- und Reiſighütten hauſen, die nach dem zutreffenden Wort eines der neueſten Werke über die Campagna[1]) unendlich viel roher und unwirtlicher ſind als die Hütten der Kongoneger und an die urſprünglichſten Schlupfwinkel des Steinzeitalters erinnern. Dem Parlamentarismus iſt es zu danken, daß jede wirkſame Verbeſſerung in den Provinzen des Südens und Siziliens unterblieben iſt, und daß ſich dieſe Landſchaften, die im Altertum als die blühendſten und kornreichſten von Italien galten, jetzt infolge der Landflucht ihrer Bebauer, vermöge einer Auswanderung, die auf die erſchreckende Höhe von jährlich mehr als einer halben Million Menſchen geſtiegen iſt, in raſch ſteigendem Maße entvölkern.

* *
*

Die obere Kammer, der Senat, beſteht aus einer durch die Verfaſſung nicht beſchränkten Zahl von Mitgliedern, die ſämtlich durch königliche Ernennung unter Innehaltung beſtimmter, im Statut näher bezeichneter Gruppen berufen werden: höchſte Würdenträger des Staats in der Verwaltung und Magiſtratur, im Heer und der Marine, Abgeordnete nach einer gewiſſen Dienſtzeit in der Deputiertenkammer, Höchſtbeſteuerte und endlich ſolche, die „das Vaterland durch hervorragende Werke oder Verdienſte geziert haben“. Auf dieſen letzteren Titel hin ſind z. B. Verdi, Carducci, der Bildhauer Monteverdi und der Maler Morelli Senatoren geworden. Dem König ſteht, wie geſagt, nach dem Statut die Ernennung von Senatoren ausſchließlich zu. Es fehlen hiernach dem italieniſchen Oberhauſe, abgeſehen von den Prinzen des königlichen Hauſes, die dem Senat kraft ihrer Geburt angehören, aber ſeit langer Zeit ihren Sitz niemals eingenommen haben, ſolche Mitglieder, die zufolge ihrer Abſtammung aus den großen Familien des Landes, oder durch Präſentation bedeutender Körperſchaften, wie der Univerſitäten, der größten Kommu-

[1]) Arnaldo Cervesato Latina tellus. La Campagna romana. Roma, Casa editrice Mundus. Die Vorrede iſt vom Dezember 1910.

Digitized by Google

nen u. dergl. in anderen Ländern in das Oberhaus gelangen. Der Parlamentarismus hat es zuwege gebracht, daß der König sich bei Ernennung von Senatoren lediglich an die Vorschläge des jeweiligen Ministeriums hält. Diesen Vorschlägen liegt nicht selten, statt der Würdigung von amtlichem Verdienst oder hervorragender wirtschaftlicher Stellung, der Zweck zugrunde, politische Anhänger zu belohnen oder zu werben. Hierdurch, sowie durch den überwiegenden Einfluß, den die Deputiertenkammer auf die Staatsleitung ausübt, ist der Senat in den Augen des Publikums gegen „die Erwählten des Volkes" etwas zu sehr in den Hintergrund gerückt worden. Auch tragen die korrekten Formen, in denen die überwiegend sehr bejahrten Herren die ihnen obliegenden Geschäfte zu erledigen pflegen, nicht dazu bei, das Interesse der Menge anzureizen und den Senat populär zu machen.

Indem die Verfassung bei der Bildung des Senats sowohl das demokratische Prinzip der Wahl, wie das ständische der Vertretung völlig ausschloß, hat sie ohne Zweifel beabsichtigt, dem Senat einen Charakter der Solidität und Stabilität zu geben, die ihn befähigen sollte, der Krone gegenüber den Wandlungen und dem Wechsel der Wahlkammer als feste Stütze zu dienen. Gegenüber der Maßgeblichkeit, die infolge des herrschenden Brauchs den Entschließungen der Wahlkammer beigemessen wird, erscheint es fraglich, ob der Senat eintretendenfalls der ihm durch die Verfassung beabsichtigten Zweckbestimmung zu entsprechen vermögen würde. In der für die Zukunft des Landes entscheidenden Frage, ob Krieg oder Neutralität, hat der Senat sich gegenwärtig als Stütze der Krone nicht bewährt. Obwohl Kenner der italienischen Verhältnisse noch vor wenigen Wochen mit Bestimmtheit versicherten, daß der Senat mit verschwindend wenigen Ausnahmen für die Aufrechthaltung der Neutralität wäre, hat er die den Krieg bedeutende Vorlage des Ministeriums Salandra beinahe einstimmig angenommen. Und während der Senat im Dezember v. J. der Rede eines seiner hervorragendsten Mitglieder, des Philosophen Barzellotti, auf das lebhafteste zugestimmt hatte, namentlich der Erklärung, daß Gründe der Moral und des internationalen politischen Anstandes es widerrieten, den Verbündeten den Gnadenstoß zu versetzen[1]): hat derselbe Senat in der Sitzung vom 20. Mai den öffentlichen Anschlag der Rede beschlossen, mittels deren der Bürgermeister von Rom als Referent die Annahme der Regierungsvorlage unter den heftigsten Ausfällen gegen die Zentralmächte befürwortet hatte, und der Präsident des Senats hat dieser Kriegsrede noch ein Geleitwort mitge-

[1]) Diese Rede ist mir seinerzeit von einem Freunde mit dem Bemerken zugeschickt worden, daß sie den wahren Ausdruck der italienischen Volksseele enthalte.

Digitized by Google

geben, worin es, in sichtlicher Überbietung der in der Deputiertenkammer gehaltenen Reden, heißt: Italien kennt die Schmach, die es zu rächen gilt, und es kennt den Ruf der unerlösten Gebiete!

Die Kammer der Deputierten besteht aus 508 Mitgliedern, die von ebensoviel Wahlkollegien in direkter und geheimer Abstimmung gewählt werden. Bekanntlich besteht seit der riesigen Erweiterung, die das aktive Wahlrecht vor zwei Jahren durch die von Giolitti durchgeführte Wahlreform erfahren hat und vermöge deren die Zahl der Wahlberechtigten von rund 2 Millionen auf über 8 Millionen emporgeschnellt ist, in Italien nahezu das allgemeine Wahlrecht. Es ist insbesondere der bis dahin festgehaltene Ausschluß der des Lesens und Schreibens Unkundigen nahezu völlig aufgehoben worden. Man hat diese weitgehende Maßregel, durch welche die Demokratisierung der Wahlkammer einen weiteren Fortschritt von unübersehlichen Folgen gemacht hat, damit gerechtfertigt, daß es unbillig erscheine, die Analphabeten vom Wahlrecht auszuschließen, da sie doch kraft der allgemeinen Wehrpflicht vom Militärdienst nicht befreit wären. Man nimmt in Italien keinen Anstoß daran, daß nach dem neuen Gesetz voraussichtlich in einer größeren Zahl namentlich der südlichen Wahlkreise, mehr als die Hälfte der Wähler aus Analphabeten bestehen wird.

Das Mandat zur Deputiertenkammer bildet für die ganze Naturanlage des Italieners, sein bewegliches Temperament, seine angeborene Beredsamkeit und seinen regen Ehrgeiz ein höchst begehrenswertes Ziel, weniger wegen der mit ihm verbundenen unmittelbaren Vorteile, als wegen des Ansehens und des Einflusses, die es dem Abgeordneten in seiner Heimat, seinem Kreise und seiner Provinz in einem bei uns unbekannten Umfange gewährt, und namentlich wegen der verlockenden Aussichten, die es seinem Inhaber in seiner weiteren politischen Laufbahn eröffnet. Bei der Notwendigkeit des jeweiligen Ministeriums, sich die Majorität der Kammer zu sichern, ergibt es sich von selbst, daß die Stimme jedes Mitgliedes mit allen Mitteln und von allen Seiten umworben wird. Bewilligungen und Maßnahmen, die bei uns lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten getroffen zu werden pflegen, werden in Italien ganz offenkundig von der Haltung des betreffenden Abgeordneten abhängig gemacht. Der alte Depretis, den man wegen seines wallenden, weißen Bartes und der ungewöhnlichen Dauer der von ihm präsidierten Ministerien (im ganzen zehn Jahre!) den padre eterno zu nennen pflegte, war ein anerkannter Meister dieser Art von Parlamentstaktik. Einer seiner Gegner hat einmal gesagt, daß er sich, mit dem Kursbuch in der Hand, anheischig machen wolle, die Haltestellen von Schnellzügen nachzuweisen, die für günstige Abstimmungen bewilligt worden seien. Aber selbst die Gegner erkann-

Digitized by Google

ten die Geschicklichkeit des Alten schmunzelnd an, wenn er eine besonders gefährliche Kombination durch Gewährung einer Lokalbahn, eine sogenannte Depretisbombe, gesprengt hatte. Mir selbst ist es begegnet, daß ich in der Unterhaltung mit einem mir befreundeten Deputierten über die Einrichtungen der Reichspost ernstlich gefragt worden bin, ob wir denn wirklich die Erhebung von Postämtern zweiter Klasse zu solchen der ersten Klasse ganz ohne Rücksicht auf die Stimmabgabe des Abgeordneten des Orts vornähmen.

Und wie auf solche Weise das Ministerium bemüht ist, den Abgeordneten für sich zu gewinnen und bei der Stange zu halten, so versteht es sich von selbst, daß der Abgeordnete umgekehrt seine Haltung von der Gewährung der von ihm befürworteten Anliegen seiner Wähler abhängig macht. Die Ansprüche, die in dieser Beziehung von den Wählern mit südlicher Begehrlichkeit und Unbefangenheit an den Abgeordneten mit der sichern Erwartung gestellt werden, daß er sie durchzusetzen vermöge, sind nach den mir darüber geäußerten Klagen befreundeter Abgeordneter ganz unglaublich weitgehend. Aber unter dem Damoklesschwert der Neuwahlen und dadurch, daß es die andern auch so machen, sieht sich der unabhängigste Abgeordnete zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Wählers bestimmt; er macht für ihn die Runde in den Büros der Ministerien, er geht den Minister, die Generaldirektoren, die Dezernenten persönlich an oder überschwemmt sie mit Empfehlungsbriefen, die in den Verwaltungsstellen zu einer Landplage anschwellen und den geordneten Gang der Geschäfte auf das äußerste erschweren und benachteiligen.

Schon lange wird in Italien selbst lebhaft empfunden, wie auf diese Weise das Parlament, das sich immer mehr zu einem Bittstelleramt für Lokalinteressen herabwürdigt, und die Staatsverwaltung, die, um sich die Stimmen der Mehrheit zu erhalten, genötigt ist, der Befürwortung zu entsprechen, sich gegenseitig verfälschen und unter tiefer Schädigung ihres Ansehens und der allgemeinen Interessen von der Ausübung ihrer wahren Pflichten abhalten. Bei dem Übergewicht, mit dem die einzelne Persönlichkeit sich überhaupt in Italien geltend zu machen bestrebt ist — wir fühlen das Ich zu stark, das Wir zu wenig, ist das Wort eines tiefen Kenners der italienischen Volksseele — ist es in hohem Maße bedenklich, wenn jetzt der „heilige Egoismus“ von der Staatsregierung als Ziel und Norm empfohlen wird. Noch bedenklicher aber erscheint es, wenn unter dieser Flagge und unter Führung der Staatsregierung dazu übergegangen wird, der Mehrheit des Parlaments und des Landes den Willen einer Minderheit mit Anwendung aller Mittel aufzudringen.

Noch vor ganz kurzer Zeit war man in Italien allgemein davon überzeugt, daß, wie im Senat, so auch in der Deputiertenkammer die Mehr-

Digitized by Google

heit für die Neutralität wäre. Kenner der Verhältnisse hielten es, namentlich nachdem Giolitti sich für Aufrechthaltung der Neutralität ausgesprochen hatte, für ausgeschlossen, daß das Parlament einer Kriegsvorlage zustimmen werde. Das Ministerium Salandra erklärte seinen Rücktritt. In demselben Augenblick aber setzte die Kriegshetze mit einer bis dahin unerhörten Heftigkeit ein; sie drohte offen mit der Revolution, sie reizte zu Gewalttätigkeiten gegen die dem Krieg abgeneigten Persönlichkeiten auf; die Tumulte der Straße wurden zur Vergewaltigung Aller, die abweichender Meinung verdächtig waren, benutzt. Klingt es nicht wie eine Entlehnung aus Shakespeares Julius Cäsar, daß von dem Pöbel der Hauptstadt mißverständlicherweise Abgeordnete, wie der ehemalige Minister Bertolini, trotz der Beteuerung ihrer guten Gesinnung durchgeprügelt worden sind? Vom Balkon des Kapitolspalastes durfte ein politisch Unzurechnungsfähiger, wie Gabriele d'Annunzio, die tobende Menge auffordern, den kriegsfeindlichen Abgeordneten den Zutritt zur Deputiertenkammer mit Gewalt zu verwehren, ja den Tod Giolittis als Landesverräter fordern. Alles das unter schweigender Zustimmung der Behörde, derselben Behörde, die jede Kundgebung zugunsten des Friedens mit Schärfe zu unterdrücken sich beflissen zeigte, während sie den schlimmsten Ausschreitungen der Kriegshetzer gegen das Eigentum und die Personen der als Feinde verschrieenen und verfolgten Ausländer ruhig zusah. Unter dem Druck dieses wüsten Tobens der Gasse, unter den wildesten Drohungen einer zügellosen Presse hat das italienische Parlament sich dem Ansinnen des im Amte verbliebenen Ministeriums Salandra gefügt. Die hochtönenden Worte, mit denen die Wortführer und die Vorsitzenden des Senats und der Deputiertenkammer die Annahme der Kriegsvorlage erklärt haben, vermögen die Vergewaltigung, die diesen Körperschaften durch die Kriegspartei widerfahren ist, nicht zu verhüllen. Die Schmähungen, zu denen sie sich unter diesem Druck gegen die bisherigen Verbündeten Italiens herbeigelassen haben, um ihre eigene Kapitulation zu bemänteln, erschüttern die Tatsache nicht, daß Italien, das durch das Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn mehr als 30 Jahre lang Frieden, Ansehen und Gedeihen genossen, den gegen diese Mächte ausgebrochenen Weltkrieg dazu benutzt hat, um Landabtretungen zu fordern, die bis dahin keine italienische Regierung zu vertreten bereit gewesen ist, und daß es, nachdem diese Abtretungen weit über die ursprüngliche Forderung des Irredentismus zugestanden waren, dennoch den bisherigen Verbündeten den Krieg erklärt hat, weil ihm von deren Gegnern weitergehende Versprechungen gemacht worden sind. Armes Italien!

Berlin, Pfingsten 1915, am Tage der italienischen Kriegserklärung.

Digitized by Google

Die letzten Friedensmonate in Italien[1]).

Von Privatdozent Viktor Klemperer, bisher Lektor an der Universität Neapel.

Von Anfang November bis gegen Ende April habe ich in Italien gelebt, zumeist in Neapel, doch auch an manchem anderen Ort, und überall bot sich mir die Gelegenheit, in das Innere italienischer Dinge und Charaktere zu sehen. Doch will ich meine auf Tagebuchblätter und nicht auf täuschendes Erinnern gestützten Beobachtungen und Gedanken stärker rechtfertigen. Ich meine, wer heute über Italien schreibt, und gäbe er auch nur unscheinbare Eindrücke wieder, muß seine Berechtigung hierzu ausweisen. Ich bin nicht als flüchtiger Tourist in Italien gewesen, auch nicht zum erstenmal. Vielmehr habe ich den Posten eines Lektors des Deutschen an der Universität Neapel schon im Vorjahr innegehabt (wozu man einen Romanisten brauchte, da unter den Studenten der meistbesuchten italienischen Universität kaum einer ist, der einer deutsch gehaltenen Vorlesung zu folgen verstünde — sogar kaum einer von denen, die vor dem Mittelschullehrer-Examen im Deutschen stehen). So vermochte ich sehr wohl die Zustände dieses Kriegswinters mit früheren Zuständen zu vergleichen. Sodann: ich habe im Vorjahre nur Frieden gesehen und Freundschaft erfahren. Das von der Freundschaft gilt im vollsten Sinn, Schüler und Professoren sind mir gleich liebenswürdig begegnet, und außerhalb der Universität, und auch außerhalb Neapels, bis in entlegene Abbruzzennester hinein habe ich gleich gute Erfahrungen machen können. Und weiter: auch in diesen letzten Monaten, in denen es immer bedrücklicher zuging, erfuhr ich persönlich mancherlei Gutes, und von Leuten, die ich als heißeste politische Widersacher kannte, mancherlei Ritterliches. So daß sich also die Liebe, die mir aus meinen Studien zu Italien erwachsen war, während des ersten Jahres in Italien selber steigerte, während des letzten wenigstens nicht in ihr Gegenteil verkehren mußte. Und also kann ich ohne Fanatismus schreiben. Und endlich bin ich auch nicht beirrt durch die Nachwirkung einer zu großen Furcht, die etwa lange auf mir gelegen hätte. Vielmehr kam nach den ersten Erregungen des November bald eine gewisse Abstumpfung und ein gewisser Gleichmut über mich, und bis zuletzt habe ich an Italiens Losschlagen nicht recht glauben wollen. Denn allzu gleichförmig wurde tagaus, tagein gegen Deutschland gehetzt, allzu gleichförmig immer wieder der Kriegsausbruch vorausgesagt. Einmal für den Beginn einer neuen Kammersession, einmal für den Fall einer neuen österreichischen Niederlage — und wie unzählige Niederlagen hat Österreich in der italienischen Presse erlitten! Einmal wußten die Studenten ganz genau, daß die Mobilmachung in vierzehn Tagen erfolgen werde, ein andermal wußten die jungen Schweizer Kaufleute in unserem Pensionat mit ebenso bestimm-

[1]) Nachdruck, auch auszugsweise, in Tageszeitungen nicht gestattet.

Digitized by Google

tem Datum aufzuwarten, einmal alarmierte uns auch der „Mattino" durch eine Extraausgabe in tiefer Nacht, wonach der Zusammenstoß zwischen Österreich und Italien unmittelbar bevorstünde, und Deutschland sein untätiges Zusehen verbürgt habe. (Die wahnwitzige Einbildung und Hoffnung, die sicherlich noch in der Stunde vor dem Kriegsausbruch in abertausend Italienern lebte und das Unheil mitverschuldete. Wie es ja auch ein damals noch deutschfreundliches Blatt war, das diese Meldung brachte.) Und auch die Demonstrationen, die ich mehrfach mitangesehen, und deren eine ich sogar in der ehrenvollen Stellung des Helden erlebt habe, konnten mich nicht übermäßig bedrücken. Ich sprach vorhin von dem Frieden und der Freundschaft des vorigen Jahres; dabei ist Frieden als ein relativer Begriff zu nehmen, der in seiner Dehnbarkeit manche Fensterscheibe überlebt und für gelegentliche Studentenstrikes oder Angriffe auf österreichische Konsulate und dergleichen reichlichen Raum hat. So darf ich das sine ira et studio nach Menschenmöglichkeit für mich in Anspruch nehmen.

Wem freilich kein Gleichmut der Welt standhalten, wem sicherlich auch kein Hinweis auf anderer Völker Eigenart und südliche Hitze genügende Entschuldigung bieten kann, das ist das Verhalten der italienischen Presse, deren Blutschuld eine ungeheuerliche ist. Und man mache ja nicht, wie es mir gegenüber oft beschönigende Italiener taten, einen Unterschied zwischen den ernsten großen Blättern und den marktschreierischen kleinen. Gewiß, ein Hetzblatt wie etwa Roma, das in Neapel liest, wer überhaupt lesen kann, ist manchmal im Ton um einen Schatten krasser gewesen als der Corriere della Sera, das Giornale d'Italia oder die Tribuna. Aber mehr als einen Schatten hat dieser Unterschied nie ausgemacht, und wie oft und gerade bei den tollsten Dingen, ging auch für das liebevollste Auge selbst dieser Schatten verloren. Viele Absurditäten sind ja in Deutschland bekannt geworden; ganz wenige nur will ich hier illustrierend anführen. Einmal, als sich der Kaiser bestimmt in Frankreich und wohl ebenso bestimmt in seiner feldgrauen Uniform befand, erbeuteten die Russen seinen blauen Mantel, den er auf der Flucht in seinem natürlich miterbeuteten Hofwagen liegen gelassen hatte. (Höhnische Anspielungen auf Napoleonisches sind drüben die ganze Zeit hindurch beliebt gewesen.) Ein andermal flehte der Kaiser telegraphisch den Mikado um Friedensschluß an. Ein drittes Mal setzte er einen hohen Geldpreis auf den Kopf Garibaldis. Die Beispiele ließen sich höher und höher häufen, und über jedes lacht man hier. Wer aber ihre Wirkung auf das italienische Volk beobachten mußte, wer sich etwa von seinem sorgenvollen Friseur um Auskunft darüber angehen sah, ob „il Kronprinz" wirklich geschworen habe, als Sieger in das zerstörte Rom einzuziehen, der hat damals nicht lachen können und kann es auch heute nicht. Aber das sind die allergröbsten Lügen und können doch nur auf die

Digitized by Google

Einfältigsten gewirkt haben? Richtig — doch wenn man sie durch tägliche fettgedruckte Meldungen über Siege der „Triplice" unterstützt, wenn man aus jedem von dieser Seite genommenen Schützengraben eine endgültige Wendung des Kriegsglücks folgert, wenn man täglich, nein zweimal täglich zwischen 5000 und 50 000 Österreicher gefangennehmen läßt, bis jeder Friseur und Hausdiener, aber in diesem Falle auch jeder Professore und Avvocato auf die völlige Vernichtung des österreichischen Heeres schwört, wenn man in entsprechender Weise aus 100 000 von den Deutschen gefangenen Russen ein Scharmützelergebnis und eine Bagatelle macht, wenn man Deutschland täglich hungriger und unzufriedener werden läßt, und dies alles systematisch Tag für Tag in der größten Zeitung wie im kleinsten Käseblatt: so werden jene plumpsten Lügen gewissermaßen dadurch beglaubigt und wirken nun wieder beglaubigend auf diese mildere und allgemeinere Lügerei zurück. Von gebildeten Leuten habe ich oft diese beschwichtigende Unterscheidung gehört: die Lügennachrichten befänden sich nur in den fettgedruckten Überschriften, im weiteren Verlauf der Zeitung finde man immer auch irgendwo den deutschen Generalstabsbericht, und der „situazione", dem täglichen Überblick der Kriegslage, den jede Zeitung bringt, fehle es selten an Sachlichkeit. Das ist zum Teil richtig, aber wie viele Leute begnügen sich mit den stark ins Auge fallenden Titeln und Notizen, und lassen das Kleingedruckte als belanglos beiseite. Und was die größere Sachlichkeit der meist von Fachleuten geschriebenen „situazione" anlangt, so wurde sie fast immer und überall durch Leitartikel, die sich an die Lügennachrichten hielten, Artikel etwa über Deutschland vor der Katastrophe („Du nahst dem Abgrund, o Germania!", „Roma" im März) oder die zersetzte deutsche Flotte, oder die ohnmächtige Brutalität des Unterseekriegs völlig aufgehoben. Im übrigen hat die Presse sowohl für die Gebildeten wie für die ganz ungebildeten Leser und Nichtleser auch noch andere Gifte in Bereitschaft gehabt und in fürchterlichen Dosen verabfolgt. Für die Gebildeten: so möchte ich an das tückische Handwerk derer erinnern, die mit vielem Wissen und gänzlicher Gewissenlosigkeit scheinbar unparteiliche, oft auch scheinbar den Tagesereignissen fernliegende Publizistik über deutsche Kulturzustände trieben. In besonders widerlicher Erinnerung sind mir auf diesem Gebiet die Leistungen des Professors für deutsche Literaturgeschichte, Borgese. Ich bin nie den Verdacht losgeworden, daß er sich sein derzeit odioses Amt verzeihen lassen möchte. Seine groteskeste Leistung ist wohl ein tiefsinniger Aufsatz, in dem er Deutschland als den materialistischen Antichrist darstellt und Rußland und Frankreich zu Vorkämpfern des Christentums macht. Diese beiden verbündeten Reiche verträten aber ein allzu schlaffes Christentum, der wahre Christus müsse auch die Kraft besitzen, seine Güte durchzuführen. Michelangelos Christus sei voller Kraft. Michelangelo sei ein Italiener gewesen, und also — — ich darf den Raum

Digitized by Google

sparen. Dies das Gift für die Gebildeten. Für die Ungebildeten, die vielen Analphabeten tritt das Bild an die Stelle des Wortes. Der Konsul in Neapel erzählte mir, ein dortiges Blatt habe im Anfang von ihm Photographien bekommen, die russische Verwüstungen in Ostpreußen darstellten. Das Blatt brachte die Bilder. Nur mit der Unterschrift: Preußische Verwüstungen in Belgien. Aber um das genießen zu können, muß man sich schließlich doch immer noch ein wenig aufs Lesen verstehen. Täglich auf dem Wege durch die enge wimmelnde Chiaia zur Universität sah ich zerlumptes Volk, das gewiß keinen Buchstaben zu entziffern vermag, mit brennenden Augen vor jedem Kiosk und Zeitungsaushang stehen und bunte Bilder bewundern, die auch der Kindlichste verstehen mußte. Denn daß man in roten Hosen Franzose, in Feldgrau Deutscher ist, so etwas weiß jeder. Französische und italienische Zeitschriften wetteiferten, und die bunten Wochenbeilagen der großen italienischen Blätter, worunter wiederum der, wie es heißt, geistig so hoch stehende „Corriere della Sera" hervorragte, schossen oft genug den Vogel ab. Einmal verbrannten österreichische Soldaten einen lebendigen Serben, einmal rissen sie einem gefangenen Russen mit einer großen Kneifzange die Zunge heraus. Deutsche Soldaten brannten Schmachzeichen mit glühenden Eisen in nackte schmerzverkrümmte Rücken gefangener Franzosen, erstachen Priester, die die Messe zelebrierten, schlugen mit dem Kolben geistliche Schwestern nieder, die sich schützend über einen Verwundeten beugten. Das Tollste dieser Art sah ich in den Tagen, als der Dreiverband um Griechenland warb. Das Bild hieß: Schicksal gefangener griechischer Legionäre. Es stellte junge Leute dar, die bis zum Gürtel entkleidet an Bäume gebunden waren. Sie wurden von bärtigen deutschen Soldaten gepeitscht. Neben den Unglücklichen stand eine Gruppe deutscher Soldaten, die damit beschäftigt war, aus den Waffenröcken der Gepeitschten die Wertsachen hervorzusuchen. Und den Dieben und den Folterknechten sah ein junger, eleganter Leutnant rauchend und lächelnd zu[1]). Eine besondere unendlich reichhaltige Gruppe dieser Hetzbilder galt „Guglielmone", in welcher Benennung die vergrößernde Schlußsilbe auf Machthunger, Aufgeblasenheit und Größenwahn deuten soll. Der Kaiser schläft und gegen sein Bett dringen die Traumgestalten der Erschlagenen und ihrer hungernden Witwen; er fährt auf einer Lokomotive, die mit scharfen Sicheln Menschenhaufen zerschneidet, und Blutbäche strömen über die Gleise; er steht triumphierend auf einem ungeheuren Leichenberge, usw. usw. Daß es der Kaiser ist, geht zumeist unzweideutig aus dem Adlerhelm hervor, der sich denn auch in jenem Traumbild höchst stilisierterweise auf seinem Nachtkästchen befindet. Sieht man den Kaiser ein andermal schlafwandelnd in einem Saal seines Schlosses, auf den Boden ist eine Welt-

[1]) Das hier beschriebene Bild liegt uns vor als Titelbild des Petit Journal vom 28. Februar 1915. D. R.

Digitized by Google

karte gezeichnet, und der Somnambule tritt triumphierend von einer Hauptstadt zur anderen, so wendet sich solche Karikatur natürlich wieder an ein gebildeteres Publikum. Daß dies auch auf dem Gebiete des Bildes nicht zu kurz kommt, dafür sorgen neben Illustrationen der Witzblätter vor allem die Ansichtskarten. Hier ist mir, um das beliebte Thema Guglielmo und das fast ebenso beliebte Francesco Giuseppe beiseite zu lassen, vor allem ein häufig wiederkehrendes Motiv in seiner erstaunlichen Verlogenheit seltsam gewesen: das von der untätigen und feige verborgenen deutschen Flotte. Man sieht etwa ein sorglich verankertes Panzerschiff, vor dessen Kanonenmündungen geruhsam ausgesponnene Spinnennetze hängen .... So vielen deutschfeindlichen Zeichnungen gegenüber habe ich eigentlich nur einmal ein deutschfreundliches Blatt gesehen, und es zeichnete sich nicht nur durch künstlerische Eigenschaften, sondern auch durch die schöne Ungiftigkeit seines Witzes aus. Es war die farbige Darstellung eines deutschen Gefangenenlagers von Heilemann, die durch eine deutsche Druckerei in Rom in ganz Italien für zwei Soldi verbreitet wurde. So viel ich beobachten konnte, hat das Blatt gar keine oder die seiner Absicht gegenteilige Wirkung getan; ich hörte ihm gegenüber häufig das Wort „pagato". Und mit diesem häßlichsten, charakteristischsten und vielleicht häufigsten Worte der italienischen Gegenwartssprache komme ich denn von all dem Gedruckten und Gezeichneten zu den Menschen selber, von denen es ausgeht, und auf die es berechnet ist. Das Heilemannsche Blatt trägt den Namen des deutschen Zeichners und Herausgebers nur in winziger Schrift, seiner italienischen Betitelung und der Vertriebsart nach muß es dem Publikum auf den ersten Blick als italienisches Erzeugnis gelten. Als solches erhält es sofort den Stempel „bezahlt". Und wenn ganz wenige und nur in geringem Umkreis verbreitete Blätter für Deutschland schrieben — das deutsche Publikum ist deshalb so lange im unklaren über die italienische Stimmung geblieben, weil unsere Presse immer mit Auszügen aus jenen wenigen und wenig einflußreichen Zeitungen aufwartete, und den so ganz anderen Ton der großen italienischen Blätter verschwieg oder mindestens dämpfte, um nicht vorzeitige Empörung bei uns wachzurufen —, so waren Stampa oder Concordia oder Mattino eben bezahlt, und „pagato" war der einzelne Schriftsteller, der Einsichtsvolles oder nun gar Bewunderndes über Deutschland zu sagen wußte, pagato Cabasino-Renda, der anfangs im Giornale d'Italia schöne Schilderungen vom deutschen Heer gab, die in merkwürdigstem Gegensatz zu dem sonstigen Inhalt dieses Blattes standen, pagato Edoardo Scarfoglio, der in England den Feind erkannte und bekämpfte. Über Scarfoglio hörte ich einmal dieses Urteil eines jungen Juristen und Leutnants, der ein wärmster Deutschenfreund sicherlich noch heute ist und von dem ich noch mehr zu erzählen habe. Er rühmte mir Scarfoglios Einsicht. Und doch schelten ihn alle bezahlt, erwiderte ich. Das

Digitized by Google

sei er auch, war die erstaunliche Antwort. Und dann zur Erklärung: „Ich kenne ihn, er sagt die Wahrheit, aber er sagt sie, weil er dafür bezahlt ist, denn unbezahlt würde er den Mund halten." Das ist so charakteristisch: Bezahltheit setzt man immer voraus. Es wird auch gar kein Geheimnis daraus gemacht, mit welchen Botschaften die einzelnen großen deutschfeindlichen Blätter in enger Geschäftsverbindung stehen. Es wird auch vielen Abgeordneten, oft dem Parlament als einer Ganzheit, oft der Regierung das Wort „pagato" entgegengeworfen. Kein Privatmensch und keine Privathandlung, auf die es nicht angewendet würde. Ich fragte einen jungen Literaten, der kaum einen geschriebenen oder gesprochenen Satz ohne das „pagato" zustande bringt, ob er denn nicht die ganze Schmach merke, die er damit über sein Vaterland ausgieße. Es sei aber doch so, erwiderte er gleichmütig. Und hier erhebt sich nun die eigentliche Rätselfrage. Wenn ihr euch alle untereinander als bezahlt einschätzt, wie kommt es, daß trotzdem von einigen Blättern oder Parteien oder Persönlichkeiten starke gemütliche Wirkungen ausgehen können? Das „pagato" ist diese ganzen letzten Monate über nur auf die „Germanofili" angewandt worden; für die Freunde der „Triplice" galt es nur insgeheim, nachsichtig und ohne beleidigende Wirkung.

Ich bin in Italien mit sehr vielen Menschen aus verschiedensten Kreisen in Berührung gekommen, und schließlich hat sich mir eine Art von Schichtentheorie herausgebildet. Die reinen Herzen, die klaren Köpfe und scharfen Denker, die es in allen Ländern gibt, an denen Italien nicht Mangel leidet, die nur hier eben vorderhand zur Machtlosigkeit verurteilt sind, kann ich beiseite lassen. Dann bleibt einmal die ungeheuere Menge des gläubigen und so leicht verführten Volkes. Man füge nur die unerhörte Höhe italienischer Volksunbildung zur Hitze des italienischen Temperamentes, so ahnt man die Leichtigkeit und den Grad solcher Volksverführung. Von dem armen Hausknecht an, der mir in Verona den Koffer zum Hotel trug und dabei über den Stillstand der Geschäfte klagte — und wirklich läßt sich das Elend aller mit dem Hotel- und Fremdenverkehr in Italien verknüpften Leute garnicht ausmalen —, von diesem armen Hausknecht an, der nur kurz bei seinen Klagen verweilte und mit Begeisterung von dem heiligen Krieg sprach, der nun bald gegen Österreich ausbrechen werde, bis zu dem gutmütig einfältigen Wächter am Theater in Taormina, der meiner Frau herzlich Mut zusprach, es werde ihr auch im Kriegsfall nichts zuleide geschehen, denn in Italien sei es nicht wie in Deutschland, man martere keine Gefangenen und verschone die Frauen: von Norden bis Süden habe ich überall im Proletariat die heilige Überzeugung von Deutschlands Grausamkeit und Österreichs Unrecht, von dem Kulturkrieg der „Triplice", von Belgiens Martyrium und Serbiens Heldentum gefunden. Und in kleinbürgerlichen Kreisen, und in solchen, denen von Berufs wegen alles am Frieden liegen muß, habe ich gewiß

Digitized by Google

Friedensliebe gefunden, aber sie war doch sehr seltsamer Natur. Wie unendlich oft ist mir der Wunsch begegnet: wenn man den Frieden erzwingen könnte, wenn man mit Gewalt der Menschlichkeit zu Hilfe kommen dürfte! Gegen wen? Gegen die „prepotenti", gegen Guglielmo und Francesco Giuseppe. Das ist die Masse der Verführten, auf die gewisse Zeitungen und Parteien Einfluß gewonnen haben, und von deren Stimmung sie nun selber weitergetrieben werden. Diese Masse ist so groß, sie umfaßt so viele im Kern friedfertige Menschen, daß ich es durchaus nicht begreife, wenn man immer von der Minderheit spricht, auf die sich die italienische Regierung stütze. (Man sei doch auch etwas vorsichtiger mit dem Ausdruck, sie stütze sich auf die Straße. Das schon — aber will man denn durchaus vergessen, daß sozusagen in Italien die Straße das ist, was bei uns das Haus?) — Dann eine zweite Schicht, der ebengenannten sehr fern stehend und doch so eng verwandt. Das sind die gebildeten Fanatiker, die mit all den Phrasen der „Pagati" arbeiten, aber ihnen sind diese Phrasen wirkliche Wahrheit, für die sie nicht bezahlt worden sind, sie nehmen es für Beleidigung, mit den schmutzigen Demagogen zusammengestellt zu werden, für Beleidigung, wenn man ihnen sagt, daß ihre Reden und Schriften genau dieselben Wirkungen hervorbringen wie die der Bezahlten. Ich hatte einen heftigen Zusammenstoß mit einem feinen und guten Menschen, dem Professor der deutschen Literatur an der Universität Neapel. Manacorda, der nicht nur die deutsche Dichtung, sondern auch Deutschland selber sehr genau kennt, hat die Weihnachtsferien zu Vorträgen in Oberitalien benutzt, die zum Kriege aufriefen. Ich sagte es ihm, und er leugnete es mit der Entrüstung eines guten Gewissens. Er solle zum Kriege aufgerufen haben? Aber doch nicht zum Kriege in diesem Augenblick! Was er gepredigt habe, sei nur die Stählung der Körper und Gemüter für einen irgendwann kommenden Krieg. Und solche Stählung und solcher Zukunftskrieg seien notwendig, um das italienische Volk gesunden zu lassen. Er solle zum Krieg gegen die Zentralmächte aufgerufen haben? Er habe von unbefreiten italienischen Ländern überhaupt gesprochen, und solche lägen im Westen genau so gut wie im Osten. In diesem Augenblick müßten dennoch alle seine Worte allein als Kriegsruf gegen uns erscheinen? Höchstens gegen Österreich, nicht gegen Deutschland. Und die Bündnistreue? Treu sein müsse man dem Vaterland und dem Ideal, und das Zerreißen papierener Verträge habe Deutschland gelehrt. Und das Ehrenhafte, dem bedrohten Freunde von gestern in den Rücken zu fallen? Auch hierin könne man von Deutschland lernen, das deutsche Offiziere im Tripoliskrieg gegen Italien stellte. Und übrigens: Italien werde niemals gegen die unterliegenden Zentralmächte marschieren, nein, gerade gegen die siegreichen — und das nicht nur für Italien, sondern um der Sache der Menschheit willen, denn der Deutsche als Eroberer sei nie Kulturträger gewesen

Digitized by Google

wie der Römer der Antike, und wie es das moderne Rom auch heute in seinen afrikanischen Provinzen sei . . . Das klingt alles phrasenhaft; wer den Menschen in der ganzen Lauterkeit seines Wesens, in seiner hundertmal den verschiedensten Personen und Gelegenheiten gegenüber bewiesenen Güte kennt, wer das Zittern seines Herzens unter solchen Reden vernommen hat, der weiß genau, daß hier von bewußter Lüge keine Rede sein kann. Manacorda, ein schwacher, kränklicher Mensch und eifriger wissenschaftlicher Arbeiter, hat sich bereits in den letzten Ferien privatim im Fechten und Schießen ausbilden lassen, um nur gleich als Freiwilliger bereit zu sein, wenn ihn das Vaterland ruft. Manacorda ist ein Typus; in dieser freiwilligen Waffenausbildung wie in seiner Denkart hat er viele Genossen. Und nun die dritte Schicht, die ausgedehnte der Pagati selber. Es kann kein Zweifel daran sein, daß es erschrecklich viele bezahlte Kreaturen jeglichen Berufes und jeglicher Fähigkeit in Italien gibt. Doch ich kann es nicht anders ausdrücken: sie sind wahrscheinlich verächtlicher, aber sie sind liebenswürdiger, als das bezahlte Menschen bei uns sind. Es sind andere Wesen. Gerade in Neapel, aber auch sonst überall in Italien, trifft man auf eine eigentümlich natürliche Schamlosigkeit des Bettelns, Betrügens und, wo es angängig ist, auch Erpressens. Diese Leute betreiben das alles mit Grazie, ohne eine Spur von Bedrücktheit oder Niedrigkeit. Sie fühlen sich durchaus signoril dabei, es ist ihr Geschäft, ihre Pflicht, ihr Recht, und außerhalb ihres Geschäftes sind sie durchaus das, was wir im Gesprächston „nette Kerle" nennen. Diese Art der natürlichen Schamlosigkeit scheint mir so sehr weit und hoch hinauf in Italien verbreitet, und bei vielen Handlungen der italienischen Regierung habe ich an das Verhalten des neapolitanischen Betteljungen denken müssen, der im Straßenschmutz neben dem Wagen des Forestiere Rad schlägt und auf den Händen einherläuft, der die Schönheit der häßlichsten Signora unaufhörlich mit blendenden Worten rühmt, um den ersehnten Soldo zu erhalten, der aber auch im gegebenen Moment, wenn ihm der Soldo versagt blieb, trefflich mit einem Stein hinterher zu zielen weiß. Die blendenden Worte von der Bellezza der häßlichen Dame werden mit so vieler Begabung und so eindringlich deklamiert, daß der Deklamator sie schließlich selber glaubt. Und hier liegt nun, was zum Verzeihen führen müßte, wenn es nicht das Widerlichste wäre. Ich bin niemals den Eindruck losgeworden, daß all diese Pagati, die für ihre schmählichsten Unwahrheiten mit der rhetorischen Begabung des italienischen Volkes schönste und idealste Hüllen fanden, daß sie alle schließlich den eigenen Phrasen glaubten. Und glaubt man gar erst selber, was man sagt, so überzeugt man am Ende auch wohl den anderen. Ich brauche nicht erst hinzuzufügen, daß ich meine Schichten stilisiert habe; ich meine nicht, daß ich übertrieben, sondern nur, daß ich schärfere Grenzen gezogen habe, als sie die mischende Wirklichkeit wohl kennt. Es ist vor

Digitized by Google

allem ein Punkt, in dem alles Abgrenzen aufhört, der alle Schichten zusammenführt, der auch jene oberste und edelste Schicht, die ich vorhin beiseite schob, nahe angeht. Es ist die Liebe zum „beau geste". In Neapel ist ein Haus, in dem ich das meiste Verständnis, die meiste Sympathie für Deutschland, die empörteste Abneigung gegen die italienischen Kriegshetzer und Phrasenschmiede gefunden habe: das Haus Benedetto Croces, aus dem man nicht leicht geistig unbereichert und unerfrischt fortging. Ich möchte übrigens in Klammer bemerken, daß an die Höhe der Italia nostra, deren vornehmster Mitarbeiter eben Croce ist, die Verleumdung des Bezahltseins denn doch nicht heranspritzte. Aber das Blatt stand eben auf einer solchen geistigen Höhe, daß es auch keine Wirkung tat. Ich habe Croce nie empörter gesehen, als wenn er es mit unehrlichem oder verblendetem Geschwätz zu tun hatte. So berichtete er mir einmal zugleich höhnisch und erbittert das Wort eines Universitätsprofessors, der seine Ausbildung in Deutschland empfangen hat und zurzeit in Catania doziert. Der Mann habe sich zu diesem hanebüchenen Bekenntnis verstiegen: er liebe Deutschland, und eben deshalb möchte er es geschlagen sehen, damit es nach der Niederlage das alte edle Deutschland werde! Nun, derselbe Croce, der sich über solche Mischung aus Fanatismus und Selbstbetrug bitterlich ärgert, der keine Gelegenheit vorüberläßt, seine Landsleute zu innerlichem Schlicht- und Festwerden aufzurufen, ihnen Fleiß und Sachlichkeit und all die Tugenden der Einfachheit und Unverlogenheit zu predigen, derselbe Mensch hatte doch kein Verständnis für die Aufrichtigkeit der Erklärung, die der deutsche Reichskanzler in der ersten Kriegssitzung des Reichstages über die Verletzung der belgischen Scheinneutralität abgab. Croce, dieser große Verehrer deutschen Wesens, nannte das die böse Frucht Bismarckischer Lehre, nannte es abstoßende Brutalität. Ich fragte ihn, ob er denn an die idealen Kriegsziele Englands glaube. Er lachte mich einfach aus. An Ideale in Englands Auslandspolitik glauben! Aber bessere Formen hätten sie als die deutsche Diplomatie, minder verletzende. Das war bei Croce gewiß zu neun Zehnteln ruhiges politisches Erwägen, aber man merkte doch, wie zum letzten Zehntel sein italienisches Empfinden der eleganteren englischen Wendung entgegenkam. Den Krieg selber hielt Croce für ein unausweichliches Schicksal, das keine Einzelschuld und -Unschuld kenne; die Engländer haben für ihn mit besserer Form, mit gewählterem Anstand das blutige Schicksal auf sich genommen als die Deutschen. Und wenn so einer der klarsten und kühlsten Köpfe Italiens empfindet, wie sieht es dann erst im Gefühle der minder klaren aus. Das Wort von dem uns fehlenden beau geste habe ich zweimal von meinem Freunde Manacorda gehört, der immer behauptete und immer glaubte, ein aufrichtigster und nur nicht blinder Freund Deutschlands zu sein. Einmal ging es auch um Belgien. Mag nun schließlich Deutschland oder Belgien zuerst die Neutralität gebrochen haben,

Digitized by Google

das wird die Geschichte entscheiden, meinte er, aber eines spricht sicherlich unendlich gegen euch Deutsche und wird euch immer aufs tiefste schaden — euch fehlt „le beau geste". Längere Zeit darauf plauderten wir einmal über die Stimmung des Volkes und des Heeres, über angebliche Kriegsmüdigkeit in Deutschland, dazwischen Literarisches und Musikalisches, und kamen so auf Soldatenlieder. Zum Punkte der Kriegsmüdigkeit übrigens, Professore, sagte ich lachend — wissen Sie, mit welchem Lied die vorbeimarschierenden Soldaten mich jeden Morgen in München geweckt haben? „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, Rußland und die ganze Welt!" Da wurde er plötzlich ganz ernst, schwieg eine Weile still, bekümmert wie einer, der einen Flecken im Charakter seines Freundes entdeckt, und sagte dann wehmütig: Sehen Sie, so ist der Deutsche nun. Eine Herausforderung an die ganze Welt — wirklich, es ist sehr schwer mit euch, euch fehlt le beau geste.

Hier will ich nun zur Erweiterung des Bildes, wie es sich mir von den Italienern geformt hat, die schöne und pathetische Gebärde schildern, mit der meine Studenten mich im November bei der Wiederaufnahme der Vorlesungen begrüßten. Doch „meine Studenten" ist eine protzige Unwahrheit. Denn das Häufchen derer, die Deutsch lernen wollen, ist am Anfang des akademischen Jahres schon klein genug, und am Schluß noch viel kleiner. An jenem Empfangstage aber saßen und standen in dem Kollegraum an die zweihundert Hörer. Im Vestibül kam mir ein besorgter Pedell entgegen. Es sei oben „ein wenig Bewegung", ob ich nicht lieber umkehren wolle. Oben, vor dem Saal, stand der gutmütigste und hilfreichste aller Universitätssekretäre. Ob ich nicht lieber umkehren wolle und den Anfang meiner Vorlesung verschieben, die Studenten seien so unruhig, sie führten etwas im Schilde. Ich sagte, meine Vorlesung sei angekündigt, ich hätte ein sehr harmloses, ganz wissenschaftliches, ganz unpolitisches Thema und wüßte nicht, was ich befürchten sollte. Der friedliebende Sekretär zuckte wehmütig die runden Schultern und erklärte, jedenfalls selber mit hineinkommen zu wollen, um etwaiges Unheil zu verhüten. Mit einiger Mühe erreichte ich durch das Gedränge mein vom Ausgang recht entferntes Katheder und begann sofort von der Form deutscher Mönchshandschriften, von der Entwicklung des deutschen Alphabets und seiner Absonderung vom lateinischen zu sprechen. Unmittelbar vor meinem Katheder saß in feldgrauer Leutnantsuniform, wie er aus seiner Kaserne herübergekommen war, jener vorhin erwähnte junge Jurist, der im Vorjahr mein bester Schüler gewesen war und jetzt schon lange beim Militär festgehalten wurde. Sonst kannte ich fast nur einige Priesterzöglinge, die ich in Neapel immer als die ernstlichsten und ausdauerndsten Studenten mit besonderer Freude in meinen Übungen gesehen habe. Es war sehr unruhig im Saal, die Unruhe schien sich ein paarmal zu einem Brummen oder Zischen verdichten zu

Digitized by Google

wollen, aber ich konnte doch einige Minuten über die Bewegung hinwegsprechen. Da wendet sich ein im Gang stehender langer Priester zurück und fordert mit drohender Stimme Ruhe im Auditorium. Jetzt erfolgt ein Losbruch. Heulen, gelles Pfeifen, merkwürdige Tierstimmen, Gebrüll einzelner Worte, wie „Hoch Belgien", „Hoch Triest", „Nieder mit Österreich" usw., wobei aber Deutschland noch aus dem Spiele blieb. Ich erhob mich, rief in den Saal, man solle mir einen Augenblick Ruhe geben, nachher könne man weiterdemonstrieren, im übrigen besäße ich als armer Philologe wirklich nicht Triest. Wider Erwarten trat Ruhe ein, und nun sagte ich ein paar Selbstverständlichkeiten, wie daß wir hier Wissenschaft und nicht Politik treiben wollten, daß ich vom italienischen Ministerium auf diesen Platz gestellt sei, daß ich mit besten Absichten gekommen wäre, auf bescheidenem Gebiet friedlich zu wirken, und endlich — Trumpf! — daß ich „in vollster Zuversicht auf die italienische Ritterlichkeit" trotz vorheriger Warnung mein Kolleg begonnen hätte. Das schien zu wirken. Es kam mir auch eine Hilfe, über die ich sofort im gleichen Grade geärgert und amüsiert war. Aus der Mitte des Hörsaals erhob sich nämlich ein Japaner und sagte mit freundlicher Ruhe, man möge doch Politik und Wissenschaft trennen, überhaupt nicht Unzusammengehöriges zusammenwerfen, und er sei hergekommen, um Deutsch zu lernen. (Einem anderen Japaner, einem Geographen, bin ich in Gesellschaft begegnet; er trug in der Westentasche ein deutsch-italienisches Miniaturwörterbuch, brauchte es aber wenig zu benutzen, da er sehr selten sprach und mit ständigem Lächeln zuhörte. Das Deutsche war ihm geläufig, das Italienische wollte erst erworben sein. Sie sind doch Meister der Trennung von unzusammengehörigen Dingen.) Nach dem Japaner nahm einer der Demonstranten das Wort und erklärte, man habe mich nicht persönlich, überhaupt nicht das Ausland gemeint, sondern gegen die „tedescofili" unter den eigenen Kommilitonen protestieren wollen. Mir war es natürlich nicht recht und von Deutschland her durchaus nicht geläufig, daß sich eine politische Volksversammlung mit richtiger Debatte aus meinem armen Kolleg entwickeln sollte, aber noch hoffte ich mit einem freundlichen Wort auf die harmlose Straße des deutschen Alphabets zurückzufinden. Da brachte der komischste Zwischenfall die Katastrophe. Mein guter Junge, Doktor und Leutnant konnte den gegen die Schreier angesammelten Groll nicht mehr beherrschen. Eine Faust gegen das Auditorium weit vorgestreckt, mit der beim Reden unbeschäftigten Hand den Degenkorb krampfhaft an sich drückend, begann er ein leidenschaftliches Schelten. Ob man so den Gast ehre, so die Würde wahre, ob das akademisches Benehmen sei — und jeder Frage folgte die Verneinung in starken Ausdrücken. Und dann kam einer, der dem Faß den Boden ausschlug, und der hier so sehr einer Erklärung bedarf, wie er dort unmittelbar verstanden wurde. Ein Leidwesen für alle Bewohner Neapels, das eine

Digitized by Google

sehr weit ausgedehnte Stadt mit volkreichen Vororten am Vesuv ist, sind die Trambahner, deren Disziplinlosigkeit nun selbst für italienische Verhältnisse, und sogar für süditalienische, eine superlativische ist. Sie streiken über alle Maßen oft, manche sagen: alle Donnerstag und Sonntag. Jeder fühlt sich so durch diese Tramvieri behindert, und keiner ist ihnen also grün. Und als nun meinem Freunde gar kein steigerndes Scheltwort mehr einfiel, rief er: Ihr wollt Studenten sein? Tramvieri seid ihr, Tramvieri! Da war es denn zu Ende. Ein Sturm, ein Brüllen, ein Auf-die-Bänke-Springen, ein Nachvorndrängen, ein immer wiederholtes „Deutscher Spion! Deutscher Spion!", und ich wußte nicht recht, ob der Anprall mir oder dem jungen Offizier galt, die Demonstranten wußten es wahrscheinlich selbst nicht genau, sie ließen es sich auch an Brüllen und Drängen genügen, es kam zu keinen Tätlichkeiten, und auch die Fensterscheiben blieben ganz. Ein halbes Dutzend Pedelle drang in den Saal, bildete einen Kreis um mich und führte mich hinaus. Das war der Schutz, den die Universitätsbehörde mir angedeihen ließ. Dazu der Rat, durch eine Seitenstraße nach Hause zu gehen, denn auf dem Hauptweg demonstrierten die Studenten weiter. Und eine weitere Sicherung wurde mir für die Zukunft dadurch zuteil, daß man meine Vorlesungen auf 8 Uhr morgens verlegte, auf eine Zeit also, wo die Mehrzahl der Studenten noch schläft. Entschuldigt hat sich niemand bei mir; der Sekretär meinte vorwurfsvoll, er habe es vorausgewußt, ich hätte vorbeugen und nach Hause gehen sollen, im übrigen müsse man dem Patriotismus der Studenten vieles zugute halten; das Rektorat hat sich über die Angelegenheit überhaupt nicht vernehmen lassen. Roma, das vielgelesene Blatt, feierte als Heldentat, daß die Studenten dem „professore tedesco" das Wort entzogen.

Priester und Offizier sind für mich eingetreten, und das ist charakteristisch genug. Unter der immer kleineren Handvoll derer, die den Winter hindurch mit mir arbeiten mochten, sind die Priesterzöglinge in der Mehrzahl gewesen; mein braver Leutnant hat sich nicht mehr blicken lassen dürfen. Erst viel später hat er mir von dem Rüffel erzählt, den sein Verhalten ihm eintrug. Einen anderen in diesem Jahre uniformierten Schüler traf ich bald darauf vor dem Kollegsaal; er erwartete mich mit der Bitte, ihm über Privatstudium des Deutschen Auskunft zu geben; denn es sei doch leider unmöglich, in diesen Zeiten uniformiert die Vorlesung eines Deutschen zu besuchen! Mein hitziger Beschützer hat mir noch vor wenigen Wochen nach Neapel einen beinahe rührenden Abschiedsbrief geschrieben; sein Regiment gehe zu „Übungen" hinaus, und es sei sein größter Wunsch, daß es bei den „Übungen" bliebe. Er hat mir oft vorher in Privatgesprächen seine Trauer und seine Erbitterung über den antideutschen Gang der italienischen Politik geklagt. Und er war sicherlich nicht der einzige italienische Offizier, der so dachte; ich bin auf Reisen mehrfach mit

Digitized by Google

anderen jungen Reserveoffizieren zusammengekommen, alle gingen sie im Gespräch freundlich und für deutsche Begriffe allzu harmlos aus sich heraus, alle waren sie friedliebend, und insbesondere bebte jeder vor dem Gedanken eines Zusammenstoßes mit Deutschland zurück — woran sich freilich immer das verhängnisvolle Wort knüpfte: aber wenn es zum Schlagen kommt, so doch wohl sicherlich mit dem Austriaco allein, den wir alle hassen, und von dem ja der Russe nicht mehr viel übriggelassen hat. Noch ganz zuletzt fügte ein sizilianischer Reserveoffizier, ein Ingenieur im Zivilberuf, ausdrücklich hinzu: Gegen Deutschland — das wäre doch eine Unmöglichkeit, wir sind ja „in seinem Schatten groß geworden". Und als es einmal während eines Teeabends um irredentistische Themen ging, äußerte sich ein ergrauender Oberst der Artillerie, der neuerdings in Neapel stand, dem man aber den Venezianer bei jedem Wort anmerkte, sehr, sehr anders über seine „unerlösten Brüder", als die anderen taten. Er sagte, er habe in der Bevölkerung des Trentino so gut wie nichts von dem Erlösungsdrange gefunden, der ihr von italienischen Agitatoren beigebracht werden solle. Derselbe Oberst sprach sich übrigens schon damals, vor Weihnachten, über den kommenden Frühjahrsfeldzug in einer Weise aus, die bei allem neutralen Abwägen der Verhältnisse der „Triplice" die geringste Hoffnung ließ. Mit alledem will ich natürlich nicht sagen, daß so die Stimmung der ganzen italienischen Armee sei; das weiß ich nicht, aber seinen Wert hat das hier Mitgeteilte doch wohl. Und allgemeiner möchte ich noch hinzufügen, daß ich in ganz Italien wenigen so friedfertigen Leuten begegnet bin, wie den Soldaten, Offizieren und Gemeinen.

Doch ich muß noch einmal auf mein kleines Erlebnis zurückkommen; ich habe es ja mit manchem Dozenten geteilt, und die Stimme der Studentenschaft hat sich überhaupt im Gang der Ereignisse so vernehmbar gemacht, daß meine Einzelbeobachtungen über allerhand Akademisches in Italien auch wohl ihren Zeitwert haben mögen. Ich betone, daß diese Beobachtungen aus den freundlichen Friedenszeiten des vorigen Jahres stammen. Gewiß, sie beziehen sich einzig auf die Universität Neapel, und oft, wenn italienische Dozenten über diese Zustände seufzten, setzten sie dem Ausländer gegenüber schamhaft hinzu, an den norditalienischen Universitäten sei alles besser, und die Universität Neapel das akademische Schmerzenskind Italiens. Mag sein, aber dieses Schmerzenskind ist die besuchteste unter den italienischen Universitäten, sie hat Hörer aus allen Landesteilen, sie hat auch Dozenten aus allen Landesteilen; und weiter: was ich von der Studentenschaft anderer Universitäten auch schon in Friedenszeiten las oder zu hören bekam, unterschied sich eigentlich nie von dem in Neapel Beobachteten; und endlich: die Einrichtungen, die doch den Zuständen in gleichem Maße zugrunde liegen wie der Charakter der im Spiel befindlichen Personen, sind ja für alle italienischen Universitäten

Digitized by Google

gleich. Hier ist nun zuerst ein Übermaß an Ferien zu nennen. An die Stelle unserer zwei Semester tritt drüben ein akademisches Jahr; die Vorlesungen beginnen Ende November und hören spätestens Ende Mai auf. Drei Wochen Weihnachts- und je vierzehn Tage Karnevals- und Osterferien, dazu mancher außergewöhnliche Feiertag — so bleibt die Universität regelmäßig einen Tag geschlossen, sobald ein Professor stirbt, mag er auch noch so lange emeritiert und verschollen sein — man sollte denken, diese Fülle von Mußetagen, auf so wenige Arbeitsmonate verteilt, müßte genügen. Statt dessen ist es zum mindesten für Neapel ein nie außer Gebrauch gesetztes Gewohnheitsrecht der Studenten, für die Karnevalsferien eine Zusatzwoche zu erzwingen. Sie beginnen einfach eine Woche vor Ferienbeginn zu streiken, d. h. sie lärmen und pfeifen erst in einigen Vorlesungen, hilft das nicht, so demonstrieren sie kompakter, hilft auch das nicht, so werfen sie ein paar Fensterscheiben der Universität ein. Dann erfolgt sofortiger Ferienbeginn. Das Fenstereinwerfen ist ein so üblicher Gefühlsausdruck der Studenten, daß die mir zuteil gewordene „fischiata" als die allerharmloseste, ja geradezu als ein Zeichen für die Wohlerzogenheit der Studenten hingestellt wurde, weil kein einziges Fenster in Scherben gegangen sei.... Dieselbe Rastfülle zeichnet den einzelnen Tag aus; wer um 8 Uhr morgens liest, hat keinen Zuhörer, wer um 4 Uhr nachmittags, beleidigt bereits das Recht des Feierabends; und zwischen 12 und 2 Uhr ist geheiligte Tischzeit. Aber die Dozenten wissen sich in solche Hemmungen zu fügen. Es ist ein allgemeines Universitätsgesetz, daß jeder Hochschullehrer ein Minimum von 50 Vorlesungen im Jahr zu halten habe, bleibt er unter dieser Ziffer, so hat er das besonders zu rechtfertigen. Dieses Gesetz wird durchweg so ausgelegt, daß man „seine 50 Vorlesungen" absolvieren müsse, nicht weniger, aber auch ganz gewiß nicht mehr. Ich berichtete vorhin die tolle Äußerung eines Universitätsprofessors aus Catania, der Deutschland besiegt und so der alten bescheidenen Schönheit zurückgegeben wissen wollte. Dieser Dozent spielt eine glänzende Rolle in der Gesellschaft Neapels, und er verbringt dort den größeren Teil des Jahres, indem er in Catania seine 50 Vorlesungen rasch und unaufhaltsam hintereinander erledigt und dann nach erfüllter Pflicht in der großen süditalienischen Zentrale Erholung und Anregung sucht. Dem quantitativ Wenigen dessen, was man dem Studenten bietet, scheint mir auch allzu oft ein qualitativ Weniges zu entsprechen. Der Lehrstuhl für deutsche Literatur wurde zugleich mit dem deutschen Lektorat im Winter 1914 in Neapel errichtet. Durch drei Semester hindurch hat Manacorda als eigentlich einziges Kolleg über Richard Wagner gelesen. Ich will keineswegs sagen, daß diese Vorlesung an Ernst und Tiefe Mangel litt. Das Gegenteil war der Fall. Aber ist es das qualitativ Richtige, wenn es sich darum handelt, erste Begriffe von der ungeheuren Fülle unserer Dichtung zu übermitteln, anderthalb Jahre

Digitized by Google

lang ausschließlich an einem neueren Autor zu haften? Man nenne es nicht pedantisch, wenn ich mich gegen den einen und gegen den neueren Autor auflehne. Gewiß, ich weiß so gut wie jeder andere, daß es nicht die Fülle des Stoffes und nicht die zeitliche Entlegenheit des Objektes ist, was den Wert einer Rede oder Studie ausmacht. Aber es ist so bequem, so gefährlich und verderblich bequem für den Lehrer und den Schüler, am Einzelfaktor einer Entwicklung und an dem zu haften, was gerade bunt und greifbar im vollen Tageslicht schillert. Oder eine andere Art die Vorlesung zu gestalten: D'Ovidio, der in allen Fachkreisen hochangesehene Romanist, sagte mir auf eine entsprechende Bitte, ich möchte nicht in sein Kolleg kommen, es gehe dort zu primitiv zu. Ich hielt das für Bescheidenheit und sah dann, daß es reine Wahrheit war. Der Professor mußte sich bei Dingen aufhalten, die der deutsche Student doch vielfach schon als Kenntnisse zur Universität mitbringt. Und endlich eine eigene Kathedererfahrung: einmal, als ich meine Ansprüche wirklich schon auf das bescheidenste Maß heruntergesetzt hatte, trat nach der Stunde eine Gruppe zu mir heran und bat mich, in der nächsten Woche doch zu wiederholen, was ich in der eben verflossenen gesagt hatte. Auf mein verwundertes Warum, erhielt ich zur Antwort: wir können es noch nicht. Aber ob sie denn nicht wüßten, daß zum Kolleghören auch eigenes Studium treten müsse? Dazu fehle ihnen die Zeit! Also Unterhaltung oder primitive Eintrichterung sind das vom Dozenten zu Bietende. Noch einmal, ich will nicht verallgemeinern; aber ich habe auch als Kommissar an mehreren Prüfungen teilgenommen, teils Staatsprüfungen für das Lehrerexamen, die drüben der Universität übertragen werden, teils akademische Zwischenprüfungen, die jeder Student über jedes Kolleg ablegen muß, das ihm zum Staatsexamen gerechnet werden soll. Ich bin durch die Ergebnisse solcher Examina sehr in der Meinung bestärkt worden, die mir aus jenen Einzelfällen erwuchs. Und dabei habe ich so oft gehört: ja, die Philologen — das sind noch fleißige und ruhige Arbeiter; das Leidwesen beginnt erst bei den Juristen, die in Neapel das große Wort führen! Und diese Lobpreisung der ruhigen Philologen bringt mich nun auf das Schlimmste, das mit all dem vorher Gesagten in böser Wechselwirkung steht. Es ist die grenzenlose Disziplinlosigkeit der Studenten, die grenzenlose Tyrannei, die sie in der Universität ausüben. Sie erzwingen nicht bloß einen Ferienzusatz, sie erzwingen, was ihnen paßt. Wehe dem Professor, der durch eine noch so harmlose Bemerkung den Zorn der Studenten erregt. Mit dem Auspfeifen fängt es an und mit dem Rüffel des Rektors endet es, wenigstens in Neapel, immer. Der Rektor sitzt nicht auf ein Jahr, sondern dauernd in seinem Amt, er wünscht vor allem, daß die Dinge glatt gehen, und sie gehen nach außen hin glatt, solange nicht gepfiffen wird, die Scheiben ganz bleiben und keine Straßenszenen vorkommen. Da alles dies aber nicht vom Professor

Digitized by Google

und nur von den Studenten zu befürchten ist, so ist die Parteinahme des Rektors vorgezeichnet. (Ich habe übrigens manchen Fall gehört, wonach es in den Gymnasien nicht sehr viel anders steht als auf den Universitäten.) Was alles zur „fischiata", zu Streik und Demonstration führen kann, ist erstaunlich. Ein Professor ist ausgepfiffen worden, weil er die sehr unruhigen Studenten gebeten hat, sich doch nicht wie die Kinder zu betragen; anderen ist es schlecht ergangen, weil sie schwierige Examensfragen stellten. Man sieht, es bedarf keiner politischen Leidenschaft, um die Studenten außer Rand und Band zu bringen. Aber die Politik ist nun freilich auch immer anwesend, bringt die Heillosigkeit der Dinge zum Gipfel und schafft auch in Friedenszeiten hundertfachen Ärger. Im vorigen Jahr, mitten im Frieden, fand ich eines Tages die Universität durchbrüllt und durchtobt. Auf meine Frage, was es denn gäbe, wurde mir ganz ängstlich zugeflüstert, ich möge nur weggehen, damit keine Komplikationen entstünden, ich sei ja doch auch „tedesco", und hier handle es sich um eine Sympathiekundgebung für das geknechtete Triest! Und meine Vorlesung? Hätte natürlich auszufallen wie alle anderen Vorlesungen. Und der Rektor erlaube eine politische Kundgebung im Universitätsgebäude gegen den Verbündeten der Regierung? Verständnisloses Achselzucken — es seien ja doch Universitätsprofessoren, die die Ansprachen hielten, und es handle sich doch um patriotische Gefühle.

Am Tage nach jener Szene mit den Studenten war ich mit dem liebenswürdigen Publizisten Ruta zusammen, einem Freunde und Gesinnungsgenossen Benedetto Croces, einem Mitarbeiter der Italia nostra. Er glaubte mich bekümmert und wollte mich trösten. Er verspottete die Studenten mit vielem Witz und sagte mir schließlich, ich möchte doch diese „unreifen Kinder" nicht ernst nehmen. Wir kamen in ein Gespräch über die Universitätszustände, und ich hielt ihm manche der eben skizzierten Dinge vor. Darauf er nicht ohne Stolz: Gewiß, das sei so, Fleiß, Pflichtgefühl und Disziplin kenne der italienische Student wohl nicht in gleichem Maße wie der deutsche. Aber wenn ein begabter italienischer Student einmal zu arbeiten anfange, dann prassele auch sein südliches Temperament und Genie empor, und er schaffe in sechs Monaten, was ein deutscher Geistesarbeiter in ebenso vielen Jahren bewältige. Davon, daß mit irgendeiner Ausnahmeleistung dem Ganzen gar nicht geholfen sei, daß es in allen öffentlichen Schulen durchaus und einzig darauf ankomme, pflichtmäßiges und methodisches Arbeiten dem Schüler in Fleisch und Blut übergehen zu lassen, und daß solche Erziehung auch dem Genie nichts schaden könne, das sich, wenn es gut geht, einmal unter tausend mittelmäßigen Köpfen befindet, davon hatte Ruta keine Ahnung. Und er gehört doch schon zu den nächsten um Croce, der nicht müde wird, auf sachliches Arbeiten hinzuweisen. .. Aber noch merkwürdiger, und ich möchte sagen: noch verderblicher, scheint

Digitized by Google

mir der andere Punkt der erwähnten Tröstung. „Unreife Jungen, die man nicht ernst nehmen soll.“ Jeder erwachsene Mensch in Italien sagt sich das, und deshalb ist er vor den Streichen der Studenten nicht weiter auf der Hut. Sobald aber eine studentische Demonstration stärkeren Umfang annimmt, also eine größere Menge vereinigt, lauteres Geschrei vollführt, schwungvollere Phrasen findet, so wirkt sie dennoch. Dann ist es mit einem Male der Geist der Jugend, die Blüte der Nation, das bestgebildete Element des Volkes, das, vom unverdorbenen Herzen Parole nehmend, die Zögernden mit sich reißt. Die Zögernden, das sind eben die erwachsenen Menschen, die vorhin den unreifen Studenten nicht ernst nahmen und nun, überrumpelt, ihn so ernst nehmen, daß sie sich von ihm führen lassen. Es scheint mir hier dasselbe im Spiel zu sein, was ich bei den Wirkungen der Lügenpresse beobachtete: ich glaube, der Italiener vermag sich bis zu einem gewissen Grade mit großem Scharfsinn über das Erlogene oder Haltlose einer Phrase oder einer Gebärde Rechenschaft zu geben; ist aber dieser Grad überschritten, hat die Phrase oder Gebärde einmal gefaßt, dann tritt Illusion bis zur Trunkenheit ein, und was eben noch für bezahlt oder kindisch oder theatralisch galt, ist im nächsten Augenblick Wahrheit, Reife und Heroismus. Deshalb kann man so oft über italienische Dinge zwei ganz verschiedene Berichterstattungen in Deutschland lesen. Der eine Journalist berichtet von einem Vorfall, daß er belanglos und wirkungslos gewesen sei, der andere schreibt demselben Vorfall große Wirkung auf das Volksgemüt zu. Wer von den beiden recht hat, ergibt sich gewöhnlich erst eine Zeitlang später, wenn aus der Summe mehrerer Geschehnisse eine allgemeinere Volksstimmung entstanden ist.

Mit solchem Zweifel, ob ich einer verpuffenden Komödie oder einer viel ernsteren Angelegenheit gegenüberstünde, sah ich in den Weihnachtsferien einige Straßenbegebnisse in Rom mit an. Bruno Garibaldis Leiche wurde feierlich durch die Straßen zum Friedhof geführt. Die Hetzblätter hatten den verblendeten Argonnenkämpfer zum Menschheitshelden aufgebauscht; aber selbst im irredentischen Publikum habe ich die Garibaldianer dieses Krieges doch oft genug Abenteurer und unerfreuliche Söhne ihres Vaterlandes nennen hören. Ein langer Zug bewegte sich durch dicht besetzte Straßen. Die Musik blies ununterbrochen die Marseillaise — am selben Tage mußte eine Nachmittagsvorstellung der „Götterdämmerung“ mit starker Verspätung beginnen, weil eine Reihe von Orchesterleuten eben mit dieser Marseillaise beschäftigt war —, über blumenbeladenen Wagen flatterten fast mehr französische und belgische Fahnen als italienische; mit ihren Bannern folgten, Gruppe um Gruppe, republikanische, demokratische, anarchistische, freimaurerische Vereine. Der irredentischen natürlich nicht zu vergessen. Ich sah mir die Leute im Zuge genauer an: auf einen Mann kamen immer, knapp gerechnet, 50 Halbwüchsige.

Digitized by Google

Das Publikum, das die Straßen säumte, verhielt sich zum großen Teil still und bloß neugierig; selten, daß irgendwo Rufe ausbrachen. War das nun belanglos oder nicht? — In eben diesen Tagen sah ich gegen Abend einem in den italienischen Städten ja längst alltäglich gewordenen Schauspiel zu: dem Tumult zwischen Interventionisten, Neutralisten und um Ordnung bemühter Polizei. Ein etwa achtzehnjähriger Junge schrie und gestikulierte mit hochrotem Gesicht. Ein Polizist suchte zu beschwichtigen. Ein biederer älterer Bürger sprach mit lauter Stimme unwirsch einige Worte, die ich nie vergessen werde: Wie können solche Burschen Politik treiben und unser Schicksal machen wollen? Wer sind sie, was stellen sie vor? Quattro ragazzi — cosa rappresentano? Proprio niente!... Der Herr Proprio Niente hat recht behalten und regiert heute Italien. Aber man stelle es sich doch nicht so vor, als ob er den biederen Bürger von der Straße verdrängt, mundtot gemacht und überhaupt geknebelt habe. Nein, es ist sicherlich ein viel größeres Wunder geschehen: der biedere Bürger ist bekehrt worden, das heißt, er hat sich betrunken an der Phrase, an dem Geschrei, an dem beau geste aller studierten und unstudierten, schreibenden und schreienden Nientes.

Es ist ein weitverbreitetes und ganz offenes Geheimnis, mit wie vielem Triplizistischem Gelde die italienische Stimmung bearbeitet worden ist. Aber ich glaube, man stellt sich in Deutschland die jüngst geleistete Arbeit dieser Gelder falsch vor: zu einfach oder zu schwierig. Ich meine so: Einmal waren die Bezahlten zum großen Teil sehr bald die selbst Berauschten, und so konnten ihre Phrasen bald genug beinahe wie echte Begeisterung wirken. Zum zweiten hatte längst alles Französische in Italien hohe und beinahe ausschließliche Geltung. Um ein Beispiel aus meinem eigenen kleinen Kreise zu geben, so meldeten sich beim neuphilologischen Lehrerexamen im vorigen Jahre an der Universität Neapel mehr als hundert Kandidaten für das Französische, einige zwanzig für das Englische und drei für das Deutsche.... Der edle Dichter und Gelehrte Domenico Gnoli, der buchstäblich bis zum letzten Atemzuge für Vernunft und Ehre gestritten hat, brachte u. a. in Italia nostra einen kleinen leidenschaftlichen Artikel: „La neutralità degli spiriti." Mit einer Art von Verzweiflung zählt er darin auf, wie alles: Presse, Politik, Literatur, Kunst, Mode, Maurerei, Nationalismus von Frankreich beherrscht sei. Mit prophetischer Erbitterung wendet er sich gegen „den berühmtesten Dichter" Italiens, der in Frankreich französisch schreibe und seine Werke ins Italienische übersetzen lasse. Die kleine Studie gipfelt in der Frage: „Ma siamo l'Italia o le département d'Italie?" Ihm ins Grab nach gibt heute das verblendete Volk die Antwort: „Le département d'Italie", und man könnte es als ein Symbol des herrschenden Unsinns nehmen, daß die Regierung von Österreich die in Hinsicht des Volkstums sinnlosen Grenzen von 1811 gefordert hat. Dabei

Digitized by Google

waren der Warner gegen das Umsichgreifen der französischen Stimmung gar nicht so sehr wenige. Curàtulos durch das ironische Tatsachenmaterial wuchtende Abhandlung „La nostra sorella latina" ist meines Wissens auch in Deutschland viel genannt worden. (Auch dies übrigens wieder ein Mann der Gruppe „Pro Italia nostra" und ihrer schönen Wochenschrift Italia nostra, die aus dem Schmutz und der Verwirrung dieser Zeiten in Italien ehrenvoll hervorleuchten.) Was nun den Kampf gegen die französische Stimmung so schwer machte, was den Einfluß der triplizistischen Agenten so sehr erleichterte, war endlich ein drittes, dem ich oft begegnet bin. Es war die Kriegslust an sich, die in jener Schicht der reinen Fanatiker lebte. Wie oft habe ich es hören müssen: wir sind erschlafft, verdorben, uneinig — uns kann nur ein Krieg die sittliche Würde wiedergeben, uns können nur blutige Kriegsopfer entsühnen. Daß dieser Krieg um des Krieges willen, wenn er schon geführt werden mußte, auch den zugleich praktischen und edlen Zweck der Brüdererlösung haben mußte — aber die Brüder sah man gewohnheitsmäßig immer nur unter dem Joche des Österreichers und nie unter dem der lateinischen Schwester —, das verstand sich von selber. Daß ein Krieg zu sittlicher Höhe nur dann emporführen kann, wenn er aus tiefer Notwendigkeit geboren wird, daß man sittliche Stärke im übrigen in jeder ernsten und stillen Arbeit, auch der friedlichsten, daß man sie in keinem Abenteuer, auch dem blutigsten nicht, gewinnen kann, das wurde vergessen. Niemand hat diesen Geisteszustand mit schärferem Hohn aufgedeckt als Benedetto Croce. An die mir bereitete Demonstration und ähnliche Vorfälle gelehnt, schloß er einen Artikel der Italia nostra: „Der Krieg wird kommen und wird uns, ohne daß es anderer Anstrengungen bedürfte, Wissenschaft schenken und Kunst und Philosophie, Reichtum, Sittlichkeit, Glück usw. Und inzwischen wollen wir die Bücher schließen und den Arbeitszimmern entfliehen, und wollen zum Tempel des Krieges eilen, ich meine: zum Caféhaus". Aus dem Hohn ist furchtbarer Ernst geworden; vom Café Aragno führt der Weg nun wirklich zu blutigen Schlachtfeldern — ob von dort aus weiter zu Glück und höherer Sittlichkeit, ist eine andere Frage — — —

In den Osterferien haben wir uns auch noch nach Sizilien gewagt. Es stand schon sehr schlecht, aber wir dachten, wenn es so lange gehalten habe, würde es wohl auch noch einige Wochen halten, und schließlich saß man bei einem plötzlichen Kriegsausbruch (mit dessen Möglichkeit die Zeitungen ja tagtäglich spielten) in Neapel kaum weniger in der Falle als auf Sizilien. Der Postdampfer, der uns herübertrug, war kriegsgrau gestrichen und mit stattlichen Kanonen armiert, an der sizilianischen Küste übten Kriegsschiffe, Abend für Abend spielten die Scheinwerfer, Tag um Tag dröhnten Geschütze, in jedem Ort der Insel wimmelte es von Truppen, obwohl schon viele nach dem Norden geschickt sein sollten, die großen Hotels waren fast alle geschlossen, die klei-

Digitized by Google

neren Alberghi lebten von der Fülle der Reserveoffiziere. Man atmete Krieg und redete Politik, die Soldaten friedlich, die Bürger kriegerisch. Der Dienst der Humanität, die sittliche Erhebung, die Notwendigkeit sich auszubreiten. Von all diesen Gesprächen voll und erfüllt von der wunderbaren Schönheit Siziliens, bin ich zuletzt einen Tag lang in der Hölle auf Erden gewesen, in Messina. Aus dem staubigen Schutt der gräßlichen Zerstörung, die nach mehr als sechs Jahren nicht entfernt beseitigt ist, aus dem jämmerlich kriechenden Elend der verschmutzenden Barackenstadt floh ich zu dem geborstenen Friedhof hinauf, der mehr Elend und mehr Schönheit auf einmal überblicken läßt, als Phantasie ersinnen könnte. Und ich dachte: sie wollen Krieg, um sich sittlich zu kräftigen, um ihrem Volksüberschuß Raum zu bieten — und haben diesen Raum und haben diese unvernarbte Wunde seit Jahren im eigenen Landeskörper. Und der Gedankengang führte mich in die Abruzzen hinüber. Nicht in die Verwüstungen des jüngsten Erdbebens, die ich nicht gesehen habe, nein, nur in den Gebirgsfrieden, den ich da oben im vorigen Jahre genoß. Dort liegt Berg an Berg, kahl und abgeholzt. Und ihr wollt Raum, und ihr sucht kriegerische Arbeit? Das Heimischste stellt sich immer zuletzt vor das schweifende Auge. Durch viele Monate bin ich in Neapel heimisch gewesen, habe am Meer gewohnt und durch die Enge der Altstadt täglich den Ort meines Berufes aufgesucht. Ich sah den zerlumpten Fischer vor mir, der aus dem Netz den winzigen zappelnden Silberfisch greift, ihn mit den Zähnen totbeißt und roh herunterschlingt; ich sah den Bettler und den Ansichtskartenhändler, die sich auf den Bauch legen und die schmutzige Wasserlache austrinken, die sich an den Anschlußstellen der Sprengwagen bildet; ich sah die fensterlosen Höhlen, in denen kopfreiche Familien, Männer, Weiber, Kinder, Hühner und Ziegen in Dunkel und Schmutz zusammenleben; ich sah die Hörner und Amulette, die der verwirrendste Aberglaube den Männern an die Uhren, den Frauen und Tieren an den Hals heftet ... Und Italien will für Kultur, für Humanität, für sittliche Hebung außerhalb seiner Landesgrenzen kämpfen? Es wäre lächerlich, wenn es nicht so unendlich traurig wäre.

Den traurigsten persönlichen Eindruck aber habe ich im letzten Augenblick in Neapel gehabt: Als sich der beste Mensch, der reinste und verblendetste, von mir verabschiedete. Er wußte, daß ich zum Landsturm aufgerufen war, ahnte und hoffte, daß deutsche Truppen bald den italienischen gegenüberstehen würden, und zählte sich selbst schon zum italienischen Heer. Er umarmte mich sehr ergriffen und sagte, da ich meine Verwunderung nicht ganz verbergen konnte, ich möchte ihn doch küssen, und wir sollten uns über alles Kommende hinweg treue Freundschaft halten. Daß bei diesem Menschen so gar keine Komödie im Spiel war, daß so viel Sinnlosigkeit aus so reinem Herzen wachsen konnte und ringsum Unheil wirken mußte, das ist mein traurigstes Erlebnis.

Digitized by Google

Der Eintritt Italiens in den Weltkrieg und die römische Frage.

Von Dr. Julius Bachem in Köln.

Die Spannung ist gelöst: Italien wird an der Seite des Dreiverbandes und seiner Affilierten in den Krieg ziehen. Gewissenlose Kriegshetzer haben das leicht entzündliche italienische Volk mit sich gerissen, und der König und das, was man in Italien Regierung nennt, haben sich mitreißen lassen. Damit tritt ein neuer Faktor in das seit mehr als neun Monaten dauernde furchtbare Ringen ein.

Um sich nach allen Seiten hin klar darüber zu werden, was der Eintritt Italiens in den Weltkrieg bedeutet bezw. bedeuten kann, muß man sich die Entwicklung der Dinge in Italien während der letzten Monate vergegenwärtigen.

Als der große Krieg ausbrach, erwartete man in Deutschland ziemlich allgemein, daß Italien mit gleichem Schritt und Tritt an der Seite des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns marschieren werde und war sehr erstaunt, als dies nicht geschah. Amtliche Kundgebungen der letzten Tage lassen keinen Zweifel darüber, daß auch die Regierungen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns mit der Kriegserklärung Rußlands den Bündnisfall für Italien gegeben hielten. Man fand sich dann aber mit der feierlich erklärten Neutralität Italiens ab. Ob diese Neutralität in irgend einem Stadium von der italienischen Regierung vollkommen gewahrt worden ist, erscheint mehr als zweifelhaft. Man sagt: die Haltung Italiens habe es Frankreich von vorneherein ermöglicht, seine Grenze gegen Italien von Truppen zu entblößen, während Österreich-Ungarn genötigt gewesen sei, seine Grenze gegenüber dem früheren Bundesgenossen militärisch besetzt zu halten. Ob das zutrifft, kann ich nicht feststellen.

Sicher ist jedenfalls, daß die sogenannte öffentliche Meinung im Königreich Italien von Anfang an nicht neutral war. Unter dem Einfluß einer Presse, die von langer Hand von den Dreiverbandmächten, insbesondere von Frankreich stark beeinflußt, teilweise geradezu „kontrolliert", d. h. gekauft war, erschien die Volksstimmung, soweit sie öffentlich sich geltend machte, in hohem Grade deutsch-, besonders österreichfeindlich; nicht wenige Organe gefielen sich geradezu in einer fanatischen Deutschenhetze. Eine Gegenwirkung von seiten der Regierung ist nirgends wahrnehmbar gewesen. Man ließ die Dinge treiben.

Alsbald trat auch immer deutlicher zutage, daß Italien darauf aus war, im Weltkriege und durch den Weltkrieg zu profitieren, „etwas zu erreichen", wie die Formel lautete. Am liebsten ohne Teilnahme am Krieg, wenn nicht anders möglich, auch unter Einsetzung der militärischen Macht. Der einflußreichste italienische Politiker, der eigentliche Lenker der italienischen Politik,

Digitized by Google

wenigstens vor Ausbruch des Weltkrieges, Giolitti, hat das unzweideutig zum Ausdruck gebracht. In der Kammersitzung vom 5. Dezember 1914 erklärte er allerdings: „Die Neutralitätserklärung entspricht den Traditionen der italienischen Politik und einer Auslegung des Bundesvertrages, die von den Alliierten schon angenommen worden ist." Aber schon am 24. Januar 1915 hat derselbe Giolitti an den Abgeordneten Peano geschrieben: „Daß ich für eine absolute Neutralität sei, ist eine Legende. Wenn nötig, würde ich nicht zögern, dem Kriege ins Auge zu schauen. Vielleicht ist es nicht unwahrscheinlich, bei dem jetzigen Zustande Europas etwas zu erreichen, aber darüber kann nur sicher urteilen, wer an der Regierung ist."

„Etwas erreichen" war also die Parole auch Giolittis. Und er sprach hier nur aus, was die communis opinio in Italien war, auch in den besonneneren Kreisen, wozu in erster Reihe die katholischen zu rechnen waren. Ein so maßvoller Politiker wie Graf Ercole Agliardi, ein Neffe des kürzlich verstorbenen deutschfreundlichen Kardinals gleichen Namens, faßte in einem bemerkenswerten, von dem Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach veröffentlichten Schriftchen seine Untersuchung über „die Neutralität und die öffentliche Meinung Italiens" in die Sätze zusammen: „Welcher Parteirichtung Abgeordnete oder Zeitungen angehören mögen, von einem einzigen Wunsche ist ganz Italien beseelt: möge die teuere, schöne Heimat aus diesem Weltbrande nicht nur ohne Verlust oder Einbuße an Einfluß und Prestige, sondern mit Gewinn an nationalem Gebiet, an Ansehen und Macht hervorgehen." Und nach der Seite Österreichs sprach er sich konkreter dahin aus: „Der nationalen Grundlage (Italiens) entsprechend, müssen sämtliche italienischen Länder, also auch Trient und Istrien, unter dem Königreich Italien vereinigt sein."

Mit kaum zu überbietender Leidenschaft haben dann in den letzten Wochen die Kriegshetzer in Italien eingesetzt. Zu diesen Kriegshetzern gehören in Italien alle Elemente des Umsturzes unter Führung der Freimaurerei, welche, wie die Geschichte lehrt und wie insbesondere neuerdings auch die Entwicklung der Dinge in Portugal gelehrt hat, in den romanischen Ländern die Hauptträgerin der revolutionären Ideen und Bestrebungen ist. Am deutlichsten trat das in die Erscheinung bei dem am 5. Mai in Quarto gefeierten 50jährigen Erinnerungsfest an die Einschiffung Garibaldis und seiner Tausend nach Marsala, um das Königreich beider Sizilien über den Haufen zu werfen. Mehrere hundert freimaurerische Banner wurden im Festzuge getragen. Wahre Orgien des Chauvinismus und des Hasses gegen Österreich wurden bei dieser Gelegenheit gefeiert, in deren Mittelpunkt der Dichter und Festredner d'Annunzio stand.

Dieser Literat verdient ein besonderes Blatt. Ich verzichte darauf, Urteile katholischer Literarhistoriker über ihn wiederzugeben. Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie sagt von diesem Manne „mit dem geilen Gesicht und dem glatten Wüstlingsschädel": „d'Annunzio ist international im schlech-

Digitized by Google

testen Sinne, vaterlandslos, wie die Hefe der Großstadt, wie das Schmarotzergeschmeiß der Lebewelt".

Das ist der Mann, dessen „sonorer Phraseologie" die Tausende in Quarto lauschten, und an der sie sich berauschten. Und auch der König huldigte ihm. Denn obwohl der Hof von der Feier sich fernhielt, schickte Viktor Emanuel zur Feier der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals in Quarto dem Bürgermeister von Genua ein Telegramm folgenden Wortlauts: „Obwohl die Staatsangelegenheiten, indem sie meinen Wunsch in Bedauern verwandeln, mich abhalten, an der dortigen Feier teilzunehmen, so bleiben doch meine Gedanken nicht dem dortigen Feste fern. Jenem schicksalsreichen Ufer des Ligurischen Meeres, das die Geburt dessen sah, der zuerst die Einheit des Vaterlandes prophezeit, und das die Führer der Tausend mit unsterblichem Mute zu unsterblichem Geschicke abfahren sah, sende ich meine bewegten Grüße, und mit derselben mutvollen Glut der Liebe, welche meine großen Ahnen führte, schöpfe ich aus der einmütigen Weise der Erinnerung Vertrauen in die ruhmreiche Zukunft Italiens." Wie man sieht, hat der König von Italien dem Dichter d'Annunzio die „sonore Phraseologie" schon leidlich abgeguckt.

Die politisch-militärische Seite des unter Treubruch vollzogenen Eintritts von Italien in den Weltkrieg anlangend, darf man annehmen, daß die Leiter der Politik und die Führer der Heere Deutschlands und Österreich-Ungarns die jetzt eingetretene Eventualität längst in Betracht gezogen und darnach sich eingerichtet haben. Die verbündeten europäischen Kaiserreiche haben einen das Waffenglück versuchenden Feind mehr, einen tückischen Feind, denn er hatte sich lange als Freund maskiert. Jetzt ist die Demaskierung erfolgt. Wir haben das Vertrauen, daß unsere und unserer Verbündeten scharfe Waffen auch noch Italiens Herr werden, wie sie bisher Frankreichs, Englands und Rußlands Herr geworden sind. An Dauer wird allerdings das furchtbare Ringen noch zunehmen, darauf muß man sich gefaßt machen.

Eine der Konsequenzen, welche Italiens Entschluß zweifellos mit sich bringen wird, drängt sich schon jetzt auf: die Rückwirkung der Vorgänge der jüngsten Vergangenheit auf die römische Frage. Diese Frage war nicht gelöst; die Episode, welche sich neuerdings in Italien abgespielt hat, zeigt sie weniger gelöst denn je. Das römische Fragezeichen reckt sich hoch empor.

Wie wird sich jetzt das Verhältnis des Königreichs Italien zum Papste gestalten? Schon haben die beim Vatikan beglaubigten Gesandten derjenigen Mächte, mit welchen Italien sich im Kriegszustande befindet, Rom verlassen. Unter welchen Bedingungen können sie von der Schweiz aus ihre Aufgabe erfüllen? Wird die Regierung, selbst ihren guten Willen vorausgesetzt, das Oberhaupt der katholischen Weltkirche gegen diejenigen Elemente in Rom und in Italien schützen können, welche hauptsächlich zum Kriege getrieben haben? Die Elemente, denen man einen entscheidenden Einfluß auf die Ge-

Digitized by Google

staltung der öffentlichen Angelegenheiten in der Schicksalsstunde Italiens gestattet hat, sind ebenso kirchen- und papstfeindlich wie politisch radikal. Wer kann jetzt in Italien die Unabhängigkeit des Papsttums verbürgen und sicherstellen, welche ihm zur Wahrnehmung seiner Mission in der Welt unerläßlich ist?

Die Unabhängigkeit des Oberhauptes der katholischen Welt von allem politischen Einfluß ist keine bloß italienische Frage; sie geht die ganze katholische Welt an. Keine einzelne Macht kann sie verbürgen. Am wenigsten, das ist durch die jüngsten Vorgänge wie mit stechendem Kalziumlicht beleuchtet worden, Italien. Seiner Regierung fehlt dazu die Autorität. Sie hat sich vor den Mächten des Umsturzes, die in den letzten Wochen vor aller Öffentlichkeit an der Arbeit waren, gebeugt. Und wenn sie die Autorität hätte und wenn sie alle Bürgschaften anböte, wer würde ihr trauen? Die fides plus quam Punica, welche das Charakteristikum der italienischen Politik in einem der ernstesten Augenblicke der europäischen Geschichte war, hat Italien um alles und jedes Vertrauen gebracht. Man kann bei diesem Staate auf alles gefaßt sein.

Am wenigsten können die deutschen und die österreichischen Katholiken Italien trauen. Sie haben seinen Garantiegesetzen nie getraut und trauen ihnen jetzt weniger denn je. Übrigens enthalten diese Garantiegesetze nicht einmal eine papierene Garantie für den Kriegsfall. Der hier in Betracht kommende Artikel 11 sagt lediglich: „Die gesamten fremden Mächte bei dem Heiligen Stuhl genießen in dem Königreiche alle Vorrechte und Immunitäten, welche nach Völkerrecht den diplomatischen Agenten gebühren. Den Gesandten Seiner Heiligkeit bei fremden Regierungen werden dieselben Vorrechte und Immunitäten in dem Königreich zugesichert, wie sie nach dem Gebrauch auf der Hinreise, am Aufenthaltsort und bei der Rückkehr den staatlichen Diplomaten zukommen." Für den Fall, daß Italien sich in einem Krieg befindet, ist also der diplomatische Verkehr nicht ausdrücklich zugesichert.

Während der Dauer des Dreibundes haben die Katholiken in Österreich-Ungarn und namentlich im Deutschen Reich in Rücksicht auf den Dreibund bei Behandlung der römischen Frage die größte Zurückhaltung sich auferlegt. Zeuge dessen sind die vorsichtigen Resolutionen, welche die alljährlichen Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands zur römischen Frage zu fassen pflegten. Die seit einer Reihe von Jahren wiederkehrende Resolution lautet: „Die Generalversammlung verlangt nach wie vor für den Papst als das Oberhaupt der katholischen Kirche eine volle und wirkliche Freiheit und Unabhängigkeit in Ausübung seines obersten Hirtenamtes, welches die unerläßliche Vorbedingung für die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche ist."

Jetzt bedarf es der bisher geübten Zurückhaltung nicht mehr. Jetzt wird die Forderung nach voller Unabhängigkeit des Papsttums in Deutschland und in Österreich-Ungarn wieder lauter und nachdrücklicher erhoben werden. Auch das führende Organ der österreichischen Katholiken, die Reichspost, tut es be-

Digitized by Google

reits. Und die Katholiken der ganzen Welt werden und müssen diese Forderung miterheben. Denn die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes ist niemals klarer hervorgetreten. Jetzt wird die römische Frage nicht mehr zur Ruhe kommen, bis sie eine Lösung gefunden hat, welche Dauer und Sicherheit verspricht. Italien ist außerstande, diese Lösung zu geben, also muß sie Italien auferlegt werden. Das ist auch eine der großen Aufgaben, welche nach Beendigung des Weltkrieges an die Mächte herantreten werden.

An dieser Aufgabe sind keineswegs nur die Staaten mit katholischer Bevölkerung interessiert. Sie liegt allen Staaten ob, welche für die Stellung des Papsttums Verständnis haben. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hat das anerkannt, als er am 21. April 1887 im preußischen Abgeordnetenhause erklärte: „. . . wenn ich Katholik wäre, glaube ich nicht, daß ich die Institution des Papsttums als eine ausländische betrachten würde; und von meinem paritätischen Standpunkt aus, den ich als Vertreter der Regierung einnehmen muß, gebe ich das zu, daß das Papsttum eine nicht bloß ausländische, eine nicht bloß weltallgemeine, sondern, weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken ist."

Die gewaltige, weltumspannende Macht des Papsttums darf zu keiner Zeit einem einzelnen Staate dienstbar, von keinem einzelnen Staate abhängig sein, weder unmittelbar noch mittelbar. Sie muß außerhalb des politischen Getriebes stehen und sich halten können. In den Händeln dieser Welt geziemt ihr die volle und ganze Neutralität, wie der Heilige Stuhl sie heute, in der schwersten Krise, welche die Welt jemals durchgemacht hat, in geradezu vorbildlicher Weise betätigt. Gerade das wird dem Papste erneut den ganzen Haß der Elemente des Umsturzes in Italien zuziehen, welche dem Papsttum so oft den Untergang geschworen haben. Italien ist in den Händen der Revolution, seine Regierung und sein Königtum, welches aus der Revolution geboren, beugt sich vor ihr, obwohl schon bei der Feier in Quarto auch der Ruf: „Nieder mit dem König!" ertönt ist. Man beschwört nicht die Revolution, indem man vor ihr kapituliert. Diese Erfahrung wird auch das italienische Königtum machen.

Deutschland und Österreich-Ungarn sind heute auch die stärksten Wächter der Autorität, welche in Frankreich, Rußland und Italien schon so oft schwer erschüttert war und von heute auf morgen völlig zusammenbrechen kann. Eine einzige entscheidende Niederlage auf den Schlachtfeldern kann dazu genügen. Insbesondere auch Italien spielt va-banque. Das Papsttum darf mit seinem Schicksal in keiner Weise verknüpft werden. Auch das Papsttum ist ein Hort der Autorität. Was es als solcher bedeutet, hat auf der Aachener Generalversammlung der Katholiken Deutschlands vom Jahre 1912 Bischof Dr. von Keppler (Rottenburg) in geistvoller Rede ausgeführt.

Welche Lösung die römische Frage jetzt finden wird, wer wollte das voraus-bestimmen. Aber die Lösung muß gefunden werden.

Digitized by Google

Die Freimaurer in Italien.

Von M. Rennert, bisher in Rom.

Persönliche Erfahrungen.

In den letzten Jahren vor dem Kriege und während des Krieges sah man im Auslande, die jetzt neutralen Länder eingeschlossen, urplötzlich an vielen Stellen, auch da, wo man es am wenigsten erwartete, Flammen des Hasses gegen Deutschland auflodern; in der Tagespresse, Literatur, in Versammlungen, Vereinen, an den Universitäten, in den Familien schlich etwas Deutschfeindliches heran, etwas kaum Bestimmbares, das sich überall festsetzte, festsog, seine Beute hielt. Die ganze Atmosphäre war vergiftet davon. Wer aufmerksam beobachtete, merkte bald, daß dieses Etwas sich auf freimaurerischem Gebiet fortbewegte und seine Weisungen aus England und Frankreich erhielt. Die Logen waren die Fangarme Englands und Frankreichs.

So war es in Italien, so wird es in andern, neutralen Ländern gewesen sein. Gewiß, auch in nicht-freimaurerischen Kreisen wurden gehässige Stimmen laut, aber die Kerntruppen bildeten die Freimaurer.

Nominell war in Italien Herr Ferrari Großmeister der Logen, in Wirklichkeit Nathan, ein in England geborener und erzogener Freimaurer, der bis kurz vor seiner Erwählung zum Bürgermeister von Rom, einige sagen bis zu dieser Zeit, englischer Staatsbürger gewesen. Seitdem er in Rom die Herrschaft führte, wurde das Tempo der Deutschenhetze schneller. Die Flammen zuckten in ganz Italien auf und die Fangarme mehrten sich. Alles Deutsche wurde verächtlich beiseite geschoben. Zeitungsschreiber und akademische Lehrer gaben sich große Mühe, um der Menge einzureden, daß die deutsche Nation auf allen Gebieten, dem wissenschaftlichen, künstlerischen, moralischen, wirtschaftlichen, sogar dem militärischen, minderwertig sei. Zerrbilder von Deutschland zu liefern, schien die einzige Aufgabe zu sein, die den schreibenden und redenden Freimaurern noch oblag.

Kurz nachdem der Krieg ausgebrochen war, gegen Mitte September, veröffentlichten einige Blätter Italiens folgendes geheime Rundschreiben der führenden mailändischen Loge:

Via S. Pietro all' Orto 7.
Or..... di Milano

20. settembre 1914.

Vor der Blutwelle, die sich über Europa ergießt, und während aus dem Zusammenstoß zweier Kulturen sich der Wunsch (augurio) erhebt, daß dieses Blut nicht umsonst fließe, sondern uns zum Triumph einer neuen Ära führe, die frei von Thronen und Altären sei, zu einer Ära der Völkerverbrüderung, steigt die Erinnerung an ein anderes Datum in uns auf, das ebenso groß an zivilen Gedanken ist: an den 20. Sept. 1870. Heute keine Feste, keine Reden, die Zunge steht bebend still, wenn auch die Herzen hoch schlagen.

Wir werden uns alle nächsten Mittwoch, den 23. Sept. um 21,30 Uhr, mit vereinigten Logen im Tempel einfinden, um die Richtlinien zu hören, die der Großmeister der Familie, dem Vaterland zieht.

Die Zeit unserer Ernte ist gekommen; nachdem der Samen in wohlvorbereiteten Boden gelegt und vom reinsten Geist der Eintracht befruchtet wurde; sei nun ein jeder schweigend zum Opfer seiner eigenen Überzeugung bereit.

Digitized by Google

Von heute ab gibt es keinen Freimaurer mehr; über alle triumphiere die freimaurerische Institution.

Im Namen des Collegio dei venerabili
Moggi. Resnati.

Die Sitzung sollte den Profanen verschlossen bleiben; aber trotzdem gelang es einem solchen zuzuhören. Die gefaßten Beschlüsse sind laut der Zeitung L'Italia folgende: „Intensive Arbeit eines jeden Freimaurers, um eine öffentliche Stimmung zu Gunsten der Triple-Entente zu schaffen, gegen die Neutralität Italiens, für den Krieg; Zeitungen, Brüder, Anhänger, Freunde, alle sollten für dieses Ziel arbeiten. Wenig von Rußland sprechen, um keine Steine in den eigenen Taubenschlag zu werfen."

Es ist ohne weiteres klar, daß nur unabhängige und den Logen feindliche Blätter dieses geheime Schriftstück veröffentlichten; die freimaurerischen Organe übergingen die Veröffentlichung schweigend oder bezeichneten sie als böswillige Erfindung ihrer Feinde.

Ebenso klar geht aus der Veröffentlichung hervor, daß nicht alle Italiener unsere Feinde waren und viele sich in den allgemeinen Verhetzungsversuchen ihre eigene Denkkraft bewahrt hatten. Seltsamerweise wurde das Dokument in der deutschen Presse nicht erwähnt; wohl brachten einige Zeitungen kurze Berichte über die Deutschfeindlichkeit der freimaurerischen Radikalen in Italien, aber das war alles. Und doch war das Rundschreiben eine ernst zu nehmende Tatsache; es bedeutete, daß Italien auf den Krieg gegen Deutschland lossteuerte. Es ist bekannt, daß die Logen in Italien wie in Frankreich die meisten Stadtverwaltungen und die Regierungskreise beherrschen.

Die deutschfeindlichen Blätter, voran die Tribuna, der Messaggero, der Corriere della Sera, verloren jedes Maß, ein Hetzartikel folgte dem andern; in den politischen Versammlungen wurde jeder Redner, der im friedlichen Sinne sprach, niedergeschrieen; auf den Straßen rotteten sich täglich Haufen zusammen und lärmten: Hoch der Krieg! Nieder mit Österreich! Nieder mit Deutschland! Bis in die kleinsten Bergstädte hinein ging der Wellenschlag. In Ronciglione, einem Neste hoch oben im Gebirge, mußte der Inhaber einer Schießbude, ein Deutscher, schleunigst aufpacken und flüchten: die Logenmitglieder, die Brüder, machten von der nächsten größeren Stadt aus Streifzüge nach allen Richtungen, um die Gegend von Barbaren zu säubern. Die Bevölkerung sah gleichgültig zu.

So war Ende September herangekommen und man gewahrte die Trümmer, über die der große Krieg schritt. Mitten im Kanonendonner, in den rauchenden Mauern lag etwas in Stücken, das lautlos zusammengesunken war: das Internationale. Mochte es sich Sozialismus, Friedensverein, Welthandel, Jesuitenorden, Frauenverein nennen, es war geborsten.

Wie steht es mit der Freimaurerei, unserer Feindin? Wurde sie nicht auch in Deutschland als Weltverbrüderung hingestellt und gepriesen? Nicht nur von profitsüchtigen Händlern, auch von Dichtern und Humanisten. Wußten die deutschen Freimaurer um das Treiben der italienischen Logen? Waren die Deutschen nicht auch hier wie überall die Gutgläubigen und Getäuschten?

Noch kurz vor meiner Abreise traf ich mit dem Sproß eines alten italienischen Adelsgeschlechtes zusammen, einem Mann voller Würde und

Digitized by Google

Anstand. Als ich hörte, daß er ein Freimaurer sei, wandte ich mich jäh mit der Frage an ihn: „Wie vereinigt Ihr Freimaurer die Kriegshetze gegen Deutschland mit Euren Vertragspflichten?“ Er antwortete: „Nur die Freimaurer vom englischen Ritus sind gegen Deutschland: wir vom schottischen Ritus nicht. Wir würden einen Krieg gegen Deutschland und Österreich als ehrlos und eine Schufterei betrachten.“

Wie verhielt es sich mit den deutschen Logen? In gewöhnlichen Zeiten hätte kein Außenstehender Kenntnis von ihren Beschlüssen erlangt. Die deutsche Wissenschaft, die sich mit allem beschäftigt, was zwischen Himmel und Erde ist, die nach den Gesetzbüchern und Sitten der Akkader und Sumern forscht, über die Ursachen zur Größe und zum Verfall Roms nicht zur Ruhe kommen kann, hat sich noch nie ernstlich mit der Freimaurerei beschäftigt, obgleich diese eine so bedeutende Rolle hinter der Geschichte spielt. Vielen, denen es an politischem Verständnis fehlt, ist die Freimaurerei Hekuba; andern, leider auch sehr vielen, ein Gegenstand des Unbehagens und der Furcht. Ein Staat im Staate, vor dem die Forschung, das freie Wort, plötzlich halt macht.

Goethe und mehrere unserer hervorragendsten Fürsten gehörten zu der Freimaurerei, und diese Tatsache genügte, um sie mit einem Nimbus zu umgeben; man vergißt darüber, daß auf der andern Seite nach dem negativen Pole hin, Ferrari, Nathan, Malatesta, Grey, Churchill und die Mitglieder der zwei undurchdringlichen englischen Zentrallogen um die weltüberspannende Sphäre der Freimaurerei kreisen, Feinde Deutschlands, die unsere völlige Vernichtung ersehnen, und doch bis vor kurzem anscheinend freundschaftlich mit den deutschen Logenbrüdern verkehrten. Geheime Erkennungszeichen verbinden sie alle. Man hätte annehmen sollen, daß die deutschen Logen von den Vorgängen in den neutralen Ländern unterrichtet waren, da so viele deutsche Zeitungskorrespondenten ständig in den großen Städten des Auslandes wohnen und die Frage uns sehr nahe angeht. Es könnte eine der harten Tatsachen mehr daraus werden, die jetzt den Horizont Deutschlands verdunkeln und nur durch Geschütze und einen Wall blühender starker Leiber ferngehalten werden.

Mitte Oktober schrieb ich folgenden kurzen Bericht, der von Gießen aus an einige Logen versandt wurde.

Das Verhalten der italienischen Freimaurerei in diesem Kriege.

I. Teil.

Die deutschfeindliche Bewegung in Italien, die moralische Einkreisung Deutschlands, wie sie sich auch in allen anderen neutralen Ländern kundgibt, ist von den Freimaurerlogen eingeleitet und geschürt worden. (Ausgenommen sind die Logen vom schottischen Ritus.)

Als Beweis ist Folgendes anzuführen:

Alle Führer der Radikalen, unserer Hauptfeinde, gehören den Logen an: Die Professoren Silvagni (Bologna), Durante (Rom), Sergi (Rom), Cecconi (Turin), Lombroso mit seiner ganzen Verwandtschaft, der Abgeordnete Duca di Cesaro und viele andere; vom Großmeister aller italienischen Logen wurde kurz nach Ausbruch des Krieges eine geheime Rundschrift versandt, die zur Stellungnahme für Frankreich und England aufforderte, zum Krieg gegen uns drängte. Rußland wurde nur schüchtern erwähnt.

Schon in früheren Zeiten hetzten viele Freimaurer gegen Deutschland, nicht nur

Digitized by Google

gegen Österreich. Auch die liberale Frauengruppe — an der Spitze die Contessa Rasponi — hängt mit den englischen Logen zusammen und macht starke Propaganda gegen uns. Die Vorsitzende des internationalen Frauenvereins ist ja eine Engländerin, Lady Aberdeen. Auf dem letzten internationalen Frauenkongreß in Rom müssen die deutschen Delegierten die versteckte Feindseligkeit gespürt haben.

Ebenso herrscht in den sogenannten weißen Logen, logge bianche, wo unter englischer Führung Theosophie gelehrt wird, deutschfeindliche Stimmung, obgleich viele Deutsche darunter sind. In den Versammlungen wird verächtlich von Deutschland, dem Lande des Materialismus gesprochen. Diese Theosophen scheinen von Deutschland nur Haeckel und Büchner zu kennen; Kant, Fichte, Schiller existieren nicht für sie. Jetzt sollte die Verwendung wilder und farbiger Truppen gegen Deutschland den Theosophen zu denken geben und ihnen die Augen öffnen.

Feindlich haben sich auch die Waldenser unter Führung von Fera (Florenz) gegen uns gestellt; sie gehören bekanntlich den Logen an.

Die Freimaurer in Italien stehen unter dem Bann veralteter, unzeitgemäßer Ideale, die von den englischen und französischen Logen fleißig aufgefrischt werden: Republik und Antiklerikalismus. Was die römische Kirche betrifft, so sieht jeder Unbefangene ein, daß sie keinen Gewissenszwang mehr ausüben kann, seitdem ihr die politische Macht genommen worden ist, und daß die Art, wie man sie jetzt zu bekämpfen beliebt, durch Pöbelverhetzung und Pöbelaufstände, nicht nur der Kirche gefährlich wird. Das Hetzsystem bedroht die Kultur, wie die Ausschreitungen des Pöbels in den romanischen Ländern (u. a. der furchtbare kannibalische Mord bei Molinella, wo 2000 der Lega angehörige Arbeiter 17 Arbeitswillige mit Knüppeln totschlugen und auf deren Leichnamen herumtanzten), die fortwährenden, jede ruhige Entwicklung, Handel und Gewerbe hemmenden Putsche zur Genüge zeigen. Wie weit die Anarchisten der Tat in ihrer Organisation mit den englischen, französischen, italienischen Logen zusammenhängen, ist durch Schriftstücke nicht festzustellen; daß viele von ihnen mit der Freimaurerei verquickt sind, zeigt folgender Umstand: sobald die Freimaurerei sich auf den Kriegspfad begibt, erscheinen die Anarchisten als Hilfstruppen. Malatesta und Maria Ryger, die den Sommeraufstand in der Romagna, die rote Woche, angestiftet, kamen aus England herüber, mit englischem Geld.

Ein anderes Beispiel für die englische Vorherrschaft in den Logen: Als vor vielen Jahren die Engländer die italienische Sprache in Malta abschaffen wollten, setzte zur selben Zeit eine antiklerikale Hetze in Sizilien, Unter- und Mittel-Italien ein; man erzählte sich in politischen Kreisen, daß sogenannte Methodistenprediger erschienen waren, die mit den Freimaurern, auch den Waldensern, Fühlung genommen hatten. Der Sturm wurde durch eine kolossale Lüge entfesselt; indem einige Männer mit der Behauptung auftraten, daß der Fastenprediger im Dom zu X. den Staat beleidigt hätte. Es war frei erfunden, aber viele glaubten es und zogen mit Knüppeln gegen die Klerikalen los. Der deutsche Prediger in einer sizilianischen Stadt durchschaute die Komödie und nahm keinen Teil an dem Treiben. Indessen ging die Sprachenverordnung in Malta ohne Schwierigkeiten durch. Die Aufmerksamkeit war abgelenkt worden.

Viele Offiziere, auch im Großen Generalstab, gehören zu den Freimaurern und stehen unter englischem Einfluß, obgleich sie es öffentlich ableugnen. Der Feldzug, den die Nationalisten vor einigen Jahren gegen den Einfluß der Freimaurerei im Heer unternahmen, beweist es ja.

Die meisten Freimaurer verdanken ihre Erfolge im Leben den Logen, sind so mit ihnen verquickt, daß sie mit ihnen stehen und fallen. Man muß sich deshalb auf einen zähen Kampf ihrerseits gefaßt machen.

Von vielen Logenblättern geht in Italien die Rede, daß sie direkt von den Engländern und Franzosen gekauft worden seien; man nennt die Preise.

Auf dem engverzweigten internationalen Freimaurernetz beruht die Macht Englands und Frankreichs in den neutralen Ländern; sie fanden fertige Instrumente und wußten, wo sie den Hebel einzusetzen hatten. Kamen sie an eine falsche Adresse, so verbürgte ihnen der Freimaurereid wenigstens Diskretion und Straflosigkeit. Am unverständlichsten ist das Verhalten der italienischen Israeliten, ihr Eintreten für das antisemitische Rußland, das Land der Pogroms.

Vielleicht gibt es auch in den deutschen Logen Mitglieder, denen nicht zu trauen

Digitized by Google

ist. Während der großen französischen Revolution hatte die englische Großloge ihre Sendlinge sogar in den Geheimkomitees, die natürlich Englands Geschäfte besorgten und dessen Interessen vertraten, so sehr ihre Worte auch von französischem Patriotismus trieften. Den italienischen Logen ist jedenfalls nicht zu trauen, sie kämpfen nicht für Italien, sondern für die Triple-Entente. Von der zynischen Falschheit ihrer Führer macht man sich in Deutschland keine Vorstellung. Diese Erkenntnis mag für die deutschen Freimaurer bitter sein, wie so vieles in unserer Zeit bitter ist; aber wir sind moralisch stark genug, um es zu überwinden.

Wer auf Leben und Tod in den Kampf zieht, mag gern Segenswünsche hören; furchtbar ist ihm die Entdeckung, daß Menschen, die er für Kameraden gehalten, ihm Flüche nachschleudern. Den mündlichen und schriftlichen Anfragen nach, die infolge des vorherstehenden Berichtes aus den Logen einliefen, gingen die deutschen Freimaurer einer solch herben Enttäuschung entgegen. Sie wußten nichts von den Kriegshetzereien der italienischen Logen, zweifelten an der Echtheit jenes Rundschreibens. Um sich Gewißheit zu verschaffen, unternahmen sie selbst Nachforschungen und forderten mich auf, den sehr summarischen Bericht zu erweitern. Es kam auf Tatsachen an, die Zeit drängte und so wurde auch der zweite Bericht ziemlich kurz. Hier ist er:

Das Verhalten der italienischen Freimaurerei in diesem Kriege.

II. Teil.

In Deutschland sollen die Freimaurer einen ethischen Verein bilden; in Italien verfolgen sie politische und wirtschaftliche Ziele, auch antireligiöse. Eine Welt ohne Throne und Altäre, heißt es im Rundschreiben. Sie sind mit anarchistischen Elementen durchsetzt, zum Teil sogar mit unsittlichen Elementen. Wer an letzterem zweifelt, braucht sich ja nur die Basomettiloge anzusehen.

Der Anarchist der Tat, Malatesta, und seine Anhänger werden bei ihren häufigen Prozessen von freimaurerischen Advokaten verteidigt. Als Malatesta am Ende des vorigen Jahrhunderts festgenommen und auf eine kleine Insel im Mittelmeer verbannt worden war, kam eines Abends ein Schiff und entführte ihn — nach England. Aus Arbeitermitteln war das nicht möglich. Nach der roten Woche dieses Sommers in der Romagna, die sich wie ein Lauffeuer von Ancona aus verbreitete, ging Malatesta noch wochenlang unbehelligt in Italien umher, obgleich alle Welt wußte, daß er eigens von England herübergekommen war, um den Aufstand in Szene zu setzen und ihn zu leiten. Erst nachdem er glücklich in England gelandet, fing die Polizei in Italien an, ihn zu suchen. Man braucht nur die konservativen Zeitungen aus jener Zeit zu lesen, ihre Entrüstungsartikel, um Bestätigung für das Gesagte zu finden. In Ancona, dem Herd der anarchistischen Umtriebe, besteht eine starke Freimaurerloge, ohne deren Zustimmung, zum mindesten schweigende Duldung der Aufstand garnicht ausbrechen konnte.

Auch Maria Ryger, die Parteigenossin Malatestas, hielt nach der Niederwerfung des Aufstandes ungestört Vorträge in den großen Städten, sogar in Rom, und predigte Krieg gegen Deutschland. Viele Jahre hindurch war sie als Friedensapostelin aufgetreten; die radikal-anarchistisch-soziale Linke hatte es ja auch erreicht, daß Italiens Heer den Anforderungen der nationalen Wehrfähigkeit nicht mehr genügte und der Dreibund dadurch geschwächt erschien. Kurz, nicht Italiens Macht, sondern die Interessen Englands entschieden über die Haltung der Freimaurer und ihrer Condottieri. Es ist doch klar, daß maßgebende Kreise dies Treiben geduldet hatten und daß die Revolutionäre, mögen sie sich Anarchisten oder anders nennen, Condottieri im Solde Englands waren.

Ein anderes Beispiel für den politisch-wirtschaftlichen Einfluß der Logen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war das Volk in Süditalien und Sizilien recht- und hilflos; jeder, der sozial fühlte, suchte ihm zu helfen und nahm an Reformbestrebungen teil. Da war es nun wunderbar, wie zeitweise alles flott, wie von selbst ging, bis plötzlich unsichtbare Mächte einzugreifen schienen und alles

Digitized by Google

zum Stehen brachten, ja zerstörten. Die Führer jedoch waren jedesmal zu Amt und Würden und Geld gelangt. Nachher wurde bekannt, daß die Logen die Reformbewegung zu irgend einem politischen Zweck eingeleitet und begünstigt und dann, wenn der Zweck erreicht, die Massen einfach im Stich gelassen hatten. Es ist verständlich, daß die Sozialisten ihren Parteigenossen neuerdings verbieten, in die Logen einzutreten.

Man bedenke auch, daß die Ermordung des Erzherzogs von Österreich und die rote Woche beinahe gleichzeitig stattfanden; daß der Prinz von Serbien kurz vorher in England gewesen und dort skandalöse Reden geführt hatte.

Die rote Woche bedeutete eine Art Generalprobe. Die Aufständischen hatten die Rechnung ohne den Ministerpräsidenten Salandra gemacht, der kräftig eingriff und das Land rettete.

Die Vorherrschaft der Freimaurerei in Italien ist ja durch ihre Verdienste um die nationale Einheit erklärlich. Mazzini, Garibaldi, der König von Piemont, Cavour, die meisten andern Patrioten jener Zeit waren Freimaurer und wurden von den englischen Logen unterstützt, sehr gegen den Willen der Königin Viktoria, wie in ihren Briefen zu lesen ist. Das Bankhaus Nathan in London lieh ihnen das Geld, natürlich zu sicheren Zinsen, die noch jetzt auf Italien lasten. Aber Umwandlungen, die auf Verschwörungen und Revolutionen beruhen, ziehen in allen Ländern, zu allen Zeiten, so gut ihr Ziel auch sein möge, neben edeln Elementen immer auch die unedelsten an, denen jeder Vorwand zu Gewalttätigkeiten willkommen ist; in ihnen fanden England und Frankreich gefügige Werkzeuge.

Die englischen Logen haben den Brüdern ein besonderes Geistesgepräge aufgedrückt, das der Philosoph Benedetto Croce in einer seiner Schriften scharf analysiert. Er kommt zu dem Schluß, daß die Freimaurer unserer Zeit die verwickeltsten Probleme einseitig lösen, keine Imponderabilien kennen, sozusagen mit groben Instrumenten an die feinsten Aufgaben gehen. Der tiefste Grund der Feindseligkeit gegen Deutschland als Staatsgebilde liegt in der Verschiedenheit des Ideals, das der freimaurerischen Institution zur Lebensgestaltung vorschwebt. Leitende Freimaurer sagen es in Privatgesprächen, die Redner der weißen Logen in ihren Versammlungen, daß die Bekämpfung des Opfergeistes ihr leitendes Prinzip sei, darum ihre Feindschaft in erster Linie gegen das Christentum, in zweiter gegen das nationale Heer. Die Opferbereitschaft des Volksheeres wird barbarischer Militarismus genannt; Missionare werden als Schwachköpfe, opferfreudige Idealisten als Fanatiker bezeichnet. Es soll eine Menschheit vorbereitet werden, die den Opfersinn nicht mehr kennt. Die gewollte Blindheit dieser Menschen, ihre Unkenntnis auf dem Gebiete der Geschichte, Biologie, Psychologie war erstaunlich. Und während die Mitglieder der weißen Logen den Geist feierten, den Spiritualismus, waren sie doch unfähig, das Gewaltig-Geistige eines Volksheeres, der allgemeinen Wehrpflicht, das Göttliche des Todes auf dem Schlachtfelde zu erkennen, der alles Körperliche zerbricht, wo jeder einzelne im Rauschen des Nationalgeistes verschwindet, ein Teil davon wird. Die Kriege sollten durch Söldnerheere ausgetragen werden. Das Unmenschliche, das in diesem System liegt, kam ihnen nicht zum Bewußtsein.

Man hatte oft den Eindruck, daß sie auswendig gelernte Lektionen hersagten. Wer hatte sie diktiert? Nicht die Götter Indiens; nicht einmal den Saum ihres Gewandes hatten die Sprecher erblickt. Im Hintergrunde sah man mit den geistigen Augen die Finanzwelt, den Kaufmann Spencers, die Krämer und Lords, neue Karthager, denen jedes Mittel gut genug war, um ihrem Geiste auf Erden zur Herrschaft zu verhelfen. „Put down enthusiasm", sagt im Roman Robert Elsemere einer der mächtigen Lords. Das ist noch einfacher als Nietzsches Theorie, der unsere Feinde den Niedergang Deutschlands zuschreiben, und führt schneller zum erträumten Zukunftsland: Eine obere Schicht genießender Gewaltmenschen, darunter eine breite Sklavenmasse. So wie es in England zu werden drohte. Nun wird ja dieser Krieg entscheiden, ob Ideale stärker sind, als Krämergeist und Genußsucht, ob die Menschheit ohne Opfergeist bestehen und zur Höhe streben kann.

Da in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht genau wie in Deutschland herrscht, so befinden sich die französischen Freimaurer bei solchen Erörterungen in einer verzwickten Lage. Auch den Franzosen ist doch wie uns Tapferkeit das Höchste. Deshalb ist in ihren Reden alles Verwirrung, Wahrheit und Lüge vermischt,

Digitized by Google

Verzerrung der Tatsachen. Noch in der Polemik Jean Carrères gegen den Korrespondenten der Kreuzzeitung in Rom kam dies zum Vorschein: der Franzose überschüttete den Kaiser mit seinem Haß, denn an irgend etwas Positives mußte er seinen Haß doch anknüpfen; er hängte ihn geschwind an die höchsten Höhen.

Die Antwort der italienischen Freimaurer.

Die deutschen Freimaurer hatten angefragt, ob jenes geheime Rundschreiben eine Tatsache oder von feindlichen Zeitungen erfunden, ob jener Beschluß gegen den Dreibund wirklich gefaßt worden sei. Ungefähr gegen Mitte November traf die Antwort aus Mailand ein. Der Sekretär des Großmeisters Ferrari schrieb, daß es sich um Gerüchte handelte, die nur die klerikalen Zeitungen brächten; Näheres könne er nicht berichten, da nur offene Briefe über die Grenze gelangten.

Also eine Lüge. Eine Lüge, wie sie in weltgeschichtlich bedeutenden Augenblicken wohl noch nie dreister und handgreiflicher ausgesprochen worden ist. Die Brüder hielten schon den Dolch gezückt, den sie den Deutschen in den Rücken stoßen wollten und deckten sich mit einer Lüge. Die deutschen Freimaurer waren in ihren Augen vogelfrei. Die Weltbrüderschaft lag in Scherben. Der Brief liegt im Archiv einer deutschen Großloge; seine Existenz kann nicht abgestritten werden.

Die Nachforschungen in Italien hatten indessen zu folgenden Ergebnissen geführt: Das geheime Rundschreiben war schon am 2. September in der freimaurerischen Zeitschrift L'Acacia veröffentlicht und dann am 20. September allen Brüdern besonders zugestellt worden; die Versammlung hatte am 23. September stattgefunden, sie hatte jene Beschlüsse wirklich gefaßt.

Mitte November leugnete ein im Auftrage, mit Wissen des Großmeisters geschriebener Brief alles ab. Das rote Tuch des Klerikalismus wurde vor den Augen der deutschen Freimaurer geschwenkt, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

Wer weiß, wie oft das Mittel schon verfangen hatte. Wenn man die Menschen bei ihrem Lieblingshaß oder ihrem Lieblingswahn packt, ist man des Erfolges meistens sicher. — — Et Tartuffe? — —

In welcher Weise die deutschen Freimaurer auf dies brüderliche Verhalten der italienischen Freimaurer geantwortet haben, weiß ich nicht.

Schwarze und weiße Logen.

Am 26. Januar haben die italienischen Freimaurer, das heißt die Radikalen, wie sie sich als politische Partei nennen, eine Versammlung in Mailand abgehalten; hundert Vereine waren vertreten. Sie riefen alle nach Krieg gegen Deutschland-Österreich, sie schrien nach Krieg. Auch der unpolitischste, phlegmatischste Deutsche muß da wohl zu der Erkenntnis kommen, daß die internationale Freimaurerei, so sehr das Internationale der Institution augenblicklich auch kracht und birst, ihn etwas angeht; denn bei Schluß des Krieges werden sich die jetzt getrennten, etwas gequetschten und verbeulten Glieder wieder zusammenfinden. Die Anzeichen sind schon da und mehren sich.

Wo sind die Wurzeln der Freimaurerei? Wann ist sie entstanden? Welches sind ihre Ziele? Geheimnis.

Digitized by Google

Meyers Lexikon sagt:

„Freimaurerei, Lebenskunst, nach innen edle Gesinnung, Begeisterung für die Ideale der Menschheit, selbstbewußte, auf die Erfüllung der menschlichen Bestimmung hin gerichtete Arbeit; nach außen kunstgerechtes gesellschaftliches Bauen an der Vollendung der Menschheit. Der Pflege, Fortpflanzung und Verbreitung der Freimaurerei dient der Freimaurerbund, der alle Einzelbünde, wie Familie, Rechtsbünde (Staaten), Glaubensbünde (Kirchen) als gemeinsames Band umschließt und sich darstellt als eine freie Verbrüderung, gebunden nur an das Sittengesetz, an das allen höher strebenden Menschen Gemeinsame und an die brüderliche Liebe."

Weiterhin heißt es: „Auch in Italien blühte die Freimaurerei; fast in allen Städten der Lombardei entstanden Logen, ja selbst in Rom ward eine solche konstituiert; sie trat mit dem Großen Orient in Paris in Verbindung." Noch weiterhin: „Viele italienische Logen setzten im Widerspruch mit den allgemein anerkannten Grundsätzen der wahren Freimaurerei die Arbeit in nicht erlaubten geheimen Verbindungen fort, gründeten neue Grade, nahmen politischen Charakter an und verwandelten die Freimaurerei in Karbonarismus." So war es und so ist es noch. Die italienischen Logen haben ihren politisch revolutionären Charakter bewahrt.

Man darf nicht erwarten, daß eine Geheim-Institution ihre Akten in einem Lexikon veröffentlicht. Wie vieles aber bleibt in dem Bericht unausgesprochen, was längst zur allgemeinen Kenntnis gelangt ist, so die Existenz der weißen und schwarzen Logen unter dem weiten, weltumspannenden Dach der Freimaurerei. Vor kurzem noch hätten viele Freimaurer im besten Glauben die Behauptung, daß schwarze Logen mit ihnen verbrüdert wären, als Verleumdung zurückgewiesen; sie können es nicht mehr, seitdem der schwarze Kult sich öffentlich im Aufzuge gezeigt hat. Neues, überraschendes Licht fiel damit auf die freimaurerische Institution. Sie scheint im Lauf der Jahrtausende ihre Zentralresidenz öfters gewechselt zu haben; wenigstens führt der Vasomettikult zu dieser Annahme.

Wer kannte vor zehn Jahren noch Vasometti? Außer ein paar Fachgelehrten wohl niemand unter den Nichtfreimaurern. Da tauchte er plötzlich in Bologna auf. In der Straße, in der er wohnte, hielten viele Bewohner die Fenster, die nach seiner Behausung sahen, Tag und Nacht mit Läden verschlossen, so unheimlich war ihnen die Nachbarschaft.

Öffentlich erschien er zum erstenmal bei Carduccis Begräbnis. Da der Dichter ein Freimaurer war, kamen alle freimaurerischen Vereine zu seiner Leichenfeier; alles Christliche, Glockengeläut, Kreuz, Predigt war ausgeschlossen, sogar die Musik — — um die Feierlichkeit zu erhöhen, hieß es. Der Zug ist bemerkenswert, denn er entspricht dem freimaurerischen Denken unserer Zeit, das eine ganz nüchterne, poesielose, ungeflügelte Welt anstrebt, zivile Gedanken als Höchstes, wie das geheime Rundschreiben so schön sagt. Es geschah, was zu erwarten war; da dem Gefühl der natürlichste innigste Ausdruck, die Musik fehlte, herrschte bei dem Begräbnis Unordnung, Zerstreutheit, die alleralltäglichste, trauerlose Stimmung und es war gut so, nicht für den Toten, der Besseres verdiente, wohl aber für sein Geleit, denn mitten unter den Fahnen und Symbolen tauchte eine Figur auf, zu der noch keine Musik komponiert worden ist. Vielleicht paßte

Digitized by Google

Schakal- und Hyänengeheul dazu. Es war Baſometti. Eine junge kräftige Frau trug die Fahnenſtange, an deren Spitze er grinſte. Man kann ihn europäiſchen Leſern nicht beſchreiben. Soweit ſich das aus ſeiner bloßen Erſcheinung beurteilen läßt, iſt er das Überbleibſel eines phöniziſchen Kultes oder einer Manichäerſekte, dem ſpäter Züge der Verhöhnung des Chriſtentums zugefügt worden ſind. Weder im Koran, noch im Alten und Neuen Teſtamente iſt Raum für ihn. Vermutlich gehörte er zu den Bildern der Höhen, die von den Propheten auf Tod und Leben bekämpft wurden, zu den Greueln Babels. Nach 3000 Jahren taucht er wieder auf.

Am andern Tage, als die Entrüſtung in der Stadt allgemein wurde, verſuchten die Logen das Erſcheinen des fratzenhaften Götzen zu leugnen, ein eitles Unternehmen, da der Zug photographiert worden war. Man erfuhr nun, daß er im Logenhaus aufbewahrt wurde.

Die Nachforſchungen führten weiter zu dem Ergebnis, daß dieſer Götze, der die ſchwarze Meſſe des Mittelalters in die Erinnerung bringt, ſchon im Templerorden eine Rolle ſpielte und ſeine Abzeichen ſich noch in einigen, von Templern erbauten Kirchen finden. Damit iſt gewiß nicht geſagt, daß alle Templer Baſomettikult trieben; viele Möglichkeiten ſind offen, u. a. die, daß die Templer gar nichts davon wußten und nur ihre Bauleute, Maurer, im Schatten des Ordens ſich ihm hingaben; auch die, daß einige der Templer eingeweiht waren und im geheimen an den Orgien teilnahmen, während die Mehrzahl der Ritter nichts davon ahnte. Wer unter den deutſchen Freimaurern wußte denn darum, daß heutzutage, im 20., wegen ſeiner Kultur ſo geprieſenen Jahrhundert, ſolche Greuel im Schatten der Logen getrieben werden? Auch den meiſten italieniſchen Freimaurern war Baſometti eine Neuerſcheinung. Es braucht ja wohl nicht erſt erklärt zu werden, was ſich im Namen dieſes Götzen unter ſeinen Anbetern zuträgt. Viele ſeltſame Flugſchriften, die Europa verſeuchen, ſtammen von dort. Es wird auch niemand ſo einfältig ſein und meinen, daß Bologna der einzige Kultort ſei; das Götzenbild iſt vielerorts auf Erden zu vermuten. Dieſe Baſomettianbeter haben ſich alſo aus dem Altertum durch das Mittelalter hindurch bis auf unſere Zeit behauptet; vom Staat und der Kirche — ſchon vom heiligen Auguſtin — energiſch bekämpft, ſind ſie in der Stille weitergediehen, eine Generation hat der andern die Erbſchaft hinterlaſſen. Es iſt wohl kein Zufall, daß König Ludwig XVI. von Frankreich gerade im Tempel eingekerkert wurde. Ein Racheakt Baſomettis, das Jahr 1793 für 1313.

Es iſt bekannt, welchen Anteil die Freimaurerei an der franzöſiſchen Revolution hatte; manchmal wurden aus einem Haufen Angeklagter einige unmittelbar in Freiheit geſetzt — ſie hatten ſich als Brüder zu erkennen gegeben. Dies ſetzt voraus, daß in den revolutionären Komitees die höhern Grade der Freimaurerei vertreten waren. Schon damals war der Verkehr zwiſchen den engliſchen und franzöſiſchen Brüdern ſehr rege; um ſich davon zu überzeugen, braucht man nur die Biographien der Revolutionsführer zu leſen. Alles weiſt auf London hin.

Um auf die Frage zu antworten, ob der Baſomettikult, von dem ſchon im 12. und 13. Jahrhundert Spuren nachweisbar ſind, den Urſprung, die Kernloge der Freimaurerei bildet, wie ſie ſpäter im 18., 19. und

Digitized by Google

20. Jahrhundert in die Erscheinung tritt, müßte man Einblick in das Geheimarchiv der beiden Mutterlogen in London besitzen, die sich wahrscheinlich mit dem Geheimkomitee decken, von dem Chamberlain in seinem Aufsatz über England spricht. Da hinein wird aber niemals jemand, außer dem Geheimkomitee selbst, einen Blick werfen können; die Dokumente werden zudem in Geheimschrift abgefaßt sein.

Der Umzug des Götzen durch die Straßen Bolognas konnte nur mit Wissen und Willen der Londoner Logen vorgenommen werden; solch gefährliche Schritte wagt keine Loge auf eigene Hand. In derselben Institution Carducci und Vasomettianbeter! Es ist zu vermuten, daß der große Dichter ihr Dasein nicht ahnte. So wie zu Goethes Zeit alle schwärmerischen Jünglinge, Goethe selbst, in den weißen Logen zusammenkamen, in denen Cagliostro und der sogenannte Graf St. Germain ihren Unfug trieben. Noch in unserer Zeit erscheinen Blätter, die von St. Germain als einem der unsichtbaren Meister sprechen, wie sie zu großen Zeiten in der Menschheit umhergehen sollen. Der Glaube der Theosophen an diese Fabel wankt nicht. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an den unsichtbaren Meister, von dem vor ungefähr zehn Jahren in den weißen Logen geflüstert wurde, der alles wußte, durch Schlüssellöcher schlüpfte oder auch durch Mauern; er hatte sich Ungarn zum Felde seiner Taten auserkoren. Die Menschen, die daran glaubten, waren hochgebildet, fein, liebenswürdig, und doch fielen sie auf den plumpen Schwindel hinein.

Vielleicht war einer der Gründe, die Goethe zu seiner Reise nach Sizilien bewegten, der, über die weißen Logen, Cagliostro und andere Anhängsel ins Reine zu kommen. Die Logen haben eine große Rolle in seinem Leben gespielt; die Turmbewohner in Wilhelm Meisters Lehrjahren, die als Schicksalsmächte auftreten, reden deutlich davon. Ach, welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt! Makarie, die leuchtende Erscheinung, die nur geboren schien, um sich von dem Irdischen zu entbinden, bildete den Mittelpunkt des Goetheschen Bundes.

Schicksalsmacht war und ist die Freimaurerei noch. Wehe dem Staate, dem Fürsten, der sie gegen sich hat, wehe dem einzelnen. Napoleon I., um nur einen Fall zu nennen, wurde von ihr in die Höhe getragen, von ihr gestürzt. Viele Inkonsequenzen, Wunderlichkeiten führender Männer, viele Verrätereien stammen aus jener Quelle; denn je nach den Interessen der Geheimlogen, die sich allmählich mit den politischen Interessen Englands verquickten, diese nach jenen bestimmten, müssen die Logenmitglieder rechts, links, vorwärts, rückwärts marschieren. Es geht ihnen, wie den Menschen in der Legende, die sich dem Teufel verkauft haben; mit ihrer freien Selbstbestimmung ist es aus. Wer kann den Rückzug von Valmy ohne Zornesaufwallung lesen? Goethe schreibt in der „Kampagne in Frankreich“: „Als das Schmerzlichste . . . . .“, was einen jeden, mehr oder weniger resigniert wie er war, mit einer Art von Furienwut ergriff, „empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Taten abscheulich hingestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen.

Digitized by Google

Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war."

Dieser Rückzug war, wie jetzt allbekannt, Logenwerk; der Herzog von Braunschweig mit der englischen Gemahlin war ein Eingeweihter. Frankreichs Macht war durch die Revolution stark erschüttert, sie durfte aber nicht ganz vernichtet, Deutschland nicht zum gefährlichen Rivalen Englands werden. Wie Schachspieler ihre Figuren, bewegen die Engländer die Kontinentalmächte an den Fäden der Freimaurerei. Der Herzog von Wellington schrieb aus dem Feldlager in Spanien: „Wir bluten hier für die Pfeffersäcke in London." Er hat die Wahrheit gesagt: Die Pfeffersäcke lauern im Hintergrunde, das Manchestertum saugt die Erde aus.

Der Krieg.

Die Zentrallogen stehen gegen Deutschland, nicht allein darum, weil der deutsche Handel mit dem englischen wetteifert, noch mehr, weil sich in Deutschland ein neues Menschheitsideal emporringt, die soziale Gerechtigkeit, der Staat als lebender Organismus. Die Arbeiterschaft der Erde horcht auf; die englische fängt an, sich zu organisieren.

Noch hat der Götze mächtige Jünger, den König Eduard, den Helden der Vie de Paris, und König Leopold, der ihm die Kongogreuel zu Füßen legt, und dessen Neffen, den Grand Orient, der sich vom Revanchegedanken nährt, in Rußland ein paar Großfürsten. Mit Deutschland wird der Rivale und auch das Christentum, die soziale Gerechtigkeit, der Menschheitsgedanke, die Arbeiterschaft niedergerungen — — die Pfeffersäcke können dann weiter auf Erden herrschen.

Das Schauspiel erinnert an Han von Island, Viktor Hugos Erstlingsroman, den die Literaturgeschichte meist verschweigt. Han von Island hat die Gestalt eines Menschen und die Seele eines Tigers. Kein Gefühl, auch das der Ehre nicht, kein Gewissen, nur Blutdurst und Bosheit. Er hetzt Städte gegen Städte, Regiment gegen Regiment und wenn sie aneinander sind und Blut fließt, taumelt er vor Wonne wie ein Betrunkener hin und her, indem er von einem sicheren Standpunkte aus zusieht. d'Annunzio, der Galizier, schrieb neulich, er sei trunken vor Wonne.

Viktor Hugo war selbst ein Freimaurer, und es lag ihm fern, das Bild der Mutterlogen in Han von Island zeichnen zu wollen; er glaubte an das Ideale der Logen, er überstrahlte sie mit dem Schimmer seiner Begeisterung; aber nie ist ein trefflicheres Bild von der Rolle der Geheimlogen entworfen worden, als er es unabsichtlich in Han von Island getan.

Europa, Asien, Afrika triefen von Blut, und in den Geheimlogen zu London sitzen die Geldmenschen lächelnd, rechnen, rechnen, lächeln sich an und gehen dann heiter zu ihren Vergnügungen. Keine orphischen, keine eleusinischen Mysterien, keine Philosophie der alten oder neuen Zeit steckt in unserer Zeit hinter dem Geheimnis, nur Mammon, in Gestalt der englischen und französischen Finanzwelt, von Lügen eingehüllt, und in einer Seitennische das Überbleibsel eines kannibalischen Kultes aus der grauen Urzeit. So lange es Menschen mit gemeinen und grausamen Instinkten gibt, wird dieser Götze Anbeter haben; wir können nicht verhindern, daß sie sich in schwarzen Logen zusammenfinden; in unserer Macht liegt es

Digitized by Google

nur, sie zu den Verbrechern zu rechnen und danach zu behandeln. Auf der alten Grundlage wird die internationale Freimaurerei nach dem Kriege sich nicht wieder aufbauen können; welcher ehrliche Deutsche wird sich wieder zu dem englisch-französischen Spiel hergeben? Niemand, auch der geriebenste Geschäftsmann nicht, wird es noch wagen, von dem Völkerverbindenden, Friedenerhaltenden der Freimaurerei zu sprechen.

Bald war es religiöse, bald nationale Bedrückung, bald der Zug zum Geheimnisvollen, die in vergangenen Zeiten die Menschen zu Geheimbünden führten; jetzt, wo von Bedrückung keine Spur mehr ist, wo die Universitäten die indische Philosophie nebst den okkulten Wissenschaften unter ihre Aufgaben aufgenommen haben, können Geheimbünde nur zu gefährlichen Instrumenten in den Händen gewissenloser Intriganten ausarten, zu Begünstigungsgesellschaften oder bestenfalls harmlose Spielerei bedeuten. Sind doch sogar die weißen Logen, die die Menschen hinauf in höhere Regionen führen wollten, vor den Wagen Mammons gespannt und mit Haß gegen Deutschland, das Land Goethes und Wagners erfüllt, als gäbe es auf Erden kein höheres Ziel mehr, als es zu vernichten.

Klagen nicht die Propheten von neuem gegen die Altäre auf den Höhen? Wie vor 3000 Jahren? Hängt Christus nicht von neuem am Kreuze? Wiederkehr alles Geschehenen. Möchten Christen und Juden, Buddhisten und Türken sich aufraffen und das Unheil bekämpfen. Durch die Welt zittert die Gottesklage so laut, wie die Menschen sie bis jetzt nur einmal vernommen hatten.

Wir behalten uns vor, zu diesem wichtigen Gegenstand einen deutschen Freimaurer zu Wort kommen zu lassen. D. R.

Digitized by Google

Combinazione.[1]

Von Josef Hofmiller.

C'est trop d'un demi-Italien en une maison. Franz. Sprichw.

Die Scheinneutralität des Erpressers ist über Nacht zum Präventivkrieg aus Angst geworden. Das überrascht nur den Vertrauensseligen, der nicht schon bei der von Italien in der ersten Augustwoche verkündeten „Politik der freien Hand" den Revolver vernehmlich knacken hörte. Italiens Kriegserklärung an seine bisherigen Verbündeten erfolgte in Wirklichkeit schon zu Beginn des Kriegs durch den niemals zu vergessenden Schurkenstreich, mit dem es seine Truppen von der französischen Alpengrenze wegnahm, um sie gegen Österreich zu werfen, wodurch Frankreich sechs Armeekorps gegen die Deutschen in den Vogesen frei bekam, Österreich um denselben Betrag gehemmt wurde, und sein Vorgehen gegen Rußland und Serbien, wie das Deutschlands gegen Frankreich lahmgelegt werden sollte. Italien konnte wirklich — der Mailänder Secolo hat es ungeduldigen französischen Schreiern oft genug vorgerechnet — für den Augenblick nicht mehr tun, da es vom Kriegsausbruch selbst überrumpelt war und wie die ganze Entente frühestens mit dem Herbst 1915, spätestens — der Italiener führt nicht gern unter 15 Grad im Schatten Krieg — mit dem Frühjahr 1916 rechnete. Ob die endgültig verpflichtenden Unterschriften erst am 27. April 1915 unter das Judasdokument gesetzt wurden, oder in einem noch frühern Stadium der Bündnistreue, macht sachlich ebensowenig aus, wie die seit Monaten hingezogenen Verhandlungen mit Österreich, durch welche beide Teile Zeit gewannen: Italien zur Vollendung seiner militärischen Bereitschaft, Deutschland und Österreich-Ungarn zur vorläufigen Niederwerfung ihrer beiden gefährlichsten Gegner und Ergänzung ihrer Reserven. Fürst Bülow, der die undankbare Aufgabe übernahm, in die Bresche zu springen, hat das denkbar Mögliche geleistet im Bewußtsein, daß er den Krieg nur verzögern, nicht verhindern konnte.

Eine Politik, deren System es war, auf Grund fortgesetzter Niederlagen fortgesetzt Länderzuwachs zu verlangen und zu erhalten, so daß der dritte Napoleon einmal ärgerlich ausrief: „Wenn sie nochmal gehauen werden, verlangen sie Paris von mir", ist nur konsequent, wenn sie die Südtiroler Nuß sich lieber knacken lassen möchte, statt selber zuzubeißen, und vom Erpressungsopfer zunächst eine strategisch günstigere Erpressungsbasis verlangt, von welcher aus alles weitere sich von selbst fände.

[1] Nachdruck durch die Tageszeitungen — auch auszugsweise — nicht gestattet.

Digitized by Google

Am 3. August 1870 brachte die Kölnische Zeitung folgenden Bericht ihres Berliner Vertreters: „Ich bin in der Lage, Ihnen mitteilen zu können, daß der Neutralitätsbruch Italiens durch die Bemühungen der europäischen Diplomatie verhindert worden ist, und daß Graf Brassier, der norddeutsche Bundesgesandte in Italien, der bereits von Florenz abberufen wurde und mehrere Tage hier weilte, sich wieder auf seinen Posten zurückbegibt. Freilich ist damit eine bewaffnete Intervention Italiens für immer noch nicht ausgeschlossen, und die räuberische Hand seiner Staatsmänner zuckt jetzt nur deshalb zurück, weil die Revolution im eigenen Land mehr zu fürchten war als die Drohungen des Auslandes." Die Bündnisverhandlungen zwischen Italien und Frankreich waren nur deshalb ergebnislos geblieben, weil sich Napoleon weigerte, aus Rom, welches damals der Kaufpreis Italiens gewesen wäre, die französische Besatzung wegzunehmen. Zwischen 6. und 16. August erhielt Bismarck Besuche von italienischen Republikanern, die über Viktor Emanuels Neigung, mit Frankreich abzuschließen, informiert waren und dagegen arbeiteten, weil sie von der dadurch naturgemäß verursachten stärkeren Abhängigkeit von Frankreich für ihre Einheitsbestrebungen mit Recht alles befürchteten. Viktor Emanuel war so ehrlich, bei seiner ersten Begegnung mit Kaiser Wilhelm im September 1873, auf Minghetti und Visconti-Venosta deutend, zu bekennen: „Ohne diese zwei hätte ich 1870 gegen Euch gekämpft."

Man muß dem Staatsmann, der Italien trotz alledem als bündnisfähig erachtete, zutrauen, daß er sich vollkommen klar gewesen ist über die fragwürdige Zuverlässigkeit eines Kontrahenten, dessen Gedächtnis im Jahre 1870 wohl auf 1859, nicht aber auf 1866 zurückreichte. Bismarcks Mißtrauen spricht deutlich genug aus verschiedenen Stellen der „Gedanken und Erinnerungen", die sich mit Italien beschäftigen, seine wirkliche Stimmung aber gelangt zum Ausdruck in der Unterredung mit Jules Favre in Versailles, die der Graf d'Hérisson aufgezeichnet hat. Als die Rede auf Garibaldis Teilnahme am Krieg kam, war Bismarck immer erregter geworden, bis er endlich ausrief: „Den müssen Sie schon mir lassen, denn ich will ihn in Berlin herumführen lassen mit einem Plakat auf dem Rücken, auf dem geschrieben steht: ‚Das ist der Dank Italiens!' Wie! nach allem, was wir für diese Leute getan haben! . . . Es ist eine Schmach!"

Aus einer Situation heraus, in der aller Welt die Augen geöffnet worden sind, eine Situation zu beurteilen, die soweit zurückliegt, ist, wie man es nehmen will, leicht und schwer. Beim Studium der „Gedanken und Erinnerungen" hat man immer wieder den Eindruck, als sei Bis-

Digitized by Google

marcks Blick durch konfessionelle Vorurteile etwas getrübt worden, sobald Österreich oder die Kurie zur Debatte stand. Wer die Möglichkeit durchzudenken versucht, wie der Kulturkampf vermieden worden wäre, steht vor der römischen Frage. Aber die Besitzergreifung Roms am 20. September 1870 war lediglich das letzte Glied jener langen Kette italienischer Politik, die Carducci formuliert, als er, das Trio Salandra-Sonnino-d'Annunzio vorahnend, seinen Gesang der Italia, die zum Kapitol geht, dichtet:

. . . in den Schmutz gebückt
Nehm ich, was ein andrer verlor, oder nicht zu wahren
Gewußt, durch sein widrig Geschick.
Am Ende bekomm ich noch einmal so mit den Jahren
Die Erbschaft von Troja zurück,
Stück für Stück, und nach jedem Fußtritt dreister,
Gemach nur, ja nicht zu schnell:
Blut ist nicht Wasser, — und war nicht mein großer Meister
Einst Niccolo Macchiavell?

Die Terza Italia ist das gemeinsame Werk einer Dynastie, einer Diplomatie und einer Demagogie, die alle drei gleich klug, zäh und skrupellos waren. Aber der Grundfehler des Werks ist, daß Dynastie und Diplomatie, um zur Macht zu kommen, sich mit Haut und Haaren der Demagogie verschreiben mußten, und um von der Macht nicht gestürzt zu werden, in alle Ewigkeit weiter verschreiben müssen. Die Dynastie sitzt in Italien an sich schon unvergleichlich lockerer als in andern Ländern, da nur das piemontesische Stammland einigermaßen mit ihr verwachsen und auch dort das dynastische Gefühl durch die Demagogie stark unterwühlt ist. Im Vergleich mit dem jetzigen König von Italien hat jeder organisierte Bergarbeiter in Deutschland eine sicherere und behaglichere Lebensstellung. Eine Macht, mit der man wie zwischen Gleichen einen Vertrag schließen kann, ist das Haus Savoyen nie gewesen. Seine Schaukelpolitik war sprichwörtlich, sein Ein und Alles von jeher das, was der Italiener una combinazione nennt: ein Ding, das je nach Zeit und Umständen Opportunismus, Geschäft, Ausbeutung, Erpressung, Raub ist. Zur Zeit, da noch die Kondottieri ohne die leisesten politischen oder gar patriotischen Bedenken ihre Dienste an den Meistbietenden verschacherten, und mit kältestem Gleichmut das Lager des einen Herrn verließen, um in das seines Todfeinds überzugehen, entstand der Spruch:

Guelfo non son', nè Ghibellin' m'appello —
Chi mi paga di più, sono di quello.

Die Entente wird das Motto auf dem Vertragsdokument noch früh genug entdecken.

Digitized by Google

Aber selbst wenn die Dynastie von ritterlicher Redlichkeit, die italienischen Staatsmänner von unbedingter Verlässigkeit wären, Italien wird jede Macht, mit der es abschließt, verraten müssen an dem Tage, wo sich wie in Quarto die unterirdische Demagogie mit wehendem Banner auf die Straße begibt, um die Straße zu beherrschen und durch die Straße zu terrorisieren.

Die Macher der italienischen Einheit, die sich im Leben leidenschaftlich gehaßt haben, bekämpfen sich noch aus dem Grabe. Die Cavour und Minghetti sind längst Mazzini und Garibaldi unterlegen, der Radikalismus der geheimen Gesellschaften und der Straße hat den monarchisch gesinnten Liberalismus auf die Seite gedrängt; was vor der Tür wartet, ist jene Anarchie, die von Bakunin und seinen Anhängern gepflanzt ward und deren erste Zeitungen sich **Communardo, Satana, Ateo** und **Canaglia** nannten zu einer Zeit, wo der maßlos überschätzte Carducci seinen dichterisch ebenso wertlosen wie sittengeschichtlich bezeichnenden Hymnus an den Satan richtete.

Die Einheitsbestrebungen Italiens stehen von Anfang an im Zeichen der Geheimbünde, besonders der Freimaurerloge, deren Bedeutung für die Politik selbst von einem genialen Staatsmann wie Bismarck unterschätzt wurde, da der Deutsche auch als Freimaurer, was Bismarck übrigens nicht war, wie in jeder internationalen Verbindung, von Anfang an in bezug auf alles, was über jenes Biedermeierideal beschurzter Biedermänner hinausgeht, das er sich unter Freimaurertum vorstellt und als ∴ Bruder zu sehen bekommt, der gründlich Lakierte ist. Man muß lachen, wenn Bismarck von dem famosen Usedom erzählt, der in Turin und Florenz den tiefeingeweihten Verschwörer posierte, stolz auf seinen Verkehr mit Garibaldi und Mazzini, einen tiefeingeweihten Mazziniſten, der sich hinterher als Spitzel herausstellte, als Privatsekretär nahm, ihm die Akten zu lesen, sogar den Chiffreschlüssel in die Hand gab — wenn Bismarck vielsagend schließt: „Aber er war ein hoher Freimaurer." Der Deutsche, der sich mit jenem Logenmischmasch einläßt, das sich lateinische Rasse nennt, ungefähr mit demselben Recht, mit dem ein aus Erdäpfeln, roten Rüben und Heringen bestehender Salat italienisch heißt, ist verraten und verkauft, und sei er noch so „hoher Freimaurer". Deutsche Geheimbünde sind bestenfalls ein seriöser Honoratiorenstammtisch, während es in Italien verflucht schwer ist, zu bestimmen, wo Maffia und Camorra aufhört und die Loge beginnt, etwa wie in deutschen Kleinstädten dieselben Leute Montags in der Harmonie und Donnerstags im Kasino zusammenkommen.

Aber das Lachen vergeht uns sofort, wenn wir einen Augenblick darüber nachdenken, daß die Kriegsmacher Poincaré-Viviani-Delcassé, der

Digitized by Google

französische am Krieg interessierte Kapitalistenklüngel, den man mit dem Namen Creusot zusammenfaßt und dessen Beziehungen zur Banque de France und zum Palais Bourbon notorisch sind, daß die Salandra-Sonnino-Tittoni, die ganze Ententepresse von der Assiette au Beurre bis hinauf zum Temps und vom Corriere della Sera bis hinunter zum Asino gemeinsame Hintergründe und Kulissen, gemeinsame Versenkungen und Schnürböden, gemeinsame Regisseure und Komparserie haben in der Loge, wobei die Beziehungen zum Logentum der Vereinigten Staaten, das entweder deutsche Liedertafel mit Schurzfell und Weltenbaumeister oder „lateinische" Loge mit Revolver und Wahlkorruption ist, nur angedeutet werden können.

Es ist auch kaum richtig, was über die gegenwärtige Krise behauptet wird: sie sei Mache, sie sei künstlich, die Agitation sei der Regierung über den Kopf gewachsen. Italien wühlt zum Krieg gegen Österreich seit seinem Bestehen als Nation, das ohne unser Gewährenlassen nicht mit so treibhausmäßiger Geschwindigkeit erfolgt wäre; treibt und läßt sich treiben, glaubt zu schieben und wird geschoben, spielt mit den Mächten der Straße, bis die Mächte der Straße mit ihm spielen. In Augenblicken wie der jetzige zeigt eine Nation nicht ihre Maske, sondern ihr Gesicht. Was wir mit Ekel und Verachtung sehen, das ist das wirkliche Italien, soweit es amtlich ist, soweit es Einfluß auf Krieg und Frieden hat. An den Vorgängen der letzten Monate ist so wenig neu, daß sie jedem, der nur ein wenig von italienischer Geschichte weiß, so bekannt vorkommen wie Opernfiguren von Donizetti: es sind immer dieselben Melodien, dieselbe Begleitung, dieselben Situationen, dieselben Effekte. Plus ça change, plus c'est la même chose. Nur mutet uns, die wir gewohnt sind, das Risorgimento in bengalischer Beleuchtung und in einem verdächtigen Burschen wie Garibaldi einen Nationalheros zu sehen, die Gegenwart wie eine Karikatur an. Man lese die Erinnerungen Marco Minghettis: man wird alle Männer und Motive der Gegenwart schon 1848 finden: ein pathologisches Applausbedürfnis der verantwortlichen Stellen, das den Evvivaschreiern heute gewährt, was es dem besorgten Ratgeber gestern verweigert hatte, weil es genau weiß, daß morgen nicht mehr Evviva, sondern Abasso geschrien würde. Kriegsredner, die auf allen Gassen Kampf und Aufruhr predigen, und mit dem ersten Kanonenschuß verschwinden. Eine Regierung, die vor jeder Straßendemonstration feig wird, weil sie ohne Straßendemonstrationen nicht leben und nicht sterben kann. Alles schon dagewesen: der Dichter im Stab des kommandierenden Generals, Massimo d'Azeglio. Der Krieg gegen Österreich ein im Namen der Zivilisation gegen die Barbaren begon-

Digitized by Google

nener heiliger Kreuzzug: die von demselben Massimo d'Azeglio dem General Durando in die Feder diktierte Proklamation. Niccolini schlägt vor, nach Vertreibung der Österreicher auf dem höchsten Alpengipfel ein Riesenstandbild des Marius zu errichten, das Schwert drohend gen Norden erhoben, darunter die Inschrift: „Zurück, ihr Barbaren": man sieht, das **Fuori Barbari** ist nicht von gestern und vorgestern. Als d'Azeglio in dunkler Morgenstunde aufs Schloß berufen wird, sagt ihm der König: „Sagen Sie den Herren, daß sie sich still halten! Wenn die Stunde kommt, wird mein Leben, meiner Kinder Leben, meine Waffen, mein Heer, mein Schatz, mein alles geopfert werden für mein Vaterland Italien", während der Minister La Margherita fast zur selben Stunde an die deutschen Höfe schreibt, sein Herr verwerfe natürlich die böswilligen Insinuationen d'Azeglios! Sogar Giolitti ist schon da, nur heißt er Galletti: er entzieht sich durch Flucht seiner Pflicht, um sich für's nächste Ministerium in Reserve zu halten. In Mailand wird von der tobenden Volksmenge der König insultiert, an Leib und Leben bedroht, der Palazzo Greppi, in den er sich flüchtet, umzingelt, und nur durch Zufall verfehlt ihn die Mörderkugel. „Uneinigkeit, Dunkel und alle Ausschreitungen haben während der letzten Monate erschreckend zugenommen", schreibt Minghetti voll Kummer an den Grafen Pasolini; „die Äußerungen der Tagespresse sind ein Denkmal der Schande, das späteren Zeiten zum Ärgernis gereichen wird. Ein Volk im politischen Sinne des Wortes existiert in Italien nicht; den Begriff der Nationalität kennen nur die gebildeten Schichten der Gesellschaft." Was ein italienischer Minister riskiert, der sich dem demonstrierenden Pöbel entgegenstemmt, zeigt die Ermordung Rossis.

Ein halbgebildetes Proletariat in Gestalt von Tausenden von Advokaten, Doktoren, Journalisten, wozu noch die Tausende von **spostati** kommen, lauter katilinarisches Gesindel, das auf Scheinuniversitäten durch ein Scheinexamen gerutscht ist, um im Trüben eines radikalen Parlamentarismus eine **combinazione** zu ergattern, Politiker, aber keine Verwaltungsbeamten, Bureaubummler, aber keine Arbeiter: das sind die wirklichen politischen Mächte Italiens. Damit muß rechnen, wer Italien als politischen Posten einsetzt. Man täusche sich nicht! Man hat mit einer südamerikanischen Republik zu tun, Argentinien, Mexiko, nicht mit einem europäischen Staat! Das politische Gebäude ist auf Erdbebengebiet errichtet, diese Erdbeben kehren totsicher in bestimmten Zeiträumen wieder, da ist nichts zu raten und nichts zu retten, dagegen hilft kein Ministerium und kein König. Massimo d'Azeglio hat recht behalten: es gibt zwar ein Italien, aber den Italiener gibt es nicht. Die Einheit sprang auf über Nacht, wie eine exotische Blüte, man schwamm mit vollen Segeln in alles

Digitized by Google

hinein, was modern war, zerstörte mit wahrem Fanatismus, riß alle Traditionen von gestern auf heute nieder. Man war im Taumel, man ist wieder im Taumel.

Und diese Schreier glauben die Sache der Kultur gegen uns Barbaren verfechten zu müssen! Kennen wir sie nicht, ihre „Kultur?“ Das tänzelt daher mit schäbiger Eleganz, blitzblanken Schuhen, pomadeglänzender Frisur, schreiender Krawatte, parfümiert wie ein Seifenladen, bummelt vom Café ins Kino, vom Kino in die Bar, von der Bar ins Café, kennt das Brausebad vom Hörensagen, das Seebad als Gesellschaftsspiel, den Alpinismus als irredentistischen Massenausflug, schätzt Singvögel kulinarisch, von Musikinstrumenten die Mandoline, von Musik die Operettenromanze, von Literatur Pariser Mist von vorgestern, verpflastert seine Straßen mit wahnsinnigen Reiterdenkmälern, und duldet als Sprecher im angeblich feierlichsten Moment seiner Geschichte einen nicht nur literarischen Schuldenmacher und Zuhälter, einen schmierigen und geschmierten Hanswursten, dessen Name noch vor einem Jahr von jedem anständigen Italiener nur mit Verachtung und Entrüstung genannt wurde, dessen letztes Drama lange Zeit überhaupt nicht italienisch erscheinen konnte, weil der Verfasser mit Schimpf und Schande Italien hatte verlassen müssen. Er hält die Einweihungsrede in Quarto, der alte Hurenbock meckert die Seligpreisung der Keuschheit der Jünglinge, hält vom Balkon aus Ansprachen an einen rasend applaudierenden Mob, konferiert wie mit seinesgleichen mit Salandra und Sonnino, wird fürs Costanzitheater zu einer Kriegsrede engagiert, der Strizzi wird vom König empfangen, wird Ritter des Annunziatenordens, wird damit dieses Königs würdiger Gevatter — —

Das ist die Kultur, das ist das Italien, welches mit uns Krieg führt:

Ahi, serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiere in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello! (Dante.)

Digitized by Google

Der Bauer und die Schlange.

Durch ein Loch im Zaune zu kriechen gedachte die Schlange,
Fing sich aber im Stricke, der vor die Öffnung gelegt war;
Fester zog die Schlinge sich zu, sie hätte das Leben
Dort gelassen, da kam ihr zum Glück ein Wandrer gegangen.
Ängstlich rief sie: Erbarme dich meiner und mache mich ledig!
Laß dich erbitten! Da sagte der Mann: Ich will dich erlösen;
Denn mich jammert dein Elend; allein erst sollst du mir schwören,
Mir nichts Leides zu tun. Die Schlange fand sich erbötig,
Schwur den teuersten Eid: sie wolle auf keinerlei Weise
Ihren Befreier verletzen, und so erlöste der Mann sie.
Und sie gingen ein Weilchen zusammen, da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, sie schoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen,
Ihn verzehren; mit Angst und Not entsprang ihr der Arme.
Das ist mein Dank? Das hab' ich verdient? so rief er: und hast du
Nicht geschworen den teuersten Eid? Da sagte die Schlange:
Leider nötiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen;
Not erkennt kein Gebot, und so besteht es zu Rechte.
Da versetzte der Mann: So schone nur meiner so lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiisch uns richten.
Und es sagte der Wurm: Ich will mich so lange gedulden.
Also gingen sie weiter und fanden über dem Wasser
Pflückebeutel den Raben mit seinem Sohne; man nennt ihn
Quackeler. Und die Schlange berief sie zu sich und sagte:
Kommt und höret! Es hörte die Sache der Rabe bedächtig,
Und er richtete gleich: den Mann zu essen. Er hoffte
Selbst ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange sich höchlich:
Nun ich habe gesiegt! es kann mir's niemand verdenken.
Nein, versetzte der Mann: ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen? und sollte nur einer
Richten? ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor vier, vor zehn die Sache bringen und hören.
Gehn wir! sagte die Schlange. Sie gingen und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und alle traten zusammen.
Alles befürchtete nun der Mann: denn zwischen den fünfen
War es gefährlich zu stehn und zwischen solchen Gesellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug: denn bald verglichen sich beide,
Wolf und Bär, das Urteil in dieser Maße zu fällen:
Töten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Gesetze, die Not entbinde vom Eidschwur.
Sorgen und Angst befielen den Wandrer, denn alle zusammen
Wollten sein Leben. Da schoß die Schlange mit grimmigem Zischen,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängstlich sprang er zur Seite.
Großes Unrecht, rief er, begehst du! Wer hat dich zum Herren
Über mein Leben gemacht? Sie sprach: Du hast es vernommen;

Digitized by Google

Zweimal sprachen die Richter, und zweimal hast du verloren.
Ihr versetzte der Mann: Sie rauben selber und stehlen;
Ich erkenne sie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er sprechen, ich füge mich drein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Übels genug, allein ich will es ertragen.
Spottend sagte der Wolf und der Bär: Du magst es versuchen,
Aber die Schlange gewinnt, sie wird's nicht besser begehren.
Denn sie dachten, es würden die sämtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie sie, und gingen getrost und führten den Wandrer,
Kamen vor Euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben;
Ja selbdritt erschien der Wolf, er hatte zwei Kinder,
Eitelbauch hieß der eine, der andere Nimmersatt, beide
Machten dem Mann am meisten zu schaffen. Sie waren gekommen
Auch ihr Teil zu verzehren: denn sie sind immer begierig;
Heulten damals vor Euch, mit unerträglicher Gr^{o}bheit,
Ihr verbotet den Hof den beiden plumpen Gesellen.
Da berief sich der Mann auf Eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu töten gedenke, sie habe der Wohltat
Völlig vergessen, sie breche den Eid! So fleht' er um Rettung.
Aber die Schlange leugnete nicht: Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Not, sie kennet keine Gesetze.
Gnädiger Herr, da war't Ihr bekümmert. Es schien Euch die Sache
Gar bedenklich zu sein, und rechtlich schwer zu entscheiden.
Denn es schien Euch hart, den guten Mann zu verdammen,
Der sich hilfreich bewiesen; allein Ihr dachtet dagegen
Auch des schmählichen Hungers. Und so berieft Ihr die Räte.
Leider war die Meinung der meisten dem Manne zum Nachteil;
Denn sie wünschten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.
Doch Ihr sendetet Boten nach Reineken: alle die andern
Sprachen gar manches und konnten die Sache zu Rechte nicht scheiden.
Reineke kam und hörte den Vortrag, Ihr legtet das Urteil
Ihm in die Hände, und wie er es spräche, so sollt' es geschehen.
Reineke sprach mit gutem Bedacht: Ich finde vor allem
Nötig den Ort zu besuchen, und seh' ich die Schlange gebunden
Wie der Bauer sie fand, so wird das Urteil sich geben.
Und man band die Schlange von neuem an selbiger Stätte,
In der Maße wie sie der Bauer im Zaune gefunden.
Reineke sagte darauf: Hier ist nun jedes von beiden
Wieder im vorigen Stand, und keines hat weder gewonnen,
Noch verloren; jetzt zeigt sich das Recht, so scheint mir's, von selber.
Denn beliebt es dem Manne, so mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befrei'n; wo nicht, so läßt er sie hängen;
Frei, mit Ehren geht er die Straße nach seinen Geschäften.
Da sie untreu geworden als sie die Wohltat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das scheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's besser versteht, der laß es uns hören. Goethe.

Digitized by Google

Tagebuch.

2. August 1914. König Vittorio Emanuele an Kaiser Franz Josef: „Italien wird gegenüber seinen Verbündeten eine herzlich freundschaftliche Haltung bewahren".

2. September 1914. Die Hoffnungen der in Barcelona eingeschlossenen 5000 bis 6000 Deutschen, von denen ein Teil mit dem Re Vittorio nach Genua zu kommen hoffte, wurde enttäuscht. Auf Anweisung der italienischen Regierung wurden Billette in Barcelona nur an Passagiere verkauft, die sich als Nicht-Deutsche oder -Österreicher auswiesen. (Frankf. Z.)

22. September 1914. Aristide Sartorio in der Gazetta del Popolo: „Ich weiß aus Erfahrung, daß das deutsche Gesetz zugunsten deutscher Untertanen den Kinderraub und Diebstahl in fremdem Land erlaubt."

26. September 1914. San Giuliano zu Labriola: „Wenn Italien diesen Augenblick versäumt, so würden mehrere Generationen vergehen, ehe Italiens Programm verwirklicht werden kann, aber verschiedene Umstände lassen die Regierung zaudern, vor allem die voraussichtliche Kriegsdauer. Italien rechnet mit 15 Monaten, es muß Bedenken tragen, seine Volkswirtschaft, die noch vom libyschen Krieg her geschwächt ist, auf so lange Zeit zu engagieren und muß vielmehr die entscheidende Phase abwarten."

15. Dezember 1914. Bazelotti im Senat: Gründe der Moral und des politischen internationalen Anstandes widerraten, dem Verbündeten den „Gnadenstoß" zu geben.

16. Dezember 1914. „Das bisher von Deutschen viel besuchte Hotel Germania hat mit Rücksicht auf die Zeitlage diesen Namen abgelegt und einen französischen Namen angenommen." (N. N. N.)

14. Januar 1915 wurde den auswärtigen Blättern telegraphisch mitgeteilt, daß das Ausgraben der bei dem Erdbeben Verschütteten auch bei Nacht fortgesetzt wird.

6. März 1915. Perseveranza: „Beide kriegführende Gruppen sollten einsehen, daß Italiens Eingreifen entscheidend wäre und sich deshalb entschließen, auf Italiens legitime Ansprüche einzugehen. Inzwischen ist es für Italien immerhin besser, abzuwarten, bis sich die Ereignisse weiter entwickeln und zeigen, wie und wo italienische Interessen verletzt sind, bevor die Entscheidung getroffen wird."

14. April 1915. Ein Politiker aus dem Ministerium des Äußeren in der Stampa: „Die Zeit des Abwartens wird in den amtlichen Kreisen nicht als verloren betrachtet, denn einmal genügt sie, die eigenen militärischen Vorbereitungen zu vervollkommnen, zum andern erfüllt sich inzwischen auch das Schicksal der beiden wichtigsten Aktionen, der Kämpfe in den Karpathen und der um die Dardanellen. Entweder in dem einen oder in dem anderen Sinne."

Digitized by Google

16. April 1915. Über Triest wird gemeldet, daß die italienische Ärzteschaft wegen der in Serbien wütenden Epidemien die Entsendung neuer Hilfskräfte nach Serbien verweigert.

27. April 1915. Tribuna: „Schon die Neutralität hat der Entente großen Nutzen gebracht, indem sie Frankreich erlaubte, einige Armeekorps von der Alpengrenze wegzunehmen, wodurch der Widerstand an der Marne erleichtert wurde ... Italien kennt den hohen Wert seiner Entscheidung und wird nur seinen Interessen folgen."

11. Mai 1915. Popolo d'Italia: „Es muß bekundet werden, daß jede fernere diplomatische Beziehung mit Deutschland eine ungeheuerliche Beleidigung der Moral und Würde Italiens wäre."

12. Mai 1915: Secolo über die Gegner des Überfalls auf Österreich: „Keine politische Idee, keine Überzeugung leitet diese Bande von politischen Piraten, dieses liebloſe und schamlose Pack."

14. Mai 1915. An alle italienischen Soldaten wird ein Soldatengebet verteilt, das die Worte enthält: „Sieh, Herr, wir gehen nicht mit den Mächtigen gegen die Schwachen, keine Machtwünsche treiben uns in diesen Krieg, wir wollen nur die italienische Erde behalten, die du uns gegeben."

15. Mai 1915. Der Stadtrat von Venedig gibt durch Anschlag bekannt, daß die Fremden ungehindert in Venedig bleiben können; er habe zuverlässige Mitteilungen, daß eine unmittelbare Kriegsgefahr nicht bestehe.

16. Mai 1915. Corriere della Sera: „Italien wäre für alle Zeiten entehrt und stünde als feiger, schamloser Verräter da, wenn es der Entente die Treue bräche. Darüber sind sich alle Italiener einig, die einen Funken von Ehrgefühl haben."

17. Mai 1915. Secolo: „Die Kündigung des Dreibunds erfolgte gegenüber Österreich als dem für die Verletzung des Vertrages am meisten verantwortlichen Teil."

18. Mai 1915. Professore Mussolini in Popolo d' Italia: „Ach, wir wissen, daß euer Giolitti der Mann ist, der die Unehrlichkeit, den Diebstahl, das Räuberwesen zu einem politischen System erhoben hat, dieser infame Mensch, für den Italien noch nicht den Strick gedreht hat, mit dem er am Laternenpfahl des ersten besten Bordells aufgehängt werden soll, dieser alte gefährliche Bandit, dieser Räuberhäuptling aller Vorbestraften und Zuchthäusler des ganzen Südens, dieses jeder Spur von Ehrgefühl entbehrende Individuum, den eine Gebärmutter aus Bronze zur Welt brachte."

19. Mai 1915. Der italienische Botschafter in Paris, Tittoni, auf die Frage, ob der Angriff Italiens durch die Ministerkrisis eine Verzögerung erleide: „Italien hat nur ein Wort."

Digitized by Google

20. Mai 1915. Ciccotti (Sozialiſt) in der Kammer: „Wir befinden uns angeſichts eines Verteidigungskrieges."

23. Mai 1915. Corriere della Sera: „Bei Gott, Italien hat dieſen Bruch nicht gewollt, denn es iſt im Kultus des Rechts, im Traum einer durch Gerechtigkeit geläuterten feierlichen Ziviliſation groß geworden. Aber die fortwährenden Gewaltſtreiche und Drohungen haben uns den Krieg aufgezwungen."

26. Mai 1915. König Vittorio Emanuele: „Soldaten zu Waſſer und zu Lande! Die feierliche Stunde der Erfüllung der nationalen Forderungen hat geſchlagen. Dem Beiſpiel meines großen Ahnen folgend ....."

La Coltura Italiana.

Folgenden Aufruf — auf roſa Papier in großer Type gedruckt — brachte ein Freund unſrer Zeitſchrift aus dem Albergo Central zu Ravenna mit:

Cittadini!!!

Secondo Avviso!!!!

Perchè non volete seguire il nuovo progresso? Il Cesso Inglese e semplicemente costruito per sederci sopra e non per montarci con i piedi e malconciare la vernice, rendendolo in uno stato deplorevole e non servibile per la persona che deve venire apresso ed e periculoso di rompere il vaso. Se per forza maggiore debbono montare con i piedi sopra il sedile, si rivolgano all' Administrazione, essendoci un Cesso espressamente costruito per tale uso nell' albergo.

1906 war man noch beſcheiden: Noi non siamo affatto sicuri che esista una vera e propria Coltura Italiana (La Coltura Italiana, Firenze, Francesco Lumachi Editore). 1915 weiß man, daß und worin ſie beſteht: montarci con i piedi.

Digitized by Google

Die Rhetorik in Italien.

Von Eduard Fraenkel.

Wie ist es den Agenten und den Anhängern des Dreiverbandes in Italien möglich gewesen, einen großen Teil der Bevölkerung mit jenem Fanatismus zu erfüllen, ohne den auch die kriegslüsternste Regierung das Land nicht zu einem so ungeheuren Wagnis hätte fortreißen können? Das ist die Frage, die immer aufs neue unabweisbar vor uns hintritt. Sie ist zu trennen von der an sich nicht minder wichtigen Frage nach den politischen Motiven der wenigen Staatsmänner, die schließlich das Schicksal Italiens bestimmt haben. Denn diese regierende Minorität hätte, zumal nach dem Bekanntwerden der ungeahnt weitgehenden Zugeständnisse Österreich-Ungarns, ihre Überzeugung und ihren Willen dem Lande nimmermehr einleuchtend machen können, wäre nicht bereits weithin eine Stimmung herrschend gewesen, die den Krieg um des Krieges willen wollte und die schon eine viel zu starke Eigenbewegung erlangt hatte, als daß sie noch durch die Erörterung einer Kriegsnotwendigkeit oder eines fernen Kriegszieles in ihrem Schwunge sich hätte hemmen lassen.

Die Antwort auf jene Frage macht man sich in Deutschland vielfach unbillig leicht, indem man nur den Abschaum des Volksganzen, erkaufte Journalisten, eitle Literaten, arbeitsscheue sogenannte Studenten und den buntgemischten Pöbel der Gasse als die ursprünglichen Träger der Kriegsraserei ansieht. Gewiß hatten an der Ausbreitung der Bewegung alle diese Elemente einen großen Teil, sie, die den Lockungen britischen Geldes und eingeborener Zuchtlosigkeit am wehrlosesten anheimfielen. Wenn man nun aber meint, die führenden Kreise der Nation, das seßhafte Bürgertum, die Gebildeten hätten dem ganzen Treiben ablehnend oder zum mindesten unbeteiligt gegenübergestanden, so ist das ein Irrtum, beruhend auf Unkenntnis der geistigen Haltung der heutigen Italiener. Es wäre vermessen, diese voraussetzungsreiche und schwer zu erfassende geistige Welt in Kürze kennzeichnen zu wollen; wir werden nur versuchen, ein Gebiet zu beschreiben, auf dem ein wichtiger Teil der Vorbereitung auf die gegenwärtige Lage sich vollzogen hat: das Verhalten des Italieners zum Worte, zur Rede, der gesprochenen wie der geschriebenen.

Am Tage nach der Demonstration von Quarto begrüßte der Senator Maragliano im Athenäum zu Genua Gabbriele d'Annunzio als den Dichter, „den die Italiener jeder Richtung des Denkens und des Glaubens in allgemeiner Übereinstimmung zum Künder der Nationalseele ausersehen haben und der, mit seinem hohen Intellekt, bestrahlt vom Genius, dazu ward; mannhafte Entschlüsse in der ganzen Nation erweckend" (Corrière della sera vom 8. Mai). Das ist gewiß hyperbolisch ausgedrückt; aus der Luft gegriffen ist es nicht. Es muß anerkannt werden, so schwer uns ein Verstehen auch

Digitized by Google

fallen mag, daß ein großer Teil des gebildeten Italiens in dem Rhetor den Propheten letzter nationaler Ideale erblickt. Dabei kommt auf die Person dieses Rhetors, der einmal als Dichter begonnen hat, garnichts an, nichts auf den Schmutz, der seinem Privatleben anhaftet, auch darauf wenig, daß der Mann eigentlich künstlerisch schon überwunden war, als er sich zur Zeit des Tripoliskrieges durch seine antikischen Hymnen rehabilitierte und aufs neue selbst eine feingebildete Jugend zu einer Begeisterung hinriß, die dem Fremden jede ernsthafte Diskussion über ihn unmöglich machte. Wichtig ist nicht der Sprecher, der uralte Hausmittel einer Allerweltsberedsamkeit handhabt, — an seiner Stelle könnte irgend ein anderer stehen und hätte den gleichen Erfolg — wichtig ist die Wirkung seiner Worte auf seine Hörer. Man muß es ganz erfassen, was es heißt: es sind da Menschen, denen die Rhetorik Endgültiges zu geben vermag. Dem italienischen Volke dient eine Sprache, die mit einer wunderbaren Fülle kühn verschlingbarer Konstruktionen, mit großen Klangschönheiten, mit reichen Möglichkeiten zur Bildung abstrakter Wörter ausgestattet ist; eine Sprache, auf deren sorgfältigen Gebrauch vielfach selbst der Mann aus dem Volke Wert legt, die der Gebildete frühzeitig als ein elegantes Werkzeug zu regieren lernt. Der Sinn für Beredsamkeit ist dank einer uralten Tradition erstaunlich entwickelt, selbst in der Provinz hört man allerorten Predigten wie Versammlungsreden von beneidenswerter Vollkommenheit der Form. Herrlich wäre es, wenn ein Volk mit dieser Gabe sich Festgewänder schüfe, einen schönen Geisteskörper darein zu hüllen, der ihnen unter der schimmernden Pracht als ein eigenes Lebendiges vertraut wäre und hernach auch in schlichterem Kleide mit ihnen in ihr Alltagsleben hinauswandelte. Wie aber, wenn mit dem ererbten Prunk eine Kleiderpuppe behängt wird, wenn das Wort das Primäre ist, wenn erst die rhetorische Antithese sich einstellt und ein gedankliches Gegenüber wohl oder übel hinternachfolgt? Wir erleben in weiten Schichten der italienischen Intelligenz die grauenvolle Erscheinung, die man wohl als die Rhetorisierung des Denkens bezeichnen kann. Die Rede schmiegt sich nicht mehr dienend dem Gedanken an, sie ist statt seiner, ist vor ihm da. Wir kennen dies Gespenst: es ging um, als der lebendige Geist der antiken Welt, der griechischen wie der römischen, abgeschieden war. Lange Zeit hatte man das Erbe einer großen Vergangenheit genießend festgehalten, ohne es zu mehren; zuletzt zerfiel der nicht mehr schöpferische Geist, und überall, wo die Zersetzung begann, ließ die Rhetorik sich nieder. Sie war zur Zeit der Freiheit im Gericht und auf dem Markte eine wirksame Begleiterin der Tat gewesen; jetzt ward sie zum Zweck des Lebens und des Denkens. Alles riß sie an sich, die Religion, die Wissenschaft, die Dichtung. Die wenigen Großen, die dem Ungeheuer keinen Tribut zollten, standen einsam und vermochten den allgemeinen Verfall nicht aufzuhalten.

Digitized by Google

Aber das neue Italien war nicht der kraftlose Erbe einer vergangenen Größe, es stand mit glühendem Lebenswillen und reichen Kräften vor einer verheißungsvollen Zukunft. Und doch lag ein schweres Geschick auf ihm. Eine jahrhundertelange Leidensgeschichte hatte das Land, von dem zu Beginn der Neuzeit die belebendsten Impulse für Europa ausgegangen waren, in seiner Entwicklung zurückgehalten, hatte fast nirgends ein lebendiges Staatsgefühl aufkommen lassen und weithin Keime der Korruption gesät. Eine jähe Bewegung, deren Zügel nicht immer in den Händen der berufensten Lenker ruhen blieben, brachte dann die ersehnte Freiheit und Einheit. Eine Fülle neuer Aufgaben stellte sich plötzlich dar. Fast auf allen Gebieten des staatlichen und des wirtschaftlichen Lebens war von unten her aufzubauen. Wahrhaft Großes wurde nach vielen Richtungen geleistet. Aber die Oberschicht des Volkes brachte in der Mehrzahl jene sittliche Tüchtigkeit nicht auf, die sich begnügt immer nur das Nächste zu tun, die das Kleinste nicht gering achtet. Der freie Besitz von Italien, von Rom, zog, nicht sogleich, aber wie in langsamem Erwachen, ungemessene Ansprüche nach sich. Alle Größe der Vergangenheit trachtete das neue Italien gleichzeitig auf seinen Scheitel zu häufen; man hatte ein Recht darauf, ja die Pflicht, im Reiche der Künste und des Geistes nicht hinter dem Rinascimento, in Fragen der Macht nicht hinter dem römischen Imperium zurückzustehen. Auf dem geistigen Gebiete vor allem machte sich bei vielen eine Unruhe geltend, rasch ans Ziel zu kommen, rasch souverän zu sein. Vor einigen Monaten hielt in Florenz ein Professor einen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Wesen der deutschen Kultur und setzte darin auseinander, wie unheilvoll die Tyrannei der deutschen Wissenschaft in Italien sei. Sie nähme den jungen Menschen die wahre Freude und Begeisterung am Studium, indem sie sie in kleinlicher Art zwänge, endlose Wege zu gehen, sie aber über den Mitteln das Ziel ganz aus den Augen verlieren lasse. Dieses Geständnis ist bezeichnend. In der seelischen Not, die sich hier offenbart, warf man sich der Rhetorik in die Arme. Sie hat die Literatur schon auf weite Strecken verwüstet; wer alte italienische Prosa, etwa die Florentiner Novellenbücher des 15. und 16. Jahrhunderts kennt, wird nicht ohne tiefe Niedergeschlagenheit vor der öden Überladenheit der modernen Belletristik stehen. — Hier ist, wie überhaupt in der ganzen Frage, ein Vergleich mit Frankreich lehrreich; die auch dort blühende Rhetorik ist immer Hülle, immer dienend geblieben, es herrschen Geschmack und Gefühl, oder wenn man will sentiment. — Doch viel verhängnisvoller waren die Wirkungen der italienischen Rhetorik da, wo sie sich außerhalb der Literatur das Denken der Menschen unterjochte. Wenn man der Dinge selber so schnell nicht habhaft werden konnte, so schuf man sich eine Formel über die Dinge; mit der arbeitete man dann weiter. Der gebildete Italiener weiß, wieviel Analphabeten er im Lande hat, nicht irgendwo im Süden nur,

Digitized by Google

sondern auch dicht vor den Toren Roms; er weiß, wie unendlich lange mühselige Arbeit noch zu leisten sein wird, bis einmal der tierisch dumpfe Irrwahn der Bevölkerung nicht mehr jedes elementare Ereignis in Mittel- und Süditalien unnötig um vieles furchtbarer macht. Wie erfrischend ist es da, sich solcher Gedanken zu entschlagen, indem man von der lateinischen Kultur spricht. Wie reizvoll, in schönen Floskeln das Erbe der Renaissance fortzuführen, anstatt etwa dafür zu sorgen, daß das Lebenswerk des Propheten jener großen Bewegung, Petrarcas, in einer einigermaßen zulänglichen Ausgabe der Welt vorgelegt werde. Dafür können die Deutschen sorgen (in der Tat tun sie es ja zum Teil bereits), wie sie denn überhaupt nach dem Urteil der Italiener eine hervorragende Eignung für das Handwerksmäßige, das pedantisch Fleißige haben. Sich selber behielt man den höheren Schwung, den wahren Idealismus vor. Diese Rhetorik arbeitet nur mit handfesten Kontrasten. Innerlich lebt sie überall von dem Fehlen eines unbefangenen Daseinsgefühls, eines schlichten Vorwärtsstrebens, von dem Widerspruch zwischen hochgespannten Wünschen und den unzureichenden Mitteln zu ihrer Befriedigung. Es ist klar, wie sehr sie schon vor dem Kriege dazu dienen mußte, gehässige Formeln zu schmieden gegen diese Deutschen, deren Mitwirkung man auf allen Gebieten geistiger und materieller Arbeit vonnöten hatte, während man ihnen doch nach dem Gesamtprogramm des Neuitalienertums im Grunde so unendlich überlegen war. Ein bedeutendes Verdienst um die Ausbreitung deutschfeindlicher Gesinnung mit den Mitteln der Rhetorik hatten zweifellos die Universitäten, deren Niveau und Disziplin in einem anderen Aufsatze dieses Heftes charakterisiert wird. Die Abneigung der Intellektuellen gegen die Deutschen floß aus ganz anderen Quellen als der populäre politische Haß gegen Österreich; es konnte jedoch nicht schwer sein, in den langen Monaten der vorbereitenden italienischen Kriegshetze beide Strömungen in ein breites Schlammbett zu vereinigen. Die Regisseure brauchten nur längst bekannte Requisiten hervorzuholen. Wie man gegen Österreich-Ungarn den bewährten secondo polmone della respirazione Italica seine Dienste weitertun ließ und damit eine Fülle unbequemer Detailfragen einer weiterblickenden Mittelmeerpolitik los wurde, so schob man gegen Deutschland das Russen, Senegalneger und Angelsachsen mit gleicher Liebe umfassende Kunstgebilde der „lateinischen Kultur" vor, worauf sich dann als wirkungs- und klangreiche Antithese die teutonische Barbarei in allen ihren Variationen einstellte. Wesentlich erleichtert wurde die Campagne durch die historische und geographische Ignoranz, die jeder italienische Redner und Publizist als bei seinem Publikum im wesentlichen homogen vorhanden voraussetzen darf. Dazu stimmt die flitterhafte Aufputzung mit einer Scheingelehrsamkeit, ohne die diese Rhetorik nicht zu denken ist. Was wären d'Annunzios Reden ohne antiquarische Reminiszenzen? Der Corrière della sera brachte immer wieder Aufsätze

Digitized by Google

mit Kartenbeigaben über Istrien und Dalmatien zur Zeit des römischen Imperiums, möglichst unter wörtlicher Anführung einiger lateinischer Inschriften. Daraus folgte dann ja unwiderleglich der Anspruch des heutigen Italiens auf diese Gebiete. Vor allem aber wurde das Publikum, dem ja längst der Schall statt des Sinnes willkommen war, mit den Zaubermitteln des Klanges bearbeitet. Ein Beispiel aus der letzten Zeit mag das erläutern, die Praxis ist von Anfang an die gleiche gewesen. Der Corrière della sera überschrieb seine Entrüstungsergüsse über den Untergang der Lusitania: „lusso di violenza". Das klingt doch, das ist schön und eindringlich, das ist wahr! Der Leser weiß sogleich, worauf es ankommt und braucht kaum noch zu lesen, was darunter steht.

Der Grundcharakter der Propaganda war gegeben, im einzelnen waltete reiche Abwechslung. Welch ein Unterschied zwischen dem Poetaster, dessen Ruchlosigkeit in den Seligpreisungen der Bergpredigt nur ein System höchst brauchbarer Anaphern erblickt, und dem Professor der deutschen Literaturgeschichte G. A. Borgese, der, geschmackvoll und klug, ausgerüstet mit reichen Kenntnissen, in langen Feuilletons Erscheinungen des deutschen Geisteslebens analysiert, ruhigen Tones, bestechend mit der Haltung unbefangenen Forschergeistes, ja wahrhaften Einlebens, immer freilich gerade bis an die Grenze, wo das wirkliche Verstehen beginnen sollte, — da setzt dann bei ihm die spöttische Überheblichkeit des Romanen ein und den Schluß bildet stets die aufpeitschende Geste des Interventionisten. Im Grunde arbeiten eben doch der Professor wie der Panegyriker nach dem gleichen Rezept, beide umgaukeln den Hörer mit den Künsten ihrer Rede, schmeicheln seinen Sinnen, indessen sie seinen Verstand zu belehren vorgeben, ziehen ihn ab vom Nachdenken über eine politische Notwendigkeit, über die Eigenart eines fremden Volkes, und entlassen ihn schließlich, die Formel im Ohr, die man ihm einzublasen wünschte.

Der Erfolg des Phrasenfeldzuges ist vollständig gewesen. Dem Volke, das sich daran gewöhnt hatte, die Geste für die Tat zu nehmen, war die Ehrfurcht vor der ernsten Tat und ihren Forderungen verloren gegangen. Man schritt in ein Verhängnis, als führte man ein Schaustück auf. Die Sittlichkeit war von der Rhetorik zersetzt worden. Die berühmte Formel vom „sacro egoismo" (der rhetorische Typus, dem dieses lumen orationis folgt, ist das beliebte oxymoron) — was bedeutete ihre Proklamierung durch den leitenden Staatsmann anderes als: „Wir übergeben dir, dem Normalitaliener, hiermit einen schönen Klang, zu beliebigem beruhigendem Gebrauche, falls du dir einmal sehr unnützerweise Gedanken darüber machen solltest, ob es ganz anständig sei, die Bundesgenossen, von deren Bündnis Italien bisher einseitig nur Vorteile gehabt hat, in dem Augenblick zu überfallen, wo sie zum erstenmal nicht etwa unsere Hilfe, nein gegen hohe Belohnung unser ruhiges Beiseitestehen verlangen. Sollten dir etwa dumme Reminiszenzen kommen, wie ‚brigantaggio,

Digitized by Google

Erpressung usw.', so sage dir nur recht oft recht ausdrucksvoll vor: ‚sacro, sacro egoismo'. Es hilft." Wenn schließlich irgend ein ganz Begriffsstutziger nicht einzusehen vermochte, wie heldenhaft es sei, sich dem Überfall auf die seit langen Monaten um ihre Existenz ringenden Zentralmächte als achter Angreifer anzuschließen, so war dem zu sagen, daß jede Kriegshandlung eines Römers oder Römerenkels eo ipso etwas unvergleichlich Heroisches ist und würdig sich anreiht jenen glorreichen Taten, mit denen die Schulstubenrhetorik des alten Rom schon die älteste Geschichte der ewigen Stadt so überreich ausgestattet hat.

Zum Schluß mag ausdrücklich hervorgehoben werden, daß wertvolle Teile des italienischen Volkes der Einwirkung der Rhetorik entrückt sind. Das sind einmal nach unten die, die fast allen literarischen oder halbliterarischen Einflüssen fernstehen, vor allem das fleißige brave Landvolk; sodann nach oben diejenigen Intellektuellen, die wahrhafte Bildung und innere Tüchtigkeit über den Machtbereich der Phrase hinausgehoben hat. Von diesen Menschen geht eigentlich aller Fortschritt im Lande aus. Sie tun in strenger Sachlichkeit das, was sie für ihre Pflicht erkannt haben; nur selten gelingt es einem von ihnen, andere auf ihre Bahnen mitzuführen, meist gehen sie in ergreifender Einsamkeit ihren Weg. Sie werden gewiß klaren Blickes die Verblendung übersehen, die jetzt in ihrem Vaterlande am Werk ist. Mancher unter ihnen hat in den vergangenen Monaten mahnende Worte gesprochen. Italien hat nicht auf sie gehört. Von den Zaubertönen seiner Schönredner gebannt ist es, taub gegen die Stimmen politischer Klugheit wie gegen die Gebote der Sittlichkeit, in unersättlicher Machtgier zu blutigem Frevel geschritten; so wird ihm denn geschehen nach dem Worte des Dichters, der einmal von der Frucht eines verräterischen Handelns also spricht:

Quindi non terra, ma peccato ed onta
Guadagnerà, per sè tanto più grave,
Quanto più lieve simil danno conta.

(Dante, Purg. XX, 76 sqq.)

Digitized by Google

Canzone von Petrarca.

(Überſetzung von Karl Förſter, erſchienen bei F. A. Brockhaus, 1818.)

Zwar, mein Italien, bleiben, was wir ſagen,
Die Todeswunden offen,
So ich an deinem ſchönen Leib' erſehe,
Doch mindeſt will, wie Tiber, Arno hoffen,
Wie Po es wünſcht, ich klagen,
Bei dem ich ſchmerzensvoll und jammernd ſtehe. —
O Himmelsfürſt, ich flehe,
Daß, wie dich Mitleid einſt zur Erde ſandte,
Es jetzo in dein teures Land dich lade.
Da ſieh, o Herr voll Gnade,
Wie wilder Streit erwuchs aus kleinem Brande.
Die Herzen ſchlug in Bande
Mars, ſtolz und wild, die blinden;
O Vater, löſe ſie, dem Hochmut wehre!
Laß meine Zunge künden,
Wer ich auch ſein mag, deiner Wahrheit Lehre!

Ihr, die ihr in der Herrſcherhand den Zügel
Der ſchönen Länder haltet,
Von denen euer Herz ſich abgewendet,
Was hat die fremden Schwerter hier entfaltet?
Was hat die grünen Hügel
Mit der Barbaren Blute rings geſchändet?
Von eitlem Wahn geblendet
Seht wenig ihr, und meinet viel zu ſehen,
In feilem Herzen ſuchend Treu' und Ehre.
Je mehr der Söldnerſpeere,
Je leichter wird's dem Feind, euch zu beſtehen.
O Flut, die fremde Höhen
Und Wüſtenei'n uns ſenden,
Um unſre holden Fluren zu verheeren!
Wenn von den eignen Händen
Uns ſolches kommt, wer ſoll uns Heil gewähren?

Wohl zeigte die Natur ſich uns gewogen,
Ließ ſchirmend ſich erheben
Die Alpen zwiſchen uns und deutſcher Strenge.
Doch täuſchte ſich ein heillos blindes Streben;
Der ſtarke Leib, umzogen
Von Beul' an Beul', erkrankte in der Länge.

Digitized by Google

In eines Käfigs Enge
Stehn wild' und zahme Tier itzt als Genossen,
So daß die Bessern immerdar verzagen,
Und — was noch mehr zu klagen —
Von einem rohen Volke jen' entsprossen,
Dem so die Seit' erschlossen
Einst Marius, wie wir lesen,
Daß — noch ist's dem Gedächtnis nicht entsunken —
Um Durstes zu genesen,
Er Blut und Wasser aus dem Strom getrunken.

Von Cäsar schweig' ich, der auf jedem Pfade
Mit Blut die Halme tränkte,
Das unter unserm Schwerte sie vergossen.
Ein feindliches Gestirn, so scheint es, lenkte
Von uns des Himmels Gnade.
Seht da den Lohn, so eurer Tat entsprossen!
Was ihr geteilt beschlossen,
Es muß der Erde schönstes Land verderben.
Ha, welche Schmach! o Sünde, kaum zu fassen!
Armen Nachbar zu hassen!
Auf seiner kleinen Habe letzte Scherben
Zu lauern! dann zu werben
Um Fremder Gunst und Neigung,
Die ihre feile Seele um Gold verdingen!
Ich sprech' aus Überzeugung,
Nicht, weil Verachtung oder Haß mich zwingen.

Gewahrt ihr nicht, was sich so oft erwiesen,
Des Baiern List und Ränke,
Der mit dem Tode scherzet, wenn er schwöret?
Herber ist Schmach, als Schaden, wie ich denke.
Doch mehr des Bluts wird fließen,
Wenn gegen euch ein andrer Zorn sich kehret.
Von früh bis Mittag höret
Auf euch, und seht, wie wenig Andre schätze,
Wer sich um Gold geringer hält und kleiner.
O Blut du der Lateiner,
Daß solche Schmach nicht länger dich verletze!
Kein Name sei dein Götze,
Der inhaltleer erfunden!
Daß uns die Wut der heimatlosen Horden
Am Geiste überwunden
Ist lediglich durch unsre Schuld uns worden!

Digitized by Google

Ist dies das Land nicht, das zuerst ich schaute?
Das Nestlein, so mich hegte,
Um süße Kost dem Hungrigen zu reichen?
Ist's nicht die Mutter, die mich sorgsam pflegte?
Der liebend ich vertraute,
Die zärtlich hüllt der Eltern teure Leichen?
O könnt' ich euch erweichen!
Daß ihr des armen Volkes Tränen sähet,
Des jammerreichen, mit gerührtem Herzen,
Da Lind'rung seiner Schmerzen
Nächst Gott von euch allein es hofft! O stehet
Nicht kalt und unerflehet!
Und gegen Wut wird Tugend
Sich rüsten, bald der Kampf zum Ziel gelangen;
Ist in Italiens Jugend
Ja noch der alte Mut nicht untergangen.

Ihr Edeln sehet, wie die Tag' entfliegen,
Wie schnell die Jahr' entgleiten,
Und wie der Tod uns nacheilt auf den Füßen!
Noch seid ihr hier; denkt an die Reis' in Zeiten!
Es muß die dunkeln Stiegen
Die Seel' entkleidet und allein begrüßen.
Haß, Zwietracht sei verwiesen!
Nicht dürfen euch in diesem Tale schänden
Die Stürme, so des Lebens Heitre schwärzen. —
Die Zeit, zu Andrer Schmerzen
Verwandt, mögt ihr auf beß're Taten wenden!
So mit Verstand als Händen
Sucht Schönes zu vollbringen,
Ergebt euch einem ehrenvollen Streben!
Das wird euch Freude bringen
Und macht den Himmelspfad euch leicht und eben. —

Ich rate dir, Canzone,
Sag' höflich deine Meinung; denn zu Leuten,
Die stolz und übermütig, geht die Reise,
Die sich nach alter Weise
Und bösem Brauche immerfort bereiten,
Die Wahrheit zu bestreiten.
Doch besser wirst du fahren
Bei wenig Edeln, die des Bösen müde. —
Wer wird, sprich da, mich wahren? —
Ich geh' und rufe: Friede, Friede, Friede!

Digitized by Google

Gabriele d'Annunzios Rede für das Weihefest der Tausend.

(5. Mai 1860 — 5. Mai 1915).

In dem Theater in Quarto, in welchem die Bajazzi d'Annunzio und Garibaldi auf Engagement gastierten, hielt d'Annunzio folgende Proberede, für die ihm der Corrière della Sera 100 000 Lire bezahlte.

1.

Majestät des Königs von Italien;

Großes Volk von Genua, Körperschaft des wiedererstandenen Sankt Georg;

Ligurer der beiden Gestade und von jenseits des Joches;

Italiener jeden Geschlechtes und jeden Bekenntnisses, Sprößlinge der einen Mutter, unser Stamm, unser Blut, Brüder;

Und ihr, o Wunder, welches das nicht blinde Geschick uns schauen läßt, die ihr als Letzte der heiligen Schar noch auf Erden lebt oder vielleicht aus dem tiefen Schoß der Ruhmeswalstatt heute wieder erschienen seid, um denen, welchen die Erinnerung oder der Glaube oder die Würde abhanden gekommen, zu bezeugen, wie eben jene Seele, die hier schwebt und das Erz für die Ewigkeit aufrichtet, dereinst wahrhaftig im Hauche sterblicher Münder lebte und die Kraft der vergänglichen Knochen schwellte;

Auch ihr, leibliche Nachkommen der Freiheit und dessen, der im Erze ragt, lebende Bilder seiner unermüdlichen Jugendkraft, die ihr für die Welt seine Liebe zur Ferne verewigt und sein sehnsüchtiges Verlangen, die Unholde zu bekämpfen;

Und die zwei Schattenbilder, die da zwischen euch stehen gleich den Zwillingen von Sparta, mit jenem Blutquell mitten in der Brust, der unversehens italischen Frühlingsduft in den Kriegsschlamm der Argonnen ergoß;

Warum seid ihr heute hier zusammengekommen, auf diesem Strande, der uns heute geheimnisvoll dünkt wie jener, an dem ein anderes Leben, das Leben des Jenseits beginnt?

Warum sind wir hier versammelt, um gleichsam Sühne zu leisten, um gleichsam ein Opfer zu feiern, um gleichsam mit dem Gebet Erhörung und ein Geheiß zu erlangen?

Ein jeder von uns weiß es in seinem frommen Herzen. Aber es muß unter diesem Himmel ausgesprochen werden: damit wir alle, von der Majestät des Königs bis zum rauhen Tagelöhner, in Liebe uns erschauern fühlen wie eine einzige Seele.

Heute leuchtet auf das Vaterland ein purpurroter Tag herab: und das ist eine Heimkehr zu einer neuen Ausfahrt, o Volk Italiens!

2.

Wenn je die Steine riefen in den Träumen der Propheten: — seht, so kündet in Wahrheit in unserer Vorabendfeier dieses Erz ein Geheiß.

Es ist ein Geheiß, wie ein hoher Bau am Meere.

Es ist ein Dammbau strengen Wollens, auf dessen Höhe sich zwei Flügel öffnen und ein Kranz sich windet.

Es ist gewaltig und stark wie die zehnte Flut, o Seeleute, wie jene Woge, die

Digitized by Google

wuchtiger emporsteigt, nach den neunen, die ihr vorangingen, vor den neunen, die ihr folgen werden: die Hauptwoge, die den Mut trägt und ruft.

Die Helden erwachen wieder und heben mit titanischer Wucht die Steineslast des Todes empor, damit ihr Schöpfer vor sie hintrete und sie zum unsterblichen Denkmal gestalte.

Aufrecht steht der Schöpfer und schaut auf jene Schönheit, die einzig in den Augen unserer Martyrer lebte und unter ihren blutlosen Lidern wie ein Siegel haften blieb.

Er blickt auf sie, er entdeckt sie, er erhöht sie. Sie steht vor ihm wie eine verworrene Masse. Er schaut sie an wie Michelangelo den widerspenstigen Marmorblock.

Gewaltige Arme eines Schaffenden sind seine Arme. Ihr seht sie. Und seine Hände besitzen die Schaffenskraft wie die Hände des Gottes den Donnerkeil umklammern. Man weiß nicht, schwellt ihre Adern so gewaltig die Wucht des vollendeten Werkes oder die des Werkes, das der Vollendung harrt.

Wo anders als in euch, als in eurer unvorhergesehenen Einmütigkeit, o Italiener, liegt die leuchtende Schönheit, die er heute aufrichtet und vor sich hinstellt um ihr zur erhabenen Erhöhung zu verhelfen?

Niemand mehr spricht leise; denn vorbei sind Schaden und Schande; das feige Nichtsehen und Nichthören sind vorbei. Und die Boten der Luft verkünden uns, daß die Nacht Michelangelos wach geworden und die Morgenröte Michelangelos, Fuß und Ellenbogen in den Felsen stemmend, von den östlichen Alpen her schon am Himmel emporspringt.

Ihr zugewandt erheben sich die Helden wieder aus ihren Gräbern, sie decken sich wieder mit ihrem zerrissenen Fleisch, sie rüsten sich wieder mit den Waffen, an denen sie zugrundegegangen, sie gürten sich wieder mit der Kraft, die einst gesiegt: um Jener willen, die an den mächtigen Schultern plötzlich des Sieges Fittiche entfaltet.

Aus ihren Leichenbinden wollen wir das Weiß unserer Fahnen machen.

Gleicht nicht von ferne der Stein des Flügels dem Schnitt eines Altartisches, den die Trunkenheit der Martyrer errichtet? Und ist nicht drinnen eine Höhlung ähnlich der Opfergrube, für das Blut und für die Glut?

Oh, wenn je die Steine riefen in den Träumen der Propheten: — so ruft gebieterisch wohl heute dieses Erz.

Wenn je der Heldengröße ein ehernes Werk gewidmet wurde, das unsere Ahnen ein Gebläsewerk nannten, daß heißt aus Feuer und Gebläse-Hauch bestehend: dann ist wohl dieses das Höchste, da es ganz aus Feuer und Hauch besteht, aus flammendem Glauben und unaufhörlichem Hoffnungshauch, aus verhaltenen Feuereifer und schöpferischem Sehnsuchtshauch.

Noch ist es heiß. Noch hat es die rasende Glut des Hochofens. Die Gottheit des Feuers wohnt in ihm.

Vielleicht sähet ihr es glühen, wenn das Tageslicht es nicht verschleierte. Ich glaube, heute nacht erscheint es ganz glühend auf dem schaudernden Meere, aus nie erkaltendem Guß geformt wie diese unsere neue Eintracht.

Und die anderen Helden, die durchs Tyrrhenische Meer aus den Begräbnisstätten Siziliens zurückkehren, wo das Korn gedeiht und schon in voller Frucht steht,

Digitized by Google

werden sagen: „Gott sei Lob! Wieder haben die Italiener das Feuer angezündet auf dem Altar Italiens."

3.

Das Feuer der Liebe, heftigster Liebe, unbezähmbarer Liebe, wie es die Schicksalsgeweihten an jenem Wunderabend in ihre Brust geschlossen trugen, an diesem Gestade, wo wir erstaunt sind, das Keuchen des Meeres und den Herzschlag der Lebenden zu hören, so weit liegt es in der unzugänglichsten Gedankenferne, wie die Ebene von Marathon, wie das Vorgebirge Mykale, jenseits sogar dieser ehrwürdigen Bilder, jenseits jedes Zeichens:

denn dort waren geordnete Scharen, gerüstete Schiffe, ein vorgezeichneter Ansturm, ein offener Feind, — hier aber nichts als trunkene Hingabe an das Unbekannte, nichts als nackte Todesweihe, nichts als Leidenschaft und Mühsal, Angebot und Geschenk, ein Abschiedslied, das Vergessen der Heimkehr und die geheimnisvolle Macht der Sternenzahl: Tausend.

Die Mütter, die Schwestern, die Bräute, die geliebten Frauen kamen auf dem Wege daher, zogen vom Pila-Tor nach Quarto, an die Mündung, weinend, betend, tröstend, hoffend, verzweifelnd, mit heißen Tränen, mit zitternden Stimmen, mit zärtlichen Armen;

und keines dieser lebenden Geschöpfe war für die Ausfahrenden so lebendig wie jenes, dem sie sich auf ewig anboten, wie jenes, das seinen Leib dem Meer in der Maiennacht preisgab, dessen Leben etwas Unsagbares war: ein Hauch, ein Blick, ein Antlitz, — die Geliebte des Herzens, erlesen mit Schmerzen: die Herrin der Zeiten, die Herrin der Reiche, Italien.

4.

Die Tausend! In uns ist es Licht geworden. Das Wort ist Glanz. Das Wort funkelt.

Die Tausend! Und siehe, mitten in unserer Seele öffnet sich eine Quelle ewigen Lebens.

Wollen wir des Vergangenen feierlich gedenken? Wollen wir uns dem zuwenden, was einst war? Wer macht es uns doch auf immer rein von jedem Keim der Zersetzung? wer verwandelt es uns doch in etwas, das sich nicht ändert, nicht vergeht und nicht verdirbt?

Die Gestalten der Geschichte fließen dahin ohne Unterlaß wie eine immer wache Stromflut, zergehen wie die Wolken an einem Nimbushimmel, verlieren sich in der Ferne wie die keuchenden Stöße des Windes in der Wüste und nehmen ins Unendliche jenen Teil von uns hinweg, der nicht mehr zurückkehren kann.

Diese Gestalt aber, siehe! sie ragt über die flüchtige, alles verschlingende Flut der Geschichte als unerreichbare Blüte, in der ewigen Erneuerung der Sage. Selbst in unserem langen Elend wollte unser Gott uns ein solches Zeugnis für das Vorrecht unseres Blutes geben!

Jahre ohne Zahl träufeln herab, um den unbezwingbaren Diamanten in der dunklen Erde zu bilden. Die ins Unendliche strebende Wurzel des Stammes müht

Digitized by Google

sich Jahrhunderte um Jahrhunderte ab, um das Ergebnis in einen ewig ragenden Wipfel zu verwandeln.

Aber wir Elenden, wir Traurigen, wir Verlorenen haben diesen Wipfel aus der Tiefe unseres Wesens, aus dem innersten Geheimnis unserer Seele emporsteigen sehen. Unser Gott hat zum Zeichen des Heiles diesen Mythus aus uns heraus geschaffen.

Er ist da. Über uns steht er ohne Schatten, denn der Mittag ist seine unbewegte Stunde.

Welcher scharfgeschnittene Gipfel der apuanischen Alpen ist dem Ligurer so sichtbar, der im hellsten Morgenschein segelt?

Er ist da. Wir fühlen ihn und schauen ihn.

Wer denkt an die Zeit? War es die Zeit, da die blauen Sängerinnen des tyrrhenischen Meeres von der Narzisseninsel her die Seefahrer ins Verderben lockten? Auf dem Schiffshinterteil stehend konnte Orpheus den Gesang überbieten; an den Mast gefesselt, vermochte es der König von Ithaka, ihn nicht zu hören. Aber wie kamen das Schiff Argos und das des Odysseus zurück, mit anderen Schicksalen und mit neuen Helden beladen?

Nein: gestern war's. Starke Zeugen bestätigen es. Wohl hat der Führer, den ihr im Erz da schaut, den Wuchs und die Kraft eines Theseus. Ihr aber, ihr sahet ihn, ehrwürdigste Greise, ihr sahet ihn in seiner Mannesgestalt, in seinem sterblichen Menschenkörper, wie er als Mensch auf Erden dahinschritt. So ist er in euren ehrwürdigen Augen.

Ein Sohn von ihm, Fleisch von seinem Fleische, den seine Arme wiegten, lebt, spricht, handelt unter uns, wartet darauf, wieder kämpfen zu können. Und glüht nicht sein raschestes Blut wieder in der Jugendkraft seiner Enkel, die ohne Ruhm nicht leben können, wohl aber gut sterben können?

Mensch ist er gewesen, ein Mensch unter Menschen. Und ihr, ihr sahet ihn, ehrwürdigste Greise, ihr sahet ihn aus der Nähe wie Veronika den leidenden Christus sah. Sein wahres Antlitz ist in eure Seele geprägt wie in das Schweißtuch das Antlitz des Erlösers. Kein Schatten verdunkelt es.

Er lächelt. Ihr sahet ihn lächeln: sagt uns, wie war das Lachen seines Mutes? Öffnet euer Herz und zeigt uns jenes menschliche Wunder! Wohl hätte jeder von euch in dem Augenblick sterben mögen, da er jenes blitzende Lachen sah!

An dieser Stelle hier schritt er vorüber, mit seinen Seemannssohlen betrat er sie, das in der Scheide steckende Schwert auf der Schulter wiegend. Er erhob die Augen, um zu schauen, ob Arcturus, sein Stern, glänze. Ihr hörtet seine schicksalsschwere Stimme, später, im Schweigen der Meeresstille, auf dem Wasser voll Himmelsblau.

Sah ihn mancher von euch das Brot brechen unter dem Ölbaum von Calatafimi?

Aber wer von euch stand ihm nahe, als es schien, als ob er auf einem der sieben Kreise des Verzweiflungskampfes sterben wolle? Hörtet ihr damals seine Erzengelstimme?

Er sagte: „Hier schafft man Italien oder man stirbt!"

Dem, der in der Zukunft steht, sagt heute der Glaube Italiens: „Hier ersteht man wieder und schafft ein größeres Italien!"

Digitized by Google

5.

O kummervoller Frühling, Zeit des Zweifels und des Leidens, der Hoffnung und des Grimmes!

Ihr, ihr hörtet nur den Lärm der Städte, das Geschrei der Zwietracht, des Zankes, des Streites. Ihr liehet das Ohr dem Lockruf der Verführer. Ihr vergeudetet die Tage ohne Wahrheit und ohne Schweigen.

Aber die Fernerstehenden gewahrten, hinter dem Zwiste der Menschen, das Vaterland; in sich gekehrt, wie der Fluß in seinen Ufern, tief versunken, allein mit seinem Leid, allein mit seiner Qual, allein mit seinem Schicksal.

Sie wollten vergehn in kindlicher Liebe: denn sie ahnten die krampfhafte Anstrengung der Muttererde, sie erkannten, wie viel sie dulden müsse, wie sehr sie sich abmühen müsse, um ihre Zukunft zu erzeugen.

Und sie dachten bei sich: „Wie du leidest! Wie du dich abmühst! In welcher Bangigkeit du rastest! Wir haben dich geliebt in den trüben Tagen, wir haben dich im Herzen getragen, als du schwer drücktest wie eine Unglückslast. Wer von uns soll sagen, um wie viel mehr wir jetzt dich lieben?

Alle Leidenschaft unseres Lebens reicht nicht hin, um deinen Krampf zu heben, o Mutter, die du immer die Schönste bist und die Geduldigste. Wie sollen wir dir doch dienen?

Menschen sind wir, kleine Menschen sind wir, und du bist zu groß. Aber immer größer zu werden ist dein Schicksal. Drum leide, mühe dich, bange dich. Du wirst deine Tage haben, die dir bestimmt sind."

Und es zeigten sich die Zeichen.

Als im sagenhaften Argonnenwalde der schönste der sechs Brüder aus dem Löwenstamme fiel, wurden die letzten Ehren seinem jungen Körper erwiesen, den aus dem Schützengraben heraus der Mut hatte vielfältig erscheinen lassen wie die Zahl der Feinde.

Es schien den Dichtern, als ob die vier Haimonskinder von den Ardennen herabstiegen, um die Bahre des tyrrhenischen Ritters auf den Schultern zu tragen.

Der Erstgeborene, der mich hört, der Mann mit der hohen Stirne, trat in das Rechteck vor, wo andere unserer Gefallenen in langer Reihe lagen; er bückte sich, lockerte die Erde, nahm eine Handvoll davon und sagte:

„Laßt uns einen Brauch unseres alten Volkes erneuern und auf diese teuren Gefährten, die dem freien Frankreich das Leben hingegeben und dem leidenden Italien den letzten Sehnsuchtsgedanken gewidmet haben, diese frische Erde streuen, damit der Same festhafte."

Damals erschien der Geist des Opfers dem bewegten Volke.

Und es kam ein anderes Zeichen. Der letzte der Blutzeugen von Mantua, der einzige der unerschrockenen Bekenner, der die Henkerqualen überlebte, Luigi Pastro, hauchte hochbejahrt und einsam seine treue Seele aus, die, von den noch harten Knochen festgehalten, erst nach langem Todeskampfe scheiden konnte.

Als nun die Frommen die fast hundertjährige Leiche wuschen, entdeckten sie an den Fußgelenken die Furchen, welche die Fesseln eingedrückt hatten. Seit sechzig Jahren waren sie unvertilgbar da; und es war als ob eine Gunst des Todes sie den Italienern zum erstenmal enthüllte.

Digitized by Google

Damals erschien der Geist des Opfers wiederum dem Volke, das sich an Belfiore erinnerte.

Und es kam ein anderes Zeichen. Ein unterirdisches Grollen erschütterte und verwüstete eine der edelsten Gegenden, jene wo von Anfang an die Freiheit festgewurzelt ist, jene, wo der sabellische Stier gegen die römische Wölfin rang, wo die acht Völker sich Treue schwuren, sich dem schrecklichen Schicksal weihten und ihre feste Stadt Italika nannten.

Da rief die Kraft des Schmerzes von allen Gegenden die Brüder zusammen. Die Trauer war fest wie ein Vertrag. Klagen hörte man keine, Tränen sah man keine. Die Überlebenden, hervorgezogen aus dem Schutt, boten zum Werk die zerschundenen Arme. Im Staub der Unglücksstätten wuchs und mehrte sich die Kraft des Willens, zu allererst der höchste. Das Handeln war einmütig und schnell bereit. Eine Stadt geistiger Brüderschaft schien in den Trümmern durch die Mitwirkung jeglichen Blutes gegründet zu sein; und besser als die Stadt des Schwures, konnte sie sich Italika heißen.

Die Flüchtlinge von Triest und Istrien, die Verbannten vom Adriastrand und von den Alpen Trients, die am stolzesten bei der Arbeit waren und am aufrichtigsten, gaben den gebauten Hütten die Namen der geknechteten Landschaften, wie wenn sie die Befreiung wünschten und verkündeten. Der Bruder sah den Bruder manchmal an, um zu tiefst in den Augen die gewisse Antwort auf die stumme Frage zu lesen.

Damals trat der Geist des Opfers unter das erschütterte Volk, eilte dem Frühling Italiens voraus.

6.

Und hier ist das letzte, höchste Zeichen, hier ist das Geheiß.
Dieses war, dieses ist im geheimen Ratschluß unseres Gottes.

Von Angst zu Angst, von Irrtum zu Irrtum, von Furcht zu Furcht, von Ahnung zu Ahnung, von Gebet zu Gebet, hat er uns zur Heiligkeit dieses Morgens emporgehoben.

Während dies ehrwürdige Erz im brüllenden Ofen schmolz und die Füllform still im Schatten der Schmelzgrube lag, wurde ein größerer Ofen, ein unermeßlicher Ofen angezündet „mit großer geistiger Schönheit".

Und nicht Körbe rohen Metalles wurden da emporgezogen; sondern, gleichwie die Handlanger die Blöcke einen nach dem andern in das Becken werfen, so warfen die edelsten Geister das Beste ihrer Tugend hinein und spornten die Saumseligen und die Trägen mit dem Beispiel an.

Und nunmehr hat uns zur Widmung und Weihe dieses vollendeten Denkmals eine Liebesbotschaft berufen.

Und bei dieser Weihe eines Volkes, das Blutzeugen spendete, ist als höchstes Vorzeichen die Majestät des Mannes anwesend, den wir vor vielen Jahren in einer von Hoffnungsschauern bewegten Trauernacht als König begrüßten, den das Schicksal mit Zeichen erwählte, die uns ebenfalls heilig schienen.

Bei dieser tyrrhenischen Weihe, die Seeleute veranstalten, ist die Majestät des Mannes zugegen, der vom Tode gerufen vom Meere herkam, der vom Tode zum Thron erhoben, König auf dem Meere ward.

Digitized by Google

Grüßen wir ihn wieder mit einträchtigem Wunsch! Treu bleibt ihm das Schicksal, und er wird dem Schicksal treu bleiben.

Er schaut die Statue, die vor ihm steht, das dauernde Erzbild; aber gespannt horcht er auf das tiefe Brausen der edlen Mischung.

Noch immer steht in Brand der unermeßliche geschlossene Glutofen, o unser Volk, o Brüder; und daß er brennen bleibt, will unser Schutzgeist, und daß das Feuer leucht und daß das Feuer sich abmüht, bis das ganze Metall sich verzehrt, bis der Guß bereit ist, bis der Anprall des Eisens dem glühenden Blut der Wiederaufstehung den Durchgang öffnet.

Schon blinkt aus allen Spalten, schon glänzt aus allen Ritzen weiß und rot die Glut. Schon beginnt das Metall sich zu regen. Das Feuer wächst, — doch es reicht nicht aus. Die Kraft der Flamme wächst immer mehr, — doch sie reicht nicht aus. Sie will genährt sein, alles begehrt sie, alles will sie.

Gewollt hatte der Führer des Volkes einen Scheiterhaufen auf seinem Felsen, daß darauf seine sterbliche Hülle verzehrt werde, daß darauf zu Asche werde das traurige Hemmnis; doch nicht ward er ihm angezündet.

Nicht einen Holzstoß von Akazien noch von Mastix noch von Myrten, sondern von Mannesseelen begehrt er heute, o Italien. Nichts anderes will er mehr.

Und der Geist des Opfers, der sein Geist selber ist, der der Geist desjenigen ist, der alles hingab und nichts bekam, wird morgen rufen im Aufruhr des heiligen Brandes:

„Alles was ihr seid, alles was ihr habt, und euch selber, — gebt es dem flammenden Italien!"

7.

O selig jene, die mehr haben, denn desto mehr werden sie geben können, desto mehr werden sie entbrannt sein können!

Selig jene, die zwanzig Jahre, einen reinen Geist, einen gestählten Körper, eine mutige Mutter haben!

Selig jene, die wartend und vertrauend ihre Kraft nicht vergeudeten, sondern sie wahrten in der Zucht des Kriegers!

Selig jene, die unfruchtbare Liebeleien verschmähten um jungfräulich zu sein für diese erste und letzte Liebe!

Selig jene, die einen in der Brust festgewurzelten Haß sich ausreißen mit ihren eigenen Händen, und dann ihr Opfer darbieten werden!

Selig jene, die zwar gestern noch gegen das Ereignis sich sträubten, nunmehr aber die tiefe Notwendigkeit stillschweigend hinnehmen werden und nicht mehr die letzten, sondern die ersten sein wollen!

Selig die Jünglinge, die nach Ruhm hungern und dürsten, denn sie werden gesättigt werden.

Selig die Barmherzigen, denn sie werden ein glänzendes Blut wegzuwischen, einen strahlenden Schmerz zu verbinden haben!

Selig, die reinen Herzens sind, selig, die mit den Siegen wiederkehren; denn sie werden das neue Antlitz Roms sehen, die wiederbekränzte Stirne Dantes, die triumphierende Schönheit Italiens.

Digitized by Google

Gabriele d'Annunzios Rede in Rom.

Bei Antritt seines Engagements und zur Kriegseröffnung, die am 12. Mai 1915 im Kostanzi-Theater stattfand, hielt d'Annunzio folgende Rede:

Römer, Italiener, Brüder im Glauben und in der Sehnsucht, meine neuen Freunde und meine Gefährten von ehedem!

Nicht mir, nicht mir gilt dieser Gruß warmer Liebenswürdigkeit, großmütiger Anerkennung; nicht mich begrüßt ihr, den Heimkehrenden, ich weiß es, sondern den Geist, der mich führt, die Liebe, die mich beseelt, die Idee, der ich diene.

Euer Zuruf geht über mich hinauf und hinaus und zielt höher. Ich bringe euch die Botschaft von Quarto, die nur eine römische Botschaft an das Rom der Villa Spada und des Vascello ist.

Von den aurelianischen Mauern ist heute abend das Tageslicht nicht geschieden, es scheidet nicht: der Schimmer weilt auf San Pancrazio.

Es sind jetzt 66 Jahre — stellen wir heute abend der Feigheit den Heldenmut gegenüber — es sind jetzt 66 Jahre an diesem Abend, seit der Führer der Mannen seine Legion, die schon zu den Juniwundern vorausbestimmt war, von Palestrina nach Rom zurückführte; es sind jetzt 55 Jahre — stellen wir heute abend den Ruhm der Schande gegenüber — gerade an diesem Abend, ja gerade in dieser Stunde, daß die Tausend auf dem Marsche von Marsala nach Salemi rasteten und neben ihren zusammengesetzten Gewehren ihr Brot aßen und still einschliefen. Sie hatten in ihrem Herzen die Sterne und das Wort des Führers, das heute auch uns lebendig und gebieterisch erklingt: „Wenn wir einig sein werden, wird unsere Aufgabe leicht sein. Also an die Waffen!"

Es war der Aufruf von Marsala, der weiterhin mit rauher Drohung sagte: „Wer sich nicht bewaffnet, ist ein Feigling oder ein Verräter!"

Wenn Er, der Befreier, vom Janiculus in die Niederung herabsteigen könnte: würde er nicht alle diejenigen mit dem einen und dem andern Stempel kennzeichnen und der Schande zeihen, welche insgeheim oder öffentlich daran arbeiten, Italien zu entwaffnen, das Vaterland zu beschämen, es in den Zustand der Knechtschaft zurückzuversetzen, es wieder an sein Kreuz zu nageln oder es im Todeskampf in seinem Bett zu lassen, das manchmal uns ein Grab ohne Decke schien?

Mancher braucht 50 Jahre, um in seinem Bett zu sterben, mancher braucht 50 Jahre, um in seinem Bett seine Auflösung zu vollenden. Ist es möglich, daß wir von den Fremden herinnen und draußen, von den Feinden, die in unserem Hause wohnen oder eingedrungen sind, diese Todesart einem Volke auferlegen lassen, das gestern mit einem Machtschauder das Abbild seines höchsten Mythus an seinem Meere errichtete, das Denkbild seines wahren Willens, der ein römischer Wille ist, o Bürger?

Seit drei Tagen beginnt ein unbestimmbarer Geruch des Verrates uns zu ersticken.

Nein, nein, wir wollen nicht, wir wollen nicht ein Museum sein, ein Gasthof, eine Sommerfrische, ein mit Preußischblau übermalter Horizont für die internationalen Honigmonde, ein Liebesmarkt, wo man kauft und verkauft, feilscht und betrügt. Unser Genius ruft uns, um unseren Stempel auf die umgegossene und verworrene Masse der neuen Welt zu drücken. Über unseren Himmel zieht wieder

Digitized by Google

jener Hauch, der in den wundervollen Terzinen atmet, in denen Dante den Flug des römischen Adlers darstellt, o Bürger, den Flug eures Adlers!

Möge Roms Kraft endlich die Tische der Feilscher und der Fälscher umwerfen und möge Rom auf dem Forum den cäsarischen Wagemut wieder finden! Der Würfel ist gefallen, der Würfel ist geworfen auf den roten Tisch der Erde. Das Feuer der Vesta, o Römer, sah ich gestern brennen in den großen ligurischen Stahlwerken, in den Schmieden, die Tag und Nacht ohne Unterlaß glühen; das Wasser der Juturna, o Römer, sah ich gestern fließen, um Platten zu härten, um die Spitzen zu kühlen, welche die Seelen der Kanonen bearbeiten.

Italien waffnet sich, und nicht zum Paradespiel, sondern zum ernsten Kampf. Allzu lange hört es das Seufzen derer, die dort unten an Leib und Seele hungern, Schimpf und Schande und alle Qualen erdulden.

Jetzt sind es 55 Jahre, an diesem Abend, gerade in dieser Stunde, daß die Tausend einschliefen, um beim Morgenrot zu erwachen, um vorwärts, immer vorwärts zu ziehen, nicht gegen das Schicksal, sondern dem Schicksal entgegen, das für sie mit dem Tageslicht in eine einzige Schönheit zusammenfloß.

Möge Rom morgen erwachen in der Sonne seiner Schicksalsnot und den Ruf seines Rechtes, den Ruf seiner Gerechtigkeit, den Ruf seiner Ansprüche erschallen lassen vor der ganzen Erde, die auf Rom wartet, verbündet gegen die Barbarei.

„Wo ist der Sieg?" fragte der jugendliche Dichter[1]), der unter euren Mauern fiel, während er sich sehnte, auf den Ostalpen vor dem Österreicher sterben zu können. O Jugend Roms, glaub an das, was Er glaubte, glaub vor allem und mehr als alle, trotz allem und allen zum Trotze, daß Gott wirklich den Sieg zum Sklaven Roms geschaffen. Wie es römisch ist, Starkes zu vollbringen und zu dulden, so ist es römisch, zu siegen und im ewigen Leben des Vaterlandes zu leben.

Fegt also allen Schmutz hinweg, schafft in die Kloake alle Fäulnis!
Es lebe Rom, ohne Schande, es lebe das große und reine Italien!

(Übersetzt von Professor Josef Steinmayer.)

An d'Annunzio haben wir uns gestattet, als Abdruckshonorar einstweilen 200000 Lire zu senden; das Trentino folgt mit nächster Post.

[1]) Goffredo Mameli, der Dichter des vaterländischen Liedes „Brüder Italiens".

Digitized by Google

Die Tiroler Schützen am Gardasee.

I.

Viel hat wälsches Gränzgesindel, das so manchen langen Tag
In den Schenken müßig weilte, lärmend in den Straßen lag,
Frech zu prahlen sich vermessen: an der hohen Brennerwand
Werde künftig es den Gränzpfahl stellen vom Tirolerland.

Komödianten und Studenten, Räuber, die auf Weg und Stegen
Reisenden den Sack zu kappen oft im Hinterhalt gelegen;
Schmuggler, und die Diebe Mailands, die jetzt frei ihr Handwerk trieben —
Alles rennt herbei, die Herren waren nicht zurückgeblieben.

Und die Fürstin Belgiojoso, Brescias kühne Amazonen,
Tugendreiche Damen, kamen rittlings auf den Bergkanonen;
Ihre Röcke hoch geschürzet schritten sie dem Heer voran,
Zeigten was in rauhen Bergen hoher Muth der Frauen kann.

Als den wackeren Tirolern zukam jene Schreckenskunde,
Mit dem Stutzen auf der Schulter und der kurzen Pfeif' im Munde
Aus der Thäler tiefen Gründen, von der hohen Berge Kanten
Stiegen sie — die Allerkleinsten glichen mäßigen Giganten.

Und sie sah'n weit aus der Ferne schon aus allen Felsenspitzen
Jene prodi cavalieri mit gespanntem Hahne sitzen;
Und der Wälschen lange Büchsen und die Bergkanonen knallen,
Doch von den Tirolerbuben ist kein einziger gefallen.

Da entgegen treten siebzehn aus den Reihen unverdrossen,
Die ihr Pulver in der Heimat selten noch umsonst verschossen,
Steigen ruhig an den Felsen aufwärts, steigen unbekümmert,
Wie die Bäume neben ihnen auch das wälsche Blei zertrümmert.

Und als sie herangekommen, wo die Feinde trotzig standen,
Eine lange Schützenkette, und sie eben schußrecht fanden,
Donnerten die siebzehn Büchsen, und das Echo donnert wieder,
Und herab von Fels zu Felsen stürzen dreizehn Leichen nieder.

Solcher grober Scherz erscheinet unsern Prodi nicht geheuer,
Es bedünket sie die Zeche in Tirol sei etwas theuer,
Und sie eilen was sie können von den engen Felsenstegen
Wieder nach den weiten Thälern, nach den breit getretnen Wegen.

Digitized by Google

Vorn die Fürstin Belgiojoso wieder auf der Bergkanone,
Hinter ihr im wilden Haufen die zerstreuten Bataillone,
Brescias kühne Amazonen schürzen wieder auf die Röcke,
Fliehen mit den tapfern Männern wacker über Stein und Stöcke.

Eine Spähwacht der Tiroler war genug dem Feindesheer
Und kein wälscher Fußtritt schändet jenen heil'gen Boden mehr.

II.

Als es auf dem festen Lande mit dem Kreuzzug nicht gegangen,
Wo so gröblich die Barbaren ihre feinen Gäst' empfangen,
Wollten sie's zu Schiffe wagen. Auf dem Gardasee gezogen
Kamen mächt'ge Kriegesdampfer durch den Amethyst der Wogen.

Schnitten durch die klaren Fluthen, flogen hin am Fruchtgelände
Gold'ner Hesperiden-Gärten, duftender Citronenwände
Und der Capitän erhoben an des Steuerruders Rand
Blickte siegesstolz, den Tubus und das Sprachrohr in der Hand.

Kaum daß er die grünen Hüte mit den Spielhahnfedern schaute,
Rollten auch schon der Geschütze ungestüme Donnerlaute
Und er meint', lang eh' die Stutzen noch das ferne Schiff erreichen,
Würden die erschrock'nen Schützen Sechsunddreißigpfündern weichen.

Da tritt vor ein grauer Schütze, nimmt gleich wie zum Scherz sein Ziel,
Und schlägt an, setzt ab, zielt wieder, wie man pflegt beim Scheibenspiel,
Und indeß das Schiff noch sorglos fern sich in den Wogen wiegt,
Kracht die Büchse und des Alten sich're Todeskugel fliegt.

Auf dem Dampfer stäubt's vom Boden und gleich einem Trunk'nen fällt
Taumelnd auf's Gesicht der Schiffer todt, der noch das Sprachrohr hält;
Und im Nu kehrt das Geschwader und fährt heim mit vollem Dampfe,
Was der Kessel hält, entfliehend dem verhängnißvollen Kampfe.

Und vom Land Tirol der Gränzpfahl steht noch, wo er immer stand,
Am Isonzo, am Tonale und nicht an der Brennerwand.

Zedlitz.

Digitized by Google

Wie es ward!

Nur wenige haben in Deutschland von Beginn des Weltkrieges an, oder gar schon seit den schwülen Julitagen, in denen das Ultimatum Österreichs an Serbien erging, daran glauben mögen, daß Italien sich von dem vor einem Menschenalter geschlossenen, anderthalb Jahre zuvor feierlich erneuten Bündnis lossagen werde, und als dann die sogenannte Neutralität verkündet war, galten die für arge Schwarzseher, die klar erkannten, daß sich Italien vorbereite, seinen Verbündeten in den Rücken zu fallen, sobald es ausreichend gerüstet sei, sobald die Jahreszeit gekommen wäre, in der es seine Regimenter ohne Winteruniformen, von denen die Magazine kein Stück bargen, in den Kampf senden könne. Und dennoch haben sich die Verhältnisse seit Jahren nach diesem Ziele hin entwickelt. Man mußte ein Ferienreisender sein, um nicht zu erkennen, was sich in den Gemütern vorbereite, und daß der Dreibund, wie dies in den „Süddeutschen Monatsheften" schon vor geraumer Zeit von dem „Spectator Germanicus" ausgeführt wurde, von Jahr zu Jahr in stärkerem Maße zu einer leeren Form herabsank, daß seiner Erneuerung kein innerer Wert zuzusprechen sei, weil in einem Lande, in dem Volksbewegungen alles durchzusetzen vermögen, dem Vertrage, der angeblich die Grundlage der äußeren Politik Italiens bilden sollte, sowohl die Zustimmung der Nation fehlte, wie auch der ehrliche gute Wille der Regierung, ihn zu erfüllen.

Auf zwei für die Ereignisse sehr entscheidende Persönlichkeiten mag das Augenmerk zuerst gerichtet werden, auf einen Staatsmann und auf eine Frau. Der Staatsmann hat das Schicksal des Königs Eduard geteilt, er hat die Krönung seines Werkes nicht mehr erlebt, aber er sah im Gegensatz zu jenem die Erfüllung seiner Wünsche in greifbarer Nähe, denn der Marchese Visconti-Venosta ist erst nach dem Ausbruche des Weltkrieges gestorben, und er wußte besser, als irgend ein anderer, daß Italiens Eingreifen gegen Österreich-Deutschland nur eine Frage der Zeit sei. Er war der letzte italienische Diplomat der alten Schule und er beherrschte, wie anerkannt werden muß, das Handwerk mit einer gewissen Meisterschaft und mit den Formen des Grandseigneurs. Auch hatte er einen Blick für die argen Mängel des italienischen diplomatischen und konsularen Nachwuchses; um diesen nicht in einem Zustande beklagenswerter Unkenntnis auf wichtige Posten gelangen zu lassen, gründete er vor Jahrzehnten unter erheblicher Verwendung eigener Mittel das **Istituto di Scienze Sociali** in Florenz, das zur Ausbildung jener Jugend bestimmt ist, und dem er bis zu seinem Tode vorstand. Er betrachtete sich in gewissem Sinne als den Nachfolger Camillo Cavours, denn der kleine Piemontese,

Digitized by Google

der seinen Heimatstaat zur Bedeutung emporgeführt hatte, war der Großonkel seiner Gattin gewesen, und hatte die Großnichten wie eigene Kinder geliebt. Visconti-Venosta trieb gemeinsam mit seiner bei ihm lebenden Schwägerin eine Art Kult jenes eigentlichen Gründers der Einheit Italiens; zusammen mit ihr gab er Erinnerungen an Cavour heraus und förderte die Veröffentlichung seiner Briefe, seiner Schriften. Wichtiger war es, daß er aus dem Ruhestand in die Aktivität zurücktrat, sobald es erforderlich schien, schwierige diplomatische Aufgaben zu lösen, denen die ziemlich untergeordneten, im Amt befindlichen Staatsmänner nicht gewachsen waren. So übernahm er die Vertretung Italiens bei der Marokkokonferenz in Algeciras, und was sich dort abspielte und anbahnte, war in der Tat etwas völlig anderes, als die „kleine Extratour", die Fürst Bülow in dem Abschwenken Italiens von den Dreibundinteressen erblickte. Das mit lächelnder Ironie im Deutschen Reichstag gesprochene Wort hatte die Wirkung, das Verhältnis Deutschlands zu Italien nicht zu verbessern, sondern es zu verschlechtern, denn es wurde in dem Lande, auf das es gemünzt war, nicht etwa als ein Zeichen gutmütiger Nachsicht aufgefaßt, sondern es erbitterte die Eitlen, die darin lediglich den Beweis erblickten, daß man sie nicht ernsthaft nehme, mehr, als eine verdiente Zurechtweisung sie verletzt hätte. Die „Extratour" war in Wirklichkeit ein deutliches Zeichen nicht sowohl des nahenden, als des bereits vollzogenen Wetterumschlages und auch betreffs Italiens hatte man sich seit jenen Tagen auf heranziehenden Sturm gefaßt zu machen. Visconti-Venosta, der einst an dem Zustandekommen des Dreibundes stark, wenn auch nicht offiziell beteiligt gewesen war, hielt es jetzt für vorteilhaft, dessen Lösung vorzubereiten. Wir wollen der Ehrenhaftigkeit des Toten nicht zu nahe treten und deshalb annehmen, daß er unter solchen Umständen die Erneuerung des Bündnisses Ende 1912 stark mißbilligt hat, die, wie die Dinge lagen, nicht mehr in gutem Glauben erfolgt sein kann, sondern in der kühlen Absicht, die ehrlichen Gegenkontrahenten zu binden, um ihnen den Vertrag in Fetzen gerissen vor die Füße zu werfen, sobald dies tunlich und sobald es vorteilhaft erscheinen würde.

Visconti-Venosta handelte als Entgelt für seine gegen Deutschland gerichtete Parteinahme, die nicht dem Wortlaut des Dreibundsvertrages, aber seinem Geiste zuwiderlief, für Italien von England und Frankreich die Erlaubnis ein, nach Tripolis zu gehen. Drei Jahre später wurde von diesem, dem Apenninenlande auf Kosten der Türkei gemachten Geschenk tatsächlich Besitz ergriffen, und damit begann die große europäische Brandstiftung. Italien hat die unbeschreibliche Kühnheit, gegen Österreich den Vorwurf zu erheben, dieses habe den friedlichen Geist des Vertrages ver-

Digitized by Google

letzt, indem es nach den Mordtaten Serbien zur Rechenschaft zog, dasselbe Italien, das ohne jede Rücksicht auf den Dreibund die Türkei in vollem Frieden unter dem Vorwande überfiel, die Beschwerden des **Banco di Roma** würden von den tripolitanischen Behörden nicht schnell genug erledigt, und deshalb müsse Tripolis und die Cyrenaica sofort an Italien abgetreten werden. Selten hat die neue politische Geschichte eine brutalere Handlung verzeichnet, selten wurde ein Akt diplomatisch mangelhafter und plumper begründet, und höchstens die geistige Öde der Kriegserklärung an Österreich überbietet seine Motivierung an Ungeschicklichkeit, an Armut des Geistes. Sonnino, der in der auswärtigen Politik vollständig Dilettant ist und San Giuliano, der sich auf seine diplomatischen Fähigkeiten viel zugute tat, sind und waren einer des andern wert. Beide hatten sich im Laufe der letzten Jahre völlig mit nationalistischem Geiste erfüllt. San Giuliano erließ 1912 ein Zirkular an die italienischen Generalkonsulate und Konsulate im Auslande, das man in der Ferne lediglich belächelt haben mag, das aber in Italien selbst tiefen Eindruck machte, da es das Zeugnis dafür bildete, daß die Regierung sich die nationalistischen Empfindungen zu eigen gemacht, daß sie die Gedanken des nationalistischen Programms zu einem Bestandteile italienischer Staatsräson erhoben hatte. Jenes Rundschreiben erklärte, die Konsularbehörden hätten fortan im Auslande die Auffassung zu vertreten und zu verbreiten, Italien sende seine Arbeiter nur deshalb in die Fremde, um den andern Völkern bei Lösung von deren Kulturaufgaben behilflich zu sein, nicht etwa aus Notwendigkeit, oder zu eigenem Vorteil. Herr Sonnino, der in jener Zeit in widerwillig ertragener Muße im Romito am livorneser Ufer oder in Rom lebte, gab seinen Segen dazu, als der nationalistische Jüngling „De' Frenzi", in Wirklichkeit Herr Federzoni, in dem damals ganz Sonnino gehörigen **Giornale d'Italia** die Hetze gegen die friedlichen Besucher der italienischen Gardaseeufer begann, in der zuerst der im Verborgenen glimmende Deutschenhaß als Flamme emporloderte, und die Herrn Federzoni alsbald zu einem der Abgeordnetenmandate verhalf, die von den Wählern der Stadt Rom zu vergeben sind.

Visconti-Venosta sah sehr klar, daß die Besetzung von Tripolis das Ende des Dreibundes bedeute, daß Italien sein neues Gebiet, das bestenfalls nach einigen Jahrzehnten friedlich regiert werden könnte, niemals gegen die Engländer im Osten, die Franzosen im Westen, gegen beide vom Meere her verteidigen könne, daß von dem Tage jener Besitzergreifung an mithin die weitere Einigung mit den Westmächten in der Richtlinie der italienischen Politik liege, daß im Falle eines Konfliktes zwischen Deutschland-Österreich mit jenen von einer Erfüllung der Bündnispflichten nicht die Rede sein

Digitized by Google

würde. In Italien wußten, fühlten dies alle, die den Vorgängen aufmerksam folgten. Die deutsche öffentliche Meinung und die Presse hatten einen durchaus richtigen Instinkt, wenn sie in dem Friedensbruch gegen die Türkei das Schicksal des papierenen Dreibundes vorausahnten, nur mag bezweifelt werden, ob es klug war, der berechtigten Entrüstung so offenen Ausdruck zu geben, da die Regierung doch einmal entschlossen war, die Bündnispolitik aufrecht zu erhalten, den Vertrag zu erneuern. Die Wut, die damals auf Grund der gegen Italien gerichteten Äußerungen der deutschen und österreichischen Presse die Italiener gegen die Angehörigen der beiden Länder erfaßte, war ein sehr lehrreiches Vorspiel dessen, was sich in immer steigendem Maße vom August 1914 an abgespielt hat, um schließlich in den Pöbelkrawallen von Mailand seinen vorläufigen Höhepunkt zu erreichen. Wer die Zeit des libyschen Krieges in dem südlichen Lande verlebte, empfand gegenüber allem Haß, aller Schmähung, Verfolgung, Plünderung der letzten zehn Monate kein eigentliches Staunen mehr, so tief das Bedauern sein mochte, daß alle edlen Regungen eines begabten Volkes durch Anstachelung niederer Instinkte übertönt, daß das lebendige Gefühl für die nationale Ehre durch die Entfesselung der wohlgekleideten wie der in Lumpen einhergehenden „Teppisti" überwältigt werden konnte.

Hatte Visconti-Venosta das Tripolisunternehmen und damit die Verbrüderung mit England und Frankreich angebahnt, so bereichert die Königin Elena durch die Rolle, die sie bei Herstellung engster Beziehungen zu Rußland gespielt hat, die Geschichte politischer Fraueneinflüsse um ein wichtiges Kapitel. Bis zur Heirat des jugendlichen Kronprinzen mit der Prinzessin von Montenegro war das Verhältnis Italiens zu Rußland kühl, korrekt, gleichgültig, wie etwa das von Leuten, die sich kennen, sich grüßen, sich wohl auch gelegentlich einladen, die aber innerlich nichts miteinander gemein haben. Der einzige Sprößling einer nicht glücklichen Verwandtenehe, der unschöne und unscheinbare Sohn der schönen Margherita von Savoyen-Genua hatte an manche Türe geklopft, ehe ihm die des bescheidenen Konaks zu Cettinje aufgetan wurde. Unter den Körben, die er sich geholt, befand sich einer, der sehr geeignet war, um darin das Ressentiment gegen eine verbündete Nation bis zu dem Tage aufzubewahren, der etwa geeignet schien, die Maske der Freundschaft abzuwerfen. Zu dem, was vor zwanzig Jahren hineingetan war, gesellte sich manche Zuträgerei, manche Verletzung der Eitelkeit, so daß jenes nicht vergessene Körblein sich mit der Zeit ansehnlich füllte. Nur „daß einer lächeln kann und immer lächeln", und Trinksprüche voll Neigung, Freundschaft und begeisterter Friedenswünsche ausbringen, stets mit dem Gedanken, daß die Stunde dermaleinst kommen werde, in der er den kaltgewordenen Zorn befriedigen

Digitized by Google

könne, diese edle Selbstbeherrschung, die man freilich auch anders benennen darf, gehört einer den nordischen Barbaren fremden Empfindungswelt an, und sie mag zu den Blüten lateinischer Kultur gezählt werden!

Man hatte dem Thronerben mit vollem Unrecht gewisse körperliche Mängel nachgesagt. Das Gerücht stammte nicht aus der Fremde, sondern aus dem eigenen Lande und aus großer Nähe dessen, den es betraf. Nach 4 3/4 Jahren der Ehe mit der schönen majestätischen Elena wurde indes eine Tochter, die Prinzessin Jolanda, jetzt vierzehnjährig, geboren, der zwei andere Mädchen und 1904 der Knabe Umberto folgten, den man im vorigen Jahre bereits trotz seines kindlichen Alters eine Marineübungsreise im Mittelmeer antreten ließ. Die Kinder des Königspaares haben die körperlichen Eigenschaften der Mutter geerbt und sind daneben geistig begabt. Das Verhältnis der Gatten ist ein inniges, und wenigstens Königin Elena hat dem Monarchen nicht die geringste „Extratour" vorzuwerfen, ihr Bündnis wenigstens ist stets ein Zweibund, nie ein Dreibund gewesen, und somit ehrlich innegehalten worden. Die geistigen und künstlerischen Interessen der Königin entsprechen ihrer montenegrinischen und russischen Erziehung, aber die Fürstin ist eine hingebende Mutter. Viktor Emanuel III. hegt für militärische Dinge Verständnis und eine Teilnahme, die seine militärischen Gouverneure Oberst Osio und der nachmalige General Ottolenghi frühzeitig in ihm zu wecken verstanden. Sein Lehrer in den Geisteswissenschaften, der treffliche Philologe Senator Morandi, der bis zuletzt, oder sagen wir vorsichtigerweise fast bis zuletzt, seiner deutschfreundlichen Gesinnung treu geblieben war, gab ihm ein gewisses Rüstzeug von Kenntnissen auf den Lebensweg mit. Die Sprache seiner sächsischen Großmutter, die Königin Margherita beinahe gleich der eigenen beherrscht, deren sie sich aber bezeichnenderweise seit fünf oder mehr Jahren nicht mehr bedient, hat Vittorio weder als Prinz von Neapel noch später als König geliebt. Ein deutsches Buch lesen zu müssen, war ihm ebenso antipathisch, wie deutsch sprechen zu hören. Als Kuriosum sei angeführt, daß der König von Italien unter seinen Titeln auch den eines deutschen Reichsfürsten führt. Er wurde seinem Vorfahren, dem Grafen Amedeo von Savoyen, durch Kaiser Heinrich VII. im Jahre 1313 als Lohn für die Treue verliehen, die er dem Reichsoberhaupt bei seinen italienischen Kämpfen hielt. Daß die Treue noch heute zum Erbteil der Savoyer gehöre, wird man nach den Erfahrungen unserer Tage schwerlich zu behaupten wagen, und vielleicht erweist Vittorio Emanuele III. dem Reiche die Ehre, den verjährten Titel eines Reichsfürsten abzulegen. Das geistige Gebiet, dem der Herrscher seine Muße widmet, ist die Numismatik. Aus seiner Kindersammlung blanker Geldstücke ging die größte und vollständigste Kol-

Digitized by Google

lektion italienischer Münzen des Mittelalters und der Neuzeit hervor, deren Stücke zur Unterlage für die Bearbeitung seines großen Münzwerkes dienen, und bei der Herausgabe dieses **Corpus Numismaticum** wirkt er ernsthaft mit.

In der glücklichen Ehe gewann die Königin einen anfangs unsichtbaren, aber von Jahr zu Jahr stärkeren Einfluß. Die verwitwete und die junge Monarchin verstehen sich, wie dies der Welt Lauf ist, nicht sehr gut. Königin Margherita ist sehr kirchlich gesinnt; selbst in ihren Automobilen sind silberne Heiligenstatuetten angebracht; sie bevorzugt für diesen Zweck Sankt Antonius von Padua, den Patron der Pferde und sonstigen Zugtiere, weil es nun einmal einen Heiligen der Motormaschine nicht gibt. Königin Elena hingegen liebt die römische Kirche so wenig wie deren Priester. Als sie am 2. Oktober 1896, unmittelbar nach ihrer Landung auf italienischem Boden in der ehrwürdigen Basilika von San Niccolò in Bari zum Glauben ihres zukünftigen Gatten übertrat, ließ man sie eine lateinische Bekenntnisformel nachsprechen, von der sie kein Wort verstand. Als sie aber später wissen wollte, was sie mechanisch wiederholt habe, mußte sie erfahren, daß sie ganz gegen ihren Willen erklärte, die Schismatiker seien unrettbar der Verdammnis preisgegeben, sie verurteile daher ihren bisherigen Irrglauben. Ihr starkes Familiengefühl empörte sich dagegen, daß man ihr eine Abschwörung auf die Lippen gelegt, die ihre Eltern, ihre Geschwister verurteilte. So waren alle Bemühungen der Schwiegermutter vergeblich, sie innerlich für die katholische Lehre zu gewinnen; da ihr Gatte den Dingen des Glaubens teilnahmslos gegenübersteht, blieb sie im Herzen den Überlieferungen ihrer Jugend treu und für die mit großem Geschick auf sie geübten russischen Einflüsse war dies ein Mittel der Wirkung mehr. Man kennt die engen Beziehungen, in denen Alexander III. zu seinem „einzigen Freunde" von Montenegro stand, und man weiß, daß Nikolaus diese Beziehungen aufrecht erhält. Königin Elena betrachtete sich als eine entfernte, dankbare Familienangehörige des Zarenhauses, und es ergab sich fast von selbst, daß sie zu einem wichtigen Organ der slavischen Politik wurde, um so mehr, als sie außerhalb des eigenen Hauses in Italien niemals recht Wurzel gefaßt hat und für die römische Gesellschaft gar keine Sympathie hegt. Nach außen trat die Wirkung ihrer russischen Beziehungen zuerst hervor, als 1908 der Zar seinen Besuch in dem piemontesischen Schloß Racconigi machte. Damals schrieb sich Herr Giolitti das Verdienst zu, diese Zusammenkunft veranstaltet zu haben, aber sein Anteil bestand in Wahrheit der Hauptsache nach darin, daß er durch sehr strenge Polizeimaßnahmen den Kaiser aller Pogrome vor der Gefahr schützte, von den feindseligen Sozialisten ausgepfiffen und bedroht zu werden. Es wäre

Digitized by Google

etwas weitläufig, aber keineswegs ohne Interesse, zu erzählen, durch welche Kunstgriffe er bewirkte, daß der Besuch des Russenkaisers einen völlig ungestörten Verlauf nahm; man würde daraus ersehen, was die italienischen Behörden zur Verhinderung von Kundgebungen oder Ausschreitungen vermögen, sofern sie den ernsten Willen haben ihre Machtmittel anzuwenden.

Die eigentliche Urheberin jenes Besuches, dessen volle Bedeutung erst in unseren Tagen völlig klar werden sollte, war die Regina Elena. Auch versteht man heute besser als damals, was der König mit der Einladung des Sindaco von Rom, Ernesto Nathan, nach Racconigi bezweckte. Angeblich sollte der englisch-italienische Bürgermeister der ewigen Stadt, der den Namen eines deutschen Vaters trägt, in Wahrheit aber ein Sohn Mazzinis ist, dem Kaiser von Rußland die Huldigung Roms zu Füßen legen. Der demokratisch-freimaurerische Sindaco zögerte einen Augenblick, doch wurde ihm sehr energisch bedeutet, daß er sich sofort auf den Weg zu machen habe, worauf er dem russischen Selbstherrscher die schuldige Reverenz erwies. Der Sinn dieser wohlerwogenen Anordnung bestand darin, die dem Zarentum feindlich gestimmten demokratischen Elemente mit dem Gedanken einer Annäherung an Rußland vertraut zu machen, und man hat in der Folge erlebt, wie glänzend dies gelang. Herr Nathan, der jetzt längst nicht mehr Sindaco ist, wurde zu einem Apostel der Annäherung an Rußland, Frankreich und an England, das sein eigentliches Heimatland ist, wie er denn das Italienische mit stark englischem Anklange spricht. Das deutsche Auswärtige Amt hat jetzt enthüllt, wie seit den Tagen von Racconigi, in denen der Verrat am Dreibunde eingeleitet wurde, die Geheimnisse der Dreibundpolitik mit großer Pünktlichkeit von Rom nach Petersburg übermittelt zu werden pflegten. Seitens der Confulta kann dies schwerlich geschehen sein; die unerlaubte Verbindung hätte zu viele Mitwisser haben müssen; durch den Wechsel der Minister, der Unterstaatssekretäre hätte sich das Geheimnis bald verbreitet. Der rollende Rubel hätte wohl nicht erst gerade von diesem Zeitpunkte an seine Wirkung geübt. Hat man vielleicht an eine Freundin Rußlands an sehr hoher Stelle zu denken, die stets Gelegenheit besaß, dem Botschafter des Zaren in Rom ihre wertvollen Nachrichten zukommen zu lassen?

Über die römischen Botschafter der letzten anderthalb Jahrzehnte, über das, was sie getan und nicht getan, ließe sich ein höchst fesselndes Kapitel zeitgenössischer Geschichte schreiben. Von denen der Ententemächte ist Herr Barrère der meistgenannte. Seine Geschicklichkeit in der Gewinnung der italienischen Presse ist allgemein bekannt, aber er handhabte nicht allein das allerdings reichlich angewandte Mittel der baren Bezahlung, sondern er wirkte zugleich durch die Pflege persönlicher Beziehungen, durch ge-

Digitized by Google

legentliche Versorgung der Presse mit Nachrichten, durch die klug geübte Rücksicht auf kleine und große Eitelkeiten, und wohin das Geld nicht zu dringen vermochte, da übte die von sozial-psychologischer Einsicht gelenkte kluge Behandlung der Individuen ihren Einfluß. Mit Schriftstellern, Künstlern jeder Art und mit Künstlerinnen von Bedeutung pflegte er aus klug erwogenen Gründen freundschaftlichen Verkehr. Einer der wirksamsten Helfer des Botschafters der Republik war von einem gewissen Zeitpunkt an Herr Jean Carrère, römischer Korrespondent des „Temps" und Verfasser einiger dramatischer Nebensächlichkeiten. Er erwarb sich in Italien Notorietät, ja er erweckte Begeisterung, als er 1911 von Tripolis aus Berichte, in denen die Heldentaten der italienischen Waffen verherrlicht wurden, nach Paris sandte. Da geschah es eines Abends, als er zu später Stunde von irgendeiner diskreten Zusammenkunft heimkehrte, daß er aus einem Hinterhalt einen leichten Stich in den Arm erhielt. Sofort konstruierte er gemeinsam mit seinen italienischen nationalistischen Freunden aus diesem Vorgange ein angeblich von Konstantinopel aus durch das jungtürkische Komitee veranstaltetes Attentat, um jenen ausschlaggebenden Faktor orientalischer Politik, der Jean Carrère hieß, aus der Welt zu schaffen. Dem Verheirateten lag recht viel an dieser Deutung, der die italienischen Militärbehörden von Tripolis so skeptisch gegenüberstanden, daß sie, nachdem die Stecherei einmal zu einer nationalen Angelegenheit aufgebauscht war, es für ratsam hielten, jede weitere Untersuchung einzustellen.

Dem Gerechten gedeiht alles zum Guten, und Herrn Carrère trug das Attentat die reichsten Früchte. Ein Ruf des Jubels über seine Errettung, des Mitleids mit seinem Martyrium brauste durch Italien. Als er nach kürzester Zeit völlig geheilt, wohlbeleibt und in glücklichster Stimmung aus Tripolis kommend in Neapel landete, fuhren ihm Schiffe voll jauchzender Menschen entgegen, er hielt den Einzug eines Triumphators, und die Stadt, in der er den Boden der Halbinsel wieder betrat, ließ es sich nicht nehmen, dem Freunde aller weiblichen Größen der Café Chantants die Würde eines Ehrenbürgers zu verleihen. In Rom, dann in vielen anderen Städten wurde er in jeder Art und Form durch Festessen, durch Verleihung ihm zu Ehren geprägter goldener Medaillen, durch Überreichung von Adressen geehrt. Der Botschafter aber hatte, was er brauchte: die Deutschen behandelten das tripolitanische Unternehmen als eine Gewalttat, die in militärisch nicht gerade glänzender Art durchgeführt wurde, obwohl man gerechterweise anerkannte, daß die Tätigkeit der Flotte und daß der Verpflegungsdienst die niedrig eingestellten Erwartungen übertroffen habe; genug, sie standen dem libyschen Krieg mit kühler Objektivi-

Digitized by Google

tät gegenüber. Die Franzosen hingegen, es waren freilich nur einige wenige, aber dies wurde klug verschwiegen, priesen die italienischen Leistungen nach Gebühr, und einer ihrer Journalisten hätte fast seine hingebende Freundschaft für Italien mit dem Leben gebüßt. Eine Welle von Franzosenliebe und von Abneigung gegen die Deutschen, oder ohne Beschönigung ausgedrückt, von Deutschenhaß, ergoß sich über das Land.

Monsieur Barrère war vielseitig und ein Meister in der Benützung der kleinen Dinge. Für seinen Zweck, die zielbewußte Untergrabung des Dreibundverhältnisses, wandte er den ganzen Apparat gesellschaftlicher Mittel an. Zu den Konzerten, zu den Empfängen in Palazzo Farnese drängte sich alles, was in Rom durch Stellung, Namen, Reichtum glänzte, oder glänzen wollte, leider auch würdeloses, elegantes, deutsches, snobisches Gesindel. Der Botschafter erkannte ferner, daß in Italien, wo die Männer des Handels und der Industrie, selbst die reichsten, nicht eben durch Bildung glänzen, wo die Offiziere und Staatsbeamten zum großen Teil eine mäßige gesellschaftliche Stellung einnehmen, ein durchaus entscheidender intellektueller Einfluß von den Vertretern der Wissenschaft geübt wird, und er hat sich die systematische Beeinflussung auch dieser Kreise zur Aufgabe gemacht. Einer seiner Helfer war hierbei der geistvolle und gelehrte Kirchenhistoriker Abbé Louis Duchesne, der Typus eines alten Abbés des achtzehnten Jahrhunderts, der dem frommen Pius X. zu sarkastisch, zu skeptisch, zu kritisch, zu weltlich geartet war, der aber eben durch diese dem Papst anstößigen Eigenschaften für die Gewinnung von Einflüssen in der wissenschaftlichen wie in der aristokratischen Welt als der geeignete Mann erschien. Der Vertreter der kirchenfeindlichen Republik benutzte nach unten hin durch seine Mittelsmänner in sehr geschickter Art die Brüder wie die Schwestern der aus Frankreich vertriebenen, massenhaft nach Italien übersiedelten Kongregationen für seine Zwecke nationaler Propaganda, und nach oben hin dienten ihm hierzu neben dem Abbé Duchesne trotz mancher Reibungen der jetzt seit Jahren verstorbene eitle Kurienkardinal Mathieu, Presbyter von Santa Sabina, Erzbischof von Toulouse. Beiden lieh er zum Lohne seine sehr wirksame Hilfe, als sie das Ziel ihres Ehrgeizes zu erreichen strebten, nämlich das Recht sich auf den Fauteuils der „Unsterblichen“ unter der Kuppel des Pariser Palais Mazarin niederzulassen. Als ein weiteres Mittel der Ausbreitung französischen Einflusses dienten dem Botschafter die französischen Hilfsvereine in den größeren Städten, denen die Mittel zur Veranstaltung anziehender Vorträge reichlich zur Verfügung gestellt wurden, sowie die Errichtung eines „Institut Français“ in Florenz, das unter seiner und des Abbé Duchesne Ägide von der Universität Grenoble nebst der Academie Française ins

Digitized by Google

Leben gerufen und unter die Leitung des überaus gewandten jugendlichen Grenobler Professors Julien Luchaire, Sohnes des verstorbenen Achille Luchaire von der Pariser Sorbonne, gestellt wurde. Dessen wissenschaftliche Leistungen sind nicht erheblich, aber hierauf kam es nicht an, denn seine gesellschaftlichen Fähigkeiten sind um so glänzender. Schon die Eröffnungsfeier des Instituts wurde zu einem Fest französisch-italienischer Verbrüderung, bei dem ein Mitglied des florentiner Gemeinderates in trefflichem Französisch eine gefühlvolle Rede des Inhaltes hielt, der große Bruder reiche hier dem kleineren italienischen voll alten, herzlichen Wohlwollens von neuem die Hand! Die Vorträge zogen das gebildete Publikum stark an, und man wußte für Abwechselung zu sorgen. Ein Zyklus war Romain Rolland übertragen, die Kunsthistoriker Bertaux, Marcel Reymond, sowie viele andere kehrten immer wieder und wußten die Hörer zu fesseln. Für den Besuch der Sommeruniversität in Grenoble warb das Institut in höchst wirksamer Art. All dies war nur Vorbereitung; als der Krieg ausgebrochen, als die Zeit reif war, machte man die angeblich wissenschaftliche Anstalt zum Werbebureau für die Fremdenlegion und für die Legion der Garibaldiner, wobei es natürlich nicht auf die tatsächliche Hilfe, sondern auf die immer engere Verkettung der Sympathien abgesehen war. In Mailand wurde zu diesem Zweck eine Zweiganstalt gegründet und die Behörden des annoch „neutralen" Landes duldeten die offenen Gesetzesverletzungen mit herzlichem Wohlwollen.

Zum Sitze jener von Frankreich aus begründeten Institution war die Arnostadt erwählt worden, weil man in dieser mit trefflicherem Blick einen Mittelpunkt intellektuellen Lebens der Halbinsel erkannte. Hier war es auch, wo vor fünf Jahren die nationalistische Partei ins Dasein trat, die, anfänglich geringgeschätzt, mit höhnischem Achselzucken begrüßt, in kurzer Zeit einen entscheidenden Einfluß auf die Gemüter der Italiener, auf die Politik der Halbinsel gewann, der außer Verhältnis zur Schar ihrer Mitglieder, außer Verhältnis auch zu der winzigen Zahl von Mandaten stand, die sie bei den Wahlen von 1913 zu erringen vermochte, als sie zum ersten Male an die Entscheidung der Wahlurnen appellierte. Sie wurde auf einem Kongreß ins Leben gerufen, dessen Veranstalter es erreicht hatten, daß ihnen ein Saal des Palazzo Vecchio, der alten Hochburg des Guelfentums, zur Verfügung gestellt wurde und sie drückten dadurch, den Kundigen erkennbar, die von ihnen verfolgten Tendenzen aus. Angeblich war das Ziel der neuen Gruppe lediglich die Vertiefung des nationalen Bewußtseins, die stärkere Betonung nationaler Ansprüche, die Erziehung des Volkes zu vaterländischem Idealismus. Als sich auf dem Kongreß Wutausbrüche gegen Österreich hervorwagen wollten, wurden

Digitized by Google

sie zum Schweigen gebracht, denn die neuen Nationalisten wollten nicht mit den alten Irrendentisten verwechselt werden. Dennoch wußte jedermann, daß die neue Partei im Grunde ausschließlich antigermanische Ziele verfolgte, doch wünschte man sich immerhin auch andere Möglichkeiten freizuhalten. Gegen das übertriebene nationale Selbstbewußtsein, das sie predigte, setzte zunächst eine Gegenströmung des gesunden Menschenverstandes ein. In demselben **Corriere della Sera**, der seit zehn Monaten an nationalistischer Kriegshetze fast Übermenschliches geleistet hat, verhöhnte derselbe Ugo Ojetti, dessen Gehässigkeit gegen alles Deutsche jetzt keine Grenzen kennt, die neu entstandene Partei und ihre Gründer, die bis zum Tage zuvor seine Freunde gewesen waren.

Unter ihnen standen zwei sehr verschiedenartige Persönlichkeiten in vorderster Reihe, der etwas klerikal gefärbte Enrico Corradini und der ultrademokratisch gesinnte Scipio Sighele, dem man den Vorsitz übertrug, um das Bürgertum nicht durch die Hervorkehrung reaktionärer Bestrebungen abzustoßen. Corradini, damals etwa in der Mitte der Vierzig stehend, ist Journalist, Verfasser ausgepfiffener Theaterstücke und etlicher Romane von dürftigem Inhalt, holperigem Stil und nationalistischer Tendenz. In seiner langatmigen Erzählung „**La guerra lontana**" sucht er die geringe innere Teilnahme zu brandmarken, die das italienische Volk für die Schmach der abessynischen Niederlage empfand, doch ist die „Idealgestalt" des Helden, eines Zeitungsherausgebers, so sehr mit den typischen Zügen der Verkommenheit ausgestattet, daß man über den Mut staunen muß, eine derart zweifelhafte Persönlichkeit zum Apostel der nationalen Würde zu machen. Carducci und Crispi werden unter durchsichtiger Hülle handelnd eingeführt, aber alles ist matt, redensartlich, ohne Plastik und ohne Kraft, was die Clique indes nicht hinderte, das schwache Machwerk unter Posaunenstößen zu verherrlichen. In jüngeren Jahren hatte dessen Verfasser eine Wochenschrift **Il Regno** begründet, in der er sein dem englischen Imperialismus, dem französischen Chauvinismus nachempfundenes Ideal der inneren Wiedergeburt des Volkes und des äußern rücksichtslosen Umsichgreifens zu vertreten suchte, aber dieser „Regno" bevölkerte sich mit einer so geringen Anzahl von Lesern, daß sein Erscheinen nach kurzer Zeit wieder eingestellt werden mußte. Statt dessen nahm Corradini an der Begründung des Florentiner literarischen Wochenblattes **Il Marzocco** Anteil, das die besten Kräfte Italiens als Mitarbeiter gewann und sich eine angesehene Stellung errang. Die Gründung ging aus den Kreisen derer um d'Annunzio hervor, der damals noch nicht Berufspatriot war, zu jener Zeit vielmehr erklärte, er halte es mit den Radikalen, den Sozialdemokraten, denn bei diesen sei Leben und Bewegung,

Digitized by Google

und auf die Bewegung komme es ihm an, nicht auf deren Inhalt, oder die politische Gesinnung. Die dem Dichter befreundeten Brüder Orvieto setzten ihre erheblichen Mittel, sowie ihre beste Kraft an das Gedeihen des Organes, dem Corradini, später der Literarhistoriker Parodi, den nationalistischen, der Triestiner Caprin den besonderen antiösterreichischen Einschlag gaben. Corradini unternahm eine längere Vortragsreise durch Südamerika, teils um Geld zu verdienen, teils um in den Italienerkolonien jener Länder Begeisterung für das Vaterland und die nationalistischen Ideale zu wecken, was ihm bei den Ausgewanderten, die in der Ferne eine gesicherte Existenz gefunden haben, nur in sehr bedingtem Maße gelang. Seit dem vorigen Jahre ist er einer der Herausgeber der vielgenannten in Rom erscheinenden **Idea Nazionale**, die mit den Mitteln schutzzöllnerischer lombardischer Industrieller ins Leben gerufen ist, um unter der Maske nationalistischer Bestrebungen deren Geschäftsinteressen zu vertreten. Die Kriegstendenzen gingen diesen Hintermännern, die keine Störung der Geschäfte wünschten, durchaus gegen den Geschmack, doch sie vermochten sie nicht einzudämmen und gemeinsam mit dem blutrünstigen Mailänder **Popolo d'Italia** übernahm die **Idea Nazionale** die Führung der Hetzpresse.

Originell war an den nationalistischen Gedanken nichts. Soweit sie nicht aus Frankreich und England stammten, waren sie dem Werk des jungitalienischen, verbannten piemontesischen Priesters Vincenzo Gioberti entnommen, der 1841, in der Zeit vollständigster politischer Ohnmacht seines Heimatlandes, von Brüssel her in dem **„Primato degli Italiani"** verkündet hatte, Italien sei durch seine Überlieferungen, durch die Eigenschaften seines Volkes zur Vormachtstellung in Europa bestimmt, und dieser in den Gemütern fortwirkende Gedanke hat die Bestrebungen der Nationalisten nicht wenig gefördert.

Anders geartet als Corradini war der Genosse, mit dem er sich bald entzweite, der aus einer Südtiroler Familie von deutschem Ursprung stammende, in Brescia geborene Scipio Sighele, dessen Herz für den Kampf gegen Österreich schlug. Er war ein tüchtiger Jurist, ein Soziologe von Geist, ein Redner, der seine Hörer zu rühren verstand, obwohl er die eigene Ergriffenheit etwas stark zum Ausdruck zu bringen pflegte. An der Brüsseler **Université Libre**, deren Dozent er war, hielt er vielbesuchte französische Vorlesungen. Als Advokat trat er nur einmal hervor, nämlich bei dem großen Prozeß in Turin im Einverständnis mit den Angehörigen des ermordeten Grafen Bonmartini als Vertreter von dessen unmündigen Kindern gegen ihre, trotz allem innig geliebte Mutter Linda Murri.

Digitized by Google

Daß der diplomatisch längst vorbereitete Krieg zur Eroberung von Tripolis im September 1911 wirklich unternommen wurde, war zu einem nicht geringen Teil das Werk der neubegründeten Nationalistenpartei. Begünstigt von dem Minister des Äußern, San Giuliano, und dessen Staatssekretär Principe di Scalea, im Einvernehmen mit dem Banco di Roma, der sich von der Annexion des nordafrikanischen Gebietes irrigerweise große Gewinne versprach, peitschten die Nationalisten und ihr Anhang die öffentliche Meinung in ähnlicher Weise auf, wie wir es jetzt in allerdings verstärktem Maße erlebt haben. Giolitti widerstrebte, aber er hätte seine Diktatur nicht zu behaupten vermocht, wäre er der ursprünglichen Gesinnung treugeblieben. Eines der Mittel nationalistischer Stimmungsmache bestand in der Behauptung, der Banco di Roma, von den türkischen Behörden bedrängt, stehe im Begriff seine gesamten tripolitanischen Interessen an die Deutsche Bank in Berlin zu verkaufen, und man gab zu verstehen, daß einer solchen Transaktion sehr bald die Besitzergreifung von Tripolis durch Deutschland folgen werde. Dies war heller Wahnwitz, aber die Lüge tat ihren Dienst. Sie überzeugte das Publikum, daß Italien den vermeintlichen Plänen Deutschlands zuvorkommen müsse.

Mochte der libysche Krieg viele sonstige Enttäuschungen im Gefolge haben, den Nationalisten brachte er die Erfüllung ihrer Hoffnungen. Die Gemüter gerieten in eine patriotische Erregung, die sich nicht wieder beruhigt hat, es griff jene Überschätzung der realen Macht um sich, auf deren Boden die Kampfesstimmung der letzten Monate gediehen ist.

Die Parteiführer hielten es damals für erforderlich, selbst auf dem Schauplatz italienischer Waffentaten zu erscheinen, natürlich nur als Zuschauer. Scipio Sighele wurde sofort nach seiner Rückkehr vom König in langdauernder Audienz empfangen. In Deutschland kümmerte man sich um solche denn doch recht lehrreiche Kleinigkeiten nicht, aber jener Empfang war Vorläufer der Zwiesprache mit Peppino Garibaldi und Gabriele d'Annunzio. In den Kreisen der Nationalisten wußte man seitdem, nach welcher Seite sich die Sympathien Viktor Emanuels III. richteten. Bald nachher geriet Sighele mit dem reaktionären Genossen in Konflikt, und der Vorsitzende des ersten Nationalistenkongresses wurde aus der Partei herausgedrängt. Seitdem trieb er irredentistische Agitation auf eigene Hand, bis die Regierung der Habsburgischen Monarchie ihm den Aufenthalt in seinem schönen, ererbten, über dem österreichischen Ufer des Gardasees gelegenen Besitz bei Nago untersagte. Den an einer Herzkrankheit Leidenden, der die Mitte der Vierziger erst um ein Geringes überschritten hatte, töteten die mannigfachen Erregungen, und seine Bestattung in Florenz wurde zu einer nicht lärmenden, aber eben deshalb ein-

Digitized by Google

drucksvollen Kundgebung des Hasses gegen Österreich, das die Überführung der Leiche nach Nago trotzdem gestattete.

Wir verweilen nicht bei andern, minder wichtigen Gründern und später hinzugetretenen Führern der Partei, nicht bei dem schon genannten Federzoni, nicht bei dem literarischen Kritiker Domenico Oliva, noch bei dem Journalisten Luigi de Prosperi, der, selbst klerikal, als Vorstandsmitglied der Partei die Verbindung mit einem Teil der Klerikalen aufrecht erhielt, oder gar bei dem beschäftigungslosen Sportsmann Galenga-Stuart, der um jeden Preis eine Rolle spielen wollte, und der den schottischen Beinamen infolge irgendeines undeutlichen Familienzusammenhanges mit den letzten Stuart-Prätendenten führt, die sich in Italien zu Tode lebten und zu Tode tranken. Im Grunde ist es irrig, wenn man von einer Nationalistenpartei spricht, denn diese besteht nur aus Offizieren ohne Mannschaft, nur aus einer Gruppe von Agitatoren, die sich aus Literaten zusammensetzt, zu der aber kein Angehöriger der Erwerbsstände oder der ernsten Wissenschaft gehört. In den ersten Zeiten des Weltkrieges dachten die Herren ernsthaft daran, für Wahrung der Neutralität einzutreten, bis Italien etwa eines Tages den erschöpften Kriegführenden die Niederlegung der Waffen gebieten und durch seine noch unerschöpfte Macht Abtretungen von rechts und von links erzwingen könne. Der Franzosenenthusiasmus, das Belgiermitleid ergriff sie erst später, und der eine wie das andere widerspricht im Grunde der Tendenz des Nationalismus, die auf Machtzuwachs um jeden Preis gerichtet ist, allerdings auf Machtzuwachs für das eigene Land, dessen Interessen über allen andern der Welt stehen, mögen diese auch noch so berechtigt und wohlbegründet sein. Ginge, quod absit! Italien aus dem leichtfertig unternommenen Kampf erfolgreich hervor, so würde sich aus dem Nationalismus sofort eine gegen Frankreich gerichtete Irredenta entwickeln, denn die Vorherrschaft in der Adria ist nur ein erstes, die im Mittelmeer, gestützt auf starken Landbesitz in den drei von ihm bespülten Weltteilen, sein zweites Ziel, während die Hegemonie über die Völker der Erde den Fiebertraum seiner Großmannssucht bildet.

Man hat bei uns niemals klar zwischen Nationalismus und Irredenta unterschieden, obwohl beide doch, wie eben erwähnt, nur eine bestimmte Strecke ihres Weges miteinander gemein haben. Dem Irredentismus ist die „Befreiung" der „unerlösten Brüder" letzter Zweck, und dieses sentimentale Streben ist ein Ausläufer jener Bewegung, die Italien geschaffen hat. Der Nationalismus hat weitere und deshalb nebelhaftere Horizonte; die Motive oder die Vorwände der an Österreich ergangenen Kriegserklärung erweisen seinen Sieg, erweisen die Auffaugung der irredentistischen Bestrebungen durch den Nationalismus. Italien gibt das Nationalitäts-

Digitized by Google

prinzip preis, auf dem es beruht, und ersetzt es vermittels der Forderung „natürlicher Grenzen“ durch ein von jedem innern Recht absehendes Machtprinzip. Indem es erklärt, daß es Gebiete bis zum Brenner, am Karst und in Dalmatien erobern wolle, bekennt es sich im Sinne der Nationalisten zur Politik der Unterjochung von Teilen anderer Völker, nachdem freilich die Besitznahme von Inseln mit griechischer Bevölkerung, die mangelhaft gelungene Unterwerfung der Araber Tripolitaniens, die Besetzung von Südalbanien bereits vorangegangen sind. So hat sich die Abwendung von dem sonst pathetisch verkündeten Grundsatz des Rechtes der Nationalität vollzogen, und damit nimmt Italien seinen eigenen Forderungen den Boden, damit raubt es zugleich seiner leidenschaftlich betriebenen Opposition gegen den nationalen Mischstaat Österreich jeden Schein einer Berechtigung. Unter dem Einfluß des Nationalismus hat es sich über den alten Irredentismus hinaus einer Weltpolitik zugewandt, die außer allem Verhältnis zu seiner wirklichen Kraft steht, und hierin liegt zum größten Teil der innere Grund für die Ablehnung jener Zubilligungen, die Österreich, fast über die Grenzen des möglich Scheinenden hinausgehend, dem „Verbündeten“ gemacht hatte.

Die Nationalisten haben sich nach einer kurzen Periode des Zögerns mit ihren gehaßten Feinden verbrüdert, nicht allein mit den Republikanern, den Radikalen, den Reformsozialisten und den Sozialdemokraten von der Färbung des Benito Musolini, sondern auch mit den Freimaurern, die sie noch vor Jahresfrist mit wahrem Abscheu behandelten, die sie für Vaterlandsverräter erklärten, die sie einzeln der Öffentlichkeit denunzierten, so daß auf ihr Betreiben hochgestellte Offiziere als Angehörige der Loge den Dienst quittieren mußten. Die Partei, deren Stolz und deren Sehnsucht die innere und äußere Unabhängigkeit Italiens war, hat sich überdies in Abhängigkeit von Rußland, England und Frankreich gestellt. Sie konnte beim Ausbruch des Krieges mit Österreich triumphieren, denn von keiner Gruppe, selbst von der der Irredentisten nicht, waren stärkere Antriebe dazu ausgegangen, als von ihr, die vergleichsweise spät auf den Schauplatz getreten ist. Nur bleibt die Frage, wie die Herren dermaleinst die Stunde ihres Erfolges zu büßen haben werden. Von ihnen, von den zu ihnen haltenden Poeten, bestochenen und unbestochenen Zeitungsschreibern und sonstigen Lärmmachern wird das Volk in ebenso starkem Maße wie von dem König und dessen Ministern eines Tages zornige Rechenschaft für Ströme von Blut und Tränen, für Milliarden vom Schweiß der Armen erpreßten Geldes, für unermeßliches Unheil, für das Elend gegenwärtiger und künftiger Geschlechter fordern!

Dr. Karl M. v. Wolfsberg.

Digitized by Google

Friedensziele.

Von Franz Köhler, Dipl.-Ing. in Nürnberg, z. Zt. im Feld.

Mit der Erörterung über die zur Zeit bestehende Redefreiheit im preußischen Abgeordnetenhaus ist eine Frage angeschnitten worden, welcher ein immer steigendes Interesse entgegengebracht wird. Besonderes Aufsehen erregte in der Folge ein Aufsatz der Tagespresse, der sich an die Einmütigkeit des deutschen Volkes wendet und mahnt, diese nicht dadurch preisgeben zu wollen, daß vorzeitig unsere künftigen Friedensbedingungen zur Diskussion gestellt werden.

Man müßte den Ausführungen beistimmen, wenn nicht der eigentliche Kern der Frage verschoben wäre.

Von Interesse ist zunächst weniger die Behauptung, daß eine Einmütigkeit, das heißt ein einheitlicher Wille, vorerst nicht vorhanden sei, als der Hinweis auf die Verschiedenartigkeit der Auffassung über die Neugestaltung unserer Westgrenze, als Beispiel für die Unzweckmäßigkeit einer allgemeinen Diskussion. Stellt man sich damit denn nicht auf den Standpunkt dessen, der in einem vorzeitigen Feilschen um die Anzahl der zu gewinnenden Quadratkilometer den Angelpunkt einer solchen Erörterung sieht? In Wirklichkeit handelt es sich gar nicht um die Streitfrage, ob Deutschland nach dem Krieg statt 540000 Quadratkilometer deren 800000 oder gar eine Million besitzen soll, sondern es gilt erst einmal die Richtlinien unserer künftigen politischen Orientierung scharf ins Auge zu fassen und zu gestalten. Das eigentliche Problem liegt also viel tiefer, und der Schwerpunkt auf einer ganz anderen Seite. Von Friedensbedingungen im obigen Sinne sind wir noch weit entfernt. Das ist für jeden politisch auch nur einigermaßen Geschulten so naheliegend, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, als sollte der eigentliche Kern der Frage verschleiert werden. So groß ist das Zutrauen denn doch, daß die verantwortlichen Stellen, wenn es sich erst einmal um jenes Feilschen um jeden Quadratkilometer handeln wird, ihr möglichstes tun werden, die berechtigten Hoffnungen und Wünsche nicht zu enttäuschen. Was aber beunruhigt, das ist der Zweifel daran, ob dies nach bestimmten großen Richtlinien geschehen wird. Soll der Erfolg nicht ausbleiben, dann wird an ihrer Gestaltung die Gesamtheit mitarbeiten müssen.

Mit Ausbruch des Kriegs konnte man vielfach die Meinung hören, daß unsere auswärtige Politik einen Zusammenbruch erlitten hatte, und daß es so nicht weitergeht. Auf die Richtigkeit der gezogenen Schlußfolgerungen werden wir noch zurückkommen. Hier fragen wir zunächst nur, ob und inwieweit diese Auffassung auch an maßgebender Stelle geteilt wird, und ob man hier gesonnen ist, neue Wege einzuschlagen?

In einem Zusammenhang, der die diplomatische Behandlung der Friedens-

Digitized by Google

bedingungen betrifft, wird, wie wir annehmen wollen von nicht autorisierter Seite, als Ziel des Krieges „die Niederlage der Feinde" angegeben. Für die oberste Heeresleitung kann es tatsächlich kein höheres Endziel geben, für den Staatsmann aber bedeutet die Niederlage der Feinde nur ein Hilfsmittel für die Durchsetzung seiner eigentlichen politischen Ziele. Erklärt er dieses Hilfsmittel als Selbstzweck, dann liegt es nahe, darin ein Eingeständnis zu sehen, daß er selbst kein Ziel verfolgt. Dem entspricht es auch, wenn an die Stimmen aus dem Feld erinnert wird, welche sich gegen die vorzeitige Besitzergreifung von Städten wenden, die noch gar nicht erstürmt sind. Es kann sich im besten Falle hier nur um ein Mißverständnis auf beiden Seiten handeln. Wichtiger will es erscheinen, an die Stimmen aus dem Felde zu erinnern, welche darüber empört sind, daß, während sie mit Einsetzung aller Kraft ihr Vaterland gegen einen alten Erbfeind verteidigen, dort hinter ihrem Rücken für ein Separatabkommen Stimmung gemacht, und eine Politik gepredigt wird, die in ihren Gegnern den Freund von morgen umarmen will! Die Kampffreudigkeit wird dadurch jedenfalls nicht gerade erhöht! Ein großer Teil des Volkes empfand es denn auch dankbar, als durch das Eingreifen der Militärbehörden die mehr oder weniger geschmackvollen Erzählungen von allerhand Schützengrabenfreundschaften verstummten, welche eine Zeitlang die Spalten unserer Presse füllten und als hochbedeutsame Anzeichen einer inneren Wandlung gewissenhaft gebucht wurden. Gerade zur rechten Zeit kam auch von der Gegenseite der Bericht über die Verurteilung der gefangenen deutschen Ärzte in Paris und über die Hinrichtung Deutscher in Casablanca.

Diese heillose Verwirrung, als die sich in Wirklichkeit die viel gepriesene Einheit darstellt, muß auf die Dauer beunruhigend und zersetzend wirken. Der eine predigt den Haß gegen England, der andere gegen Frankreich, gegen Rußland, Japan, und andere sehen wieder der Reihe nach in diesem oder jenem Staat den künftigen Freund, Japan nicht ausgeschlossen! Sollte das die Antwort der Heimat auf das im Heldenkampfe vergossene Blut der Nation sein, und ist das der Boden, auf dem sich die Diskussion über die Friedensbedingungen einst aufbauen soll? Ein gütiges Schicksal mag uns davor bewahren!

Wenn die Einführung besonderer Zensurbestimmungen den Zweck haben sollte, eine Einheitlichkeit der Meinungsäußerung nach außen hin zu erzielen, so ist das als vollkommen mißlungen zu betrachten, denn es kam doch jeder zu Wort, wenn er sich nur genügend allgemein ausgedrückt hatte, das heißt derart, daß man aus seinen Ausführungen alles oder nichts herauslesen konnte. Erzielt wurde schließlich nichts anderes, als eben jene Verwirrung der öffentlichen Meinung.

Wäre es nicht statt dessen gerade jetzt eine besonders dankbare Aufgabe, das so erfreuliche Aufkeimen eines allgemeinen Interesses für politische Fragen zu

Digitized by Google

ermuntern, in die richtigen Bahnen zu leiten und für große Ideen zu gewinnen, bevor es nicht wieder im kleinlichen Streit um allerlei Einzelfragen erstickt wird? Schließlich können ja Teilbetrachtungen für sich noch so richtig sein, sie verlieren ihre Wirkung, wenn sie nicht den gemeinsamen Rahmen erkennen, und sich nicht in ein größeres weltpolitisches System einfügen lassen. Das ist es, woran es trotz aller politischen Flugschriften noch fehlt, und worauf es eigentlich ankommt. Ist das Endziel erkannt, dann finden sich die Einzelheiten ganz von selbst. Aus Teilbetrachtungen aber ein solches Endziel rückwärts aufbauen zu wollen, kann höchstens zu einem kunstvollen Mosaikwerk führen, nie aber zu einem organisch einheitlichen Gebilde.

Noch bedenklicher ist, wenn sogar solche Stimmen zu Wort kommen, welche zu ganz falschen Schlüssen verleiten. Während es z. B. in Österreich-Ungarn vor dem Krieg Reichsbürger im eigentlichen Sinne nur als Ausnahmeerscheinungen gab, bezeichnenderweise überhaupt nur in deutschen Kreisen, wird es jetzt so dargestellt, als ob plötzlich ein Taumel der Begeisterung für diesen einheitlichen Reichsgedanken die Gesamtheit ohne Ausnahme ergriffen hätte. Man täuscht damit höchstens sich selbst darüber hinweg, daß die positive Arbeit erst geleistet werden muß und übersieht, daß es keiner Worte bedarf, wo Taten sprechen könnten. Wie paßt andererseits zu einem solchen Stimmungsbild die Mitteilung der Presse, der Flaggenschmuck verschiedener österreichischer Städte anläßlich eines der letzten und größten deutschen Siege bedeute ein charakteristisches Symptom für einen beginnenden Stimmungsumschwung? Behutsam geht man über das Kapitel „Russophilismus" hinweg, obwohl merkwürdiger — aber höchst erfreulicher Weise gerade über dieses ein solch inhaltsreiches Quellenwerk erscheinen durfte[1]). Stellt man Spreu und Weizen jetzt einander gleich, dann wird eine spätere Scheidung nicht oder nur mit großer Schwierigkeit möglich sein. Die Erkenntnis der Wahrheit ist auch hier das allein fruchtbringende und für ein enges Zusammenarbeiten, das jetzt endlich als notwendig erkannt wurde, die notwendige Voraussetzung.

Man stelle sich den jedenfalls nicht unmöglichen Fall vor, unsere Feinde oder auch nur ein Teil unserer Feinde sähe sich, sei es durch unsere Waffenerfolge oder durch sonstige Gründe dazu gezwungen, plötzlich einen Waffenstillstand zu erbitten. Hatten unsere Feinde bis dahin einem einheitlichen Volk in Waffen gegenübergestanden, so würden sie sich jetzt plötzlich einer Zersplitterung gegenübersehen, die es ihnen gegebenenfalls ermöglichen würde, den Mißerfolg der Waffen, wenn auch nicht wieder gut zu machen, so doch in hohem Grade auszugleichen. Daran vermag dann auch die der Allgemeinheit eröffnete Aussicht, sich zu den Friedensbedingungen äußern zu dürfen, nichts zu ändern. Wie sollte dies praktisch überhaupt möglich sein, wenn die unerläßliche Vorbedingung,

[1]) Dr. Michael Lozynski, „Dokumente des polnischen Russophilismus", C. Kroll, Berlin.

Digitized by Google

das heißt die Möglichkeit sich auf die kommende große Aufgabe vorzubereiten und zu einem klaren politischen Überblick zu kommen, abgeschnitten wird, und niemand weiß, welches die eigentlichen Ziele und Richtlinien unserer Politik sind? Werden diese aber gleichzeitig bekanntgegeben, dann wird weniger eine Diskussion über die Friedensbedingungen einsetzen müssen, als eben über diese Ziele. Erscheint es somit nicht dringend erforderlich, diese Diskussion vorwegzunehmen, oder wenigstens die Möglichkeit freizugeben, an der Gestaltung dieser Ziele mitzuarbeiten? Die sogenannten „Friedensbedingungen" erscheinen als cura posterior, das wichtigere und vordringlichere ist die Kenntnis unserer politischen Ziele, die mit dem gegenwärtigen Krieg als solchem an sich gar nichts zu tun haben.

Diese Forderung führt zu der Aufstellung eines klaren Zukunftsprogrammes, das von großen Gesichtspunkten geleitet wird, und das an Wert nur gewinnt, wenn der Rahmen weit genug bemessen ist, daß er nicht schon durch die Erfolge dieses Kriegs vollkommen ausgefüllt werden kann. Nicht die Wünsche des Tages oder unserer Generation gilt es zu befriedigen, es muß vielmehr unsere Aufgabe sein, die Zukunft unseres Landes für alle Zeiten sicherzustellen und eine stetige Entwicklung anzubahnen.

Es hat keinen Sinn, darüber zu streiten, ob wir Burgund einstecken oder uns mit Verdun, Toul usw. begnügen sollen, solange wir uns noch nicht darüber klar geworden sind, ob wir denn überhaupt nach wie vor in der Anlehnung an ein altes absterbendes und uns innerlich ferner denn je stehendes Volk das Glück unserer Nation und das der Welt sehen sollen. Werden wir dadurch nicht vielleicht nur geschwächt und von anderen größeren und dankbareren Aufgaben abgehalten? Sind wir vielleicht berufen, unsere Kultur der Welt aufzuprägen, und wenn das der Fall ist, wird es nicht viel leichter in Anlehnung an Völker geschehen, die unserer Hilfe bedürfen, die in Anerkennung unserer Überlegenheit mit Freuden bereit sind, diese anzunehmen, und die uns dadurch näher kommen werden, als nur je ein anderes Kulturvolk, mag dieses auch durch noch so schöne Verträge oder sogar Bündnisse an uns gefesselt sein? Wie können wir uns für jetzt und alle Zeiten von den uns drohenden Gefahren freimachen, die sich in der Zukunft immer gewaltiger gegen uns auftürmen werden? Wo finden wir die nötigen Bundesgenossen, die in Freud und Leid treu zu uns stehen, wo finden wir Absatzgebiete für unseren Handel und nie versiegende Bezugsquellen für unsere Industrien, ohne wie bisher auf Gnade und Ungnade dem mehr oder weniger feindlichen Ausland ausgeliefert zu sein?

Es hat keinen Sinn, uns mit sogenannten Kriegszielen d. h. den Einzelheiten der künftigen Friedensbedingungen zu beschäftigen, solange wir uns über alle solche Fragen nicht klar sind. Ist das erst einmal der Fall, dann ergeben sich jene ganz von selbst. Das Bedürfnis nach einer solchen umfassenderen Be-

Digitized by Google

trachtungsweise ist es, das nach Ausdruck drängt, nachdem es sich nicht mehr länger durch die ewige Wiederholung hochtönender Schlagworte befriedigen läßt, die den anderen Teil unserer Kriegsliteratur bildet. Fort mit allen zum Überdruß breitgetretenen Phrasen; und Einzelbetrachtungen nur mehr, soweit sie einem größeren, zusammenhängenden Plan dienen, der immer noch vermißt wird, und der vor allem not tut.

Es ist ein auf die Dauer unhaltbarer Widerspruch, daß das deutsche Volk eine klare Vorstellung seiner Weltpläne nicht hat, sich dabei aber zu einer höheren Weltstellung berufen fühlt. 1870 beseelte der Einigungsgedanke das ganze Volk und seine Fürsten. Bismarck war die Verkörperung dieser Ideen, und die Eroberung der einst verloren gegangenen westlichen Provinzen des deutschen Reichs bildete den allgemein angestrebten Siegespreis. Die jetzige Lage läßt sich daher in keiner Weise mit der damaligen vergleichen: mit der gemeinsamen Idee fehlt ihre Verkörperung, und ebenso fehlt auch ganz folgerichtig die Kenntnis des anzustrebenden Siegespreises.

Kein geringerer als Theodor Mommsen hat schon (1898) diesem Mangel und diesem Bedürfnis nach einem klaren politischen Plan Ausdruck gegeben mit den Worten: „Könnten wir unserer Nation etwas schaffen wie der englischen das Greater Britain, so wäre das ein unaussprechlich hoher Gewinn."

Die festumrissene Gestaltung dieses größeren Deutschland fehlt auch heute noch.

Vertiefen wir uns aber etwas mehr in die politische Literatur der letzten Jahre, soweit sie sich mit unserer Weltmachtstellung beschäftigt, dann finden wir schließlich doch etwas, was wie das Rückgrat eines solchen Programmes aussieht, und zwar die immer wiederkehrende Idee eines — sit venia verbo — englischen Politikers! Als sibillinische Weisheit wird den deutschen Lesern vor Augen geführt, wie sich in einem englischen Kopf der Traum eines größeren Deutschland gestalten würde: ein machtvolles Imperium von der Elbe bis zum Euphrat mit Hamburg und Konstantinopel als Haupthandelshäfen.

Immer und immer wieder finden wir diese Worte wiederholt, ohne daß es uns beschämend zum Bewußtsein kommt, daß wir glauben dadurch am besten für einen Gedanken Stimmung machen zu können, daß wir einen Fremden noch dazu einen Engländer als Kronzeugen anführen, obwohl es sich hier um Gedanken handelt, die früher schon von deutscher Seite ebenso klar erkannt und ausgesprochen wurden. Ist das nicht beschämend und charakteristisch zugleich und auf gleicher Stufe stehend mit unserer Vorliebe, — sagen wir für englische Stoffe?

Der Gedanke, daß ein Engländer sich verlegen und fragend nach Richtlinien großbritischer Politik im Ausland umsehen sollte, mutet uns geradezu komisch an. Sollte uns das nicht zu denken geben?

Freilich ist dem Engländer auch die Kenntnis unseres neuesten Sittengesetzes

Digitized by Google

versagt, das da lautet: „Du sollst das Fell des Bären nicht verteilen, bevor der Bär erlegt ist.“ Bis zum Überdruß hört man diese Worte immer von neuem wiederholen, anstatt es freudig als Zeichen des erwachenden politischen Interesses zu begrüßen, wenn da und dort die Frage nach der Zukunft unseres Landes die Gemüter bewegt. Daß dies vielfach in etwas naiver Form geschieht, ist bei dem Fehlen politischer Schulung im Volk nicht weiter verwunderlich. Empfindet man die Wirkung dieses Mangels lästig, dann sollte man daran gehen, die Ursache schrittweise zu beseitigen, sofern man nicht in der Lage ist, den Gedanken eine ganz bestimmte Richtung zu geben.

Würden wir unser vorerwähntes neuestes Sittengesetz einem Engländer vorlegen, dann würde er uns zuerst verständnislos ansehen, dann würde es merkwürdig in seinem Gesicht zucken, und schließlich würde er sagen: „all right“. Kann er sich von seinem Standpunkt aus etwas besseres denken, als wenn der Deutsche die Moral einer harmlosen kleinen Jägergeschichte als Richtschnur für seine politische Überzeugung nimmt? Gehört nicht die englische Politik zu den größten Bärenfellverteilern, die es je gegeben hat, und waren wir nicht diejenigen, die gerade deshalb bereit waren, Englands Politik kühn, weit ausschauend, groß angelegt und dergleichen mehr zu nennen, während wir jetzt auf einmal kaum Worte genug finden können, deren ätzendes Gift uns genügt, dieselbe englische Politik zu brandmarken? Wenn England mitten im Frieden aus seinen politischen Plänen kein Hehl machte, dann haben wir jetzt im Krieg geradezu die Pflicht, uns über die Gestaltung unseres Schicksals klar zu werden.

Der Engländer hatte das Vorrecht, dem Bären kurzerhand die Ohren zu stutzen, das Fell zu zerzausen, den einen oder anderen Fetzen wegzureißen, oder ihm gar das Fell bei lebendigem Leib über den Kopf zu ziehen, wenn er es nicht vorzog, ihn zu vergiften oder zu ersticken. Bei uns muß der Bär immer erst „erlegt“ werden, d. h. um den Ausgangspunkt wieder zu gewinnen, nichts anderes, als daß die Feder immer erst dann zu Worte kommen soll, wenn ihr das Schwert die Wege gebahnt hat. Hat das Schwert die Arbeit getan, dann findet sich wohl alles weitere von selbst.

Je näher man zusieht, destoweniger mag man an eine diplomatische Quelle solcher Ausführungen glauben. Es würde sich darin sonst nur ein Mangel an Selbstvertrauen oder zum mindesten die Absicht ausdrücken, die diplomatischen Geschäfte nach wie vor hinter fest verschlossenen Türen führen zu wollen. Man wird sich damit nicht einverstanden erklären können, aber merkwürdigerweise wird die hier liegende Gefahr auch von den Stellen nicht erkannt, die sonst für einen Systemwechsel mit in erster Reihe kämpften. Dies kommt nur daher, weil sich alles auf das mit Recht verpönte Wort „Friedensbedingungen“ festgebissen hat, die als „Kriegsziele“ erscheinen. Wird nicht gerade dadurch bewiesen, daß wir noch dieselben politischen „Kannegießer“ sind, die wir von je-

Digitized by Google

her waren? Dieſes zweite zurzeit beſonders gern gebrauchte Wort fällt damit ſehr oft nur auf die zurück, welche damit die eigene Blöße ihrer Gedankenwelt verbergen wollen.

Wenn man von vorzeitiger Behandlung der Friedensbedingungen ſpricht, dann heißt das ſchließlich auch nichts anderes, als daß man letzten Endes ſelbſt Kannegießerei treiben will, nur etwas ſpäter und zwar dann, wenn einem die verſchiedenen Kannen von dritter Seite, möglichſt bis über den Rand gefüllt, kredenzt werden. Meint man damit im Prinzip etwas geändert zu haben, und wie ſoll dann auf einmal ein politiſches Syſtem entſtehen? Man könnte glauben, in der Werkſtatt eines mittelalterlichen Alchimiſten zu ſtehen, der allerlei zuſammenbraut, in der Erwartung, eines Tages vielleicht doch den Stein der Weiſen zu finden.

Wo bleibt unſere vielgerühmte wiſſenſchaftliche Forſchung, unſere ſyſtematiſche Behandlung einer Frage fern von aller äußeren Beeinfluſſung? Man rühmt dem Deutſchen in dieſer Beziehung eine gewiſſe Stärke nach. Auf politiſchem Gebiet verſagt ſie merkwürdigerweiſe vollkommen. Dort wird die wiſſenſchaftliche Forſchung zugunſten eines gedankenleeren Adeptentums zurückgeſtellt. Eilt einmal hier der Gedankenflug den Ereigniſſen voraus, dann ſpottet das Volk der Dichter und Denker ſeiner ſelbſt und überſchüttet den Schöpfer neuer Ideen mit Hohn, wenn nicht mit perſönlichen Vorwürfen. Sollte uns nicht die Geſtalt eines Friedrich Liſt, den wir jetzt allenthalben aus der Verſenkung ziehen, ein warnendes Beiſpiel ſein, dieſes Mannes, den ſeine Zeit als Projektenmacher verſpottete und durch Verſtändnisloſigkeit und Undankbarkeit zur Verzweiflung und zum Selbſtmord trieb?

Treffend iſt in Chamberlains Kriegsaufſätzen ausgeſprochen, was uns not tut: die wiſſenſchaftliche Behandlung politiſcher Probleme.

Soll dieſe einſetzen, wenn das Feilſchen um die Friedensbedingungen zur öffentlichen Erörterung geſtellt wird? Es wird zu ſpät ſein. Eine Wiſſenſchaft entſteht nicht von heute auf morgen, und man darf nicht erſchrecken, wenn ihre erſten Vorläufer etwas wirr und überſchäumend auftreten: die Logik wiſſenſchaftlicher Forſchung wird alle dieſe wilden Schößlinge ſchon beſeitigen. Auf jeden Fall ſollten wir uns über alle ſolche friſche Triebe zunächſt freuen, denn ſie verraten doch innere Kraft und Leben.

Was hat uns das bisherige zurückhaltende Syſtem denn gebracht? Immer wieder hört man klagen, daß Deutſchland ſo wenige Freunde hat, obwohl es mit aller Welt in Frieden leben wollte. In der Tat, alles ſchien in beſter Ordnung: Man wollte Weltpolitik treiben aber ohne Krieg. Mit Amerika, zu dem man in engſter wirtſchaftlicher Fühlung ſtand, tauſchte man daneben auch Profeſſoren aus, mit England glaubte man den Traum einer deutſch-angelſächſiſchen Kulturgemeinſchaft träumen und mit Frankreich an der Spitze

Digitized by Google

der Zivilisation marschieren zu können, mit Rußland verband die traditionelle Freundschaft der Herrscherhäuser, in Holland, Belgien und Rumänien saßen deutsche Fürsten auf dem Thron, in Griechenland, Belgien und auch in Rußland deutsche Fürstinnen, in der Türkei unterhielt man eine Militärmission, mit Österreich-Ungarn und Italien fühlte man sich im Dreibund fest zusammengeschmiedet: kurz, wohin man sah, die denkbar besten Beziehungen. Die ganze Welt hielt man mit liebenden Armen umfangen. Was wollte man mehr verlangen?

Der Erfolg war dann eines schönen Tages der Existenzkampf nach allen Seiten. Die Schuld suchte man einzig und allein bei unseren Diplomaten, und doch kehrt die Behauptung immer wieder, in Deutschland hätte kein Mensch an Krieg gedacht, jeder hätte nur den Frieden gewollt. Ist dem so, dann haben unsere Diplomaten doch eigentlich ganz in unserem Sinne gewirkt und ihre Pflicht getan, denn Friede um jeden Preis war ja auch ihre Losung. Fällt damit der Vorwurf, den wir gegen unsere Diplomaten erheben, nicht auf uns selbst zurück? Liegt nicht vielleicht gerade hierin die Wurzel allen Übels, und ist es richtig, auf diesem Weg weiter zu gehen?

Sprechen wir im Gegensatz dazu nicht immer wieder von den diplomatischen Erfolgen unserer Feinde? Finden wir dort die Erfolge, dann finden wir dort vielleicht auch den richtigen Weg zum Erfolg. Tatsächlich waren auch die Wege unserer Feinde von den unsrigen grundverschieden: alle schritten sie gerade aus auf ein bestimmtes Ziel zu.

Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten ihre Monroedoktrin, aus der allmählich der Ruf „Amerika den Vereinigten Staaten von Nordamerika" wurde, was aber nicht hinderte, daß man auch den Stillen Ozean und seine Küsten als Interessengebiet ansah und dort territoriale Erwerbungen vornahm, England verfolgte seinen Plan Kapstadt-Kairo-Kalkutta und einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß seines ganzen Machtbereichs, Frankreich erstrebte die Rheingrenze und ein großes nordwestafrikanisches Reich, wo es gegen seinen Sieger von 1870 Marokko gewann, Rußland streckte seine Fühler nach den Weltmeeren aus, ohne sich durch irgendwelche Rückschläge beirren zu lassen, und Japan betrachtete sich als Vormacht der gelben Rasse und damit als berufener Herrscher über den Stillen Ozean.

Wir sehen überall eine verblüffende Klarheit des Wollens, und selbst bei einer absterbenden Nation wie der französischen die Kraft einer vorwärts drängenden Initiative, im merkwürdigen Gegensatz zu der müden Resignation der jugendlichen deutschen Nation, die auch im Dreibund nichts anderes sehen wollte, als eine Friedensversicherung. Im Schutz dieses Dreibundes mußte Österreich-Ungarn die ihm vorgezeichnete Balkanpolitik aufgeben, und mehr und mehr bildete es das Objekt der Politik seiner Nachbarn von dem größten bis herunter zu dem kleinsten. Noch weniger schien die dritte Macht, Italien,

Digitized by Google

mit der Gestaltung der Dinge zufrieden zu sein: eine rein defensive Politik konnte ihr nicht zu der immer wieder angestrebten Machterweiterung verhelfen. So ging sie mehr und mehr ihre eigenen Wege, bis sie sich in der Stunde der Entscheidung offen abseits stellte, obwohl doch gerade Deutschland und Österreich-Ungarn im Gegensatz zu allen anderen Großmächten im Grunde bereit waren, Italien als Vormacht des Mittelmeers anzuerkennen.

In scharfem Kontrast zu diesem Abbröckeln der Macht des Dreibundes steht das Meisterstück, welches sonst so divergierende Völker zu einem einheitlichen Vorgehen zusammenschweißte. Weder unsere traditionelle Freundschaft zu Rußland oder unsere Stammesverwandtschaft mit England, noch die traditionelle Feindschaft Englands gegen Rußland und Frankreich konnte das Zustandekommen des Bundes dieser drei Staaten verhindern. Gestalteten sich die äußeren Erfolge nicht den Erwartungen entsprechend, so kann daraus ebensowenig ein diplomatischer Mißerfolg konstruiert werden, wie unsere militärischen Erfolge als diplomatische Erfolge bewertet werden können.

Das charakteristische war, daß aus den festumrissenen Plänen unserer Gegner sich zunächst nicht nur ganz bestimmte Reibungsflächen ergaben, sondern auch ganz bestimmte gemeinsame Ziele. Der Weg zur Verständigung war damit gegeben, trotz oder gerade infolge der offensiven Absichten, und er wurde von allen Beteiligten mit großer Energie beschritten und verfolgt. Der Einzelne wurde zu den größten Leistungen angespornt, und gerade dadurch wurden die stärksten Friedensgarantien geschaffen, entsprechend der alten römischen Weisheit: si vis pacem, para bellum.

Dem gegenüber erscheint auf einmal unsere Friedenspolitik in etwas anderem Licht. Wollten wir eigentlich den Frieden, oder war er uns nicht vielmehr durch eine Machtkoalition aufgezwungen, gegen die der Gedanke eines Angriffs immer mehr als wahnsinniges Unternehmen erscheinen mußte? Wäre der Mordanschlag in Serajevo einige Jahre später erfolgt, dann hätte Österreich-Ungarn vielleicht nicht mehr so bestimmt aufzutreten gewagt, und auch unsere spätere Mitwirkung wäre wohl angesichts der bis dahin vollendeten Organisation der russischen Armee, dem Ausbau seiner strategischen Straßen und Bahnen, der Verstärkung seiner Flotte, von der vielleicht inzwischen auch in Angriff genommenen allgemeinen Wehrpflicht in England ganz abgesehen, etwas zurückhaltender ausgefallen.

Wenn wir objektiv sein wollen, dann müssen wir zugeben, daß unsere Feinde mit ihren Rüstungen schließlich zunächst nichts anderes taten, als wir selbst innerhalb unserer eigenen vier Wände: auch wir glaubten den Frieden nicht besser sichern zu können, als durch möglichst starke Kriegsrüstungen. Unsere Heeresverwaltung ließ sich nicht durch irgendwelche falsche Rücksichten auf das Ausland zurückschrecken, was sie glaubte verlangen zu müssen, verlangte sie,

Digitized by Google

und heute danken wir ihr diese aktive Friedensrüstung und bedauern unseren eigenen kurzsichtigen Widerstand, der nicht aus Opposition, sondern aus Mangel an Einsicht in die wirkliche Lage erfolgte, die uns versagt geblieben war, und um die wir uns großenteils auch nicht sonderlich bemüht hatten. Wozu immer neue Kriegsrüstungen, wenn unsere Beziehungen zu allen Staaten so überaus freundschaftliche waren?

Was uns den Krieg brachte, war gerade unsere vielgerühmte Friedenspolitik, die uns nicht nur schwach erscheinen ließ, sondern auch tatsächlich schwächte, indem sie uns hinderte, neue Freunde zu werben, und es uns erschwerte, die nötige Anziehungskraft auf alte Freunde auszuüben.

Stellt man alle diese Punkte einander gegenüber, so sehen wir auf der einen Seite den Mißerfolg unserer defensiven äußeren Politik und den Erfolg der offensiven Politik unserer Gegner.

Kann man aber deshalb sagen, daß unsere Feinde diesen Krieg gewollt haben? Man ist geneigt, das sofort zu bejahen, und doch fehlt der konkrete Beweis. Umgekehrt läßt sich manches dafür anführen, daß unsere Gegner einen solchen Kampf nicht hatten aufnehmen wollen, in erster Linie England nicht, dessen anfänglich ausgesprochene Auffassung von der Art, wie dieser Krieg geführt werden sollte, einem solchen Gedankengang völlig entsprach. „Deutschland ist eine Festung, die erobert sein kann, noch bevor der erste Schuß gefallen ist", hat einst Moltke gesagt. Der mußte es doch wissen. Warum sollte man also nicht auf diesem Weg die Kapitulation herbeizuführen suchen? War das nicht unendlich viel einfacher und vor allem billiger und unblutiger als mit Waffengewalt? Immer enger schloß sich der eiserne Ring um Deutschland, und jedes Jahr brachte die Aussicht auf eine kampflose Kapitulation näher, wie sie im kleinen bereits in Algeciras und auf der Londoner Konferenz erfolgt war. Gegen den Willen Deutschlands setzte sich Frankreich kampflos in den Besitz eines ungeheueren afrikanischen Kolonialreichs, England und Rußland verteilten das Fell des persischen Bären und bissen sich in dessen lebendigen Leib immer fester ein, und Deutschland schien sogar bereit zu sein, auch auf seine mesopotamischen Interessen zugunsten von weniger wertvollen äquatorialafrikanischen Erwerbungen zu verzichten. Ebenso verzichtete Österreich-Ungarn definitiv auf die Geltendmachung seiner Balkan-Interessen, Rumänien auf die Erneuerung seiner mit Österreich-Ungarn geschlossenen Militärkonvention, und auch Italien schien mehr und mehr den Verführungskünsten zu unterliegen. Versprechungen auf das berühmte Bärenfell spielten hier eine große Rolle, und meisterhaft verstand man es, den Glauben an die eigene überragende militärische Macht aufrecht zu erhalten, während man jetzt auf die Hilfe der verachteten Eingeborenen und der Japaner angewiesen ist, und würdelos um Unterstützung selbst der kleinsten Staatengebilde bettelt.

Digitized by Google

Überall erntete man kampflose Erfolge. Mußte da mit der Zeit nicht auch der endgültige, große Erfolg als reife Frucht in den Schoß fallen? Unter all den Künsten, die unsere Gegner spielen ließen, bildete die russophile Agitation in Österreich-Ungarn die größte Gefahr, ohne daß man sich doch dort energisch zur Wehr setzte, und ohne daß man sich in Deutschland irgendwie näher dafür interessierte. Die Slaven standen ja leider so wie so nicht sonderlich in Gunst, und Österreich-Ungarn überließ man ganz sich selbst, obwohl ohne eine Lösung der österreichischen und der slavischen Frage eine Annäherung über den Balkan an die Türkei nicht möglich war, ein Plan, der, wie wir sahen, der einzige war, der wenigstens eine Zeit lang einen gewissen Anklang gefunden zu haben schien.

Wozu also Krieg, wenn die „friedliche Durchdringung" auch hier so schöne Fortschritte brachte? Über die Frage, wer diesen Krieg gewollt hat, kann man jedenfalls verschiedener Auffassung sein, das worauf es hier ankommt, ist, daß für unsere Gegner dieser Krieg jedenfalls kein erzwungener war, während uns bei aller Friedenspolitik schließlich gar nichts anderes übrig blieb, als die Entscheidung der Waffen anzurufen. Haben wir nun mit unserer Friedenspolitik dem Weltfrieden gedient? Der Erfolg scheint die Frage zu verneinen. Die Vergangenheit mag ruhen. Wenn aber unsere der allgemeinen Stimmung entsprechende defensive Politik den Zusammenbruch herbeiführte, dann gilt es jetzt uns hinüberzuretten zu der Politik der Offensive mit ihrer sieghaft werbenden Kraft. Man wird dann im Laufe der Zeit vielleicht doch finden, daß mit einer solchen Politik dem Frieden am besten gedient ist. Die Aufnahme der praktischen Offensive bleibt ja immer eine Tat des freien Entschlusses, während der Gegenhieb der Defensive eine vom Gegner erzwungene Tat ist. Darin liegt das beruhigende Moment für ängstliche Gemüter. Offensive Politik ist noch lange keine Kriegspolitik.

Die neuerdings gesammelten Lehren können uns nur bestärken, diese Richtung festzuhalten. Kaum waren wir gezwungen, offen Farbe zu bekennen und gegen Rußland und England Front zu machen, da gewannen wir schon den ersten Bundesgenossen, das Osmanische Reich, das bis dahin mißtrauisch das Lavieren unserer Politik nach dem russischen und nach dem englischen Ufer hinüber verfolgt hatte, von dem es nichts Gutes zu erwarten hatte. Woher hätte da das nötige Vertrauen zu Deutschland kommen sollen, das man sonst, von militärischer Seite aus, schon seit einer langen Reihe von Jahren sehr hoch einzuschätzen gelernt hatte? Der Erfolg unserer Politik der Türkei gegenüber erscheint damit in letzter Linie als ein militärischer Erfolg. Diplomatisch konnte er erst auf Kosten des Mißerfolges England und Rußland gegenüber geerntet werden, denn an sich verfolgte man ja auch hier kein anderes Ziel, als das der allgemeinen Freundschaft. Aber schon dadurch, daß man diese öffentlich vor aller Welt bekannt, und unser Kaiser sich zum Apostel dieser Freundschaft

Digitized by Google

gemacht hatte, ohne daß irgendwelche höfischen Beziehungen vorlagen, erschien sie in etwas anderer Färbung, die durch das Einsetzen einer neuen Militärmission, ungeachtet allen fremden Widerspruchs, schon einen bedenklich offensiven Charakter annahm. Heute können wir mit besonderer Genugtuung gerade hier unseren ersten großen diplomatischen Erfolg buchen.

Ähnlich hatte Schweden schon längst die von Rußland drohende Gefahr erkannt, aber auch dort hatte unsere traditionelle Freundschaft zu Rußland uns daran gehindert, daraus Gewinn zu ziehen, während wir es jetzt, da diese Freundschaft einen Riß bekommen hatte, unbegreiflich finden, daß Schweden sich nicht schon längst auf unsere Seite gestellt hat. Die unserer Diplomatie in der Türkei schon in Friedenszeiten geleistete militärische Hilfe wird hier im Verlauf des Kriegs erst nachgeholt werden müssen.

Für einen einzigen Staat waren wir bedingungslos bereit, uns einzusetzen, das war Österreich-Ungarn, und so stehen wir denn auch jetzt treu im Kampfe zusammen. Aber auch da vermissen wir die systematische Friedensarbeit und Vorbereitung, die uns wohl manche Enttäuschungen hätte ersparen können. Will man jedoch gerecht sein, dann muß man zugeben, daß diese Gleichgültigkeit Österreich-Ungarn gegenüber eine ganz allgemeine Erscheinung in Deutschland war. Man kümmerte sich nicht um diesen Nachbar- und Bundesstaat. Während man in der ganzen Welt herumreiste, fand man es nicht für nötig, hier die Besuchspflicht weiter als auf Tirol auszudehnen. Prag, Brünn, Triest, ja sogar Wien kannten nur wenige, von Ofen-Pest ganz zu schweigen. Trotz all ihrer Herrlichkeit blieb die österreichische Riviera abseits unbesucht liegen, ohne daß es uns doch gelang, dafür an der italienischen moralische Eroberungen zu erzielen. Auch gedanklich beschäftigten wir uns lieber mit allerlei fernliegenden Problemen, obwohl die österreichischen Verhältnisse mindestens ebenso verwickelt und interessant waren wie etwa die chinesischen. Je ängstlicher und je peinlicher wir bemüht waren, uns hier den inneren Schwierigkeiten gegenüber fernzuhalten, desto größer wurde die Verwirrung, desto eifriger benützten andere Staaten, an erster Stelle Rußland, dann Serbien aber auch Italien die Gunst der Zeit, um das Gift der Zersetzung in immer weitere Kreise zu tragen. Wir ließen das alles ruhig geschehen, obwohl es sich in der Stunde der Not bitter rächen mußte, und die internen österreichischen Angelegenheiten damit ihre weitergehende Bedeutung auch für uns hatten.

Die Deutschen Österreich-Ungarns bekamen allmählich den Eindruck auf verlorenem Boden zu kämpfen und zu stehen, sie vermochten bei ihrer geringen Widerstandskraft den Glauben an eine Gesundung von innen heraus nicht aufrecht zu erhalten. So verzichteten sie zum Teil auf tätige Mitarbeit, eine allgemeine Resignation griff immer weiter um sich. Man ließ den Dingen ihren Lauf, in dem dumpfen Gefühl, daß der Untergang sich nicht aufhalten ließe und

Digitized by Google

der stillen Hoffnung, daß vielleicht gerade der Untergang des Staates den Retter aus Deutschland auf den Plan rufen würde.

Charakteristisch ist es, daß man nun sogar in uns Deutschen den Schuldigen gefunden zu haben glaubt, und doch sind solche Stimmen mehr wert, als die, welche vor lauter Selbstzufriedenheit übersprudeln, denn sie verraten eine gewisse Selbstbesinnung. Woran wir aber keinesfalls achtlos vorübergehen können, das ist die Tatsache, daß uns sogar von dieser uns am nächsten stehenden Seite allen Ernstes der Vorwurf gemacht wird, daß man über die Ziele unserer Diplomatie im unklaren gewesen sei. Wenn unsere Nachbarn und Bundesgenossen uns schon solche Vorwürfe machen, wie mußte es da in den Köpfen der neutralen oder gar erst der feindlichen Staaten ausgesehen haben!

Damit kommen wir denn auch auf den Vorwurf, der uns bezw. unserer Politik im Ausland immer wieder begegnete, und der sich oft nur in der unruhigen Frage ausdrückte: „Was will eigentlich Deutschland"? Daß der allgemeine Weltfriede unser einziger Wunsch sein sollte, erschien dort als deutsche Heuchelei, wenn man sich vergegenwärtigte, daß Deutschland die stärkste Landmacht darstellte und daneben auch seine Flotte immer stärker ausbaute. Jetzt nach diesem Krieg, der trotz allem einen für Deutschland günstigen Ausgang nehmen soll, wird jede Friedensbeteuerung nur noch als blutiger Hohn empfunden werden. Führt man nicht schon — sogar in Italien! — unseren zähen Widerstand und unsere Erfolge der halben Welt gegenüber als Beweis dafür an, daß wir uns von lange her auf diesen Krieg vorbereitet, ihn also gewollt hatten?

Fester denn je wird sich nach einem für uns siegreichen Ausgange dieses Kriegs draußen in der Welt die Überzeugung festnisten, daß Deutschland der Unruhestifter gewesen ist und bleiben wird. Die persönliche Unbeliebtheit des einzelnen Deutschen, die jetzt immer wieder in den Vordergrund gestellt wird, und für die man meist allzukleinliche Erklärungsversuche unternimmt, tritt dem gegenüber zurück. Ängstlicher denn je wird wieder die Frage gestellt werden: „Was will eigentlich Deutschland?" Sind nicht jetzt selbst weite Kreise des deutschen Volks beunruhigt, weil sie nicht wissen, wohin die Entwicklung führen soll, und hören wir nicht die verzweifelten Rufe eines Volks, das im Osten den Tummelplatz der blutigsten Kämpfe bildet, in denen es nicht bedingungslos für uns Partei zu ergreifen wagt, weil es nicht weiß, ob wir es nicht wieder im Stich lassen werden?[1])

Solange wir nicht ein klares deutsches Weltprogramm aufstellen, solange werden wir das Ziel steter mißtrauischer Anfeindung von außen bleiben, solange werden wir auch dauernd mit unseren Diplomaten unzufrieden sein. Es muß immer wieder betont werden, daß es unrecht ist, die ganze Schuld unseres Mißerfolges bei unseren Diplomaten

[1]) W. Feldmann, „Zur Lösung der polnischen Frage", Curtius, Berlin.

Digitized by Google

suchen zu wollen. Wir haben heute schon deren sehr gute, vielleicht sogar bessere als unsere Gegner, aber sie stehen mehr oder weniger alle auf verlorenen Posten. Wenn treue Pflichterfüllung die Stärke unseres Beamtenkörpers ist, dann liegt darin schon die Lösung: Es gilt, die verborgenen Kräfte zu tatenfroher Gestaltungskraft zu erwecken, in Erfüllung einer Aufgabe, für die es lohnt, sich ganz einzusetzen. Wenn es nur darauf ankommt, die Welt von Deutschlands Friedensliebe zu überzeugen, dann wird es besser sein, Missionare statt Diplomaten hinauszuschicken! Sie werden zweifellos mehr Vertrauen finden und damit auch bessere Erfolge erzielen, besonders wenn wir dazu übergehen, anstelle von Kanonen und Kriegsschiffen ausschließlich Kirchen und Schulen zu bauen.

Die jetzigen Versuche, den Ursprung unserer Mißerfolge aufzuspüren, bewegen sich vielfach auf ganz falscher Fährte: Mögen wir uns künftig noch so sehr bemühen, bei Auswahl unserer Diplomaten Eignung und Können voranzustellen und weniger auf Abstammung, eine ganz bestimmte Fachausbildung und Mittel sehen, es wird alles so ziemlich beim alten bleiben, sofern wir uns darauf beschränken. Wir glauben jetzt in diesen Momenten die Wurzel allen Übels gefunden zu halten, ohne zu merken, daß damit der Kern des Problems nicht getroffen wird, und daß wir neuen Wein in alte Schläuche füllen.

Man sollte billigerweise erst einmal näherliegende Untersuchungen anstellen. Welches ist die Aufgabe, deren Vertretung unsere Diplomaten übernehmen sollen? Welches ist das große gemeinsame Ziel, in dem sich der Wille der Gesamtheit verkörpert? Wir sollten uns zunächst mit der Lösung dieser Frage beschäftigen, bevor wir an anderer Stelle Kritik üben.

Es gilt erst einmal die Idee zu formen, welche die geschlossene Masse des Volks mit sich fortreißen würde, die dem einzelnen das Gefühl gibt, auf festem Boden zu stehen, die den unseligen Wirrwarr der Meinungen beseitigt und den Gedanken selbst des letzten Bierbankpolitikers eine ganz bestimmte positive Richtung gibt, während jetzt ein ungeheuerer Aufwand an Kraft nutzlos und planlos vergeudet wird, und jeder nur das Recht und das Bedürfnis fühlt, Kritik zu üben. Gelingt dies, dann wird es nicht an Männern fehlen, welche fähig sind, die Führerrolle nach außen hin zu übernehmen, dann wird es auch nicht mehr an Diplomaten fehlen, mit denen das Volk zufrieden ist. Kritik muß und wird es trotzdem geben, sie wird aber nicht mehr die Grundfragen betreffen, denn über diese wird Klarheit und Einheit herrschen.

Ballt sich der Wille des Volkes zu dieser Einheit zusammen, und findet er seine Verkörperung, dann erst wird man sagen können: genau wie 1870!

Was das Volk bisher gefehlt hat, das sühnt es jetzt im Kampf. Durch diesen Kampf hindurch wird es aber den Weg zu neuen Bahnen finden müssen, um den Erfolg zu ernten. Durch seinen gewaltigen Einsatz durch die restlose Hingabe seiner ganzen Kraft, hat es einen Anspruch erworben, eine Führerrolle

Digitized by Google

zu übernehmen. Nicht in der ganzen Welt, die vorerst nichts von uns wissen will, wohl aber unter den Völkern, die seiner Kraft ihre Rettung verdanken. Nicht ein deutsches Weltimperium gilt es zu erstreben, auch nicht die erneute Aufnahme einer mit größeren Mitteln denn je zuvor arbeitenden und die ganze Welt beglückenden Kulturpolitik, für die weder wir genügend gefestigt, noch die anderen genügend reif sind, sondern es handelt sich darum, mit allen Kräften den Zusammenschluß in sich freier Völker durchzusetzen, die unserer wohl noch mehr bedürfen als wir ihrer, und die sich somit willig unserer Führung anvertrauen werden.

Dazu gehört ein scharf umrissenes politisches Programm, für das der Krieg gar nicht die unbedingt notwendige Voraussetzung zu sein braucht. Auch sein Ausgang ist nur insofern von Bedeutung, als er uns nur die mehr oder weniger vollständige Erfüllung bringen wird. Darum hat es gar keinen Sinn, jetzt von den künftigen Friedensbedingungen zu sprechen. Die richten sich ganz nach den Erfolgen unserer Waffen, die wir heute, vielleicht auch in ihrem Umfang, gar nicht zu übersehen vermögen; unsere politischen Ziele aber sollten eine konstante Größe bilden. Bleiben diese Erfolge jetzt hinter unseren Erwartungen oder Hoffnungen zurück, so hinterlassen wir wenigstens späteren Generationen ganz bestimmte Richtlinien und Freunde, die bereit sein werden, sie zu unterstützen, denn unser Zukunftsprogramm wird kein einseitig deutsches sein dürfen, sondern es wird ebenso weitgehend auch der Entwicklung unserer Freunde Rechnung tragen müssen.

Kein Zeitpunkt ist geeigneter als der jetzige, im deutschen Volk die Erkenntnis durchzusetzen, daß nur ein großzügiges, aktives politisches Programm uns genügend Sicherheiten für die Zukunft bietet. Haben sich unsere Gegner nicht gescheut, mitten im Frieden ihre Zukunftspläne offen auszusprechen, so fallen für uns jetzt mitten im Krieg ihnen gegenüber alle Rücksichten fort, wodurch manches außerordentlich erleichtert ist. Stehen die Richtlinien unserer künftigen Politik fest, und kann die Außenwelt die Überzeugung gewinnen, daß die Eindämmung der damit geschaffenen, und fest begrenzten Reibungsflächen unsere ganze Kraft erfordert, dann wird man sich selbst sicherer fühlen, und das allgemeine Mißtrauen wird unseren offen ausgesprochenen Plänen gegenüber mehr und mehr verstummen.

Wir sprechen zwar heute immer wieder von der Notwendigkeit, einen dauernden Frieden zu schließen, ohne uns doch darüber klar zu sein, von welchen Gesichtspunkten wir uns dabei leiten lassen sollen. Erst dadurch, daß wir diese Erkenntnis gewinnen, erheben wir diesen Kampf über einen Existenzkrieg hinaus, den zu führen sonst nur das Vorrecht absterbender oder kleinerer Staaten ist. Die Motive der Selbstverteidigung sollten mit diesem Krieg erlöschen, andere tun not, um unserer Zukunft einen Inhalt zu geben.

Digitized by Google

Stellt die Lösung der hiemit angedeuteten Aufgabe eine schöpferische Leistung dar, dann kann sie nicht als Pflichtleistung von einem bestimmten Beamtenkörper verlangt werden. Den Aufbau muß die Gesamtheit übernehmen, und mehr denn je wird es notwendig werden, daß auch die Durchführung in gemeinsamer Arbeit erfolgt. Diese aber wird erst möglich sein, wenn die uns bisher trennenden Schranken niedergelegt werden. Die Ereignisse haben unsere Diplomatie von ihrer stolzen Höhe etwas heruntergerissen, und von allen Seiten fiel man nun über sie her. Daß man dazu nicht allgemein berechtigt war, darauf wurde schon hingewiesen. Die erste Bedingung für ein gedeihliches Zusammenarbeiten in der Zukunft ist die innere Anerkennung der Mitarbeit auf beiden Seiten. Wenn es die Regierung nicht verstehen soll, die richtigen Männer an die richtige Stelle zu setzen, dann finden wir das gleiche im Privatbetrieb gerade in unseren größten Konzernen des öfteren wiederholt. Auch ein gewisses Unvermögen, oft auch eine gewisse persönliche Scheu der maßgebenden Stellen, die vorhandenen zahlreichen und verschieden gearteten Kräfte zu einheitlicher Mitarbeit heranzuziehen, ist hier wie dort zu beobachten. Draußen im Ausland verzichten wir in wichtigen Fällen von vornherein völlig auf die Mitwirkung unserer Konsuln. Wir halten es nicht für notwendig, sie über wichtige Projekte auch nur zu informieren, entziehen ihnen damit die Möglichkeit, in allerlei wirtschaftlichen Fragen einen tieferen Einblick zu gewinnen, mit den interessierten Kreisen Fühlung zu nehmen und aus den sich vorbereitenden wirtschaftlichen Beziehungen ihrerseits Nutzen zu ziehen, sind aber sofort bereit, uns über ihr „Versagen" zu beklagen, wenn sie z. B. einmal nicht über alles aufs beste unterrichtet sind, was wir gerade von ihnen wissen wollen.

Man würde der Bedeutung dieser Frage nicht gerecht werden, wenn man sich mit solchen Vorstellungen begnügen und nicht den tieferen Ursachen nachspüren würde. Es ist nicht nur die Abneigung der industriellen und Handelskreise gegen die schulmäßige, juristische Auffassung und Denkweise unserer Auslandsvertreter, es ist sehr oft die Rücksicht auf den internationalen Finanzmarkt und die internationalen privatwirtschaftlichen Beziehungen, die es bei vielen Unternehmungen unmöglich erscheinen läßt, die Hilfe der Reichsregierung in Anspruch zu nehmen, obwohl dies sehr oft gerade in deren Interesse mindestens ebenso sehr liegen würde. Der nationale Standpunkt wird gerade von uns Deutschen da nur zu oft zurückgestellt, sicher nicht mit schlechter Absicht, wohl aber oft aus Bequemlichkeit und Unkenntnis, meist aber aus Gedankenlosigkeit und einem bedauernswerten Mangel an politischem Verständnis für das Ganze und die Mitarbeit des Einzelnen.

Aus der Enge kleinstaatlicher Verhältnisse heraus hatten wir uns zu einem Nationalstaat durchgerungen, um uns darauf sofort in das ödeste kosmopolitische oder zum mindesten internationale Fahrwasser zu begeben, noch bevor

Digitized by Google

wir uns die nötige innere Festigkeit angeeignet hatten. Der Mittel- sowohl wie der Arbeiterstand folgte darin schließlich nur dem Beispiel seiner Führer. Es hat wirklich keiner dem anderen etwas vorzuwerfen, denn im Grunde bedeutet jener internationale Zug auf allen Seiten nichts anderes als einen gewissen Mangel an nationaler Zurückhaltung und das Bestreben, den anderen um jeden Preis zu gewinnen, sei es unmittelbar durch Blutmischung, sei es durch finanzielle Beziehungen, durch Annahme fremder Kulturwerte und Formen oder durch Verständigung auf gewerkschaftlicher Grundlage, nirgends aber war, wie wir jetzt mit besonderer Genugtuung sahen, das Gefühl der nationalen Pflichterfüllung und Zusammengehörigkeit dadurch verloren gegangen. Wir vermißten nur allenthalben die bewußte Mitarbeit des einzelnen an der großen nationalen Aufgabe des eigenen Volks auch in Friedenszeit, etwas was wir besonders bei den Engländern aber auch bei den Franzosen in so hohem Grad bewundern müssen. Die für die Zukunft zu ziehenden Folgerungen ergeben sich ganz von selbst.

Was in diesem Zusammenhang besonders interessiert, das ist die nationale Pflicht, in der Zukunft die privatwirtschaftlichen Ziele straffer mit unserer Reichspolitik zu verknüpfen, wodurch wertvolle Pionierarbeit geleistet, und ein Zusammenfassen der Kräfte erzielt werden könnte. Freilich müßte dazu auf beiden Seiten der Wille gegeben sein. Bisher war es doch sehr oft so, daß von offizieller Seite eine solche Mitarbeit der misera plebs abgelehnt wurde. Man wollte unter sich sein und in seinen Kreisen nicht gestört werden, teils auch um den Eindruck nicht verwischen zu lassen, als sei Diplomatie eine schwarze Kunst. Nur zu einem geringen Teil wird sie dies zweifellos auch in der Zukunft bleiben. Mehr und mehr werden die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmend wirken, und die liegen klar zu Tage. Das große Getriebe unserer Politik kann und muß von jetzt ab jedenfalls in stolzer, zielbewußter und ruhiger Weise offen seinen Gang gehen, und nur das feinere innere Räderwerk sollte nach außen hin abgeschlossen bleiben.

Mehr und mehr war man überrascht, wie schlecht wir über fremde Verhältnisse und unsere Beurteilung und Einschätzung seitens des Auslands informiert waren. Wir erlebten da immer neue Überraschungen. Wieder sind es unsere Diplomaten, über die sich ohne Unterschied der ganze Zorn ergießt, obwohl es schließlich doch auch denkbar ist, daß diese zum Teil die Situationen ganz richtig beurteilten und ihrer vorgesetzten Behörde auch entsprechend berichteten. Die bedauerliche Tatsache bleibt dann aber immer noch bestehen, daß es uns an der nötigen Fühlung fehlte, die gegenseitiges Vertrauen und gemeinsame Arbeit erzeugt, draußen sowohl wie auch in der Heimat.

Der deutsche Konsul und Kolonialbeamte war wohl immer als Vertreter der deutschen Regierung im Ausland anzusehen, es fehlte aber das Gegenstück: die

Digitized by Google

Vertretung unserer Auslandskolonien in der Heimat. Unser Auslandsdeutschtum blieb abgeschnitten von der Heimat und mußte sich auch seinerseits immer wieder den Vorwurf machen lassen, daß es versage. Versagt hat in Wirklichkeit auch hier die Einsicht des deutschen Volks, die dem Auslandsdeutschtum die Möglichkeit vorenthielt, tätige Mitarbeit zu leisten. Wo bleibt die selbstgewählte Vertretung unserer politischen sowohl wie unserer Handels-Kolonien, wo bleibt der organische Zusammenhang des größeren Deutschland, das draußen doch deutsche Pionierarbeit leisten soll? Man fühlt die Lücke, und das Versagen der bisherigen Institutionen hat den Ruf nach einer deutschen Auslandspresse, nach einer geregelten Nachrichtenübermittlung usw. immer stärker erschallen lassen. Auch hier wieder die gleiche Erscheinung wie schon früher, der Kern des Problems bleibt unberührt.

Es ist in der Tat eine höchst interessante Erscheinung, wie unsere wissenschaftliche Schulung, unsere klare Beobachtungsgabe auf dem Gebiet äußerer Politik zurücktritt. Es gibt keine andere Erklärung als die, daß wir den Sprung aus der deutschen Kleinstaaterei hinaus in die Welt zu schnell vollzogen haben, ohne die nötige Erfahrung, ohne das nötige Rüstzeug, ohne das erforderliche Selbstbewußtsein unserer nationalen Kraft, und als wir einmal draußen waren, und die Wellen der Weltmeere rings um uns zusammenschlugen, da wollten wir immer noch nicht merken, daß wir vergessen oder versäumt hatten, uns sichere Brücken zu bauen, die uns mit der Heimat verbanden.

Wenn etwas helfen kann, dann ist es die bewußte sachliche Mitarbeit auf allen Seiten. Deshalb ist es doppelt zu beklagen, wenn jetzt in der Frage der Gestaltung unserer künftigen Politik das befreiende Wort nicht zu hören ist, das alle Schichten zu dieser Mitarbeit auffordert. Wird auf den fehlenden Kontakt nicht nur zwischen Volk und Regierung, sondern auch zwischen Partei und Partei, zwischen Anschauung und Anschauung von allen Seiten dauernd verzichtet, dann werden alle äußeren Erfolge letzten Endes doch wertlos bleiben. Künftige Friedensbedingungen? Unendlich weit scheinen wir davon entfernt, und doch ist dies das Schlagwort unserer Tage geworden.

Gerade wenn man erkennt, daß es sich jetzt nicht um Friedensbedingungen handeln kann, sondern erst viel tiefer liegende Probleme einer Klärung bedürfen, die eine besonders vorsichtige Behandlung erfordert, so wird man nicht behaupten wollen, daß die breiteste Öffentlichkeit der richtige Boden für die Gestaltung solcher Probleme ist. Diese wird immer die Tat Einzelner bleiben, wohl aber darf die Bedeutung der breitesten Öffentlichkeit als Resonanzboden für die Aufnahme auch solcher Ideen nicht unterschätzt, und der Umstand nicht übersehen werden, daß mit der Schwierigkeit der Aufgabe die Gründlichkeit der Vorbereitung wachsen sollte.

Hat die Allgemeinheit die Überzeugung, daß keine Anregung verloren geht,

Digitized by Google

daß alles durch ihre berufenen Vertreter, die ihr jederzeit zugänglich sind, wohlüberlegt und in gemeinsamer Arbeit mit der Regierung vorbereitet wird, dann wird die Frage, ob und wann die Öffentlichkeit von Einzelheiten Kenntnis erhalten soll, an Bedeutung verlieren. Dann wird sich auch die breite Masse eher beruhigen lassen, als wenn ihr dauernd diese Einzelheiten in einer Weise vorenthalten werden, als handle es sich damit um den Kern der Sache, den sie doch mit Recht zu kennen verlangt.

Das alles bezieht sich auf die Fragen unserer äußeren Politik. Innerpolitische Fragen können eher zurückgestellt bleiben. Nicht etwa, weil sie weniger wichtig sind, sondern weil sie in aller Ruhe gelöst werden können, während die Zeit für die Beantwortung der Frage nach den Richtlinien, um die es sich hier handelt, immer mehr drängt.

Wird die Gestaltung dieser Richtlinien jetzt draußen auf den Schlachtfeldern erkämpft, so wird es Aufgabe der in der Heimat Zurückgebliebenen sein müssen, den diplomatischen Sieg vorzubereiten und zu erkämpfen. Bei der Lösung der innerpolitischen Fragen aber werden wir den zurückkehrenden Siegern das erste Wort lassen müssen. Sie haben sich dieses Anrecht redlich verdient.

Künftige Friedensbedingungen? Lange genug merkten wir nicht, daß wir im Begriff waren, nur um die äußere Hülle eines Körpers zu streiten, dem die Seele fehlt, nicht das mimosenhafte Gebilde der tiefen deutschen Volksseele, sondern der unbeugsame feste Wille einer Weltseele, deren Träger wir bei aller Friedensliebe doch auch früher schon, und zwar nicht an letzter Stelle, sein wollten.

Vom Verfasser dieses Aufsatzes erschien soeben bei J. F. Lehmann in München eine Broschüre „Der Neue Dreibund". Sie stellt den Inbegriff alles dessen dar, worüber sich jetzt alle guten Deutschen und Österreicher vollkommen klar und einig sein müssen.

Eugen Diederichs in Jena,

der Verleger von Spitteler, hat es für passend erachtet, sich nach Zürich zu begeben, um dort mit Hodler und den anderen Westschweizern Spittelers Geburtstag zu feiern.

Man kann sich nicht vorstellen, daß der französische Verleger von Sven Hedin zur Feier von Sven Hedins Geburtstag reise.

So etwas ist nur möglich in dem Lande, in welchem Würdelosigkeit der Nationalfehler ist.

Viel zu viel ist schon über die Spitteler-Angelegenheit geschrieben worden; das Blei aus dem die endlosen Spitteler-Artikel gegossen wurden, wäre besser für Kugeln verwendet worden und die Zeitungen sollten ausländische Anpöbeleien künftig in einer Fußnote mit einem Fußtritt erledigen. Aber mit Grauen für die Zukunft muß es uns erfüllen, daß ein verdienter, hochstrebender Landsmann während dieses Vernichtungskrieges gegen das Deutschtum so wenig Gefühl hat für seine nationale Ehre. Wenn wir an unsere Soldaten denken, wissen wir: Deutschland ist gerettet; aber wenn wir an unsere „Intellektuellen" denken, wissen wir: das Deutschtum ist verloren.

Digitized by Google

Die deutsche Burschenschaft.

Ein Gedenkblatt zu ihrem hundertsten Gründungstag.

Von Ernst Müsebeck, Archivrat am Geheimen Staatsarchiv in Berlin.

Im Sturm und Drange der nationalen Kämpfe gegen den universalen Despotismus Napoleons ist der Grund der deutschen Burschenschaft gelegt worden. Feuersbrunst einer neuen deutschen Morgenröte lodert an dem Welthorizont in den Tagen, da sie ihren hundertsten Gründungstag feiert.

Schon im Jahre 1808 wies der tapfere Luden, bedroht und überwacht von französischen Häschern und Spionen, in seinen Vorlesungen über das Studium der vaterländischen Geschichte seine Jenenser Studenten auf die Bedeutung der Volksgemeinschaft hin: „Die größte Ehre wie das größte Glück eines Volkes ist es, frei dazustehen in eigentümlicher Kraft, jedem andern Volke gleich, allem Angriffe trotzend; die größte Schande aber wie das größte Unglück, einem andern Volke unterworfen zu sein, zu dienen und fremde Eigentümlichkeit zu erhalten, nähren, fördern mit der eigenen . . . Ein Volk daher, welches seine Selbständigkeit aufgibt, gibt sich selbst auf und weiht sich dem Untergange: das Verdammungswürdigste, das geschehen mag."

Worte, bisher ungehört an deutschen Universitäten, noch viel weniger umgesetzt in die Tat von ihren Studenten. Wo sollten sie die Eigentümlichkeit deutschen Wesens und deutscher Kultur ausgeprägt finden in einer Zeit, da die gebildeten Klassen ganz unter dem Einflusse französischen Geistes standen, wie sollte ihnen das Bewußtsein kommen, daß es ihren Gemeinschaften obliege, die reichen Blüten neuen deutschen Lebens in dem Idealismus und in der Romantik aufzunehmen, um als Mittler sie dem Volke weiterzugeben, daß sie verpflichtet seien, deutsche Eigenart in sich und allen Ständen zu wecken? — Ihre Aufgabe war es ja, mit der formalen Verstandesbildung für ihren künftigen Beruf sich auszurüsten, in ihren Korporationen den Geist treuer nnd ehrenfester Burschenkameradschaft unter festgesetzten Normen zu pflegen, und — so in den Landsmannschaften — das Gefühl partikularistischer und territorialer Zusammengehörigkeit zu pflegen, oder — so in den Orden — mit geheimnisvoller Symbolik die kosmopolitischen Gedanken der Aufklärung ohne Rücksicht auf das Heimatland zur Geltung zu bringen.

Ludens Vorlesungen fielen in ein fruchtbares Erdreich. Die unheilvolle Zerrissenheit Deutschlands und die einseitige Richtung seiner gebildeten Kreise auf ein internationales Weltbürgertum, ihre Loslösung von dem

Digitized by Google

öffentlichen Leben durch den Bureaukratismus des absoluten Staates und ihre Trennung von den breiten Volksmassen hatten die Not verschuldet, in die sich das Vaterland gegenüber dem unaufhaltsamen Vorschieben der universalistischen Machttendenzen Napoleons gedrängt sah. Nur eine Neuorientierung gegenüber solchen Problemen, nur eine energische Zusammenfassung aller Volkskräfte konnte Rettung bringen. Von solchen Gedanken unter Ludens Einfluß bewogen, gründeten Jenaer Studenten am 13. Januar 1811 die Vandalia mit der ausgesprochenen Absicht, vaterländischen Sinn zu pflegen. Sie beseelte ein großer sittlicher „Zweck", den einst Fichte 1795 an den Orden vermißte, den er ihnen zu setzen sich vergeblich bemüht hatte. Die Vandalia nahm als erste den Kampf gegen die bisherige studentische Überlieferung auf. In der gleichen Richtung bewegte sich die 1812 von Friesen verfaßte, aus dem Jahnschen Kreise in Berlin stammende „Ordnung und Einrichtung der deutschen Burschenschaft". Hatte nicht des Turnvaters 1810 erschienenes „Deutsches Volkstum" die klare Forderung aufgestellt: „Volkserziehung soll das Urbild eines vollkommenen Menschen, Bürgers und Volksgliedes in jedem Einzelwesen verwirklichen"? —

So führen die ersten Anstöße zur Reform des akademischen Gemeinschaftslebens — wir erinnern noch an die Pläne von Schleiermacher, Fichte und Steffens — gewiß in jene heilige Notzeit zurück, die das schöpferische Wesen deutschen Geistes neu gebar. Aber der eigentümliche Charakter der deutschen Burschenschaft hat eine zweite Wurzel. Sie liegt in dem jugendlichen Enthusiasmus der Freiheitskriege. Dort hatte die besonnene Erkenntnis gereifter Männer die Forderung gestellt, ihre Gedanken waren von wenigen Auserlesenen aufgenommen. Jetzt folgte die ganze Jungmannschaft auf Deutschlands Hochschulen dem Rufe zur Befreiung des Vaterlandes. Wie schnell sanken da alle Vorurteile, welche die einzelnen Korporationen von einander getrennt hatten, in das Grab der Vergessenheit. Nur ein Wille lebte in ihnen, das Vaterland zu lösen von der Zuchtrute, die ihnen der Fremdling gebunden hatte, die Vorbedingung für jene Einheit einer volkstümlichen Kultur und eines deutschen Staates zu schaffen, die ihre besten Kreise mit lodernder Sehnsucht durchglühte. Der deutsche Freiheitskrieg sollte der sittliche Kampf eines Kulturvolkes gegen das Böse sein: so hatten es Schleiermacher und Fichte, Arndt und Jahn in verschiedenen Zungen, aber einerlei Geistes verkündet, und so ist Deutschlands gebildete Jugend damals in den Kampf gezogen. Vaterländisches Volksbewußtsein verband sich in ihr auf das engste mit sittlich-religiösem Geiste, Vaterlandsliebe wurde zu religiösem Enthusiasmus gesteigert.

Nun kehrten sie, die opferbereit ihr Leben für die höchsten Ziele einge-

Digitized by Google

setzt hatten, in die Hörsäle zu stillerer Arbeit zurück, ihre persönliche Freiheit, ihre sittliche Gesinnung sich zu erringen, sie dann in den Dienst der Entwicklung des Volkes und des Vaterlandes zu stellen. Die Studentenzeit wurde die heilige Vorbereitungszeit für diese Arbeit. Sollten da die akademischen Korporationen auch weiterhin sich damit begnügen, den Geist der Kameradschaft und der Freundschaft zu wecken, die Verhältnisse des Ich und Du nach Ordnungen und Traditionen zu regeln, oder sollte nicht in ihren Mitgliedern der Wille zur Tat werden, jene gleichberechtigten Faktoren einem gemeinsamen Ziel unterzuordnen, die Beziehungen des Ichs zu einem ihm übergeordneten Gesamtgeiste zu entdecken, eine Gemeinschaftsidee zu finden, der sich der Nord- und Süddeutsche, der vornehme Adlige und der schlichte Bürgerliche in gleicher Weise unterordnete und die er auch in sich selbst zu verwirklichen suchte, indem sie ihn über die engen Schranken der einzelnen Persönlichkeit hinaushob? —

Das ist Sinn und Ziel der Verfassungsurkunde der Jenaischen Burschenschaft vom 12. Juni 1815, wenn es in ihr heißt: „Die deutsche Universität muß die Einheit aller Bestrebungen des Volksgeistes für Bildung und Wissenschaft in sich beschließen und nach allen Richtungen leiten, fördern und gestalten zu Leben und Tat für Vaterland und Menschheit. Ist dieses der Zweck der Universität, so kann er nur erreicht werden in Freiheit und Selbständigkeit des Geistes, in ungestörter Bewegung und Regung der Kräfte, in ungefesselter Selbstentwicklung und Selbsttätigkeit der eigentümlichen Charaktere... Nur solche Verbindungen, die auf den Geist gegründet sind, auf welchen überhaupt nur Verbindungen gegründet sein sollten, auf den Geist, der uns das sichern kann, was uns nächst Gott das Heiligste und Höchste sein soll, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes, nur solche Verbindungen benennen wir mit dem Namen einer Burschenschaft."

Wesen und Ziel der ursprünglichen Burschenschaft als einer allgemeinen, d. h. alle Studenten einer Universität umfassenden Verbindung läßt sich also nicht als ein negatives fassen, als eine Verwischung der landsmannschaftlichen Grenzen innerhalb der Gesamtheit, sondern nur als ein durchaus positives: sie will die Verwirklichung einer Reform des akademischen Gemeinschaftgeistes darstellen. So haben ihre Mitglieder und alle ihre Lehrer, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite standen, ihre Aufgabe und ihr Wesen empfunden. Grundpfeiler ihres Verbindungslebens war die Entwicklung der freien, eigentümlichen Persönlichkeit nicht für sich und eigenen Genuß, sondern für den Dienst an „dem großen Gedanken an ein gemeinschaftliches allumfassendes Vaterland, an jene gewaltigen Empfindungen des wahren Gemeingeistes und Volksgeistes, welche die Wunder

Digitized by Google

der Vaterlandsliebe in der Geschichte verrichten lassen". Die Burschenschaft aber sollte ein lebendiges Bild dieses vaterländischen Gemeingeistes sein.

So ist es zunächst eine durchaus ethische Tendenz, die der burschenschaftlichen Bewegung zugrunde liegt, die bewußt sittliche Anerkennung, daß die einzelnen Glieder eines Volkes in ihrer Durchbildung nicht nebeneinander stehen dürfen, sondern daß sie bedingt sind von dem einheitlichen Volksgeiste, daß sie verpflichtet sind, ihn nicht nur zu erhalten, sondern auch Neues zu schaffen, ihn über den bisherigen Inhalt hinauszuführen, daß Individualitäts- und Gemeinschaftsbewußtsein strebend und einander bildend zu einer vollen Harmonie sich zusammenfinden müssen.

Aber wie sollte dieser vaterländische Gemeingeist im Leben der Nation, in den starren Formen der absoluten Staaten zur Geltung kommen, wie sich auswirken, wenn das Volk, die Träger jenes Geistes, wie bisher von jeder verantwortlichen Berührung mit den staatlichen Organen ausgeschlossen blieben? — Die Forderung, gegenüber der einseitigen Darstellung der Staatsautorität in der Person des Herrschers, seines Heeres und seines Beamtentums auch den Volkswillen geltend zu machen, das Verlangen nach politischer Selbstbestimmung in einer volkstümlich gestalteten Regierung, jene großen Gedanken, um die einst die französische Revolution gerungen hatte, waren auch in die gebildeten Kreise Deutschlands tief eingedrungen. Schon während der Freiheitskriege wies eine jetzt fast unübersehbare Flugschriftenliteratur immer wieder auf diese Notwendigkeit hin. Die freiwilligen Jägerdetachements und Freikorps, zum guten Teile aus Studenten aller deutschen Territorien sich zusammensetzend, wehrten sich dagegen, daß das in Strömen geflossene Blut dafür vergossen sei, damit Deutschland sich auch in Zukunft wieder seiner ohnmächtigen, vom Auslande abhängigen Potentaten erfreue, trösteten sich mit Reden über Deutschlands Erwartungen, seine Freiheit und Einheit, mit der Abschaffung aller „Überreste einer barbarischen und tyrannischen Zeit". Es war der allgemeine Grundton der öffentlichen Meinung, daß jetzt das deutsche Nationalgefühl sich nicht mehr in die kleinlichen Formen des alten Reiches bannen lasse und ebensowenig in der Vielheit nebeneinander liegender Staaten, wie sie die napoleonische Zeit zum Vorteil für die französische Politik geschaffen hatte, sich wieder verflüchtigen könne. Kraft in Einheit und Freiheit: das war die Losung jener Zeit, und es ging wie ein raunendes Ahnen durch die Herzen der jugendlichen Geister, daß solche Idee eine völkerumbildende Macht in sich berge. Die Fragen nach einer Teilnahme des Volkes an dem staatlichen Leben und nach einer festgegründeten Einheit standen von Anfang an, obwohl sie nicht unmittelbar und mit klaren Worten in der Verfassungsurkunde erwähnt sind, in dem Interessenkreise der

Digitized by Google

Burschenschaft, sie war von Anfang an bei aller Stärke des individual-ethischen Bewußtseins sozial-ethisch, ja mehr, sie war politisch orientiert.

Zweck und Ziel der ursprünglichen Burschenschaft lassen sich dahin zusammenfassen, innerhalb des akademischen Lebens durch eine organisierte Gemeinschaft aller deutschen Studenten die partikularistischen Erscheinungen jeder Art zu überwinden, die geistig und körperlich zur Freiheit der Persönlichkeit durchgebildeten Mitglieder ohne unmittelbare politische Betätigung in den Dienst der nationalen Idee zu stellen, die dem gesamten Volke eine Teilnahme an Regierung und Verwaltung verfassungsmäßig sichern, seine Freiheit und Selbständigkeit durch die Neuschaffung einer einheitlichen Staatsform fest begründen wollte.

Das ist der erhabene Gedanke, den die deutsche Burschenschaft bald mit elementarer Wucht, bald in stiller Arbeit dem akademischen Gemeinschaftsgeiste eingehämmert hat: ohne freies Bürgertum in einem nationalen Staate kein freies Menschentum. Für diese Idee hat sie sich eingesetzt mit ihrer ursprünglichen Kraft, mit ihrem national-ethischen und ihrem national-politischen Bewußtsein, für ihre Freiheit nahm sie in selbstlosem, geduldigem Märtyrertum die Unfreiheit des Leibes auf sich, harrend und hoffend der Stunde, da die Tat selbst die deutsche Seele aus ihren Banden lösen würde. Freilich: ob sie in ihren Anfängen und in ihrer hundertjährigen Geschichte von der Schwere und dem Ernste des Problems allezeit innerlich durchdrungen war, jene Forderung als eine harmonische Einheit in sich als Gesamtwillen und in allen ihren einzelnen Gliedern durchzusetzen?

Unsere Aufgabe kann es in diesem kurzen Gedenkworte nicht sein, auch nur den Versuch zu machen, solche Fragen in ihrer mannigfaltigen Auswirkung zu beantworten. Die einander abstoßenden und anziehenden Elemente in diesem Problem zu sondern und wieder zur Einheit eines Massenbewußtseins emporzuheben, hieße die Geschichte dieser akademischen Bewegung selbst schreiben. Die burschenschaftliche historische Kommission leistet in den von ihr herausgegebenen „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der deutschen Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung“ die hierzu notwendigen Vorarbeiten mit so sachlich-kritischer Umsicht und in so unbefangen-gerechter Form, daß sie für alle unsere studentischen Verbände ein bisher unerreichtes Vorbild darstellt. Schon der in richtiger Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse gewählte Titel weist darauf hin, daß die Geschichte der Burschenschaft ein Glied der deutschen Einheitsbewegung ist, die ohnedem gar nicht gedacht werden kann. So hat sie die Umwege und Abwege unserer nationalen Neubildung in ihren Gliedern restlos durchmessen, allen politischen und geistigen Strömungen mit Ausnahme einer rein reaktionären Färbung ihren Tribut gezollt.

Digitized by Google

Aber war dann nicht ihr geschichtliches Recht im Leben der Nation erschöpft, sobald jene Tat vollbracht war, lebte sie dann nicht nur noch von den großen Erinnerungen mühsamer, aber vergangener Tage? — Mit nichten, weil die deutsche Burschenschaft über ihren national-politischen ihren national-ethischen Charakter nie vergessen, weil sie sich stets das hohe Vorrecht einer sittlichen Gesinnungsgemeinschaft gewahrt hat. In allen Epochen ihrer Geschichte, in allen ihren Korporationen kamen stets die verschiedensten Anschauungen über Ziel und Richtung des einzuschlagenden Weges zur Geltung, nie hat sie sich dazu hergegeben, in ihrer Gesamtheit eine Parteidoktrin zur herrschenden zu machen. Drohten einmal solche Einseitigkeiten, geboren aus dem Fanatismus der Notzeit oder dem Enthusiasmus der Erhebung, die Oberhand zu gewinnen, drohte entweder der Trieb, politisch zu wirken, zu überwuchern und sich zur Forderung unmittelbarer Teilnahme an den politischen Strömungen und Parteien zu verdichten, oder empfanden gar ihre Korporationen sich einmal als den allein richtigen Ausdruck des nationalen Bewußtseins, ihr Handeln als die absolut sittliche Willensform eines Gemeinschaftsgeistes, dann waren es Zeiten des Niederganges. Sie fehlen in der Geschichte der Burschenschaft nicht, aber sie wurden immer wieder durch kräftige, von innen heraus schaffende oder aus dem Leben der Nation hineinflutende Impulse überwunden. Dieser national-ethische Charakter der Burschenschaft bleibt unvergänglich, für allezeit gültig, solange Volk und Vaterland, Nation und Nationalstaat ihre heiligen Rechte im geschichtlichen Dasein der Menschheit behaupten.

Und welcher Deutsche spürte nicht heute in diesen ernsten und heiligen Tagen die unbesiegbare Kraft, die in diesen Worten, in einem einheitlich-nationalen Massenbewußtsein liegt. Daß es in unserer akademischen Jugend lebendig geblieben ist, daran hat die deutsche Burschenschaft ihren vollgemessenen Anteil. Einst versuchte sie, mit ihrem eigentümlichen Wesen die ganze Studentenschaft als eine geschlossene Allgemeinheit zu umfassen, ein Bild der politischen Einheit des Vaterlandes im politischen Leben zu schaffen. Scheinbar ein großer Gedanke, aber nur scheinbar! Das radikale, alle geschichtliche Überlieferung des deutschen Studententums kühn beiseite schiebende Radikalmittel wäre bei seiner völligen Durchführung der sicherste Weg dazu gewesen, unserer akademischen Jugend einen einseitigen national-politischen Charakter zu geben, sie auf die bedenklichen Pfade der unmittelbaren politischen Tat zu führen, ihren Gemeinschaften den tiefsten Grund, gleichsam den gewachsenen Mutterboden zu nehmen, in dem sie wurzeln müssen, den der sozial-aristokratischen, abgeschlossenen Erziehungseinheiten, die aufeinander zu wirken bestimmt sind. Alle Versuche, die nach solcher Richtung seit einem Jahrhundert unternommen sind, gingen an jener Krankheit zu-

Digitized by Google

grunde oder bildeten sich zu Formen um, die dem eigentümlichen Geiste deutsch-akademischen Gemeinschaftslebens, deutscher Genossenschaften entsprechen.

Und weist nicht gerade die Gegenwart mit ihren Erlebnissen und die Zukunft mit ihren Erwartungen darauf hin, Hand anzulegen an die energische Durchbildung, vielleicht Umbildung unserer geschichtlich gewordenen Korporationen? — Nicht erst der Weltkrieg hat sie zu dieser Erkenntnis geführt. In allen Verbänden machten sich bereits vorher die Bestrebungen geltend, ihr Verbindungsleben auf eine ernstere Basis zu stellen. Auch in der deutschen Burschenschaft. Sie bewahrte darin ihren geschichtlichen Charakter, daß sie den Hauptnachdruck auf eine umfassende national-ethische Durchbildung ihrer Korporationen und deren Mitglieder legte, daß sie solche Arbeit von ihnen fordert. Und wenden wir noch einmal den Blick rückwärts, dann finden wir die Höhepunkte ihres Lebens dort, wo der national-ethische den national-politischen Charakter überwog. Die Versittlichung unseres Nationalitätsbewußtseins in ihrer Gemeinschaft, das ist die Aufgabe der deutschen Burschenschaft in unserer Gegenwart für die deutsche Zukunft, sie ist kraft ihres geschichtlichen Wachstums in erster Linie dazu berufen, diesen Geist in ihren Gliedern zu pflegen. Nationalbewußtsein ist ja nicht etwas Fertiges, etwas nur von der Geschichte Überliefertes, sich von selbst Fortbildendes, wie einst die Romantik glaubte, sondern Nationalbewußtsein ist — so im Sinne des ethischen Idealismus — stetige Arbeit aller Einzelnen für die Harmonie des Ichbewußtseins mit dem Volksgeiste, ist stetiger Dienst für die Offenbarwerdung des Volksgeistes in unserem politischen und geistigen Leben, in allen Parteien, ist unaufhörlich werdende Neuschaffung und bewußte Emporbildung des Gemeinschaftsgeistes bis zu jener letzten Höhe des Menschlichen, die uns Deutschen wie allen Völkern durch die physische und geschichtliche Bedingtheit als Grenze gesetzt ist. So wird das deutsche Volk und sein Nationalstaat eine durch sich selbst bestimmte, eigentümliche Darstellung des Menschlichen. Suchte nicht einst auch die Verfassungsurkunde der Jenaischen Burschenschaft die Neubelebung der universitas literarum für Vaterland und Menschheit? — Das Dokument der Geschichte wird zu einer Forderung an die lebenden Geschlechter. Solche Gesinnung soll Raum gewinnen in uns und der kommenden Zeit, in ihren Trägern, der deutschen Jungmannschaft. Die Opfer an mannhaftem Heldengeist und an innerer Seelenbereitschaft zum Tode wären für die Heimgebliebenen trotz alles politischen Machtgewinnes, den wir erhoffen, eine unerträgliche Last, wenn ihnen nicht zur Seite ginge unser Wille, ein edleres Menschheitsvolk zu werden, als wir bisher waren, wenn wir uns nicht innerlich als treue Kameraden rüsteten, unsere heimkehrenden Sieger mit dem Bewußtsein zu empfangen:

Digitized by Google

Wir haben versucht, die Wege eurer Größe zu ebnen, daß sie inmitten eures Volkes im Frieden von neuem offenbar werde, daß sie uns die neue Bahn weise. Das ist Heldenverehrung im höchsten Sinne. Sie löst uns von den Banden der Selbstsucht und der persönlichen Willkür, sie führt uns zu der Freiheit, der sittlichen Tat für unser deutsches Volk.

Gehört zu dieser Freiheit, zu dieser sittlichen Tat nicht auch das religiöse Erlebnis? — Als vor hundert Jahren die Burschenschaft begründet wurde, da empfand sie es, daß die Kultur eines Volkes zur höchsten Vollendung der Religion bedürfe. Aber trug diese religiöse Stimmung der ursprünglichen Burschenschaft als Gemeinschaft nicht mehr „ein hehres Feiergepräge", wie einer ihrer Glieder in seinen Aufzeichnungen sie sehr bezeichnend nennt, fehlte ihr nicht vielleicht die aus dem Erlebnis selbst heraus geborene Bedingtheit, die im Schleiermacherschen Sinne aus ihrem Wesen heraus nach Gemeinschaft verlangt? — Der ungeheure Kampf der Gegenwart hat uns eine ähnliche, religiöse Neubelebung des Volksgeistes geschaffen wie die Zeit der Not und Befreiung von 1799—1815. Auch in den Kreisen der Burschenschafter, die ins Feld gezogen sind. Ob jetzt der Acker unseres Volkstums tief genug gepflügt ist, daß die Saat aufgehe zu herrlicherer Ernte als vor hundert Jahren? — Hierfür zu schaffen, wäre eine weitere Arbeit, würdig dem national-ethischen Charakter der deutschen Burschenschaft. Daß solches Tun tiefe Furchen grabe in den Kreisen unserer akademischen Jugend, soweit sie in ihren Reihen steht, ist der Wunsch eines außerhalb ihrer Gemeinschaft Stehenden, der sich aber trotz mancher scharfen Gegensätze mit ihrer Geschichte, mit ihrer Arbeit für die Einheit unseres deutschen Volkes und Vaterlandes innerlich verbunden fühlt.

Namen nennen!

„In einem Badeort sind 500 bis 600 verwundete Soldaten. Geht der Kurgast zum Nachmittagskonzert, so sieht er als Zaungäste vor dem Kurgarten unsere braven Verwundeten stehen. Jeder Versuch des Eintrittes in den Garten scheitert an dem Wärter. Der arme Mann hat von seiner Direktion den ehrenvollen Auftrag, jeden Verwundeten in Lazarettkleidung abzuweisen. Andere als Lazarettkleidung hat der Verwundete aber im allgemeinen nicht. Warum gab die Kurdirektion diese Anweisung? Weil fünf Herren — Kurgäste — bei ihr vorstellig geworden seien, der Anblick der Verwundeten in Lazarettkleidung im Kurgarten sei ihnen peinlich." (Kölnische Zeitung).

Es hat keinen Sinn, zu schreiben „ein Badeort": man nenne den Namen, damit Deutsche, die lieber fünfhundert Verwundete in Lazarettkleidung bei der Kurmusik sehen, als fünf Schweinehunde im Straßenanzug hinterm Zaun, einen Badeort boykottieren können, dessen Kurdirektion die Beantwortung einer solchen Beschwerde nicht vom Hausknecht besorgen läßt.

Der Simplicissimus berichtet in seiner Nummer vom 1. Juni, daß „ein bekanntes Ostseebad" im Berliner Tagblatt sich als „lazarettfrei" empfiehlt. Warum nicht sagen, daß es Heringsdorf ist? Viele Leute, die nicht das Berliner Tagblatt zur Hand haben, möchten doch gern wissen, welches Ostseebad man besuchen soll.

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland.

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des Österreichischen Reichsrates.

Mit Recht hat man gesagt, die Abstimmung über die Kriegskredite im Deutschen Reichstage am 4. August 1914 sei die erste große gewonnene Schlacht Deutschlands gewesen. Den größten Jubel erweckte in Deutschland und bei allen Freunden außerhalb Deutschlands die Haltung der Sozialdemokratie. Man hat also wirklich in weiten Kreisen die Meinung gehabt, die deutsche Sozialdemokratie werde in der Stunde der Gefahr das Vaterland verraten. Diese Meinung gründete sich auf zwei Tatsachen. Man erinnerte sich an die Haltung Bebels und Liebknechts im Jahre 1870 und ließ dabei außer acht, daß die deutsche Sozialdemokratie vom Jahre 1870 und die vom Jahre 1914 doch zwei wesensverschiedene Dinge sind. Die sozialdemokratische Partei vom Jahre 1870 war eine kleine, im Staate völlig einflußlose Gruppe, die vom Jahre 1914 stellt eine mächtige Bewegung dar, deren politische Bedeutung niemand überschätzen konnte. Das Verantwortlichkeitsgefühl wächst aber mit der Macht. Sodann hatte man vergessen, daß die sozialdemokratische Partei seit jenen längstvergangenen Tagen durch den Mund ihres berufensten Vertreters, August Bebels, wiederholt erklärt hatte, daß sie das Vaterland, im Falle es angegriffen werden sollte, mit allen Kräften zu verteidigen bereit sei.

Stärker als die Tatsache von 1870 wirkte aber die mit allen Mitteln der Stimmungsmache immer wieder behauptete grundsätzliche Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie. Wenn man die Sozialdemokraten am meisten herabsetzen wollte, nannte man sie „vaterlandslose Gesellen." Es ist nicht gerade ein rühmliches Zeugnis für das deutsche Geistesleben, daß von Wesen und Geschichte des Sozialismus sowohl, wie der deutschen Sozialdemokratie in den weiten Kreisen auch des gebildeten Bürgertums so wenig gewußt und so manche falsche Suggestion eifrig angenommen wurde. Vielleicht entschließt man sich nach dem Kriege, die Theorie und die Bewegung des demokratischen Sozialismus kennen und verstehen zu lernen. Vielleicht verschwindet dann doch bei aller ehrlicher Gegnerschaft jener wenig erhebende Zustand geistiger Unfreiheit, die man dem Sozialismus gegenüber in Deutschland bisher in den herrschenden Kreisen bewiesen hat. Ich habe mich darüber ausführlicher in der Zeitschrift „Die Tat" (V, 10. Heft) ausgelassen und will mich hier nicht wiederholen. Nur eines sei hier noch einmal mit Nachdruck gesagt. Man hat in Deutschland die Sozialdemokratie während der ganzen Zeit ihres Bestandes politisch mit den stärksten Mitteln, durch zwölf Jahre hindurch sogar mit blutigen Ausnahmegesetzen

Digitized by Google

verfolgt. Mit welchem Erfolge, weiß alle Welt. Daß diese Verfolgungen, insbesonders die Ausnahmegesetze, zu den größten Fehlern der bismarckischen inneren Politik gehörten, muß in diesen Tagen einer kritiklosen Bismarckvergötterung doch ehrlich herausgesagt werden. Sie hätten, weiter fortgesetzt, sogar für das Deutsche Reich die verhängnisvollsten Folgen haben können. Daß die Bourgeoisie und die Regierungen sich zur Sozialdemokratie feindselig stellen mußten, begreift niemand besser als die Sozialdemokratie. Aber diese Feindseligkeit artete in wilde Gehässigkeit aus, die in ihren äußersten Erscheinungen eine erschreckende Geistesenge bekundete. Bei der grundsätzlichen Gegnerschaft der Sozialdemokratie zur privatkapitalistischen Wirtschaftsform der ganzen Kulturwelt und zur politischen Herrschaftsform Deutschlands war nichts natürlicher, als daß die herrschenden Klassen und die Regierung mit allen ihren Erhaltungszwecken dienlichen Mitteln die sozialdemokratische Partei politisch bekämpfte. Aber man ging weit darüber hinaus, erstlich, indem man die Sozialdemokratie unter ein Ausnahmsrecht stellte, was zweckwidrig war und in weiterer Verfolgung im Sinne Bismarcks, der ja auch das Mittel der Ausweisung anwenden wollte, noch zweckwidriger geworden wäre, sondern man griff zu einem Mittel, das am allerzweckwidrigsten war: zur politischen Achtung fügte man die gesellschaftliche hinzu. Der Sozialdemokrat war nicht nur der politische Feind, er war auch wegen seiner demokratisch-republikanischen und sozialistischen Gesinnung ein ehrloser Mensch. Er wurde für unfähig erklärt, in der Gemeinde ein Ehrenamt zu bekleiden und der Umgang mit einem Sozialdemokraten, wenn er auch nur gelegentlich war, konnte einem Reserveoffizier sein Portepee kosten. Das hat sich ja im Kriege geändert. Schon sind Sozialdemokraten in Gemeinde-Ehrenämtern bestätigt worden und vermutlich sind sogar schon einige sozialistische Intellektuelle, sind Söhne von erklärten Sozialdemokraten und sind amtlich bekannte Sozialdemokraten Offiziere geworden. Sozialdemokraten und Behörden arbeiten im Kriegsfriedensdienst einträchtig zusammen und man entdeckt mit Staunen, daß in der deutschen Sozialdemokratie dieselbe deutsche Organisationskraft lebt und wirkt, die insbesonders Preußen groß gemacht hat.

Soweit ist alles in Ordnung und es fragt sich nur: wie werden die Dinge weitergehen? Soviel steht fest, daß man die Sozialdemokraten als politische Partei von oben her nach dem Kriege nicht mehr so behandeln kann, wie vor dem Kriege. Ein Zurückkehren zu den alten Formen wäre nicht nur politisch ein so großer Fehler, daß die Regierung, selbst wenn gewisse scharfmacherische Schichten dazu hindrängen würden, selbst Widerstand leisten müßte, es würde, abgesehen von einer gewaltig anwachsenden Erbitterung der Arbeiterschaft, doch bedeutende Mengen insbesonders im in-

Digitized by Google

tellektuellen Bürgertum zur Stellungnahme gegen die Regierung aufrufen. Denn die Haltung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft im Kriege kann aus dem Gedächtnis des deutschen Volkes niemals ausgelöscht werden.

Es ist nicht anzunehmen, daß irgendwie beträchtliche Massen der sozialdemokratischen Partei erwarten, daß nach dem Kriege nicht der politische und soziale Kampf seinen weiteren Fortgang nehme. Allerdings setzen kluge führende Köpfe der Partei voraus, daß durch den Erweis der Vaterlandstreue und der Pflichtbereitschaft der Sozialdemokratie eine für diese günstige politische Lage geschaffen sei, die im Interesse der Arbeiterschaft und des Sozialismus ungenützt vorübergehen zu lassen, nur ein Beweis völliger politischer Unfähigkeit wäre. Schon ist die Sozialdemokratie, sobald die politische Gleichberechtigung wenigstens so weit eintritt, daß die grundsätzliche Achtung aufhört, eine so mächtige Partei, daß sie in die Schicksale des Reiches bestimmend mit eingreifen kann. Das ist wohl die Meinung des größten Teiles der Partei, der gegenüber die sogenannte radikale Minderheit, die nichts weiter wünscht, als daß nach dem Kriege der Faden dort wieder angeknüpft werde, wo er abgerissen worden ist, wohl einen schweren Stand haben wird. Immer vorausgesetzt, daß die Regierungen keine Dummheiten machen.

Dagegen haben sich im Bürgertum phantastische Stimmen hören lassen, die schon voll Jubel die völlige Umkehr der Sozialdemokratie voraussahen. Sie kamen alle aus einer Unkenntnis des Wesens des Sozialismus. Sie sind voll Bewunderung für die sozialdemokratische Arbeiterschaft Deutschlands und prophezeien ihr alles Gute. Sie braucht gar nichts anderes zu tun als ihren Sozialismus, ihre republikanische Demokratie, ihren Internationalismus aufzugeben und alles ist in schönster Ordnung.

Eine solche Stimme hat sich auch in den „Süddeutschen Monatsheften" zweimal (November 1914 und Februar 1915) hören lassen. Sie tönt warm und überzeugt. Umsomehr ist es nötig, vor falschen Illusionen zu warnen und obschon Wolfgang Heine (Märzheft 1915) darüber Treffendes gesagt hat, sei es mir doch gestattet, noch einmal auf die beiden Artikel, die den Direktor der Bibliothek des Herrenhauses in Berlin, Friedrich Thimme, zum Verfasser haben, zurückzukommen und zu sagen, „wie ich die Dinge sehe." F. Thimme stellt vor allem fest, daß auch die sozialdemokratischen Arbeiter Nationalbewußtsein haben. Ich für meine Person habe nie daran gezweifelt. Daß das deutsche Bürgertum durch diese Tatsache so überrascht war, hat seinen Grund wohl auch in einem vielleicht nicht immer völlig klar gewordenen Bewußtsein. Es hatte so lange von den „vaterlandslosen Gesellen" geredet und an sie geglaubt, daß es etwas verdutzt war, als es sah, daß sein Gerede und sein Glaube leer sei. Es hatte so lange die So-

Digitized by Google

zialdemokraten in Gegensatz zu den „nationalen" Parteien gestellt, daß es verblüfft war, als sich herausstellte, daß in dem Augenblicke, da es sich nicht mehr um das Gerede, sondern um die Tat handelte, die Sozialdemokraten den „nationalen" Parteien völlig gewachsen waren. Dieses Bürgertum hatte immer gehört, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft doch international sei. Es verstand nicht, daß Nationalismus und Internationalismus nicht Gegensätze sind. Gar so schwer zu verstehen wäre es ja nicht gewesen, da doch die katholische Kirche, wie überhaupt das Christentum international ist. Aber dieser Irrtum ist noch zu verzeihen, da es ja im sozialistischen Internationalismus eine Richtung gibt, die sozusagen über die Leichen der Nationen hinwegschreiten — möchte. Auch soll zugegeben werden, daß diese Sorte von Internationalismus dem deutschen Arbeiter reichlich gepredigt worden ist. Ich habe nie daran gezweifelt, daß diese graueste aller Theorien vom Leben glattweg hinweggefegt werden würde, wie es denn wirklich auch gekommen ist.

Thimme tritt nun für die volle Gleichberechtigung der Sozialdemokratie ein, ebenso für eine ausreichende Sorge für Veteranen, Invaliden, Witwen und Waisen. Das ist in der Tat ein Punkt von besonderster Wichtigkeit, die den Staat sofort mit einem anfänglichen Erfordernis von wenigstens einer Milliarde belasten wird. Bei dieser Gelegenheit wird wohl die mittätige Hilfe der sozialdemokratischen Reichstagsmitglieder von besonderer Wichtigkeit sein, sowohl was die grundsätzliche Bewilligung dieser Forderung, als auch was die zur Deckung erforderlichen Steuern anbelangt. Da wird und muß die Sozialdemokratie ein energisches Ja sagen. Vielleicht braucht die Regierung hierzu sogar die Unterstützung der Sozialdemokratie, besonders wenn es sich um solche Steuern etwa handeln sollte, die die besitzenden Klassen treffen. Wenn Thimme verlangt, der Staat solle die Mitwirkung der Sozialdemokraten an der staatlichen Arbeit erleichtern, so ist das gewiß zu billigen, nur darf er nicht, wovon noch gesprochen werden soll, mit Thimme von ihr einen inneren Umwandlungsprozeß fordern. Jedenfalls gibt es zu denken, daß Thimme in diesen Zusammenhängen, allerdings nur leise und nebenbei, Zweifel am Parlamentarismus äußert. Am wirtschaftlichen Wiederaufbau, an der Herstellung von Zoll- und Staatenbündnissen sind die Sozialdemokraten unmittelbar mitinteressiert. Den schönen, aber etwas utopischen Glauben Thimmes, daß Deutschland das Land der sozialen Eintracht werden werde, können sie leider nicht teilen.

In dem zweiten Artikel beschäftigt sich Thimme mit den Fragen des Internationalismus, des Verhältnisses der Sozialdemokratie zum Staate, zur Monarchie und zur Religion.

Digitized by Google

Ich will vorerst jenen Punkt erörtern, der das Verhältnis zum Staate betrifft. Hier wird einiges ausgeführt, dem unbedingt zuzustimmen ist, so, daß dieser Krieg nicht vorübergehen kann, ohne daß auch die Sozialdemokratie Neuorientierungen vornehmen muß. Es ist undenkbar, daß nach dem Kriege die Begriffe Volk, Vaterland und Staat dieselbe Bedeutung, oder besser gesagt, scheinbare Bedeutungslosigkeit für die sozialdemokratische Arbeiterschaft haben werden, wie vorher. Ich sage mit Bedacht „scheinbare" Bedeutungslosigkeit. Denn im lebendigen Sozialismus haben diese Begriffe schon längst ihre volle Wirklichkeitsbedeutung. Das kam in der deutschen Sozialdemokratie am wenigsten ans Licht infolge der unglücklichen Entwicklung der inneren Politik. Aber der größte Repräsentant des modernen Sozialismus, Jean Jaurès, der als Gelehrter, Redner und Mensch eine der größten Erscheinungen unserer Zeit, jedenfalls ihr hervorragendster Sozialist ist, hat über Volk, Vaterland und Staat das Beste gesagt, was vom Sozialismus aus zu sagen ist. Die Worte Wolfgang Heines, die Thimme zitiert: „Wir Sozialdemokraten müssen unser Vaterland bejahen und lieben: Seinen Boden, denn auf ihm lebt und arbeitet unser Volk und werden unsere Kinder die Stätte ihrer Arbeit finden. Seine Sprache, denn in ihr bewegt sich unser Denken und geistiges Streben. Auch seinen Staat, so groß seine Mängel, so berechtigt unsere Klagen über ihn sind, denn er ist das Haus, in dem wir wohnen und schaffen, der Schauplatz so vieler großer Kämpfe und Siege" würde J. Jaurès Wort für Wort unterschreiben. Man nehme sein Buch „Die neue Armee" (Leipzig, Diederichs) zur Hand und lese insbesondere Seite 380—408, die sich mit diesen Zusammenhängen befassen. Hier spricht ein glühender Internationaler, aber wie herzenswarme Töne findet er besonders für Volk und Vaterland! Das ist der Sozialist des pulsierenden Lebens, nicht theoretischer Formeln. Und in seinem Sinne ist der moderne Sozialist zugleich national und international. Er stellt die geistreiche und tiefsinnige These auf: Ein wenig Internationalismus entfernt vom Vaterland, viel Internationalismus führt zum Vaterland zurück. Ein wenig Patriotismus entfernt von der Internationale, viel Patriotismus führt zur Internationale zurück.

Wenn die deutsche Sozialdemokratie nach dem Kriege sich auf diesen Standpunkt stellt, so nimmt sie eigentlich gar keine Neuorientierung vor, sie stellt nur die Wirklichkeitsgedanken des Sozialismus deutlich hin, die zum Teil durch die Schuld starrer Theoretiker ältester Schule, zum größten Teil aber durch die Schuld der innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands etwas in den Hintergrund getreten sind. Diese Wirklichkeitsgedanken wird die Partei auch zu Wirklichkeitstaten führen, die der ebenfalls zitierte Gewerkschaftsführer Legien mit den Worten ankündigt: „Unbeug-

Digitized by Google

same Entschlossenheit zur praktischen Mitarbeit und Unterlassung aller revolutionär klingenden, innerlich hohlen Phrasen."

Volk, Vaterland und Staat werden in den geltenden Sprachschatz der deutschen Sozialdemokratie aufgenommen werden, aber — sie werden sozialistischen Inhalt bekommen, was wahrscheinlich auch wohlwollend-enthusiastischen Männern diesen Worten aus dem Munde der sozialdemokratischen Arbeiter einen bitteren Beigeschmack geben wird.

Denn die Hoffnungen Thimmes und anderer, die sich in ähnlicher Weise äußern, werden nicht in Erfüllung gehen und können nicht in Erfüllung gehen. Wer sich mit dem Sozialismus verständigen will, wenn er bereit ist, seine Grundsätze aufzugeben, gleicht einem, der seinem Nebenmann lebenslängliche Freundschaft anbietet gegen die einzige Bedingung, daß er sich aufhänge.

Hier ist der Punkt, wo ein klares Wort gesprochen werden muß. Wenn die ernstesten und redlichen Gegner des Sozialismus so sprechen wie Thimme, da liegt doch ein tiefes Unverständnis zu Grunde. Da fehlt die Gabe, auf den Grund der Dinge zu sehen. Die sozialistische Gesinnung ist nicht ein Kleid, das man nach der Jahreszeit wechselt. Der Sozialismus ist eine wissenschaftliche Lehre und eine feste Weltanschauung. Man beweise uns, daß diese und jene falsch ist und wir werden sie aufgeben. Aber selbst dem Deutschen Kaiser zuliebe können wir nicht von uns werfen, was der beste Teil unseres Lebens ist. Und wir vermeinen damit uns als rechte Deutsche zu erweisen, wie jener Luther mit seinem „Hier stehe ich, ich kann nicht anders", obwohl er mit diesem Worte, im banalen Sinne gesprochen, auch viel Unheil über Deutschland gebracht hat.

Der Sozialismus ist eine wissenschaftliche Lehre, deren Begründer Karl Marx und Friedrich Engels waren. Ihre Grundlegung beruht in drei Lehrsätzen: in der materialistischen Geschichtsauffassung, der Lehre vom Mehrwert und dem Satze des Klassenkampfcharakters aller Geschichtsentwicklung.

Wer sich zu diesen Lehrsätzen bekennt, ist Sozialist. Alle Streitigkeiten des Sozialismus innerhalb seiner selbst, die um so mannigfacher sind, je lebendiger die Bewegung ist, sind von untergeordneter Bedeutung.

Ganz kurz sollen nun diese Lehrsätze erklärt werden.

Die materialistische Geschichtsauffassung hat mit dem naturwissenschaftlichen Materialismus, mit dem sie häufig zusammengeworfen wird, gar nichts zu tun. Sie behauptet und sucht zu beweisen, daß die Grundlage aller geschichtlichen Entwicklung die Art des Wirtschaftsbetriebes eines Volkes und einer Zeit ist. Die Wirtschaft bestimmt den geschichtlichen Zustand. Die sonstigen Merkmale einer Zeit, Recht, Sitte, Sittlichkeit usw. nennt Marx den ideologischen Überbau. Eine Ausführung dieser Lehre

Digitized by Google

hat Marx nicht gegeben, aber viele seiner Schriften beruhen auf ihr und sie leuchtet aus ihnen. Man hat sie vielfach mißverstanden und sie auch wohl mißverstehen wollen, indem man ihr vorgeworfen hat, sie reiche nicht aus zur Erklärung vieler geschichtlichen Ereignisse, bei denen Ideen und Personen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Sie bliebe im Mechanischen stecken. Das ist durchaus falsch. Weder fiel es Marx je ein, die Macht der ideologischen Momente, sobald sie als Ergebnisse der Wirtschaftsform da sind, zu leugnen, noch die Bedeutung der Persönlichkeiten zu unterschätzen. Recht und Sitte, einmal entstanden, wirken selbsttätig weiter und die einzelne Persönlichkeit kann hemmen oder fördern. Die Wirtschaftsprozesse wirken ja nicht neben den Menschen, sondern mit und in ihnen. Die großen Wirtschaftsperioden der Sklaverei, der Feudalität und des Privatkapitalismus erweisen die Richtigkeit der Lehre.

So wie die materialistische Geschichtsauffassung von den bürgerlichen Geschichtsschreibern, so wird die marxistische Wertlehre von den bürgerlichen Nationalökonomen aufs heftigste bestritten. Auf den Streit selbst kann hier nicht eingegangen werden. Es genüge festzustellen, daß nach der marxistischen Wertlehre der Arbeiter jenen Mehrwert erzeugt, der dem Unternehmer als Profit zufällt.

Wichtig vor allem ist die Lehre vom Klassenkampf. Nach Marx ist alle bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen. Die wirtschaftliche Grundlage aller staatsgeschichtlichen Gesellschaftsformen ist die Trennung der Gesellschaft in Klassen. Die herrschenden Klassen beuten die beherrschten wirtschaftlich aus. Überall suchen diese sich von der Beherrschung zu befreien, sobald sie zum Bewußtsein ihrer Lage gekommen sind. Dieses System der Beherrschung hat ihren Gipfelpunkt im Industrialismus unserer Zeit gefunden. Es darf nicht beirren, daß neben diesem System in den modernen Kulturstaaten die sogenannte Rechtsgleichheit besteht, die ja nur formaler Natur ist. Die Tendenz des Industrialismus ging dahin, unter der scheinbar herrschenden Ordnung der Rechtsgleichheit die unbedingte Herrschaft des Kapitals aufzurichten. Das gelang ihm um so leichter, als die Vorbedingung der modernen Arbeit, die Maschine, es nur Einzelnen ermöglicht, sie in großem Stile anzuwenden. Die Besitzer der Arbeitsmittel wurden so die Herren der Arbeit, deren Preis Angebot und Nachfrage bestimmten. Hätten sich keine Gegentendenzen siegreich zur Geltung gebracht, so würde heute ein Zustand bestehen, der durch ungeheure Reichtumsansammlung auf der einen Seite und wachsendes Elend auf der anderen Seite charakterisiert wäre. Diese Gegentendenzen gingen von der Arbeiterschaft aus und fanden ihre beste Unterstützung in ihrer Organisation, die immer mehr von sozialistischem Geiste erfüllt wurde. Marx

Digitized by Google

hat als der erste dem Proletariate den modernen Produktionsprozeß klar gemacht und hat es in allen Ländern zur Vereinigung aufgerufen. Diesem Druck der Proletariermassen verdankt die Welt alles, was wir Arbeiterschutzgesetzgebung nennen. Das kapitalistische Unternehmertum setzte allen Bestrebungen nach sozialer Reform die größten Widerstände entgegen und setzt sie ihnen auch heute noch entgegen. Vorausgesetzt, die moderne Unternehmerschaft und der heutige Staat gingen in der Sozialreform bis an die äußerste Grenze, so würde dies doch den Grundcharakter der modernen Produktion nicht ändern und das Schicksal der Arbeiter nicht dauernd bessern können. Sie blieben immer am Rande einer bedrohlichen Existenzunsicherheit und lebten beständig unter der wirtschaftlichen Krisengefahr. Denn die Wirtschaftskrisen sind die unvermeidbaren Begleiter einer auf den wilden Wettbewerb aufgebauten Produktionsweise, die wir Sozialisten als anarchisch bezeichnen. Auf jeden Fall, selbst wenn durch die Gesetzgebung das äußerste Elend abgehalten werden könnte, bliebe die Abhängigkeit als dauernde Einrichtung.

Gestützt auf die Wichtigkeit des Besitzes der Produktionsmittel (Maschinen, Grund und Boden) fordert nun der Sozialismus eine grundstürzende Änderung der Wirtschaft. Heute wird nicht produziert, damit konsumiert, sondern, damit profitiert werde. Die Sozialisten wollen, daß produziert werde, damit konsumiert werde. Das kann nur geschehen, wenn die Produktionsmittel aus dem Privateigentum genommen und Gemeineigentum werden. Es herrschen heute in der sozialistischen Partei lebhafte Erörterungen darüber, ob und inwieweit viele von den Staaten im heutigen Kriege angewendete Mittel sozialistischen Charakter haben. Obwohl der Sozialismus als Grundlage vor allem die gemeinwirtschaftliche Produktion hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß viele Maßregeln der Behörden so sehr in die Privatwirtschaft eingreifen, daß man schon behaupten kann, daß diese wenigstens in Zeiten der Not vom Standpunkte der Gesamtheit eingeschränkt werden muß, soll diese weiter leben können. An die Stelle der Privatwirtschaft treten heute gewisse gemeinwirtschaftliche Maßregeln.

Aber der Sozialismus als Partei hat nicht nur ökonomische Forderungen sondern auch politische. Er braucht vor allem politische Freiheit, weil nur diese ihm die Möglichkeit des wirksamen Kampfes gibt. Da sein Ziel die Aufhebung aller Herrschaft ist, an deren Stelle die sachgemäße Verwaltung treten soll, muß er auch den Kampf gegen alle besonderen Vorrechte führen. Er muß demokratisch sein. Man sieht schon daraus, daß zwischen ihm und dem heutigen Staate Gegensätze bestehen, die nicht durch liebevolles gegenseitiges Entgegenkommen, sondern nur durch Kampf entschieden werden können. Aber es besteht keine innere Notwendigkeit, daß dieser Kampf gerade in den rohesten Formen geführt werde.

Digitized by Google

Auch vom Internationalismus kann der deutsche Sozialismus nicht ablassen. Keine wirklich große Bewegung ist je in der Welt national beschränkt geblieben. In einem Kulturvolke entstanden, hat sich eine jede solche Bewegung über die ganze Kulturwelt verbreitet. Es ist wohl wahrscheinlich, daß der neue Internationalismus vielleicht etwas andere Formen haben wird als der alte. Es ist zu erwarten, daß die Tatsachen, daß die französischen Sozialisten gegen die Verwendung farbiger Kämpfer gegen deutsche Soldaten keine Einwendung erhoben haben (sie sitzen ja in der Regierung), daß sie als Verbündete Rußlands dastehen und den lebhaften Wunsch hatten und haben, daß barbarische russische Horden deutsches Land verwüsten und Berlin besetzen, daß die „Frage" Elsaß-Lothringen revidiert werden müsse, daß viele Sozialisten der neutralen Länder sich direkt als Freunde der uns feindlichen Mächte erklärt haben, bei den deutschen Sozialisten die Folge haben werden, daß sie ihren Parteigenossen im Auslande den Standpunkt ihrer nationalen Würde etwas energischer und deutlicher zum Ausdruck bringen. Es ist einfach empörend, daß manche ausländische Sozialisten den deutschen Sozialisten gegenüber in denselben tobenden Haß verfallen sind, wie die Bürgerlichen Deutschland gegenüber überhaupt. Die ausländischen Sozialisten müssen endlich darüber unmißverständlich belehrt werden, daß die deutschen Sozialisten zumindest dasselbe Recht auf jenes starke nationale Gefühl haben, daß sie von je aufs glühendste beseelt hat.

Aber die Ziele des Sozialismus sind zu hoch, als daß der Gedanke an die gemeinsame Arbeit für ihn bei dem Proletariat aller Kulturvölker je verschwinden könnte. In ihm liegt ja doch ein so großes Menschheitsideal, daß die Sozialisten nie erlahmen werden, es anzustreben.

Es soll zum Schlusse einer wenn auch nur kurzen Erörterung einer Frage nicht ausgewichen werden, die Thimme auch berührt. Er fordert als einen Punkt, in dem die Sozialdemokratie auch ihre Haltung revidieren müßte: die Religion. Er meint, dieser Krieg habe eine große religiöse Erhebung gebracht. Daß dieser Krieg eine Erhebung gebracht hat, ist ohne Zweifel eine Tatsache. Und jede Erhebung ist in gewissem Sinne religiös. Alles hat religiöse Natur, was uns über uns selbst, über unser kleines Ich erhebt. Man darf sich nur nicht täuschen. Wenn Zehntausend „Eine feste Burg ist unser Gott" oder „Wir treten zu beten vor Gott den Gerechten" oder „Großer Gott wir loben dich" gesungen haben, und mit Inbrunst gesungen haben, so mögen unter ihnen viele Tausende gewesen sein, die jedes kirchlichen Glaubens bar sind. Es gibt eine Andacht auch ohne Gottesgläubigkeit. Ich, der ich keinerlei kirchlichen Glauben habe, hätte mitgesungen. Was mich dabei andächtig gestimmt hätte, das wäre nicht der Wortinhalt der Lieder gewesen, sondern das im Innersten erschütternde und ichbefreiende Gefühl der großen Gemeinsamkeit, die Hingegebenheit an die Allgemein-

Digitized by Google

heit. Gerade das große echte Gefühl sucht nach Ausdruck, nach einer Form der Äußerung. Wenn im Felde Gottesdienst gehalten wird, so mögen Christen, Juden und Atheisten nebeneinander stehen, den Worten irgend eines Priesters lauschen und ein gemeinsames Lied religiöser Natur singen. Sie alle stehen täglich und stündlich vor dem Tode — da verschwindet alles Trennende als kleinlich und unerheblich, da will man in einer festlichen Stunde dem Gefühl der Blutbrüderschaft einen feierlichen Ausdruck geben. Da hört man gerne einen guten Redner, der erbauliche Worte spricht, bei denen der kirchlichreligiöse Einschlag kaum gehört wird. Wir haben so wenig Formen gemeinschaftlichen, ernsten Zusammenlebens. Die religiöse Form ist eine solche, wenigstens aus der Jugenderinnerung. Und wenn zu Hause die Kirchen voller sind als früher, so ist die Ursache die gleiche. Die Zurückgebliebenen wollen mit ihren Schicksalsgenossen gemeinsam ihrer Lieben ge denken und sie wollen Worte des Trostes und der Aufrichtung hören.

Thimme spricht aber ausdrücklich von dem Kirchenglauben. Er klagt die Sozialdemokraten an, daß sie an der Spitze der Kirchenaustrittsbewegung gestanden seien. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß sich viele Sozialdemokraten an dieser Bewegung lebhaft beteiligt haben und daß in der Sozialdemokratie die Gegnerschaft zu den Kirchen weit verbreitet ist. Aber mit der Sozialdemokratie als solcher hat dies nichts zu tun. In ihrem Programm erklärt sie die Religion für die Privatsache jedes einzelnen. Was die Kirchenaustrittsbewegung selbst anlangt, so haben selbst protestantische Pastoren zugegeben, daß sie für alle die guten Sinn habe, die innerlich mit der Kirche fertig seien. Und nur an diese haben sich die Sprecher der Bewegung gewendet. Sie haben nicht für den Austritt aus der Kirche schlechthin gearbeitet, sondern nur für die Pflicht der Wahrhaftigkeit.

Die Kirchen haben sich bisher gegen die Forderungen der Sozialdemokratie, auch wenn sie gleich waren mit Forderungen des Evangeliums, immer sehr lau gehalten. Sie haben die Armen sehr reichlich auf das Jenseits vertröstet, den Reichen aber ihre christlichen Pflichten nur sehr lässig gepredigt. Dazu kommt, daß der Sozialismus in Kopf und Herz des sozialdemokratischen Arbeiters selbst zu der neuen Religion wird, die ihm Erhebung und einen neuen Glauben: den Glauben an die Menschheit gegeben hat. Zu einem christlichen Bekenntnis kann er sich innerlich nur dort bejahend stellen, wo der Priester, wie dies ja da und dort geschieht, auf den sozialen Inhalt des Evangeliums verweist, so daß ihm Christus lieb und vertraut wird.

Der Krieg wird zu Ende gehen und die inneren Kämpfe werden wieder beginnen. Wie sie gekämpft werden, das hängt nicht nur von der Haltung der Sozialdemokratie, sondern ganz wesentlich von der Haltung der herrschenden Schichten ab. Die Sozialdemokratie wird nicht aufhören zu fordern, was ihr gutes Recht ist: Gleichberechtigung und politische Freiheit.

Digitized by Google

Ein Brief von der Goeben.

Konstantinopel, den 30. XI. 1914.

z. Zt. auf S. M. S. „Goeben".

Am 2. August erhielten wir in Messina die Kriegserklärung an Rußland, dampften dieselbe Nacht noch mit der „Breslau", abgeblendet (alle Lichter ausgelöscht), aus Messina nach Philippeville, durchbrachen nachts den 3. August die französische Truppentransportbasis Bieserte-Toulon, waren den 4. August 6 Uhr vormittags vor Philippeville (Breslau hatte sich die Nacht von uns getrennt und sollte Bone beschießen) und eröffneten unter Hissung der deutschen Flagge das Bombardement. (Wohnhäuser sollten nicht beschossen werden.) Nachdem die beiden Forts unser Feuer mit Haubitzen und Granaten erwiderten, verließen wir unter Volldampf den feindlichen Hafen, immer überschüttet von den feindlichen Geschossen. Aber die Franzosen schossen schlecht. Außer Reichweite der Forts hielten wir einen belgischen Dampfer an, vereinigten uns wieder mit der Breslau, die von Bone kam. Kurz darauf sichteten wir ein Geschwader. Unter „Klar zum Gefecht" fuhren wir darauf zu, aber die Schiffe entpuppten sich als Engländer. (England hatte den Krieg noch nicht erklärt): Dieselben fuhren an uns vorbei und schlossen sich uns hinten wieder an. Es waren die großen Kreuzer „Indefatigable", „Inflexible", und die beiden kleinen Kreuzer „Glouceſter" und „Weymouth". Auf die Anfrage unseres Admirals, was sie von uns wollten, erhielten wir die Antwort: „Drohende Kriegsgefahr zwischen England und Deutschland." Jetzt galt es für uns zu entweichen, die Übermacht war zu groß. Dies gelang uns, jedoch unter übermenschlichen Anstrengungen. Volle 24 Stunden mit allen Mann, Offizieren, Deckoffizieren usw. vor den Feuern und im Kohlenbunker gearbeitet. Einen Unterschied gab es nicht. Unsere Kohlen gingen schon zur Neige; sie mußten teilweise mit den Händen aus den Ecken hervorgeholt worden. Nachmittags erreichten wir die Fahrt von 30 Seemeilen pro Stunde. Eine Leistung, die einzig dasteht. Ich dachte, jeden Augenblick würde alles in die Luft fliegen. Die Goeben zitterte und bebte, und so flog sie man durch die See, das Vorderschiff zum Teil unter Wasser, und abends waren die Engländer außer Sicht; denn es ging um 1100 Menschenleben und 50 Millionen Mark, nämlich Kostenpunkt der Goeben. Nachts erhielten wir durch Funkspruch die Kriegserklärung Englands. Darauf hatte das englische Geschwader nur gewartet. Morgens 8 Uhr erreichten wir Messina, alle total erschöpft. Ruhe gab es aber nicht für uns. Italien war neutral und wir mußten binnen 24 Stunden den Hafen wieder verlassen. Also Kohlen nehmen und das soviel als möglich. Draußen vereinigten sich die französischen Schiffe, um die Goeben und Breslau einzufangen. Im letzten Augenblick warfen wir dann noch alles über Bord und verließen mit Gottvertrauen den 6. August 6 Uhr den Hafen. Jetzt erfolgte unser Durchbruch durch die feindlichen Streitkräfte. Es waren 13 große Schiffe und 10 Torpedobootszerstörer und wir nur Goeben und Breslau.

Digitized by Google

In Messina gab uns alles für verloren und so blieben wir denn vor aller Welt drei Tage verschwunden. Während dieser Zeit tauchten dann auch alle französischen Gerüchte über Goeben und Breslau auf. Nach französischen und englischen Gerüchten waren wir viermal gesunken. Was während dieser Zeit geschehen ist, werde ich später erzählen. Es würde hier viel zu viel Platz einnehmen. Aber auf jeden Fall war es eine Hetzjagd auf Leben und Tod. Davon können die englischen Kreuzer und Torpedoboote, die nach Port Said und Alexandrien schwer beschädigt und außer Gefecht gesetzt, geflüchtet sind, ein Lied mitsingen, wie deutsche Seeleute zu schießen verstehen. Sonntag den 9. August erreichten wir Ténos (eine der vielen kleinen griechischen Inseln). Aus dem Mittelmeer konnten wir nicht hinaus. Unsere Verbindung mit der österreichischen Flotte in der Adria wurde von den Engländern und Franzosen verhindert, liegen wir länger als 24 Stunden in einem neutralen Hafen, werden wir desarmiert, also was blieb uns weiter übrig, als den Kampf auf Leben und Tod mit der kolossalen Übermacht aufzunehmen. Aber endlich winkte uns die Rettung. Die Türkei kaufte die Goeben und Breslau, denn für Deutschland waren wir doch verloren, und so liefen dann am 10. August 5 Uhr p. m. in die Dardanellen ein. Zwei Stunden später, also 7 Uhr, lag der Engländer mit 5 großen Schiffen und 7 Torpedobooten vor den Dardanellen und verlangte die Einfahrt und die Herausgabe unserer beiden Schiffe. Beides wurde ihm von der Türkei verweigert. Soweit waren wir hinüber. Nächst Gott haben wir unserer guten Führung und unserer braven Goeben zu verdanken, daß wir noch alle am Leben sind. Wir bekamen 14 Tage Erholung, und der englische Admiral des Mittelmeergeschwaders wurde abgerufen und in England vor ein Kriegsgericht gestellt, weil er die Goeben und Breslau hat entwischen lassen. Und jetzt begann unsere Tätigkeit in der türkischen Marine. Ich kam mit einem Maschinistenmaat und einem deutschen Offizier auf ein türkisches Torpedoboot und die türkische Marine wurde nach deutschem Muster ausgebildet. Während dieser Zeit lag ich mit meinem Boot viel in Konstantinopel und ging dann auch häufig an Land. Meine Kopfbedeckung ist der rote Fez, wie die Türken ihn tragen, du hättest bloß mal die Lügennachrichten lesen sollen, die hier verbreitet worden. Denn in Konstantinopel sind die Hälfte der Bewohner Ausländer. U. a. war mal in der französischen Botschaft ein Telegramm ausgehängt: „Der Deutsche Kronprinz sei mit 600 000 Mann gefangen genommen" und noch vieles mehr. Du hättest mal Franzosen und Engländer sehen sollen, alle gratulierten sich gegenseitig. Und ich dazwischen. Du kannst dir denken, wie mir zumute war. Aber Gott sei Dank war es nicht wahr. Aber sonst gefällt es mir bei den Türken ganz gut. Ich schlafe und esse mit den türkischen Offizieren zusammen. Denn solch einen Unteroffiziersstand wie bei uns gibt es in der türkischen Marine nicht. Denn was bei uns Bootsmannsmaate und Maschinistenmaate sind, sind hier alles Offiziere und Ingenieure. Du mußt nur mal die Verständigung zwischen uns sehen; Zwischensprache, englische, Französisch, von allem etwas. Ich sitze so manchen Abend bis 1 und 2 Uhr und lehre deutsch und wir ver-

Digitized by Google

stehen uns ganz gut, denn auf sämtlichen türkischen Kriegsschiffen sind Unteroffiziere als Instrukteure verteilt, so auch deutsche Offiziere. Deutschland gilt hier als der Befreier aller Mohamedaner. Doch genug hiervon, mündlich mehr, wie du schreibst beim Sonntagsnachmittagskaffee.

Es ging uns gut bis zum 23. Oktober. Hier waren wir mit einem Teil der türkischen Flotte im schwarzen Meer, um Übungen abzuhalten, und wurden dabei von den Russen angegriffen, wie ihr alle ja in den Zeitungen gelesen habt. Der Russe verlor aber bei dem Überfall 2 Schiffe und wir keines. Es war ihm schlecht bekommen. Das hätte er sich nicht träumen lassen, daß er den kürzeren dabei ziehen würde. Mir wäre es selbst bald dreckig gegangen. Um ein Haar und ich wäre verwundet worden. Darauf fuhren wir mit nur 2 Torpedobooten (es sind deutsche Boote bei Schichau gebaut) nach Odessa, schlichen uns nachts 3 Uhr in den Hafen und waren eine Stunde 25 Minuten drinnen. Ich vergesse es mein Leben lang nicht. Stockfinster war die Nacht, ganz abgeblendet, Maschinentüren zu, daß kein Licht nach außen scheint, schlichen wir uns in den Hafen. In der Einfahrt passirten wir drei auslaufende Dampfer. Der letzte hatte uns bemerkt, aber es war zu spät, wir waren drin. Vor uns lag ein großes Kanonenboot. Der Posten auf demselben hatte uns bemerkt und schlug Alarm. „Klar bei Torpedo" und das Schicksal des Kanonenboots war besiegelt. Eine furchtbare Detonation und dasselbe sank mit Mann und Maus. Das war das Alarmzeichen für ganz Odessa. Jetzt ging der Höllenlärm los. Die im Hafen liegenden Dampfer heulten mit Sirenen und Dampfpfeifen, die Glocken von den russischen Schiffen, die wir beschossen, schrien laut um Hilfe und unsere beiden Geschütze donnerten und blitzten dazwischen. Der Hafen schwamm voller Menschen, Scheinwerfer spielten, kurz und gut es war ein Höllenlärm, ich vergesse diese Nacht in meinem Leben nicht. Ich glaube auf solche Art und Weise sind die Bewohner von Odessa noch nicht geweckt worden. Die Strandbatterien konnten uns im Hafen nicht beschießen, sonst hätten sie ihre eigenen Schiffe beschossen. Als wir aber den Hafen verließen, überschütteten sie uns förmlich mit Geschossen. Aber umsonst: wir entkamen in der Dunkelheit. Unser Erfolg in Odessa war: 1 Kanonenboot, 1 Hilfskreuzer, 3 Dampfer (darunter ein französischer), 1 Küstenwachschiff in den Grund gebohrt, 3 Dampfer schwer beschädigt, 5 Petroleumtanks brannten, die elektrische Lichtzentrale zerstört (Odessa hatte wenigstens 4 Wochen kein Licht), die Mole zerstört usw. und das alles nur von zwei ungeschützten, kleinen Torpedobooten. Dann nahmen wir noch an der Beschießung von Sepastopol mit teil, natürlich unter Mitwirkung unseres stolzen Kreuzers Göben. Wir bohrten den russischen Minenleger „Pirut" in den Grund und setzten 2 feindliche Kreuzer außer Gefecht. Jetzt liegen wir wieder friedlich in Konstantinopel. Aber den versprochenen Brief solltest du doch erhalten. So Gott will werde ich euch alle gesund und munter wiedersehen, du weißt doch, was Bismarck sagte: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt."

Digitized by Google

Karl Theodor von Heigel.

Der letzte Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Karl Theodor von Heigel, ist am 23. März in seiner Vaterstadt München gestorben, im 73. Lebensjahr, nach kurzem, schwerem Leiden, aber in ungeminderter Frische des Geistes, er selbst bis zu seinen letzten Worten. Wenige Stunden vor seinem Tode war's, die Glieder fingen schon an zu erkalten, und seine Frau, die bei ihm wachte, erschrak darüber. „Ah die Hände," suchte er sie noch freundlich zu trösten, „die machen nichts, solange nur das Herz warm bleibt." Wie er als historischer Erzähler seine Gestalten immer lieber durch ein lebendiges Wort als in auflösender Umschreibung charakterisierte, so hat er mit diesen letzten Worten noch einmal sich selber gezeichnet. Und mit der schlichten Treffsicherheit, die seiner gesunden und geraden Natur eigen war, hat er auch hier, wie so oft, ohne viel Aufhebens den wesentlichen Punkt berührt.

In Schlagworten, die allmählich schon recht abgegriffen sind, pflegt man uns Süddeutschen eine eigens ausgekochte Sorte von „Gemüt", uns Bayern auch noch die „Gemütlichkeit" als besonderes Erbgut zuzuteilen. Wer von außen kommt und etwas schärfer zusieht, staunt dann wohl über die Wortschwere und Zurückhaltung, über die spröde Tiefe und die stolze Schamhaftigkeit, die unvermittelt, wie es scheint, neben offnem Künstlersinn und bequemer Zugänglichkeit liegen. Heigel war in Erscheinung und Wesen ein unverkennbarer Süddeutscher, ein Altbayer vom guten Korn. Mancher, der als Student einmal nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr in seine gewohnte, alltägliche Sprechstunde gekommen ist, wird sich noch erinnern, wie er in dem kleinen, anheimelnden Empfangszimmer, zwischen freundlichen Familienbildern und Büchern dem hohen, breitschultrigen, liebenswürdigen Mann gegenübersaß, dessen schöne blaue Augen hinter der Gelehrtenbrille wohlwollend, aber sehr durchdringend und weltklug auf einen gerichtet waren, und wie das Gespräch nach kurzer Einleitung alsbald ins Stocken kam, nicht mehr vorwärts wollte, hängen blieb und unaufhaltsam in Pausen jenes Schweigens überging, das doch auch unter Altbayern erst gemütlich wird, wenn beide Teile sich zuverlässig kennen. Das war derselbe Mann, der vor einem guten Glas, bei fröhlichem Mahl einer der anschaulichsten, natürlichsten, pointensichersten Erzähler war, die man hören konnte, in der Öffentlichkeit wie im kleinen Kreis ein Meister eindringlicher und anmutiger Rede, in der Beratung ein ruhiger, sachlicher Sprecher, ein kluger Versöhner, ein für jeden zugänglicher, unverwüstlich gutmeinender und hilfsbereiter Mensch. Er ergriff durch seine Echtheit, wenn das warme Herz ihm überging, in Rührung, in Begeiste-

Digitized by Google

rung, in männlichem Unmut; nie hat er aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht, nichts lag ihm ferner als Hinterhalt und Ränke; aber wie abgeschlossen, wie auf sich selber ruhend inmitten alles reichen Umgangs war sein persönliches Wesen, in wie stolzer Bescheidenheit trug er sein innerstes Fühlen für sich und die Allernächsten unter den Seinen bewahrt!

Die Leser dieser Hefte kennen aus seinen eignen liebenswürdigen Erzählungen die Umgebung, aus der er hervorwuchs: hier eine fröhlich wohlhäbige Künstlerwelt, leichtflüssiges Poeten-, Maler- und Schauspielerblut, in dem doch auch alle Gefahren entzündlicher Phantasie und rasch überwallenden Gefühls lauern — dort der tüchtige Ernst bürgerlicher Sitte, die harte Zucht einer schweren, bedrängten Jugend. In seinem Wesen erkennt man diese Mischung wieder. Auf Zuverlässigkeit, Arbeitsamkeit, schlichte Redlichkeit stand seine Natur im Kern begründet; aber es war zugleich die Natur eines Künstlers, mit empfänglichen Sinnen der schönen Welt aufgeschlossen, warm und weich fühlend, mit heiter kräftigem Behagen an allem frohen Genuß des Daseins. Ein seltnes Gleichgewicht hielt alle Elemente in ihm schön zusammen. So hatte er den Zugang zu vielen Arten menschlichen Wirkens und Treibens; sein eigner Verkehr griff immer weit über die Zirkel seiner gelehrten Berufsgenossen in alle Schichten der Gesellschaft, es gab vielleicht niemand in München, dessen Freundschafts- und persönlicher Wirkungskreis ausgedehnter war als der seine; sein Interesse als Historiker umspannte das Leben von vielen Seiten, die gewaltigen Kämpfe der Staaten um Macht und Besitz ebenso wie das geistige Ringen und die reiche, genremäßige Buntheit des alltäglichen Daseins. Und inmitten alles dessen, was aus Vergangenheit und Gegenwart vor seinen Augen vorüberging, blieb er selbst sicher verlässig in seinem menschlichen Kreis, wie die Elemente in seinem eignen Innern auf Versöhnlichkeit und Maß abgestimmt, ohne je unkräftig zu werden, in guten und bösen Stunden immer menschlich und männlich zugleich.

Seinen zweiten Vorgänger als Akademiepräsident, Max von Pettenkofer, auch einen Altbayern echten Schlages, konnte man oft im Sommer sein Mittagessen in einer kleinen Münchner Gartenschenke einnehmen sehen, mitten unter Arbeitern, die ihn alle kannten. So bewegte sich auch Heigel, nach gut süddeutscher Art, ohne Unterschied unter allem Volke und verlor dabei nirgends weder an Menschlichkeit noch an Würde. Seine warme Herzenshöflichkeit, seine innere Bescheidenheit waren gegen jedermann dieselbe, und ebenso sein mannhafter Freimut; seine Hilfsbereitschaft kannte keine Abstufung und keine Berechnung, und die linke Hand wußte bei ihm wirklich nie, was die rechte tat. Er war seiner Herkunft nach ausgesprochen städtisch und bürgerlich, Kind einer Reihe von Geschlechtern, die in

Digitized by Google

der Stadt, in der Luft städtischer Bildung gelebt hatten. Er liebte auf seinen Reisen Städte zu besuchen — die deutschen rühmte er sich wie Treitschke alle zu kennen — und war kein rechter Freund des sommerlichen Familienlandlebens, das die Münchner sonst gern führen. Gegen die derbe Ungeschlachtheit und die verhaltene Schlauheit der Bauern behielt er im Innern immer das Mißtrauen des eingesessenen Städters. So lag, bei allem Ingrimm gegen Schwindel und hohle Anmaßlichkeit, bei aller ruhigen Lebenstapferkeit, auch etwas ausgesprochen Bürgerlich-Friedliches in seiner Natur. Er liebte sein Vaterland wie nur einer, und alle seine Arbeit war aufs allgemeine gerichtet. Aber das Schönste, was er in den letzten gewaltigen Monaten noch geschrieben hat, waren Worte menschlichen Fühlens, schlichten, unerschütterlichen Maßes. Mitten im Donner und Klirren des unermeßlichen Waffenlärms ist er nun still dahingegangen, unter den mächtigen Totenheeren dieser Monate ein treuer Kämpfer auf anderm, friedlicherem Feld, das er jetzt auf lange hinaus verwüstet sah.

Vor unsern Blicken steht sein Bild, wie sie es vor kurzem noch gesehen haben: die ausdrucksvollen, gütig ernsten, gesunden Züge mit der hohen Stirn, der kühnen Nase, dem weichen grauen Haar und Bart, die klare milde Helle der schönen blauen Augen, die männliche hohe Gestalt, der der Talar des Gelehrten ebensowohl anstand wie der Staatsrock des Beamten und das einfache bürgerliche Alltagskleid — weil der menschliche Eindruck immer der beherrschende blieb und jedes Gewand stattlich und ehrfurchtgebietend erfüllte. So haben wir auch hier nichts gesagt über den Gelehrten, den Lehrer, den Mann der Öffentlichkeit, den Geheimrat, die Exzellenz, den Akademiepräsidenten. Das ist schon und wird noch an mancher andern Stelle geschehen, es bleibt durch seine Werke, seine Nachwirkung dem Gedächtnis unverloren. Uns scheint aber, daß es leichter ist, wenn Gott einem die Gaben dazu gibt, ein guter Gelehrter zu werden als ein edler Mensch. Und wir sprechen es hier aus, nicht in der ersten Rührung des frischen Verlustes, sondern in ruhigem Nachdenken, und wir wissen, wieviel wir damit sagen: wir haben an unserm Freund Karl Theodor von Heigel einen der edelsten Menschen verloren, die wir gekannt haben.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Juli

Rußland von Innen

An Feldmarschall von Hindenburg
Albert Ehrhard / Die orthodoxe Staatskirche
Adolf Dirr / Die Russin
Theodor Schiemann / Die Geschichte der Ostseeprovinzen
Johannes Haller / Die Deutschen in Rußland
Fritz Endres / Wladimir Ssemenow
Paul Heyse / Russenlied
Kaplun-Kogan / Die Lage des jüdischen Proletariats
Nadja Straßer / Die russische Frau in der Revolution
Das Haus Romanow
R. Claus / Die Völkerzusammensetzung Rußlands
Eliasberg / Gymnasium und Universität in Rußland
Das Leben an russischen Universitäten
Beamtentum und Gefängniswesen in Rußland
R. Claus / Rußlands Industrie und Handel
Nikolaus I. / Preußen im Jahre 1848
Anton Tschechow / Die Verbrecherinsel Sachalin
Aus russischen amtlichen Briefwechseln
Uspjenskij / Was brauchen wir Konstantinopel?
Max Graf Bethusy-Huc / Das Grab von Kolo
Ein Hindenburg bei Dostojewskij
Karl Alexander von Müller / Hindenburg

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Juli 1915
Preis 1.50 M 2 Kronen 04
Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Elektrolyt Georg Hirth

Geschützt in allen anständigen Staaten

Der elektrische Trunk

Aufgefordert, über die **Erfolge** der von ihm entdeckten

Hitzschlag-Therapie

zu berichten, versichert Herr Dr. Georg Hirth, daß ihm bisher **kein einziger Fall** der rechtzeitigen und richtigen Anwendung seines „Elektrolyt" gemeldet worden ist, in dem der Tod oder auch nur ein kollapsartiger Zustand infolge von Hitzschlag eingetreten wäre.

Wenn er seinen „Elektrolyt" als den **normalen Kationen-Synergeten** des menschlichen Blutes bezeichnet, so kann er sich auf die gesamte wissenschaftliche Forschung berufen. Vgl. **Meyer und Gottlieb**, „Experimentelle Pharmakologie", 3. Auflage, 1914, S. 257 und 555: „In allgemeiner Form ist auch der gegenseitige Antagonismus aller vier Kationen Ca', Mg', Na' und K' in den Organismen angedeutet; denn **nur bei richtigem Verhältnis derselben zu einander** in den Geweben scheinen sich diese ihre **normalen** Eigenschaften, insbesondere ihre normale Erregbarkeit zu bewahren."

Es war nur früher nicht bekannt, daß man mit Hilfe dieser harmlosen Salzmischung tiefgehende Neubelebungen aller Organtätigkeiten erzielen kann, zu welcher Entdeckung Hirth als erster auf theoretischem Wege durch seine Lehren vom elektrochemischen Betrieb der Organismen usw., sowie durch langjährige Selbstversuche gekommen ist. Spezielle Kuren, welche wesentliche Abweichungen von den normalen Zusammensetzungen bedingen (z. B. mit Calcium-, Eisen-, Arsen-, Phosphor-, Brom-, Jod-, Lithiumsalzen usw.), sollten nur auf **ärztliche** Anordnung vorgenommen werden.

Hirth's **„Elektrolyt"** ist in **allen Apotheken** und **Drogerien** in folgenden Verpackungen zu haben:

1. Taschenbeutel à 50 gr Pulver . . Mk. —.50
2. Schachtel à 250 gr Pulver . . . . „ 2.25
3. Glasflasche à 1 Kilo Pulver (1000 gr) „ 6.—
4. Glasröhre à 25 Tabletten . . . . . Mk. —.50
5. Blechschachtel à 100 Tabletten . . . „ 1.50
6. Schachtel à 250 Tabletten . . . . . „ 3.20

Für den Gebrauch zu Hause und im Lazarett ist die Pulverform, auf Wanderungen und im Felde die Tablettenform vorzuziehen. Prospekt, Gebrauchsanweisung etc. gratis und franko.

Garantie für richtige Dosierung und reinste Materialien bieten nur jene Verpackungen, die mit dem geschützten Zeichen „Elektrolit Georg Hirth", und jene Tabletten, die mit dem Stempel „HIRTH" versehen sind.

Anfertigung und Generaldepot:

Ludwigs-Apotheke, Dr. Kœnig

München, Neuhauserstraße 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang Juli 1915 Heft 10

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
An Feldmarschall von Hindenburg	561
Die orthodoxe Staatskirche / Von D., Dr. h. c. Albert Ehrhard, Professor der Theologie an der Universität Straßburg	563
Die Russin / Von Dr. h. c. Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München	588
Die Geschichte der Ostseeprovinzen / Von Geheimrat Dr. Theodor Schiemann, Professor der Geschichte an der Universität Berlin	597
Die Deutschen in Rußland / Von Dr. Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen	611
Wladimir Ssemenow / Von Dr. Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule	623
Ein Russenlied von Paul Heyse	633
Die Lage des jüdischen Proletariats in Rußland / Von Wlad. W. Kaplun-Kogan in Berlin	635
Die russische Frau in der Revolution / Von Nadja Straßer	647
Das Haus Romanow	653
Die Völkerzusammensetzung Rußlands / Von Dr. R. Claus, Mitarbeiter des Kaiserlichen Statistischen Amtes in Berlin	657
Gymnasium und Universität in Rußland / Von Dr. Alexander Eliasberg	663
Das Leben an russischen Universitäten / Von einem ehemaligen russischen Universitätslehrer	674
Ein russischer General über Rußlands Bündnisse und Militarismus	682
Beamtentum und Gefängniswesen in Rußland	683
Ukas des Zaren Alexej Michailowitsch vom 18. Mai 1651	689
Rußlands Industrie und Handel / Von Dr. R. Claus	690
Nikolaus I. über Preußen im Jahre 1848	697
Die Verbrecherinsel Sachalin / Von Anton Tschechow	701
Aus russischen amtlichen Briefwechseln	711
Eine seltsame Vorahnung	711
Was brauchen wir Konstantinopel? / Von Gljeb Uspjenskij	712
Das Grab von Kolo / Von Max Grafen Bethusy-Huc, zurzeit im Feld	714
Ein Hindenburg bei Dostojewskij	715
Hindenburg / Von Dr. Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. B. Akademie der Wissenschaften, zurzeit beim Roten Kreuz	716

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Soeben erschienen:

Belgien unter deutscher Verwaltung

Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing.

(Von den beiden in dieser Broschüre vereinigten Aufsätzen ist der eine im Belgienheft der S. M. enthalten.)

S. Kgl. Hoheit der Kronprinz von Bayern hat die Widmung angenommen.

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

MÜLLER EXTRA
MATHEUS MÜLLER · SEKTKELLEREI ELTVILLE
HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE
FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND
STEUERFREI!

Digitized by Google

An Feldmarschall von Hindenburg.

Die allgemeinere und wohl auch die tiefere Aufmerksamkeit unsres Volkes in den letzten gewaltigen elf Kriegsmonaten ist nach Westen gerichtet gewesen. Überm Meer drüben schien den meisten unser gefährlichster, unversöhnlicher Feind zu sitzen, das Ringen mit England erschien in dem riesenhaften Geflecht unsrer Gegnerschaften als das bedeutungsvollste und das geschichtlich reiffte. Es drängt uns aber, einmal laut auszusprechen, daß uns bei solchen Berechnungen und Ansichten oft ein Gefühl der Undankbarkeit überkommen hat: der Undankbarkeit gegen alle, die in dieser Jahresfrist im Osten Tag für Tag das Ungeheure geleistet haben und deren jedem Ihr Name, Feldmarschall von Hindenburg, voranleuchtet.

Wie flogen in jenen erschütternden Augustwochen unsre Hoffnungen mit dem Siegessturm durch Belgien nach Frankreich und ans Meer voran! Wie schweiften unsre Sorgen zum Osten zurück: Ein dünner Stahlpanzer gegen den unermeßlichen Anprall der stärksten Festlandsmacht! Rascher und furchtbarer, als wir's uns versehen hatten, rauschte er heran. Er brandete über unsre Grenzen, er wälzte sich greuelvoll über das arbeitsame Land, die friedlichen Städte, die Kämme seiner Reiterwellen blitzten schon vor den Toren von Königsberg, ein Teil des Heimatbodens schien ihm hoffnungslos verfallen. Da schmetterten über ganz Deutschland hin die Siege, die Ihren Namen zuerst vor allem Volk erhoben: Dreifache Übermacht zermalmend aufs Haupt geschlagen, in dreitägiger Feldschlacht 150000 der Feinde tot, 93000 samt 500 Geschützen gefangen, und über Tod und Flucht und Sterbeschrei sinkender Reiter und Rosse Verfolgung bis zum letzten Hauch, bis die deutschen Fahnen auch hier im Feindesland wehten! Herrliche Waffentaten auf allen Schauplätzen sind diesen vorangegangen und gefolgt: Lüttich und Metz, Santa Maria und Antwerpen, Soissons und Tarnow und Przemysl und Stryi, — und wir vertrauen fröhlich auf noch manche neue. Schöner aber wird keine je uns im Ohr klingen als diese Kunde aus Masuren, von Tannenberg und Insterburg: Denn sie hat uns die bedrohte Heimat wiedergeschenkt.

Seitdem sind zehn Monate auch über Sie und die Ihnen unterstellten Heere dahingeeilt, Monate auf- und abwogenden blutigen gewaltigen Ringens, die Heldentage von Opatow, Iwangorod und Warschau, von Wloclawek, Kutno und Lodz, von der Pilica, Bzura und Rawka, von der masurischen Winterschlacht und vom Stoß nach Kurland, und der zähe Angriff des übermächtigen Feindes, der uns ins Herz zielte, ist in diesem Ringen zusammengebrochen, er hat dem Gesetz sich fügen müssen, das unser Handeln ihm vorschreibt. Unziemend schiene es uns, aus lückenhaftem Wissen, von der friedlichen Heimat her, zu rühmen und zu preisen, wo nur der Teilnehmende die Fülle der Opfer, des Wagemuts, der Heldenschaft ahnt. Wie sind wir erschüttert oft vor dem wortkargen Stolz Ihrer Berichte gestanden und haben versucht, das Ungeheure zu ermessen. Und wenn ihre unbewegten knappen Sätze uns neue Gefahren, neue Schwierigkeiten anzeigten, wie oft hat's einer zum andern, den er sonst nicht kannte, ohne Unterschied des Standes und der Person, wie oft hat's jeder von uns sich selber in stiller Einsamkeit vorgesagt: Gottlob, der Hindenburg ist dort, der wird's schon machen.

Hoch oben in verschneiten bayerischen Bergdörfern haben wir alte Bauern um Ihr Bild sitzen sehen, in schweigsamer Genugtuung. Sie hatten ihre Freude

Digitized by Google

schon an der ragenden, wuchtigen, herrscherhaften Gestalt, die nie eine ernstliche Krankheit erschüttert, nie ein üppiger Genuß verweichlicht hat, noch jedem Sturm der Gefahr, der Verantwortung gewachsen. Sie waren begierig, Näheres über Ihr Leben und Wesen zu hören; und fast jeder Zug traf sie als Zeugnis unsrer eigensten deutschen Art. Der sachliche Ernst ruhiger Pflichterfüllung; die kaltblütige Furchtlosigkeit; die bis ins kleinste gewissenhafte Gründlichkeit der Vorbereitung, die unerschütterliche Sicherheit der Ausführung; die eiserne Stärke des beherrschten Willens, der das Äußerste von jedem verlangen kann, weil er es selber leistet. Und mit dieser unerbittlich harten Sachlichkeit dann Hand in Hand die milden menschlichen Züge: Bescheidenheit und Natürlichkeit; Frömmigkeit, freundliche Güte, edles Mitgefühl für alle entsetzlichen Greuel des Krieges; ritterliche Freude, zu geben und zu danken; schlichte Treue, die nie im Stiche läßt.

Das ging jedem nah, daß Sie selbst gegen den Feind die eigne, trauteste Heimat, den väterlichen Grund und Boden verteidigten, die grünen Spielplätze Ihrer Kindheit, die lindenumblühten Gräber Ihrer Eltern, den Frieden des stillen Hauses, das Friedrich der Große einst seinem Hindenburg geschenkt. Fast sagenhaft schon boten manche Züge sich dar: Der alte General, der schon zurückgezogen sein Leben abzuschließen gedenkt und nun auf den Ruf seines Königs als Retter der Heimat herbeieilt; die Weihnachtsfeier inmitten der siegreichen Truppen in derselben Kirche, in der 70 Jahre zuvor Ihre Eltern am Altar gestanden.

Um Ihre Gestalt webt aller Ruhm des gewaltigen Feldherrn, der Blitz des herrschenden Willens, der die Hunderttausende belebt, und der Donnergruß der Geschütze, der blutige Flammenschein der Vernichtung und die Wogen der Männer und Rosse. Aber was uns am vertrautesten erscheint, wie ein Sinnbild unsres ganzen, wunderbaren Volksheeres, ist der Zug von Frieden, der Sie trotz allem umwittert. Damit haben Sie Ihren Landsleuten am tiefsten ans Herz gegriffen, wenn Sie mitten im Heldenzorn der Schlachten, im Glanz des Sieges, den schönen Frieden priesen, dem all dies Ringen gilt, wenn Sie mit einem Klang menschlicher Sehnsucht von den Tagen der Heimkehr sprachen, von der fröhlichen Zurückgezogenheit mit Frau und Kind und Enkel im stillen Grün: vorher aber heißt es den Feind noch niederschlagen und siegen wie bisher.

So haben Sie uns allen, auch hinten im Vaterland, ein Beispiel aufgestellt, dem jeder in seinem Kreis nachzuleben vermag, wie unsre herrlichen Truppen draußen es tun. Wir danken Ihnen, nicht wie einem Halbgott, der die Schranken alles Maßes übersteigt, sondern als einem mächtigen deutschen Mann, der gewaltig ist und dennoch unsresgleichen, gleich jenem Größten unsres Stammes ein treuer deutscher Diener seines kaiserlichen Herrn, dessen Banner über allen weht als das höchste Wahrzeichen unsres tapfren Volkes.

All unsre Grenzen zugleich haben wir in diesem ungeheuersten aller Kriege gegen die Überfülle der Feinde zu schützen gehabt. Schier übermenschlich schienen Aufgabe und Arbeit. Und keiner, der draußen war, sagt's anders: Bei weitem die schwerste militärische Last war dem Osten zugefallen. Wenn der Sieg der Waffen nun eben von dort her allmählich näher und näher rückt — mag die eigentliche Wucht der weltgeschichtlichen Entscheidung sich dann nach Ost oder West wenden: so weiß jeder, was Deutschland seinen Heeren gegen Rußland und dem Ersten ihrer Führer verdankt. Einstweilen aber ist in jedem von uns nur e i n Gedanke. In Ihrem Tagesbefehl zum Jahreswechsel haben Sie ihn ausgedrückt: „Weiter frisch drauf wie 1914, so 1915. Es lebe der Kaiser!"

Digitized by Google

Die orthodoxe Staatskirche.

Eine Skizze.

Von Albert Ehrhard, Professor der Theologie an der Universität Straßburg.

Keine Erscheinung des inneren Rußland mutet uns Abendländer so fremd an wie seine orthodoxe Staatskirche und das religiöse Leben der erdrückenden Mehrheit seiner Bewohner. Diese Fremdartigkeit empfindet in erster Linie der abendländische Protestant; denn zwischen der russisch-orthodoxen Kirche und den Reformationskirchen des 16. Jahrhunderts bestehen so große Gegensätze, daß ihre Zusammenfassung unter der gemeinsamen Rubrik als christliche Kirchen kaum noch gerechtfertigt erscheint. Als Gesamterscheinung ist aber das russische Kirchentum auch ganz anders geartet als der abendländische Katholizismus, trotzdem die religiösen Grundgedanken und die kirchlich-praktischen Institutionen beiderseits wesentlich identisch sind. Während nun der Gegensatz zwischen der russischen Staatskirche und den Kirchenbildungen der Reformation leicht zu erklären ist, leuchtet der Grund für die tiefgehenden Unterschiede zwischen ihr und der katholischen Kirche nicht ohne weiteres ein. Um diese zu begreifen, bedarf es einer näheren geschichtlichen Orientierung, die den unmittelbaren Grund ihrer Verschiedenheit in ihren abweichenden Entstehungsverhältnissen erblicken läßt: das russische Kirchentum ist ein Ableger des griechisch-byzantinischen; der Katholizismus der Gegenwart hingegen ist die Fortsetzung des römisch-lateinischen.

1. Das byzantinische Christentum.

Der Versuch, die russisch-orthodoxe Staatskirche unserm Verständnis näherzubringen, muß daher zunächst die Gesamtlage ins Auge fassen, in der das Christentum sich befand, als der älteste Kern der russischen Völkerfamilie zu seiner Annahme geführt wurde.

In diesem Augenblicke hatte die christliche Weltreligion schon rund ein Jahrtausend ihrer Geschichte erlebt und eine Reihe von Entwicklungsstadien durchschritten, deren schließliches, für die ganze Folgezeit grundlegendes Resultat in der Ausbildung der zwei Ausprägungen des Christentums bestand, die in der Mitte des 6. Jahrhunderts, im Justinianischen Zeitalter, als fertige Größen nebeneinander standen: die byzantinisch-griechische und die römisch-lateinische. Die Faktoren, die zu dieser doppelten Gestalt geführt hatten, stammten nicht aus dem Innern der christlichen Religion; sie traten vielmehr zu den Grundgedanken und Grundzielen

Digitized by Google

derselben von außen her hinzu als Folgen des doppelten Schauplatzes ihrer ersten Verbreitung und Wirksamkeit: Orient und Okzident, der Verschiedenheit der zwei Hauptnationen, die zuerst von dem Christentum ergriffen wurden: Griechen und Römer, endlich der Eigenart der zwei Hauptkulturkreise, die ihre Rückwirkung auf das Christentum ausübten: des hellenistischen und des lateinischen.

Diese doppelte Reihe von Entwicklungsfaktoren hatte allerdings nicht die Kraft, das Christentum selbst in zwei ganz disparate religiös-kirchliche Bildungen auseinanderzureißen; die innere Geschlossenheit und die mächtige Eigenart der Christuspredigt auf der einen Seite, auf der andern der einheitliche Rahmen, der sie in der Gestalt des Orient und Okzident beherrschenden römischen Reiches umschloß, bildete einen unüberwindlichen Damm gegen diese Zersplitterung. Wohl aber waren sie stark genug, um dem einen Christentum eine doppelte Wirklichkeitslage zu verleihen, die sich in den zwei altchristlichen Kirchenkomplexen, dem griechischen und dem lateinischen, verkörperte. Ja noch mehr! diese doppelte Ausprägung des Christentums konnte gar nicht ausbleiben; denn die zwei Reihen von je drei Entwicklungsfaktoren, dem politischen, dem nationalen und dem kulturellen, stellten sich mit Notwendigkeit ein als die unmittelbaren Folgen der Verbreitung des Christentums innerhalb der zwei Nationen, die das römische Reich beherrschten, der griechischen und der lateinischen. Der Tatbestand kann daher in einer noch einfacheren Formel ausgedrückt werden: da das Christentum vom ersten Augenblick seines Hinaustretens aus Judäa in die große Welt sowohl im Oriente als im Okzidente gepredigt wurde und in beiden großen Reichshälften, der griechischen und der lateinischen, Boden faßte, so war seine Verbindung mit zwei verschiedenen Kulturfaktoren, dem griechischen im Orient und dem lateinischen im Abendlande, damit von selbst gegeben. Nun entsprach es der Vorherrschaft, die der griechische Kulturfaktor in seiner damaligen hellenistischen Ausprägung innerhalb des ganzen römischen Reiches besaß, wenn nicht nur die Verbindung des Evangeliums von Christus als dem Sohne Gottes und dem Erlöser der Welt mit dem Hellenismus am frühesten eintrat, sondern auch der Hellenismus selbst eine wesentlich größere Bedeutung bekam als der lateinische Faktor. Während des ganzen zweiten Jahrhunderts konnte es fraglich erscheinen, ob er nicht sogar über das Evangelium selbst die Oberherrschaft gewinnen und damit das Christentum in den religiösen Synkretismus des römischen Reiches hineinziehen würde. Diese Gefahr wurde akut, als die gnostischen Schulen und Konventikel den Anspruch erhoben, ein höheres Christentum zu besitzen als die bescheidenen Christengemeinden, die sich an die einfache kirchliche Predigt des Evangeliums hielten. Der

Digitized by Google

Glaube erwies sich aber stärker als das Wissen. Der Gnostizismus wurde aus den christlichen Gemeinden ausgeschieden und mit ihm jene griechische Ausprägung des Christentums, in welcher der Hellenismus der ausschlaggebende Faktor geworden war. Vom Ende des 2. Jahrhunderts kann von einer Hellenisierung des Christentums keine Rede mehr sein; der tatsächliche Prozeß, der sich vom Johannesevangelium an vollzogen hatte und der im 3. Jahrhundert zum wesentlichen Abschluß kam, muß vielmehr als die Verchristlichung des Hellenismus gewürdigt und eingeschätzt werden. Die Hauptträger dieses Prozesses waren die großen alexandrinischen Theologen Klemens und Origenes.

Die aus der Verbindung zwischen dem Evangelium mit Einschluß des Alten Testamentes als dem Haupt- und dem Hellenismus als dem Nebenfaktor hervorgegangene Ausprägung der Grundgedanken sowie die Ausbildung der praktisch-religiösen Institutionen des Christentums waren noch in vollem Gange, als der lateinische Kulturfaktor anfing, seine Eigenart geltend zu machen. Das geschah nicht zuerst in Rom, sondern in dem römischen Afrika und die ersten Vertreter der abendländischen Eigenart wurden nicht Theologen Roms, sondern die großen Gestalten der Kirche von Karthago im dritten Jahrhundert, Tertullian und Cyprian. Der Vergleich zwischen den zwei ersten großen Theologenpaaren der griechischen und lateinischen Kirche, Klemens und Origenes auf der einen, Tertullian und Cyprian auf der anderen Seite, läßt bereits ersehen, in welcher Richtung die beiden Kirchen auseinandergehen würden. Bei aller Übereinstimmung in den wesentlichen Momenten treten zwei charakteristische Unterscheidungsmerkmale zwischen ihnen hervor: 1. Bei den Alexandrinern steht das Dogma im Vordergrund als Inbegriff einer christlichen Weltanschauung, welche die griechische Philosophie weit überrage; bei den Afrikanern liegt das Schwergewicht in der christlichen Lebensführung, die das heidnische Lasterleben in tiefe Schatten stelle. 2. Die Alexandriner urgieren die objektive Erlösung durch Christus, die mit der Menschwerdung des Logos vollzogen sei und die den einzelnen Christen durch die Teilnahme an den Mysterien der Kirche mitgeteilt werde; die Afrikaner betonen das subjektive Erlösungswerk, das dem einzelnen Christen als Aufgabe gestellt sei und den aktiven Kampf gegen die Sünde sowie die Übung der christlichen Tugenden fordere. Tertullian ging in seiner montanistischen Zeit sogar so weit, daß er die Kirche als Heilsanstalt leugnete und damit zum Sektenführer wurde, während Cyprian sich von diesem Extrem fernhielt.

Zu diesen zwei Unterscheidungsmerkmalen, die bis in die innerste Sphäre des Christentums als Religion hineinreichen, gesellte sich ein drittes auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung. Auf diesem stellten sich im dritten

Digitized by Google

Jahrhundert zwei Grundrichtungen heraus und zwar die kollegiale mit einem ariſtokratiſchen Einſchlag (Metropoliten über den Biſchöfen) in der griechiſchen, die monarchiſch-zentraliſtiſche in der lateiniſchen Kirche; die Träger der letzteren waren die Biſchöfe von Rom (Cyprian huldigte hier der griechiſchen Richtung) und ſie führten dieſelbe zum Siege, aber im weſentlichen nur innerhalb der lateiniſchen Kirche. Dieſem Gegenſatze liegt aber noch ein tieferer zugrunde: die verſchiedene Ausprägung des Kirchenbegriffes ſelbſt ſeitens der beiden Kirchen. Er trat indes erſt ſpäter in die Erſcheinung.

Der Differenzierungsprozeß zwiſchen der griechiſchen und der lateiniſchen Kirche wurde beſchleunigt, als mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts die große Wendung in der Geſchichte des Chriſtentums eintrat. Mit dem Toleranzedikt Konſtantins fielen die äußeren Schranken, welche die Chriſtenheit von der Umgebungswelt getrennt und ſich als ein treffliches Abwehrmittel gegen das vorzeitige Eindringen von ſchädlichen griechiſch-römiſchen Kultureinflüſſen bewährt hatten. Jetzt kam die Zeit der Maſſenbekehrungen und mit dieſen die unmittelbare Gefahr der Verweltlichung im religiöſen wie im ethiſchen Sinne des Wortes. Nun zeigte ſich bald, daß die griechiſche Kirche von der neuen, durch Konſtantins Religionspolitik geſchaffenen Lage in einem viel höherem Maße ergriffen wurde als die lateiniſche. Schon am Ende des 4. Jahrhunderts war der ganze griechiſche Orient chriſtlich, am Ende desſelben Jahrhunderts, deſſen Anfang die grauſamſte Chriſtenverfolgung geſehen hatte. Ebenſo raſch vollzog ſich die Erhebung des Chriſtentums zur Reichsreligion, die Ausſtattung der Kirche mit öffentlichen Machtmitteln ſowohl materieller als rechtlicher Natur und die damit Hand in Hand gehende Entrechtung des Heidentums. Das wichtigſte Moment der neuen Lage der griechiſchen Kirche beſtand aber darin, daß nunmehr ſämtliche Kulturkräfte des helleniſtiſchen Griechentums ungehindert in ſie eindringen konnten; denn dieſes Eindringen zog eine doppelte Folge nach ſich: es bedeutete zunächſt eine weſentliche Stärkung jenes Einfluſſes, den der Hellenismus von Anfang an auf die innerkirchlichen Verhältniſſe ausgeübt und der die ſpezifiſche Eigenart der griechiſchen Kirche begründet hatte; dieſe Stärkung mußte aber zu einer wachſenden Entfremdung der griechiſchen Kirche von der lateiniſchen von innen heraus führen. Noch verhängnisvoller war die zweite Folge: von jetzt an machten ſich auch jene Einflüſſe der helleniſtiſchen Kultur geltend, die im Unterſchiede von den früheren in einem poſitiven Gegenſatz zu dem Chriſtentum als ſolchem ſtanden und daher den chriſtlichen Charakter der griechiſchen Kirche ſelbſt empfindlich ſchädigen mußten. Dieſe zweite Folge ſtellte ſich in ihrer verhängnisvollen Wirkung um ſo kräftiger heraus, je

Digitized by Google

weiter die Kirche sich von der Verfolgungszeit entfernte und die Generationen von Christen sich mehrten, die nicht durch die Leidensschule derselben hindurchgegangen waren.

Sie gewann daher auch von der konstantinischen Zeit an eine ganz neue Gesamtphysiognomie, deren wesentliche Züge sich immer bestimmter herausstellten. In dieser neuen Ausprägung wird sie mit Recht als die „byzantinische" bezeichnet; denn die Erhebung des alten Byzanz zur östlichen Reichshauptstadt durch Konstantin erwies sich schon früh wie in politischer, so auch in kirchlicher Beziehung als eine Tat, deren weltgeschichtliche Bedeutung nur hinter derjenigen der Befreiung des Christentums selbst durch denselben Kaiser zurücksteht. Ihre erste kirchliche Folge war die Aufrichtung eines neuen Patriarchates in Konstantinopel, dem gleich der Vorrang vor den alten Patriarchaten von Antiochien und Alexandrien mit dem ausdrücklichen Hinweis auf die Eigenschaft seines Sitzes als Reichshauptstadt zuerkannt und das bald darauf dem Patriarchate von Alt-Rom gleichgestellt wurde. Das dritte Stadium, das noch möglich war, die Erhebung des Bischofs von Konstantinopel zum griechischen Oberpatriarchen, zum byzantinischen Papste, erfolgte indes nicht. Dem stand nicht bloß die oben erwähnte Grundlinie der griechischen Kirchenverfassung entgegen; das verhinderte vor allem die Tatsache, daß schon ein anderer diese Funktion versah, der römische Kaiser selbst. Mit dem christlichen Kaisertum kam ein neuer kirchenpolitischer Faktor auf, der bald alle übrigen kirchlichen Instanzen beherrschte und unter Justinian zum vollen Caesaropapismus führte. Diese Kirchenhoheit des byzantinischen Kaisers, die sich nach und nach auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens betätigte, war ein unmittelbarer Ausfluß aus der altrömischen Kaiseridee: die römischen Kaiser waren wohl christlich geworden, die römische Kaiseridee aber heidnisch geblieben. Der Cäsaropapismus wurde nach außen der hervorstechendste Zug in der Physiognomie der byzantinischen Kirche.

Nach innen stellten sich eine Reihe von anderen ein, als die Folge der Auswirkung der hellenistischen Kultureinflüsse, die vorhin erwähnt wurden, und als Rückwirkungen der politischen Verhältnisse des oströmischen Reiches auf das kirchliche Leben. Ich kann hier nur die wichtigsten derselben so kurz als möglich charakterisieren. Es sind folgende:

1. Die Einschränkung des kirchlichen Dogmas auf die Lehre von Gott und dem Gottmenschen in den zwei Dogmenzyklen, dem trinitarischen, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts zum Abschluß kam, und dem christologischen, dessen Fassung durch die Synode von Chalcedon durch Justinian zum Siege geführt wurde. Und als Folge dieses Abschlusses die byzantinische Orthodoxie in der Gestalt eines extremen Traditionalismus, der

Digitized by Google

nicht bloß jede Weiterentwicklung des kirchlichen Dogmas ablehnte, sondern sein Ideal darin erblickte, auf jedes selbständige Denken in religiösen Dingen zu verzichten.

2. Die Verlegung des Zentrums des religiös-kirchlichen Lebens in den Kultus, dessen dramatische Gestaltung in der griechischen Liturgie und Ausschmückung mit prunkvollen und tiefsinnigen Zeremonien den Einfluß des hellenistischen Kulturfaktors mit Händen greifen lassen. Und im Zusammenhange damit das starke Zurücktreten der Aufgabe der Kirche als Seelenleiterin und Seelenläuterin hinter ihrer liturgischen Funktion.

3. Die pessimistische Stellung zur Welt und ihre Folgen: einerseits der Verzicht darauf, das öffentliche Leben im Sinne der sittlichen Forderungen des Christentums aktiv zu beeinflussen; anderseits die Einschätzung des weltflüchtigen Mönchstums als Ideal des christlichen Lebens, wodurch die intensiv religiösen Seelen in immer zahlreicheren Scharen dem Staat und der Gesellschaft entzogen wurden.

4. Das stetige Herabsinken des gesamten religiösen und kirchlichen Lebens auf ein tieferes Niveau, verursacht sowohl durch die soeben aufgezeichneten Momente als durch die politische Lage des byzantinischen Reiches.

5. Endlich die fortschreitende Nationalisierung der Kirche einerseits durch den steigenden Einfluß, den das aktive nationale Volkstum auf die passive Kirche gewann, anderseits durch die kirchliche Absonderung der orientalischen Nationen sowie durch die wachsende Entfremdung zwischen Alt-Rom und Neu-Rom.

Die Entfremdung, die sich als die Frucht der skizzierten Sonderentwicklung der byzantinischen Kirche notwendig einstellen mußte, bekam zu gleicher Zeit eine kräftige Förderung durch die großen politischen Umwälzungen, die sich im Abendlande vollzogen: die germanische Völkerwanderung und ihre Folgeerscheinungen, die Zertrümmerung des weströmischen Reiches und die Gründung der ersten germanischen Staaten in seinem früheren Länderbereiche. In dieser schweren Zeit, von der Mitte des 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts, erwies sich die römisch-lateinische Kirche als eine soziale Kraft ersten Ranges; der Untergang des weströmischen Reiches, statt sie zu schwächen, stärkte sie dank ihrer einheitlichen Organisation. Sie konnte daher dem Abendlande den größten Dienst leisten, den je eine Kirche der Weltgeschichte geleistet hat, indem sie den neuen germanischen Völkern nicht nur das Christentum brachte, sondern auch das Erbe der römischen Kultur vermittelte und damit die Grundlagen schuf, auf denen die Kulturgemeinschaft der mittel- und westeuropäischen Völker bis zur Stunde beruht.

Ein Jahrhundert lang schien es allerdings, als sollte nun auch das

Digitized by Google

Abendland in religiös-kirchlicher und als Folge davon in staatlicher und kultureller Beziehung auseinanderfallen: Die Westgoten erhielten das Christentum von Konstantinopel in arianischer Gestalt, während die Franken in die römisch-lateinische Kirche eintraten. Der Arianismus, dem sich die übrigen ostgermanischen Stämme zuwandten, war aber religiös, kirchlich und kulturell zu schwach, um sie dauernd an sich fesseln zu können. Am Ende des 6. Jahrhunderts waren die christlichen Germanen katholisch, bis auf die Langobarden, die ihren älteren Bruderstämmen im Verlaufe des 7. Jahrhunderts in die römisch-lateinische nachfolgten. Die Einheit des Abendlandes war gerettet. Das Mittelalter — dieses Wort hat nur für das Abendland einen Sinn — war grundgelegt und konnte seinen vielhundertjährigen Lebensgang antreten. Damit war aber die politische Trennung zwischen Orient und Okzident definitiv vollzogen. Der definitive Vollzug der kirchlichen Trennung der abendländisch-germanischen Kirche von der byzantinischen sollte erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts erfolgen; innerlich waren sie aber schon damals voneinander getrennt.

2. Das altrussische Christentum.

Die Geschichte des christlich-germanischen Mittelalters war in vollem Gange, als die Christianisierung der slawischen Völkerfamilie einsetzte. Ein Teil der Slawen hatte sich bekanntlich im 6. und 7. Jahrhundert von Nordosten nach Südwesten in den römischen Donau- und Balkanprovinzen als heidnische Massen zwischen das oströmische Reich und die germanischen Staaten eingeschoben. Dieser Umstand wurde sowohl für ihre religiös-kirchliche, als ihre politisch-kulturelle Zukunft entscheidend; denn er führte die Auseinanderreißung dieser Slawenstämme in zwei Gruppen herbei, je nachdem sie in die germanische, näherhin fränkische oder die byzantinische Einflußsphäre gerieten. Die wechselvolle Missionsarbeit, die von beiden Seiten in Angriff genommen wurde und die nicht bloß die Bekehrung dieser Stämme zum Christentum, sondern auch ihre politische Einverleibung in das betreffende Staatswesen bezweckte, zeitigte das bekannte Resultat, daß die Kroaten, Karantaner, Mähren, Böhmen und Polen für die lateinische Kirche, die Serben hingegen und die slawisierten Bulgaren für die griechische Kirche dauernd gewonnen wurden.

Nun hauste aber der größte Teil der slawischen Stämme — wir bezeichnen sie mit dem Sammelnamen Russen — im Nordosten des byzantinischen Reiches, in Gegenden, die auch in den Zeiten der größten Ausdehnung des römischen Reiches außerhalb seiner Grenzen geblieben waren. Ihre erste Berührung mit dem Christentum erfolgte wohl erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts; sie steht aber im Zwielicht der Legende und entzieht sich daher

Digitized by Google

einer genauen geschichtlichen Feststellung. Die älteste, historisch gesicherte Nachricht stammt aus der Mitte des 10. Jahrhunderts; sie besitzt den Vorzug einer urkundlichen Bezeugung durch den Friedensvertrag im Jahre 945 zwischen den Byzantinern und den Warägern, die damals Süd- oder Kleinrußland beherrschten, und ergibt sich aus der Bestimmung, daß dieser Vertrag von den Christen unter den Warägern in der Kirche des hl. Elias in Kiew beschworen werden sollte: ein Teil des Adels der Waräger war somit damals schon christlich. Bald darauf erscheint die Großfürstin Olga, die Witwe Igors, als Christin (955) unter dem Namen der ersten christlichen Kaiserin Helena. Einen Augenblick schien es, als ob dieselbe Konkurrenz zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche auch hier sich geltend machen würde. Die Großfürstin Olga setzte sich in Verbindung mit Otto I., der ihr den nachmaligen Erzbischof Adalbert von Magdeburg als Missionar schickte. Adalbert hatte aber keinen Erfolg und kehrte bald nach Deutschland zurück (962). Olgas Bekehrungswerk stockte unter ihrem Sohn Swjatoslaw, der Heide blieb; es wurde aber fortgesetzt durch ihren Enkel Wladimir, dessen Übertritt zum Christentum im Jahre 987 den Beginn der russischen Kirchengeschichte bezeichnet.

Im fernen Osten wiederholte sich der Vorgang, der die Massenbekehrungen der Germanen charakterisiert hatte: Treue und Gehorsam gegen ihren Fürsten war das Motiv, das seine Untertanen zur Annahme der Taufe bewog, nicht die persönliche Einsicht in die Überlegenheit der neuen Religion über die nationale, die sich auch nach ihrer offiziellen Verleugnung noch lange Zeit im Alltagsleben des Einzelnen zäh behauptete. Die Parallele zu abendländischen Vorgängen tritt auch darin zutage, daß Wladimirs Motive sowohl politischer als religiöser Natur waren. Die christliche Taufe empfing er erst nach der Eroberung von Cherson in der Panagiakirche dieser uralten griechischen Stadt, und bald darauf nahm er die Schwester des byzantinischen Kaisers Basilios des Bulgarentöters, die Prinzessin Anna, zur Gemahlin und schloß ein Bündnis mit Basilios und seinem Bruder Konstantinos, die er mit seinen Hilfstruppen im Kampfe gegen den Gegenkaiser Bardas Phokas unterstützte. Byzantinische Priester und Mönche tauften sein Volk in den Fluten des Dniepr und im Jahre 991 erfolgte die Konstituierung der russischen Kirche als eines Teiles der byzantinischen. Ihr erster Metropolit Michael wurde von dem Patriarchen von Konstantinopel, Nikolaus II. Chrysoberges, eingesetzt; wie der Metropolit waren die ersten Bischöfe Griechen. Das Christentum, das in Rußland einzog, war somit das byzantinische.

Zu den charakteristischen Merkmalen dieses Christentums, wie es in der Mitte des 6. Jahrhunderts bestand, waren inzwischen noch zwei hinzu-

Digitized by Google

getreten, die es nach Rußland mitbrachte: der Bilderkult und die ausgesprochen feindselige Stimmung gegen das Lateinertum. Beide wurden von der größten Wichtigkeit für die russische Kirche, das erste noch mehr als das zweite; denn während dieses nur ihr äußeres Verhältnis zur lateinischen Kirche in der Richtung auf das förmliche kirchliche Schisma festlegte, wurde jenes zusammen mit dem Fasten- und Wallfahrtswesen bestimmend für ihre innere Frömmigkeit. Nun hatte aber der Bilderkult, der im Verlaufe des 8. und 9. Jahrhunderts unter erbitterten Kämpfen zur Herrschaft gelangt war, in dem Evangelium nicht den geringsten Anhalt; er stellt vielmehr die letzte große Einwirkung der hellenistischen Kultur auf die griechische Kirche dar, die damals eine Bildertheologie schuf, durch die der Charakter der christlichen Religion als geistige Gottesverehrung empfindlich beeinträchtigt wurde.

Wladimir († 1015), der später einen der Ehrennamen Konstantins des Großen „der Apostelähnliche" bekam und an die Spitze der russischen Heiligen gestellt wurde, erlebte nur die ersten Anfänge der neuen Entwicklung. Das Christentum verbreitete sich sehr langsam in den russischen Landen, der großen Wasserstraße entlang, von Kiew bis Nowgorod; erst um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert war die Christianisierung der russischen Teilfürstentümer, die dem Großfürsten von Kiew unterstanden, äußerlich vollzogen. Die Signatur dieser ersten altrussischen oder Kiewer Periode der russischen Kirche liegt zunächst in ihrer vollen Abhängigkeit von Byzanz. An ihrer Spitze stand der Patriarch von Konstantinopel, dem außer der Ernennung des Metropoliten noch das Recht zustand, ihn im Falle ungesetzlichen Handelns vor sein Gericht zu ziehen, die Metropolitansynode zu berufen, Appellationen vom Urteilspruch des Metropoliten anzunehmen, endlich Kirchen und Klöster von der regelmäßigen Diözesangewalt zu eximieren und unter seinen direkten Schutz zu stellen (das sogenannte Recht des Stavropigions). Die altrussischen Metropoliten, als deren Sitz von 1040 an Kiew bezeugt ist, kamen alle aus Konstantinopel, mit Ausnahme von zweien russischer Nationalität, Hilarion, der 1051 von dem Großfürsten Jaroslaw eingesetzt wurde, von dem das älteste russische Literaturwerk, die Rede „von der Gnade und dem Gesetze" stammt, und Kliment (1147), dessen Einsetzung durch den Großfürsten Issaslaw Mstislawowitsch heftige Kämpfe in der Kirche hervorrief, infolge derer er 1159 dem Griechen Konstantin weichen mußte. Auch die Bischöfe, die während dieser Periode in den 16 Bistümern Altrußlands aufeinanderfolgten und deren Einsetzung durch die Teilfürsten erfolgte, waren zum allergrößten Teil Griechen. Die niedere Geistlichkeit hingegen rekrutierte sich von Anfang an aus dem russischen Volke und zwar aus den niedersten Schichten des-

Digitized by Google

selben, und bildete von Anfang an nicht bloß einen Stand, sondern eine förmliche Kaste, infolge der von Byzanz übernommenen Priesterehe in Verbindung mit der russischen Rechtsbestimmung, nach welcher das geistliche Amt von Vater auf Sohn überging. Der weite Abstand zwischen der höheren und der niederen „weißen" Geistlichkeit Rußlands war damit für alle Zukunft festgelegt. Die kirchenrechtlichen Verhältnisse wurden zunächst nach dem Vorbild des byzantinischen Nomokanons geregelt. Bald führten aber die besonderen Bedürfnisse des russischen Volkstums zu Umgestaltungen desselben, die schon in den zwei kirchlichen Statuten, die Wladimir und seinem Sohne Jaroslaw († 1054) zugeschrieben werden, aber wohl jüngeren Ursprungs sind, zum Vorschein kommen. Diese Statuten bezeugen die Existenz des kirchlichen Zehntrechtes; sie gewährten den Metropoliten und Bischöfen nicht bloß das Gericht über den Klerus, sondern unterstellten auch die Laien in bestimmten Zivil- und Kriminalsachen (Aussteuer, Vermögensstreitigkeiten zwischen Mann und Frau, Ehescheidung, Zauberei, Vergiftung, Giftmischerei, Kirchendiebstahl u. dergl.) unter das kirchliche Gericht. Die Bischöfe erhielten auch die Aufsicht über Maß und Gewicht. Zu den Kirchenleuten wurden außer dem Klerus auch die Ärzte, die Pilger, Arme und Kranke aller Art gerechnet. Für die Gestaltung des religiös-kirchlichen Lebens wurde im Gegensatze zu den ältesten Germanenreichen, deren Bevölkerung überwiegend aus Romanen bestand, die innere Geschlossenheit der ausschließlich slawischen Bevölkerung Rußlands maßgebend. Die griechische Begleitschaft des ersten Metropoliten war nicht zahlreich genug, um mit dem byzantinischen Christentum auch die griechische Sprache und die byzantinische Kultur in das russische Land hineinzutragen. Das Griechische konnte daher auch nicht die Kirchensprache werden, wie das Latein im germanischen Abendland es geworden war; die Russen erhielten wohl die griechische Liturgie, aber in dem slawischen Gewande, das der Slawenapostel Cyrill ihr im 9. Jahrhundert gegeben hatte. Der Gegensatz zwischen den griechischen Führern und ihrer slawischen Gefolgschaft zog aber eine weitere Folge nach sich. Das byzantinische Christentum konnte sich nicht auf der Höhe halten, auf der es bei seinem Einzug in Rußland stand; es mußte durch die russische Nationalität, die sich nur langsam aus den Tiefen ihres nationalen Heidentums emporarbeiten konnte, auf ein tieferes Niveau heruntergezogen werden. Wenn man nun bedenkt, wie weit das byzantinische Christentum selbst hinter dem Ideal der christlichen Religion zurückstand, so kann es nicht wundernehmen, daß der Gang des russischen Volkes nach den Höhen christlicher Gesittung und christlichen Geisteslebens sich sehr schwierig gestaltete. In diese Schwierigkeiten gewähren die vorhin erwähnten kirchlichen Statuten von Wladimir und

Digitized by Google

Jaroslaw, sowie weitere kirchenrechtliche Denkmäler des 11. und 12. Jahrhunderts einen lehrreichen Einblick. Sie bezeugen die Fortdauer des heimlichen Kultes der heidnisch-slawischen Gottheiten Rod, Rozanica und Tur, sowie der Zauberopfer, die Teufeln, Sümpfen und Brunnen dargebracht wurden. Sie verbieten das Beten unter einer Korndarre, oder in einem Hain, oder am Wasser. Ihre Strafbestimmungen richten sich gegen Zauberei und Magie, gegen das Aufsuchen von Zauberern bei Krankheiten und seitens schwangerer Frauen und andere heidnische Gebräuche. Die Bekämpfung der Trunksucht, auch bei Geistlichen, unzüchtiger Gelage und schwerer sittlicher Verbrechen, des Würfelspieles usw. spielen darin eine große Rolle. In einem Falle zeigen sie auch die Umbildung heidnisch-slawischer Gebräuche in christliche. In den Fragen des Kirik an den Bischof Niphon von Nowgorod (1129—1156) wird das Mitgeben eines Bildes des hl. Michael einem Verstorbenen in das Grab gebilligt; das ist offenbar die Verchristlichung des heidnisch-slawischen Gebrauches, den Toten mit Gegenständen auszurüsten, die sein Fortleben im Jenseits benötigen konnte. Sie lassen endlich ersehen, welch großer Wert von Anfang an auf die pünktliche Einhaltung der Fastenzeiten und Befolgung liturgischer Vorschriften gelegt wurde.

Glücklicherweise schob sich zwischen die griechischen Metropoliten und Bischöfe auf der einen, und das russische Volk auf der andern Seite, über dessen Kulturstand die niedere Geistlichkeit sich kaum erhob, die „schwarze" Geistlichkeit, das byzantinische Mönchtum, ein, in dem beide Elemente, das griechische und das russische, jene Verbindung eingingen, die das russische Mönchtum bis zur Stunde charakterisiert. Dadurch wurde es der erste Kulturfaktor des Landes. Als solchen erwies sich insbesondere das sogen. Höhlenkloster von Kiew, dessen Bedeutung als Kulturzentrum des vormongolischen Rußland vor einigen Jahren durch L. K. Goetz herausgestellt wurde (1904). Seine Gründung erfolgte in der Mitte des 11. Jahrhunderts durch zwei Nationalrussen, Antonius und dessen Schüler Theodosius, von denen der eine den Athos besucht hatte und der andere die Regel des berühmten Studionklosters von Konstantinopel einführte. Seine hervorragende Stellung im Lande erhielt es namentlich durch das starke Vorherrschen der höheren und reicheren Gesellschaftsklassen unter seinen Mönchen. Das Geistesleben hatte ihm aber wenig zu verdanken. Hier gingen die Anregungen von den griechischen Metropoliten aus. Die ältesten Denkmäler der russischen Literatur sind zumeist Übersetzungen aus dem Griechischen und verfolgen der Hauptsache nach praktisch-religiöse Ziele. Die Theologie ist nur vertreten durch die Polemik gegen die Lateiner, die schon frühe einsetzte und von dem im Jahre 1054 vollzogenen endgültigen

Digitized by Google

Bruch zwischen Alt- und Neu-Rom neue Nahrung empfing. Der griechische Episkopat konnte die russische Kirche um so leichter in das Schisma hineinziehen, als eine lebendige Verbindung zwischen ihr und dem Abendlande in der kurzen Zeit ihres Bestandes gar nicht existiert hatte.

Zu den inneren Schwierigkeiten, die das Erstarken des christlichen Kulturlebens in Rußland hemmten, traten äußere, politische hinzu. Zunächst die fast ständigen Kämpfe zwischen dem Großfürsten von Kiew und den Inhabern der Teilfürstentümer, verursacht durch die eigenartige russische Erbfolgeordnung, nach welcher die Eigenschaft als Großfürst nicht von Vater auf Sohn überging, sondern jeweils dem Ältesten des Hauses Rurik zufiel. Im Verfolge dieser Kämpfe verlor Kiew seinen Vorrang als Sitz des Großfürsten im Jahre 1169 an Wladimir an der Klasma, die Hauptstadt des Susdaler Teilfürstentums. Die politische Lage erfuhr eine wesentliche Verschlimmerung durch die Einfälle der Mongolen, denen Kiew im Jahre 1240 zum Opfer fiel. Die Aufrichtung der Mongolenherrschaft vernichtete zwar die russische Kirche nicht dank der religiösen Toleranz, welche die Kirchenpolitik der großen Tschingiskhan und seiner Nachfolger an der Spitze der „Goldenen Horde" bestimmte; sie drängte aber die kirchliche Weiterentwicklung Rußlands in andere Bahnen. Ihr Schwerpunkt verschob sich vom Süden nach dem Norden durch die Verlegung des Sitzes der Metropoliten von Kiew nach Wladimir, als Kiew im Jahre 1299 einen neuen Überfall seitens der Mongolen erlitt. Bald darauf, von 1320 an, ging Kleinrußland an Litauen verloren, das 1386 mit Polen vereinigt und dadurch in die Einflußsphäre der lateinischen Kirche hineingezogen wurde. Das war ein empfindlicher Verlust für die russische Kirche; denn Kleinrußland hatte sich im 12. und 13. Jahrhundert zu einer höheren Stufe religiös-kirchlichen und kulturellen Lebens erhoben als Großrußland, das nunmehr von einer natürlichen Basis abgeschnitten wurde. Dazu trat ein weiteres politisches Moment von größter Tragweite, die Erhebung des Fürsten von Moskau Iwan I. zum Großfürsten (1328), der sich nicht scheute, sich um diesen Preis in den Dienst des Tatarenkhans Usbek zu stellen und mit dessen Hilfe den Großfürsten von Wladimir zu verdrängen.

3. Die Nationalisierung der russischen Kirche.

Als das erste kirchliche Resultat dieser politischen Wandlungen stellte sich der Nationalisierungsprozeß der russischen Kirche ein, dessen Abschluß die Errichtung des Moskauer Patriarchates am Ende des 16. Jahrhunderts bilden sollte. Die Metropoliten, die in Wladimir und von 1325 an in Moskau residierten und nunmehr den Titel Metropoliten von Kiew und ganz Rußland führten, wurden allerdings nach wie vor von dem Pa-

Digitized by Google

triarchen von Konstantinopel bestellt; die Zahl der Nationalrussen unter ihnen mehrte sich aber, und diese stellten sich in den Dienst der nationalen Befreiungsbestrebungen vom Joche der Tataren, deren Hauptträger die Großfürsten von Moskau wurden, insbesondere die Metropoliten Petrus (1308—1326) und Alexei (1354—1378), die zum Lohne dafür in den russischen Heiligenkalender aufgenommen wurden. In diesen Dienst stellte sich aber vor allem das Mönchtum, das in dem moskowitischen Rußland eine viel größere Bedeutung erhielt als im Süden. Kein christliches Land besaß so viele Klöster wie der Norden und Osten Rußlands vom 14. Jahrhundert an. In diesem Jahrhundert erfolgten nicht weniger als 80 neue Klostergründungen und in der ersten Hälfte des folgenden traten weitere 70 hinzu. Die berühmtesten Klöster von Großrußland stammen aus dieser Zeit, die Dreifaltigkeits-Laura in Moskau, das Solowezkikloster auf einer Insel im Weißen Meer, das Kloster auf dem Berge Storosha und viele andere. Die Mönche stellten damals sogar den größten Prozentsatz der Bevölkerung überhaupt dar. Sie beherrschten das Leben sowohl der niederen Volksschichten als der vornehmen Klassen, ja selbst den Hof der Großfürsten und ersten Zaren bis zu den Zeiten Peters d. Gr. Die Urbarmachung und Kolonisierung des nordischen Rußland, die Slawisierung finnischer und tatarischer Stämme ist allerdings nicht in erster Linie ihr Werk, wie man früher geglaubt hat; sie waren aber in ergiebigem Maße daran beteiligt.

Die Verschiebung des politischen und kirchlichen Mittelpunktes Rußlands nach dem Norden zog aber noch weitere Folgen nach sich, die mit dem Nationalisierungsprozeß in Wechselwirkung stehen. Zunächst die Herabstimmung des gesamten Kirchen- und Kulturlebens im Verhältnisse zu der relativen Höhe, die es in Kiew erreicht hatte. Zeuge davon ist insbesondere die erste moskowitische theologische Literatur, die nicht bloß keinen Fortschritt über diejenige des 11. und 12. Jahrhunderts aufweist, sondern noch viel ausschließlicher als diese aus Übersetzungen aus dem Griechischen besteht. Wir besitzen noch ein ausdrücklicheres Zeugnis dafür in der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Klage des Erzbischofes Gennadios von Nowgorod an den Metropoliten von Moskau: „Da bringt man mir einen Bauernkerl, dem ich die Weihe geben soll. Ich heiße ihn den Apostolos lesen; er kommt aber nicht von der Stelle. Ich gebe ihm die Psalmen; aber auch da geht es nicht. Ich will ihm wenigstens die Responsorien einprägen; er kann sie nicht einmal fassen; ich sage ihm dies, und er sagt etwas ganz anderes. Ich beginne mit dem Alphabet; er lernt etwas, will aber schon fort, will nicht lernen ... Verweigere ich aber die Weihe, so werde ich mit Klagen überschüttet." Sodann die gesteigerte Abwendung von dem lateinischen

Digitized by Google

Abendland, die sich bei Gelegenheit des letzten Unionsversuches der byzantinischen Kirche mit der lateinischen zur Abwendung der Türkengefahr in Moskau grell offenbarte. Der Metropolit Isidoros, der frühere Abt des Demetrioskloſters in Konstantinopel, adoptierte die Kirchenpolitik des byzantinischen Kaisers, reiste zu dem Unionskonzil nach Florenz und trug wesentlich dazu bei, daß die Union zustande kam (1439). Als er aber nach Moskau zurückkam und den Namen des Papstes in der Liturgie nannte, wurde er von dem Großfürsten Wassili II. kurzerhand eingekerkert. Er wußte sich dem Gefängnis zu entziehen und floh nach Rom, wo er zum Kardinal erhoben wurde. Seine Absetzung führte auch die formelle Trennung der moskowitischen Kirche von dem alten Zentrum der russischen Kirche herbei. Wassili setzte in der Person des Bischofes von Rjasan, Jonas, einen eigenen „Metropoliten von Moskau und ganz Rußland" ein (1443), ohne sich um den lateinfreundlichen Patriarchen von Konstantinopel zu kümmern, während in Kiew der unierte Archimandrit Gregor zum „Metropoliten von Kiew und ganz Rußland" von dem Papste Pius II. ernannt wurde (1458).

Der Fall von Konstantinopel bedeutete eine weitere Etappe in der Nationalisierung der russischen Kirche. Das damalige Rußland war noch viel zu schwach, um das große Ziel der Eroberung Konstantinopels, das das heutige beherrscht, ins Auge fassen zu können. Zunächst wurde die prekäre Lage des Patriarchen Gennadios von Konstantinopel von Iwan III. (1462 bis 1505) dazu benutzt, um das Recht der eigenmächtigen Wahl und Weihe des Metropoliten von Moskau von ihm zu erwirken. Als es Iwan gelang, das Joch der Mongolenherrschaft abzuschütteln (1480) und zugleich die Rivalität der Teilfürstentümer endgültig niederzuringen, da wurde der Großfürst von Moskau auch der Herr der russischen Kirche. Die Hoffnungen auf eine Union mit der lateinischen, die man in Rom an seine von dort aus veranlaßte Verheiratung mit der Prinzessin Zoë, der Tochter eines jüngeren Bruders des letzten byzantinischen Kaisers, knüpfte, gingen ebensowenig in Erfüllung als alle Versuche früherer und späterer Päpste gleicher Tendenz. Als Zoë Iwans Gemahlin geworden war, bekannte sie sich zur russischen Kirche und der Legat Antonius, der sie von Rom nach Moskau begleitet hatte, mußte unverrichteter Dinge abziehen. Iwan wurde vielmehr auf eine neue Aufgabe hingewiesen, die in einem Schreiben des Pskowschen Abtes Philotheus an ihn klar formuliert erscheint: „Die Kirche des alten Rom", so heißt es hier, „fiel durch den Unglauben der apollinaristischen Ketzerei, die des zweiten Rom haben die Söhne Hagars mit den Beilen zertrümmert. Diese nun des dritten Roms, deines mächtigen Zartums, leuchtet wie die Sonne im ganzen unterhimmlischen Reiche. Laß es deiner Macht, frommer Zar, verkünden, daß alle Reiche des orthodoxen

Digitized by Google

Glaubens in dein einziges Reich zusammenkamen: du bist der einzige Zar für alle Christen der Welt." Einstweilen war er der Herr der Christen Rußlands und Iwan IV. (1533—1584) steigerte diese Herrschaft zur rohesten Willkür. Unter der langen Regierung seines Vaters, Wassili III. (1505 bis 1533), und seiner eigenen machte die Nationalisierung der russischen Kirche mächtige Fortschritte. Die sogenannte „Judensekte", in der der erste Widerspruch gegen das von Byzanz bestimmte religiöse Leben durch die Verwerfung des Marienkultes, der Verehrung des Kreuzes und der Bilder, der Sakramente und des Fastenwesens seine Verkörperung fand, wurde allerdings ausgeschieden. Das byzantinische Christentum hatte sich so tief in der russischen Volksseele verankert, daß es untrennbar mit ihr verbunden blieb, auch als das Nationalrussische sich zur Bedeutung eines kirchlichen Hauptfaktors erhob. Die Funktion dieses Faktors bestand im wesentlichen sogar gerade darin, daß es die charakteristischen Merkmale des byzantinischen Christentums zur einseitigen Entfaltung brachte. In der „Ökonomie" des Popen Sylvester, des kirchlichen Beraters Iwans IV., des ersten „Zaren und Selbstherrschers aller Reußen", wurde der Gehorsam gegen den Zaren auf dieselbe Stufe gestellt wie der Glaube an die Trinität und die Verehrung der Heiligen, ihrer Bilder und ihrer Reliquien: das war nichts anderes als die Urgierung eines byzantinischen Momentes. Die Urgierung eines zweiten führte im Zusammenhange mit dem niederen Stand des Geisteslebens zur Auffassung, daß nicht bloß das Zentrum des religiösen Lebens in dem Kultus liege, sondern daß der Kultus ebenso unveränderlich sei wie das Dogma und seine Zeremonien auf das pünktlichste ausgeführt werden mußten, um die Erreichung ihres Zieles, der Erfüllung des passiven Zuschauers mit himmlischen Kräften, sicher zu stellen. Der byzantinische Traditionalismus, der nur den großen Kirchenvätern des 4. und 5. Jahrhunderts eine überragende Autorität zuerkannt hatte, wurde auf die gesamte altrussische Literatur ausgedehnt; ihre Denkmäler erhielten die Bezeichnung als „Heilige Schrift" ebensogut wie das Neue Testament. Dazu trat die kirchliche Sanktionierung nationaler Sitten. Die sogenannte Hundertkapitelsynode vom Jahre 1551 (der Stoglav), die bittere Klage erhob, daß noch so manche heidnische Gebräuche sich im Volk behaupteten, erklärte zugleich das Bartabschneiden für eine so große Sünde, daß alles Märtyrerblut nicht genüge, um sie zu sühnen! Diese Nationalisierung des gesamten kirchlichen Lebens war das Werk des Abtes Joseph Sanin von Wolokolamsk und der Metropoliten Daniel und Makarius, die sie im Kampfe mit ihren Gegnern Nil von Sora, Wassian und Artemis, durchsetzten. Sie erhielt ihre höchste Weihe, als zwei Synoden in der Mitte des 16. Jahrhunderts 39 russische Heilige, die bisher nur örtlich verehrt worden waren,

Digitized by Google

feierlich kanonizierten und dadurch auf dieselbe Stufe stellten wie die griechischen Heiligen, die früher den Kirchenkalender beherrscht hatten. Ihren Abschluß fand sie aber durch die Erhebung der Metropoliten von Moskau zum Patriarchen von ganz Rußland im Jahre 1589. Die Aufrichtung des russischen Patriarchates, die zugleich die volle Verselbständigung der russischen Kirche gegenüber dem gedemütigten Byzanz bedeutete, war das Werk des letzten Zaren aus dem Hause Rurik. Feodor Iwanowitsch (1584 bis 1589), der Mönch unter den russischen Zaren, trug indes Sorge dafür, daß die russische Kirche dadurch nicht isoliert wurde; er ließ dem Metropoliten von Moskau die Patriarchenwürde durch den Patriarchen Jeremias II. von Konstantinopel verleihen, der seinerseits die Zustimmung der übrigen orientalischen Patriarchen eingeholt hatte.

So kurze Zeit das russische Patriarchat bestehen sollte — von 1589 bis 1700 —, so tiefe Spuren hat es in der Geschichte der russischen Kirche zurückgelassen. Das verdankt es dem Umstand, daß der Patriarchalstuhl im Jahre 1652 mit einem Mann besetzt wurde, in dem der Wille zur Macht sich in einem höheren Maße offenbarte als in irgend einem anderen geistlichen Würdenträger Rußlands vor und nach ihm, mit dem Metropoliten Nikon von Nowgorod. Dieser Bauernsohn hatte sogar die Kühnheit, dem Gedanken der Erhabenheit der geistlichen Gewalt über die weltliche Ausdruck zu verleihen, und zwar in einer Sprache, die ganz westlich klingt: „Gott schuf zwei Leuchten", so lautet seine Theorie, „die Sonne und den Mond; damit veranschaulichte er die geistliche und die weltliche Macht. Die geistliche Macht leuchtet am Tage; sie hat die Gewalt über die Seelen. Die Macht des Zaren beherrscht die Dinge der sichtbaren Welt". Der Patriarch sei der Stellvertreter Christi; dieser, nicht der Zar, das Haupt der Kirche. Diese Theorie veranschaulichte er selbst durch Vergleiche: so hoch der Himmel die Erde überrage, so hoch stehe die Kirche über dem Staat; dieser verhalte sich zu jener wie der Regentropfen zur Wolke u. dergl. Diese unerhörten Ansprüche mußte er allerdings schon nach einigen Jahren (1658) mit dem Verzicht auf seine eigene geistliche Macht büßen. Die kurze Zeit seiner Regierung war aber dennoch der russischen Kirche zum Verhängnis geworden. Schon als Archimandrit eines Moskauer Klosters hatte er zu dem Kreis gehört, den der zweite Zar aus dem Hause Romanow, Alexei Michailowitsch (1645—1676), um sich sammelte, um die Reform der Kirche — das Wort tritt hier zum ersten und zum letzten Male in der russischen Kirchengeschichte auf — zu betreiben. Dieser Kreis setzte zunächst die Einführung der Predigt durch, die aus dem Gottesdienst ganz verschwunden war. Ermutigt durch diesen Erfolg schritt er zur Förderung weiterer Reformen, deren Anlaß die Herabstimmung des byzantinischen Christentums,

Digitized by Google

von der vorhin die Rede war, grell beleuchtet. Um nämlich bei der Länge der byzantinischen Liturgie Zeit sparen zu können, hatte sich die Übung eingebürgert, daß die liturgischen Gebete von mehreren Stimmen zu gleicher Zeit gesprochen oder gesungen wurden! An Stelle dieses Durcheinander, dessen Wirkung man sich bei dem polyphonen Gesang der russischen Kirche lebhaft vorstellen kann, forderten die „Reformer" ein selbstverständliches Nacheinander, das allein nicht bloß der Würde, sondern überhaupt dem Sinne des Gottesdienstes entsprach. Sie stießen auf den Widerspruch des Patriarchen Josef, der sich mit einer Synode im Jahre 1649 für die althergebrachte Übung aussprach. Der Zar sprang aber den Reformfreunden bei, inhibierte den Beschluß der Synode und rief die Entscheidung des Patriarchen von Konstantinopel an, die, wie nicht anders zu erwarten war, zugunsten der Reformer ausfiel. Beim Tode des Patriarchen entschied sich der Zar für Nikon, von dessen energischer Art er die Durchführung seiner Reformpläne erwartete. Bald stellten sich aber zwischen Nikon und seinen früheren Freunden über Umfang, Mittel und Ziel der anzustrebenden Reformen so tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten heraus, daß ein gemeinsames Vorgehen unmöglich wurde. Nikon ging seine eigenen Wege und führte folgende Reformen ein: das Zeichen des Kreuzes müsse mit drei statt mit zwei Fingern gemacht werden; in der Liturgie müsse das Halleluja dreimal statt zweimal gesungen werden; der Name Christi sei Jisus nicht Issus auszusprechen. Diese Reformen sind für den Abendländer so harmlos, daß es unbegreiflich erscheint, wie sie den Raskol, das große, bis zum heutigen Tage bestehende Schisma in der russischen Kirche herbeiführen konnten! Diese Erscheinung wird aber sofort verständlich, wenn man sich die vorhin erwähnte Übertragung der Unveränderlichkeit des Dogmas auf den Kultus vergegenwärtigt, die nunmehr ihre verhängnisvolle Wirkung zeigte. Noch verständlicher ist der Widerspruch gegen die von Nikon durchgeführte Verbesserung der liturgischen Bücher, deren Ablehnung zusammen mit dem Festhalten an den Nikons Reformen entgegengesetzten Gebräuchen das Wesen des Raskol ausmacht. Die Frage der Emendation der liturgischen Bücher von den zahlreichen Übersetzungs- und Schreibfehlern, die sich in den liturgischen Handschriften um so leichter einstellten, als die Metropoliten von Moskau die Sprache der griechischen Originaltexte nicht mehr verstanden, beschäftigte die russische Kirche seit mehr als einem Jahrhundert. Als der vom Berge Athos berufene Mönch Maximos als erster nachwies, daß die slawischen Handschriften nicht bloß von Fehlern wimmelten, sondern auch Fabeln eingeschmuggelt hatten, büßte er diese Entdeckung mit einer lebenslänglichen Klosterhaft († 1556). Iwan IV. kam auf den glücklichen Gedanken, die Handschriften durch Drucke zu ersetzen

Digitized by Google

und errichtete 1553 eine Buchdruckerei in Moskau, aus welcher der „Apostolos" als erstes Druckwerk 1564 hervorging. Die Typographen wurden aber als Ketzer verschrien und die Buchdruckerei in Brand gesteckt! Auf Befehl des Zaren wurde sie wieder aufgebaut und lieferte von 1568 an eine Reihe von liturgischen Drucken auf Veranlassung der Patriarchen Hiob, Hermogen, Philaret, Joasaf und Josef, die jedoch die gewünschte Korrektheit des Textes nicht erzielten. Nikon übernahm es, dieses Ziel zu erreichen; das Unternehmen überstieg aber auch seine Kraft. Wohl leuchtete das Verständnis für die erste Forderung einer methodisch geführten Textkritik darin auf, daß er durch den Mönch Arseni Suchanow Hunderte von griechischen liturgischen Handschriften zusammenbringen ließ. Da jedoch die beiden Textkritiker sich angesichts der beträchtlichen Unterschiede zwischen den griechischen Handschriften selbst nicht zu helfen wußten, griffen sie zu den griechischen Drucken liturgischer Bücher. Diese stammten aber alle aus dem lateinischen Westen und standen im Verdacht, im Dienste der Heterodoxien der Lateiner und Lutheraner zu stehen. Nikons Gegner erhoben daher die Forderung, es müßten die griechischen Drucke nach den slawischen Handschriften korrigiert werden, nicht umgekehrt! Nikon fiel; aber dieselbe Synode, die ihn 1667 absetzte, nahm unter dem Druck des Zaren sein Reformwerk an. Mit dieser Annahme verfiel die russische Kirche in den Augen der Anhänger des heiligen russischen Altertums dem Unglauben und wurde zur Kirche des Antichrist. Der Raskol entstand als der Protest der Altgläubigen gegen den neuen Unglauben. Da der einzige Bischof, der sich ihm anschloß, Paul von Kolomna, alsobald unschädlich gemacht wurde, und die vor Nikon geweihten Geistlichen allmählich ausstarben, spaltete er sich bald in zwei Hauptrichtungen, die Priesterlichen und die Priesterlosen, von denen jede im Verlaufe des 18. und 19. Jahrhunderts in eine Reihe von Sekten zerfiel. Durch die Verfolgungen, die er zu erleiden hatte, noch mehr aber durch die schweren inneren Nöte, die seine Anhänger peinigten, ist der Raskol eine der ergreifendsten Erscheinungen der Religionsgeschichte geworden. Die Achtung vor der unbesiegbaren Überzeugungstreue seiner Anhänger kann aber nicht davon abhalten, ihn als eine der beklagenswertesten Offenbarungen blinder nationaler Liebe im Bunde mit irrationalen religiösen Instinkten einzuschätzen.

So endete der Nationalisierungsprozeß der russischen Kirche mit einem schrillen Mißton, der bis zur Stunde noch nicht verklungen ist.

4. Die Verstaatlichung der russischen Kirche.

Die Nationalisierung der russischen Kirche fand ihre volle Auswirkung in ihrer Verstaatlichung. Diese forderte aber den Bruch mit der un-

Digitized by Google

mittelbaren Vergangenheit; denn die nationale Kirche besaß eine oberste Spitze, die, wie das Auftreten Nikons gezeigt hatte, sich gegen das Zarentum richten konnte. Das russische Patriarchat hatte sich als eine Durchkreuzung des Gedankens der Unterordnung der Kirche unter den Staat erwiesen, den Rußland von Konstantinopel übernommen hatte; es mußte beseitigt werden. Diese Beseitigung erfolgte durch denselben Zaren, der Rußland zur Großmacht erhob. Peter der Große (1682—1725) setzte seinen kirchlichen Neuerungen — nicht Reformen — die Krone auf durch die Unterdrückung des Patriarchates, das er nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1700) unbesetzt ließ, und die Einrichtung des heiligsten dirigierenden Synods, die 1721 erfolgte. Man begreift es, daß ein Peter der Große nicht gewillt war, eine Institution weiter zu dulden, die zur Rivalin des Zarentums geworden war und sich, wie das kirchenpolitische Testament Joachims, des vorletzten Patriarchen († 1690), bewies, der neuen Orientierung, die er dem russischen Staats- und Kulturleben durch die Anlehnung an Westeuropa geben wollte, als schroffer Widersacher entgegenstellte. Seinem Groll gegen sie verlieh er bei der Einsetzung des Synods in dem „Geistlichen Reglement" offenen Ausdruck: „Ein solches Regiment (der Synod nämlich) wird viele Verwirrung und Unruhe im Vaterlande verhüten; die letzteren können leicht da eintreten, wo ein einziger Mann an der Spitze des Kirchenregiments steht. Das gemeine Volk weiß nicht, wie die geistliche Macht sich von derjenigen des Selbstherrschers unterscheidet. Durch den Glanz und die Pracht der Erscheinung des Oberhirten in Staunen gesetzt, kommt es auf den Gedanken, daß der letztere ein zweiter Herrscher sei, und zwar ein dem Selbstherrscher gleichstehender oder gar ein über dem letzteren stehender, und daß die geistliche Würde einen anderen, besseren Staat repräsentiert. Wenn dann zwischen dem Patriarchen und dem Zaren irgendeine Meinungsverschiedenheit entsteht, dann kann es leicht geschehen, daß das Volk die Partei des Patriarchen ergreift, in dem Glauben, daß dieser für Gottes Sache kämpfe und daß man ihm darin beistehen muß."

Peter konnte dabei an eine Tradition von Konstantinopel anknüpfen, an die sogenannte endemische Synode, die seit dem Ende des 4. Jahrhunderts als die Beraterin des Patriarchen funktionierte. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Institutionen liegt aber darin, daß in Konstantinopel der Patriarch, in Petersburg aber der — abwesende Zar den Vorsitz führt. Der Synod besteht aus einer Anzahl von Metropoliten, Bischöfen und höheren Geistlichen, die vom Zaren ernannt sind und von ihm jederzeit entfernt werden können. Sein Vertreter ist der Oberprokureur mit Ministerrang, der, ohne den Vorsitz zu führen — dieser fällt dem älte-

Digitized by Google

sten Metropoliten zu — tatsächlich die ausschlaggebende Rolle darin spielt. Der staatskirchliche Charakter des Synods ergibt sich übrigens mit voller Bestimmtheit aus dem Treueid, den jedes Mitglied desselben bei seiner Ernennung schwören muß, und in dem es heißt: „Ich schwöre als ein Diener und Untertan Treue und Gehorsam meinem natürlichen und wahren Herrn, dem Kaiser und Herrscher von ganz Rußland, und seinen erhabenen Nachfolgern ... Ich erkenne ihn als den höchsten Richter in dieser geistlichen Versammlung an."

Peter der Große begnügte sich indes nicht mit der Beseitigung des Patriarchats; er zerschlug auch die Metropolitanverfassung der russischen Kirche, die seit ihm nur die Episkopalverfassung besitzt. Alle russischen Bischöfe sind einander gleichgestellt; ihre Metropoliten und Erzbischöfe sind nur Ehrentitel, die der Zar nach Belieben verleiht, mit Ausnahme der Metropoliten von Kiew und Nowgorod, deren Titel mit ihren Sitzen verbunden sind. Peters Verstaatlichungswerk wurde aber zum Abschluß gebracht durch die Säkularisation der Kirchen- und Klostergüter, die von Peter III. angeordnet (1762) und von Katharina II. durchgeführt wurde (1764), mit der Bestimmung, daß nur noch der achte Teil ihrer Einkünfte für die Zwecke der Kirche verwendet werden, das übrige dem Staat anheimfallen solle. In der Geistlichkeit erhob sich ein starker Widerspruch, der jedoch bald gebrochen war. Der Wortführer der Opposition, der Erzbischof Arseni von Rostow, wurde durch den heiligsten dirigierenden Synod in Anklagezustand versetzt, verurteilt und in die Kasematten von Real relegiert († 1772). Mit dem Abschluß der Verstaatlichung mündet nun aber die Geschichte der russischen Kirche in die russische Staatsgeschichte ein. Die Kirche hörte auf ein Faktor des geschichtlichen Werdens zu sein; sie wurde dessen Gegenstand. Sie war von da an nur noch ein Teil der staatlichen Organisation und Verwaltung; nicht die kirchlichen Organe, sondern die Staatsgewalt war fortan der Faktor der Weiterbildung des kirchlichen Rechtes. Dem Zaren steht sogar die Heiligsprechung zu: an Alexander II. richtete der Synod die Bitte, seine Majestät möge geruhen, den Bischof Tichon von Woronesch († 13. August 1783) für einen Heiligen zu erklären, seine Überreste als Reliquien anzuerkennen und zu gestatten, daß sein Gedächtnis kirchlich gefeiert werde! Die selbstgefällige Äußerung, die der Metropolit Seraphim von Petersburg dem Anglikaner W. Palmer gegenüber in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte: „Unsere Kirche hat keine Entwicklung", illustriert diese Lage auf das treffendste. Wo keine Entwicklung, da gibt es auch keine Geschichte. Der heiligste dirigierende Synod erhielt seine Direktiven vom Staat und hat sich von Anfang an bis zur Stunde als ein allzeit treuer Diener des Staates und williger Ausführer seiner Befehle be-

Digitized by Google

währt. Daß keine nennenswerte sittlich-religiöse Impulse von dem russischen Staat ausgingen, ist im Grunde selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist daher auch der sittlich-religiöse Tiefstand, auf dem die Kirche eines Staates beharrte, dessen Lenker ihre Hauptaufgabe während des ganzen 19. Jahrhunderts nicht in der Förderung des geistigen, sittlichen und sozialen Wohles seiner Millionen von Untertanen erblickte, sondern in der Befriedigung seines Heißhungers nach neuem Ländererwerb und in der durch keinerlei sittliche Bedenken behinderten Verfolgung seines panslawistischen Traumes.

Hier sei nur noch auf die kirchenpolitischen Hauptfolgen der Verstaatlichung der russischen Kirche hingewiesen. Die erste derselben war die religiöse Intoleranz. Der Liberalismus Peters d. Gr., der Westeuropa auch in seiner Toleranz gegen Andersgläubige nachahmte, schien die Auswirkung dieser ersten Folge zu verhindern; bald zeigte sich aber, daß sie sich nicht ausschalten ließ. Den besten Beweis dafür erbrachte die Tatsache, daß die abendländische Dynastie, die mit Peter III. aufkam, die Trägerin der religiös-kirchlichen Intoleranz Rußlands geworden ist. Sie richtete sich vornehmlich gegen die lateinische Kirche Polens und gegen die mit Rom unierten Ruthenen. Bei letzteren konnte sie daran anknüpfen, daß die unter der Polenherrschaft aufgerichtete ruthenisch-römische Kirchenvereinigung, genannt Union von Brest (1596), ganz Kleinrußland nicht zu umfassen vermochte, nicht zuletzt durch die Schuld der polnischen Regierung selbst und die Mitschuld des katholischen polnischen Klerus. Die Rückkehr zur Orthodoxie begann daher sofort nach der Wiedereroberung von Kiew (1667) und offenbarte sich gleich als eine wesentliche Stärkung des Geisteslebens der großrussischen Kirche, dessen Hauptträger die ruthenischen Theologen wurden. Die kirchlichen Zwangsmaßregeln, an denen die Geschichte Rußlands von Katharina II. an so überaus reich ist, erzielten bei den Ruthenen einen vollen Erfolg. Die lateinische Kirche Polens erwies sich aber als unzerstörbar. Die wechselvolle Kirchenpolitik des Zaren von Paul I. bis zu Nikolaus II. Polen gegenüber hatte vielmehr zur Folge, daß hier Kirche und Nation in der Abwehr gegen die Russifizierung sich immer enger zusammenschlossen.

Als zweite Folgeerscheinung stellte sich die Reaktion der subjektiven Frömmigkeit gegen das staatliche Kirchentum ein in dem vielgestaltigen russischen Sektenwesen, das als innerer Gegner der Staatskirche seit dem 18. Jahrhundert an die Seite des Raskol trat, mit dem es aber innerlich nicht zusammenhängt. Einige dieser Sekten sind auf abendländische oder jüdische Einwirkungen zurückzuführen, wie der Stundismus und die Sekte der Sabbatisten. Wichtiger sind die in dem Schoße der Staatskirche selbst entstan-

Digitized by Google

denen Sekten: die Chlüsten (Gottesleute), die Skopsen (Selbstverstümmler), die Molokaner (Milchesser), die Duchoborzen (Geisteskämpfer), die Morelschikis (Sichaufopfernde) u. a. So verschiedenartig die religiösen Kräfte und Motive sind, die diesen zum Teil widerlichen Gebilden, deren Wesen, Wirken und Verfolgung K. K. Graß ausführlich zu schildern begonnen hat (Die russischen Sekten, 1. u. 2. Bd., Leipzig 1902, 1914), zugrundeliegen; sie gehören alle zusammen als Offenbarungen des Protestes der russischen Seele selbst gegen das offizielle Staatskirchentum und spielen im russischen Volksleben eine große Rolle. Eine der wichtigsten Beschäftigungen des heiligsten dirigierenden Synods bestand im 18. und 19. Jahrhundert in der Niederhaltung dieser Ausbrüche der russischen Frömmigkeit. Die schrecklichste Waffe gegen die Sektierer war ohne Zweifel die Einzelhaft in den Klostergefängnissen, deren Handhabung in dem Kloster Soloweski im Weißen Meer und dem Spas-Euphimiuskloster von Susdal A. S. Prugawin auf Grund archivalischen Materials gekennzeichnet hat (1905).

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gesellte sich zu dem Raskol und den Sekten ein dritter innerer Gegner in der Gestalt der inneren Abkehr von dem offiziellen Kirchenleben in den verschiedenartigsten Schattierungen von der kältesten Gleichgültigkeit bis zum glühendsten Hasse (Nihilisten). Der Hauptvertreter dieser Gegnerschaft ist weltbekannt geworden: Graf Leo Tolstoi. Jahrelang ertrug der heiligste dirigierende Synod, dessen Oberprokureur K. P. Pobedonoszew der stärkste Reaktionär Rußlands war („die Presse ist eine der lügnerischsten Institutionen unserer Zeit": so lautet einer seiner Aussprüche; „der Parlamentarismus ist der Triumph des Egoismus, sein höchster Ausdruck": so ein anderer), die Verkündigung der religiösen Botschaft Tolstois, die, gestützt auf die Bergpredigt, Staatskirche, Staat, Gesellschaft und Kultur gleichmäßig bekämpfte. Er setzte einen Akt der Selbsterhaltung, als er endlich im Jahre 1901 die Exkommunikation gegen den frommen Christen, aber um so gefährlicheren Anarchisten aussprach. In seiner Antwort auf den Bannfluch schleuderte der Geächtete dem Synod die stärkste Anklage ins Gesicht, die das russische Kirchenregiment je zu hören bekam: „Ehe ich der Kirche abschwor, ... habe ich viele Jahre darauf verwandt, theoretisch und praktisch die Lehre der Kirche zu erforschen: theoretisch, indem ich alles las über die Lehre der Kirche, was ich lesen konnte, die dogmatische Theologie studierte und kritisch prüfte; praktisch, indem ich ein Jahr und darüber alle Vorschriften der Kirche streng befolgte, alle Fasten hielt und allen Kirchenandachten beiwohnte. Und ich kam zu der Überzeugung, daß die Lehre der Kirche theoretisch eine arglistige und schändliche Lüge ist, praktisch eine Summe von gröblichstem Aberglauben

Digitized by Google

und von Zauberkünsten, die den Sinn der christlichen Lehre unkenntlich macht." — Und der heiligste Synod schwieg.

Er mußte es sogar vier Jahre später erleben, daß sein Chef, der Zar selbst, den von Tolstoi leidenschaftlich verfochtenen Grundsatz der Gewissensfreiheit im Manifest vom 17/30. Oktober 1905 proklamierte, nachdem in der „allerhöchst bestätigten Resolution" des russischen Ministerkomitees 17/30. April d. J. folgende „allgemeine Grundsätze der Glaubensduldung" formuliert worden waren:

1. Der Übertritt aus der orthodoxen Kirche in eine andere christliche Kirche oder Konfession unterliegt keiner Verfolgung und darf keine nachteiligen Folgen hinsichtlich der Person oder der bürgerlichen Rechte nach sich ziehen, wobei diejenige Person, die nach der Erreichung ihrer Mündigkeit aus der orthodoxen Kirche austritt, derjenigen Kirche oder Konfession zuzuzählen ist, die sie erwählt hat.

2. Bei dem Konfessionswechsel eines der denselben Glauben bekennenden Gatten sind die minderjährigen Kinder in dem früheren gemeinschaftlichen Glauben zu erziehen, während bei einem Konfessionswechsel beider Gatten die Kinder bis zum 14. Jahre dem Glauben der Eltern zu folgen haben und die Kinder, die das 14. Lebensjahr erreicht haben, in dem früheren Glauben verbleiben.

3. Personen, die zur orthodoxen Kirche gezählt werden, die aber in Wirklichkeit den nichtchristlichen Glauben bekennen, zu dem sie selbst bis zu ihrem Übertritt zur orthodoxen Kirche oder ihre Vorfahren gehörten, können auf ihren Wunsch aus der Zahl der Orthodoxen gestrichen werden.

4. Den Christen aller Glaubensbekenntnisse ist es gestattet, zur Erziehung angenommene Findelkinder oder Kinder unbekannter Eltern nach dem Ritus ihres Glaubens zu taufen.

Diese Grundsätze entsprachen dem von dem Ministerkomitee eingenommenen Standpunkte, daß durch diese Änderungen die Grundgesetze in keiner Weise erschüttert werden dürften, durch welche die christliche orthodoxe katholisch-orientalische Kirche als die prävalierende und herrschende anerkannt sei. Die Resolution betonte überdies, daß die Bedeutung der geschichtlichen Bande, die das Schicksal des russischen Reiches mit demjenigen der orthodoxen Kirche verknüpfen, nicht abgeschwächt werden dürfe und daher auch in Zukunft der orthodoxen Kirche die Privilegien erhalten bleiben sollten, die ihr als der herrschenden verliehen seien.

Trotz dieser Verwahrung bedeutete das Manifest, das dem Zaren durch den unglücklichen Ausgang des Russisch-Japanischen Krieges und die inneren revolutionären Unruhen abgerungen wurde, nichts Geringeres als die grundsätzliche Aufhebung der Alleinherrschaft der russischen Staats-

Digitized by Google

kirche und damit den Beginn einer neuen religiös-kirchlichen Ära in Rußland.

* *
*

Ehe das erste Jahrzehnt dieser neuen Ära verflossen war, in dessen Verlauf die russische Staatskirche trotz hemmender administrativer Maßregeln bereits mehr als 200000 Zwangsorthodoxe verlor, kam der Weltkrieg zum Ausbruch, den Rußland im Verein mit Frankreich und England seit Jahren vorbereitet hatte. Wir stehen noch mitten in demselben und harren in wachsender Ungeduld seines Endes und seiner Früchte. Wer sich zu dem optimistischen Glauben bekennt, daß die Weltgeschichte einen Sinn hat und daß dieser Sinn in der fortschreitenden Verwirklichung der Ideale besteht, die dem Leben der Menschheit von seinen untersten wirtschaftlichen und politischen Grundlagen bis zu seiner höchsten Erhebung zur Religion, Wissenschaft und Kunst voranleuchten, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß ein so gewaltiges weltgeschichtliches Ereignis, wie der gegenwärtig tobende Weltkrieg, einen Sinn haben muß. Für keines der Völker, die daran beteiligt sind, ist aber dieser Sinn bedeutungsvoller als für das russische: das fordert die niedere Kulturstufe, auf der es steht und die geringe Kulturarbeit, die es bisher geleistet hat im Vergleich zu den reichen Kulturkräften, die noch in ihm schlummern. Aus Eigenem diese Kräfte zu entbinden, dazu ist wie der russische Staat, so auch die russische Kirche in ihrer jetzigen Gestalt schlechterdings unfähig. Der sittliche Tiefstand des russischen Volkes, den jede neue Kriegswoche greller offenbart, ist Beweises genug dafür. Wie schon so oft, so steht zu hoffen, daß der alte griechische Spruch von dem πόλεμος πατὴρ πάντων sich auch an ihr verwirklichen wird. Ob diese Hoffnung nicht trügerisch ist, kann nur die Zukunft lehren. Die Forderungen aber, die diese Zukunft an sie stellt, können formuliert werden; denn sie ergeben sich aus ihrer bisherigen Geschichte und sind unabhängig von dem Zeitpunkte, in dem sie zur Verwirklichung gelangen werden.

1. Die russische Kirche wird die Erkenntnis gewinnen müssen, daß das Christentum, das sie aus Byzanz erhielt, zeit- und kulturgeschichtlich bedingt war und daher die adäquate Verwirklichung der christlich-religiösen Lebensideale weder darstellte, noch darstellen konnte.

2. Die russische Kirche wird sich darauf besinnen müssen, daß die christliche Kirche nicht bloß Kultusorgan und Vermittlerin der göttlichen Mysterien sein soll, sondern durch ihren Stifter die Aufgabe zugewiesen erhielt, das christliche Volk zu den Höhen des sittlich-religiösen Lebens zu führen, die nicht durch die bloße passive Teilnahme an den Kultzeremonien, noch

Digitized by Google

durch Fasten, Bilderverehrung, Wallfahrten, Almosengeben, sondern in erster Linie durch den energischen Kampf gegen das Böse und den tatkräftigen Willen zur sittlichen Läuterung und Besserung erstiegen werden können. „Furcht Gottes und Menschenliebe sind die Grundlage aller Tugend" ... „Lobet den Herrn und liebet die Menschen. Weder Fasten, noch Einsamkeit, noch Mönchtum wird euch retten, sondern Wohltun": diese Ermahnungen in dem Testament eines der ältesten Großfürsten, Wladimir Monomachos († 1125), an sein Volk hat die russische Kirche allzulange selbst nicht befolgt!

3. Die russische Kirche wird sich davon überzeugen müssen, daß nicht der heiligste dirigierende Synod, noch die höhere Geistlichkeit, sondern der Seelsorgeklerus in Stadt und Land das unmittelbare Organ darstellt, durch das die Segnungen des Christentums bis in die untersten Volksschichten hineingeleitet werden; daß sie daher verpflichtet ist, dem Popentum jene soziale, geistige, ethische und kulturelle Stellung zu verschaffen, die es endlich dazu befähigen können, in Wirklichkeit das Organ der sittlich-religiösen Erziehung und Erhebung des russischen Volkes zu werden.

4. Die russische Kirche wird sich endlich dazu entschließen müssen, durch die Beseitigung überlebter kirchlicher Gebräuche und unhaltbarer kirchlicher Überlieferungen jene Hemmnisse zu entfernen, die ihren eigenen Gang nach oben erschweren und ihr immer weitere Kreise entfremden.

Bei der wesentlichen Abhängigkeit der russischen Kirche nicht bloß vom Zarismus, sondern noch viel mehr von dem Russentum und der nationalen Volkssitte selbst ist es ausgeschlossen, daß sie die Initiative zur Erfüllung dieser Forderungen ergreifen wird. Zuerst muß für das staatliche und kulturelle Leben Rußlands eine neue Zeit anbrechen, bevor die russische Kirche einer neuen Zukunft entgegengehen kann. Der Weltkrieg, in den Rußland sich gestürzt hat, scheint dazu berufen, den äußeren Anstoß zu den Fortschritten zu geben, für die es ihm an innerer Kraft fehlt. Nicht das Zarenedikt vom Jahre 1905 wird daher für den zukünftigen Historiker den Beginn einer neuen Lebensära der russischen Kirche bezeichnen, sondern der große Europäische Krieg des 20. Jahrhunderts, der das Riesenreich bis in seine tiefsten Grundlagen zu erschüttern bereits begonnen hat. Beherzigt die russische Kirche die Lehren, die ihr dieser Krieg gibt, dann, aber auch nur dann wird das zweite Jahrtausend ihrer Geschichte reichere Früchte religiösen Lebens und christlicher Gesittung hervorbringen als das erste, das in unserer großen Gegenwart unter dem Donner der Kanonen zu Grabe getragen wird.

Digitized by Google

Die Russin.

Von Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München.

Es ist immer ein mißlich Ding für einen Mann, wenn er Frauen beurteilen soll, womit nicht gesagt ist, daß Frauen die Beurteilung der Männer leichter falle und besser gelinge. Noch mißlicher wird die Aufgabe, wenn die zu schildernden einem fremden Volk angehören, besonders einem Volke, zu dessen Trachten, Fühlen und Denken den Beobachter nur eine schmale, gebrechliche Brücke führt — die Interpretation äußerer Handlungen. Wenn ich's trotzdem wage, so ist der Hauptgrund der, daß zur Vervollständigung meiner Skizze des Charakters des „Russen" eine Schilderung des weiblichen Charakters der „Russin" gehört.

Auch hier soll das Objekt ein beschränktes sein, die Großrussin. Ich darf gleich vorwegnehmen, daß das Bild, das uns der Russe geliefert hat, auch in den großen Linien zu seiner Mutter, Frau, Schwester und Tochter paßt. Wie Isothermen und Isobaren über Meere, Sümpfe, Wälder, Felder, Wiesen und Berge gehen, so gehen auch die Linien gleicher Charaktereigenschaften über Mädel und Buben, Jünglinge und Jungfrauen, Väter und Mütter. Es ist ja der gleiche Teig, aus dem sie alle geknetet, das gleiche Holz, aus dem sie alle geschnitzt sind.

Ich glaube, wir Männer kommen dem Problem der Abschätzung des Wertes eines weiblichen Wesens noch am nahesten, wenn wir uns fragen: was ist sie uns als Kind, als Frau, als Mutter? Das mag nun ein egoistischer, beschränkt männlicher Standpunkt sein, aber es ist ein Standpunkt, der uns eine gewisse Perspektive gibt. Denn das Leben der weitaus größten Anzahl von Frauen erschöpft sich in diesen drei Funktionen; jede war Kind, und selbst die, so nicht Frauen und Mütter sind, lassen aus ihrem Gebahren die mögliche Frau und mögliche Mutter wenigstens ahnen.

„Fratz" ist eines jener Wörter, die ihren bestimmten Sinn erst durch ein beigesetztes Eigenschaftswort bekommen. Der Fratz schlechthin ist ein ungezogenes oder verzogenes Kind. Wenn ich deutsche, französische oder englische Buben und Mädel beobachte, finde ich hinter allen möglichen Ungezogenheiten, an denen sie ja alle überreich sind, immer noch einen starken Einschlag von Erziehung und Disziplin, wenn diese auch nur von der Straße kämen — die Straße ist unerbittlich wie das Leben, der beste Erzieher selbst. Bei russischen Kindern muß ich lange suchen, bis ich so etwas entdecke. Die Disziplinlosigkeit ist erschreckend. Sie äußert sich im Kinderzimmer, im Verkehr mit Eltern und Bekannten genau in derselben Weise, wie in der Schule im Verkehr mit Lehrern und Kameraden. Das russische Kind nimmt sie mit auf die Universität und in die Frauenhoch-

Digitized by Google

schulkurse. Sie ist Störrigkeit, Eigenwillen, Hartnäckigkeit, Aufsässigkeit. Sie ist ein Die-eigenen-Wege-gehen, ein Sich-nicht-unterordnen-wollen um jeden Preis. Sie führt zur frühreifesten Kritik an Eltern und Lehrern, sie diktiert im Gymnasium und auf der Hochschule die Streike der Mittelschüler, der Studenten und Studentinnen. Um welche Ziele? In neunzig Fällen auf hundert um eine Lappalie. Um die Entfernung eines Lehrers, der nach einigen Wochen an einer anderen Schule wieder auftaucht, um die Wiederaufnahme eines gemaßregelten Kameraden, um eine Änderung im Lehrprogramm. Sie, diese erschreckende, ungeheuerliche Disziplinlosigkeit führte aber auch zu Sanin, zu den Liebesligen unreifer Kinder, zur Forderung der Einführung der „freien Ehe". Sie nennen diese letztere grajdanski brak, Zivilehe, bürgerliche Ehe, im Gegensatz zu der in Rußland allein gültigen kirchlichen. Sie haben irgendwo und irgendeinmal gehört, daß im Ausland die Zivilehe die legale sei und haben das verstanden und erklärt auf ihre Weise . . . auf die Weise von Menschen mit zügellosen Instinkten, von Menschen, deren Kreis von Lebensmöglichkeiten zusammengeschrumpft ist auf ein ganz kleines Segment.

Wohl nirgends auf der Welt ist die Liebe zu endlosen, uferlosen, rein negativen Diskussionen so verbreitet, wie in der russischen Jugend. Sie fangen damit auf dem Gymnasium an und fahren bei Tee und Zigarette auf der Universität weiter. Hunde, die bellen, beißen nicht, Menschen, die diskutieren, schaffen nicht. Weil's an Schaffenden, zu Schaffendem gebricht, ist das russische Leben so trostlos öde und traurig, weil das Negative, die Hyperkritik die Schaffensfreude ertötet, ist das russische Leben so steril. Man nehme einen russischen Roman zur Hand und suche die räsonierenden Typen heraus, man rechne zusammen, wieviel Seiten darin auf das ödeste Schwatzen fallen, man addiere, was sich an positiven Resultaten ergibt und man wird erstaunt und erschrocken sein über das Resultat.

Ich zähle zu der peinlichsten Zeit meines Lebens diejenigen Stunden, die ich in langjähriger pädagogischer Tätigkeit an Gymnasien, Real-, Militärschule und Frauenhochschule der russischen Jugend widmen mußte. Die schlimmsten Erfahrungen aber habe ich am letztgenannten Institut gemacht. Ich gab da Deutsch, Englisch und — oh Jammer! allgemeine Sprachwissenschaft. Neunzig Prozent der Mädchen kannten keine Sprache außer der russischen und allenfalls noch ihrer Muttersprache, Armenisch, Georgisch, Tatarisch. Keine hatte eine Ahnung von einem der klassischen Idiome. Man wird begreifen, was für Resultate ich erreichen konnte, wenn man erwägt, daß auch noch die Grundlehren der Indogermanistik einbezogen werden mußten. Ich war gezwungen, neben jedes lateinische, griechische oder indische Wort die Aussprache in russischen Buchstaben zu

Digitized by Google

ſetzen. Doch das nur nebenbei. Darüber ließ es ſich hinwegkommen, aber nicht über den Geiſt, der in der ganzen Geſellſchaft ſteckte. Es waren ein paar herzliebe, fleißige, tüchtige Mädchen dabei, die wirklich arbeiteten, für die meiſten aber war die ganze Sache nur eine neue Koketterie, eine neue Parade. Die ganze Technik des Betriebes (Platzmangel, beſchränkteſtes Lehrperſonal, Überbürdung im Programm) brachte ſchon ſchwere Übelſtände mit ſich, aber die Damen erklärten, vor 10 Uhr morgens wäre es zu früh und in den Abendſtunden zu ſpät. Man will ins Theater und ins Konzert, alſo kann man nicht nach 7 Uhr arbeiten und in der Frühe nicht vor zehn. Mein im Anfang des Schuljahres glänzendes Auditorium (100—120 Köpfe) ſank von der dritten und vierten Stunde auf ein kleines Häufchen — Ungetreuer, denn von der fünften und ſechſten an weihte ich leere Bänke in die Geheimniſſe der engliſchen Ausſprache oder der Linguiſtik ein.

Aber geſchnattert wurde feſt, an den Dozenten die unerbittlichſte Kritik geübt, an Programm und Methode gekrittelt, man verſammelte ſich zu Proteſtkundgebungen und beſuchte die Vorleſungen nicht. Kein, aber auch nicht das geringſte Verſtändnis für die Not der Stunde, die Anforderungen der gewählten Diſziplin. Sie werfen ſich zum größten Teil auf die abſtrakteſten Wiſſenſchaften; philoſophiſche, pſychologiſche und kunſtgeſchichtliche Vorleſungen werden am meiſten beſucht. Ein ganz armes Mädel aus einem ſchmierigen Gruſinerdorf wählte Philoſophie zum Hauptfach — und will dadurch im Leben weiterkommen! In Rußland! Ich mache ihr in halbſtündiger Rede begreiflich, daß es keine Philoſophie ohne Deutſch gibt, aber ſie will meine Kurſe nicht beſuchen, weil ſie nicht bis auf die Tafel ſieht und um keinen Preis ein Augenglas aufſetzen will. Dabei iſt ſie pockennarbig und — galant geſagt — nicht hübſch. Von den Studentinnen der Chemie kommt keine zu meinen deutſchen Stunden. Sie verlangen von mir einen Vortragszyklus über deutſche Literatur, aber ... Adolf Michailovitſch, bitte, ohne Texte! Ich antworte ihnen, ſie möchten den Artikel über die deutſche Literatur im Konverſationslexikon auswendig lernen. Sie fragen, ob ich die Einführung in die Indogermaniſtik nicht ohne die verflixten fremden Sprachen fertig brächte. Sie laufen in hellen Haufen einem Dozenten nach, der ſich am Schluſſe des erſten Semeſters ſchon als ein ganz gewöhnlicher Schwindler herausſtellt. Weil er eine ſogenannte „brillante“ Antrittsrede gehalten hatte. Sie boykottieren den Pſychologen, weil er davon geſprochen hatte, daß das weibliche Hirn relativ leichter ſei als das männliche.

Doch nun genug davon. Ganz Rußland hallte in den letzten Jahren wider von Klagen über die Jugend. „Unſere junge Generation taugt nichts“, ſagen die Eltern. Aber die Großeltern haben dasſelbe geſagt und damit nur

Digitized by Google

wiederholt, was die Ur- und Urgroßeltern schon sagten. Und wenn die von der jungen Generation einmal Väter und Mütter sind, werden sie dasselbe Klagelied anstimmen müssen, einfach weil aus solchen Buben und Mädeln keine ordentlichen Eltern werden können.

Wie sehr das beliebte Philosophieren und Diskutieren auch beim weiblichen Geschlecht schon überhand genommen hat, wie es auch schon auf Nichtrussen übergegriffen hat, wie sehr es den Blick für die Aufgaben des Augenblickes trübt, geht unter anderm aus folgendem selbst erlebten Fall hervor, den ich nicht erzählen würde, wenn mir nicht vielfach versichert worden wäre, daß er typisch sei. Im Jahre 1909 war ich in einem elenden Aul im tiefsten Daghestan mit sprachlichen Arbeiten beschäftigt. Bei meinem Gastfreund, einem gebildeten Tataren, waren zwei junge Mädchen auf Besuch (der Mann war unverheiratet und der Ort hat nur mohammedanische Bevölkerung, was ich zu beachten bitte!), Armenierinnen aus der Krim. Die ältere gleichgültig, ganz Gans; sie quälte mich bereits am ersten Abend mit der Frage, was ich von ihr denke. Die andere liebreizend, taufrisch, gescheit, eine „Kursistka", d. h. Schülerin einer Frauenhochschule. Ich bin ehrlich davon überzeugt, daß das Verhältnis zwischen den Mädchen und ihrem Gastfreund ein absolut reines war, von der streng islamisch gesinnten Bevölkerung wurde die Sache durch eine ganz andere Brille angeschaut. Die Kursistka war in das typisch russische Fahrwasser geraten; die Diskussionen nahmen kein Ende. Auch wußte sie so manches Hübsche von dem Verhältnis von Mensch zu Mensch zu plaudern. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." Da warfen mich schwere Malariaanfälle auf das Lager. Nun wäre es an der Zeit gewesen, Theorie in Praxis umzusetzen. Mein Chininvorrat war erschöpft, der Arzt, der einzige in einem riesigen Bezirk, anderswo beim Flecktyphus, und als er nach zehn Tagen ankam, hatte er nicht einmal ein Fieberthermometer bei sich. Es ist nun keiner der beiden G..uten auch nur im Traum eingefallen, mir auch nur die geringste Handreichung zu gewähren, nicht eine Minute der Pflege, nicht einmal eine Ahnung davon, daß sie mir durch liebe Kleinigkeiten den schweren Zustand erleichtern könnten. Im Gegenteil, man trieb die Rücksichtslosigkeit so weit, daß man in demselben Zimmer, in dem ich lag, aß, tanzte, sang, plauderte, lachte und weiter endlos diskutierte. Mir aber hämmerte jeder Laut im Gehirn und jeder Speisengeruch reizte mich zum Brechen. Ich konnte mich nicht einmal ausziehen, weil mir die Damen das sehr übel vermerkt hätten. Endlich, als ich mich einigermaßen wieder rühren konnte, setzte ich mich aufs Pferd und ritt mit 39 Grad in den Adern weg ... „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Ich weiß nicht, ob jemals ein männliches Wesen — ich nehme alle verliebten jungen Laffen aus — der russischen bàryschnia, der Jungfrau

Digitized by Google

aus den besseren Ständen etwas echt Gutes nachgesagt hat. Persönlich habe ich wenig solches gehört. Eitel, leer, naseweis, hochmütig, vorlaut ist so ein Wesen, das sich häufig mit Geschmack zu kleiden versteht, das Grazie und Schönheit, kostbare slawische Geschmeidigkeit, Natürlichkeit und Wärme und eine nicht unbedeutende Begabung zu einem der reizendsten Frauentypen machen könnten, wenn nicht das weibisch „Launenhafte, Unbeständige, Kokette, Leichtsinnige, Verlogene, Streitsüchtige, Unzuverlässige, Egoistische" — die Worte gebraucht ein Nationalrusse zur Kennzeichnung seines Volkes — das Bild fast zu einer Karikatur des Weiblichen machen würden.

Die Jungfrau wird glückliche Braut, wird Frau und Mutter. Das Bild einer russischen Ehe gleicht im allgemeinen dem einer europäischen Ehe minus der Kameradschaft und ökonomischen Leitidee der französischen, dem idealen Einschlag und der stramm geführten innern Zucht der deutschen, der Ritterlichkeit und respectability der englischen. Genußsüchtigkeit und die allgemeine Öde des Lebens im Verein mit den ein reinliches Auseinandergehen unmöglich machenden Ehescheidungsgesetzen fordern allzuhäufig eine Neuorientierung, die bei dem nationalen Nitschewoismus auch regelmäßig ziemlich schmerzlos vor sich geht. Gleich will ich aber hinzufügen, daß ich nicht wenige Fälle kenne, wo die Frau noch immer der einzige Rückhalt des Mannes ist — Ehen, in denen die Frau der gebildetere, auch im Charakter um vieles höher stehende Teil ist, gibt es sehr viele.

Charakteristisch für die Russin ist natürlich auch das, was sie von ihren deutschen Schwestern denkt. Sie wirft ihr gerade das als Fehler vor, was wir an der deutschen Frau schätzen, das Aufgehen im Wohle des Mannes, des Haushaltes, der Kinder, mit einem Worte die Treue der erwählten Aufgabe gegenüber. Das findet sie beschränkt, dienstbotenhaft, sklavisch, materiell. Ob die Abertausende von Russen, die sich deutsche Frauen geholt haben, derselben Meinung sind? Und ob die Russin selbst ehrlich ist in ihrer Meinung, sie, die die Erziehung ihrer Kinder am liebsten in die Hände einer deutschen „Freilina" legt?

Der wundeste Punkt im russischen Familienleben ist die Erziehung. Sie hat nur einen Grundsatz, der ganz der russischen Angst vor dem Effort entspringt: bis zum zehnten Jahr ist das Kind zu klein, vom zehnten Jahr ab zu groß zur Erziehung. Zucht, Strammheit, Folgsamkeit — deutsche Erfindungen, die die junge Seele nur an ihrer Entwicklung hindern. Die Phrase vom Rechte des Kindes — ein wunderbarer Grundsatz für Menschen, die es verdienen, Eltern zu sein, ein gänzlich lahmlegender für Eltern, die selbst noch nicht erzogen sind — hat schon bei uns in Deutschland viel Unheil angerichtet, was sie in Rußland verschuldet hat, spottet jeder Beschreibung. Eine verlotterte, genußsüchtige, faule, alles Wohlgeratene leug-

Digitized by Google

nende, alle Pflicht negierende, nur Rechte fordernde Generation wächst heran, die sich in verfrühtem Geschlechtsgenuß, in Zügellosigkeiten aller Art die Möglichkeit einer menschlich wertvollen Reife verscherzt hat. Zweijährige Kinder, die ihre Mutter mit den Worten: mama, ty dura (Mutter, du bist eine Närrin) ins Gesicht schlagen, Frauen, die einem Lehrer die Unmöglichkeit eingestehen, mit ihren zehn- bis zwölfjährigen Sprößlingen fertig zu werden, höhere Töchter und Gymnasiasten, die Liebesklubs gründen, Schüler, die ihren Lehrern wegen einer schlechten Note eine Kugel durch den Kopf schießen, halbwüchsige Kinder, die sich bis in die Nacht auf Theatern und Straßen herumtreiben, Erwachsene anrempeln und unflätig beleidigen, Kinder, die sich durch eine absolute Respektlosigkeit auszeichnen vor allem, was bisher als achtungswert, heilig, groß gegolten hat, kurz, ein Nachwuchs, der auf diese Weise fürs Leben sich vorbereitet, und das alles unter dem wohlwollenden Auge der Eltern, deren Feigheit, Gleichgültigkeit und Dummheit nur der Schule und dem „Leben", den Zeitströmungen die Schuld geben, das sind Bilder der grauenhaftesten Anarchie, wie sie nur dort, aber niemals auf germanischem oder romanischem Boden vorkommen kann. Keine gute Kinderstube zu haben, ist für den Russen noch viel gefährlicher als für den Westeuropäer, denn es fehlen ihm die Voraussetzungen zur Charakterbildung aus eigner Kraft. Der jetzige Krieg mag ausgehen, wie er will, Rußland wird eine zweite Jugendrevolution erleben, gegen die die erste, nach dem japanischen Krieg, das reinste Kinderspiel war. Man hat die Jungen dazu erzogen, die Zunge herauszustrecken alle dem, was den Menschen zum Menschen macht, die Folgen werden sich in den nächsten Jahrzehnten zeigen . . . Die Mütter!

Ich kann mir's nicht versagen, hier eine Episode zu erzählen, die sich in dem obenerwähnten daghestanischen Aul eines Abends zugetragen hat. Wir saßen zu viert zusammen, die beiden Mädchen, unser Gastfreund und ich. Ich muß vorausschicken, daß N. Beg, eben unser Hauswirt, ein Tatare ist, also Mohammedaner, und ein frischer, freier, fröhlicher Mensch, der mit gescheiten Augen in die Welt und in die Menschen schaut. Kam da nach vieler nutzloser Debatte die Rede aufs Heiraten. Meinte die eine, die jüngere, zu N. Beg gewandt, er werde als gebildeter Mensch, als Mohammedaner, der Schinken ißt, Wein und Wodka trinkt, nicht in die Moschee geht und im Ramadan nicht fastet, doch wohl eine „gebildete" Frau, d. h. also nach Lage der Dinge eine Russin heiraten. Fuhr unser N. Beg auf und wusch seiner Freundin den Kopf, völlig kostenlos, daß ihr die Tränen in die Augen traten und dieses Thema ein für allemal erledigt war. „Ich, eine ‚Gebildete' heiraten! Daß sie mir das Leben verbittert? Daß sie sich in meine persönlichen und dienstlichen Verhältnisse einmischt? Daß sie ihre

Digitized by Google

Nase überall da hineinsteckt, wo dieses Organ nicht hingehört? Daß ich mit meinem miserablen Gehalt schließlich in unsaubere Dinge mich einlassen muß, um ihr Luxusbedürfnis zu befriedigen? Daß sie mir meine Kinder verzieht? Daß sie mir jedes Jahr davonläuft, weil sie hier nicht leben kann? Ich übertreibe? Nein! Sehen Sie den Oberst B. an. Seit 18 Jahren ist der Mann Kreisvorstand in A. Jahrelang habe ich unter ihm gedient. Wissen Sie, wie oft und wie lange ich seine Frau gesehen habe? Jedes Jahr einen, wenn's hoch kommt, zwei Monate. In Tiflis sitzt sie, unter dem Vorwand, die Erziehung ihrer Töchter überwachen zu müssen, die in einem Institut wohl aufgehoben sind und die sie ein paarmal die Woche auf eine halbe Stunde im Sprechzimmer sehen kann. Wissen sie, wo sie die Erziehung der Töchter überwacht? Im Theater, im Konzert, bei der Gevatterin Ypsilon und der Tante Ix! Ich heirate eine Tatarin; sie braucht kein Wort Russisch zu können, sie kann meinetwegen Analphabetin sein, aber sie wird mir mein bescheidenes Hauswesen zusammenhalten, sie wird mir gesunde Kinder gebären und sie aufziehen, sie wird mir, wenn anders ich's für nötig halte, einen gesunden, hausbackenen Rat geben. Sie wird bei mir bleiben und keine Vorwände erfinden, um fünf Sechstel des Jahres außerhalb zu sein. Und das alles ohne Sophisterei, ohne Berufung auf die Probleme des Lebens, der Mutterschaft und der Erziehung, ohne Tolstoi und Ellen Key, ohne moderne Pädagogik und ohne allen den ausländischen Klimbim, der bei uns zu Lande noch weniger taugt als da, woher er kommt."

So sprach N. Beg und er hat Wort gehalten. Und im selben Jahre hatte ich zwei Wochen zuvor den Obersten B. aufgesucht, der, einsam und alleine in einem traurigen daghestanischen Aul mir seinen Kummer erzählte, von einem verlorenen Leben in trostloser Umgebung, von seiner Einsamkeit — die Frau war auch jetzt nicht da, obwohl die Töchter schon unter die Haube gekommen waren, von der Bitterkeit, die ihn erfüllte, — alles in versteckten Worten, zu denen mir N. Begs Rede den Schlüssel gab.

Die Russin hat manches vor der Westeuropäerin voraus. Sie ist und gibt sich natürlicher, weniger kulturverkünstelt, wie auch der Russe im allgemeinen, ihre Ansichten sind breiter, wohlwollender, sie ist nicht so verdammt vernünftig, absichtlich und überlegt wie z. B. die Französin, nicht so hochmütig-kalt wie die Engländerin, nicht so eng und beschränkt wie viele unserer Landsmännimnen. Sie hat viel natürlichen Verstand, sie hat Wärme und Anmut. Sie hat ein unverkennbares Streben nach Höherem, Menschlicherem als dem, was ihr in der Öde des russischen Lebens geboten ist. Sie hat das mit dem anderen Geschlecht gemeinsam. Aber sie hat auch den großen allrussischen Fehler: das Nichtdurchhalten-

Digitized by Google

können, das zu frühe Abschwenken vom Ziele, die Furcht vor der dauernden Anstrengung, das rasche Ermüden, den schnellen Ekel an allem, was sich nicht über's Knie brechen läßt und jenen furchtbaren Hang zum Räsonieren und Spintisieren, der allem frisch-fröhlichem Beginnen von Anfang an den Todeskeim einimpft.

Vorstehendes war schon geschrieben, als ich ein Buch in die Hand nahm, wie um die Probe darauf zu machen. Ein Buch, in dem so viel Wärme und Aufrichtigkeit ist, so viel ernstes Streben und Wollen und doch wieder so viel Hilflosigkeit und Schwäche steckt, daß man mit dem furchtbaren Ende fast wieder versöhnt wird . . es konnte nicht wohl anders kommen. Das Buch heißt: „Elisabeth Diakonoff, Tagebuch einer russischen Frau“ [1]). Elisabeth ist Studentin der Rechte. Es sind nur ihre Erlebnisse in Paris aufgezeichnet, doch finden sich manche Andeutungen auf ihr früheres Leben. Sie erwähnt ihrer Mutter, einer hartherzigen, lieblosen, gemeinen Frau, ihres Bruders, eines Gymnasiasten, der als Typus des frechen, dummstolzen, herzlosen Bengels gelten kann, ihrer in einer mittelmäßigen Ehe dahinwelkenden Schwester, einer lieben, gottesfürchtigen Großmutter, die zwar alle Mühe hat, sich mit dem Neuen abzufinden, aber doch redlich bestrebt ist, es zu tun. Elisabeth kommt also nach Paris, dem gefährlichsten Pflaster, das es für unfertige Naturen geben kann. Sie kommt dahin mit dem jungen slawischen Überschwang ihrer jungen, jungfräulichen Seele. Sie will ihre juridischen Kenntnisse an der Sorbonne erweitern. Ihre Ansprüche an die Menschen sind zu hoch gespannt, überall setzt sie edle Motive voraus und so kommt es, daß sie eine Enttäuschung nach der andern erlebt. Sie arbeitet viel und wiegt sich in dem holden Wahn, daß Wissen, bloße Kenntnisse ihr auch wirkliche Lebenswerte geben könnten. Ihr Vater ist an progressiver Paralyse gestorben, man versteht, wie sich die Sünde des Vaters an ihr rächt. Sie wird denn auch krank und verliebt sich regelrecht in den sie behandelnden Arzt. Er mag der Streber sein, als den ihn verschiedene bezeichnen, sicher ist, daß er ihr mit keinem Wink zu verstehen gegeben hat, daß er für sie ein anderes, als ein rein menschliches Interesse habe. Sie verlangt von ihm, ohne es ihm zu sagen, rein Unmögliches: „ich liebe einen Menschen mit fremden Anschauungen, dem unsere tiefsten, heiligsten, russischen Gedanken fremd sind.“ Aber wo zum Kuckuck, soll der Mann diese heiligsten, russischen Gedanken kennen gelernt haben? Er weiß von Rußland und seinen Gedanken genau soviel, wie die meisten Durchschnittsfranzosen, nämlich nichts. Er ist ein vielbeschäftigter „Interne“

[1]) Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Charlotte Pingoud. Stuttgart (Greiner & Pfeiffer). — Mängel der Übersetzung sowie einige Flüchtigkeiten seien hier übergangen, weil obige Zeilen kein Referat sein sollen.

Digitized by Google

und ahnt wahrscheinlich gar nicht, was diese kleine russische Studentin, so lieb und reizend und anständig in ihrer ganzen Gesinnung sie auch ist, für ihn fühlt. Elisa aber hält den Sturm in ihrem Herzen nicht aus. Sie leidet Schiffbruch. Sie hat das Steuer verloren, das eine kräftigere Natur als sie nicht aus der Hand gelassen hätte, den Glauben an sich selbst, das Vertrauen zum eigenen Ich. Sie fängt an zu räsonieren, nicht mit andern, sondern mit sich selbst, das Gefährlichste, was sie tun konnte. Denn nun setzt das echt Russische bei ihr ein: sie verliert den Glauben an alles. Es ist alles nichts, es ist alles nutzlos. Studium? Es kommt doch nichts dabei heraus. Streben nach Höherem? Führt zu nichts. Liebe? Wozu, wenn mich der nicht liebt, den ich haben will? Sie, die sich wirklich kaum etwas vorzuwerfen hatte, bekommt Gewissensbisse. „Wieviel Fehler habe ich in meinem Leben begangen! Ja, mein ganzes Leben ist ein unausgesetzter Fehler gewesen — ein sinnloses Rätsel. Es ist Zeit, daß ich es löse." Sie beschließt den Selbstmord. In Wirklichkeit ist sie erst später durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen.

Man könnte die Arme fast mit der Phrase von der unverstandenen Frau abtun, wenn dies nicht so entsetzlich banal wäre. Aber sie sagt es ja selbst, „sie haben nie Teilnahme für meine Seele, für meine Welt gehabt". Der Gedanke, daß sie selbst vielleicht nicht genug Teilnahme für die Welt der andern gehabt habe, kommt ihr gar nicht. Aber er kommt dem deutschen Leser. Wie er dem deutschen Beobachter kommt, wenn er die Verständnislosigkeit des Russen allem nichtrussischen Wesen gegenüber sieht. Denn die Ausländerei, die in Rußland ebenso verbreitet ist wie bei uns, ist noch lange kein Verständnis für das fremde Wesen — vielleicht das gerade Gegenteil davon. Aber die Phrase von der unverstandenen Frau soll ihr erspart werden, Elisabeth Diakonoff ist zugrunde gegangen an ihrer schlechten Kinderstube, die ihr keine Schwungkraft zu hohem Flug gegeben hatte, an dem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, an zerfressendem Zweifel, am Nachgeben der eigenen Schwäche gegenüber, an dem alles zerstörenden Räsonnieren ihres Verstandes mit ihrem Gemüt.

Digitized by Google

Die Geschichte der Ostseeprovinzen.

Von Theodor Schiemann, Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

Durch die Geschichte Osteuropas zieht vom 13. Jahrhundert bis in die Gegenwart ein noch ungelöstes Problem: das Ringen um die Beherrschung der Ostsee, die Frage des Dominium maris Baltici. Die Herrschaft auf dem Baltischen Meer, der Ostsee, und damit die Vorherrschaft in Osteuropa, gehört demjenigen, der die Küsten sich zu eigen macht, oder, historischer formuliert, dem Herrn der heutigen Ostseeprovinzen Rußlands, die man noch bis in die Gegenwart hinein die „Deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" nennt. Die heute so geläufigen Bezeichnungen Balte und Baltische Provinzen sind erst nach 1860 aufgekommen. Bis dahin schrieb und sprach man wohl vom Baltischen Meer, aber der Name wurde nicht auf die Küsten übertragen und ebensowenig auf die Bewohner des Landes. Die älteste Bezeichnung des Landes war Livonia, Livland, so genannt nach dem finnischen Stamm der heute fast ausgestorbenen Liven an der Küste nördlich der Düna. Verwandt waren ihnen die südlich am Meeresufer wohnenden Kuren, deren Name im heutigen Kurland fortlebt, und die Esten, die im heutigen Estland und im nördlichen Livland ihre Sitze hatten. Diese finnischen Stämme hatten auch die Inseln vor dem Rigaschen Meerbusen inne und waren gefürchtete Seeräuber. Sie brandschatzten die skandinavischen Küsten, ganz wie die slawischen Stämme im heutigen Pommern und Mecklenburg den westlichen Teil der Ostsee für die Seefahrt gefährdeten. Erst die deutschen Orlogsschiffe haben dort allmählich einen Seefrieden herzustellen vermocht.

Östlich von den finnischen Stämmen der Küste lagen die Sitze der den Preußen und Litauern nahe verwandten Letten, die von ihren kriegs- und beutelustigen Nachbarn arg bedrängt wurden. Dank dem Schutz der Deutschen sind ihnen später allmählich die Sitze der zusammenschmelzenden Stämme der Liven und Kuren zuteil geworden, während die zäheren Esten sich nicht nur auf ihrem ursprünglichen Boden behauptet, sondern weiter nach Süden ausgebreitet haben.

Im Rücken all dieser größeren und kleineren Volkssplitter saßen Russen, die Fürsten von Polozk, deren Einflußsphäre bis kurz vor Riga reichte, weiter nördlich die beiden Stadtrepubliken Pskow und Nowgorod. Ihnen, so schien es, mußte die Herrschaft über die minder wehrhaften, noch heidnischen Bewohner der Ostseeküste und damit die Anwartschaft auf das künftige Dominium maris Baltici zufallen. So war die Lage um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Da haben die Deutschen eingegriffen, und zwar die drei lebendigsten Faktoren des deutschen Mittelalters: das städtische Bürgertum, die

Digitized by Google

Kirche und der ritterliche Adel. Durch ihr fast gleichzeitiges Vorgehen ist Livland, diese älteste und einzige Kolonie des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, ins Leben gerufen worden.

Die Initiative gehörte lübischen Kaufleuten. Sie haben auf der Fahrt nach Gotland, vom Sturm verschlagen, die Mündung der Düna entdeckt und sofort mit den Eingeborenen einen Tauschhandel angeknüpft, der zu regelmäßig wiederkehrenden Besuchen führte. Es waren Sommerreisen; wenn das Eis den Strom zu bedecken drohte, kehrten die Deutschen in ihre Heimat zurück. Einer dieser Fahrten schloß sich ein frommer Priester, Meinhard, ein Augustiner aus Holstein, an, der dann über zehn Jahre im Lande geblieben ist. Als er 1196 starb, alt und lebensmüde, gab es zwar nur wenige Christen im Lande aber sie hatten einen festen Sitz und eine Kirche in Uexküll an der Düna. Meinhard war zum Bischof von Livland geweiht worden, und die Kirche war entschlossen, den einmal gewonnenen Boden nicht fahren zu lassen. Aber der Nachfolger, den man ihm setzte, wurde von den Liven erschlagen, und erst nach ihm trat der Mann auf, der als der eigentliche Begründer der deutschen Kolonie Livland zu betrachten ist, Bischof Albert, ein Neffe des Erzbischofs Hartwig II. von Bremen. Er ist der Erbauer von Riga; unter ihm, und wahrscheinlich auf sein Gebot, wurde der Orden der Schwertbrüder gegründet. Er hat Kreuzzug auf Kreuzzug ins Land geführt, Städte und Burgen erstehen lassen und die eigentümlichen rechtlichen Verhältnisse des Landes als erster fundiert, geordnet und geregelt. Livland wurde Eigentum der Kirche und zugleich Bestandteil des Deutschen Reiches — denn die terra beatae virginis Mariae, die der gewaltige Papst Innozenz III. sich und der Jungfrau Maria zu eigen bestimmt hatte, wurde zugleich Reichslehen. 1207, als König Philipp, wahrscheinlich im April, in Sinzig Hof hielt, hat Albert von ihm Livland zu Lehen erhalten: Livoniam ab imperio recepit. Heinrich VII. hat dann diese Belehnung nicht nur bestätigt, sondern zugleich die Bistümer Riga, Dorpat und Oesel zu Reichsmarken, die Bischöfe zu Reichsfürsten erhoben: marchiam instituimus ... principatum jure aliorum principum ... concessimus. Die Hoheit des Reiches über Livland unterlag also keinem Zweifel, und sie wurde noch weiter gefestigt, als im Jahre 1237 der durch eine Niederlage gegen die Litauer empfindlich geschwächte Orden der Schwertbrüder in den Deutschen Orden aufging. Der Meister des Deutschen Ordens war seit dem berühmten Privileg Kaiser Friedrichs II. vom März 1226 Reichsfürst und führte seither den einköpfigen schwarzen Adler in seinem Meisterschilde und auf seiner Ordensfahne. Dieser schwarze Adler, der später das Wahrzeichen Preußens wurde, deckte so mit seinen Fittichen Preußen und Livland, und der erste Landmeister, den Hermann Salza nach Livland schickte, nannte sich von da ab Meister

Digitized by Google

in Livland und Preußen: praeceptor domus theutonicae in Livonia et Pruzia. Es war eben jener Hermann Balk, der im Auftrage Salzas den Deutschen Orden in Preußen eingeführt und organisiert hatte. Stand so die Zugehörigkeit Livlands zum Reiche über allen Zweifel fest, so hat die Entlegenheit des Landes und die Schwäche des Reiches nach dem Untergang der Staufer dahin geführt, daß die nie unterbrochene geistliche Abhängigkeit vom Papste sich weit stärker fühlbar machte als die kaiserliche Autorität. Schon der Orden der Schwertbrüder hatte die geographische Grenze erreicht, die heute mit dem Begriff der Baltischen Provinzen verbunden wird. Der Deutsche Orden, der gleich anfangs mit außerordentlicher Energie nicht nur an den inneren Ausbau und an die Festigung des Errungenen gegangen war, hatte dann die russischen Festungen Isborsk und Pleskau erobert, so daß es eine Zeitlang scheinen konnte, daß auch alles Land vom Peipussee bis zum Süduser des Finnischen Meerbusens, die Stätte des heutigen Petersburg mit eingeschlossen, livländisch und damit deutsch werden sollte. Aber durch die kombinierte Macht des Großfürsten von Wladimir und Nowgorod erlitt er am 5. April 1241 eine blutige Niederlage auf dem Eise der Newa, und in dem darauf folgenden Friedensschluß mußte der Orden seine auf russischem Boden gemachten Eroberungen wieder aufgeben. Die alte Grenze der Schwertbrüder trat damit wieder in Kraft. Dabei aber ist es geblieben. Die drei Ostseeprovinzen umfassen noch heute diese Territorien. Allerdings hatte noch ein anderes germanisches Volk hier Fuß gefaßt. Im äußersten Osten und Nordwesten hatte König Waldemar II. eine rein weltliche Herrschaft, das dänische Herzogtum Estland mit der Hauptstadt Reval, begründet und damit einen dänischen Anspruch auf das Dominium maris Baltici erhoben. Das war 1219 geschehen. Sehr bald darnach aber hat der Orden ihm seine Eroberung entrissen, und erst 1237, als die Vereinigung des Schwertbrüderordens mit dem Deutschen Orden stattfand, mußte Estland dem Dänenkönige auf das Gebot des Papstes zurückgegeben werden. Es ist aber niemals eine dänische Provinz gewesen, sondern ein selbständiges Territorium, dessen Besitz dem Dänenkönige zwar den Titel Dux Esthoniae gab, in dem aber dänische Gesetze keine Geltung hatten. Unter 200 Namen estländischer Grundbesitzer lassen sich nur 12 mit einiger Sicherheit als dänische nachweisen, alle übrigen sind deutsch. 1347 fiel das Land dem Deutschen Orden wieder zu, ohne daß das Jahrhundert dänischer Oberherrschaft in nationaler Hinsicht Spuren hinterlassen hätte.

Damals war der livländische Landesstaat bereits konstituiert. Der Orden, der von vornherein in Jerwen, das ist im mittleren Stück des nördlichen Estland, und in Kurland, das geographisch zu Preußen zählte, völlig souverän war, wurde im Mai 1366 von dem Lehnseide befreit, den er bisher

Digitized by Google

dem Erzbischof von Riga für Livland hatte leisten müssen. Er stand nunmehr auf dem gleichen Boden der Souveränität wie der Meister in Preußen.

Damit aber hatte der livländische Landesstaat seine endgültige Form erhalten. Herren des Landes waren der Orden, der Erzbischof und die drei Bischöfe von Dorpat, Ösel und Reval, zu denen dann später der kurländische Bischof trat, der letztere jedoch, ohne je zu einer vom Orden unabhängigen Stellung gelangen zu können. Der Erzbischof hatte die Metropolitangewalt über die Bischöfe, aber da die Kurie die Selbständigkeitsbestrebungen der Suffragane günstigen Auges ansah, standen sie schließlich wie Macht zu Macht neben dem Erzbischof. Jeder dieser geistlichen Herren war von einer zahlreichen deutschen Vasallenschaft umgeben, fast ausschließlich ritterbürtige Männer aus Niedersachsen, Westfalen, Friesland, Holstein, dem Magdeburgischen. Die auf feindseligem Untergrunde allezeit von äußeren Feinden bedrohten Bischöfe konnten nur durch reichliche Vergebung von Lehen sich das kampffertige Heer schaffen, dessen sie bedurften, um ihre Stellung und ihre Mission zu behaupten. Diese bischöflichen Lehen sind daher, im Gegensatz zu Preußen, als Mannlehen nach sächsischem Recht verliehen worden, und die Abhängigkeit, in welcher der Bischof von dem guten Willen seiner Vasallen stand, führte schon früh zur Landstandschaft dieser Vasallen. Es entstanden Ritterschaften im eigentlichen Sinne des Wortes, die ihr Ritterrecht und ihre Ritterpflichten mit Schwert und Lanze zu behaupten wußten. Den Anstoß zur Organisation dieser Ritterschaften hatten die dänischen Vasallen in Harrien und Wierland gegeben. Eben weil über ein Jahrhundert lang ein nicht deutscher Herr ihr Oberhaupt war, hatten sie sich enger und fester zusammengeschlossen. Sie gaben den stiftischen, d. h. den bischöflichen und erzbischöflichen Ritterschaften das Vorbild. Später, als die harrisch-wierische Ritterschaft dem Orden zufiel, hat dieser vergeblich versucht, den Zusammenhang zu zerbrechen. Denn der Orden gab nur ungern Land zu Lehen, und wenn er es tat, waren seine Lehen weit kleiner als die der stiftischen Vasallen. Es widersprach seiner Politik, einen mächtigen Herrenstand aufkommen zu lassen; denn er war selber stark genug, sein Recht zu behaupten und durch seine Komture und Vögte von den gewaltigen Burgen aus, die er an allen strategischen Punkten des Landes errichtet hatte, die Untertanen in Gehorsam zu halten. Aber auch alle Sitze der bischöflichen Vasallen trugen den Charakter von Burgen, und jede Stadt war zugleich eine Festung.

Die Ordensburg Fellin war größer und fester als der Sitz des Hochmeisters in Preußen Marienburg, auf drei Hügeln errichtet, steil zu einem See abfallend, die einzelnen Teile durch Fallbrücken verbunden. Das Ganze von gewaltigen Mauern und tiefen Gräben umgeben. Es war ein streitbares eigenwilliges Geschlecht von Herren, das hier erwuchs, verbunden

Digitized by Google

durch den Stolz, mit dem sie als Deutsche auf ihre Herkunft blickten, durch das Rassegefühl, das sie ebenso den Esten und Letten, die man gemeinhin die Undeutschen nannte, wie den ungläubigen Reußen gegenüber geltend machten: ein Staatenbund, den trotz allen inneren Haders, der in Livland nicht geringer war als in anderen Teilen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die auswärtige Politik zusammenhielt und die Notwendigkeit, die Landesgrenzen gegen die Undeutschen wie gegen den immer drohenden feindlichen Einfall der Russen und Litauer zu verteidigen.

Vielleicht ist der Wert physischer Kraft, die stets bereite Tapferkeit, die Zähigkeit im Behaupten, die Energie in Haß und Liebe, kurz, was wir im guten wie im schlechten Sinne als männliche Eigenschaften in Anspruch nehmen, nirgends auf deutschem Boden schärfer ausgeprägt gewesen als in dem alten Livland, der äußersten Mark des Reiches „am Ende der Christenheit", wie man damals sagte. Wenn aber eben diese Entlegenheit vom Mittelpunkte deutschen Reichslebens auch dahin führte, daß in den Beziehungen des öffentlichen und privaten Lebens die Zusammengehörigkeit wenig zur Geltung kam, und in den Streitigkeiten zwischen Orden, Bischöfen und Städten der Prozeß häufiger vor der Kurie in Rom als vor dem Reichskammergericht geführt worden ist, so war doch das Bewußtsein des Zusammenhanges mit dem Reich überaus lebendig bei allen Gliedern der livländischen Konföderation, und einzelne Familien, wie z. B. die Tiesenhausen, hatten sogar ein ausdrückliches kaiserliches Privileg, an das Reichskammergericht appellieren zu dürfen. Es steigerte sich noch, als nach dem zweiten Thorner Frieden Livland als einziges souveränes Gebiet des Deutschen Ordens übrigblieb. Auch die Reformation festigte den staatsrechtlichen Zusammenhang. Im Jahre 1521, auf dem Reichstage zu Worms, erhielten die fünf livländischen Bischöfe die seit fast einem Jahrhundert unterbliebene Investitur aufs neue, am 20. Januar 1521 leistete ihr Bevollmächtigter „in ihre Seele" Kaiser Karl V. den Treueid. 1530 aber, auf dem Reformations-Reichstage zu Augsburg, erhielt, fünf Jahre nachdem der Orden in Preußen zu existieren aufgehört hatte, Walter von Plettenberg, der große livländische Meister, dessen Büste in der Walhalla zu Regensburg und dessen Standbild in Riga an jene Zeiten mahnen, vom Kaiser die Regalien verliehen. In eben diesem Jahre 1530 aber schrieb die Ritterschaft des Erzstiftes Riga in Anlaß der Berufung des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg zum Koadjutor des Erzbischofs von Riga, als der Verdacht entstand, daß hier eine ähnliche Wandlung geplant werde, wie sie in Preußen sich vollzogen hatte, den anderen Ritterschaften, es läge ihnen fern, durch diese Wahl dem Lande Nachteil oder Schaden zu bringen: „denn wir alle sind unserer Herkunft deutscher Nation und haben es mit unserem Vaterlande stets mit allen Ehren und Treuen gemeint ... und

Digitized by Google

da wir über 400 Jahre hier ehrlich sitzen und dem Reiche unterworfen sind als Edelleute des heiligen Reiches, so wollten wir lieber alle darüber sterben, ehe wir von dem heiligen Reiche und der deutschen Nation uns wollten abwenden lassen". So dachten Adel, Prälaten und Orden, so dachten auch die livländischen Städte, d. h. das deutsche Bürgertum der Kolonie, bei dem wir noch einen Augenblick verweilen müssen. Die meisten livländischen Städte sind im 13. Jahrhundert gegründet worden, teils zu Sitzen der Bischöfe, teils im Anschluß an die Burgen des Ordens. Ihre Bevölkerung stammt fast ausschließlich aus dem nördlichen Deutschland, vornehmlich aus Lübeck, Bremen und Hamburg, aber auch aus Westfalen, der Heimat der Ordensleute und der ritterlichen Vasallen. In Riga galt erst Gotländisches, dann Hamburger Recht, das dann auf alle übrigen Städte Livlands überging, mit Ausnahme von Reval, Wesenberg und Narva, in denen Lübisches Recht galt. Sie alle genossen volle Selbstverwaltung unter gewählten Bürgermeistern und Ratsherren, mehrere waren Mitglieder des Hanseatischen Bundes und bildeten einen zum preußisch-livländischen Quartier gehörigen Bund livländischer Städte, der seit dem 14. Jahrhundert zu Städtetagen zusammentrat, und ebenso beschickten sie die allgemeinen Landtage, in denen Orden, Bischöfe und Ritterschaften mit ihnen über die Gesamtinteressen des Landes tagten. Auch in ihnen entwickelte sich derselbe Geist stolzer Wehrhaftigkeit und deutschen Rassenstolzes, der die übrigen Herren des Landes kennzeichnet. Die Kriege Rigas mit dem Orden und die städtische Mannschaft, die mit gegen den Landesfeind ins Feld zog, später die Zähigkeit, mit der sie sich behaupteten, als im 16. und 18. Jahrhundert alles ringsumher in Feuer und Blut unterging, die herrlichen Kirchen, die sie erbaut, die Schulen, die sie errichtet und erhalten haben, ihr blühender Handel und ihr kräftig emporstrebender Handwerkerstand, das alles sind historische Zeugnisse des kraftvollen deutschen Lebens, das hier pulsierte. Überaus lebendig aber war gerade in diesen städtischen Mittelpunkten der Zusammenhang mit Deutschland. Die Erben des reichen Kaufmanns, der in Riga, Reval oder Dorpat gestorben war, saßen daheim in irgendeinem Städtchen Norddeutschlands oder Westfalens. Es war ein ewiges Hinüber und Herüber, vermittelt und hervorgerufen durch die Gemeinsamkeit der Interessen wie durch die Zugehörigkeit zum Bunde der Hanseaten und die Erinnerung an die Herkunft der Geschlechter. Sprach man in den Kreisen des Ordens mittelhochdeutsch, so herrschte in den Städten das Niederdeutsche. Es war mit Abweichungen, die sich nur als dialektische bezeichnen lassen, dieselbe Sprache, die von Brügge bis nach Narva gesprochen wurde, die Sprache zugleich der Seeleute, denn die Rolle, die heute das Englische auf den Meeren spielte, gehörte bis tief in das 16. Jahrhundert hinein dem Niederdeutschen. Noch im 17. Jahrhundert führte der Re-

Digitized by Google

valer Rat seine Protokolle niederdeutsch. Der Chronist Balthasar Russow, dessen Chronik eine Bußpredigt in Anlaß des furchtbaren Russenkrieges ist, erzählt uns, wie die bloße Tatsache der Zugehörigkeit zum deutschen Geblüt in Livland gleichsam alle Türen öffnete: „Einem Düdeschen, he möchte so geringe syn als he wolde, wordt ydt sehr vorkert, det he eines Herren edder Eddelmannes Hof vorby toch, dar eyn yder Dütscher umme der düdeschen Tungen willen gantz leef, angeneme und willkamen was, und alles fry hadde ... In Sum̄a Lyfflandt ist solk ein Landt gewesen, det alle de yenigen, so uth düdeschen und anderen Landen darin gekamen sind, unde des Landes gelegenheit unde gute Dage ersaren, spreken unde gedenken müßten, Lyffland, Blyffland. Denn dar nichtes an dem, wat to Minschliker lust, frewde unn wolsart up Erden denet, gemangelt oder gefeylet hefft. Averst in dem langwerigen Moskowitischen Kryge, ys in allen vorgemelten herlicheiden, frewden, lust und wolwart, eine grote voranderinge gekamen." Russow knüpft daran die Aufzählung der Regenten des Landes und ihrer Sitze und schließt mit den Worten: „Van allen diesen Lyfflandischen Regenten, Hermeistern, Compturen, Vögeden, Bischöppen, Domherren unde Mönncken, ys nicht einer mehr vorhanden, welkere de Moskowiter alle uth dem Lande voryaget und vordreven hefft, edder sonst um̄ekamen sint".

So schrieb er im Jahre 1577, als der 19 Jahre vorher ausgebrochene Russenkrieg im Lande noch tobte, und der Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche nach einer furchtbaren Krisis bereits zerrissen worden war. Vorausgegangen waren die Tage der livländischen Reformation. Ich glaube nicht, daß irgendwo die Lehre von der Freiheit des Christenmenschen mit größerer Inbrunst aufgenommen worden ist als auf livländischem Boden. In weniger als einem Jahrzehnt war das Land lutherisch geworden, und dem Geist der Menschenliebe entsprechend, die jene Periode so herrlich kennzeichnet, überall ein bürgerliches Schulwesen erstanden, das von den Städten aus seine Netze weit über das ganze Land, die gesamte undeutsche Bevölkerung umfassend, erstreckte. Überall erstanden Pfarreien, und von den Edelhöfen aus, unter frommer Beteiligung der Frauen, ging man daran, der Landbevölkerung an der Hand des lutherischen Katechismus die frohe Botschaft des Neuen Evangeliums zu verkündigen. Es ist erstaunlich, wie schnell die reformatorische Bewegung Wurzeln schlug und wie tief sie drang, aber es lag in der Natur der Dinge, daß sie zugleich eine furchtbare politische Krisis bedeuten mußte. Die Bischöfe und der Orden, also die Landesherren, sahen das Fundament ihrer Existenz schwanken, und vollends, als die Städte ausnahmslos der neuen Lehre zufielen, einzelne Bischöfe und immer zahlreichere Geistliche und Ordensbrüder sich von der alten Kirche lossagten, drohte der ganze Landesstaat aus den Fu-

Digitized by Google

gen zu gehen. Der alte ruhmgekrönte Ordensmeister Walter von Plettenberg, der, wie kaum zweifelhaft ist, von der inneren Wahrheit der lutherischen Lehre tief ergriffen war, wagte aus politischen Gründen nicht den kühnen Schritt zu tun, der ihn zum weltlichen Herrn des Landes machen konnte. Das hätte mit Notwendigkeit den Zusammenhang zerrissen, der Livland mit dem Reiche verband, und den Anschluß an das benachbarte Polen zur notwendigen Folge gehabt. Das Beispiel Albrechts von Brandenburg schreckte, und gerade in jenen Tagen haben die Livländer mit besonderem Nachdruck ihre Zugehörigkeit zum Reiche in den Vordergrund zu rücken gesucht. Aber die Zeitverhältnisse arbeiteten gegen sie. Der spanische Habsburger, der den deutschen Interessen überhaupt kein Verständnis entgegenbringen konnte, und dem schließlich fast alle großen Probleme der Zeit in die Schlagworte katholisch oder ketzerisch ausmündeten, stand den Entwicklungen im Osten fremd gegenüber. Er hatte es sehr übel vermerkt, daß auch die livländischen Städte dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren. Die Konsequenzen der sich steigernden religiösen Wirren mußten notwendig die Kolonie isolieren. Und als im Jahre 1558 der Zar Iwan der Schreckliche ein Reiterheer von 70000 Mann nach Livland schickte, um zu erproben, ob die gefürchteten Eisenritter noch dieselben seien wie vor 50 Jahren, da Plettenberg die Russen zweimal geschlagen hatte, fand er ein in Zwietracht zerfallenes, ohne Bundesgenossen und ohne vorbereitete Kriegsrüstung in seiner Vereinzelung wehrloses Land.

Bis sieben Meilen von Riga ist die wilde, meist aus Tataren, Tscherkessen und Mordwinen bestehende Horde vorgedrungen. Es war, wie heute bei der ersten Überflutung Ostpreußens, nicht möglich, sie zu fassen. Wo sie auf festen Widerstand stießen, machten sie auf ihren schnellen Rossen kehrt. Der Meister Fürstenberg aber konnte sie mit den Scharen, die er an sich gezogen hatte, nicht einholen. Der neuen Kriegskunst des Ostens zeigte die Schwerfälligkeit abendländischen Kriegswesens, der ungeheuren Übermacht die Tapferkeit der einzelnen sich nirgends gewachsen, wie 150 Jahre früher bei Tannenberg. Es ist damals von livländischer Seite nichts versäumt worden, um dem Reiche die Vorstellung nahe zu legen, daß es sich darum handele, die völlige Vernichtung der Kolonie durch einen barbarischen Feind und ihre Loslösung vom Reiche zu verhindern. Eine Gesandtschaft des Ordens, die im Mai 1559 auf dem Reichstage zu Augsburg eintraf, bat dringend um Hilfe „in dieser dem heiligen Reich zugehörigen und einverleibten Lande höchster Not und Gefahr, damit die noch übrigen Christen von dem erbärmlichen täglichen Mord errettet werden, und der Erbfeind ja nicht so liederlich die guten Lande in seine Gewalt bringen möge". Dieselben Bitten wurden 1560 und 1561 wiederholt. Aber sie verhallten vergeblich. Der Kaiser ersuchte England, Polen, Dänemark,

Digitized by Google

sowie die See- und Hansestädte den Livländern beizustehen; er schickte eine Gesandtschaft an den Zaren Iwan den Schrecklichen, beauftragte einige der norddeutschen Fürsten, sich der bedrängten Lande anzunehmen, — in Wirklichkeit hat das Reich nichts gegeben als salbungsvolle Worte. Lübeck, Hamburg, die Niederländer und Engländer aber nutzten die Verwüstung und Lähmung Livlands, um den Russen Waffen, Munition und Proviant zu verkaufen. Es waren elende Zeiten. In dieser Not haben dann Reval und Estland die Schweden zu Hilfe gerufen; der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler hat sich als Herzog von Kurland säkularisiert und den König von Polen als seinen Lehnsherrn anerkannt; auf Oesel und an der gegenüberliegenden livländischen Küste setzten sich die Dänen fest. Und nun kam zu dem Russenkrieg die Rivalität der eigennützigen Helfer, die katholisierende Tendenz der Polen, Hader, Not und Verzweiflung. Am längsten hielt Riga zum Reiche; erst 1582 hat es sich der Krone Polens unterworfen. Als endlich, dank den Siegen Stephan Bathorys, der wie ein Wunder unter den Polenkönigen dasteht, der Friede kam, und Rußland seine Ansprüche auf das von ihm völlig ruinierte Land endgültig aufgeben mußte, schloß sich ein neuer Krieg zwischen Schweden und Polen um Livland an, der nach den 23 Jahren des Russenkrieges, wenn auch mit Unterbrechungen und mit weit geringeren Verheerungen, weitere 48 Jahre dauerte, so daß in Summa mehr als zwei Menschenalter hingegangen waren, als das Jahr 1629 den endlichen Frieden brachte. Estland und Livland waren damit, wie es schien, für immer an Schweden gebunden, Kurland unter dem Hause Kettler ein polnisches Lehnsherzogtum geworden wie Preußen. Das Dominium maris Baltici aber schien den Schweden zufallen zu müssen. Wie nun haben die baltischen Deutschen diese Jahre furchtbarer Prüfung überstanden? Die Antwort auf diese Frage führt zu einem überraschenden Ergebnis. Da der Pulverdampf sich verzogen hat, finden wir die Enkel der Generation, die es vermocht hatte, die Jahre des Russenkrieges zu überstehen, auf den Äckern, die ihre Väter bebaut hatten. Nicht in Schlössern und Burgen, die waren fast sämtlich niedergebrannt und zerstört, so daß nur die Trümmer an die stolzen Tage früherer Herrlichkeit erinnerten, sondern in bescheidenen Holzhäusern, unter einer bettelarmen, dezimierten Bevölkerung, die scheu und verwildert aufs neue gezähmt werden mußte. Aber es sind die alten Namen: die Ungern, Uexküll, Dönhoff, Buchholtz, Zoege, Lambsdorff, Nolde, Fölkersahm, Rosen, Tiesenhausen sowie einige neue, die der Herzoglich Kurländische Hof ins Land gezogen hatte, wie z. B. die Bülow. Auch in den Städten haben sich die alten Namen behauptet, und es will doch viel sagen, daß in jenen trüben Jahren allein an der Universität Königsberg nicht weniger als 260 Livländer immatrikuliert worden sind. Das Bewußtsein, daß man

Digitized by Google

gerade jetzt mehr als je den geistigen Zusammenhang mit Deutschland aufrechterhalten müsse, blieb lebendig, und zudem bewährte sich die oft erprobte Zähigkeit der Rasse. Wir besitzen das Wirtschaftsbuch des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen auf Berson, dem der Zar Iwan der Schreckliche im Jahre 1577 sein Schloß einnahm und ausraubte und zugleich die Gemahlin mit fünf Kindern wegführte. Nicht weniger als 120 Bauernhöfe, die zum Gut gehörten, sind damals in Flammen aufgegangen, das Volk erschlagen, verschleppt oder verstreut worden. Wie Tiesenhausen es möglich machte, bis zum Jahre 1600, da er als 80jähriger Greis starb, die Seinigen — soweit sie noch lebten — freizukaufen und Haus und Hof wieder in Stand zu bringen, das ist eines der Beispiele dafür, wie aus eigener Kraft dieses baltische Deutschtum sich wieder emporarbeitete. Wie schwer jene Tage waren, versteht man aber erst recht, wenn man bedenkt, daß der polnische Befreier sofort zu einem Bedrücker in nationaler und religiöser Beziehung wurde. Die Führer der gegenreformatorischen Bewegung hatten ganz besondere Hoffnungen auf die Erwerbung Livlands durch Polen gesetzt. Von Livland aus hoffte man auch Schweden zu katholisieren, und der Kampf, den Karl IX. und später Gustav Adolf gegen Polen um Livland führten, ist das Vorspiel zum Dreißigjährigen Kriege gewesen, in welchem das Schwert Gustav Adolfs so wesentlich dazu beigetragen hat, die evangelische Sache zu retten. Es ist vielleicht das erstaunlichste Zeugnis für die Kraft der deutschen Kultur in Livland, daß sie es vermochte, selbst in diesen Jahren äußerster Erschöpfung das in das Land eindringende polnische und katholische Element so völlig zu überwinden, daß es keinerlei Spuren nachließ. Die wenigen polnischen Familien, die im Lande blieben, sind germanisiert worden.

Wie aus der schwedischen Herrschaft die russische ward, kann hier nur angedeutet werden. Auch die Schweden waren im Lauf der Zeit aus wohlwollenden und wohltätigen Herren Bedrücker geworden, und König Karl XI. hatte versucht, durch die sogenannte Güterreduktion dem baltisch-deutschen Adel den Grundbesitz zu entziehen, der das materielle Fundament seiner Existenz bildete, und dadurch bitteren Haß hervorgerufen. Aber nicht die Rache Patkuls, sondern die großen Fragen der Weltpolitik jener Zeit waren das Entscheidende. Rußland nahm den Kampf um das Dominium maris Baltici, in dem Iwan der Schreckliche unterlegen war, unter Peter dem Großen auf, und wieder wurde auf livländischem Boden durch 20 lange Jahre ein Krieg geführt, der nochmals eine Verwüstung brachte, die alles niederlegte, was in den schwedischen Zeiten wieder aufgerichtet worden war. Wie Oasen in der Wüste waren die Städte Riga, Reval, Pernau stehen geblieben. Wolmar, Wenden, Walk, Fellin waren vom Erdboden verschwunden, Dorpat und Narva zerstört.

Digitized by Google

Riga zählte außer den Arbeitsleuten und dem Gesinde nur noch 800 bis 900 Personen.

Oft zitiert ist die Korrespondenz, die in den Kriegsjahren zwischen Peter dem Großen und seinem Feldherrn Scheremetew hin und her gegangen ist, bis der letztere schließlich melden kann, daß es nichts mehr zu zerstören gibt. „Alle Schlösser, schreibt er, sind niedergelegt, nichts steht aufrecht als Pernau und Reval, und hin und wieder ein Hof am Meer. Sonst ist von Reval bis Riga alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Wie es aber dabei zuging, davon wissen die Gefangenen, die Oberen und Vornehmen, die Gutsbesitzer und Adligen zu erzählen: Keiner lebt, der es nicht an sich erfahren hätte. Was soll ich mit der Beute anfangen? Die Kerker sind gefüllt und alle mit vornehmen Gefangenen, es sind gefährliche Leute, in der Verzweiflung zu allem fähig. Seuchen sind unter ihnen ausgebrochen, so dicht sitzen sie beieinander; auch habe ich kein Geld, sie zu füttern; soll ich sie nach Moskau schaffen, so reicht, sie zu begleiten, ein Regiment kaum aus. Befiehl, was mit ihnen geschehen soll!"

Das aber war 1703 im dritten Jahre des Krieges.

Aber auch dieser Jammer hat schließlich ein Ende genommen, und als nach der Kapitulation von Riga und Reval im Jahre 1710 ein tatsächlicher Friedenszustand eintrat, wurde das Leben wieder erträglich. Peter der Große, der die politische Bedeutung sehr wohl erkannte, die dieser baltisch-deutschen Kolonie zukam, die ihm den Zugang zum Abendlande erschließen sollte, hatte den Städten und den Ritterschaften für sich und seine Nachfolger die Erhaltung ihrer Landesverfassung, deutsches Recht, deutsche Obrigkeit, deutsche Schule und Gewissensfreiheit garantiert, und auf dem Frieden zu Nystadt 1721 erhielten diese Zugeständnisse eine völkerrechtliche Garantie. Es war der Preis, den er für den fortan von Rußland erhobenen Anspruch auf das Dominium maris Baltici zahlte. In Livland begann man aufzuatmen; aber überaus langsam nur wollten die Wunden heilen, die der entsetzliche Zerstörungskrieg geschlagen hatte. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren nicht annähernd der Wohlstand und die Bevölkerungsdichtigkeit erreicht, die im Jahre 1700 bestanden hatten, und vollends läßt sich das Livland des 16. Jahrhunderts nicht zum Vergleich heranziehen. Von den alten Adelsfamilien des Landes sind verhältnismäßig wenige verschwunden, und auch nur wenig neue Geschlechter in den Kreis der baltischen Adelskorporationen eingetreten, meist aus dem städtischen Patriziat oder verschwägerte Familien, die aus Deutschland hinüberzogen. Weit größer aber war die Zahl der bürgerlichen Einwanderer, die in Livland eine neue Heimat fanden. Sie sind teils als Kaufleute oder Handwerker, teils als Gelehrte im 18. und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, noch häufiger als Hauslehrer, Instruktoren und Predigtamtskandidaten ins Land gezogen.

Digitized by Google

So sind Hamann und Herder in Riga heimisch geworden, und es will doch etwas bedeuten, wenn Herder rückschauend schreibt: „In Livland habe ich so frei, so ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr imstande sein werde zu leben, zu lehren und zu handeln". Was ihn so anmutete, war der koloniale Geist, der hier fortlebte. Denn nach wie vor, wenn auch seit über 200 Jahren nicht mehr zum Deutschen Reich gehörend, war Livland doch eine deutsche Kolonie geblieben, der die Pflege der idealen Güter die Lebenskraft wahrte. Und wie in Livland, wenngleich eigenartig modifiziert, hat sich dieser Geist auch in Kurland behauptet, das seit 1795 ebenfalls Rußland zugefallen war. Das Schicksal dieses „Gottesländchens", wie Iwan der Schreckliche es genannt hat, war leichter gewesen als das der Schwesterprovinzen Livland und Estland. Es hatte unter seinen Herzögen fast selbständig dagestanden und war von der Kriegsfurie des 16. Jahrhunderts gar nicht, von der des 18. verhältnismäßig erträglich berührt worden. Im 17. Jahrhundert, als der Große Kurfürst seine Schwester dem Herzog Jakob zur Gemahlin gab, hat es eine Zeit großer Blüte erlebt, und der Gedanke einer künftigen Vereinigung Kurlands mit Preußen konnte noch unter Friedrich Wilhelm I. zu den politischen Möglichkeiten, um nicht zu sagen Wahrscheinlichkeiten, gerechnet werden. Aber auch hier hatte die schwere Hand Peters des Großen dazwischengegriffen. Er vermählte seine Nichte Anna mit dem letzten Sproß des Kettlerschen Herzogshauses Friedrich Wilhelm, der dann bald nach der Hochzeit an den Folgen des übermäßigen Trinkens starb, zu dem Peter seine Gäste zu zwingen pflegte — und seither war der russische Einfluß der herrschende, bis die dritte Teilung Polens den endlichen Anschluß an Rußland brachte. Eine andere Nichte, Katharina, verheiratete er mit dem Herzog von Mecklenburg, dessen Tochter Anna wieder mit einem braunschweigischen Prinzen vermählt wurde, dem Vater jenes unglücklichen Kindes, das, als Zar Iwan von der Kaiserin Elisabeth entthront und bei einem Versuch, ihn zu befreien, von seinen Wächtern auf Befehl der Kaiserin Katharina II. ermordet ward. Die Tochter Peter des Großen, Anna, aber wurde mit Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt, dem Stammvater der heute regierenden Dynastie. Endlich gab Peter der Große seinem Sohn Alexei, den er 1718 unter Kissen ersticken ließ, die unglückliche Prinzessin Charlotte von Braunschweig zur Frau.

Damit glaubte Peter einer zukünftigen Beherrschung der gesamten Ostseeküste die Wege geebnet zu haben. Zu Ingermanland, Estland und Livland sollten Mecklenburg, Braunschweig, Holstein kommen. Pommern dachte er noch selbst zu gewinnen, aber dieser Plan scheiterte am Widerstande Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Dagegen hat Peters Tochter Elisabeth sich in Ostpreußen huldigen lassen. Wie könnte da ein Zweifel

Digitized by Google

über die Ziele der russischen Politik aufkommen? Nach diesen Tagen ging wieder über ein Jahrhundert hin — alles in allem eine glückliche Zeit materiellen und geistigen Gedeihens, in welcher auch in Rußland selbst dieses baltisch-deutsche Element zu hohem Ansehen gelangte. Schon in den Tagen Kaiser Alexanders I. klagten die Russen über den allzu großen Einfluß der Deutschen. Barclay de Tolly, Wittgenstein, Sacken, Graf Toll, die Adlerberg und Benckendorff, und vollends die lange Reihe der deutschen Namen im Staatsdienst Nikolaus I. und Alexanders II. erregten Neid, die bloße Existenz dreier Provinzen mit deutscher Kultur Erbitterung, und so erwuchs allmählich unter Führung der slawophilen Partei jene politische Theorie, die die Russifizierung der Deutschen und die Bekehrung der Esten und Letten zur griechischen Kirche als eine Lebensaufgabe des russischen Staates und einer nationalen Politik verlangte. Zu einer wirklichen Gefahr wurde diese Tendenz, seit die Regierung selbst sie sich zu eigen machte. Das geschah aber parallel mit dem Heranwachsen Preußens und der Einigung Deutschlands. Jeder Erfolg deutscher Waffen hat seinen Rückschlag in den Baltischen Provinzen gehabt. Stärkte sich an ihnen — wie überall, wo Deutsche außerhalb der Reichsgrenzen lebten — das nationale Bewußtsein der baltischen Deutschen, so steigerte sich entsprechend der nationale Fanatismus der Slawophilen und der Russifizierungseifer der russischen Regierung. Dazu kam, daß dem demokratischen Sinn der russischen Intelligenz der aristokratische Geist der Provinzen in tiefster Seele zuwider war. Die demokratische Revolution der Jahre 1905 und 1906 hatte sich schon unter Alexander III. vorbereitet und ist gefördert worden durch die zynische Mißachtung, mit welcher Regierung und Beamtentum sich über den Begriff des Rechts hinwegzusetzen gewohnt waren. Um das Ziel, die Russifizierung des Landes zu erreichen, zerriß man die Bollwerke, die der deutsche Geist des Landes zur Wahrung seines Erbes an Gesittung und Kultur errichtet hatte. Die Selbstverwaltungsorgane wurden aufgelöst und durch den Mechanismus der russischen Staatsmaschine ersetzt, die Geistlichkeit mit Hilfe der Paragraphen des russischen Strafgesetzbuches verfolgt, wo sie den Folgen der gewissenlosen Propaganda der griechischen Kirche entgegentrat, das gesamte deutsche Schulwesen buchstäblich vernichtet. Vermochten die Deutschen mit ungeheuren Opfern ihren Kindern trotz allem die Grundlagen deutscher Kultur zu erhalten, so ging das musterhaft organisierte Volksschulwesen, das die deutschen Stände für die Esten und Letten hergestellt und aufrechterhalten hatten, rettungslos zugrunde, ohne daß etwas anderes an die Stelle gesetzt wurde, als die geringe Zahl russischer Lehrer, die nun die Volksbildung in ihre unfähigen Hände nahmen. Die Folge war eine furchtbare sittliche Verwilderung, und aus dieser ist dann, im Zusammenhang mit

Digitized by Google

der russischen Revolution, die lettisch-estnische Revolution hervorgewachsen, die über ein Drittel der Güter des Adels der Baltischen Provinzen in Asche legte und erst niedergeworfen wurde, als die russische Regierung den antidynastischen Charakter dieser Jacquerie erkannt hatte.

Es ist erstaunlich, in wie kurzer Zeit das baltische Deutschtum sich von den schweren Schlägen erholt hat, die bestimmt waren, es endgültig zu vernichten. In den neun Jahren, die seither hingegangen sind, schwanden alle wirtschaftlichen Spuren der Revolutionszeit. Mit bewunderungswürdiger Energie wurde wieder aufgerichtet, was zerstört war. Eine Reihe günstiger Ernten hob den niedergehenden Wohlstand des Landes auf seine frühere Höhe. Da die Regierung das deutsche Schulwesen der öffentlichen Schulen unterdrückt hatte, organisierten „Deutsche Vereine" ein ganzes Netz deutscher Vereinsschulen, die den Geist lebendig erhalten sollten und erhielten, der im Zusammenhang mit den Idealen deutscher Kultur den Existenzgrund der alten deutschen Kolonien erblickte. Die großartige Gastfreundschaft, welche flüchtige Kurländer, Livländer und Estländer auf deutschem Boden während der Revolution fanden, hatte naturgemäß das Bewußtsein dieser geistigen Gemeinschaft aufs neue gekräftigt. Zugleich aber war das Mißtrauen der russischen Regierung gegen alles Deutsche gestiegen. Gerade die Tatsache der wohlwollenden Neutralität Preußens während des Japanischen Krieges hat merkwürdigerweise dazu beigetragen. Die revolutionären Elemente Rußlands gaben Deutschland schuld an dem Scheitern ihrer Hoffnungen, die Regierung als solche nahm unser Verhalten ohne Dank als selbstverständlich hin, die gemäßigt liberalen Kreise aber machten uns verantwortlich für die scharfe Reaktion, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eintrat, nachdem die beiden ersten Dumen aufgelöst worden waren. Im Gegensatz zu den unterliegenden Liberalen bildete sich eine absolutistisch-nationalistische Partei, die auf rücksichtslose Russifizierung aller Fremdvölker im Körper des Reiches drang und zugleich in einem Kriege gegen Deutschland und Österreich die Mittel zu erkennen glaubte, ihre Ziele zu erreichen. Bekanntlich hat diese Partei, unter der Führung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, ihren Willen durchzusetzen verstanden. Der Krieg, in dem wir stehen, ist ihr Krieg und er ist zugleich, wie offiziell erklärt worden ist, nicht nur ein Krieg gegen Deutschland, sondern auch gegen das Deutschtum überhaupt. Es ist kein Zweifel, daß die Absicht besteht, der Deutschen Kolonie an der Ostsee die Lebensadern zu durchschneiden, und Liv-, Est- und Kurland zu russischen Gouvernements zu machen wie Wjatka, Perm und Wologda es sind. Das Dominium maris Baltici soll so national für alle Zeiten zugunsten Rußlands entschieden werden. Die alte Schicksalsfrage stellt sich aufs neue. Es wird von dem Erfolg der deutschen Waffen abhängen, in welchem Sinne sie gelöst wird.

Digitized by Google

Die Deutschen in Rußland.

Von Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen.

Zu Beginn des Krieges machte ein Ausspruch des russischen Ministerpräsidenten die Runde durch die Presse: „Wir führen Krieg nicht nur gegen das Deutsche Reich (Germanija), sondern gegen das Deutschtum (germanstvo)." Das Wort bildet drüben die mit Jubel aufgenommene amtliche Losung. In Deutschland hat man es nicht genug beachtet, vielleicht kaum verstanden. Haben wir es doch erlebt, daß uns im Brustton der Autorität versichert wurde, es fehle in Rußland an einem wirklichen Volkshaß gegen die Deutschen, wie er in Frankreich und England die Massen beherrsche. Das konnte man freilich nur behaupten, wenn man vor den Tatsachen mit oder ohne Absicht die Augen verschloß. Wer ihnen offen ins Gesicht blickt, der weiß, daß in Rußland der Deutsche seit dem 1. August 1914 vogelfrei ist und an vielen Orten förmlich gejagt wird. Zum erstenmal hat es sich hier ereignet, daß Volk und Regierung einig sind. Ganz abgesehen von den Reden und Abstimmungen in der Duma — man braucht nur zu vergleichen, wie die Wortführer der verschiedensten Richtungen des politischen und geistigen Lebens sich aus freien Stücken aussprechen, so weiß man, daß hier eine wirkliche, tiefe Übereinstimmung herrscht, die bis weit in die Reihen der internationalen Revolutionäre reicht. Reaktionären und Liberalen, Gemäßigten und Radikalen, allen, soweit sie nur Russen sind und russisch denken und fühlen, ist dieser Krieg in tiefster Seele willkommen, eben weil es gegen Deutschland und das Deutschtum geht. Von den reaktionären Nationalisten war nichts anderes zu erwarten. Aber auch der Führer der Kadettenpartei (Konstitutionellen Demokraten), Professor Miljukóv, erklärt befriedigt: „Die Massen betrachten den Krieg sozusagen in religiöser Weise." In Zeitungen verschiedenster Richtung ist „Der heilige Krieg" eine stehende Überschrift geworden. Der Verschwörer Burtzev hat sich aus seinem Schlupfwinkel in Paris aufgemacht, um gegen Deutschland mitzukämpfen, und der Patriarch der Anarchisten, Fürst Peter Krapotkin, vergißt alles, was er noch vor kurzem über Rußland und den russischen Staat geschrieben hat, und posaunt mit dem Rest von Atem, der seiner Greisenlunge geblieben ist, in die Welt hinaus: „Ich halte es für die Pflicht eines jeden, der dem Ideal menschlicher Entwicklung huldigt, alles zu tun, was in seinen Kräften steht, um die Deutschen zu zermalmen." Alle begraben sie das Kriegsbeil, das sie bisher so eifrig gegen einander und die eigene Regierung schwangen, und greifen zum Schwert gegen Deutschland und das Deutschtum. So groß der gegen-

Digitized by Google

seitige Haß auch war, größer ist der gemeinsame Haß gegen die Deutschen. Die Regierung, die den Krieg gemacht hat, ist zum ersten Mal seit Menschengedenken wirklich populär, und der großfürstliche Oberkommandierende, dieser Ritter von der traurigen Gestalt unter den Feldherren der Weltgeschichte, gilt dem gemeinen Soldaten wie dem Mann aus dem Volk als Retter des Vaterlands, weil er der Anführer in einem Krieg gegen die Deutschen ist.

Der zureichende Grund, den man kennen muß, um diese befremdliche Erscheinung zu verstehen, ist der, daß es sich in den Augen der Russen nicht bloß um eine Frage der äußern Politik, etwa um die Zertrümmerung der deutschen Großmacht handelt, die den russischen Absichten im Wege steht. Dafür allein würden die Massen sich nicht so erwärmen. Der wahre Grund ist, daß das Deutschtum einen nicht zu verachtenden Bestandteil des öffentlichen Lebens in Rußland selbst bildet, daß es dem Russen im tiefsten Innern fremd und gegensätzlich, dabei aber doch in jeder Hinsicht überlegen ist, und daß der Krieg als willkommene Gelegenheit empfunden wird, diesen verhaßten Fremdkörper auszuscheiden. „Dieser Krieg ist wirklich unser Befreiungskrieg (the present war is really our, Befreiungskrieg')". So sagt der Geschichtsforscher Winográdov, ein Gelehrter, der wegen seiner liberalen Gesinnung von Moskau nach Oxford übergesiedelt ist und aus dem gleichen Grunde ein russisches Ministerporteseuille ausgeschlagen haben soll. Ein Engländer, der in Rußland lebt, kennzeichnet die dort herrschende Stimmung mit den Worten: „Dieser Krieg ist ein heiliger Krieg, und seine Losung ist Befreiung vom deutschen Geiste. . . Rußland kämpft vor allem, um es selbst zu bleiben." Das sind natürlich wilde Übertreibungen; aber ein Kern von Wahrheit steckt doch darin. Suchen wir ihn herauszuschälen. In den Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Russen hat die Geschichte eine merkwürdige Antithese spielen lassen. Politisch hat Rußland ein drückendes Übergewicht gegenüber Deutschland besessen und ausgeübt, von Peter dem Großen bis zu Bismarck; zugleich aber war es in seinem Innern dem deutschen Einfluß unterworfen. Seine politische Übermacht endete mit der Gründung des Deutschen Reiches, die friedliche Einwirkung von Deutschland aus nahm ihren Fortgang. Wer das so eingehend und erschöpfend darstellen wollte, wie die Sache es verdient, der könnte ein starkes und ohne Zweifel ebenso nützliches wie interessantes Buch schreiben. Hier sei es erlaubt, nur einige Hauptzüge hervorzuheben.

Rußland ist seit Jahrhunderten das Land deutscher Einwanderung gewesen. Es hat selbst die Deutschen wiederholt gerufen. Zu Ende des 15. Jahrhunderts, als Moskau zuerst bittende Hände nach abendländischer Gesittung ausstreckte, bewarb es sich auch um deutsche Kunstfertig-

Digitized by Google

keit. Gesandte, die der Großfürst Iwan III. 1486 zu Kaiser Friedrich III. schickte, hatten den Auftrag, aus dem Mutterland des Schießpulvers Erzgießer und Artilleristen herbeizuholen. Damit ist das Eis gebrochen. Von nun an gleitet ein ständig anschwellender Strom deutscher Techniker, Handwerker, Künstler nach Moskau. Seine Bedeutung wird an einigen Tatsachen klar. Die Geschütze, mit denen Iwan der Schreckliche 1552 Kasan, die Hauptstadt der Tataren, eroberte — es war das Ende der Tatarenherrschaft in Rußland —, waren deutsche Arbeit, und den Kern des Heeres, die berühmten Strelitzenregimenter, bildeten deutsche Landsknechte. Bei Moskau entstand eine eigne „deutsche Vorstadt", die nemezkaja slobodá, deren Einwohner vom Zaren ebenso begünstigt, wie vom Volk beneidet und beargwöhnt wurden. Als nach vorübergehender Polenherrschaft im Anfang des 17. Jahrhunderts eine nationale Gegenströmung die Oberhand erhielt, fiel auch die deutsche Vorstadt der Volkswut zum Opfer; sie wurde zerstört. Aber sie hat sich bald wieder erholt. Wie hoch die Herrscher die deutsche Einwanderung schätzten, lehrt das Verzeichnis von 123 deutschen Ärzten, Apothekern, Theologen, Juristen, Humanisten, Baumeistern, Zimmerleuten, Ingenieuren und Handwerkern aller Art, die im Jahr 1549 durch einen in Moskau ansässigen Bergmann, Hans Schlitte aus Goslar, im Auftrag des Zaren angeworben wurden. Ein förmlicher Massenimport deutscher Kultur! Das hat sich mehrfach wiederholt. Zar Boris dachte im Jahr 1600 sogar an Gründung einer Universität in Moskau, für die er die Professoren aus Deutschland berufen wollte. 1631 sollten nicht weniger als 5000 Menschen aus Westeuropa gewonnen werden, wiederum in erster Linie deutsche Handwerker. Aber auch deutsche Soldaten begehrte man damals, und wer weiß, wie mancher Reisläufer aus Tillys oder Wallensteins Heeren seinen Weg nach Moskau genommen haben mag! Wer Symbole liebt, mag sich daran freuen, daß der Thronsessel des ersten Zaren aus dem Hause Romanov, Michail Feodorovič (1613), die Arbeit eines gewissen Jesaias Zinkgräff aus Nürnberg war. Peter der Große, der Zögling der Moskauer deutschen Vorstadt, tat also nichts Neues, er folgte nur eifriger den Spuren seiner Vorgänger, als er Ausländer in Menge, vor allem Deutsche, in sein Reich lockte, sie mit Ehren überhäufte und ihnen wichtige Ämter anvertraute. Ebenso war es im Grunde nur eine Wiederholung von Vorgängen des 16. und 17. Jahrhunderts, wenn Katharina II. im Jahr 1768 das bekannte Manifest erließ, durch das „denen Ausländern, die Verlangen tragen würden, sich im russischen Reich niederzulassen", die verlockendsten Vorteile gezeigt wurden. Es handelte sich damals vor allem um Bauern zur Besiedlung der Steppe an der untern Wolga, und nicht weniger als 8000 süddeutsche Familien,

Digitized by Google

insgesamt etwa 27000 Köpfe stark, folgten dem Ruf und gründeten in den nächsten Jahren in den Bezirken Saratov und Samara 102 Dörfer, die sie in abenteuerlichen Kämpfen gegen wilde Tiere und ebenso wilde Nachbarn behaupteten. Ebenso machte es Alexander I. oder vielmehr der Herzog von Richelieu, der für ihn die neueroberten Gebiete am Schwarzen Meer und in Beßarabien verwaltete. Aus seiner Initiative entstanden eit 1801 und 1815 die blühenden deutschen Niederlassungen in Beßarabien und Taurien, die heute bis zu 14 Prozent der gesamten Anbaufläche betragen.

Diese sozusagen akute Einwanderung ist leicht zu fassen, nicht minder bedeutsam ist die chronische, die, kaum bemerkt, Jahr für Jahr fortgeht und mit der Zeit zu einer stattlichen Gesamtsumme anwächst. Das 19. Jahrhundert ist die Zeit zunehmender deutscher Einwanderung in Rußland. Man hat berechnet, daß in seinem Verlauf, nach Abzug der Rückwanderer, rund 1½ Millionen Deutsche sich in Rußland dauernd angesiedelt haben, und zwar zeigen die Jahresziffern gegen Ende der Periode ein starkes Anschwellen. Bis 1882 war der Jahresdurchschnitt 14914 Köpfe, um 1900 schon 27407, er hatte sich also fast verdoppelt.

Die Statistik beschäftigt sich nur mit den Deutschen, die aus Deutschland kommen. Dies ist aber nur ein ziemlich schmaler Nebenkanal, durch den der deutsche Einfluß in Rußland einströmt. Die Hauptmasse kommt aus den seit 1710 mit Rußland vereinigten deutschen Ostseeprovinzen. Hatte Peter der Große wirklich, wie ein Zeitgenosse es ausdrückt, „die feste Entschließung, der russischen Bosheit ein deutsches Gegengewicht zu setzen und durch Hilfe des letztern den alten russischen Sauerteig auszufegen", so konnte er allerdings kein besseres Mittel dazu wählen, als die Einverleibung eines Gebiets mit deutscher Bevölkerung und uralter deutscher Kultur. Livland ist denn auch mehr und mehr die Quelle geworden, aus der Volk und Staat Rußlands deutsche Menschenkräfte mit vollen Händen schöpften. Von dem nie unterbrochenen Strome, der sich von dort „in das Innere des Reiches" — so lautet der amtliche Ausdruck — ergossen hat, gibt keine Statistik Auskunft. Wer sich von Umfang und Bedeutung dieser „inneren Einwanderung" einen Begriff machen will, ist auf Schätzungen und Augenmaß angewiesen. Aber der Eindruck, den noch jeder gewann, der die Gefilde Rußlands durchstreifte, ist der, daß es im ganzen weiten Reich wenige Stellen geben dürfte, wo nicht das baltische Deutschtum in irgend einer Weise vertreten wäre. Eine Stichprobe, die das bestätigt, ermöglicht etwa das Album Academicum der Universität Dorpat. Die Zahl der Männer, die nach Ausweis dieser Listen als Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Beamte aus ihrer livländischen Heimat nach Rußland zogen, ist Legion.

Das Gesamtergebnis dieser Volksbewegung, soweit es sich zahlenmäßig

Digitized by Google

fassen läßt, hat die Volkszählung von 1897 aufgedeckt, — leider die einzige, bei der nach der Muttersprache gefragt wurde. Es zeigt sich da, daß es westlich der Wolga keinen Bezirk gibt, in dem nicht auf 100 Einwohner annähernd ein Deutscher käme, und bis nach Wladiwostók am Stillen Ozean keine größere Stadt, in dem es nicht eine deutsche Gemeinde mit deutschem Gottesdienst gäbe. In den Regierungsbezirken an der untern Wolga beträgt der deutsche Bruchteil der Bevölkerung 6—9 Prozent, in Litauen, Wolhynien, am Schwarzen Meer 4—6 Prozent, in einzelnen Gegenden Polens sogar über 10 Prozent. Alles in allem hat man im Jahre 1897 1790000 Deutsche — der Muttersprache nach — in Rußland gezählt, und es bestehen gute Gründe für die Annahme, daß diese Zahl hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Seitdem hat das Deutschtum an Zahl wohl noch zugenommen; man wird es ohne Übertreibung zu Beginn des vergangenen Jahres auf rund 2¼ Millionen Köpfe schätzen können.

Geht man nun dazu über, diese Werte zu wägen, so wachsen sie ins Unberechenbare. Die Statistik gibt leider keine Auskunft darüber, wie sich das Deutschtum auf die verschiedenen Volksklassen und Berufe verteilt. Was seine Wirkung betrifft, so liegt es auf der Hand, daß sie um so größer sein muß, je höher seine soziale Stellung ist. Vertreten ist es überall: im Bauernstand durch die großen, geschlossenen Kolonien an der Wolga, in Beßarabien, Taurien, Wolhynien; im Großgrundbesitz besonders in der Krim; im Handwerkerstand so ziemlich überall, noch mehr im Handel und in der Industrie; vor allem aber in den gelehrten Berufen. Der deutsche Arzt, der deutsche Apotheker sind eine typische Figur in ganz Rußland, ebenso wie der deutsche Gutsverwalter, Fabrikdirektor und Werkmeister. Was die Deutschen für die geistige Bildung in Rußland getan haben, läßt sich der Natur der Sache nach gar nicht berechnen. Einzelne Zweige des Wissens sind geradezu ihr Eigentum, die Geschichte der Medizin ist beispielsweise beinahe eine Geschichte der Deutschen in Rußland. Aber auch die russische Ethnographie und Geographie sind von ihnen geschaffen und die russische Geschichte wenigstens von Gerhard Friedrich Müller und Schlözer entdeckt worden. Nahezu ein Jahrhundert war Dorpat ein Herd deutscher Bildung, der seine Strahlen über das ganze Reich aussandte, während er selbst seine Flamme von dem Sauerstoff nährte, der ihm aus dem deutschen Mutterland zuströmte. Was haben nicht allein für die Erforschung des russischen Landes die Karl Ernst v. Baer, v. Middendorff, v. Bunge geleistet. Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, die zu Anfang vorzugsweise aus Deutschland und Westeuropa bemannt worden war — man denkt an Euler, Müller und Schlözer —, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beinahe eine baltische Gelehrtenkolonie.

Digitized by Google

So erhält man den Eindruck, daß in der sozialen Pyramide des russischen Reiches der deutsche Baustein je höher hinauf um so dichter eingefügt ist. Am dichtesten an der Spitze, in dem, was man die Regierung nennt. Allbekannt ist, daß das Herrscherhaus selbst deutschen Ursprungs ist, weniger bekannt, daß infolge der Familienverbindung mit deutschen Fürstenhäusern, die Peter der Große in seiner auf Eroberung der Ostsee gerichteten Politik geknüpft hatte, das Reich ein halbes Menschenalter hindurch ganz von Deutschen regiert worden ist. Mit den Herzögen von Holstein und von Braunschweig, die in Erwartung der russischen Erbschaft ihren Wohnsitz am Hof zu Petersburg nahmen, kam ein Schwarm von Höflingen und Bediensteten aller Art — darunter mancher richtige Abenteurer —, die wie ihre Herrschaft in Rußland „Fortüne zu machen" hofften, und gar manchem ist das auch gelungen. Diese Deutschen haben das Werk Peters, die „Europäisierung Rußlands", nach seinem Tode gerettet und fortgeführt. In der Zeit zwischen 1725 bis 1741, als in altrussischen Bojarenkreisen der lebhafte Wunsch hervortrat, die Residenz nach Moskau zurückzuverlegen und Europa wieder den Rücken zu kehren, da haben die Deutschen, die Peter herangezogen, oder denen er den Weg geöffnet hatte, allen voran der Westfale Ostermann, der Oldenburger Münnich, das Reich in den von Peter gewiesenen Bahnen festgehalten, so daß auch die nationale Gegenbewegung, die mit Elisabeth 1741 einsetzte, wohl die Männer stürzen, an der Richtung der Politik aber nichts mehr ändern konnte. Erbin und Vollenderin dieser Politik war Katharina II., die in Stettin geborene Prinzessin von Anhalt. Was Peter nur leise angedeutet, das machte sie zum erklärten Programm des russischen Strebens: die Eroberung Polens und Konstantinopels. Damit ist sie für alle russischen Reichspatrioten die ideale Kaiserin schlechthin und das kanonische Muster geworden, das man ihren Nachfolgern vorzurücken liebt. Deutschland hat also dem russischen Reich nicht nur die Herrscher, sondern auch die leitenden Großmachtgedanken geliehen.

In Rußland liebt man es, um diese unbequeme Vorstellung herumzukommen durch die emphatische Behauptung, Katharina, die „das Deutschtum abwarf und sich in eine Russin von echtem Schrot und Korn verwandelte", habe dem deutschen Einfluß für immer „enge Schranken gezogen", indem sie die Deutschen durch die Franzosen ersetzte. Das sind Phrasen, die mit den Tatsachen in Widerspruch stehen. Allerdings hat Katharina durch den Verkehr mit französischen Berühmtheiten, wie Voltaire, Diderot, Grimm, den sie ebenso aus persönlicher Eitelkeit, wie kluger Berechnung unterhielt, viel dazu beigetragen, daß französische Formen auch in der russischen Gesellschaft, wie damals überall, herrschend wurden. Aber diese Formen haben nie mehr bedeutet als einen ganz äußerlichen Zierat. Die

Digitized by Google

Sprache der vornehmen Kreise wurde französisch, und für die Ausstattung eines bessern Hauses war jetzt der französische Sprachlehrer und Tanzmeister ebenso unentbehrlich wie das Heiligenbild. Aber die Deutschen wurden dadurch nicht verdrängt. Denn weder hat es je eine dauernde französische Einwanderung von Belang gegeben — die Emigranten der Revolutionszeit kamen und gingen wieder —, noch hat mit Ausnahme des vorhin erwähnten Herzogs von Richelieu und des Welschschweizers Laharpe irgend ein Franzose größern Einfluß auf die Geschichte des Reiches geübt. Was die Deutschen dagegen nach wie vor bedeuteten, lehren schon die Namen des Hannoveraners Bennigsen, der an der Spitze der russischen Armee als erster (1807) Napoleon schlug, des Hanauers Cancrin, der als Finanzminister 1823 bis 1844 die Grundlagen der russischen Wirtschaftspolitik schuf, und des Rheinländers Nesselrode, der unter Nikolaus I. als Kanzler die auswärtige Politik leitete. Auch an Friedrich Maximilian Klinger, den Dichter von „Sturm und Drang", darf man erinnern, der es unter Alexander I. bis zum Generalleutnant brachte und sich um das Schulwesen hohe Verdienste erwarb. Neben diesen Einwanderern oder Söhnen von Einwanderern aus dem Ausland stehen seit Katharina II. in wachsender Zahl und mit steigendem Einfluß die Balten. Als die Kaiserin 1767 in Moskau Abgeordnete des ganzen Reiches als „Gesetzgebende Kommission" versammelte, um sich selbst und der Welt das Schauspiel einer noch nie gesehenen Volksbeglückung zu geben, fielen die Balten sofort durch Bildung, Talent und Charakter auf. Mit das Beste an dem innern Regiment Katharinas geht auf den Einfluß des klugen, hochgesinnten und charaktervollen Estländers Johann Jakob von Sievers zurück. Um die Wende des Jahrhunderts steht ein anderer Estländer, Graf Pahlen, als einer der mächtigsten Männer neben dem Zarenthron — seiner Energie verdankte Alexander I. den Tod des Vaters und die eigene Erhebung — und zu den Besiegern Napoleons gehören Graf Toll und Osten-Sacken. Den Höhepunkt ihrer Bedeutung erreichten diese deutschen Elemente in Hof und Regierung unter Nikolaus I., dem Schwiegersohn Friedrich Wilhelms III., der kein Hehl daraus machte, daß er sich am wohlsten in Berlin und Potsdam fühle, den man wegen seiner deutschen Neigungen spöttisch „Karl Karlowič" nannte — denn ein Russe kann niemals Karl heißen — und für dessen straff reaktionäres, soldatisches Regiment man den Einfluß preußischer Vorbilder verantwortlich machte. Sein Hof war wohl zur guten Hälfte deutsch und baltisch, und seine nächste Umgebung bildeten die Lieven, Benckendorff u. a. Auch unter Alexander II. erhielt sich vieles davon — wir begegnen den Finanzministern v. Reutern und v. Bunge, dem Justizminister Grafen Pahlen —, und sogar Alexander III., der doch schon einer

Digitized by Google

andern Zeit angehört, vertraute seine persönliche Sicherheit dem Generaladjutanten v. Richter und den Leibärzten Karell und Hirsch an. An zwei Stellen aber war das deutsche und baltische Element seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer Weise vertreten, die zu seiner Zahlenstärke gegenüber der Gesamtbevölkerung in gar keinem Verhältnis steht: im Heer und in der Diplomatie. Denkt man an die Kriege, die Rußland seit 1853 bis heute geführt hat, so fallen einem ungesucht die deutschen Namen ein: Todleben, Schilder-Schuldner, Krüdener, Essen, Stackelberg, Kaulbars, Stössel, Hörschelmann, Rennenkampff, Fock, Keller, Sievers, Scheidemann — wer genauer zusieht, findet ihrer leicht noch viel mehr. In der Diplomatie gab es eine Zeit, wo die Budberg, Brunnow, Meyendorff, Knorring, Uxküll das Feld beherrschten. Noch um 1900 konnte der Kurländer Graf Lambsdorff es bis zum Minister des Äußern bringen, und der Botschafter in London war damals der Estländer Staal. Heute heißt er Benckendorff — sie sind wohl die letzten ihres Stammes. Den Minister v. Giers wird man freilich hier nicht nennen dürfen, denn seine Ahnen — sie hießen Hirsch — entstammten einer östlicheren Heimat.

Wir sehen uns nach den Früchten um. Zwei, drei Jahrhunderte einer deutschen Einwirkung von zunehmender Stärke auf allen Gebieten müßten, so meinen wir, auch überall deutliche und tiefe Spuren aufweisen. Der deutsche Sauerteig müßte längst genügt haben, die ganze russische Masse in Gärung zu versetzen. Ja, wir dürften erwarten, das primitive Russentum durch deutschen Einfluß umgestaltet, den Russen mehr oder weniger germanisiert zu sehen. Kein Gedanke daran! Was das Deutschtum in Rußland erzeugt hat, soweit es überhaupt lebendig wirkt, ist nichts als Nachahmung. Nachahmung in verschiedenem Grade: am stärksten im Heere, wo in der Tat die preußisch-deutschen Einrichtungen fast ganz übernommen sind; auch auf andern Gebieten des Staates, wie etwa im Schulwesen, wenn auch hier schon viel weniger entschieden, oder in der Volkswirtschaft, wo der bismarckische Neumerkantilismus nicht ohne Einfluß geblieben ist. Im Leben des Volkes, in seinen Sitten, seinem Streben, seinem Geschmack, seiner Ethik, in der gesamten Auffassung des menschlichen Daseins wird man nach den lebendigen Wirkungen deutschen Wesens vergeblich suchen. Noch heute tritt man in eine vollständig fremde Welt, wenn man von Westen her etwa bei Wirballen oder Alexandrowo die russische Grenze überschreitet, noch heute ist Moskau von Berlin oder München kaum weniger verschieden als Konstantinopel. Es ist, als ob das Deutschtum in der russischen Umgebung alle lebendige Kraft verlöre. Dabei bestreitet kein Russe, daß der Deutsche ihm in allen Stücken überlegen ist. „Der Deutsche kann alles", meint Danilewski. „Gewissenhaft

Digitized by Google

wie ein Deutscher", sagt Dostojewski. Turgenjew legt dem russischen Gast, der im Wirtshaus durch völlig saubere Wäsche angenehm überrascht ist, die Frage in den Mund: „Sollte die Wirtin eine Deutsche sein?" Für den Betrieb einer modernen Fabrik ist der deutsche Werkmeister und Vorarbeiter unentbehrlich, der deutsche Direktor mindestens sehr erwünscht. Wer für sein Gut einen deutschen Verwalter bekommen kann, schätzt sich glücklich und zahlt gern ein höheres Gehalt. Daß der Deutsche im Heer schneller vorwärts kommt, wundert niemand: wer die ganze Woche täglich acht Stunden arbeitet, nicht trinkt, nicht spielt, keine Weibergeschichten hat und überdies sogar ehrlich ist, wie soll der nicht General werden? Aber daß der Russe es ebenso mache, — nein, das kann man nicht von ihm verlangen! Er ahmt ihn äußerlich nach, so lange er muß; aber er bleibt, was er war. Um dessen im großen inne zu werden, braucht man ja heute nur auf den Kriegsschauplatz im Osten zu blicken. Wo die Russen in Preußen gewesen sind, ist alles zerstört und ausgeraubt; wo die Deutschen in Rußland stehen, da bauen sie Straßen und füttern die Bevölkerung. Ein feindlicher Einfall der Russen ist heute noch genau dieselbe Sache wie zur Zeit Iwans des Schrecklichen. Von deutscher Erziehung noch immer keine Spur! Dazu ein Gegenstück in Miniatur aus meiner eigenen Erinnerung. Ein Bekannter von mir, deutscher Livländer, verwaltete ein Gut am Ural, das einen prachtvollen Wald an unwegsamem Berghang besitzt. Man hatte bisher auf Ausnützung verzichtet, weil es keinen Fahrweg dort hinauf gibt. Der Verwalter wendete das Verfahren an, das er in Deutschland kennen gelernt hatte, die Stämme im Herbst zu fällen und im Winter auf dem Schnee hinabgleiten zu lassen, und steigerte damit den Ertrag des Gutes beträchtlich. Er wechselte bald darauf seine Stelle, und als er nach Jahr und Tag den Ort besuchte, war alles wieder wie früher: man war nicht imstande gewesen, eine so einfache Sache wie die Freihaltung der Gleitbahn für den Winter drei Jahre lang richtig auszuführen.

Es muß wohl wirklich so sein: der Russe ändert sich nicht unter dem Einfluß des Deutschen. Das kann nicht nur daran liegen, daß der Deutsche in Rußland meist vereinzelt und in der Zerstreuung auftritt und infolgedessen rasch von seiner Umgebung aufgesogen wird. Daß dies der Fall ist, lehren ja schon die Zahlen. Wenn im Lauf eines Jahrhunderts 1½ Millionen Deutsche eingewandert sind und die Gesamtzahl der vorhandenen Deutschen, mit Einschluß der schon vorher ansässigen, am Schluß der Periode doch nur 2¼ Millionen beträgt, so muß von ihrer natürlichen Vermehrung der größte Teil durch Russischwerden verloren gegangen sein. Ein Vorgang, den jeder, der in Rußland gelebt hat, aus Hunderten von Beispielen kennt. Meist macht die Heirat mit einer Russin den Anfang.

Digitized by Google

Die Kinder wachsen dann bestenfalls noch zweisprachig auf, sind aber schon orthodoxen Glaubens, die Enkel sind wohl fast immer Stockrussen, und nur der Name erinnert noch an die deutschen Vorfahren: Witte, Hartwig, Stössel und tausend andere sind die Belege dafür. Daß solche denaturierte Deutsche nicht erziehend auf ihre Umgebung wirken, ist begreiflich. Aber auch das in geschlossenen Massen auftretende Deutschtum der Bauernkolonien an der Wolga, in Beßarabien, in Wolhynien bleibt ohne umgestaltenden Einfluß auf seine Umgebung, es bildet Inseln im russischen Meere. Hübsche Höfe und Dörfer, Fleiß und Sparsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit — und daneben, wo der Russe sitzt, von allem das Gegenteil.

Es kann auch gar nicht anders sein: die Elemente sind nicht nur verschieden, sie bilden polare Gegensätze, solche aber können keine Verbindung eingehen. Ohne Affinität keine Syntheſe! Deutsches und französisches, italienisches, spanisches, noch mehr deutsches und englisches Wesen lassen sich verbinden, deutsches und russisches schließen einander aus. Soll eines aufs andere wirken, so muß das eine das andere als Besonderheit zerstören, auflösen. Die Mengenverhältnisse bringen es mit sich, daß diesem Schicksal stets der Deutsche zum Opfer fällt. Worin die Gegensätzlichkeit besteht, ist auch nicht schwer zu erkennen. Nicht etwa in der slawischen Rasse! Rassentheorie in Ehren, aber der heute so gern behauptete unvereinbare Gegensatz zwischen Slawisch und Germanisch existiert gar nicht. Man blicke nach Polen und Böhmen, Kroatien und Slawonien: man findet nationalen Haß, aber keinen ausschließlichen Gegensatz. In einem guten Teil unseres norddeutschen Volkes erkennt ein geschärftes Auge nicht nur die physische, auch die geistige Syntheſe von Slawisch und Germanisch. Und die polnischen Bauern und Arbeiter in Posen und Oberschlesien erscheinen neben ihren russischen Stammesgenossen geradezu wie Deutsche: sie haben sich deutsch erziehen lassen, trotz ihrer großen Überzahl. Warum das beim Russen unmöglich sein soll? Weil sein ganzes nationales Dasein auf einer doppelten geschichtlichen Grundlage ruht, die der abendländischen Kultur schroff entgegengesetzt ist. Der Russe ist eben wie jedes Volk das Produkt einer langen Geschichte, und in dieser Geschichte sind die Hauptfaktoren die orientalische Kirche und die Herrschaft der Mongolen. Sie haben gewetteifert, die Passivität, die von Natur einen starken Zug im Volkscharakter bildet, zum schlechthin beherrschenden zu machen, und sie fahren beide in dieser Arbeit noch heute fort. Denn noch immer beherrscht in Rußland die Kirche das Volk, noch immer ist der russische Staat der Erbe und Fortsetzer des „mongolischen Joches". Nicht handeln, sondern leiden ist nach der Ethik der griechischen Kirche die höchste Tugend, und von dem Maß von Unterwerfung, an das die Mongolenchane und ihre Rechtsnachfolger, die Groß-

Digitized by Google

fürsten von Moskau, ihr Volk gewöhnt haben, macht kein Ausländer sich einen Begriff. Sehr richtig nennt darum Dostojewski die ganze Geschichte des russischen Volkes eine „Schule des Leidens". Aber er lehnt sich keineswegs dagegen auf, er macht aus dieser Not die höchste Tugend. „Suche im Leiden das Glück", ist die Lebenslosung, die er einer seiner erhabensten Gestalten in den Mund legt. Es ist derselbe Gedanke wie in der Lehre Tolstois, daß man das Böse durch Leiden überwinden solle. Ob das vielleicht der Ethik des ursprünglichen Christentums entspricht, wie die genannten Dichter behaupten, mag auf sich beruhen; sicher ist es der gesamten Lebensgesinnung aller abendländischen Völker stracks entgegengesetzt. Die abendländischsten der Abendländer aber sind gerade darin die Deutschen, deren größter Denker die höchste Lebensregel, seinen kategorischen Imperativ, mit dem Wort „Handle" beginnt, und deren größter Dichter seinem Faust das Wort in den Mund legt: „Im Anfang war die Tat."

Die Gegensätzlichkeit deutschen und russischen Wesens ist also wohl verständlich. Historisch tief und fest verwurzelt, ist sie nichts anderes als der uralte Gegensatz abendländischer und orientalischer, europäischer und asiatischer Art. Kann man sich da noch wundern, daß deutsche Einwanderer, die in Rußland ihre deutsche Art bewahren, dort als Fremdkörper empfunden werden, ohne auf ihre Umgebung nachhaltig einwirken zu können? Und kann man sich wundern, daß sie der Gegenstand um so größerer Abneigung sind, je stärker sie an Zahl, wirtschaftlicher Kraft und Einfluß im öffentlichen Leben werden?

Dennoch wird man mit Recht erstaunt sein, zu hören, daß das russische Volk sich aufgerafft habe, um eine verhaßte deutsche Herrschaft abzuschütteln, die es mit Entartung bedrohte. Daß das Deutschtum in Rußland längst schon nur noch mäßig geduldet wurde, daß gegen seine Träger in den Ostseeprovinzen seit einem Menschenalter alle Gewaltmittel der Russifizierung angewandt werden und daß auch die Kolonisten im Süden seit Jahrzehnten einer beständigen Drangsalierung ausgesetzt waren, — das ist auch bei uns so bekannt, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Die Phrase von der Befreiung vom deutschen Geist und dem Wunsche, sich selbst gleich zu bleiben, was nur durch Krieg gegen Deutschland und Deutschtum zu erreichen sei, ist eine jener heuchlerischen Etiketten made in England, die heute im Rotwelsch der Politik Mode geworden sind. In Wirklichkeit gibt dieser Überschwang — soweit es sich nicht ganz einfach um den Kampf nicht gegen den deutschen Geist, sondern gegen das deutsche Kapital, den deutschen Handel, kurzum gegen die wirtschaftliche Übermacht des Deutschen Reiches handelt — in Wirklichkeit ist diese Übertreibung nur ein Gradmesser für die Stärke der natürlichen Abneigung, mit der das

Digitized by Google

russische Volk in allen seinen Schichten dem deutschen Wesen gegenübersteht. Richtig ist daran nur soviel, daß der Russe allerdings den Deutschen ablehnt und ablehnen muß, wenn er Russe, das heißt slawisch-mongolischer Orientale bleiben will. Daß aus dieser Ablehnung ein wirklicher Haß geworden ist, das ist die Folge der starken deutschen Einwanderung nach Rußland. Wären die Franzosen oder Engländer an Stelle der Deutschen ebenso zahlreich in Rußland aufgetreten, so würde sie der Haß des Volkes ebenso treffen. Der Deutsche ist verhaßt, weil er als Fremder und als Ketzer das Abendland vertritt. Die ungebildete Volksmasse macht da keinen großen Unterschied: nêmez heißt ihr der Deutsche, wie jeder westliche Ausländer. Erst im Kriege hat der gemeine Soldat gelernt, die Germanzy als etwas Besonderes von den übrigen Nêmzy zu trennen.

Die Regierenden haben das mit großer Schlauheit erkannt und benutzt, um einem Kriege, dessen wirkliche Ziele den Massen nur schwer verständlich wären — denn was liegt dem Mann aus dem Volk an der Eroberung von Königsberg und Lemberg und an der Verdrängung des deutschen Kapitals durch englisches, französisches und belgisches? — um diesem Kriege die Volkstümlichkeit zu geben, die er haben mußte, wenn er nicht schon in den ersten Wochen scheitern sollte, wie vor zehn Jahren der japanische Krieg gescheitert ist. Indem man den Krieg zu einem solchen gegen das Deutschtum, das heißt gegen die Deutschen in Rußland stempelte, wurde aus einem Interessen- und Kabinettskrieg der „heilige Krieg", der „Befreiungskrieg". Wird das Ergebnis der Niederlage ein Sieg des Deutschtums nicht nur über Rußland, sondern auch in Rußland sein, oder wird der Gegner sein Ziel wenigstens darin erreichen, daß das Deutschtum aus Rußland verschwindet? Wir versuchen keine Antwort auf diese Frage, um den Zensor nicht zu bemühen.

Digitized by Google

Wladimir Ssemenow.

Von Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der k. b. Kriegschule.

In einem kleinen nordfranzösischen Dorfe habe ich — zu meiner Schande muß ich's gestehen — den Namen Wladimir Ssemenow zuerst gehört. Als ich über Mangel an passendem Lesestoff klagte, hat mich ein bayerischer Offizier, der leider inzwischen gefallen ist, auf die große Trilogie „Rassplata", „Die Schlacht bei Tsuschima" und „Unser Lohn" hingewiesen. Erstaunt mußte ich bemerken, daß nicht nur mein Freund, dessen literarische Kenntnisse mich wiederholt beschämt haben, sondern auch die andern Offiziere Namen und Werke des russischen Kapitäns genau kannten, während den meisten meiner Berufsgenossen diese Erinnerungen aus dem Russisch-Japanischen Kriege völlig fremd waren. Ich habe dann noch im Felde die lebensvolle, dramatisch bewegte und ergreifende Darstellung der großen Seeschlacht und die tieftraurige Schilderung der Gefangenschaft in Japan und der Rückkehr in eine undankbare Heimat gelesen und mich hier in München in das umfangreiche Werk über die Kämpfe des russischen I. Geschwaders bei Port Arthur und den Leidensweg des II. Geschwaders von Libau bis in die Koreastraße vertieft. Und ich konnte und kann es nicht verstehen, daß ein so hinreißendes Buch sieben Jahre lang in vorzüglicher deutscher Übersetzung, in der schönen Ausstattung eines weltbekannten Verlags[1]) vorliegen konnte, ohne von Tausenden gekannt, gekauft, gelesen zu werden. Aus dem Wuste unsrer Memoirenliteratur — und wer dünkt sich heutzutage zu gering, um Erinnerungen zu schreiben! — hebt sich dieses großartige Tagebuch als einzigartiges literarisches und historisches Kunstwerk hervor. Es wäre zu jeder Zeit zeitgemäß gewesen; es ist jetzt, im Kriege gegen Rußland, zeitgemäßer denn je.

Die politische und militärische Bedeutung des Russisch-Japanischen Krieges ist in deutschen Laienkreisen sehr häufig falsch eingeschätzt worden. Man ließ sich, wie so oft, das klare Urteil durch politisch wertlose, ja schädliche Sympathien und Antipathien trüben. Während die deutsche Regierung an einer russenfreundlichen, freilich von Rußland nie gedankten Neutralität festhielt, stand die deutsche öffentliche Meinung entschieden auf der Seite Japans, aus der verständlichen, aber in diesem Falle politisch wirkungslosen Zuneigung, die kriegerische und aufstrebende Nationen häufig zu einander haben. Triumphierend sah insbesondere der deutsche Liberalismus der militärischen Katastrophe des verhaßten Zarenreiches zu und zog aus den Niederlagen Kuropatkins im fernen Osten die verwegensten Schlußfolgerungen für die militärische Macht, die Rußland im nahen Osten oder

[1]) Wladimir Ssemenow, Raßplata, Berlin 1908; Schlacht bei Tsuschima, Berlin 1906; Unser Lohn, Berlin 1910. Alle drei übersetzt von Oblt. z. S. Gercke (Mittler & Sohn).

Digitized by Google

im Westen werde entfalten können. „Rußland", schrieb noch 1911 ein angesehener deutscher Parlamentarier, W. Kulemann, in seinen „politischen Erinnerungen", „Rußland ist für Jahrzehnte hinaus als Faktor der Weltpolitik, mit dem wir ernsthaft zu rechnen hätten, ausgeschaltet". Und gestützt auf diese durch nichts bewiesene Behauptung, forderte er kategorisch die Abrüstung zu Lande, drei Jahre vor den freilich glänzenden, aber nur mit Aufbietung aller Kräfte und mit unberechenbar überwältigender Feldherrnkunst geführten, blutigen und mühevollen Feldzügen Hindenburgs.

Zu unserem Heile blieben die militärischen Fachmänner, auch nach Liaoyang und Mukden, ruhig und besonnen. Selbstverständlich wurde, wie jeder moderne Krieg, auch das große Ringen in Ostasien von unseren Offizieren eingehend studiert und für die Praxis nutzbringend verwertet[1]). Die lange Reihe der vom Großen Generalstab herausgegebenen „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften", die den Feldzug strategisch und taktisch in der seit Moltke traditionellen, klassisch-klaren Sprache behandelten, hätten es sicherlich verdient, auch von Nichtmilitärs gelesen zu werden. Mochte immerhin die „ungeschminkte" amtliche Darstellung des Russisch-Japanischen Krieges durch den russischen Generalstab für den Laien zu umfangreich sein: der „fuzzitierende Extrakt" — um mich eines bismarckischen Ausdrucks zu bedienen, — den Oberstleutnant Freiherr von Tettau in den zwei Bänden über „Kuropatkin und seine Unterführer" in ansprechender Form bot, wäre doch wohl wert gewesen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Aber die Interesselosigkeit, die der deutsche Leser stets militärwissenschaftlichen Darstellungen gegenüber zeigt, ließ sich durch nichts überwinden. Ganz verständlich, daß in den parlamentarischen und journalistischen Debatten über militärische Fragen eine bedauernswerte Gedanken- und Ideenlosigkeit vorherrschte, die den Kenner erbittern und zu schroffster Abwehr des Dilettantismus veranlassen mußte.

Es war unmöglich, die communis opinio über die kriegerischen Ereignisse in Ostasien richtig zu stellen. Noch zu Beginn des Weltkriegs setzte man — und nicht nur an Stammtischen — in dem unbestreitbaren Satz „die Japaner haben die Russen überall vernichtend geschlagen", an Stelle des Wortes „Japaner" einfach den Namen der Deutschen und sah unsere Ulanen ihre Rosse in der Wolga tränken. Das große, grundlegende Werk Bernhardis „Vom heutigen Kriege" war selbst denen oder gerade denen, die am lautesten über den „Bernhardianismus" zeterten, völlig unbekannt. Und doch hätte man hier gleich im Anfang die treffenden und allgemeinverständlichen Sätze über den Russisch-Japanischen Krieg finden können:

„Der Russisch-Japanische Krieg stellt sich von Anfang bis zu Ende als ein ein-

[1]) In den S. M. behandelte General von Scherff die Ergebnisse im Maiheft 1905.

Digitized by Google

heitliches Ringen zweier moderner Heere dar; dennoch kann er keineswegs als Beweis dafür gelten, daß sich die Dinge auch in Zukunft ähnlich abspielen müßten. Es waren ganz besondere Verhältnisse, die ihm den einheitlichen Charakter aufgezwungen haben. Beide feindlichen Heere waren nämlich mit ihren Hauptkräften an die einzige vorhandene Eisenbahn gebunden, weil sie für ihren Unterhalt von ihr abhingen. Diese Bahnlinie bildete die Klammer, die die Heere einheitlich zusammenhielt und sie zwang, in geschlossenen Linien im allgemeinen frontal gegeneinander vorzugehen. Nichts berechtigt aber zu der Annahme, daß in Ländern mit weitverzweigtem Eisenbahnnetz, das eine verschiedenartige Basierung gestattet, die Dinge sich ebenso abspielen müßten wie in der Mandschurei. Eine kritische Betrachtung der Verhältnisse zeigt vielmehr, daß bei größerer Bewegungsfreiheit auch in Ostasien die Dinge sich voraussichtlich anders gestaltet hätten."

So irrig es also war, aus den singulären Zuständen eines Feldzugs im fernen Osten auf Kämpfe in Ostpreußen, Polen und Galizien zu schließen und anzunehmen, daß diese ebenso beginnen, ebenso verlaufen und ebenso enden müßten, so wertvoll wäre es für uns gewesen, wenn wir uns bemüht hätten, das wahre Bild Rußlands, dieses „großen Unbekannten", das sich gerade in der starken Lebensäußerung eines Krieges leicht erkennbar abgezeichnet hätte, näher und ernsthafter zu untersuchen. Was wußten wir denn bisher von unseren Nachbarn im Osten? Wir hatten Lermontow und Turgenjew, Tolstoi und Dostojewski gelesen, natürlich nur in Übersetzungen; denn wer mochte diese vertrackte Sprache lernen! Der staatliche und gesellschaftliche Aufbau Rußlands war und ist namentlich uns Süddeutschen — die slawische Professur an der Universität München ist erst vor wenigen Jahren geschaffen worden — fast gänzlich unbekannt. Die politische und militärische Literatur des Zarenreiches wurde nur von denen durchgearbeitet, die sie aus wissenschaftlichen Gründen in sich aufnehmen mußten. Ganz charakteristisch für die jammervolle Oberflächlichkeit unseres Urteils, daß ein Kritiker in Ssemenows Schriften den Geist Tolstois spüren wollte, „der alle Tatkraft lähmt"! Sicher, Tolstois wunderliche und weitüberschätzte Lehren wurzeln in echtrussischer, träumerischer Untätigkeit, im griechischen Mönchstum; aber was hat dieser Schwärmer, dieser „Dulder der Ungerechtigkeit", mit dem leidenschaftlichen Ssemenow und seinem Helden, dem tapferen, energischen, zielbewußten „Rauschebart" Makarow zu tun? Mit den Männern, die sich gerade gegen das russische Phlegma aufbäumen, gegen den von Tettau angeklagten, „damals in der Armee und in der Nation herrschenden Geist der Passivität", gegen die „breite Natur, deren sich der Russe wohlgefällig und selbstzufrieden zu rühmen pflegt"? Gewiß, Ssemenow selbst bestätigt durch seine scharfen Angriffe die alten Vorwürfe gegen Rußland: er spricht laut und deutlich von Korruption und Untätigkeit, von arroganter Überhebung und verächtlichem Servilis-

Digitized by Google

mus; aber er spricht als einer von denen, die gegen diese verderblichen Zustände und Gewohnheiten ankämpfen. Zweifellos liegt ein Schleier der Schwermut über der Erzählung von Rojestwenskis „Argonautenfahrt"; aber man spürt doch selbst hier mit einem gewissen Erschrecken, wie da aus Jahrhunderte altem Morast ein neues Rußland emporwächst oder wenigstens emporwachsen möchte, ein Rußland, das sich nicht in nihilistischen Doktrinen und weltfremden Träumereien verliert, sondern ernsthaft und tapfer, mit zusammengebissenen Zähnen, ohne der Mißerfolge zu achten, immer wieder mit der Arbeit an Staat und Heer und Flotte beginnt. Im Russisch-Japanischen Kriege freilich waren die Mächte träger Beharrung noch zu stark, sie führten mit unausweichbarer Notwendigkeit nach Mukden und Tsuschima. Aber das neue Rußland kann trotzdem wachsen, kann Tannenberg und Lodz verschmerzen, kann zur Schicksalsmacht Europas und damit Deutschlands werden. Wir, die unmittelbaren Nachbarn des Riesenreichs, werden, nach den Siegen, den Osten aufmerksamer beobachten müssen als bisher; werden seine Sprache lernen, seine Politik, sein Leben in Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst studieren müssen. Als „reiner Tor" ist Deutschland in diesen Krieg gezogen; nach dem Siege aber, an dem wir nicht zweifeln, muß es wachsamer als bisher nach Ost und West spähen, um kommenden Gefahren rechtzeitig zu begegnen.

Man kann freilich die Bücher Ssemenows auch mit anderen Gedanken lesen; man kann, wenn man will, einen hoffnungslosen Pessimismus darin finden. Und tatsächlich ist das alte Rußland, das uns auf jeder Seite entgegentritt, von so abstoßender Häßlichkeit, daß man selbst einem tapferen Herzen mutlose Schwermut verzeihen würde. Noch auf der transsibirischen Bahn erfährt Ssemenow die Katastrophe vom 8./9. Februar, die schwere Beschädigung des I. russischen Geschwaders. Sie erschreckt ihn, aber sie vernichtet seine Zuversicht nicht: er stimmt seinem Reisegefährten, einem Obersten, zu, der diesen ersten japanischen Erfolg nur einen „unwichtigen Anfang" nennt: „Hinter uns steht Rußland. Wir sind nur seine Vorhut. Wir bedeuten gar nichts, aber wir werden unsere Pflicht tun." Dieser Todesmut weicht indes, sofort nach dem Eintreffen in Port Arthur, tiefer Resignation. Verzweifelt wehrt sich Ssemenow gegen die lähmende Stimmung der obersten Heeresleitung: als Kommandant des Torpedobootes Räschitelny sucht wenigstens er den Geist kühner Initiative aufrecht zu erhalten. Vergeblich! Die Formel Alexejews und Kuropatkins „Nichts riskieren!" läßt Kampfeslust und Unternehmungsgeist nicht aufkommen. Im Gegenteil: der Statthalter versetzt den allzuschneidigen Kapitän auf den Transporter Angara. Mit wilder Wut hat Ssemenow diese Abkommandierung aufgenommen und sie dem Diktator mit unerlöschlichem Hasse vergolten. Aber

Digitized by Google

seine Beschwerden beim Chef des Stabes, Konteradmiral Witthöft, sind nutzlos: „Überlegen Sie doch! Eigenhändig hat er's geschrieben. Mit dem Grünstift!" und vor diesem Grünstift sinkt alles ehrfürchtig in den Staub. Keine Opposition, kein Reformvorschlag darf laut werden; „der Statthalter wollte, solange er regierte, keine andern Berichte sehen als solche, in denen es hieß: ‚Alles ist in bester Ordnung'. Dann konnte er selbst alleruntertänigst melden, die ihm anvertraute Flotte sei in völliger Gefechtsbereitschaft und werde jeden Angriff des tückischen Feindes mutig zurückweisen". Natürlich, daß ein Geschlecht von Strebern unter solchem Regime emporwachsen mußte. „Alle Interessen konzentrierten sich darauf, im Dienste schnell vorwärts zu kommen. Man sagte ‚der und der hat Glück gehabt' und spekulierte auf Stellungen, in denen es mehr Gebührnisse gab oder in denen man mehr unter den Augen der Vorgesetzten war." Die Unfähigkeit und Unbelehrbarkeit des Höchstkommandierenden hatte den männlichen, kriegerischen Geist, den Mut der Selbstverantwortung zerstört und damit das Schicksal Port Arthurs besiegelt, ehe noch die Japaner angegriffen hatten. „Jeder wußte, . . . daß ein freies Wort und ein selbständiges Urteil unverzüglich, auf geheimnisvollen Pfaden, an die richtige Stelle gelangte und daß der Unvorsichtige, der oft gar nicht wußte, wessen er schuldig war, plötzlich die strafende Hand zu fühlen bekam. Man stand nicht etwa vor einer Begleiterscheinung der eisernen Disziplin. Die Behauptung wäre falsch. Disziplin ist das bewußte und selbstgewollte Sichbeugen unter das Gesetz. Disziplin herrscht dort, wo Alt und Jung nicht aus Furcht gehorchen, sondern ihres Gewissens halber. In Port Arthur sah man nur Furcht, blasse Furcht vor der allmächtigen, verantwortungslosen Regierung." Dieses System ängstlichen Gehorsams, diese zielbewußte Unterdrückung jeder unbequemen Mahnung hatte die Katastrophe vom 8./9. Februar verschuldet. Aber niemand hatte durch sie gelernt. Entsetzt fährt Ssemenow zurück, als er auf der Angara die für den Statthalter bestimmten Luxuskabinen besichtigen muß, diesen „richtigen Scheiterhaufen", der das Schiff bei der kleinsten Feuersbrunst in höchste Gefahr bringen muß. Was hilft sein redlicher Eifer! Nur wenige haben überhaupt ein Gefühl für den Ernst der Lage. Auf der Werft arbeitet man, trotz der beschädigten Schiffe, im Friedenstempo: „wenn Himmel und Erde vergehen, unsere Rechnungslegung bleibt bestehen". Und dabei liegt die japanische Flotte vor der Festung; die Halbinsel Kwantung ist voller japanischer Spione; in der Nacht vom 23. auf 24. Februar wagen die Feinde den ersten, kühnen Sperrversuch.

In diesem kritischen Augenblicke kommt Makarow, der neue Chef der Flotte des Stillen Ozeans, nach Port Arthur. Und mit einem Schlage verändert sich das ganze Bild. „Großväterchen ist ein ganz anderer Kerl",

Digitized by Google

meinen die Matrosen. Selbst der Leser kann die Begeisterung der Offiziere und Mannschaften mitempfinden, die zu lautem Jubel anschwillt, als beim ersten Torpedobootsgefecht die Kreuzer Nowik und Askold zur Unterstützung auslaufen und plötzlich auf dem Nowik die Admiralsflagge erscheint; nie hätte der feige Alexejew gewagt, sich selbst zu exponieren. „Der Admiral hatte alle Herzen mit einem Schlage erobert und konnte von nun ab mit Recht ‚mein Geschwader' sagen." Freilich die furchtbaren Versäumnisse der letzten Jahre waren selbst durch diese mächtige Persönlichkeit nicht mehr gut zu machen; trotz aller Begeisterung blieb die Tatsache bestehen, daß die Schiffe nicht fahren, die Artilleristen nicht schießen konnten. Aber solche fundamentale Mängel erscheinen mit einem Male kleiner, nebensächlicher, weil der Admiral mit Ernst an die unmöglich erscheinende Arbeit herangeht, weil er, selbst mit unzureichenden Mitteln, das Höchste leisten will, und mit seinem starken Willen sich jeden untertan macht. „Er kann es, weil die anderen im Grunde dasselbe wollen. Sie gehorchen nicht aus Furcht, sondern ihres Gewissens halber." Und nun zeigt sich eben, daß die Elemente eines neuen, ganz und gar nicht an Tolstoi orientierten Rußland vorhanden sind. „Es entstand der Geist, der zum Siege führt, der Glaube an den Führer, für den man gern in den Tod geht, wenn er es befiehlt. Es blieb nur noch übrig, den Leuten beizubringen, daß der Tod nicht die Hauptsache war, sondern der Sieg; daß es nicht genügte, sterben zu können, sondern daß man es verstehen mußte zu kämpfen." Endlich, nach langen Jahren der Untätigkeit, wird wieder von allen und in allem gearbeitet; „die Hauptsache war, daß niemand untätig blieb." — Da läuft am 13. April der Petropawlowsk, der den Admiral trägt, auf eine Mine; mit dem Schiff versinkt der einzige Retter. Und verzweifelt fühlt jeder in der Flotte, daß diese schreckliche Katastrophe das Ende bedeutet. „Was ist denn ein Panzerschiff", sagt der erste Bootsmann der Diana klagend zu Ssemenow, „es hätten ruhig zwei sinken können und noch ein paar Kreuzer dazu. Das ist es nicht, aber wir haben unser Haupt verloren. Warum mußte gerade er es sein und nicht irgend ein anderer!" Seine Stimme brach und er wandte sich ab. Und es ist tatsächlich vorüber. Die unheilvolle Tyrannis Alexejews beginnt aufs neue, und ihr Geist überdauert selbst seine jämmerliche Flucht. Es wird nichts mehr gearbeitet, es wird nichts mehr unternommen; langsam, in einer kläglichen, immer schwächer werdenden Defensive geht die einst so stolze Flotte und mit ihr die Festung zu Grunde. Der ärgste Feind Rußlands war, wie stets, Rußland selbst.

Es gelingt Ssemenow, sich aus dem Zusammenbruch zu retten, über Saigon nach Libau auf das II. Geschwader zu gelangen. Aber auch diese letzte Hoffnung Rußlands soll eine schwere Enttäuschung werden. Nicht

Digitized by Google

durch die Schuld des Admirals! Gewiß ist Rojestwenski kein Makarow, er ist weicher, nachgiebiger, resignierter. Aber auch er ist sympathisch und klug, beliebt und geachtet bei Mannschaften und Offizieren, ein fähiger Führer, der einzige Mann in der russischen Flotte, der etwas gegen Japan hätte ausrichten können, wenn Rußland ihm ein besseres Instrument in die Hand gegeben oder wenigstens das mittelmäßige nicht mutwillig und töricht selbst zerstört hätte. Umso höher muß es gewertet werden, daß Rojestwenski, obwohl er klar erkennt, daß er ins Verderben geschickt wird, doch mutig, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Tod entgegengeht. Freilich verfolgt ihn sein Unglück bis zuletzt; statt auf dem sinkenden Ssuworow zu fallen, wird der Admiral gerettet und muß noch jahrelang den Makel der Niederlage tragen, die nicht er, sondern Rußland verschuldet hat.

„Unsere Armada", sagt Leutnant S., der den geheimen Schriftwechsel des Admirals führte, einmal zu Ssemenow, „unsere Armada, dieser zufällig zusammengewürfelte Haufen von Schiffen — teils neuen, die schlecht gebaut und noch nicht völlig hergestellt sind, teils alten, die kaum instandgesetzt sind — die Armada, die im besten Falle die Bezeichnung ‚Reserveflotte' verdiente, wurde zur aktiven Flotte, deren Aufgabe in der Niederwerfung einer siegreichen, aktiven, wirklichen Kriegsflotte besteht! Und dabei stützt sich die letztere auf zahlreiche, vorzüglich ausgerüstete Häfen, während wir, um unsern einzigen Stützpunkt, Wladiwostok, zu erreichen, sie vorher besiegen müssen. Wir, die Schwächeren sowohl an Zahl als an Bewaffnung wie auch an Ausrüstung und schließlich — wozu soll man es leugnen? — auch hinsichtlich des Geistes der Besatzungen — wir wagen noch darauf zu hoffen? Aber ‚dort' verstehen sie es nicht oder wollen es nicht verstehen, sie glauben noch an ein Wunder."

Und es ist tatsächlich ein Wunder, daß dieser „Argonautenzug" überhaupt bis in die Koreastraße kommt. Er beginnt in Libau unter bösen Vorzeichen, und diesmal täuschen sich die Abergläubischen nicht. Es fehlt an allem und jedem; eine Havarie folgt der anderen; die Apparate des neuen funkentelegraphischen Systems Slaby-Arco, deren Überlegenheit über das altbewährte Marconi-System man in der Heimat ohne jede Prüfung angenommen hat und die nun völlig versagen, wirken wie ein karikaturistisches Symbol dieser Armada; die Hull-Affäre, bei der übrigens — wir haben es damals alle nicht geglaubt — das Geschwader wirklich von Japanern angegriffen worden ist, zeigt in grellem Licht die Überlegenheit des kecken Feindes. Aber noch versucht man, vor ihr krampfhaft die Augen zu schließen. Jeder Versuch Ssemenows, seine Erfahrungen von Port Arthur zu verwerten, wird von den Spezialisten zurückgewiesen: die Friedenstheorie siegt über die Kriegspraxis. Mühsam gelingt es dem Kapitän, wenigstens

Digitized by Google

Kleinigkeiten durchzusetzen; freilich weder seine Minensucher- noch seine Torpedobootsübungen werden das Schicksal des Geschwaders wenden. Vor allem sind die Mannschaften, Jungmatrosen und Reservisten, für den Ernstfall noch nicht zu gebrauchen: „Die einen muß man vom Grund aus ausbilden, weil sie nichts wissen, die anderen deswegen, weil sie alles vergessen haben." Die höchst nötigen Schießübungen sind, da man zu wenig Munition hat, nur in beschränktem Maße möglich. „Fahren im Verbande, Position halten, hoffentlich lernen wir das auf der langen Reise. Mit Mühe wird man Zeit für die verschiedenen Übergänge aus einer Formation in die andere verfügbar machen. Das wird schon schwer genug sein! Was aber erst die Gefechtsübungen im Geschwader oder in Abteilungen betrifft, die Ausführung verschiedener taktischer Pläne, die Einübung taktischer Kunstgriffe — die Sorge darum muß man vertagen. Das ist die Sache jahrelanger Vorbereitung." Und da es an dieser Vorbereitung fehlt, muß die Katastrophe kommen.

Noch einmal scheint sie sich zu verzögern: der lange, ungewollte Aufenthalt in Madagaskar wird von Rojestwenski ausgenützt; neue Hoffnungen werden wach, obwohl die Offiziere das Gefühl, auf die Schlachtbank geführt zu werden, nicht völlig bannen können. Die ebenso kühne wie glückliche Fahrt durch die Malakkastraße läßt indes auch sie fröhlicher in die Zukunft schauen. Da kommen die von dem gewissenlosen Klado kategorisch in St. Petersburg geforderten „Verstärkungen", die „Selbstersäufer" Nebogatows: eine Schar alter, unbrauchbarer Schiffe, die nur die Schnelligkeit und Beweglichkeit der Flotte schädigen werden — „Plätteisen und Galoschen", wie sie der grimmige Spott der Armada nennt. Und jetzt ist's wirklich zu Ende! Die „Abrechnung", Rassplata, wird nicht mehr gefürchtet, sie wird herbeigesehnt: der Tod allein kann aus Jammer und Schande erlösen. Und glücklich der Kamerad, den die Granaten treffen; wehe dem, der, wie Ssemenow, die Schlacht überlebt, um nach langer Leidenszeit zu erfahren, daß die Heimat „den Wert des Blutes"[1]) nicht zu schätzen weiß.

Der Hauptwert des Ssemenowschen Buches ist, wie schon aus dieser Zusammenfassung hervorgehen dürfte, ein historischer: die drei Bände sind ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des Ostasiatischen Krieges; sie erfüllen Namen und Daten, die wir kannten, mit Stimmung, Farbe und Leben. Sie sind aber auch, gerade jetzt, nicht ohne politisches Interesse. Ssemenow ist kein Politiker vom Fach; er spricht nur selten über die Stellung der Großmächte zu Rußland; wenn er sie aber erwähnt, urteilt er als alter Seemann mit herzerfrischender Deutlichkeit und gesundem Menschenverstande. Natürlich sind die Japaner für den russischen Kapitän der Feind und es ist verständlich, daß der Besiegte nicht gerade wohlwollend

[1]) So, nicht „unser Lohn", lautet der russische Titel des dritten Bandes.

Digitized by Google

über den Sieger redet. Er stellt sie in schroffen und unvorteilhaften Gegensatz zu allen europäischen Nationen: „Japaner kämpften nie, um ihren Gegner zu besiegen, sondern um ihn zu knechten." Ohne die Leistungen der Truppen Oyamas und Togos herabzusetzen — die Ausrüstung und Führung der japanischen Flotte werden jederzeit anerkannt — hält Ssemenow in moralischer Hinsicht die gelbe Rasse doch nicht für ebenbürtig. Die vielgepriesene japanische Ritterlichkeit erscheint in seinen Schilderungen aus der Gefangenschaft in recht merkwürdigem Lichte, und es ist nicht uninteressant, diese realistischen Bleistiftskizzen mit den zarten Lackmalereien Lafcadio Hearns zu vergleichen. Am bemerkenswertesten freilich sind die prophetischen Worte, mit denen der französische Admiral Jonquières seinen Freund Ssemenow auf die drohende Gefahr hinweist, daß nämlich „der Angriff Japans auf Rußland nur der erste Schritt zur völligen Verdrängung der Europäer aus Asien sei, in jedem Falle aber zum Ersatz der Oberherrschaft der weißen Rasse durch die Hegemonie eines panasiatischen Bundes, dessen gemeinsames Banner die Flagge der aufgehenden Sonne sein würde." Wir haben den zweiten und dritten Schritt erlebt. Daß England trotz dieser gelben Gefahr der Bundesgenosse der jungen ostasiatischen Großmacht sein und bleiben konnte, läßt die Stärke des russisch-englischen Weltgegensatzes deutlich erkennen. Ohne sich offen gegen Rußland zu erklären, hat Großbritannien nach seiner Art durch allerlei Vorschub und Unterstützung den Japanern geholfen, wo es konnte, die Russen geschädigt, wo es irgend angängig war. Der Mitwirkung Englands hatte Rußland nicht nur die Überraschung bei Hull und ähnliche Intrigenstücke zu verdanken — der Druck der großbritannischen Regierung hinderte vor allem den Verbündeten des Zarenreiches, Frankreich, an wirksamem Eingreifen, ja selbst an wohlwollender Neutralität. Es ist geradezu kläglich, wie Frankreich aus lauter Angst vor England die Flotte Rojestwenskis überall im Stich läßt und schleunigst aus jedem französischen Hafen vertreibt. Sicher, das II. Geschwader war nicht mehr zu retten, aber eine Reihe beschämender Momente — ich nenne nur die Irrfahrt an der Küste von Annam — hätte ihm durch eine einigermaßen würdige Haltung der französischen Republik erspart werden können. Ssemenow selbst, der mit verschiedenen Franzosen, namentlich mit Jonquières, freundschaftliche Beziehungen unterhält, kann bei Beurteilung der offiziellen französischen Politik Worte der Enttäuschung und Verbitterung nicht unterdrücken. „Die einzige Macht, die uns bisher offen ihre Freundschaft bezeigt hatte", sind — die Deutschen. Sie allein kommen, in Angra Pequena, dem Geschwader Rojestwenskis hilfreich entgegen: „Famose Kerls, sie arbeiten so pünktlich wie Chronometer". Fast überall, wo die Deutschen genannt

Digitized by Google

werden, erklingt ihr Lob; man fühlt es, daß dem Verfasser eine deutsch-russische Allianz besser gefiele als die franko-russische Entente.

Es war nicht meine Absicht, den Inhalt des ganzen Buches hier ausführlich zu erzählen; ich würde, wenn ich die schönsten Steine aus ihrer Fassung herausbräche, dem Leser vielleicht einen Teil seiner Freude nehmen. Und ich möchte im Gegenteil diesen drei Bänden recht viele und ernsthafte Leser wünschen. Durch die Erinnerungen Ssemenows wird ja nicht nur das historisch-politische Interesse befriedigt, das gerne Genaueres über die jüngste Vergangenheit erfahren möchte; auch die künstlerische Empfindung kommt voll zu ihrem Rechte. Denn Ssemenow ist ein hochbegabter Schriftsteller. Er zwingt uns vollkommen in die Situation hinein: wir leben mit ihm, klagen und verzweifeln, hoffen und arbeiten, sind niedergeschmettert und von neuer Zuversicht erfüllt. Seine Empfindungen und seine Urteile werden unwillkürlich die unsern. Er kann — und das ist in unserer modernen historischen Literatur etwas sehr Seltenes — bei allem Räsonnement erzählen, kann als alter Seemann „ein Garn spinnen", kann vorbereiten und überraschen, kann den Eindruck lastender Schwermut und fröhlicher Siegesgewißheit hervorrufen. Wie prachtvoll ist, um nur eines zu nennen, der verhängnisvolle 13. April geschildert: die nächtliche, geheimnisvolle Tätigkeit der Japaner, die Ausfahrt des Geschwaders, der letzte Gruß Makarows an die Flotte, das Ferngefecht und der Rückzug, das Abebben der Erregung — und plötzlich die furchtbare, erschütternde Explosion auf dem Petropawlowsk, die Unordnung, das wilde und regellose Feuer aufeinander, ohne Ziel, ohne Sinn und Verstand, und dann, als dies abflaut, die tiefe, unstillbare Trauer um den Einen, Unersetzbaren. Man fühlt, daß jetzt die Wolken des Unheils sich über Port Arthur zusammenballen, daß das Ende kommen wird und kommen muß.

Das Werk Ssemenows sollte nicht nur die Russen, es sollte auch uns Deutsche nachdenklich stimmen. Sicher, kein Vernünftiger wird es wagen, deutsche und russische Zustände zu vergleichen; glänzend bewährt sich in der gewaltigen Zeit, die wir durchleben, deutscher Fleiß, deutsche Ordnung, deutsche Tapferkeit. Aber trotzdem sieht mancher schon jetzt nur mit Bangen auf all das Lob und Selbstlob, das, wie eine ungeheure Weihrauchwolke, nach diesem Kriege unser Volk, unser Heer, unsre Regierungen einhüllen wird. Wir haben vor 1914 zu viel geklagt und angeklagt, wir werden nach 1915 sicher zu viel loben und vergöttern. Mit einem gewissen Schauder erwartet man die Entladungen jenes falschen Patriotismus und Byzantinismus, der uns schon so viel geschadet hat und uns, gerade nach einem großen Sieg, noch mehr schaden dürfte. Jeder, der es gut mit der Heimat meint, wird, trotz aller Siege über Russen und Franzosen, zuerst auf

Digitized by Google

das Tadelnswerte, auf die Fehler und Unterlassungen hinweisen müssen — „das Heroische versteht sich immer von selbst". Mehr wie je ziemt uns jetzt rastlose Arbeit; jedes Erschlaffen, jedes Ausruhen wäre der Anfang vom Ende. Gottlob, unsere „Abrechnung" ist gut, besser, als wir alle es vermuteten; gottlob, unser Haben übersteigt das Soll weit; aber ein Soll ist da und bleibt da, und kann wachsen, wenn wir seine Tilgung vernachlässigen. Noch steht Deutschland vor seinen größten Aufgaben; der Sieg hat nur mit wuchtigen Axthieben die Tore eingeschlagen, die in das Land der Zukunft führen. Wenn wir es betreten, wenn wir es gewinnen, wenn wir den Mut haben, politisch, wirtschaftlich, militärisch, wissenschaftlich die Konsequenzen aus unsern Erfolgen auf dem Schlachtfelde zu ziehen, dann brauchen wir keine Abrechnung zu fürchten, weder jetzt, noch in der Zukunft. Dann werden die Anklagen Ssemenows nur für Rußland, nie für Deutschland gelten. „Nach dem Siege binde den Helm fester!" das alte japanische Sprichwort soll unser Wahlspruch werden.

Ein Russenlied von Paul Heyse.

Das nachstehende Gedicht, das in unserem jetzigen großen Daseinskampfe mit all der Frische und Siegeszuversicht wirkt, mit der es der achtzehnjährige Dichter in den bewegten Frühlingstagen des Jahres 1848 sang, ist erschienen in einem jetzt sehr selten gewordenen Heftchen: „Fünfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen. Den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet." Die kleine Sammlung, an der neben dem jungen Paul Heyse seine Freunde Bernhard Endrulat, L. Karl Agidi und Franz Kugler beteiligt waren, verdient mit ihrem volkstümlichen Tone um so mehr nicht in Vergessenheit zu fallen, als sie nicht nur für die romantischen Anfänge Paul Heyses sehr bezeichnende Verse enthält, sondern auch mehrfach aufs glücklichste für nationale Sehnsucht und Entschlossenheit einen Ausdruck gefunden hat, der immer wieder in Zeiten vaterländischer Bedrängnis und Erhebung lebendigen Widerhall finden muß. Ernst Moritz Arndt, „der Deutscheste der Deutschen", antwortete den jungen Dichtern mit einem herzlichen Briefe, den jetzt Paul Heyses Witwe dem Arndt-Museum in Godesberg überwiesen hat. Gern mag man sein mahnendes Wort auch in unseren Tagen vernehmen: „Herrn Paul Heyse und seinen Freunden. Von Arbeiten und Menschen und zum Teil auch von schlimmen Demagogen bedrängt, kann ich Ihnen, liebe Jünglinge, für Ihre fröhliche Gabe nur kürzest danken wie für die Wünsche, welche Sie dem Greise aussprechen. Wir leben in einer großen Zeit, aber auch in einer gefährlichen Zeit: alle Geburten der Völker und große Durchgänge der Zeiten müssen ihre unvermeidlichen Wehen haben. Beten Sie mit mir, daß Gott uns zum Geist der Freiheit, vor allem auch den Geist der Eintracht und Stärke gebe. Amen! In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt."

Digitized by Google

Hurra!

Melodie: Wo ſoll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein

Den Flamberg aus der Scheiden,
Zu Haupt den blanken Helm!
Nun auf und friſch ans Streiten,
Zu Hauſe bleib' ein Schelm!
Dem Kaiſer Nikolaus
Dem wird das Ding zu kraus;
Was gilt's, wir woll'n ihn jagen,
Hurra! zum Tempel 'naus!

Die Ruſſen treibt die Knute
Und nicht ein freier Sinn;
Ihnen iſt gar ſchlimm zumute,
Sie wiſſen nicht, wohin.
Wir halten ehrlich ſtand,
Färbt unſer Blut den Sand;
Wir ſtehn für keinen Zaren,
Hurra! fürs Vaterland!

Ihr Blitzkerls, ihr Koſaken,
Mit ſpitzem Bart und Lanz',
Das Wetter ſoll euch packen,
Wir laden euch zum Tanz.
Und wenn der Tanz iſt aus,
Gehn wen'ge heil nach Haus.
Trompeter den Kehraus blaſen,
Hurra! dem Zar zum Graus.

Wir aber luſtig eilen
Und brechen Ketten im Flug.
Die Wunden woll'n wir heilen,
Die Stock und Knute ſchlug.
Vivat Polonia!
Ihr Völker fern und nah,
Nun ſoll die Freiheit leben,
Hurra! Viktoria!

Digitized by Google

Die Lage des jüdiſchen Proletariats in Rußland.

Von Wlad. W. Kaplun-Kogan in Berlin.

Die Geneſis.

Die Entſtehung des jüdiſchen Proletariats in Rußland war ein für die jüdiſche Gemeinſchaft ſchwerer und ſchmerzlicher Prozeß. Die Entwicklung der Induſtrie wird bei andern Völkern meiſtens von einem allgemeinen Aufſchwung begleitet; das geſamte Leben wird reicher, und auch für den aus dem Lande in die Stadt ziehenden Bauernſohn, der nunmehr zum Fabrikarbeiter wird, bedeutet dies wenigſtens in gewiſſem Sinne eine Erhöhung ſeines Lebensniveaus, in kultureller, ſowie auch in materieller Beziehung. Nicht ſo erging es dem jüdiſchen Arbeiter.

Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt vor allem darin begründet, daß dem jüdiſchen Volke zur Bildung eines Proletariats vollſtändig eine landwirtſchaftliche Bevölkerung fehlte; als zweites Moment kommt hierzu eine ſtark gehemmte und unvollkommene Entwicklung der jüdiſchen Induſtrie. Der jüdiſche Arbeiterſtand iſt aber, wie wir ſpäter ſehen werden, faſt vollſtändig von dem Gedeihen der jüdiſchen Induſtrie abhängig.

Die ruſſiſche Induſtrie hat ſich ungemein ſchnell entwickelt, und zwar begann die induſtrielle Entwicklung am früheſten in Ruſſiſch-Polen. Die Anfänge der Induſtrie liegen hier noch in der Zeit vor dem Wiener Kongreß. Eine ſelbſtändige Induſtrieentwicklung datiert jedoch erſt ſeit den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Seitdem nimmt die Produktion rapid zu. So produzierte die polniſche Induſtrie im Jahre 1865 für 65 571 000 Rubel Werte bei einem Arbeiterſtand von 90642 Perſonen; dagegen gab es im Jahre 1905 ſchon 267747 Arbeiter, die für 413½ Million Rubel Werte produzierten.

Die Juden konnten und wollten dieſe großartige Entwicklung der Induſtrie nicht mitmachen. Sie waren infolge ihrer ökonomiſchen Stellung dafür nicht im geringſten prädeſtiniert; ihre wirtſchaftliche Beſchäftigung drängte ſie vielmehr dazu, gegen die induſtrielle Entwicklung des Landes zu kämpfen. Als Händler — und vor allem als Kleinhändler — und als Handwerker ſtand die breite Maſſe des jüdiſchen Volkes (und nur von dieſer ſpreche ich hier) der induſtriellen Entwicklung zunächſt vollſtändig fern. Der Kleinhändler deshalb, weil ihm für die Vermittlung der von der Induſtrie geſchaffenen Werte auf dem Wege eines groß angelegten Exports die nötigen großen Mittel fehlten; der Handwerker deshalb, weil für ihn die Stellung eines Fabrikarbeiters eine Erniedrigung und ein Verluſt ſei-

Digitized by Google

ner Selbständigkeit bedeutete. Nur eine beispiellose ökonomische Not, eine starke Verschlechterung der Lage der Handeltreibenden und der Handwerker führten die jüdischen Massen in die Fabrik. Die durch die unerhörte Konkurrenz vollständig mittellos gewordenen Kleinhändler wollten nunmehr als Fabrikarbeiter ihr Auskommen finden, waren aber für die Fabrikarbeit vollständig unvorbereitet; dasselbe versuchten die durch die Zerrüttung aller Grundlagen eines gesunden Handwerkertums völlig verarmten Handwerker. Es begann ein Kampf der jüdischen Massen um die Fabrik, der jedoch für sie sehr unglücklich verlief.

Man darf diesen allgemeinen Gesichtspunkt nicht aus den Augen verlieren, wenn man die Entwicklung des jüdischen Proletariats in Rußland begreifen will. Und man kann nicht oft genug diesen Gesichtspunkt betonen, weil ja bei anderen Völkern der Prozeß der Industrialisierung der Massen ganz anders vor sich gegangen ist. Für die breiten jüdischen Massen der östlichen Städte — und die jüdische Bevölkerung Rußlands ist eine Stadtbevölkerung par excellence[1]) — bedeutete der Werdegang des Industriearbeiters — geschichtlich betrachtet — zunächst einen Niedergang aller mehr oder weniger gesunden Grundlagen einer alten in sich geschlossenen nationalen Volkswirtschaft. Die jüdischen Vermittler, Kleinhändler, Pächter und Handwerker, die jahrhundertelang in Russisch-Polen in einer verhältnismäßig soliden Position ihre volkswirtschaftlichen Funktionen erfüllten und in selbständigen Stellungen, wenn auch kein glänzendes, so doch ein anständiges Auskommen hatten, wurden zunächst durch eine Reihe von rechtlichen Beschränkungen, vor allem auf dem Gebiete der Freizügigkeit, in der Ausübung ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit ziemlich empfindlich gehemmt; dazu kamen im Laufe der Zeiten politische Wirren (polnische Aufstände) und Unterdrückungen (Pogrome). Am stärksten jedoch wurde die ökonomische Lage der jüdischen Massen durch die Verschlechterung der Lebensbedingungen der sie umgebenden Landbevölkerung und durch das Emporkommen der Fabrikindustrie erschüttert. Der selbständige jüdische Städter — sei er Kleinhändler oder Handwerker oder Makler — versuchte zunächst den Kampf mit den herannahenden Unbillen, indem er sich krampfhaft bemühte, seine alte wirtschaftliche Stellung auszubauen und zu erhalten. Dies gelang aber nur zum Teil. Und so wurde er, nach einem schweren Kampf niedergerungen und völlig ruiniert, zum Fabrik- und Heimindustriearbeiter. Die große Masse verblieb freilich in den kümmerlichen Verhältnissen des jüdischen Handwerks der Neuzeit.

[1]) Mehr als die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Rußlands wohnt in den Städten, nämlich 2631809 = 50 Prozent.

Digitized by Google

Der jüdische Arbeiter und die jüdische Fabrik.

Die Zahl der jüdischen Proletarier ist unter den Juden in Rußland ziemlich gering. Man zählte dort:[2])

46313	Fabrikarbeiter
101062	Lehrlinge
140528	Gesellen
105000	sonstige Tagelöhner
in Sa. 392903	

Wir wollen uns zunächst mit den jüdischen Fabrikarbeitern beschäftigen. Ihre kleine Zahl fällt sofort auf. Die Tatsache ist umso befremdender, als die Juden gerade in denjenigen Gebieten wohnen, wo das industrielle Leben am frühesten einsetzte und eine große Blüte erreichte. In der Tat müßte es, wenn man das Verhältnis der jüdischen Arbeiter zu der städtischen jüdischen Bevölkerung mit der Zahl der nichtjüdischen Arbeiter zu der nichtjüdischen städtischen Bevölkerung vergleicht, etwa 13 mal mehr jüdische Arbeiter geben (ca. 700000), als ihrer tatsächlich in Rußland vorhanden sind. Jedoch wäre diese Erscheinung an und für sich nicht so bedauerlich, wenn die jüdischen Arbeiter sich aus der Landbevölkerung rekrutierten; sie könnte im Gegenteil auf eine gute Lage der jüdischen Landwirtschaft hindeuten. Tatsächlich entstammt jedoch die jüdische Arbeiterschaft der breiten Masse von verarmten Handwerkern und Kleinhändlern, die alle zusammen eine mächtige jüdische Reservearmee bilden. Eine Vergrößerung der Zahl von jüdischen Arbeitern hätte somit unmittelbar eine Verminderung der Stoßkraft der jüdischen Reservearmee zur Folge und zugleich eine Verbesserung der Konkurrenzverhältnisse innerhalb der jüdischen Arbeiterschaft. Dies ist jedoch in dem jüdischen Ansiedlungsrayon, wo die Juden Rußlands zusammengepfercht wohnen, keineswegs der Fall.

Die jüdischen Arbeiter werden hauptsächlich in den jüdischen Fabriken beschäftigt. Wie es aber mit der jüdischen Industrie Rußlands bestellt ist, kann man aus folgenden Tatsachen ersehen:

In Russisch-Polen gab es im Jahre 1897 4291 Fabriken, davon ge-

[2]) Die russisch-jüdische Statistik ist sehr arm an gediegenen wirtschaftlichen Untersuchungen. Abgesehen von verschiedenen Zeitschriften-Aufsätzen kommt hauptsächlich die zweibändige „Sammlung von Materialien über die ökonomische Lage der Juden in Rußland" (St. Petersburg, 1904, russisch) in Betracht. Die Materialien bilden das Resultat einer Enquete, die von dem Petersburger Komitee der jüdischen Kolonisationsgesellschaft (ICA) in den Jahren 1897—99 veranstaltet wurde. Ferner enthält die erste und bis jetzt die einzige russische Volkszählung vom Jahre 1897 recht viel Material über die berufliche Gliederung der jüdischen Bevölkerung Rußlands. („Die erste allgemeine Volkszählung des russischen Reiches vom Jahre 1897" unter der Redaktion von N. A. Troinitzkii. 2 Bände, St. Petersburg, 1905.) Alle in der Abhandlung angegebenen Zahlen sind diesen zwei Werken entnommen, soweit nicht eine andere Quelle erwähnt ist.

Digitized by Google

hörten den Juden 1416, d. h. etwa 33 Prozent. Doch entfielen von 247041 Arbeitern nur 43011 auf jüdische Fabriken, so daß durchschnittlich an jeder jüdischen Fabrik nur 30,3 Arbeiter ihren Unterhalt fanden, während jede nichtjüdische Fabrik durchschnittlich 101,8 Arbeiter beschäftigte. Die jüdischen Fabriken waren also fast ausnahmslos Zwergfabriken. Von allen jüdischen Arbeitern erhielten 11944 oder 96 Prozent aller jüdischen Arbeiter Polens ausschließlich an jüdischen Fabriken Beschäftigung, während nur 426 jüdische Arbeiter an nichtjüdischen Fabriken beschäftigt waren.

Die Rückständigkeit der jüdischen Fabrik, deren Entwicklung aufs engste mit den Schicksalen der jüdischen Arbeiterschaft verknüpft ist, bleibt jedoch nicht nur eine für Polen charakteristische Erscheinung. Der jüdische Ansiedlungsrayon, der, abgesehen von Polen und der Moskau-Wladimirer Industrie, 15 der industriereichsten Gouvernements Rußlands umfaßt, kann nach dem Grade der industriellen Entwicklung in drei Gebiete eingeteilt werden. Das nordwestliche Gebiet ist noch verhältnismäßig zurückgeblieben. Die jüdischen wie die nichtjüdischen Fabriken sind noch nicht groß. Der Durchschnittswert der Produktion in einer nichtjüdischen Fabrik beziffert sich auf 24600 Rubel, in einer jüdischen auf 21370 Rubel. Das südwestliche Gebiet weist einen mehr konzentrierten Großbetrieb auf. Die Zahl der jüdischen Fabriken dieses Rayons sinkt auf 33 Prozent; eine nichtjüdische Fabrik stellt durchschnittlich für 52000 Rubel Werte her, während eine jüdische nur für 37600 Rubel Werte produziert. Der Unterschied wird noch augenscheinlicher im südlichen Gebiet, wo der Großbetrieb durchaus vorherrscht und die Metallverarbeitung, wie überhaupt die Urproduktion, maßgebend ist. Hier bilden die jüdischen Fabriken nur 23,9 Prozent der gesamten Fabrikzahl mit nur 7 Prozent der Arbeiter. Eine nichtjüdische Fabrik produziert hier durchschnittlich für 137600 Rubel Werte, während die Produktion einer jüdischen Fabrik nur die Höhe von 47000 Rubel erreicht[1]).

Wir wollen dies allgemeine Bild nur noch durch einige Einzeldarstellungen ergänzen, die auf die Rückständigkeit der jüdischen Industrie und auf die damit zusammenhängende schlechte wirtschaftliche und politische Lage des jüdischen Proletariats ihr eigentümliches Licht werfen. Im Gouvernement Jekaterinoslaw gab es im Jahre 1897 109 Fabriken, die der Metallverarbeitung gewidmet waren, mit einer Jahresproduktion von 66,48 Millionen Rubel und mit 14651 Arbeitern. Davon gehörten den Juden nur 23 Fabriken mit einer Produktion von 1,31 Millionen Rubel und mit nur 747 Arbeitern. Die jüdischen Fabriken bilden somit nur 2 Prozent der Produktion. Noch

[1]) Näheres darüber siehe mein Buch: „Die Wanderbewegungen der Juden", p. 96 ff.

Digitized by Google

schlimmer stand es jedoch mit den jüdischen Arbeitern. In dem Gouvernement Cherson gab es unter 32715 Arbeitern, die in der Metallverarbeitung beschäftigt waren, nur 437 jüdische Arbeiter. Dasselbe sehen wir auch in Polen: In den 11 Gußeisenfabriken, die zusammen 950 Arbeiter beschäftigen, gab es nur 9 jüdische Arbeiter. Hingegen bilden die Juden die Mehrheit der Arbeiterschaft überall dort, wo die Industrie sich mehr und mehr von der Urproduktion entfernt, und wo die Arbeitsverhältnisse bedeutend schlechter sind. So gehörten von den 110 Zigarrenfabriken der drei obenerwähnten Gebiete 83 den Juden. Dementsprechend bilden die Juden in diesen Fabriken 90 Prozent der gesamten Arbeiterschaft. Treffend bemerken hierüber die Verfasser der „Materialiensammlung": „Eine solch große Zahl von jüdischen Arbeitern konnten wir sonst nirgends antreffen; wir haben sie so zahlreich vertreten nur in einem Industriezweig gefunden, der in bezug auf die schädlichen Wirkungen der Arbeit auf den Gesundheitszustand der Arbeiterschaft nicht seinesgleichen hat. Es ist hervorzuheben, daß die Zigarettenindustrie von allen Industrien, die wir untersucht haben, die einzige ist, in der auch in den nichtjüdischen Fabriken die Anzahl der jüdischen Arbeiter recht groß ist. Dies ist dadurch zu erklären, daß die christlichen Arbeiter sehr ungern in den Zigarettenfabriken arbeiten, weshalb hier der Rassenantagonismus der Fabrikbesitzer selbstverständlich zurücktritt"[1]).

Die Beschäftigung der jüdischen Arbeiter in den Endstadien der Produktion bildet eine der anormalsten Erscheinungen im Leben der jüdischen Massen des Ostens. Hierzu kommt noch, daß die jüdischen Arbeiter nur in den Betrieben beschäftigt werden, wo die Technik am unentwickeltsten ist, und wo nicht der Dampf und die Maschine, sondern die Handarbeit vorherrscht, während die Fabriken, die eine höhere Technik und vollkommenere Produktionsmethoden aufweisen, ausschließlich christliche Arbeiter beschäftigen. Auch die „jüdischen Weber arbeiten fast nur an Handstühlen. Die Zahl der Juden, die an mechanischen Stühlen beschäftigt sind, ist sehr unbedeutend"[2]). So faßt Dr. S. Margolin das Resultat seiner Untersuchung über die Beschäftigung der jüdischen Arbeiter des Ansiedlungsrayons außer Polen in folgenden Worten zusammen: „Die jüdischen Arbeiter nehmen einen vorwiegenden und fast ausschließlichen Anteil an den Endstadien des Produktionsprozesses, während ihre Teilnahme an der Produktion in dem Maße ihrer Annäherung an die Anfangsstadien der Produktion rapid abnimmt. Während in den Hand-

[1]) „Sammlung von Materialien über die ökonomische Lage der Juden in Rußland", St. Petersburg, 1904 (russisch), p. 76, Band 2. — [2]) S. Margolin „Die wirtschaftliche Lage der jüdischen arbeitenden Klassen in Rußland", „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", Band 26 (1908), p. 264.

Digitized by Google

schuh-, Zündholz-, Knopf-, Seifen-, Graupen- und anderen Fabriken, die der Verfertigung von Genußgütern dienen, der Prozentsatz der jüdischen Arbeiter überall 80 Prozent übertrifft und mancherorts sogar 100 erreicht, sinkt die Teilnahme der jüdischen Arbeiter an der Gußeisen-, Maschinen- und Drahtindustrie bis auf 0,7 oder gar 0,0 Prozent herab." [1])

Bevor wir auf die Ursachen der Nichtindustrialisierung der jüdischen Masse eingehen, wollen wir noch einen kurzen Blick auf eine andere Gruppe der jüdischen Arbeiterschaft werfen, die zwar nicht zu den jüdischen Proletariern in wissenschaftlichem Sinne gehört, jedoch vieles Gemeinsame mit ihnen hat: ich meine die untersten Schichten des jüdischen Handwerks, die in der berüchtigten Heimindustrie des Ansiedlungsrayons organisiert sind. Diese Organisation entstand durch das Hinzutreten des Magazinunternehmers zwischen Handwerker und Konsumenten, das durch eine Reihe von besonderen Umständen begünstigt wurde, vor allem freilich dadurch, daß die Bekleidungsindustrie im weitesten Sinne des Wortes die überwiegende Beschäftigung der jüdischen Handwerker bildet. Der Magazinunternehmer — der Verleger — hat das in vielen Städten und Städtchen zerstreute jüdische Handwerk kapitalistisch organisiert. Die Lage der Handwerker, die nunmehr völlig vom kapitalkräftigen und den Markt und die Arbeitsverhältnisse gut überschauenden Unternehmer abhängig wurden, wurde bis zur Unerträglichkeit gestaltet. Mehr als die Hälfte (50,70 Prozent) der jüdischen Handwerker werden in der Hausindustrie beschäftigt. Ihre Bezeichnung als „Handwerker" ist eigentlich irreführend. Von einer Selbständigkeit, die gewöhnlich den Handwerker auszeichnet, kann bei ihnen keine Rede sein. So bilden sie zusammen mit den übrigen jüdischen Industriearbeitern die große Masse der jüdischen Arbeiterschaft des Ostens.

Über die Arbeitszeit und den Lohn des jüdischen Arbeiters haben wir sehr dürftige Materialen. Aber auch dasjenige, was der Forschung bekannt geworden ist, klingt sehr traurig. „Ein Arbeitstag von 17—18 Stunden war in den achtziger Jahren keine Seltenheit, 14—15 stündige Arbeitszeit die Regel — und das bei einem Lohn von 6—10 Rubel für einen Monat." [2])

Seitdem haben sich die Zustände etwas, doch nicht bedeutend, gebessert. Die Strumpfwirker verdienten in Wilna im Jahre 1908 meistens nur 2—2½ Rubel Wochenlohn.[3]) Die am besten im Ansiedlungsrayon organisierten und sehr stark vertretenen Borstenarbeiter, die fast ausschließlich

[1]) Ibid. p. 262. — [2]) E. Schneerson. „Der allgemeine jüdische Arbeiterbund in Rußland, Polen und Litauen", „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden", 1905, Heft 2, p. 6. — [3]) „Bericht über die Tätigkeit des Allgem. Jüdischen Arbeiterbundes in Litauen, Polen und Rußland", Genf 1910, p. 29.

Digitized by Google

Juden sind, haben im Laufe eines langdauernden wirtschaftlichen Kampfes die Verkürzung des Arbeitstages von 13—14 bis auf 10 Stunden durchgesetzt; im Jahre 1905 gelang es ihnen sogar, den achtstündigen Arbeitstag einzuführen, an dem sie auch später trotz aller Angriffe festhielten[1]). Nach der Untersuchung von Dr. S. Rabinowitsch betrugen die Löhne in den Fabriken der Stadt Mogilew am Djnepr im Jahre 1902 nicht mehr als 3—5 Rubel, bei Arbeiterinnen sogar im Durchschnitt nur 2 Rubel wöchentlich[2]). Nicht besser sind die Verhältnisse bei den jüdischen Gesellen. „Während der Durchschnittsverdienst eines Fabrikwebers bei einem 11½stündigen Arbeitstag 6—7 Rubel wöchentlich beträgt, sinkt derselbe bei den Gesellen der Handwerker, die 14—16 Stunden täglich arbeiten, bis auf 4 Rubel. Oder mit anderen Worten: bekommt der erstere 10 Kopeken pro Arbeitsstunde, so muß letzterer sich mit 4 Kopeken begnügen"[3]).

Was schließlich die Hausindustrie anbelangt, so werden dort nach den Angaben von G. Cleinow selten 30 Kopeken pro Tag bei 12—14 stündiger Arbeit bezahlt[4]).

Die Bildungsverhältnisse der jüdischen Arbeiterschaft sind trotz ihrer miserablen ökonomischen Lage verhältnismäßig günstig. Dies ist vor allem dem Umstande zu verdanken, daß die jüdischen Arbeiter ausschließlich der Stadtbevölkerung angehören; eine nicht mindere Bedeutung spielt allerdings auch der alte Wissensdurst der Juden. Obwohl wir keine umfassenden Untersuchungen über die allgemeine Bildung der jüdischen Arbeiter besitzen, kann man auf Grund verschiedener Angaben mit gewissem Recht annehmen, daß die Zahl der Analphabeten unter ihnen recht klein ist. An Hand einer interessanten Enquete über die Bildungsverhältnisse der jüdischen Arbeiter in Wilna, Warschau, Berditschew (Südrußland) und Busin (Polen) konnte Dr. S. Rabinowitsch feststellen, daß, wenn auch jüdische Arbeiter weder russisch schreiben noch lesen konnten, sie doch eine jüdische Bildung genossen hatten. „Jüdisch hatten fast alle männlichen Arbeiter gelernt, und infolgedessen ist auch die Zahl der Analphabeten sehr gering: sie bildet in dem zur Hälfte analphabetischen Rußland nur 1,7 Prozent"[5]).

Und nun wollen wir noch kurz auf die Ursachen der Nichtindustrialisierung der jüdischen Arbeitermassen des Ostens eingehen[6]). Sie sind ökonomischer und psychologischer Art. Zu der ersten gehören

[1]) Ibid, p. 31. — [2]) S. Rabinowitsch, „Die Organisationen des jüdischen Proletariats in Rußland", Karlsruhe 1903. — [3]) S. Margolin, „Die wirtschaftliche Lage usw.", p. 266. — [4]) G. Cleinow, „Die Zukunft Polens", Leipzig 1908, Bd. I., p. 223. — [5]) Dr. S. Rabinowitsch-Margolin, „Zur Bildungsstatistik der jüdischen Arbeiter in Rußland". „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden", 1913, p. 154. — [6]) Ausführlich darüber in meinen „Wanderbewegungen", p. 105 ff.

Digitized by Google

vor allem die größeren Bedürfnisse der jüdischen Arbeiter als Städter, die sich in der Forderung eines höheren Lohnes ausdrücken. Dieser wird ferner nicht nur durch das, was der jüdische Arbeiter für sich allein nötig hat, bestimmt, sondern auch durch das, was er zum Unterhalt seiner ganzen Familie braucht. Der christliche Arbeiter, dessen Familie ohne seine Unterstützung sich auf dem Lande ernährt, hat deshalb vor dem jüdischen Arbeiter in dem Kampf um den Arbeitsplatz einige Chancen voraus. Diese Chancen werden noch dadurch vergrößert, daß die Konkurrenzverhältnisse innerhalb der jüdischen Arbeiterschaft ganz ungeheuer sind. Die größere Bildung der jüdischen Arbeiter im Vergleich mit den christlichen Bewerbern bedingt eine vom Standpunkte des Unternehmers zum Teil begreifliche Bevorzugung des letzteren vor dem Juden; der jüdische Arbeiter ist viel revolutionärer gesinnt, als der christliche. Der Respekt vor dem Unternehmer geht ihm völlig ab, weshalb es nur verständlich ist, warum in vielen Fabriken, wo strikte Unterordnung manchmal sehr wichtig ist, jüdische Arbeiter keine Anstellung finden. Der jüdische Arbeiter ist im Konkurrenzkampf mit dem christlichen der ökonomisch schwächere und zieht deshalb den kürzeren.

Die ungeheure Auswanderung der jüdischen Arbeiter ist eine beredte Folge ihrer unglücklichen wirtschaftlichen Stellung im Heimatslande. Wir haben leider in der Einwanderungsstatistik Amerikas, wohin sich die breiten jüdischen Massen in den letzten Jahrzehnten vornehmlich wenden, keine genauen Angaben über die berufliche Gliederung der Einwanderer im Zusammenhange mit den Auswanderungsländern. Wir wissen nur, daß allein in den letzten 15 Jahren (1899—1913) nicht weniger als 513862 Handwerker und Arbeiter in Amerika eingewandert sind. Nun beträgt die jüdische Einwanderung nach Amerika aus Rußland durchschnittlich 70—75 Prozent, weshalb wir wohl berechtigt sind, anzunehmen, daß nicht weniger als 385390 eingewanderte Arbeiter aus Rußland stammen. Die proletarischen Massen Rußlands sind deshalb diejenigen, die den modernen Wanderungen des jüdischen Volkes ihren Stempel aufdrücken.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die geistige Verfassung des jüdischen Proletariats in Rußland, die Entwicklung und die Eigenart seiner Psyche vor, während und nach der russischen Revolution und im Laufe all seiner ökonomischen und politischen Kämpfe darzustellen. Wir wollen jedoch hier nur auf eine Besonderheit hinweisen, und zwar auf das beispiellose Mißverhältnis zwischen der wirtschaftlichen Position und der kulturellen Entwicklung der jüdischen Proletarier. Sie wurden durch Vermittlung einer im Westen erzogenen und gebildeten Schicht von jüdischen Intelligenzlern mit den neuesten wissenschaftlichen und politischen Erfolgen des

Digitized by Google

sozialen Lebens in Europa vertraut. Sie fühlten sich als Angehörige eines Volkes mit einer alten geistigen Kultur berufen, größeres zu vollbringen. In vollem Besitz derjenigen kulturellen Güter, die eine fortgeschrittene europäische Arbeiterschaft auszeichnen, wurden sie verdammt in den rückständigsten Produktionszweigen ihrer unwirtlichen Heimat in aufreibenden und in — im Vergleich zu der verausgabten geistigen Energie — kleinlichen Kämpfen ihren revolutionären Drang zu stillen. Vor allem empörte es sie, daß ihr politischer und ökonomischer Kampf gar keinen dauernden Einfluß auf die Entwicklung ihrer Heimat ausüben konnte. Denn der Streik der gesamten jüdischen Arbeiterschaft hätte nie die Bedeutung erlangen können, wie etwa eine eintägige Arbeitseinstellung der Petersburger und Moskauer Arbeiter oder der Eisenbahnangestellten des Landes. Und doch waren die jüdischen Arbeiter die ersten, die den Anstoß gegeben haben: wie ein Blitz einen Heuschober, so entzündeten sie die revolutionären Kämpfe in Rußland. Der Brand entstand — aber die Juden waren nicht in der Lage, einen dauernden Einfluß auf die Weiterentwicklung der Dinge auszuüben. So mißlang der Kampf[1]), ohne daß die jüdischen Arbeiter, trotz aller Anstrengung, die Niederlage verhindern konnten. „Der gefesselte Prometheus, der mit der ganzen Leidenschaft ohnmächtiger Empörung die Schwingen des Adlers zu zerbrechen sucht, der langsam sein Herz zerfleischt — das ist das Symbol des jüdischen Proletariats“[2]).

Die Organisation.

Die Organisationen des jüdischen Proletariats in Rußland sind vornehmlich politischen Charakters, und zwar deshalb, weil die politische Entwicklung des Landes das Bestehen irgendwelcher wirtschaftlichen Vereine ohne politischen Anstrich von vornherein ausschloß. *So hat sich der wirtschaftliche Kampf der jüdischen Arbeiterschaft von Anfang an innerhalb ihrer politischen Organisationen abgespielt.* Die ersten jüdischen Sozialisten waren ausgesprochene Kosmopoliten und hatten für die jüdische Arbeitermasse als solche nicht viel übrig. Erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entsteht unter ihnen das Bedürfnis, in einer jüdischen Masse zu wirken, „jedoch kommen auch sie bloß mit abstrakten Forderungen, ohne auch nur den Willen zu haben, volkstümlich zu sein“[3]). In den achtziger Jahren entsteht unter den jüdischen Arbeitern der Wunsch nach eigenen jüdischen Organisationen. Im Zentrum der östli-

[1]) Wäre die Anteilnahme der jüdischen Arbeiterschaft an den für das Land wichtigen Produktionszweigen größer als sie tatsächlich ist, so wäre auch die Freiheitsbewegung in Rußland sicherlich anders verlaufen. — [2]) *Postojanny* (Borochoff) in der „Jüdischen Arbeiterchronik“, 1906. (Russisch.) — [3]) S. *Rabinowitsch*, „Die Organisation usw.“, p. 146.

Digitized by Google

chen Judenheit, in Wilna, begründeten im Jahre 1888 die jüdischen Strumpfwirkerinnen eine Kasse; ihnen folgten die Borstenarbeiter. Im Jahre 1897 werden die jüdischen Arbeiter in dem „Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund für Litauen, Polen und Rußland" vereinigt, der unter dem Namen „Bund" bekannt ist. Der „Bund" hat dem jüdischen Proletariat die europäischen Methoden des Klassenkampfes beigebracht und mit großer Geschicklichkeit, Klarheit und Nüchternheit die politische Arbeit und die ökonomischen Kämpfe der jüdischen Arbeiterschaft lange Zeit hindurch geleitet. Vom Ende des Jahres 1897 bis zum Sommer 1900 fanden 312 jüdische Streiks statt, von denen der „Bund" in Kenntnis gesetzt worden ist. Die Gesamtzahl der Streikenden betrug 27 890. Die Zahl der von dem „Bunde" organisierten Arbeiter hing natürlich sehr stark von den politischen Verhältnissen des Landes ab. Die Höchstzahl überstieg wohl nie 25 000. Anfang des Jahres 1907 fanden im Ansiedlungsrayon 7 Kreiskonferenzen des „Bundes" statt, die 5384 organisierte „bundistische" Arbeiter vertraten. Wie verbreitet und umfangreich die Arbeit des „Bundes" war, kann man daraus ersehen, daß allein in neun Monaten — Februar bis Oktober 1907 — 114 Konflikte zwischen Arbeitern und Unternehmern im Tätigkeitsgebiet des „Bundes" bekannt geworden sind. Davon sind 39 Aussperrungen und 75 Streiks. Die Gesamtzahl der an den Kämpfen Beteiligten war nicht zu ermitteln. In 51 Konflikten (d. h. 45% der registrierten) war die Gesamtzahl der Streikenden und Ausgesperrten 11124. In 43 Fällen haben die Arbeiter einen vollständigen Sieg davongetragen, in 13 Fällen nur einen teilweisen[1]).

Die Gewerkschaftsbewegung erzielte bei den jüdischen Arbeitern zunächst große Erfolge. Innerhalb des Jahres 1907 wurden 26 neugebildete geheime, 24 früher illegale, nunmehr legalisierte Gewerkschaften registriert. Die jüdischen Gerber konnten im selben Jahre 1907 17 Gewerkschaftsvereine mit 4—4½ Tausend Mitgliedern verzeichnen. Jedoch ist diese Bewegung, ebenso wie die Produktivgenossenschaften der jüdischen Arbeiter, durch ungünstige politische Umstände von vornherein in ihrer Entwicklung gehemmt, wenn nicht unmöglich gemacht worden.

Neben dem „Bund", der nur eine Abteilung der russischen Sozialdemokratie darstellte, haben sich innerhalb der jüdischen Arbeiterschaft noch andere nationale Arbeiterorganisationen gebildet. Hierher gehören die Zionisten — Sozialisten, die jüdische Arbeiterpartei „Poale Zion" und die Seimowzy[2]). Die Zahl der in diesen Arbeiterparteien fest organisierten Arbeiter betrug in den Zeiten ihrer Blüte etwa 20—25 000, so daß man nicht fehlgeht, wenn man annimmt, daß die gesamten jüdischen Industrie-

[1]) „Der Bericht usw." p. 23. — [2]) Von dem Wort „Seim" = nationale Versammlung.

Digitized by Google

arbeiter sozialistisch oder gewerkschaftlich organisiert waren. Im Gegensatz zum „Bund" behaupten die Programme dieser Arbeiterparteien, daß die endgültige Lösung der jüdischen Frage nicht in Rußland, sondern in der Bildung einer autonomen jüdischen Gemeinschaft in Palästina oder auf irgend einem anderen Territorium zu suchen sei. In Bezug auf die ökonomischen Kämpfe hatten die ausgesprochen nationalen Arbeiterparteien dieselbe Taktik wie der „Bund"; hingegen haben sie auf dem Gebiete des Nationalen eine Reihe von schöpferischen Gedanken in die jüdische Arbeiterschaft hineingebracht, die ihre Wirkung in der Zukunft nicht verfehlen werden.

Der politische Gedanke des jüdischen Proletariats.

Prof. Max Weber leitete die Debatten des zweiten deutschen Soziologentages über das Recht der Nationalitäten mit dem Hinweis darauf ein, daß die wichtigsten Quellen hierüber in den Verhandlungen, die in Rußland während der Revolution geführt worden sind, zu suchen seien; dieser Hinweis wäre dadurch zu ergänzen, daß von allen anderen Nationalitäten Rußlands die jüdische am meisten zur Begründung und Erweiterung dieses Problems beigetragen hat. Ja, man kann sogar mit einem gewissen Recht behaupten, daß der einzig eigenartige politische Gedanke des jüdischen Proletariats in der Forderung besonderer Verfassungsrechte für die jüdischen und für andere nationale Gemeinschaften besteht.

Schon die erste jüdische Arbeiterorganisation, der „Bund", begründete ihre Existenzberechtigung „durch den Kampf um die Aufhebung der bürgerlichen Beschränkungen der Juden und die Unumgänglichkeit des Gebrauchs der jüdischen Volkssprache bei der Organisation". Diese Betonung der Notwendigkeit der jüdischen Volkssprache verdichtete sich im Laufe der Zeiten zur Forderung einer sprachlichen Autonomie für das jüdische Volk. Und im Jahre 1907 stellte der „Bund" folgende Forderungen auf: „Vollständige Freiheit im Gebrauch der Muttersprache, Anerkennung der Gleichberechtigung unserer Sprache in den öffentlichen und staatlichen Einrichtungen überall dort, wo die Juden einen bedeutenden Teil der Bevölkerung bilden. Die Verwaltung sämtlicher Kulturangelegenheiten der Nation durch diese selbst, bezw. durch von ihr gewählte zentrale und lokale Instanzen (national-kulturelle Autonomie)". Die Schwäche des bundistischen Programms bestand jedoch darin, daß, obwohl eine Sprachenautonomie verlangt wurde, der „Bund" in seiner praktischen Arbeit die nationalen Eigenschaften der jüdischen Massen wenig berücksichtigte; vor allem war er nicht geneigt, auch die wirtschaftlichen Besonderheiten in der Struktur der jüdischen Bevölkerung und die Notwendigkeit ihrer besonderen rechtlichen Regulierung anzuerkennen. Eine lückenlose und

Digitized by Google

eine vollkommenere Begründung der nationalpolitischen Autonomie fiel den jüdisch-nationalen Arbeiterparteien zu. Im Jahre 1906 erschien in russischer Sprache (und dann übersetzt in jiddischen Zeitschriften) eine Sammlung von Aufsätzen, die streng wissenschaftlich in glänzender Sprache und mit wahrem Pathos die Notwendigkeit der national-politischen Autonomie für das jüdische Volk darlegten[1]). Die Anhänger dieser Autonomie gingen von dem Standpunkte aus, daß die nationale Eigenart des jüdischen Volkes alle Erscheinungen seines sozialen Lebens — Recht, Kultur und Wirtschaft — bestimmt. Sie betonten deshalb die Notwendigkeit einer rechtlichen Organisierung des jüdischen Volkes als einer juristischen Persönlichkeit mit selbständigen autonomen Vertretungs- und Verwaltungskörperschaften, die in einer jüdischen Nationalversammlung (oder einem jüdischen Nationalrat) gipfeln sollten.

Die Entwicklung des jüdischen Lebens in Rußland hat zur Verwirklichung der nationalen Autonomie des jüdischen Volkes nicht geführt. Vielleicht gingen die Postulate der jüdisch-nationalen Arbeiterparteien in dieser Beziehung zu weit. Doch ist sicher anzunehmen, daß überall dort, wo verschiedene nationale Gemeinschaften zusammen auf einem Staatsgebiete wohnen, die Frage ihrer rechtlichen Organisation immer wieder zu der Erörterung der Prinzipien der national-politischen Autonomie führen wird. Drei Eigenschaften sind aber zur Umsetzung dieser Prinzipien in die Praxis nötig: scharfes juristisches Denken, hervorragendes organisatorisches Talent und eine eiserne Disziplin. Das jüdische Volk besitzt zu einem gewissen Teile diese Eigenschaften. Und was es in Rußland nicht erreichen konnte, das wird es vielleicht mit Hilfe des deutschen Geistes noch vollbringen.

---

[1]) „Die Regeneration", Eine Sammlung von Aufsätzen. 1906.

Digitized by Google

Die russische Frau in der Revolution.

Von Nadja Straßer.

Wir nehmen an, daß es für unsere Leser Wert hat, nachdem sie in Dr. Dirrs Aufsatz den europäischen Maßstab angelegt sahen, nun auch den spezifisch russischen Standpunkt vertreten zu sehen, indem wir einer freiheitlichen Russin das Wort geben.

Es mag auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß in Rußland, wo so gut wie gar keine „Frauenbewegung" im üblichen Sinne existiert, die Beteiligung der Frau an der revolutionären Bewegung so stark ist. Um das zu verstehen, muß man die Russin näher kennen lernen.

Der erste und letzte Eindruck, den der Westeuropäer von der Russin hat, ist, daß sie anders ist. Worin liegt nun dieses anders?

Um darauf einzugehen, ist es unerläßlich, einige allgemeine Grundzüge des russischen Wesens überhaupt zu berühren, die allerdings in anderen Zusammenhängen schon erörtert und besprochen wurden.

Neben die Bedingungen, die durch ihre dauernde Wirkung die Psyche eines Volkes bestimmen, gehört zweifellos die Form, die der Rivalitätskampf der Geschlechter, das historisch befestigte Verhältnis der Männer und Frauen zueinander angenommen hat. Männer und Frauen werden immer die Eigenschaften, die ihre Anziehungskraft beim anderen Geschlecht steigern können, instinktiv in sich zu fördern bestrebt sein, und in diesem Sinne ist der Rivalitätskampf der Geschlechter ein charakterbildender Faktor.

Ganz besonders gilt das für die Frau, die viel mehr auf den Mann angewiesen ist als er auf sie und die auch durch den Mann erst zu einer sozialen Geltung gelangt. In der Frau sind es fast nur Geschlechtsqualitäten — im weitesten Sinne genommen — die sich zu Charaktergebilden manifestieren. Mit anderen Worten: die Frau ist wie der Mann sie haben will.

Und nun: wie will der Russe seine Frau? was wünscht er von ihr?

Wie man aus Literatur und Beobachtung weiß, ist der Russe in erster Linie nicht Tat-, sondern Gefühlsmensch. Das will nicht sagen, daß er etwa völlig passiv dem Leben gegenübersteht; damit ist nur gemeint, daß der Anteil des Gefühls als Antrieb zum Handeln beim Russen größer ist als der der Überlegung; und daß der Antrieb stärker sein muß, um ihn zum Handeln zu bewegen, als bei aktiveren Charakteren. Das erklärt die auf den ersten Blick rätselhafte Erscheinung: auf einer Seite ein Leo Tolstoi, der aus der Forderung höchster Güte und Menschlichkeit fast jedes Handeln verwirft; auf der anderen Kosaken und Plünderer, die halbwild und primitiv „Affekthandlungen" wüstester, tierischester Art begehen. Zwischen diesen Extremen liegt die Norm, an die man sich bei der Beurteilung des Volksganzen halten muß. Wenn wir aus diesem Ganzen von den Denkunreifen absehen, so kön-

Digitized by Google

nen wir sagen: Gefühlsmäßiges Erfassen der Welt geht dem Russen über das praktische Handeln: Weltbetrachten ist ihm eigentlichstes Erlebnis, und Leben ist für ihn ein stetes Bemühen, das dunkle Rätsel: Leben zu lösen.

Schon daraus ergibt sich, daß der Russe auch in der Frau nicht die Tätige, Tüchtige sucht, sondern die Verstehende, Fühlende.

Für den Russen bedeutet das Verhältnis zur Frau nicht die Entspannung rastlos wirkender Kräfte, nicht das „Hinter — der — Front" im aufregenden täglichen Daseinskampf; denn dieser Daseinskampf ist ihm keine Hauptsache, er ist nur das täglich zu absolvierende Quantum von Handeln, an das er, sobald er damit fertig ist, nicht weiter denkt. Am intensivsten lebt er in seinen Gefühlen und sein Denken ist nichts als ein sich Zurechtfindenwollen in der großen Welt, die hart und spröde dem Erfassen tausend Hindernisse und tausend Lockungen bietet.

Das Leben und Denken ist dem Russen ein Kampf mit den Dingen, die noch nicht durch Ordnung ihre metaphysische Tücke verloren haben: ein Kampf mit dem Chaos. Der Dichter Andrej Bjely nennt es in seinem monumentalen Roman „Petersburg" den Kampf der begrenzten menschlichen Psyche mit dem Unermeßlichen. Und dieses Unermeßliche ist ihm — Rußland. Daß Rußland sich dem Dichter als ein unermeßliches Etwas malt, liegt nicht an der Größe und der Bevölkerungszahl, sondern an der selbst für die Phantasie unbezwingbaren Gestaltungslosigkeit dieser Größen, die wie das Chaos von keiner ordnenden Macht geformt sind.

Ein Kämpfer, der gegen ein Imaginäres für ein Imaginäres ringt, hat der denkende Russe zum Rasten weder Ruhe noch Muße, noch auch Bedürfnis. In seiner Lebensgefährtin sucht er also nicht eine Muße-, sondern eine Kampfgenossin, die mit ihm fühlen, mit ihm denken kann.

So hat auch die russische Frau die ihr gegebenen Anlagen nicht nur nicht zu unterdrücken brauchen, sondern im Gegenteil, sie wurden in ihr durch den Rivalitätskampf um den Mann noch eher verstärkt.

Man kann das Denken und Fühlen der russischen Frau der Qualität nach als „männlich" bezeichnen; doch wäre es sehr verfehlt, wollte man auf sie die Schlagworte „männliches Weib", „Mannweib" anwenden. Ihre „männliche" Intelligenz und „männliche" Psyche hatten sich, wie wir zeigten, unter Voraussetzungen geformt, die für sie eine Entäußerung vom „Weiblichen" nicht nötig machten: ihre Weiblichkeit ist weder geschwächt noch verleugnet worden, sie ist nur erweitert, indem zu ihren weiblichen (mütterlichen) männliche (soziale) Eigenschaften hinzugekommen sind.

Daß eine solche seelische Einstellung der Frau ihre Bedeutung für den Mann haben muß, direkt durch Erziehung und Suggestion, indirekt durch die Geschlechtswahl, bedarf keiner Erläuterung. Wenn in diesem Land der

Digitized by Google

furchtbarsten Unterdrückung und der größten Inertie soviel tätige Liebe zum Guten und zur Freiheit aus einem unversiegbaren Quell fließt (und auch dem Westeuropäer die Hoffnung auf ein einstiges friedliches kulturelles Zusammenwirken gibt), so hat die russische Frau dazu beigetragen.

Der Psyche der russischen Frau hat das Hinzukommen männlicher Eigenschaften eine Elastizität und eine Tragkraft verliehen, die keine andere Frau der Welt besitzt. Das ist es, was ihr Andersein ausmacht. Sie kann, ohne geistig und moralisch Schaden zu leiden, Härten ertragen und Dinge auf sich nehmen, die jede anders geartete Frau zu einem Krüppel in geistigem oder moralischem Sinne machen müßten.

Diese seelische Widerstandskraft und Tragfähigkeit hat auch ihr sexuelles Wesen mitbestimmt. Ihre völlige Ungezwungenheit und Sicherheit dem Manne gegenüber kommt aus derselben Quelle. Es fällt dem russischen jungen Mädchen gar nicht ein, in dem Manne den lauernden Angreifer zu sehen; sie ist gegen die Suggestion einer aggressiven Männlichkeit durch eine bewußte, starke Menschlichkeit von vornherein geschützt; für sie ist der Mann in nicht größerem Maße Gefahr als es die Frau für den Mann ist.

Daher konnte sich bei der russischen Jugend der Verkehr zwischen den Geschlechtern zu einer Kameradschaftlichkeit gestalten, wie man sie sonst nirgends kennt. Kaum irgendwo sind reine Freundschaften zwischen Männern und Frauen so häufig wie in Rußland und ist das Moment der Achtung in den Beziehungen beider Geschlechter zueinander so stark wie dort. Aus allem Gesagten ergibt sich die Beteiligung der russischen Frau an der Revolution von selbst. Sie war nicht in die revolutionäre Bewegung hineingezogen — sie gehörte immer ganz naturgemäß dazu, von derselben geistigen Welle, demselben Streben getragen wie der revolutionäre Mann.

Der revolutionäre Kampf in Rußland ist ja nichts anderes als das natürliche Wirken lösender, treibender, motorischer Kräfte gegen das Hemmende, Stagnierende, Inerte, deren extremster, starrster Ausdruck der Zarismus ist. Dieser Kampf des Treibenden gegen das Starre dauert nun schon hundert Jahre, und er hat allmählich alle Schichten auf beiden Seiten in Mitleidenschaft gezogen. Der erste Ansturm auf den Zarismus, im Jahre 1825, bekannt unter dem Namen der Dezemberrevolte, war von einer kleinen Schicht ausgegangen, die sich seither das Revolutionmachen ziemlich abgewöhnt hat: damals waren es die Spitzen der Gesellschaft, Mitglieder des höchsten Adels und der Aristokratie, die, getragen von den Ideen der Rousseauschen und vornapoleonischen Zeit, sich gegen das veraltete, fortschrittsfeindliche Regime in Rußland aufgelehnt hatten und durch eine militärische Revolte eine freiere Regierungsform einführen wollten. Das Werk mißlang, und Nikolaus I. hat mit seinen hochgestellten Widersachern eben-

Digitized by Google

sowenig Nachsicht geübt, wie seine Nachkommen gegen die späteren Feinde des Zarismus aus den anderen Volksschichten: die Totengruben von Sibirien haben diese ersten Freiheitskämpfer, wie so viele spätere verschlungen.

Und da waren es die Gattinnen der hochgestellten Verschwörer, Fürstinnen und Gräfinnen, die Größe und Mut zeigten, die in der alten klassischen Zeit Frauen zu Heldinnen gestempelt hätten. Die noch gestern auf Hofbällen glänzten, verzichteten auf alles, was ihnen Rang und Reichtum bot und folgten freiwillig ihren Männern in die unheimlichen Schneewüsten Sibiriens, die damals noch unvergleichlich furchtbarer waren, als jetzt. Viele von ihnen sind dort bis zu ihrem Lebensende geblieben. Der Freiheitsdichter Nekrassow hat in seiner episch-lyrischen Dichtung „Russische Frauen" diesen ersten weiblichen Opfern des Zarismus ein Denkmal voll rührender Schönheit errichtet. Es klingt der Stimmung nach durchaus wahr, wenn der Dichter eine dieser Heldinnen, die Fürstin Wolkonskaja, bei der Schilderung ihres Wiedersehens mit dem Gatten im schwarzen Grubenschacht sagen läßt: „Vor mir stand nun Sergej. Doch ehe ich den Gatten umarmte, kniete ich nieder und drückte auf das Eisen seiner Ketten die Lippen."

Diesen ersten Frauen, die das Beispiel zeigten, wie man sein Leben zu einer einzigen heroischen Tat macht, folgte eine schier unübersehbare Reihe ebensolcher, deren Namen aber nur in einzelnen Fällen der Allgemeinheit bekannt wurden. Unter diesen sind die Namen Sofja Perowskaja, Wera Figner, Ludmila Wolkenstein, die zu der Kämpfergruppe der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gehörten, wohl die bekanntesten. Wer vermag es zu sagen, in welchem Maße eine vielleicht geniale Mütterlichkeit in diesen starken, selbstlosen Frauenseelen mitgewirkt hat, — jene Mütterlichkeit, die aus Liebe und Mitleid zu anderen sich restlos und freudig aufzugeben versteht. Diese Frauen liebten ihr bedrücktes Volk mehr als alles andere, und gaben Jugend und Glück für die Hoffnung, diesem Volke Befreiung zu bringen. Sofja Perowskaja, die Tochter eines hohen Staatsbeamten, wurde in der revolutionären Gruppe, der sie angehörte, „unsere Sonja" genannt: spricht das nicht dafür, daß sie allen diesen im Kampf abgehärteten Menschen mehr als nur Kampfgenossin war? Nach dem erfolgreichen Attentat auf Alexander II., an dem sie direkt beteiligt gewesen war, machte der Galgen ihrem jungen Leben ein Ende. Doch hatte die Erwartung dieses furchtbaren Todes sie weder verzagt noch schwankend gemacht. Sie schrieb in ihrem letzten Brief an die Mutter: „Geliebte, gräme dich nicht um mich; denke daran, daß ich glücklich bin; ich sterbe den Tod, den ich mir immer gewünscht hatte: für die Befreiung unseres Volkes".

Ludmila Wolkenstein und Wera Figner haben 20 Jahre ihres Lebens in dem Höllenkerker Schlüsselburg zugebracht. Die Revolution von 1905

Digitized by Google

hat den überlebenden Insassen dieser zarischen Racheburg auf der Nevainsel die Sonne wieder geschenkt und den furchtbaren Kerker selbst vernichtet.

Wie sich Wera Figner, die in der langen Kerkereinsamkeit die seelische Schwungkraft zum Dichten in sich gefunden hatte, in die spät gekommene Freiheit eingefügt hat, ist der weiteren Öffentlichkeit unbekannt geblieben. Tragisch war das Schicksal der Ludmila Wolkenstein. Von einem liebenden Gatten und einem Sohne, den sie als Kind verlassen und nun als Mann wiedergefunden hat, bei ihrer Rückkehr ins Leben empfangen, genoß sie nicht lange ihre eigene und ihres Landes Freiheit. Die im Jahre 1907 wieder erstarkte Zarenmacht glaubte sich noch eine weitere Schuld von ihrem Opfer abtragen lassen zu müssen: L. Wolkenstein mußte wieder nach Sibirien wandern. Gatte und Sohn folgten; doch da waltete ein seltsames Geschick: die Vierzigjährige, nach zwanzigjährigem Todsein Auferstandene wurde von einer zarischen Kugel weggerafft, als sie während einer Straßendemonstration in ihrem sibirischen Wohnort in die Menge geriet.

Was die einzelne Kämpferin in der russischen Freiheitslegion zu leisten und zu erfüllen hatte, ist nicht leicht herauszugreifen, ohne zugleich den politischen Kampf in Rußland, seine Wege und Mittel zu schildern. Wir sehen sie zu allen Zeiten und überall ebenso an der Arbeit wie den Mann. Als vor etwa drei Jahrzehnten die sozialistische Bewegung sich fast noch ausschließlich auf die Bauernbevölkerung stützte, war es die Frau, die als Ärztin, als Hilfsärztin, als Hebamme, als Lehrerin „ins Volk" (wie damals die Parole hieß), aufs flache Land ging, um dort Propaganda und Aufklärungsarbeit zu leisten. Unschätzbar sind die Dienste, die sie dabei schon allein für die Volksbildung als erste freiwillige Pionierin geleistet hat: durch Unterricht an Erwachsene und Kinder, durch Gründung heimlicher oder, so weit es möglich war, offener Dorfbibliotheken, durch Veranstaltung von Leseabenden. Und wenn man bedenkt, daß sie in den meisten Fällen dafür mit Gefängnis oder Verbannung nach Sibirien zahlen mußte, dann wird einem die tragende Größe ihrer Liebe deutlich.

Als nun in einer etwas späteren Epoche die agrarsoziale vor der sozialdemokratischen Bewegung weichen mußte, zogen Scharen gebildeter Frauen aus allen Schichten, aus den Industriellenkreisen ebenso wie aus der Beamtenschaft und aus den rein intellektuellen, hinaus in die Fabrikviertel der Großstädte, um dort der Sache zu dienen. Auch da war neben der organisatorischen und agitatorischen viel einfache Bildungsarbeit zu leisten und dabei erwies sich wiederum die Frau als am meisten geeignet. Aber selbst auf den „gefährlichsten Posten", bei Geheimdruckereien, bei Abfassung und Verbreitung illegaler Literatur, was unfehlbar nach kurzer Zeit zu Katorga führte (die „Arbeitsdauer" auf solchen Posten wurde auf höchstens zwei

Digitized by Google

Jahre geschätzt: nur selten gelingt es einem Revolutionär, sich länger den spähenden Augen der Spione zu entziehen) — auch hier fehlte die Frau nicht.

Bei der Revolutionshochflut des Jahres 1905 stand die Frau in den vordersten Kampfreihen. Geschult in der langen „unterirdischen" Arbeit, wußte sie im offenen Kampfe — während der kurzen, unvergeßlich-schönen Tage, wo der Albdruck Zarismus von Rußland und Europa gewichen schien — hinzureißen und anzuspornen. Da konnte man kleine, zarte „frauenhafte" Frauen in Massenversammlungen unter freiem Himmel vor Tausenden von Menschen sprechen hören. Furchtlos gingen sie als Agitatorinnen in die Kasernen, in Matrosenspelunken und wußten zu diesen Menschen in einer Sprache zu reden, die sie für die Sache der Freiheit gewann. Und bezeichnend — für Menschheitsskeptiker vielleicht auch tröstend: — nie wurden die Frauen dabei von den sicher nicht immer zartsaitigen Männern irgendwie behelligt oder verletzt. Der einfachste Arbeiter, der Soldat, der Matrose wußte, was diese „gebildeten Fräuleins" zu ihnen führte, wußte instinktiv die Grenzen zu wahren, die die menschliche Achtung vor diesen Frauen als Trägerinnen einer Idee gebot. Aus eigener Erfahrung kann Schreiberin dieser Zeilen bestätigen, daß in den organisierten Arbeiterkreisen durch die Beteiligung der gebildeten Frau an der Propaganda und Agitationsarbeit, durch den kameradschaftlichen Umgang mit ihnen eine Ritterlichkeit sich herausgebildet hat, eine maßvolle Haltung in Ton und Wort, wie sie der Fernstehende sich schwer denken könnte. Das stellte sich in den aufgeklärten Arbeiterkreisen ebenso natürlich ein wie das Verschwinden antisemitischer Regungen durch die starke Beteiligung von Juden und jüdischen Frauen an den politischen Freiheitskämpfen (nach der offiziellen Statistik sind die Frauen in der Zahl der für politische Vergehen Verurteilten mit 10 Prozent beteiligt, die Jüdinnen aber mit 25 Prozent).

Hat sich Rußlands völliges Erwachen nach dem japanischen Krieg als Trug erwiesen, haben sich die treibenden Kräfte noch als zu schwach erwiesen, um das Lebensrad dieses Landes über den toten Punkt hinüberzuschwingen, so ist dieser Augenblick doch nicht ferne: hoffen doch so viele Freunde der in Rußland lebenden Völker, daß die neue russische Niederlage, daß das Jahr 1915 das vollenden wird, was 1905 begonnen hat.

Wir dürfen hoffen, daß mit dem Eintritt der politischen Freiheit den Völkern in Rußland eine menschlich würdigere, friedlichere Entwickelungsbahn beschieden sein wird; dann wird auch die Kraft der Frau sich nicht in so harten Kämpfen verbrauchen müssen. Aber das in ihr lebende Pathos des Denkens und Fühlens — die „heilige Unruhe" wurde es von einem russischen Dichter genannt — dürfte auch da sie befähigen, dem Leben einen tieferen Rhythmus zu verleihen und es vor dem Verflachen zu behüten.

Digitized by Google

Das Haus Romanow.

La Russie d'avant Pierre le Grand est allée à la Russie nouvelle par une maison publique. Alexander Herzen.

Der legendäre Ahnherr des Hauses Romanow ist ein gewisser Andrej Kobyla (= Stute), der im 14. Jahrhundert aus Preußen nach Moskowien eingewandert sein soll. Der Begründer der Dynastie, Michaïl Fjodorowitsch Romanow (1), Sohn des Metropoliten von Rostow Philaret, wurde am 21. Februar 1613 von den Bojaren nach dem Interregnum 1610—13 zum Zaren erwählt. Alle Versuche, eine Verwandtschaft zwischen diesem ersten Romanow und dem erloschenen Zarenhause des Rjurik zu konstruieren, sind nicht stichhaltig. Der Sohn Michaïls — Alexej Michailowitsch (2) 1645—76, genannt der „Sanfteste", ist das dem jetzigen Zaren vorschwebende Ideal; ihm zu Ehren nannte er seinen Sohn — Alexej. Aus seiner ersten Ehe mit Maria Miloslawskaja hatte er sechs Töchter, darunter Sophie (3), und zwei Söhne: Fjodor (4) und Johann (5); aus der zweiten Ehe mit Natalja Naryschkina den Sohn Peter (6), geb. 1672. Der dritte Zar aus dem Hause Romanow war Fjodor (4); mit ihm nahm die alte gute Zarenherrschaft ein Ende. Als Fjodor nach sechsjähriger Regierung 1682 kinderlos starb, kam sein nächster Bruder, der schwachsinnige Johann (5) auf den Thron. Dieser Johann V. hatte aus seiner Ehe mit Praskowja Ssaltykowa zwei Töchter: Katharina (7), vermählt mit Herzog Karl Leopold von Mecklenburg und Anna (8), vermählt mit Herzog Friedrich von Kurland; von diesen beiden wird später noch die Rede sein.

Nun kommt die erste Frau auf, oder vielmehr hinter Rußlands Thron. Der Thron wird offiziell von Johann V. und seinem jüngeren Halbbruder Peter (6) geteilt; es wird sogar ein zweisitziger Thronsessel gebaut. Sophie macht sich aber zur Regentin und Alleinherrscherin, und hat hinter dem zweisitzigen Zarenthron einen Extrasitz. Dem energischen Peter wird dieser Zustand zu dumm; er verbannt seine Schwester Sophie 1689 ins Kloster und erklärt sich 1694 zum Alleinherrscher des Landes; Johann V. sagt sich freiwillig von der Teilnahme an der Regierung los. Was Peter I. (der Große) für Rußlands Größe, Macht und Kultur getan hat, ist jedermann bekannt; sonst war er aber ein grausamer Despot, Trunkenbold, Sadist und Wüstling. Aus seiner ersten Ehe mit Jewdokija Lopuchina hatte er den einzigen Sohn Alexej (9), der mit einer Prinzessin Charlotte von Wolffenbüttel in unglücklicher Ehe lebte und den Sohn Peter (10) zeugte. Peter der Große sperrte seine erste Gemahlin Jewdokija 1698 in

Digitized by Google

ein Kloſter und ließ ſich mit ſeiner Geliebten Katharina (11), von der er bereits die Töchter Anna (12) und Eliſabeth (13) hatte, trauen. Dieſe Katharina hieß urſprünglich Martha Skawronſki, war die Frau eines kriegsgefangenen ſchwediſchen Dragoners und dann die Geliebte des Fürſten Menſchikow. Noch früher ſoll ſie öffentliches Mädchen geweſen ſein. Peter der Große ließ ſeinen einzigen Sohn Alexej (9), wegen deſſen Umtrieben gegen die väterlichen Reformen verhaften, in ſeinem Beiſein foltern und hinrichten (1718). Katharina nahm es mit der ehelichen Treue wenig genau. Hiſtoriſch iſt ihr Verhältnis mit ihrem Kammerherrn Mons, den Peter köpfen ließ. Er hätte vielleicht auch Katharina hinrichten laſſen, wenn er ſelbſt nicht kurz nach der Hinrichtung ihres Liebhabers, angeblich an Folgen einer Erkältung geſtorben wäre. Daß er natürlichen Todes geſtorben ſei, wird von vielen bezweifelt.

Nach dem Tode Peters I. (1725) beſtieg ſeine Witwe (11) als Katharina I. den Thron. Sie regierte gar nicht ſchlecht und ſtarb 1727. Ihr folgte Peter II. (10), der Sohn des hingerichteten Alexej und der letzte männliche Romanow. Er kam mit 12 Jahren auf den Thron und ſtarb nach dreijähriger Regierung 1730 an Blattern.

Da es keine männlichen Agnaten mehr gab, ging der Thron auf die weibliche Linie über. Die Weiberherrſchaft begann mit der Kaiſerin Anna Iwanowna (8), der Nichte Peter des Großen und verwitweten Herzogin von Kurland (ihr Gatte Herzog Friedrich von Kurland hatte ſich in ſeiner Hochzeitsnacht zu Tode getrunken). Obwohl wir in unſerer gedrängten Überſicht nur genealogiſche Verhältniſſe berühren, wollen wir an dieſer Stelle auch die Politik ſtreifen. Als nämlich die Bojarenclique der Herzogin Anna die Kaiſerkrone anbot, mußte ſie eine Erklärung unterſchreiben, daß ſie auf die abſolute Monarchie verzichte und einen Reichsrat einſetzen werde. Zur Regierung gelangt, machte ſie ſich aber mit Hilfe des niederen Adels zur Selbſtherrſcherin. Anna Iwanowna herrſchte zehn Jahre (1730—40); das Land wurde eigentlich von ihrem Günſtling, dem Kurländer Biron, regiert; es war eine beiſpielloſe Schreckensherrſchaft. Kaiſerin Anna Iwanowna ließ ihre mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig vermählte Nichte Anna Leopoldowna (14), Tochter ihrer älteren Schweſter Katharina (7) nach Petersburg kommen und adoptierte deren Sohn Johann (15). Vor ihrem Tode beſtimmte ſie dieſen Prinzen von Braunſchweig (der in weiblicher Linie vom Hauſe Romanow abſtammte) zum Thronerben und ihren Günſtling Biron zum Regenten. Johann VI. (15) kam im Alter von 14 Monaten zur Regierung. Drei Wochen nach der Thronbeſteigung ſetzte die Mutter des Kaiſers, Anna (14), den Regenten Biron ab, ſchickte ihn nach Sibirien und proklamierte ſich ſelbſt zur Re-

Digitized by Google

gentin. Ihre Regierung währte kaum ein Jahr. Die jüngste Tochter Peters des Großen, Elisabeth (13), stellte sich an die Spitze eines Garderegiments, ließ den kleinen Kaiser Johann VI., sowie dessen Eltern verhaften und bemächtigte sich des Thrones. Der kleine Kaiser wurde in die Schlüsselburg gesperrt, in deren Kasematten er aufwuchs. Man nimmt an, daß Kaiserin Katharina II. ihn erst im Jahre 1764 erdrosseln ließ. Seine Eltern starben in der Verbannung zu Cholmogory am Weißen Meer.

Elisabeth regierte 1741—62. Sie war überaus sinnlich und dem Trunk ergeben, und das Land wurde von ihren Günstlingen regiert. Mit einem von diesen, Rasumowskij, war sie sogar heimlich getraut. Die aus dieser Ehe geborene Tochter Elisabeths, die Fürstin Tarakanowa, wurde von Katharina II. in die Peterpauls-Festung gesperrt, woselbst sie bei einer Überschwemmung in ihrer Zelle ertrank. Da Elisabeth unverheiratet war und keine legitimen Kinder hatte, bestimmte sie ihren Neffen Peter (16), den Sohn ihrer älteren, mit dem Herzog Karl von Holstein-Gottorp vermählten Schwester Anna (12) zum Thronerben. Diesen Neffen verheiratete sie mit der Prinzessin Sophie-Auguste von Anhalt-Zerbst, der späteren Kaiserin Katharina II. (17). Da diese Ehe, wohl wegen der Impotenz Peters, kinderlos blieb, veranlaßte Elisabeth die junge Katharina, sich mit verschiedenen ihrer Höflinge einzulassen. Die Folge davon war die Geburt des Sohnes Paul (18). Wessen Sohn Paul gewesen ist, ist unbekannt. Viele Historiker schreiben die Vaterschaft einem gewissen Ssaltykow zu, der von altem russischen Adel abstammte und wieder russisches Blut in die Kaiserfamilie brachte. Nach dem Tode Elisabeths ließ sich Peter III. (16) zum Kaiser krönen. Seine Regierung währte nur ein halbes Jahr. Seine Gemahlin Katharina ließ ihn 1763 absetzen und etwas später ermorden. Sie selbst bestieg als Katharina II. den Thron. Ihre Regierung (1763—96) war eine überaus glänzende; zur Ehre der aufgeklärten und weisen Kaiserin muß gesagt werden, daß alle ihre zahlreichen Liebschaften durchaus Privatangelegenheiten waren und daß das Land nur von ihr und von keinem ihrer Günstlinge regiert wurde.

Katharina wollte ihren mißratenen, wahrscheinlich geisteskranken Sohn Paul von der Thronfolge ausschließen und dessen ältesten Sohn Alexander (19) zum Thronerben einsetzen. Als Katharina 1796 an einem Schlaganfall gestorben war, beeilte sich Paul, das Testament seiner Mutter zu vernichten.

Paul I. war mit Maria Fjodorowna, einer geborenen Prinzessin von Württemberg, verheiratet und hatte aus dieser Ehe neun Kinder; von den vier Söhnen waren die ältesten Alexander (19), Konstantin (20) und Nikolaj (21). Die despotische Regierung des verrückten Kaisers Paul I. endete 1801 mit einer Palastrevolution: er wurde nachts von einigen Höflingen,

Digitized by Google

wohl mit Wissen der Söhne, erschlagen. Nun kam Alexander I. auf den Thron. Dieser Kaiser stellt wohl, wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung, die erste sympathische Erscheinung auf dem russischen Kaiserthrone dar. Seiner Ehe mit Elisabeth Alexejewna, einer geborenen Prinzessin von Baden-Durlach, entsprossen nur zwei Töchter, die beide im zartesten Alter starben. So kam es, daß, als Alexander I. im Jahre 1825 zu Taganrog auf eine sehr mysteriöse Weise (manche sagen, am Typhus) starb, der Thron seinem nächsten Bruder Konstantin (20) zufiel. Nun stellte sich heraus, daß Konstantin noch bei Lebzeiten Alexanders zugunsten des dritten Bruders Nikolaj (21) auf den Thron verzichtet hatte. Die daraus entstandene Konfusion führte zum bekannten Dezemberaufstand 1825 und endete mit der Thronbesteigung Nikolajs (21).

Nikolaj I. regierte 1825—56; er war der typischeste absolute, russische Monarch. Aus seiner Ehe mit Alexandra Fjodorowna, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, hatte er u. a. die Söhne Alexander (22), Nikolaj (23) und Konstantin (24). Ein Sohn Nikolajs (23) ist der jetzige russische Generalissimus. Ein Sohn Konstantins (24) der soeben verstorbene sympathische Großfürst und sehr bedeutende Dichter Konstantin Konstantinowitsch.

Kaiser Nikolaj I. konnte die Niederlage im Krimkriege nicht überwinden und soll Selbstmord begangen haben. Ihm folgte sein ältester Sohn (22) als Alexander II. Dieser liberale Kaiser fiel dem Bombenattentat vom 13. März 1881 zum Opfer. Ob die Attentäter aus dem Eigenen handelten oder von sehr hochstehenden Personen angestiftet waren, ist noch nicht festgestellt. Alexander II. war mit Maria Alexandrowna, Tochter der Großherzogs Ludwig III. von Hessen vermählt. Aus dieser Ehe hatte er die Söhne Nikolaj (25), Alexander (26), Sergius (der als Generalgouverneur von Moskau einem Attentat zum Opfer fiel), Alexej und Paul. Als der Thronfolger Nikolaj (25) gestorben war, übernahm Alexander (26) die Erbfolge und die Braut seines Bruders, Maria Fjodorowna, geborene Prinzessin von Dänemark (die heutige Kaiserin-Witwe). Aus dieser Ehe hatte er die Söhne Nikolaj (27), Georg (jung an Schwindsucht gestorben) und Michaïl. Alexander III. regierte 1881—94 und starb an einer schleichenden Krankheit. Ihm folgte der jetzige Kaiser Nikolaus II. (27). Dieser ist bekanntlich mit einer Prinzessin von Hessen vermählt und hat vier Töchter und einen Sohn.

Das heute herrschende Haus stammt also nur in weiblicher Linie vom Hause Romanow ab: Peter III. (16) von Holstein Gottorp war nur durch seine Mutter Anna (12) mit den Romanows verwandt; richtig ist die Bezeichnung Holstein-Gottorp. Das Haus Romanow ist aber im Mannesstamme am 29. Januar 1730 mit Peter II. (10) erloschen.

Digitized by Google

Die Völkerzusammensetzung Rußlands.

Von Dr. R. Claus in Berlin-Lankwitz.

Von den Besuchern der Lager gefangener Russen kann man oft ein großes Erstaunen über die Verschiedenartigkeit der „Russen" ausdrücken hören. Die farbigen Engländer und Franzosen sind bei uns ja schon bekannter, weniger geläufig ist uns im allgemeinen eine Vorstellung von der buntscheckigen Zusammenwürfelung der Völkerschaften, die innerhalb der Grenzen Rußlands wohnen. Neben den slawischen Völkern sind da germanische, romanische, finnische, mongolische, turko-tatarische usw. Stämme vertreten; die Gefangennahme von Leuten südöstlicher und sibirischer Stämme mit gelblicher Hautfarbe und mongolischem Gesichtstyp konnte das Gerücht hervorrufen, daß Japaner in den russischen Reihen kämpften. Man bezeichnet Österreich als Nationalitätenstaat, auf Rußland paßt diese Benennung nicht weniger, denn nur höchstens 44,3 % der gesamten Bevölkerung gehören dem herrschenden Großrussentum an.

Will man einen Überblick über die Stärkenverhältnisse der einzelnen Völker haben, so kann man nur die erste und einzige allgemeine Volkszählung heranziehen, die 1897 aufgenommen wurde, also bereits reichlich alt ist. Die Völker sind in dieser Statistik nach der Sprache ausgezählt. Ist die Sprache schon kein sicheres Rassenmerkmal in einem Lande, durch das die verschiedensten Völkerstämme hindurchgezogen sind — es sei an die wilden Horden der Petschenegen und Kumanen, an die Tataren erinnert — deren Kriegsbrauch den Geschlagenen gegenüber es vielfach war: „die Männer über die Klinge, die Weiber ins Zelt" — so wird die Verwendbarkeit der Sprache auch zur Unterscheidung der Völker in Rußland noch besonders beeinträchtigt: es haben nämlich sicher eine ganze Anzahl Leute Großrussisch als Muttersprache angegeben, obwohl sie nicht großrussischer Abstammung sind. Großrussisch ist die Sprache der Verwaltung und der Wissenschaft, es wird in den Schulen gelehrt, alle Soldaten müssen es lernen, wo nur irgend möglich wird seine Anwendung erzwungen, der Gebrauch der anderen Sprachen aber unterdrückt. Da liegt es nahe, auf die Fragekarte Großrussisch zu schreiben, wenn es auch nicht stimmt. Die Zahl der Großrussen ist also sicher zu hoch, die für die übrigen Völker zu niedrig.

Die Anordnung der Statistik ist so getroffen, daß sie den Eindruck erweckt, als ob die verschiedenen nicht-großrussischen Völkerschaften verstreut unter den Großrussen wohnten, während sie zumeist geschlossen sitzen.

Digitized by Google

Erreicht ist dies einmal dadurch, daß die Hauptveröffentlichung nur nach Gouvernements gliedert, die vielfach eine große Ausdehnung haben — Livland z. B. ist größer als Württemberg, Baden und Hessen zusammen —, dann sind die Gouvernements alphabetisch aufgeführt, nach Archangelsk in der Nordostecke des Reiches mit finnischem Bevölkerungseinschlag folgt Astrachan im Südosten mit Kirgisen und Kalmücken, dann Bessarabien im äußersten Südwesten mit rumänischer Bevölkerung. Eine wenig bekannte Veröffentlichung bringt in ganz unübersichtlicher Form die Angaben auch für die kleineren Einheiten, die Kreise. Stellt man hieraus die aneinanderliegenden Bezirke zusammen, so ergibt sich, daß nur in der Mitte des Reiches die Großrussen an Zahl die übrige Bevölkerung überwiegen, in allen Grenzgebieten andere Völkerschaften die Mehrzahl bilden[1]). Die Großrussen in den Grenzgebieten sind zumeist Beamte, Soldaten usw., keine bodenständige Bevölkerung, denn unter ihnen gibt es erheblich mehr Männer als Frauen, während im Zentralrußland die Frauen in der Überzahl sind.

Im ganzen Russischen Reiche wurden 1897 125,6 Millionen Einwohner gezählt; 1912 waren es ein Drittel mehr, nämlich 167,9 Millionen, mit den 3,1 Millionen Bewohnern Finnlands zusammen 171 Millionen; vergleichsweise sei angeführt, daß in Deutschland (1910) 65 Millionen, in Österreich-Ungarn 51, in Großbritannien 45, in Frankreich 39½ und in Italien 34½ Millionen Menschen wohnten.

Bei einer Betrachtung der Völker Rußlands wenden sich unsere Gedanken zuerst mit Mitgefühl den Deutschen zu; 1,79 Millionen wurden 1897 in Rußland gezählt, 2¼—2½ Millionen mögen es bei Kriegsbeginn gewesen sein. Lübische Kaufleute landeten zuerst an der Dünamündung, es folgten die Bekehrer des Landes, der Orden der Schwertbrüder, später der Deutsche Orden, die den drei Ostseeprovinzen den Stempel deutscher Kultur aufdrückten. Die zweite große Einwanderung kam auf die Einladung Katharinas II.; den tiefstehenden russischen Bauern sollte durch die deutschen Bauernkolonien ein Muster gegeben werden. Große Kolonien sind an der Wolga und im südwestlichen Rußland entstanden. Deutscher Unternehmungsgeist führte in den letzten Jahrzehnten viele unserer Landsleute als Kaufleute, Techniker, Handwerker über die Grenze. An anderer Stelle dieses Heftes ist das Deutschtum in Rußland ausführlicher behandelt. Es kann aber nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß viele dieser unserer Volksgenossen, denen eine allem Völkerrecht hohnsprechende Gesetzgebung, die Willkür einer niedrig denkenden Beamten-

[1]) Eine Übersicht über die Bevölkerung der Gouvernements, Kreise und Städte im europäischen Rußland (einschließlich Polen und Kaukasus) findet sich in Claus, Die Zusammensetzung der Bevölkerung Rußlands nach Nationalitäten. Mit einer Karte. [Zeitschrift des Kgl. Preuß. Statistischen Landesamts. 1915. Heft 1 S. 1.]

Digitized by Google

schaft Hab und Heim geraubt hat, nach dem Kriege Zuflucht bei uns suchen werden und daß wir rechtzeitig für ihre Unterbringung sorgen müssen.

Die Großrussen gehören wie die Weißrussen und die Ukrainer (von Ukraina=Grenzland; Kleinrussen) zu den Ostslawen, die Polen (oder Tschechen) zu den Westslawen. Kleinrußland wurde das Gebiet um Kiew herum genannt, das nach der Unterwerfung der Kosaken zu Großrußland kam, für das Moskau das Zentrum bildete; mit Neurußland bezeichnete man die später erworbenen Gebiete im Süden. Beim Vordrängen der Slawen nach dem Osten stießen die das jetzige Großrußland erobernden Teile auf finnische Stämme. Durch Vermischung mit Finnen, die den Mongolen oder einer besonderen Gruppe, den Ugriern, zugerechnet werden, sind die Großrussen entstanden, die dann noch mongolisches und tatarisches Blut durch die Einfälle asiatischer Stämme aufgenommen haben. Diese finnischen, mongolischen, tatarischen Einschläge machen sich im Großrussentum überall geltend. Die Großrussen sind meist blond, blauäugig, haben Rundschädel (im Gegensatz besonders zu den langschädligen Germanen), breite Gesichter, starken Bartwuchs, starken Nacken und sind oft schwerfällig gebaut. Die Ukrainer sind im Durchschnitt kleiner, mehr brünett, schlanker, vor allem beweglicher, unternehmungslustiger, freiheitsliebend. Diese letzten Eigenschaften mögen teilweise in der Siedlungsgeschichte ihren Ursprung haben. In den keiner Herrschaft unterstehenden südrussischen Steppen sammelten sich alle möglichen Abenteurer, wegen ihres Glaubens Verfolgte, entlaufene Leibeigene usw., die dem Druck in ihrer Heimat entgehen wollten. Sie bildeten Genossenschaften, deren bekannteste die am unteren Dnjepr ansässige Saporoger Kosaken=Sjetsch war. Ein Bild des auch im Westen bekannten russischen Malers Rjepin, das die Saporoger beim Abfassen eines Briefes an den Sultan vorstellt, zeigt ziemlich alle Typen der benachbarten Völker. Die Kosakengemeinwesen wurden zertrümmert, der freiheitliche Geist hat sich aber doch bei den Ukrainern zum Teil erhalten. Alle Bewegungen gegen den Druck des zarischen Regimes finden bei den Ukrainern einen sicheren Widerhall. Von dem Schopf, den sich die Ukrainer vielfach wachsen ließen, haben sie den Spitznamen „Chachli“ erhalten. Die Sprache der Ukrainer unterscheidet sich wesentlich vom Großrussischen; die russische Akademie der Wissenschaften hat 1905 ausdrücklich anerkannt, daß sie ein selbständiges Idiom sei. Den Ukrainer, der Russisch spricht, hört zumeist auch der Nichtrusse heraus. Mit allen Mitteln, besonders durch Verbot des Drucks in der Muttersprache, versuchte die russische Regierung die Ukrainer im Großrussentum untergehen zu lassen. Das ist nicht gelungen. Wohl wird behauptet, daß es keinen ukrainischen Adel gebe, daß die Oberschicht großrussisch geworden

Digitized by Google

sei, daß das Nationalempfinden der intelligenten Jugend sich im Singen der wunderschönen schwermütigen ukrainischen Lieder und — im Trinken von Malinowka (Himbeerschnaps) erschöpfe. Sicher trifft das teilweise zu; die Leute, die in die Beamtenlaufbahn kamen, sind russifiziert, weil sie anders kein Fortkommen haben. Soweit der größere Grundbesitzer russifiziert ist, ist er es vielfach nur äußerlich, weil nationale Regungen in Rußland ja besonders gefährlich sind. Der Druck des Großrussentums konnte nationale Regungen wohl niederhalten, die Erschütterungen, die der Weltkrieg gebracht, scheinen aber doch wohl imstande zu sein, dem stets zurückgesetzten Ukrainertum frischen Mut einzuflößen.

Die Lage der überwiegend von Ukrainern bewohnten Gebiete ist der Entwicklung des Nationalbewußtseins sehr günstig; sie bewohnen geschlossen das ganze südliche Rußland von den südlichen Kreisen Grodnos an bis zum Schwarzen und Asowschen Meer und im Osten bis in das Gebiet der Donschen Kosaken hinein. Durch das ukrainische Gebiet zieht sich die berühmte Schwarzerdeformation, im Osten ragen die Kohlen- und Erzlager hinein. Im ganzen mögen es etwa 30 Millionen Ukrainer sein; sie gehen nach Westen in die Ruthenen (Rußniaken) in Galizien über.

Die Weißrussen, von denen man annimmt, daß sie den slawischen Typ am reinsten bewahrt haben, sind die zurückgebliebensten unter den Russen; es gibt 7 1/2 Millionen, die im Nordwesten (Wilna, Minsk, Mohilew, Witebsk) wohnen. Ihre Sprache unterscheidet sich vom Großrussischen und Ukrainischen; nationale Regungen sind bisher wenig hervorgetreten. Ihr Land ist wenig fruchtbar, mit vielen Sümpfen und Wäldern bedeckt, ohne Industrie.

Polen finden sich etwa 10—11 Millionen in Rußland, von ihnen wohnen 9 Millionen im Zentrum Polen. Sie sind römisch-katholisch, während Großrussen und Ukrainer der orthodoxen, rechtgläubigen Kirche angehören. Polnisch wird mit lateinischen Buchstaben geschrieben, während die Russen die Kyrillschen Schriftzeichen gebrauchen. Polen finden sich soweit sich früher die polnische Herrschaft erstreckte, in Litauen und Weißrußland, ferner im ganzen Süden Rußlands, zumeist in den Städten.

Im Südwesten Rußlands sitzen noch bulgarische Gemeinden, dann Tschechen und einige Serben.

Eine besondere Gruppe, die entfernt zu den Slawen gehört, zu der auch die alten Preußen zählten, bilden die Litauer und Schmuden (2 1/4 Millionen), die unter polnischer Herrschaft römisch-katholisch geworden sind, ferner die evangelisch-lutherischen Letten (2 Millionen). Die Letten wohnen im südlichen Livland, in Kurland und um Dünaburg (Gouv. Witebsk) herum, die Litauer und Schmuden in Kowno und im nördlichen Suwalki. Sie sind meist blond und helläugig.

Digitized by Google

Groß ist die Zahl der Juden in Rußland; sie haben die Hand der russischen Gewalt schwer zu fühlen; 5,2 Millionen wurden 1897 gezählt, 7 Millionen mögen es vor dem Krieg gewesen sein. Die starke Vermehrung durch ihren Kinderreichtum ist wohl zum Teil durch die Auswanderung aufgehoben worden. Die Lage der Juden ist im ersten Russenheft (Februar) und in diesem Heft an anderer Stelle ausführlich behandelt. Ihr Ansiedlungsgebiet, in dem sie wohnen dürfen, die polnischen, litauischen, weiß- und kleinrussischen Landesteile, sind zum großen Teil die Aufmarschgebiete der Russen oder Kampfplätze. Schon in Friedenszeiten war das Elend unter den Juden groß; wer einmal einen Einblick in die Ghettos Warschaus oder einer litauischen Stadt getan hat, wird das Bild des Grauens so leicht nicht los. Ich habe Armut auf dem Balkan, in ost- und westeuropäischen Groß- und Hafenstädten gesehen, nur einmal fand ich das Elend erschreckender als in den Ghettos der russischen Juden — im Londoner Hafenviertel. — Die Vertreibung vieler Tausender „der lieben Juden" aus ihrer Heimat, alle sonstigen Bedrückungen müssen ihr Los furchtbar gestaltet haben. Ein Teil dieser Blutschuld kommt auf die jüdischen Finanziers diesseits und jenseits des Ozeans, welche die russische Regierung unterstützen.

Die Rumänen (1½ Millionen) bilden in den sechs an das Königreich Rumänien angrenzenden Kreisen Bessarabiens die Mehrheit; starke Kolonien finden sich auch noch östlicher. Sie haben ihre Nationalität fest bewahrt und sogar, wie der russische Anthropolog Anutschin ausführt, einen Teil der Ukrainer rumänisiert.

In ganz Rußland verstreut finden sich Franzosen; 1897 wurden 16000 gezählt; davon waren ⅔ Frauen. Griechen (¼ Million) finden sich besonders im Süden. Die Armenier (1½ Millionen) wohnen hauptsächlich im Kaukasus und in dem Gebiet am Schwarzen Meer. Sie haben dunkle Haare und Augen, sind arbeitsam und als geschickte Kaufleute bekannt. Sie gehören überwiegend der armenischen Kirche an, deren Oberhaupt im südlichen Etschmiadsin bei Erivan, im südlichen Teil des Kaukasus, seinen Sitz hat.

Den Norden und Nordosten des russischen Reiches bewohnen finnische Völkerschaften, die ohne die 3 Millionen Finnen in Finnland etwa 4½ Millionen Köpfe zählen. Besonders die östlichen Finnen haben gelblichweiße Hautfarbe, vorspringende Backenknochen und sind vorwiegend klein. Zur baltischen Gruppe der Finnen gehören die protestantischen Esten (1⅓ Millionen), die in Estland und den nördlichen Teilen Livlands wohnen, ferner die Karelen, die an Zahl in den östlich an das Großfürstentum Finnland angrenzenden Kreisen in der Überzahl sind. Den Nordosten des Reiches bewohnen die permischen Finnen: Syrjänen, Perm-

Digitized by Google

jaken und Wotjaken, nach Süden bis Saratow ziehen sich die Wohnsitze der Wolgafinnen: Mordwinen und Tscheremissen. Ostjaken und Wogulen bilden den Übergang nach dem zu Sibirien gehörigen Tobolsk.

Türkisch-tatarische Völker stellen gegenwärtig etwa 18 Millionen Einwohner. Die Tataren, die sich durch ihre Nüchternheit und Beweglichkeit auszeichnen, sind in allen Gouvernements zu treffen. Ihr Zentrum ist Kasan; stark vertreten sind sie auch in den daran angrenzenden Gouvernements. Die Kasantataren sind gelblich-weiß, haben ovale Gesichter und langgeschlitzte, tiefstehende Augen. Durch besondere Schönheit zeichnen sich die Krimtataren aus; es sind kleine, schlanke, elastische Gestalten mit weichen, schwarzen Augen, dunkeln Haaren. In den luxuriösen Bädern der südlichen Krim hat sich unter dem Einfluß der russischen Großstadtdamen unter ihnen eine berüchtigte männliche Prostitution ausgebildet. Die Tschuwaschen (über 1 Million), ziehen sich von Nischni-Nowgorod bis Ufa. Die Baschkiren (1 3/4 Millionen) sind ein türkisch-finnisches Mischvolk; ihre Sprache gehört zur türkischen Sprachgruppe, ihr Gesichtstyp ist mongoloid, sie wohnen hauptsächlich in den Gebieten an der sibirischen Grenze mit Meschtscherjaken, Teptjaren zusammen. Die Kirgisen breiten sich von Zentralasien bis zur unteren Wolga aus.

Von den Mongolen, zu denen auch die Japaner gehören, seien hier für das europäische Rußland noch die Kalmücken erwähnt, Leute mit hellgelber Gesichtsfarbe und Schlitzaugen. Sie wohnen im Südosten.

Verwickelt ist die Völkerschichtung im Kaukasus; die Abgeschlossenheit der Täler dieses unwegsamen Gebirges hat Reste der verschiedensten Völkerschaften erhalten. Im Süden überwiegen die Armenier, zwischen denen verstreut sich Kurden finden. Bekannt sind die Georgier oder Grusinen durch ihren stattlichen Wuchs, ferner die Tscherkessen als Leibwächter auf den Gütern, als während und nach der Revolution die öffentliche Sicherheit so nachließ, daß viele Gutsbesitzer Leibwachen anwarben.

Alle einzelnen Stämme hier aufführen, würde zu weit führen; bunter kann man sich das Bild des Völkergemisches kaum denken. Bemerkenswert ist aber, daß die nicht großrussischen Völker, wie z. B. die Ukrainer im Süden, die Polen im Westen, die Finnen im Norden einen verhältnismäßig erheblichen Anteil von der Gesamtbevölkerung ausmachen und geschlossen in ihrem Gebiet sitzen. Für die Erhaltung der nationalen Eigenarten ist das geschlossene Wohnen sehr günstig.

Digitized by Google

Gymnasium und Universität in Rußland.

Von Alexander Eliasberg.

Nachstehende Schilderung des russischen Mittelschul- und Universitätsbetriebes hat der Verfasser im Jahre 1913 auf Grund eigener Erfahrungen und eines vom dritten Schuljahr an geführten Tagebuches für uns geschrieben: er hatte den seltenen Vorzug, seine Studien an einem russischen Gymnasium und an einer russischen Universität zu machen. Obwohl er das Gymnasium im Jahre 1897 und die Universität im Jahre 1902 absolviert hat, gilt fast alles über die russischen Verhältnisse Gesagte auch heute; auf die wenigen seit jener Zeit durchgeführten Reformen weist der Verfasser, soweit sie ihm bekannt geworden sind, von Fall zu Fall hin. D. R.

Gymnasium.

„Im Schönschreiben ist es nicht so wichtig, wie die Schüler schreiben, sondern wie sie sich aufführen."

Ein Lehrer für Schönschreiben bei Tschechow.

Außer Handels- und Gewerbeschulen gibt es in Rußland nur zwei Typen von Mittelschule: das „klassische" Gymnasium und die Realschule. Das erstere hat acht Klassen; man tritt mit 10—11 Jahren ein und macht mit 18—19 Jahren das Abiturium. Die Realschule hat nur sieben Klassen und unterscheidet sich vom Gymnasium durch das Fehlen beider alten Sprachen. Sonst ist der Lehrplan ziemlich der gleiche. Die Realschule gilt allgemein als Schule zweiter Güte, so daß die wegen Unfähigkeit aus dem Gymnasium relegierten Schüler oft in die Realschule übertreten. Für die Absolventen der Realschulen sind die Universitäten verschlossen, während die Absolventen der Gymnasien wie an Universitäten so auch an technischen Hochschulen studieren dürfen.

Der Tschechowsche Lehrer für Schönschreiben hat recht: an den russischen Schulen ist die sogenannte Disziplin mindestens ebenso wichtig wie das Lernen selbst. Der Schüler muß stets ein kleines Büchlein bei sich tragen, in dem die hauptsächlichsten Bestimmungen abgedruckt sind. Den größten Raum nehmen darin die Vorschriften bezüglich der Kleidung ein. Die Schüler sind verpflichtet, immer und überall die Uniform zu tragen; also auch auf der Straße, zu Hause und auf Reisen. Schnitt, Farbe, Stoff, Knöpfe, alles ist genau vorgeschrieben. Vom 1. Mai bis zum 1. Oktober werden statt der Tuchuniformen solche aus weißem Drillich getragen. Das Tragen von „gemischter Uniform" also z. B. von Tuchhosen mit Drillichjacke wird besonders schwer geahndet. Verboten und schwer bestraft wird das Tragen von braunem Schuhwerk, farbiger Wäsche, Stöcken und sichtbaren Uhrketten. Brillen sind erlaubt, doch Zwicker streng verboten. Das Umwerfen des Mantels auf die Schultern, also ohne die Ärmel anzuziehen, und das Tragen des Ranzens unter dem Arm gehören zu den schwersten Vergehen. Das Haar muß nach Soldatenart kurz geschnitten, der etwaige Schnurrbart rasiert sein.

Digitized by Google

Ein weiteres wichtiges Kapitel der Disziplin ist das Ausgehen. Schüler aller Klassen dürfen sich nur vor dem Anbruch der Dunkelheit auf der Straße zeigen. Abends ist das Ausgehen selbst in Begleitung der Eltern streng verboten. Der Besuch von Theater und Konzert ist nur gegen eine jedesmalige schriftliche Erlaubnis des Inspektors erlaubt; der Besuch von Konditoreien, Restaurants usw. selbst in Begleitung der Eltern bedingungslos verboten.

Verboten ist ferner das Lesen von Zeitungen jeder Art, Billardspiel, der Besuch von Bibliotheken und Lesehallen, der Gebrauch einer nicht-russischen Sprache und tausend andere Dinge. Reisen (in den Ferien) sind nur gegen einen Urlaubsschein mit Angabe des Reiseziels gestattet. Bei Ankunft am Bestimmungsort ist der Urlaubsschein der Direktion der dortigen Mittelschule vorzuzeigen.

Ein Kapitel für sich ist das Grüßen. Der Schüler muß alle Lehrer seines Gymnasiums, auch solche, mit denen er nie etwas zu tun gehabt hat, grüßen. Bei Begegnung mit dem Gouverneur und dem Bischof der Stadt muß er aber stramm stehen und die Mütze ziehen.

Über die Erfüllung aller dieser Vorschriften und Verbote wacht außerhalb des Gymnasiums ein ganzer Stab von Beamten und Dienern, mit dem „Inspektor" an der Spitze; diese Pädagogen suchen Abend für Abend die Straßen und Anlagen der Stadt nach etwa von einem Besuch heimkehrenden Schülern ab und veranstalten Razzias in Theatern, Cafés usw. In den Großstädten, wo die Kontrolle naturgemäß schwieriger ist, werden alle Vorschriften und Verbote laxer gehandhabt als in der Provinz; in dieser aber um so strenger.

Das ganze Leben des Schülers außerhalb der Schule untersteht also der Kontrolle der Schulleitung und nicht der Eltern; doch diese Kontrolle erstreckt sich ausschließlich auf Äußerlichkeiten wie Haartracht usw. Um die moralische Erziehung der Schüler kümmert sich die Schule überhaupt nicht. Und wenn man von einer indirekten Erziehung, nämlich durch das von den Lehrern gegebene Beispiel sprechen will, so wird der Leser später sehen, was der russische Mittelschullehrer als Mensch und Beamter darstellt.

Während die oben geschilderte „Disziplin" das Primäre am russischen Schulbetrieb war (und anscheinena auch heute noch ist), nahm das Lernen eine beinahe sekundäre Stellung ein. Der Hauptgegenstand des außerordentlich beschränkten Lehrplanes war das Latein, dem von der ersten bis zur achten Klasse je eine Stunde täglich gewidmet war. Griechisch wurde in der dritten Klasse begonnen. In diesen beiden Fächern wurde auch das meiste erreicht, nämlich daß manche Schüler der letzten Klasse leichte Stellen in Livius, Xenophon und Herodot lesen konnten. Der russischen Sprache und Literatur waren in den höheren Klassen nur drei Stunden in der Woche gewidmet. Das Hauptgewicht lag auf dem Auswendiglernen von Gedichten und Prosastücken. Von Mathematik lernten wir die elementare Algebra, Geometrie (ohne die Kegelschnitte) und ebene Tri-

Digitized by Google

gonometrie. Analytische und darstellende Geometrie fehlen im russischen Lehrplan. Schönschreiben war ein sehr wichtiger Gegenstand, dem sogar noch in der dritten Klasse einige Stunden wöchentlich gewidmet waren. Physik wurde in den drei letzten Klassen je zwei Stunden in der Woche unterrichtet. Sonstige Naturwissenschaften wurden (und werden auch heute) überhaupt nicht gelehrt; also weder Botanik, noch Zoologie oder Chemie. Daher ist der sogenannte gebildete Russe in puncto Naturwissenschaft so ungeheuer unwissend. Bei der in den achtziger Jahren durchgeführten Reform der Mittelschule wurden nämlich die Naturwissenschaften als die Quelle des Unglaubens und sonstiger Übel in Bausch und Bogen abgeschafft und in der Hauptsache durch verstärkten Lateinunterricht ersetzt. Die Einführung der Naturwissenschaften in den Lehrplan wird übrigens ab und zu theoretisch erörtert.

Von den neuen Sprachen werden Deutsch und Französisch unterrichtet, doch kann man sich von der einen der beiden Sprachen dispensieren lassen. In der achten Klasse lasen wir „Wallensteins Tod" und „Cinq Mars" (von Alfred de Vigny). Sich in einer der beiden Sprachen verständigen, lernte niemand; das wurde auch gar nicht verlangt.

Am traurigsten war es mit der körperlichen Erziehung bestellt. Turnen gab es nur einmal in der Woche. Der Lehrer war Infanterieoffizier, dem ein Feldwebel und ein Trommler assistierten. Was wir als Turnen lernten war gewöhnlicher militärischer Drill: Marschieren, Gewehrgriffe usw. Spiele im Freien kannten wir nicht.

Um das Jahr 1905 wurde der Lehrplan der russischen Gymnasien reformiert: Griechisch wurde gänzlich abgeschafft, der Lehrstoff im Lateinischen auf die Hälfte reduziert, ohne daß an die Stelle des abgeschafften Lehrstoffes etwas Neues getreten wäre. Ein neuer Gegenstand ist, übrigens eingeführt worden: die „Gesetzeskunde"; was dahintersteckt ist mir nicht bekannt.

Die überwiegende Mehrzahl der Schüler wird aber selbst mit diesem aufs Minimum reduzierten Lehrstoff nicht fertig. Das beruht natürlich nicht auf der Unfähigkeit der Schüler, sondern auf folgenden zwei Ursachen. Erstens ist der ganze Lehrbetrieb so verkehrt wie möglich: in der Stunde selbst wird absolut nichts gelernt; sie ist ausschließlich damit angefüllt, daß drei bis sechs Schüler die aufgegebene und zu Hause vorbereitete Lektion hersagen müssen; zum Schluß der Stunde heißt es dann: „Fürs nächstemal bereitet ihr den nächsten Paragraphen vor." Der aufgerufene Schüler bekommt für sein jedesmaliges Auftreten eine Zensur. Am Schlusse des Quartals wird aus diesen Zensuren das Mittel gezogen und in das Quartalnotenblatt gesetzt. Je nach dem Gegenstand hat der Schüler nur zwei- bis zehnmal im Quartal seine Aufgabe herzusagen. Bei einzelnen Gegenständen, wie z. B. Geschichte und Physik kommt jeder Schüler nur ein-, höchstens zweimal im Quartal dran. Wir brauchten

Digitized by Google

also nur solange die Aufgaben vorzubereiten, bis wir einmal drankamen; dann konnten wir mehrere Wochen lang feiern. Jeder Lehrer hatte eine Reihenfolge, in der er die Schüler im Laufe eines Quartals antreten ließ; die einfachste war natürlich die alphabetische. Bei den meisten Lehrern konnte jeder Schüler genau im voraus berechnen, wann er an die Reihe kommt und folglich die Lektion vorbereiten muß. Selbstverständlich resultierten aus diesem System höchst lückenhafte Kenntnisse.

Der schlimmste Krebsschaden des russischen Schulbetriebs ist aber die übergroße Zahl von schulfreien Tagen. Das russische Schuljahr dauert von Ende August bis Ende April. Der Mai ist den Prüfungen gewidmet. Die Sommerferien dauern durchschnittlich 3 Monate. Außerdem gibt es Weihnachtsferien (2 Wochen), Osterferien (2 Wochen) und Butterwochenferien (10 Tage). Dann fallen nach dem russischen Kalender auf jeden Monat etwa 3 kirchliche Feiertage. Schließlich gibt es noch die sogenannten Zarentage: Geburts- und Namenstage des Zaren, der Zarin, der Zarin-Mutter und des Thronfolgers; außerdem Tag der Thronbesteigung und der Krönungstag des regierenden Kaisers; es gibt also insgesamt 10 Zarentage, die sämtlich schulfrei sind. Nach Abzug aller Ferien, Sonn- und Feiertage, bleiben im Jahre nur 130 bis 140 Schultage! Es ist ein Wunder, daß selbst der minimale Lehrstoff der russischen Mittelschule bei diesem permanenten Feiern bewältigt werden kann. Meistens wird er auch gar nicht bewältigt. Als Kuriosum will ich noch bemerken, daß in den neunziger Jahren das Ministerium für Volksaufklärung zur Überzeugung gelangte, daß an den russischen Schulen zu viel gelernt wird, und die Einführung eines zweiten Sonntags in der Woche (er sollte, wenn ich nicht irre, auf den Donnerstag fallen) erwog. Aus irgend einem Grunde drang dies Projekt aber nicht durch.

Während der russische Mittelschüler das ganze Jahr feiert, muß er sich im Frühjahr gewaltig zusammennehmen, um die am Ende des Schuljahres stattfindenden Versetzungsprüfungen zu bestehen. Diese Prüfungen sind eine entsetzliche Schinderei, da von den Schülern alle die Kenntnisse verlangt werden, die sie nach dem Gesetz haben müssen und die sie sich im Laufe des Jahres meistens nicht angeeignet haben. Für die mündlichen Prüfungen wird der gesamte Lehrstoff eines jeden Faches in gleichmäßige Abschnitte je nach der Schülerzahl zerteilt; die Abschnitte sind numeriert und heißen „Billets". Der Prüfling tritt vor den Tisch, an dem die Prüfungskommission thront, und zieht eine von den auf dem Tisch ausgebreiteten Karten. Auf der Karte findet er die Nummer des ihm zufallenden Billets. Also das reinste Glücksspiel. Die Prüfungen werden auch von vielen Schülern als ein solches aufgefaßt: ich weiß noch, wie einzelne meiner Kameraden sich nur auf die geraden oder nur auf die ungeraden Nummern vorbereiteten; war ihnen das Glück hold, bestan-

Digitized by Google

den sie das Examen, sonst fielen sie glatt durch. Die Examina finden mit Abständen von 3—4 Tagen voneinander statt und dauern den ganzen Monat Mai, der in Rußland oft als Examensmonat bezeichnet wird. Sämtliche Schülerselbstmorde fallen auf diesen Monat. Die Versetzungsprüfungen wurden schon einige Mal abgeschafft, dann aber immer wieder eingeführt. Der augenblickliche Zustand ist mir nicht bekannt.

Etwas ganz Besonderes stellen die Schlußprüfungen dar. Ich hatte 5 schriftliche und 5 mündliche Prüfungen zu bestehen. Die schriftlichen Aufgaben wurden zur Vorbeugung von Mißbräuchen nicht von den Lehrern des betreffenden Gymnasiums verfaßt, sondern in der Kanzlei des Lehrbezirks (ganz Rußland zerfällt in 10 Lehrbezirke) ausgeklügelt und in einem versiegelten Paket dem Direktor der betreffenden Schule zugestellt. Der Direktor erscheint beim Beginn der schriftlichen Prüfung mit diesem Paket im Prüfungssaal, zeigt dem versammelten Lehrerkollegium und den Abiturienten die Siegel, die er darauf bei atemloser Spannung aller feierlich erbricht. Für die Herstellung jeder schriftlichen Arbeit werden 5 Stunden Zeit gewährt; die Schüler werden bei der Arbeit von einem ganzen Stab von Lehrern überwacht. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben, was von einem russischen Gymnasialabiturienten verlangt wird, will ich die Aufgaben anführen, die meiner Klasse vorgelegt wurden: 1. Latein. Übersetzung ins Russische aus Livius, IX. Buch, Kap. 3, V. 4 bis V. 13. 2. Griechisch. Übersetzung ins Russische der Stelle Herodot, III. Buch, Kap. 36. Bei diesen beiden Aufgaben wurde uns eine ganze Reihe lateinischer und griechischer Vokabeln mit auf den Weg gegeben. 3. Algebra. Das Kapital von 10 000 Rubeln ist in zwei Teile geteilt, von denen der erste 300 Rubel und der zweite 240 Rubel im Jahre an Zinsen einbringt. Die Verzinsung des zweiten Teiles ist um 1 Prozent höher als die des ersten Teiles. Wieviel Prozent Zinsen brachte der eine und der andere Teil? 4. Stereometrie. Eine Kugel, deren Durchmesser gegeben ist, ist von einem Kegel umschrieben. Der Winkel zwischen der Achse und der Mantellinie des Kegels ist gegeben. Zu bestimmen ist der Inhalt des Kegels. — Die Aufgaben sind wirklich nicht schwer. Viel unangenehmer waren die mündlichen Prüfungen, schon infolge ihrer langen Dauer: an jedem Examenstag wurden sämtliche 30 Abiturienten zu durchschnittlich 1/2 Stunde geprüft; das Examen begann um 9 Uhr morgens und endete gegen 2 Uhr nachts. Da die Abiturienten in alphabetischer Reihenfolge antraten und mein Name mit einem der letzten Buchstaben des russischen Alphabets beginnt, hatte ich den Vorzug, zwischen 12 und 2 Uhr nachts geprüft zu werden; ich schlief den halben Tag, trat dann vor das todmüde Kollegium völlig ausgeschlafen und mit frischem Kopf und zog das einzige übriggebliebene Billet, auf das ich mich in der letzten Stunde sogar noch vorbereiten konnte. Die Schüler, deren Namen mit A anfangen, waren natürlich am schlimmsten daran.

Digitized by Google

Aus den Zensuren der schriftlichen und mündlichen Prüfungen sowie aus dem Jahresmittel der letzten Klasse wird für jeden Gegenstand das arithmetische Mittel gefunden. Je nach diesem Mittel werden die besten Abiturienten mit goldenen und silbernen Medaillen belohnt. Die Medaillen stehen nicht nur auf dem Papier, sondern werden auch tatsächlich in natura verliehen. Es sind dünne Metallplättchen von etwa 4 Zentimeter Durchmesser mit Darstellung der Pallas Athene und der Inschrift „Dem Fortschreitenden".

Nun von den Lehrern. Wer und aus welchen Erwägungen in Rußland den Lehrerberuf ergreift, war und ist mir noch immer ein Rätsel. Jedenfalls niemals aus Liebe zur Sache. Der russische Mittelschullehrer ist ein Beamter mit Universitätsbildung; er trägt eine blaue Uniform mit goldenen Knöpfen und unterscheidet sich in seiner Lebensführung und seinen Interessen in keiner Weise von den Beamten der andern Ressorts. Alles, was man vom russischen Beamten weiß, gilt auch in vollem Umfange für den Mittelschullehrer. Gleichsam als Illustration will ich einige meiner Lehrer aufmarschieren lassen.

Zunächst der Direktor, Staatsrat G., der uns in den letzten Klassen in Latein unterrichtete. Er hatte seine Studien im alten Dorpat gemacht und anscheinend eine erstklassige philologische Bildung besessen. Im Laufe der Jahre war er aber im normalen russischen Beamtenmilieu versumpft und hatte zuletzt für nichts außer Kartenspiel Interesse. Im Spiel hatte er wenig Glück. So kam es, daß er manchmal nach einer durchspielten Nacht einem der reicheren, doch zurückgebliebenen Schüler während des Unterrichts vor der ganzen Klasse sagte: „Ihr Vater möchte mich heute Abend in meiner Wohnung besuchen." Der Vater erschien und bekam zu hören, daß sein Sohn wohl in der gleichen Klasse ein weiteres Jahr sitzen bleiben müsse; bei dieser Gelegenheit wolle er den Vater auch um ein Darlehen bitten. Kurz, der Besuch kostete den Vater 200 bis 300 Rubel. Im Lateinischen machten wir gar keine Fortschritte, denn G. schwänzte etwa ein Drittel der vorgeschriebenen Stunden: Das Kartenspiel und die damit zusammenhängenden Geldgeschäfte ließen ihm fast keine freie Zeit. Im übrigen war er bei uns beliebt, denn er war trotz aller seiner Mängel im Grunde ein guter und gerechter Mann, der uns niemals ohne Not schikanierte.

Eine eigenartige Erscheinung war Herr M., Lehrer für russische Sprache und Literatur. Er pflegte nur eine einzige Zensur — „Genügend" anzuwenden; „denn," sagte er, „vorzüglich weiß nur Gott" (manchmal sagte er auch „der Zar"); „gut weiß ich; folglich kann der Schüler nur genügend wissen." Um eine ungenügende Note zu erteilen, war er aber zu schwerfällig und vielleicht auch zu gutmütig. Die Folge dieses Prinzips war, daß keiner von uns bei ihm etwas lernte. Der Lehrer für Schönschreiben K. war wohl der typischeste Lehrer von altem Schrot und Korn. Zu einem meiner Kollegen, dem Sohn eines Holzhändlers, pflegte er in der Stunde vor der ganzen Klasse zu sagen: „Sag

Digitized by Google

deinem Vater, daß bei mir das Brennholz zu Ende gegangen ist." Das Holz wurde natürlich gratis geliefert, und mein Kollege hatte im Schönschreiben immer „vorzüglich". Die Hefte für den Schreibunterricht mußten das Etikett eines bestimmten Ladens tragen, mit dessen Besitzer Herr K. gewisse Abmachungen hatte; brachte jemand ein Heft aus gleichem Papier mit der gleichen Liniatur, das in einem andern Laden gekauft war, so gab es „ungenügend" und zwei Stunden Nachsitzen.

Die andern Lehrer waren teils gutmütige, teils bösartige Käuze, wie sie auch anderswo vorkommen. Charakteristisch war nur die vielfach verblüffende Unwissenheit der Dinge, in denen sie unterrichteten.

Als Kuriosum will ich noch bemerken, daß ich, obwohl meine Muttersprache Deutsch war, im Deutschen meistens „ungenügend" hatte, weil ich mich mit dem Letten, der uns in dieser Sprache unterrichtete, über die Aussprache deutscher Worte nicht einigen konnte.

Manchmal tauchten bei uns junge, soeben aus der Universität entlassene Lehrer auf, die anscheinend ehrlich bestrebt waren, uns etwas beizubringen und auf uns erzieherisch zu wirken. Alle guten Vorsätze zerschellten stets an dem eisernen System mit der unerbittlichen Disziplin und der unsinnigen Zensurenwirtschaft. So ein junger Lehrer gab in sehr kurzer Zeit alle seine Vorsätze auf, verwandelte sich zusehends in einen Beamten, ergab sich dem Kartenspiel und unterschied sich schon nach Jahresfrist durch nichts von seinen älteren Kollegen. Dieses schnelle Versumpfen bot einen wirklich erschütternden Anblick. Es ist übrigens nicht nur für den Lehrer charakteristisch: fast jeder junge Russe hat die schönsten Ideale und verwandelt sich, sobald er die Studentenuniform mit dem Beamtenrock vertauscht, in den sattsam bekannten russischen Beamten.

Universität.

> Die Mehrzahl unserer Studenten und Studentinnen hat überhaupt keine Bildung. Wie können sie da der Menschheit nützlich sein! Sie studieren nur, um möglichst bald gut besoldete Posten zu bekommen. Dostojewskij.

Die russischen Universitäten weichen in ihrem Betrieb nur wenig von den russischen Mittelschulen ab. Jede der fünf Fakultäten: die Medizinische, Juristische, Historisch-Philologische, Mathematische (Mathematik, Physik, Mechanik und Astronomie) und Naturwissenschaftliche (Chemie, Botanik, Zoologie) — stellt eine selbständige Schule mit vier (bei der medizinischen fünf) Klassen, genannt „Kurse" dar. Die Wahl der Wissenschaften innerhalb einer Fakultät ist dem Studenten ebenso wenig freigestellt wie dem Schüler an einem Gymnasium. Auf jedem Kursus einer jeden Fakultät gibt es eine Reihe obligatorischer Stunden, genannt Kollegs, die jeder Student des betreffenden Kursus

Digitized by Google

belegen und auch besuchen muß. Das Erscheinen der Studenten in den Hörsälen wird von besondern Dienern, die vor den Türen postiert sind, kontrolliert. Hat ein Student einen bestimmten Teil der Vorlesungen irgend eines obligatorischen Gegenstands geschwänzt, so wird er zur Prüfung (es gibt wie am Gymnasium Versetzungsprüfungen) nicht zugelassen und muß ein weiteres Jahr sitzen bleiben. Es ist also z. B. dem Studierenden der Naturwissenschaften nicht freigestellt, nur Botanik und Zoologie oder nur Chemie zu lernen; er muß alle im Lehrplan verzeichneten Gegenstände hören. Außer den obligatorischen gibt es noch eine Reihe fakultativer Gegenstände, die von Dozenten gelesen werden und sich eines spärlichen Besuchs erfreuen, weil die obligatorischen Fächer den Studenten fast keine Zeit für private Liebhabereien lassen.

Es ist den Studenten einer Fakultät verboten, Vorlesungen einer andern Fakultät zu hören; so kann z. B. der Mathematiker keine Mineralogie und ein Jurist keine Geschichte hören. Selbst das Betreten der Hörsäle und Gebäude einer fremden Fakultät ist untersagt.

Beim Übertritt vom einen „Kursus" auf den folgenden finden (mit Ausnahme des 3. Jahres) Versetzungsprüfungen statt, die sich genau so abspielen wie auf dem Gymnasium: also ebenfalls Lotteriesystem und Antreten in alphabetischer Reihenfolge. Beim Austritt aus der Universität gibt es ein Staatsexamen, nach dessen Bestehen man das Diplom eines „Universitätsabsolventen", je nach den Zensuren — ersten bezw. zweiten Grades erhält. Wenn sich jemand dem Gelehrtenberuf widmen will, so kann er nach Ablegung des Staatsexamens „an der Fakultät belassen" werden; nach zwei Jahren legt er das Magistrantenexamen ab, das ihn bereits zur Privatdozentur befähigt; nach weiteren einigen Jahren kann er nach Vorlegung zweier Dissertationen Magister und Doktor werden; zugleich bekommt er gewöhnlich eine Professur. Der russische Doktor (mit Ausnahme des medizinischen) ist also etwas außerordentlich Seltenes und meistens mit Professor gleichbedeutend.

Zu bemerken ist noch, daß das allgemeine Universitätsstatut vor einiger Zeit abgeschafft worden ist, ohne daß ein neues in Kraft getreten wäre. Augenblicklich wird jede Hochschule nach ihrem eigenen Statut regiert.

Auch an der Universität spielt die Disziplin eine große Rolle. Die Vorschriften bezüglich der Uniform (es gibt dreierlei Uniformen: die kleine, die große und die Gala) werden jetzt nicht mehr so streng gehandhabt wie zu meiner Zeit; vor 15 Jahren wurde man für das Tragen eines Zivilmantels mit Karzer bestraft. Ausgehen darf der Student auch des Nachts, aber reisen, selbst in den Ferien, darf er nur mit einem Urlaubsschein. Die Universitätsdisziplin ist überhaupt weniger auf Äußerlichkeiten, als auf die Gesinnung gerichtet. Zur Überwachung der Studenten innerhalb der Universitätsgebäude besteht das Institut der Inspektion. Jeder Kursus hat einen eigenen Aufsichtsbeamten (mit Uni-

Digitized by Google

versitätsbildung), genannt „Subinspektor", dem eine größere Anzahl Diener untersteht. Die letzteren sind verpflichtet, alle Studenten des Kursus und der Fakultät persönlich zu kennen. Ich kann mich noch erinnern, wie manchmal Prüfungen dieser Beamten stattfanden: vor der Türe eines Hörsaals stand so ein Spitzelkandidat und mußte dem prüfenden Subinspektor jeden vorbeigehenden Studenten beim Namen nennen. Selbstverständlich sind alle diese Diener und Portiers zugleich bei der Polizei angestellt. Während der alljährlich stattfindenden Studentenunruhen (von denen später die Rede sein wird) leisten diese Beamten den Behörden unschätzbare Dienste, indem sie sich an den Stellen, wo sich die Studenten zusammenrotten, herumtreiben und die ihnen bekannten notieren.

Außer diesen Beamten gibt es noch Professoren und Dozenten, die zwar während der Vorlesung auch Uniformen tragen, doch in Universitätsdingen (außerhalb ihrer Wissenschaft) gar nichts zu sagen haben. Professoren sowie der Rektor werden de facto nicht von der Fakultät erwählt oder berufen, sondern vom Ministerium eingesetzt und versetzt. Unbequeme, also z. B. bei den Studenten allzu populäre Professoren werden ohne weiteres an kleinere und entferntere Universitäten strafversetzt. Besonders wütete in dieser Beziehung der jüngst verstorbene Minister Kasso. Zur Ehre der russischen Professoren muß gesagt werden, daß die anständigsten unter ihnen ihr Amt niedergelegt haben. Eine Folge davon ist, daß viele Lehrstühle seit Jahren unbesetzt stehen; so waren im letzten Jahre an 10 russischen Universitäten 87 ordentliche Professuren vakant. Was jetzt als Universitätsprofessor, besonders an gewissen Universitäten wie Odessa und Kasan, wirkt, spottet jeder Beschreibung.

Was die Studenten selbst betrifft, so zeichnen sie sich ganz besonders durch die schon von Dostojewskij festgestellte Unbildung aus; diese Unbildung ist erstens die direkte Folge des ganzen Mittelschulsystems und beruht dann auf der unter den russischen Studenten sehr verbreiteten Ansicht, daß die Universitäten nicht dem Studium, sondern der Politik dienen müssen. Ich will nicht sagen, daß alle Studenten dieser Ansicht huldigen; die überwiegende Mehrzahl betrachtet die Universität nicht als politische Tribüne, sondern als Sprungbrett zur Erlangung eines einträglichen Beamtenpostens. Diese letzteren lernen nur soviel, wie sie zum Bestehen der sehr leichten Prüfungen brauchen. Die Zahl der Studenten, die eine Wissenschaft der Wissenschaft wegen betreibt, ist ver schwindend. Die politisierenden sind natürlich die weitaus besten, obwohl sie gewöhnlich gleich nach dem Staatsexamen zugleich mit der Studentenuniform auch alle freiheitlichen Ideale ablegen und sich in die gleichen Beamten verwandeln wie die andern.

Über die politischen Strömungen in der russischen Studentenschaft gibt eine im Jahre 1910 an einer Petersburger Hochschule veranstaltete Enquete Aufschluß. Zur Sozialdemokratie bekannten sich 25 Prozent, zu den Sozialrevolutionären

Digitized by Google

12 Prozent. Der sehr zahmen Kadettenpartei gehörten 21 Prozent an. Zu der extremen Rechten bekannten sich 6 Prozent. Der Rest ist parteilos. 25 Prozent der Studenten sind gegen die Gleichberechtigung der Juden; von diesen Antisemiten entfallen 14 Prozent auf die linken Parteien; so hat sich ein Drittel der „Sozialdemokraten" zum Antisemitismus bekannt! Ähnlich ist es mit der Stellungnahme zur politischen Gleichberechtigung der Frau: 67 Prozent der Studenten stimmten für, der Rest gegen die Gleichberechtigung. Von den Vertretern der linken Parteien sind 11 Prozent antifeministisch gesinnt; von den Sozialdemokraten allein 6 Prozent. Wie tief begründet alle die politischen Überzeugungen sind, erhellt aus folgender Tatsache: Während sich etwa 70 Prozent der Studentenschaft zu linksstehenden Parteien bekennen, lesen nach der gleichen Enquete nur 29 Prozent Bücher sozialpolitischen Inhalts. Die überwiegende Mehrheit der Sozialdemokraten usw. weiß also offenbar nichts von den ideellen und wissenschaftlichen Grundlagen ihrer Parteirichtung.

Und gegen so sonderbare Heilige, wie „antisemitische Sozialdemokraten" und „antifeministische Kadetten" führt die Regierung seit Jahren Krieg. Die ganze Tätigkeit der Universitätsbehörden ist darauf gerichtet, daß Studenten möglichst wenig miteinander zusammenkommen. Landsmannschaften, Verbindungen, rein wissenschaftliche Vereine, Leseklubs sind strengstens verboten. Die Fakultäten und einzelne Kurse der gleichen Fakultät sind nach Möglichkeit in verschiedenen Gebäuden und Stockwerken untergebracht, und zahllose Organe wachen darüber, daß sich keinerlei Verkehr unter Studenten verschiedener Fakultäten entwickelt. Hat ein Student in seiner Wohnung Besuch von mehr als drei Kollegen, so muß es der Hausmeister sofort auf das nächste Polizeirevier melden. Studentenlisten und Adressenverzeichnisse gibt es weder im Handel noch zur Einsicht. Selbstverständlich führen alle diese Maßregeln nicht zum Ziel. Es gab zu meiner Zeit Landsmannschaften und andere geheime Verbindungen, die aus ihrer Mitte Vertreter in den geheimnisvollen „Bundesrat", der angeblich an jeder Universität bestand und dessen Mitglieder niemand kannte, wählten. Der Bundesrat trat alljährlich bei den Studentenunruhen in Aktion und gab täglich hektographierte aufwieglerische und auch rein informative Flugblätter heraus. Ob er aber tatsächlich existierte, und ob alle die Flugblätter nicht von der Polizei ausgingen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Eine eigenartige und in der Flucht aller Reformen bleibende Institution des russischen Hochschulbetriebs sind die Studentenunruhen. Sie finden gewöhnlich um die Osternzeit statt. Die Entwicklung und der Verlauf dieser Bewegung ist fast immer gleich. Aus irgendeinem geringfügigen Anlaß, der nach wenigen Tagen vergessen ist, versammeln sich die Studenten irgendeiner Fakultät in einem Hörsaale zu einer „S'chodka" (Meeting), bei der eine Protestresolution gegen

Digitized by Google

irgend etwas gefaßt wird. Reden werden geschwungen. Die Beamten der Inspektion suchen die Versammlung aufzulösen. Es kommt zu einem Zusammenstoß. In der folgenden Nacht werden einige Rädelsführer verhaftet. Am nächsten Tag verlangen die Kollegen die Freilassung der Verhafteten; darauf finden weitere Verhaftungen statt; nach wenigen Tagen steht die ganze Universität in Aufruhr; die Bewegung greift auf die andern Hochschulen der gleichen Stadt und des ganzen Landes über. Es finden Massenmeetings statt. Kosaken und Gendarmen umzingeln die Universität und verhaften mehrere Hundert Studenten. Nun wird einstimmig der „Streik" beschlossen: die Studentenschaft verpflichtet sich, keine Vorlesungen zu besuchen und keine Prüfungen abzulegen. Die Regierung schließt die Universität und erklärt sämtliche Studenten für relegiert. Nach einigen Tagen dürfen die Relegierten neue Gesuche um Zulassung zum Universitätsstudium einreichen. Selbstverständlich werden bei der Neuaufnahme die Gesuche aller Verdächtigen abgelehnt. Die Professoren erlassen einen mehr oder minder pathetischen Aufruf an die Studentenschaft, in dem sie sie auffordern, zur friedlichen Arbeit zurückzukehren, was auch allmählich geschieht. Gleich darauf werden die Examina angesetzt, zu denen alle die Studenten, die noch vor einigen Tagen sich verpflichtet hatten, sich von den Prüfungen fernzuhalten, — mit Ausnahme der Relegierten — fast vollzählig erscheinen. Die Relegierten werden im nächsten Jahre fast ausnahmslos wieder aufgenommen. Dasselbe Spiel wiederholt sich mit geringfügigen Abweichungen jedes Jahr. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Universität, wie im Revolutionsjahr 1905, tatsächlich für mehrere Semester geschlossen wurde. Die einzige praktische Folge dieser Bewegung ist, daß das ohnehin aus etwa 120 Werktagen bestehende akademische Jahr um weitere 20—30 Tage gekürzt wird. Der große Studentenstreik (im Jahre 1900), durch den viele junge Leute ihr Leben verdorben haben, entstand dadurch, daß die Moskauer Studenten verlangten, Vertreter dabei zu haben, wenn die 80 Billets ausgelost werden, die ihnen täglich für das Kaiserliche Theater zur Verfügung stehen.

Natürlich gibt es unter den tausenden Studenten einer jeden Universität einige überzeugte Freiheitsschwärmer, die ihre ganze Zukunft aufs Spiel setzen. Sie sind die einzigen Redner bei den Versammlungen und setzen es durch, daß die angenommenen Resolutionen und Forderungen nicht das geringste mit reinakademischen Dingen zu tun haben: die sofortige Einsetzung des sozialistischen Zukunftstaates ist das Geringste, was sie verlangen. Es wäre jedoch falsch, daraus auf eine allgemeine revolutionäre Stimmung der russischen Studentenschaft zu schließen: erstens hält sich eine sehr große Anzahl — vielleicht die Hälfte — der Studenten von allen Versammlungen und allem Geschrei ferne und zweitens besteht die überwiegende Mehrzahl der Schreienden aus Mitläufern, denen wenig daran liegt, ein Studienjahr zu verlieren. Das folgt schon

Digitized by Google

daraus, daß der einstimmig beschlossene Streik von fast allen gebrochen wird, sobald es zu den Versetzungs- und Schlußprüfungen kommt; und dann — es kann nicht oft und eindringlich genug wiederholt werden! — **der russische Student legt zugleich mit der Studentenuniform auch alle seine freiheitlichen Ideale ab.** Denn alle russischen Beamten, alle Erpresser, Diebe, grausamen Unterdrücker usw. waren sämtlich in ihrer Jugend „revolutionäre" Studenten gewesen. Von manchem Minister ist es bekannt, daß er in seiner Jugend an Studentenunruhen teilgenommen hatte und auch relegiert gewesen war.

Der vernünftigere Teil der russischen Intelligenz ist erst vor einigen Jahren zur Einsicht gelangt, daß die in den letzten Jahrzehnten von der liberalen Presse und Gesellschaft systematisch betriebene Verherrlichung des russischen Studenten jeder Grundlage entbehrt und daß durch diese Verhätschelung der Studentenschaft selbst, sowie dem ganzen Staate ein nicht wieder gutzumachender Schaden erwächst. Diese Stimmen, die übrigens sämtlich aus dem liberalen Lager ausgingen (Sammelbuch „Wjechi" — „Die Absteckpfähle") sind anscheinend ohne besondern Erfolg verklungen. Jedenfalls ist es Zeit, daß mit dem durchaus verkehrten Bilde, das man vom russischen Studenten — nicht nur in Rußland — hat, gründlich aufgeräumt wird.

Das Leben an russischen Universitäten.

Wir verdanken diesen Aufsatz einem ehemaligen russischen Universitätslehrer.

Die Förderung der Wissenschaften ist eine nicht minder wichtige Aufgabe des akademischen Lehrers als seine Lehrtätigkeit, und man kann nicht in Abrede stellen, daß die russischen Universitäten in dieser Beziehung hinter den deutschen zurückbleiben. Bevor man jedoch über die wissenschaftliche Begabung der Russen ein Urteil fällt, ist es gut, sowohl den Werdegang des russischen Professors kennen zu lernen, als die späteren Umstände, in denen er zu leben und seine Arbeit zu verrichten gezwungen ist. Nur das Genie kann sich über die Einflüsse der Umgebung und die Hemmungen des täglichen Lebens hinwegsetzen, der wissenschaftliche Durchschnitt hängt in hohem Maße von diesen Bedingungen ab; für eine erfolgreiche Tätigkeit bedarf er eines anregenden, wissenschaftlichen Verkehrs, vor allen Dingen aber der Ruhe und Sammlung. Tägliche Aufregungen im Berufsleben sind mit produktiver Arbeit in der Wissenschaft unvereinbar. Die folgenden Zeilen sollen ein Bild geben, wie sich das wissenschaftliche Leben des akademischen Lehrers, seine dienstliche Stellung dem Ministerium gegenüber und der Verkehr mit den Studenten gestaltet.

Wertvolle Tatsachen über Charakter und Zusammensetzung der russischen Studentenschaft sind im Artikel Eliasberg (dieses Heft, Seite 663) ent-

Digitized by Google

halten. Da aber die Universitätslehrer selbst aus den Studenten hervorgehen, und ihr gesamtes Leben in ständiger Berührung mit denselben verläuft, müssen wir noch einmal auf dieses Thema zurückkommen.

Was dem westeuropäischen Beobachter am meisten auffällt, ist die äußerste Armut, in welcher die Mehrzahl der Studenten lebt. Nur wenige erhalten von zu Hause einen ausreichenden Monatswechsel, und die meisten müssen sich ihren Lebensunterhalt ganz oder zum Teil selbst verdienen. Sie greifen daher zu jeder sich darbietenden Halbtages- oder Gelegenheitsbeschäftigung, und man findet Studenten als Stadtreisende und Buchhalter im Handel, als Zeichner in der Industrie, als Kontrolleure im Vorortsverkehr auf der Eisenbahn, als Chordirigenten in der Kirche usw.; den Haupterwerbszweig aber bildet der Privat- und Nachhilfeunterricht. Bei dem großen Arbeitsangebot ist jedoch die Verdienstmöglichkeit unsicher, und vielfach muß die Wohltätigkeit in die Bresche springen, die in der Unterstützung der studierenden Jugend eine ihrer vornehmsten Aufgaben sieht. Natürlich ist unter solchen Umständen das Leben des Studenten so kärglich, daß er sich kaum vor Hunger schützen kann. Im Winter sieht man auf Schritt und Tritt Studenten, die zum Schutze vor der grimmigen Kälte über ihren dünnen Sommermantel einen Plaid geworfen haben.

Es wäre jedoch verfehlt, zu glauben, daß sich der russische Hochschüler allen diesen Entbehrungen aus Begeisterung für die Wissenschaft unterzieht. Der Grund für das Zuströmen unbemittelter Elemente ist vielmehr in der allgemeinen wirtschaftlichen Unerschlossenheit des Landes zu suchen. Die Möglichkeit, nach genossener Mittelschulbildung in den Handel einzutreten, und sich mit der Zeit eine kaufmännische Existenz zu gründen, besteht in Rußland so gut wie nicht. Der einzige Weg, sich aus den unteren Volksschichten zu einem pekuniär menschenwürdigen Dasein emporzuarbeiten, ist die mittlere und höhere Beamtenlaufbahn, und dieser Weg führt über die Universität.

Ein weiterer Punkt, in welchem sich die russischen Studenten auffällig von den deutschen unterscheiden, ist ihr großes Interesse für Politik. Die im Wandel begriffenen politischen Verhältnisse des russischen Reiches legen es jedem heranreifenden Menschen nahe, sich ein bestimmtes politisches Kredo auszuarbeiten. Nun besteht, wie gesagt, die Studentenschaft zu einem erheblichen Teil aus Leuten, die gerade im Begriffe sind, aus einer gesellschaftlichen Klasse in eine andere aufzurücken. Zur Zeit der Bildung ihrer sozial-ethischen Ideale gehören sie also eigentlich keinem Stande an, sind weder durch Standesinteressen noch Standesvorurteile behindert und genießen den Vorzug, ihre politischen Prinzipien auf Grund der reinen Vernunft und abstrakten Gerechtigkeit, ohne Rücksicht auf praktische Verhältnisse, festlegen zu können. Mit dem Eintritt in die Universität beginnt für jeden eine Sturm- und Drangperiode seiner persönlichen sozial-politischen Entwicklung, in endlosen Gesprächen mit Kollegen

Digitized by Google

sucht er seine Ansichten über die Vorzüge und Nachteile der Programme aller revolutionären Parteien zu klären. Diese Debatten und Diskussionen über abstrakte Thesen werden mit einer Leidenschaftlichkeit geführt, welche für den Westeuropäer unbegreiflich ist, und an religiöse Disputationen erinnert. Auch in der Unduldsamkeit, mit der die Studenten für ihre Überzeugungen eintreten, sobald sie sich zu einem bestimmten, natürlich sozialistischen Programm durchgerungen haben. Jeder Bourgeois wird als Narr oder Schurke verschrien, aber auch untereinander befehden sich die Sozialisten verschiedener Richtungen aufs heftigste. Man muß diesen Eiferern indessen zugute halten, daß sie in ihrem Idealismus wahr und aufrichtig sind; viele von ihnen sind bereit, jedes Martyrium auf sich zu nehmen, um auch andere der von ihnen als richtig erkannten Wahrheiten teilhaftig zu machen. Sie wissen, daß auf sozialistischer Propaganda unter Arbeitern und Bauern Jahre schweren Kerkers oder der Verbannung nach Sibirien stehen, und doch hat beinahe jeder Student zeitweilig in Verbindung mit einer der revolutionären Parteien gestanden und deren Ziele, wenn nicht durch Agitationsreden, so doch durch Verbreitung verbotener Literatur propagiert.

Bei aller Begeisterung für die sozialen Theorien fehlt dem Russen indessen jedes Talent, sie in die Praxis umzusetzen, jeder Wirklichkeitssinn. Der Wahlspruch des Studenten ist „alles oder nichts", und er denkt nie darüber nach, wie er in seiner künftigen Stellung als Beamter, Lehrer usw. seine Prinzipien nach Möglichkeit realisieren kann. In dieser Beziehung tritt er in seinen neuen Wirkungskreis ganz unvorbereitet und hilflos ein, ohne durch ein kritisches Verständnis des Lebens seine Widerstandskraft gegen Versuchungen gefestigt zu haben. Im Banne theoretischer Spekulationen schätzt er seine Berufstätigkeit gering, wie in der Universität das Studium; der für einen Deutschen selbstverständliche Satz, daß gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten vonseiten eines jeden die Grundlage eines geordneten sozialen Lebens ist, bleibt ihm fremd. In kürzester Zeit ist er daher in die Netze der ihn umgebenden laxen Moral verstrickt, mit Erstaunen sieht er sich seinen Idealen zuwiderhandeln und erkennt mit Schrecken, daß er, ein „Tschinownik" (Beamter) unter „Tschinowniks", unfähig sich aus dem Sumpfe herauszuarbeiten, immer tiefer in diesem versinkt.

Schon der Student scheint den unausbleiblichen moralischen Fall vorauszuahnen: ein gewisses Grauen vor dem Eintritt ins praktische Leben wird von ihm offen eingestanden, trotzdem dies meistens eine erhebliche Verbesserung seiner pekuniären Lage bedeutet. Von dem Bestreben, diesen Zeitpunkt möglichst hinauszuschieben, zeugen die zahlreichen sogenannten „ewigen Studenten", welche ungezählte Semester auf der Universität versitzen und häufig nach dem Diplomexamen auf einer Fakultät das Studium auf einer andern von vorne anfangen. Und auch später beherrscht den russischen Intellektuellen eine dumpfe Melancholie über sein verfehltes Leben, und seine tiefe Trauer über die be-

Digitized by Google

grabenen Jugendideale bildet ein immer wiederkehrendes Thema der russischen Literatur. Einmal im Jahre, am Tage der heiligen Tatjana (12. Januar), dem Stiftungstage der russischen alma mater Moskau, vereinigen sie sich zu unzähligen Festessen und gedenken in stiller Wehmut der schönsten Zeit ihres Lebens, der Studentenjahre. Jahre des Hungerns und Frierens, aber des reinen jugendlichen Idealismus. In vorgerückter Stunde wird diese Stimmung in Strömen von Wodka ertränkt.

Bevor wir zu den Folgen übergehen, welche sich aus der geschilderten Beschaffenheit der Studenten für die Universität ergeben, wollen wir den Werdegang eines Professors kurz skizzieren. Junge Leute, welche nach beendetem Studium sich der akademischen Laufbahn widmen wollen, müssen von der Fakultät in die Stellung eines „Professorsaspiranten" gewählt und vom Kurator bestätigt werden. Dieser Titel ist mit keinem Einkommen verbunden und hat nur den Zweck, den Betreffenden in ein offizielles Verhältnis zur Universität zu bringen, da die Regierung Unbefugte ängstlich fernhält. Die Anstellung erfolgt auf zwei Jahre und kann auf ein drittes verlängert werden; es wird angenommen, daß der junge Mann innerhalb dieser Zeit in den höhern Rang eines Assistenten, Privatdozenten usw. aufrückt, oder als für die wissenschaftliche Karriere ungeeignet erkannt wird. Mit den Verhältnissen in Deutschland verglichen, verläuft die Entwicklung des jungen russischen Gelehrten unter wenig günstigen Bedingungen. Die Hauptgründe dafür sind seine ungesicherte pekuniäre Lage, sowie die mangelhafte wissenschaftliche Leitung und Anregung, die er meistens genießt. Bei der allgemeinen Armut des Landes stammt auch der Professorsaspirant selten aus einer vermögenden Familie und verdient sich sein Brot meistens als Mittelschullehrer. Erst am Abend, vom Tagewerk ermüdet, kann er sich seinen Studien widmen, was das Tempo seiner Entwicklung stark verlangsamt. In demselben Sinne wirkt auch der andere von uns erwähnte Umstand: die wissenschaftlichen Kapazitäten sind in Rußland dünn gesät, dazu besitzt der Aspirant keine Freizügigkeit, sondern muß mit der Universität fürlieb nehmen, an welcher er studiert hat[1]). Daher erhält er vom Professor mit wenigen Ausnahmen keine wesentliche Förderung und ist in der Hauptsache auf die eigenen Kräfte angewiesen. Dies hat zur Folge, daß nur die Allerbegabtesten ein solides wissenschaftliches Niveau erreichen, denn es bedeutet einen riesigen Zeitverlust, sich alle Kenntnisse und Auffassungen als Autodidakt aneignen zu müssen, und durch vergebliche Versuche und Spekulationen das zu lernen, was älteren Kollegen bereits aus eigener Erfahrung bekannt ist.

[1]) Schon die Gymnasialabiturienten genießen keine freie Universitätswahl, sondern müssen die zu ihrem Unterrichtskreis gehörende Hochschule beziehen, und auch als Studenten haben sie keine Freizügigkeit.

Digitized by Google

Dagegen ist die Dotierung der Universitätsinstitute genügend, manchmal sogar reichlich, so daß sie bei richtiger Verwendung des Etats sehr gut ausgestattet sein könnten, und es dem wissenschaftlichen Arbeiter an technischen Hilfsmitteln, Apparaten und Büchern nicht fehlt.

Nach Ablauf von zwei Jahren darf sich der Professorsaspirant dem Magisterexamen unterziehen, dessen erfolgreiches Bestehen zur Habilitation berechtigt. Es ist dies eine Reihe von getrennten Prüfungen in mehreren Fächern, die zum Teil mit der Spezialität des Magistranden in einem sehr losen Zusammenhange stehen. Die Anforderungen, welche an sein Gedächtnis gestellt werden, sind enorm, und man kann die ganze Prozedur, welche nie weniger als ein Jahr in Anspruch nimmt, kaum anders als eine unnütze Quälerei bezeichnen; denn über Befähigung zu wissenschaftlicher Produktion kann man nicht auf Grund eines Examens urteilen. Sehr wenigen gelingt es, nach der Prüfung ein Stipendium für eine zweijährige Studienreise ins Ausland zu erhalten. Diese Glücklichen bringen meistens den größeren Teil dieser Zeit an deutschen Universitäten zu und kehren als Verehrer der deutschen Wissenschaft nach Rußland zurück; sie sind darauf bedacht, auf ihren späteren Ferienreisen Deutschland zu besuchen, um die angeknüpften wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen weiter zu pflegen. Nach bestandener Magisterprüfung erwirbt man sich durch Vorlegung und öffentliche Verteidigung zweier Dissertationen die akademischen Grade des Magisters und Doktors, von denen der letztere die Qualifikation für eine Professur bildet. Die große Mehrzahl der gegenwärtig im Amte befindlichen Professoren wurde auf Grund des Universitätsstatuts von 1884 (bis 1905 in Wirkung) angestellt, welches es dem Unterrichtsminister de facto stets ermöglichte, den ihm genehmen Kanditatus der Universität aufzuoktroyieren. Daß dabei häufig Gesichtspunkte den Ausschlag gaben, welche mit der Wissenschaft nichts zu tun haben, liegt auf der Hand. Ein solches System muß aber auf die Dauer die Universität zugrunde richten. Nicht genug, daß der minderwertige Professor die Talente unter seinen Schülern nicht erkennen und an sich ziehen kann, und ihnen später nicht die richtige Leitung zu geben vermag, den Schaden, den er unter Umständen anrichtet, ermißt man aus der Erwägung, daß Unfähigkeit vielfach mit Mißgunst gegen die Begabteren gepaart ist. Man sieht es häufig, daß gerade die minder tüchtigen ihre wissenschaftliche Unzulänglichkeit durch Reklame im Publikum und anmaßende Haltung im Verkehr mit den Studenten zu bemänteln suchen. Solche Leute sind bestrebt, jedem jungen Talent, das ihnen wissenschaftlich über den Kopf zu wachsen droht, Hindernisse in den Weg zu legen, wodurch das von ihnen vertretene Unterrichtsfach auf Jahrzehnte lahmgelegt und steril gemacht wird.

Unter diesen Umständen haben die vereinzelten und einsamen, wissenschaftlich gediegenen Professoren einen sehr schweren Stand. Das Gros der Stu-

Digitized by Google

denten betrachtet die Hochschule nur als Durchgangsstadium zu Erlangung eines Diploms, steht der Wissenschaft nicht nur fremd gegenüber, sondern behandelt sie sogar mit Geringschätzung, da es seine höheren Ziele in der Politik und dem Kampfe gegen die Regierung erblickt. Aber auch ein äußerer Zwang für die Studenten (mit Ausnahme der Mediziner), sich sehr in die Wissenschaft zu vertiefen, ist nicht vorhanden, denn die Diplomarbeit, welche sie anfertigen müssen, ist meistens ohne wissenschaftlichen Wert und der deutschen Doktordissertation in keiner Weise ebenbürtig. Durch diese Sachlage wird das Niveau der allgemeinen Vorlesungen außerordentlich gedrückt, der Professor muß sich auf das Leichtfaßliche beschränken und kann nicht daran denken, etwas ihn selbst Interessierendes in den Unterricht hineinzubringen. Die Hauptanregung und den Hauptnutzen, den ein Dozent aus seiner Lehrtätigkeit zieht, bilden aber die Spezialkollegs, in denen ein Gebiet mit Rücksicht auf den neuesten Stand der Forschung abgehandelt wird. Ein akademischer Lehrer, der solche Vorlesungen halten will, ist in Rußland eine Ausnahme und muß sich die Hörer selbst heranziehen. Daß es ihm manchmal gelingt, diese Aufgabe zu lösen, ist ein Beweis, daß die russischen Studenten trotz aller Ungesundheit der Verhältnisse im Grunde ein Material von guter Begabung sind. Allerdings bedarf es eines nicht erlahmenden Willens und jahrelanger Arbeit, ehe der Professor ein kleines Häuflein von Jüngern um sich versammelt, mit denen er Ideen austauschen, und die er in die selbständige Behandlung von Problemen der Wissenschaft einführen kann. Aber auch diese Idylle gleicht einer Fahrt auf schwankem Boote, welches von den Wogen der immer gärenden Studentenschaft umbraust ist. Jeden Augenblick kann ein Sturm ausbrechen; wir meinen die sogenannten „Studentenunruhen", welche im Artikel Eliasbergs vom Standpunkt eines unbefangenen und von der Massensuggestion nicht berührten Studenten beschrieben werden. Sie können sich indessen leicht zu Dimensionen auswachsen, welche die Früchte der jahrelangen und mühevollen Arbeit des Professors zu vernichten drohen, er muß stets mit der Möglichkeit einer Schließung der Universität, der Relegierung seiner Schüler, und der jähen Unterbrechung der im Gange befindlichen wissenschaftlichen Untersuchungen rechnen.

Die Anlässe zu diesen Krisen sind mannigfaltig, und mehrfach hatte man sogar den Eindruck, daß das Ministerium in der bewußten Absicht, Unruhen zu provozieren, zu scharfen Maßnahmen gegen die Studenten griff. Die Regierung betrachtet nämlich mit Recht die Studentenschaft als eine Avantgarde der Revolution, und es liegt zuweilen in ihrem Interesse, das immer glimmende Feuer zu hellen Flammen anzufachen. Dies gibt ihr Gelegenheit, den Positionskrieg durch eine schneidige Offensive zu unterbrechen, und die Studenten durch Verhaftung, Deportation und Relegierung ihrer geistigen Führer zu berauben.

Digitized by Google

In diesem Duell stehen die Dozenten zwischen den feindlichen Degenspitzen. In allen Fällen waren sie bis jetzt ehrlich bemüht, Unruhen zu verhüten und die Universität ihrer wissenschaftlichen Aufgabe zu erhalten. Der Lohn für diese Bemühungen waren immer die unerhörtesten Beschimpfungen von seiten reaktionärer Zeitungen und Politiker oder Proteste und Anfeindungen in zahllosen Resolutionen von seiten der Studentenversammlungen, oder auch beides. Jeder Professor, der in dem Kampf eine klar ausgesprochene Stellung einnimmt, hat es mit einer dieser beiden Parteien verdorben und ist sogar vor tätlichen Angriffen nicht sicher. Aber auch Verbleiben auf dem Gebiet der Wissenschaft kann dem Professorenkollegium nicht immer den Frieden sichern. Die Reaktionäre werfen ihm dann vor, es hätte durch seine zweideutige Stellung die Studenten in ihrem Verhalten bestärkt. Andererseits ist es vorgekommen, daß gerade bei namhaften Gelehrten eine Studentendeputation erschien, welche ihnen bedeutete, daß in politisch bewegten Zeiten es von krassem Egoismus zeuge, seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben. Gerade Männer von hohem Ansehen hätten die Pflicht, ihren Einfluß auf die Gesellschaft in die Wagschale einer der politischen Parteien zu werfen. Durch solche Vorfälle wurde z. B. dem berühmten Bakteriologen Elias Metschnikoff die Fortsetzung seiner Lehrtätigkeit an der Universität Odessa in den achtziger Jahren unmöglich gemacht. Er legte seine Professur nieder und fand einen neuen Wirkungskreis am Institut Pasteur in Paris. Eine im Jahre 1907 von ihm unternommene russische Reise gestaltete sich zu einer begeisterten Feier des großen Gelehrten und Nobelpreisträgers, an der neben zahlreichen andern Körperschaften auch die Studenten regen Anteil nahmen. Als Antwort hierauf schilderte Metschnikoff in einer Tageszeitung jene Erlebnisse, die ihn zum Verlassen des Vaterlandes gezwungen hatten; er tat dies natürlich nicht aus Groll über eine 20 Jahre früher erlittene Unbill, sondern wollte offenbar den Studenten eine Lehre für ihr künftiges Verhalten gegen Professoren geben. Dieser Zweck wurde indessen nicht erreicht, und der Artikel erregte in Studentenkreisen nur Verstimmung.

Bis zu seinen letzten grellsten Folgerungen wurde der Gedanke, die Universität als politisches Forum zu benutzen, im Revolutionsjahr 1905 durchgeführt, welches, einem Erdbeben vergleichbar, für einige Zeit das gesamte politische und soziale Leben Rußlands aus den normalen Bahnen warf. Durch den allerhöchsten Erlaß vom 27. August 1905 wurde die Autonomie der Hochschule verkündet, ein Begriff, den die Studenten in etwas sonderbarer Weise auslegten. Sie bildeten sich ein, daß neben den Professoren die Studentenschaft die Universität als gleichberechtigter Faktor zu verwalten habe, und zögerten nicht, die Konsequenzen aus dieser Auffassung zu ziehen. Die Universität war auf Wochen und Monate der Straße ausgeliefert, in ihren Hörsälen tagten Volksversammlungen in Permanenz, in denen sich neben von Freiheitsträumen berauschten

Digitized by Google

Arbeitern auch gewöhnliche Betrunkene und Taschendiebe breit machten. In den von Schmutz starrenden Gängen waren Sammelstellen des „Fonds zur Volksbewaffnung", Verkaufsstände für revolutionäre Schriften, aber auch für alle möglichen andern Artikel. Indessen hatte diese Zeit ihr Gutes: auch der verbohrteste Student konnte sich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß das System der Politik in der Universität sich selbst ad absurdum geführt habe, und daß die Hochschule keine andern als wissenschaftliche Zwecke verfolgen müsse und könne. Gerade die folgenden Jahre zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Vermehrung der Zahl wissenschaftlich interessierter Studenten aus.

Diesem erhöhten Interesse an der Wissenschaft konnten die Professoren auf Grund der neuen Universitätsautonomie entgegenkommen. Das antiquierte Klassensystem des Statuts von 1884 (vergl. Artikel Eliasberg) wurde allmählich aufgehoben und durch neue, mit Anlehnung an die deutschen Universitäten geschaffene Unterrichtsformen ersetzt; das Lehrprogramm sämtlicher Fächer wurde nach Möglichkeit der modernen Entwicklung angepaßt. Eine Reihe an ausländischen Universitäten tätiger Russen kehrte in die Heimat zurück; die wissenschaftliche Arbeit in Laboratorien, Seminaren usw. gewann andauernd an Intensität. Im Gegensatz zu dem Jahrzehnt 1896 bis 1905, in welchem die Frühjahrssemester wegen Studentenunruhen praktisch nicht zustande kamen, verflossen die Jahre 1906 bis 1910 verhältnismäßig ruhig. Kurz alles schien darauf hinzudeuten, daß die Universitäten Rußlands vor einer neuen Blüteperiode stehen.

Leider wurde diese Hoffnung durch Verordnungen des Unterrichtsministers Kassо mit einem Schlage vernichtet, deren unmittelbare Folge die wissenschaftliche Lahmlegung der ältesten und größten Universität des Zarenreiches, Moskau, war. Den Anlaß zu diesen, übrigens ungesetzlichen Verordnungen vom 11. Januar 1911 bildete eine kleinere Studentenkrise in Moskau, welche die autonome, sich selbst überlassene Hochschule leicht überwunden hätte. Sie bestanden in folgendem: die Aufsicht darüber, daß in den Universitätsgebäuden keine Studentenzusammenrottungen außerhalb des Unterrichts stattfinden, wurde der Polizei übertragen. Dadurch war ein Kondominium von Universitätsverwaltung und Polizei hergestellt, während die gesamte Verantwortung nach wie vor die erstere trug. Rektor und Verwaltungsausschuß konnten sich mit dieser Sachlage nicht abfinden und teilten dem (aus dem gesamten Professorenkollegium bestehenden) großen Universitätsrat unter einmütiger Billigung des letzteren ihren Entschluß mit, um Enthebung von ihren Verwaltungsämtern nachzusuchen. Die Antwort des Ministeriums auf dieses Gesuch war die vollständige Entlassung der Herren auch in ihrer Eigenschaft als Professoren, wofür das Gesetz wiederum nicht die geringste Handhabe bot. Der Universitätsrat, der den Schritt des Rektors wenige Tage vorher ausdrücklich

Digitized by Google

gebilligt hatte, mußte sich für diesen naturgemäß mitverantwortlich fühlen, und eine große Anzahl seiner Mitglieder hielt es mit ihrer Ehre unverträglich, länger in ihren Stellungen zu bleiben. Trotzdem die angesehensten Gelehrten unter ihnen waren, konnten sie durch ihre Demission dem Minister nicht imponieren. Da er auf Wissenschaftlichkeit keinen Wert legte, fiel es ihm nicht besonders schwer, die frei gewordenen Stellen teilweise neu zu besetzen und dadurch die größte russische Universität als Forschungsstätte auf Jahrzehnte hinaus zu vernichten. Es gereicht den Moskauer Kapitalisten zum Ruhme, daß ein Teil der abgegangenen Gelehrten in, aus privaten Mitteln für sie errichteten Instituten eine neue Forschungsstätte fand.

Durch alles Gesagte beabsichtigten wir zu zeigen, daß für das wissenschaftliche Leben an den russischen Universitäten hauptsächlich zwei Faktoren maßgebend sind: das Fehlen einer Autonomie, und die gesamte politische Lage des Landes. Der erste führt zur Besetzung der Professuren mit ungeeigneten Kräften, der zweite zieht die Universität in die Politik hinein und läßt die Dozenten in ständiger nervenzerrüttender Aufregung leben. Halten wir uns den relativen Hochstand derselben Universitäten vor Einführung des unglückseligen Statuts von 1884 vor Augen und die Ansätze zu einer neuen Blüte in der kurzen Periode der Autonomie von 1905 bis 1910, so gelangen wir zu dem Schluß, daß die beiden erwähnten Umstände und nicht mangelnde Begabung der Grund für die geringen wissenschaftlichen Leistungen der russischen Hochschulen in den letzten Jahrzehnten sind.

Ein russischer General über Rußlands Bündnisse und Militarismus.

Es ist Zeit, dafür zu sorgen, daß die Bündnisse nicht gegen uns, sondern mit uns geschlossen werden. Wir haben zwar schon Kriege im Bunde mit andern geführt, aber was waren das für Kriege? Wir haben immer für Interessen gekämpft, die uns fremd und sogar den unsrigen entgegengesetzt waren: 1799 schickten wir unsere Armee nach Piemont, um den Österreichern zu helfen; 1805 führten wir Krieg wieder für Österreich, 1806—7 für Preußen; 1813—15 befreiten wir Europa; 1848 sorgten wir wieder für Österreich. Und wer half uns in unsern Kriegen? Alle Türkenkriege bis 1812 führten wir ganz ohne fremden Beistand; ebenso unsere Kriege gegen Schweden; 1812 waren Preußen und Österreich im Bunde mit Napoleon gegen uns; im Krimkriege standen wir nicht nur gegen die Türkei, sondern gegen eine Koalition von vier Staaten; im letzten Türkenkriege waren wir wieder ganz allein, sogar unter dem Damoklesschwert eines möglichen Eingreifens Englands und Österreichs. Auch den Japankrieg führten wir ohne Bundesgenossen.

Um sichere Verbündete zu gewinnen, müssen wir ein für allemal auf jede Eroberungspolitik verzichten, ebenso auf die angeblichen historischen Aufgaben — wie den Drang zum Stillen Ozean — und auf die übermäßige Entwicklung der bewaffneten Macht, die überall Mißtrauen erweckt und den Wunsch, den Koloß zu schwächen; es hat sich aber gezeigt, daß dieser Koloß auf tönernen Füßen steht, eben weil die Eroberungspolitik das Zentrum des Staates geschwächt und die Entwicklung eines gesunden Staatslebens gehemmt hat.

General A. Witmer, Professor an der Kriegsakademie (1912)

Digitized by Google

Beamtentum und Gefängniswesen in Rußland.

Einer unserer Mitarbeiter hat aus drei Monaten der zuverlässigsten russischen Zeitung, „Rjetsch", die folgende Zusammenstellung gemacht:

In Minsk wurden zwei Soldaten des Gefängnis-Bataillons zur lebenslänglichen Zwangsarbeit in Sibirien wegen folgenden Deliktes verurteilt: Sie hatten zwei Arrestanten und eine Arrestantin ins Gefängnis zu eskortieren; unterwegs ließen sie beide Arrestanten auf der Straße zurück und verschleppten die Frau in ein nahes Gebüsch, in der Absicht, sich an ihr zu vergehen. Inzwischen machte sich einer der zwei unbeaufsichtigten Arrestanten aus dem Staube, während der andere blieb. Die Soldaten erschossen nun diesen einen, um später erklären zu können, sie seien unterwegs von den Arrestanten überfallen worden und hätten einen Kampf zu bestehen gehabt. (Nr. 283 vom 3. Dezember 1908.)

Bei der Revision der Moskauer Polizei wurde u. a. folgendes entdeckt: Auf dem Papier bestand die etatmäßige Zahl von 7000 Schutzleuten und die auf diese Zahl entfallenden Gehälter waren prompt verbucht. In Wirklichkeit waren aber nur 4500 Schutzleute angestellt. Die Differenz zwischen den verbuchten und tatsächlich bezahlten Gehältern beträgt über 600000 Rubel. (Nr. 284 vom 4. Dezember 1908.)

In Tschernigow wurde der Gefängnisdirektor Pawlowskij wegen Veruntreuung von 12000 Rubel Arrestantengelder verhaftet und in sein eigenes Gefängnis eingeliefert. (Nr. 287 vom 7. Dezember 1908.)

Der Gouverneur von Kostroma hat ein neues Gefängnisreglement erlassen, dessen § 12 wie folgt lautet: „Ein Sträfling darf nur folgende fünf Gegenstände besitzen und gebrauchen; 1. ein um den Hals zu tragendes Kreuz, 2. einen Teekessel, 3. eine Tasse, 4. einen Kamm und 5. ein weißes Taschentuch. Der Gefängnisdirektor hat aber das Recht, die sub 1. und 5. genannten Gegenstände strafweise zu entziehen. (Nr. 288 vom 8. Dezember 1908.)

In Kiew wurden an einem Tage 25 Schutzleute wegen verschiedener Vergehen im Amte bestraft. (Nr. 289 vom 9. Dezember 1908.)

Bei der Revision des Turkestangebiets sind über 20 höhere Beamte abgesetzt und vor Gericht gestellt worden. So hatte der Pristaw, Hauptmann Paristow, neben anderen Vergehen und Verbrechen die ganze Bevölkerung des ihm unterstellten Kreises mit einer richtigen Steuer — zu seinen eigenen Gunsten — belegt. (Nr. 290 vom 10. Dezember 1908.)

Der Gehilfe des Witebsker Landpolizeimeisters Lusgin ist wegen einer Reihe von Erpressungen, begangen an zahlreichen Privatpersonen und an seinen Untergebenen, dem Gericht eingeliefert worden. Unter anderem pflegte er verschiedene Bürger von Witebsk gegen die niederen Polizeibeamten aufzuhetzen und zur Einreichung einer Beschwerde gegen dieselben zu animieren. Wurde eine solche Beschwerde wirklich eingereicht, so entschied er den Fall zugunsten der meistbietenden Partei. (Nr. 291 vom 11. Dezember 1908.)

Der Polizeimeister von Krasnowodsk, Oberst Strzalkowski, wurde seines Amtes enthoben. Bei einer Revision fand man in seiner Kanzlei

Digitized by Google

2000 unerledigte Akten; ferner waren 50 wichtige Akten gestohlen. (Nr. 291 vom 11. Dezember 1908.)

In der Budgetkommission der Duma wurden beim Titel „Gefängnisverwaltung" folgende interessante Daten bekanntgegeben: Die tägliche Durchschnittszahl der in allen Strafanstalten des Reiches inhaftierten Sträflinge betrug im Jahre:

1905	85184
1906	111403
1907	138500
1908	169579

(Nr. 292 vom 12. Dezember 1908.)

In Kiew wurde ein junges Mädchen unter Anwendung von Gewalt in ein von einem Polizeibeamten unterhaltenes Bordell verschleppt. (Nr. 295 vom 15. Dezember 1908.)

An der Taschkenter Eisenbahn sind große Diebstähle aufgedeckt worden. 250 Beamte sind ihres Amtes enthoben worden. (Nr. 295 vom 15. Dezember 1908.)

Der Polizei-Unteroffizier Wilbe in Dorpat verhaftete einen Bauern, den er eines Diebstahls beschuldigte. Um den Verhafteten zum Geständnis zu bringen, zog er ihn nackt aus und prügelte ihn unter Assistenz von fünf Schutzleuten mit einem Kantschu; da der Bauer immer noch nichts gestehen wollte, wurden ihm die nackten Fußsohlen mit einer brennenden Kerze behandelt. Dies dauerte drei Stunden. Wilbe wurde zu sechs Monaten Haft verurteilt. (Nr. 295 vom 15. Dezember 1908.)

In Tiflis erschien während einer Theatervorstellung im Volkshause die Polizei und verhaftete das gesamte Publikum. Der Grund ist unbekannt. (Nr. 296 vom 16. Dezember 1908.)

In Jekaterinburg standen drei Bauern vor Gericht, die Anklage lautete auf einen räuberischen Überfall. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, daß die inkriminierte Handlung mit Wissen und Unterstützung der Polizei begangen wurde, welche den Angeklagten auch die Revolver zur Verfügung gestellt hat. Die drei Bauern wurden aber trotzdem zu zehn Jahren Deportation verurteilt. (Nr. 297 vom 17. Dezember 1908.)

Der im Tschernigower Gefängnis inhaftierte Direktor dieses Gefängnisses, Pawlowskij (siehe oben), mußte in eine andere Strafanstalt gebracht werden, da die Tschernigower Arrestanten, deren Gelder er veruntreut hatte, sein Leben bedrohten. (Nr. 298 vom 18. Dezember 1908.)

Die Petersburger Polizei lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die große Verbreitung einiger verbotener, politischer Blätter unter den Soldaten der Petersburger Garnison. Die Untersuchung ergab folgendes: Die betreffenden Blätter waren noch bei ihrem Erscheinen konfisziert, die gesamte Auflage wurde in einem Polizeilokal deponiert; nun verkauften die niederen Polizeibeamten diese gefährlichen Druckschriften an einen Viktualienhändler als Packpapier. Die Kundschaft des betreffenden Ladeninhabers bestand aber hauptsächlich aus Soldaten und so kamen die Blätter wieder in Umlauf. (Nr. 299 vom 19. Dezember 1908.)

In Riga wurde ein Kupferkessel gestohlen. Die Polizei ließ sich zunächst zehn Rubel für die bei der Suche nach den Dieben zu leistende Arbeit be-

Digitized by Google

zahlen, erklärte aber dann dem Bestohlenen, sie sei nicht dazu da, um sich mit Diebstahlsaffären abzugeben, sie habe ganz andere Sorgen. Der gestohlene Kessel ist spurlos verschwunden; er wog 7 Zentner. (Nr. 303 vom 23. Dezember 1908.)

In Tiflis wurde der Direktor der Geheimpolizei, Matschinskij, verhaftet. Er hat eine ganze Reihe von Entführungen von Kindern reicher Eltern organisiert, um sie dann den Eltern gegen ein hohes Lösegeld zurückzugeben. (Nr. 306 vom 26. Dezember 1908.)

In einem Kiewer Gefängnis harren zurzeit 30 zum Tode verurteilte Sträflinge der Strafvollstreckung. (Nr. 306 vom 26. Dezember 1908.)

In Moskau wurde der Pristawgehilfe Petrow wegen Trunksucht seines Amtes enthoben. (Nr. 309 vom 29. Dezember 1908.)

In Tiflis und Gori sind drei höhere Polizeibeamte wegen verschiedener Vergehen im Amte ihres Amtes enthoben und verhaftet worden. (Nr. 309 vom 29. Dezember 1908.)

In Kiew wurde der Schutzmann Furmann, der am hellen Tage auf der Straße zwei Offiziere erschossen hat, zum Tode verurteilt. (Nr. 311 vom 31. Dezember 1908.)

In Belaja-Zerkow stand der Bauer Iwaschin vor den Geschworenen, die Anklage lautete auf Totschlag. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, daß die Tat nicht vom Angeklagten, sondern von einem der Geschworenen, dem Dorfschulzen Songin, verübt war. (Nr. 311 vom 31. Dezember 1908.)

Im Gefängnis zu Wladimir herrscht eine Skorbutepidemie, die auf die karge und schlechte Beköstigung der Sträflinge zurückzuführen ist. Ein Sträfling wollte sich etwas Zwiebel, Knoblauch, Heidelbeeren und eine Zitrone (diese Speisen gelten als Prophylaktika gegen Skorbut) auf eigene Kosten kommen lassen. Die Gefängnisverwaltung gestattete aber nur den Bezug von Zwiebeln und Knoblauch, verbot dagegen die Heidelbeeren und Zitrone. (Nr. 311 vom 31. Dezember 1908.)

Eine Frau K. besuchte in einer geschäftlichen Angelegenheit den Geheimrat Delarow vom Verkehrsministerium. Dieser warf die Dame ohne ersichtlichen Grund zu Boden, trat sie mit den Füßen und verprügelte sie auf die grausamste Weise. Dieses geschah in seinem Amtsbureau und in Gegenwart zweier Beamten im Dezember 1907. Frau K. machte sofort der Staatsanwaltschaft eine Anzeige. Wie sich nun nach Jahresfrist herausstellt, ist diese Klage spurlos verschwunden. (Nr. 312 vom 1. Januar 1909.)

Der Generalgouverneur von Odessa, Tolmatschow, erließ folgende Bekanntmachung: „Alle meine gegen die ungeheure Bestechlichkeit und Korruption der Odessaer Polizei gerichteten Maßnahmen scheitern an der steten Bereitwilligkeit der Bevölkerung, die Polizeibeamten zu bestechen. Ich richte an das Publikum die dringende Aufforderung, in der Zukunft den Polizeibeamten keinerlei Zahlungen zu leisten oder anzubieten, um sie nicht zu verführen.“ (Nr. 312 vom 1. Januar 1909.)

In Jekaterinoslaw wurde der Scharfrichter Schinkarenko wegen Raubmordes zum Tode verurteilt. (Nr. 314 vom 3. Januar 1909.)

Im Jekaterinoslawer Gefängnis begingen zwei zum Tode verurteilte Arrestanten Selbstmord. (Nr. 316 vom 5. Januar 1909.)

Digitized by Google

In Uralsk fand die erste Hinrichtung seit über 100 Jahren statt. Dem Scharfrichter fehlte noch die notwendige Erfahrung und so mußte der Strick dreimal gewechselt werden: der erste war zu dick, der zweite zu schwach. Schließlich mußte der Delinquent selbst eingreifen und dem Scharfrichter die nötigen Anweisungen geben. (Nr. 319 vom 10. Januar 1909.)

Der Polizeimeister von Samarkand, Oberst Iwanow, ist wegen verschiedener Vergehen im Amte seines Amtes enthoben worden. — Der Vizedirektor der Moskauer Polizei, Oberst Kommendantow, ist wegen zahlreicher Mißbräuche seines Amtes enthoben worden. (Nr. 322 vom 13. Januar 1909.)

Der Gehilfe des Nowgoroder Gefängnisdirektors Apraksin, den man als einen humanen Beamten hoch schätzte, ist seines Amtes enthoben worden. Er beging Selbstmord. (Nr. 322 vom 13. Januar 1909.)

Im Jekaterinoslawer Gefängnis begingen wieder zwei zum Tode verurteilte Sträflinge am russischen Sylvester Selbstmord. (Nr. 323 vom 14. Januar 1909.)

Der Polizeibeamte Stefanow, dem man die Aufdeckung der großen Mißbräuche und Bestechungen bei der Moskauer Polizei zu verdanken hat (diese Enthüllungen hatten die Aufrollung der Affäre Reinbot zur Folge), ist nun seines Amtes enthoben worden. Wegen des gleichen Deliktes wurde der Moskauer Staatsanwalt Arnold (der die Strafverfolgung gegen verschiedene höhere Beamte der Polizei einleitete) degradiert. (Nr. 2 vom 16. Januar 1909.)

Der Polizeimeister von Kertsch, Janow, ist verhaftet worden. (Nr. 2 vom 16. Januar 1909.)

In Cherson ist ein Pristaw verhaftet worden. — In Kiew sind drei Polizeirevier-Aufseher wegen Unterschlagungen vors Gericht gestellt worden. (Nr. 3 vom 17. Januar 1909.)

In Njeschin ist die einzige Lesehalle behördlich geschlossen worden, weil sie hauptsächlich von Juden besucht wurde. (Nr. 3 vom 17. Januar 1909.)

In Kamenetz-Podolsk ist das ganze Personal des Gefängnisses, mit dem Direktor an der Spitze, abgesetzt worden. (Nr. 3 vom 17. Januar 1909.)

Im Jekaterinburger Gefängnis wütet eine Typhusepidemie. Von den 36 Kranken sind bereits 5 gestorben. (Nr. 3 vom 17. Januar 1909.)

Im Warschauer Gefängnis fand die Trauung des zum Tode verurteilten Konstantin Strzudlo mit seiner Braut Helene Lunewska statt. Eine Stunde später wurde der Neuvermählte gehenkt. (Nr. 6 vom 20. Januar 1909.)

In Orenburg wurde die Todesstrafe an einem gewissen Korjakin vollzogen. Der Delinquent hatte Typhus und bewegte sich mit größter Mühe zum Schafott. Außerdem war der Scharfrichter seiner Aufgabe nicht gewachsen, so daß die Hinrichtung sehr qualvoll verlief. (Nr. 8 vom 22. Januar 1909.)

Beim Prior eines Klosters in Waldai wurden 55000 Rubel gestohlen; der Verdacht fiel auf einen Mönch, der auch sofort verhaftet wurde. Um von dem Verhafteten ein Geständnis herauszulocken, erschien bei ihm im Gefängnis der Direktor der Geheimpolizei und stellte sich ihm als sein

Digitized by Google

Rechtsanwalt und Verteidiger vor. Der Mönch gestand ihm auch alle Umstände der Tat. (Nr. 9 vom 23. Januar 1909).

Ein Taschkenter Oberst verlor beim Kartenspiel 12 000 Rubel Regimentsgelder. Der Generalgouverneur Mischtschenko stellte das gegen den Oberst eingeleitete Strafverfahren ein und befahl, die defraudierte Summe von allen Offizieren des betreffenden Regiments aufzubringen. (Nr. 9 vom 23. Januar 1909).

Der Bürgermeister von Menselinsk befahl den ihm unterstellten Volksschullehrern, beim Unterricht im Rechnen statt des im Russischen üblichen Ausdruckes „wegnehmen" (für „subtrahieren") ein anderes Wort zu gebrauchen; das Wort „wegnehmen" erinnere zu sehr an Raub und Diebstahl. (Nr. 10 vom 24. Januar 1909.)

Bei der Revision des Turkestangebiets wurde unter anderem festgestellt, daß der Polizeimeister von Andischan eine Prostituierte mit einigen falschen Banknoten, die er einmal bei der Verhaftung eines Falschmünzers als corpus delicti konfiszierte, bezahlt hat. Dieser Polizeimeister ist nun dafür und für andere Vergehen seines Amtes enthoben und dem Gericht eingeliefert worden. Die Anklage stützt sich auf 32 Paragraphen des Strafgesetzbuches. Auch seine fünf Gehilfen wurden verhaftet. (Nr. 13 vom 27. Januar 1909.)

Eine in der Kanzlei des Stadtrichters Jeschow in Samara vorgenommene Revision ergab das Fehlen von 12000 Akten. Jeschow wurde seines Postens enthoben. (Nr. 15 vom 29. Januar 1909.)

In Petersburg wurde der Polizeirevier-Aufseher Aretenek wegen Unterschlagung von 1048.48 Rubel zu einem Jahr Zwangsarbeit verurteilt. (Nr. 15 vom 29. Januar 1900.)

Der aus Jelisawetpol nach Verübung zahlreicher Verbrechen geflüchtete Polizeimeister und sein Gehilfe sind soeben in Petersburg verhaftet worden. (Nr. 13 vom 27. Januar 1909.)

Das Jekaterinoslawer Gefängnis, welches für 300 Insassen berechnet ist, beherbergt zurzeit 1317 Sträflinge. — Das für 84 Mann berechnete Bachmuter Gefängnis beherbergt zurzeit 350 Sträflinge, darunter 100 Typhuskranke. — In den Gefängnissen zu Perm und Ufa sind Typhusepidemien ausgebrochen. (Nr. 16 vom 30. Januar 1909.)

Bei der Revision des Post- und Telegraphenressorts in Moskau wurde aufgedeckt, daß eine längere Telegraphenlinie nur auf dem Papier existiert. Alle Rechnungen und sonstigen Belege über den Bau dieser Linie, die dem Staat viel Geld gekostet hat, sind vorhanden und in der besten Ordnung; die Linie selbst fehlt. (Nr. 22 vom 4. Februar 1909.)

In Stawropol stand ein Bauer vor Gericht, der zwei Pferde gestohlen haben sollte. Die Verhandlung ergab, daß ein Diebstahl gar nicht vorlag, denn erstens fehlte ein Geschädigter, zweitens ein Tatbestand, drittens Zeugen und viertens ein corpus delicti. Der Bauer wurde freigesprochen.

In Kertsch drang ein Polizeibeamter nachts in die Wohnung einer alleinstehenden Dame unter dem Vorwand einer Haussuchung ein und versuchte sie zu notzüchtigen. (Nr. 23 vom 6. Februar 1909.)

In Jekaterinoslaw ist gegen den Realschuldirektor Timoschanko, der nebenbei Stadtverordneter und Führer der extremen Rechten ist, eine Un-

Digitized by Google

tersuchung wegen Unterschlagung von 20000 Rubel eingeleitet worden. (Nr. 23 vom 6. Februar.)

Aus dem Odojewer Gefängnis sind sämtliche Sträflinge entsprungen. Sie fesselten das Aufsichtspersonal, nahmen alle Waffen, Kleider und Speisevorräte mit, stahlen aus der Gefängniskanzlei 2500 Rubel und raubten auch noch die Gefängniskirche vollständig aus. Von den Flüchtlingen fehlt jede Spur. (Nr. 24 vom 7. Februar 1909.)

Im Lyskower Gefängnis sind nicht nur alle Sträflinge, sondern auch der Gefängnisarzt und drei Aufseher an Flecktyphus erkrankt. (Nr. 24 vom 7. Februar 1909.)

In Odessa wurde der Major Nikitin wegen Aufreizung von Soldaten zum Tode verurteilt. (Nr. 26 vom 9. Februar 1909.)

Im Zaryziner Gefängnis, das für 180 Mann bestimmt ist und jetzt 450 beherbergt, wütet eine Typhusepidemie. Erkrankt sind bisher 60 Sträflinge, fünf Aufseher und zwei Heilgehilfen. — Auch im Krementschuger Gefängnis herrscht Typhus. (Nr. 27 vom 10. Februar 1909.)

Im Simferopol sind zwei Schutzleute und ein Revieraufseher wegen Mädchenhandels ihrer Posten enthoben worden. (Nr. 29 vom 12. Februar 1909.)

In Nischnij-Nowgorod mußte der große Prozeß gegen die Teilnehmer an den Bauernunruhen in Bjelosersk vertagt werden, da alle Angeklagten im Gefängnis an Typhus erkrankt sind.

In Sarapul wurden die Besitzerinnen aller Bordelle amtlich veranlaßt, je fünf Exemplare einer in Wjatka erscheinenden offiziösen Zeitung zu abonnieren, obwohl sie und ihr Personal des Lesens unkundig sind. (Nr. 31 vom 14. Februar 1909.)

In Tschita entpuppte sich der aktive Polizeibeamte Korniljew als mit dem längst gesuchten, aus dem Zuchthaus entsprungenen gefährlichen Verbrecher Gorodezkij identisch. Dem Polizeimeister von Tschita, Antonow, war diese Verkleidung bekannt; er benachrichtigte auch seinen Untergebenen von der eingeleiteten Untersuchung und ermöglichte ihm noch die rechtzeitige Flucht. — Dieser Polizeimeister Antonow erschien ferner am 5. Dezember in einem Tingeltangel und verlangte von dessen Besitzer, unter Androhung der Schließung des Betriebes, 400 Rubel als Geschenk „zu seinem heutigen Namenstage."

In Solotonoscha ist gegen den Polizeimeister und den Adelsmarschall die Untersuchung wegen eines gemeinsam ausgeführten Notzuchtverbrechens eingeleitet worden. (Nr. 35 vom 18. Februar 1909.)

Im Kiewer Gefängnis befinden sich zurzeit 312 Typhuskranke. (Nr. 37 vom 20. Februar 1909.)

In Tambow wurde der Landrat Tarnowskij wegen Fälschung verhaftet. — In Minsk wurde der Landrat Amossow wegen Unterschlagung dem Gericht eingeliefert. (Nr. 38 vom 21. Februar 1909.)

Der Polizeimeister von Kertsch, Janow, fand eine neue Einkommenquelle darin, daß er die ihm unterstellten Schutzleute an Privatpersonen als Kutscher, Hausdiener, Bauarbeiter usw. gegen Entgelt abgab. (Nr. 38 vom 21. Februar 1909.)

Eine Revision ergab, daß eine große Anzahl Kiewer Polizeibeamte stille

Digitized by Google

Teilhaber an geheimen Bordellen und ähnlichen Unternehmungen sind. (Nr. 39 vom 23. Februar 1909.)

In Warschau sind aus der Militär-Intendantur 40000 Pud Heu spurlos verschwunden. (Nr. 41 vom 25. Februar 1909.)

In Irkutsk sind 15 aus dem Zuchthaus entsprungene und dann wieder eingefangene politische Sträflinge zum Tode verurteilt worden. Alle Fünfzehn versuchten sich nun zu vergiften, was aber nur einem gelang. (Nr. 42 vom 25. Februar 1909.)

Die Stadt Perm ist durch den im Ortsgefängnisse wütenden Flecktyphus infiziert. Auch ist der Gefängnisarzt an Typhus gestorben. (Nr. 41 vom 24. Februar 1909.)

Der Gendarmerieoberst Sawarnizkij in Wladiwostok wollte sich unbedingt als Aufdecker eines revolutionären Komplotts auszeichnen. Um ein solches zu konstruieren, verschaffte er sich eine Menge revolutionärer Schriften, versah sie mit einem eigens dazu angefertigten Siegel eines „Armee-Geheimbundes" und ließ sie dann durch seine Agenten in verschiedene Wohnungen einschmuggeln. In den betreffenden Wohnungen veranstaltete er dann Haussuchungen. Zum gleichen Zwecke fertigte er mehrere Bomben an, die er auf die gleiche Art verwendete. Schließlich arrangierte er ein Attentat auf sich selbst. Das Ergebnis dieser Tätigkeit war eine Menge Verhaftungen von ganz harmlosen und unschuldigen Personen. Inzwischen entwickelten aber wahre und von ihm unentdeckte Revolutionäre in Wladiwostok eine umfangreiche Tätigkeit. Jetzt wurde der Oberst Sawarnizkij zur Ausstoßung aus dem Heere, Verlust aller Rechte und drei Jahren Zuchthaus verurteilt. (Nr. 42 vom 26. Februar 1909.)

Der Direktor der Rjasaner Geheimpolizei ist wegen zahlreicher Vergehen im Amte seines Postens enthoben worden. (Nr. 43 vom 27. Februar 1909.)

Der Generalgouverneur von Odessa, Tolmatschow, berief zu sich den Oberarzt des jüdischen Spitals und befahl ihm, sofort „eine Liste aller Revolutionäre, die im Spital als Ärzte angestellt sind", auszufertigen. Auf die Bemerkung des Oberarztes, daß er solche Ärzte nicht kenne, erwiderte Tolmatschow mit einer Androhung, alle jüdischen Ärzte aus dem jüdischen Spital zu entlassen und sie durch christliche zu ersetzen. (Nr. 43 vom 27. Februar 1909.)

Der Generalgouverneur von Odessa, Tolmatschow, erließ auf Grund des in Odessa proklamierten Belagerungszustandes ein Verbot, bei Operationen Chloräthyl zu verwenden; Chloroform und Äther dürfen aber nach wie vor benutzt werden. (Nr. 44 vom 28. Februar 1909.)

Ukas des Zaren Alexej Michailowitsch vom 18. Mai 1651.

Es kommen jetzt nach Moskowien allerlei Ketzer und Deutsche und bitten um Aufnahme in unsere zarischen Dienste. Nach Beratschlagung mit den Erzbischöfen, Erzpriestern, Archimandriten und Priestern haben Wir beschlossen, diese Hurenkinder, die Deutschen weder zu Wojewoden zu ernennen noch bei Wojewodschaften anzustellen; sonst sollen sie aber, die Hurenkinder, die Deutschen, in der Stadt Moskau wohnen bleiben und sich in den schwarzen (gemeinen) Stand einschreiben lassen; sie dürfen auch in unsere zarischen Dienste und im Notfalle auch in Heeresdienste genommen werden.

Digitized by Google

Rußlands Industrie und Handel.

Von Dr. R. Claus (Berlin-Lankwitz).

Rußland hat in den letzten Jahrzehnten große Anstrengungen gemacht, eine Großindustrie ins Leben zu rufen. Diese Bestrebungen sind eng verknüpft mit dem Namen des vor kurzem verstorbenen früheren Finanzministers Witte; sie sind ein Teil der Pläne, die eine vollständige Selbstversorgung des großen europäisch-asiatischen Gebietes erstreben, über das sich die russische Herrschaft erstreckt. Es wurde bei uns — besonders anläßlich Wittes Tod — vielfach die Meinung vertreten, als ob die ganze russische Großindustrie nur ein Treibhausgewächs sei, als ob Witte sich gesagt habe: Im Westen hat sich die Großindustrie bewährt, wir müssen sie auch haben — also schaffen wir sie — par ordre de Mufti. Diese Ansicht verallgemeinert zu viel; nur ein Teil der Industrie ist durch die Regierung so aufgepäppelt worden. Ein hoher Schutzzoll ist allerdings der Industrie zugute gekommen; neben fiskalischen Zwecken — die Zolleinnahmen beliefen sich in den letzten Jahren auf 6—700 Millionen Mark — sollte durch die Zollschranke ausländisches Kapital nach Rußland gezogen und dort zur Entwicklung der Industrie veranlaßt werden. Durch diese hohen Zölle wurden aber die Fabrikate so verteuert, daß die Entfaltung des innern Marktes gehemmt wurde.

Bei Betrachtungen der heutigen russischen Industrie muß man die starken Verschiedenheiten Rußlands vom Westen und die Schlacken der Vergangenheit, die der Industrie noch anhaften, berücksichtigen.

Erst vor wenig mehr als 50 Jahren ist die Leibeigenschaft aufgehoben worden; bis dahin konnte es eine freie Arbeiterschaft nach unseren Begriffen nur in geringem Umfange geben. Während der Leibeigenschaft hatten hauptsächlich nur die Besitzer menschlicher Arbeitskraft, die adeligen Grundherren, die Möglichkeit, Gewerbebetriebe einzurichten; sie zwangen ihre Leibeigenen, bei denen sich Hausindustrie eingebürgert hatte, zu stärkerer Tätigkeit, erhoben von den Erzeugnissen Abgaben, nahmen später die Leute selbst in eigene Betriebe, die sie selbst leiteten oder an geeignete Kaufleute und Leibeigene gegen Abgaben verpachteten. Aus manchen dieser leibeigenen Betriebsleiter sind reiche Großindustrielle geworden, die sich von ihren Herren dann freikauften. Da diese gutsherrlichen Fabriken den Bedarf des Staates, besonders den für das Heer, nicht voll befriedigten, erhielten Unternehmer, vielfach Ausländer, das Recht, Fabriken anzulegen und für diese Leibeigene anzukaufen — sonst hatte nur der Adel das Recht, Leibeigene zu besitzen. Die Hemmnisse für eine industrielle Entwicklung bei einer derartigen Arbeitsverfassung liegen auf der Hand. Wie steht es mit der menschlichen Arbeitskraft, einer der wichtigsten Grundlagen für das Gedeihen der Industrie, jetzt? Mit dem Befreiungsmanifest von 1861 wurden die Leibeigenen selbst natürlich nicht mit einem Schlage geändert. Als der Zwang aufhörte, verließen sie scharenweise die Fabriken und Bergwerke. Die russische Zwangsgenossenschaft der Gemeindemitglieder, Mir genannt, hielt den Bauern auf dem Lande fest; nur mit Zustimmung der Genossen konnte er ausscheiden; so lange er zur

Digitized by Google

Genossenschaft gehörte, mußte er die Abgaben an die Gemeinde weiterentrichten, wenn er auch als Fabrikarbeiter in der Stadt Beschäftigung gefunden hatte. Es blieb ihm aber das Anrecht auf seinen Anteil am Gemeindeland, sein Los; paßt ihm die Arbeit in der Stadt nicht, kommt er wieder als Bauer aufs Land. Erst die, durch die Revolution veranlaßte Agrarreform sollte mit diesem Hindernis einer freien Entwicklung vollständig aufräumen. Viele Bauern gehen im Winter in die Fabriken, laufen aber beim Beginn der Landarbeit weg. Verstärkt wurde diese Bewegung noch durch den Wandertrieb, der im Slawen steckt. Diese Wanderungen nehmen, besonders im Süden, einen ganz ungeheuren Umfang an; da keine Arbeitsnachweis-Organisation den Strom lenkt, geht viel Arbeitskraft nutzlos verloren, während an anderen Stellen bitterer Arbeitermangel herrscht. Durch den steten Wechsel wird auch die Heranbildung eines gut eingearbeiteten Arbeiterstammes sehr erschwert.

Die Neigung zum herdenmäßigen Zusammengehen, die den russischen Arbeitern vom Mir her im Blute liegt, macht sich auch in der Stadt geltend. Die Leute, die ihre Frauen und Kinder oft jahrelang allein im Dorfe zurücklassen, schließen sich in der Stadt zu Genossenschaften, Artele genannt, zusammen, welche die gesamte Verpflegung der Genossen besorgen und die Ausführung von Arbeiten übernehmen. Bei großen Fabriken sind, besonders in Mittelrußland, Arbeiterwohnkasernen errichtet, ferner Fabrikschulen, -krankenhäuser, -läden usw., so daß das ganze Leben der Arbeiter sich innerhalb der Mauern des Fabrikhofes abspielt. Die Mietswohnungen für Arbeiter sind überwiegend schlecht und teuer; vielfach mietet eine Familie nur einen Winkel eines Zimmers. Die Nachteile des schlechten Wohnens werden nun nicht dadurch gemildert, daß die Arbeiter an den zahlreichen Sonn- und Feiertagen an die frische Luft kommen; in Deutschland strömt bei gutem Wetter alles ins Freie, in Rußland nicht, u. a. deswegen nicht, weil es an billigen Beförderungsmitteln fehlt, die Wege schlecht sind, die Umgebung der Großstädte unsicher ist. Das Zusammenwohnen ist der Entwicklung der Arbeiterorganisationen, die von der Regierung zeitweise gefördert, meist aber scharf bekämpft werden, günstig.

Schwer zu leiden hat die Industrie unter den zahlreichen Streiks, von denen viele politische Zwecke verfolgen. Ein schweres Hemmnis für das ganze wirtschaftliche Leben bilden ferner die vielen Feiertage; während man in Deutschland mit durchschnittlich 300 Arbeitstagen im Jahr rechnen kann, sind es in Rußland nur etwa 200; dazu gehen noch viele durch Blaumachen verloren. Nur zum geringen Teil wird der Verlust durch lange Arbeitszeiten eingeholt. Der Jahresverdienst der ungelernten Arbeiter ist bei den vielen Feiertagen im Durchschnitt niedrig; mit der starken Preissteigerung nach der Revolution sind auch die Löhne gestiegen, doch sind sie im Durchschnitt nur halb so hoch wie in Deutschland. Die Leistungen der russischen Arbeiter bleiben erheblich hinter denen der deutschen zurück — eine Wahrnehmung, über die ich oft deutsche, in Rußland tätige Ingenieure klagen hörte.

Sehen wir uns nun die wichtigsten Industrien, die in Rußland entstanden sind, im einzelnen etwas näher an. Vorausgeschickt sei, daß im Jahre 1908 der Wert der Jahresproduktion aller Industrien auf 5, 1897

Digitized by Google

erst auf 2,8, 1887 auf 1,3 Milliarden Rubel (1 Rubel = 2,16 M.) berechnet wurde. Die Kohlen- und Eisenindustrie welche die Grundlagen auch für viele andere Industrien abgibt, hat in den letzten Jahrzehnten einen riesigen Aufschwung genommen und zwar hauptsächlich durch Erschließung der südrussischen Lagerstätten.

Von der gesamten Kohlengewinnung Rußlands liefert jetzt das Gebiet am Fluß Donez in Südrußland allein über zwei Drittel. Die Kohlenschätze dieses Gebietes waren lange bekannt, dennoch gelang es der Regierung nicht, Russen für die Ausbeutung genügend zu interessieren. Erst Witte gewann das ausländische Kapital, hauptsächlich belgisches und französisches, für diesen Bergbau. Das Donezrevier hat sich dadurch in wenigen Jahrzehnten aus einer spärlich bewohnten Steppe in ein Industriegebiet wie unser Westfalen verwandelt. Die Mächtigkeit der Kohlenflöze ist wohl aber vielfach überschätzt worden; ungünstig für das Revier ist es, daß es weit ab von der Küste liegt. Kohle findet sich noch im Dombrowabecken, im südwestlichen Zipfel Polens, die Fortsetzung unserer oberschlesischen Kohlenlager; hier wurden über 20 Prozent aller russischen Kohlen gewonnen. Die Besetzung dieses Gebietes durch unsere Truppen gleich zu Beginn des Krieges entzog diesen erheblichen Teil der Kohlengewinnung dem russischen Wirtschaftsleben. Sonst wird noch Kohle in geringeren Mengen im Ural, im Moskauer Bezirk, im Kaukasus, in Turkestan, ferner in West- und Ostsibirien gefördert. Rußland ist nicht nur auf die Kohle als Heizmaterial angewiesen; im Norden verfeuern die Bahnen und Fabriken Holz, im Süden vielfach Erdöl (Naphtha), das in der Hauptsache im Bakuer Bezirk im Kaukasus gewonnen wird. Obgleich die Erdölgewinnung nach den Zerstörungen während der Revolution die frühere Höhe fast wieder erreichte, sind die Preise gestiegen, so daß in den letzten Jahren viele Werke zur Kohlenfeuerung übergehen mußten. Trotz der Steigerung der Kohlenausbeute, die sich in 20 Jahren von 6,9 auf 31 Millionen Tonnen im Jahre 1912 hob, wurden noch erhebliche Mengen Kohle eingeführt, besonders nach den Ostseehäfen, wohin englische und deutsche Kohle billiger zu verfrachten ist als südrussische. Durch den Wegfall dieser Einfuhr und der polnischen Kohle leidet Rußland unter einer starken Kohlennot. Infolge des Arbeitermangels durch die Einziehungen im Donezrevier hat man, Zeitungsnachrichten zufolge, den Versuch gemacht, Chinesen in den Gruben zu beschäftigen. Die größten Kohlenbergwerke haben sich zu einem Syndikat Produgol (zu deutsch Kohleverkauf) zusammengeschlossen; es beherrscht den Kohlenmarkt ziemlich fest; ihm wird vielfach der Vorwurf gemacht, daß es die Preise ungebührlich treibe, die Zunahme der Förderung aber hemme.

Außer für Kohle ist das Donezrevier der Hauptgewinnungsort für Eisen; zwei Drittel des gesamten russischen Eisens werden jetzt dort gewonnen, während bis zur Mitte der achtziger Jahre die Ausbeute ganz unbedeutend war. Sprunghaft ist die Eisenerzgewinnung in den letzten Jahren gestiegen, nämlich von etwa 5 Millionen Tonnen auf 8 Millionen Tonnen in 1912, also auf etwa ein Viertel der deutschen Produktion. Weiter sind noch Eisengruben am Ural im Betrieb, die früher Rußlands Hauptlieferant an inländischem Eisen waren, ferner in Polen, doch werden dort nur

Digitized by Google

etwa 8 Prozent des gesamten russischen Eisens gewonnen. Die Eisenindustrie ist syndiziert in Prodameta (zu deutsch: Metallverkauf).

In der Nähe von Eisen und Kohle hat sich die Metallindustrie angesiedelt, so besonders in Jekaterinoslaw (Donezrevier) und in Warschau und Petrikau in Polen, ferner in Perm, im Zusammenhang mit den Uralhütten. Der Petersburger Metallindustrie, die dem Produktionswert nach an der Spitze steht, fehlt der natürliche Boden; Eisen sowohl wie Kohle muß weit hergeschafft werden. Aber der Absatz ist dort günstig, der Absatz nämlich an die Behörden; dort finden sich dementsprechend auch die Waffenfabriken, Werften usw. Auch im Süden sind eine ganze Anzahl großer Werke zu finden, die ohne Staatsaufträge, besonders für die Eisenbahnen, sich nicht halten könnten.

Bekannt ist die russische Goldgewinnung am Ural und in Sibirien, die jährlich für etwa 130—150 Millionen Mark Gold gefördert hat. Ihr will die Regierung jetzt besondere Pflege angedeihen lassen, um dadurch den Goldschatz der Staatsbank zu heben und die Goldwährung zu halten. Daneben findet sich das kostbare Platin, ferner Silber, Blei, Zink, Kupfer.

Bedeutend ist die Textilindustrie, die über 3/4 Millionen Arbeiter beschäftigt; die erste Stelle nimmt in ihr die Baumwollindustrie ein, deren Hauptzentren in Moskau und Wladimir, sowie im Lodzer Bezirk in Polen zu finden sind. Die Textilindustrie ist durch deutsche Arbeit und deutsches Kapital groß geworden. Schlesische und sächsische Weber legten ihre kleinen Betriebe wegen der Zollschranke in die elenden Dörfer jenseits der Grenze; deutscher Unternehmungsgeist schuf daraus eine moderne Großindustrie, Lodz entwickelte sich in amerikanischer Art zu einer Großstadt. Auch an der Entwicklung der Textilindustrie Zentralrußlands sind Deutsche stark beteiligt gewesen; es sei nur auf die Namen so großer Häuser wie Knop, Zindel hingewiesen. Die Rohbaumwolle wird zu 55—60 Prozent im asiatischen Rußland selbst gezogen.

Große Bedeutung erlangt hat die Zuckerindustrie, die im Kiewer Gebiet, ferner in Podolien und Wolhynien verbreitet ist; sie bleibt nur etwa um ein Drittel hinter der deutschen zurück.

Betrachtet man die Standorte der Industrie in ihrer Lage zu den Kriegsschauplätzen, so zeigt es sich, daß wichtige Industriegebiete der russischen Wirtschaft entzogen sind. Gleich zu Beginn des Krieges wurde Südpolen, das Dombrowaer Kohlenbecken, dann der Lodzer Textilrayon, der durch den Abschluß von der Kohle schon lahmgelegt war, besetzt. Auch Warschau mit seiner Maschinenindustrie und seinen anderen kleineren Gewerben litt bald unter Kohlenmangel. Auf Polen entfällt über 1/2 Milliarde Rubel Jahresproduktion (ohne Bergwerke), etwa 1/9 der Gesamtproduktion Rußlands, während die Bevölkerung nur den 15. Teil ausmacht. Da der Verlust der Lodzer Textilindustrie, die viel Heereslieferungen hatte, besonders schwer empfunden wird, müht sich das russische Handelsministerium ab, um diese Industrie in das innere Rußland zu verlegen. Eine Großindustrie mit allen Hilfsindustrien und ihren eingearbeiteten Arbeitern — es sind weit über 100000 Textilarbeiter — zu verpflanzen, das dürfte selbst im Lande der Gewaltmittel eine Phantasie sein. Die kostspieligen Anlagen — große Firmen haben Hunderttausende

Digitized by Google

von Rubeln für Wasseranlagen ausgegeben — wären entwertet; die Maschinen ließen sich ohne schwere Schäden nicht abmontieren und wieder aufbauen. — Wenig Gewerbe aufzuweisen haben Kowno und Kurland, mehr tritt schon Livland hervor, in dem Riga eine größere Rolle spielt; es findet sich dort Eisen-, Textil-, Gummiindustrie. Trotz des Überwiegens der Landwirtschaft erzeugen die Ostseeprovinzen nicht ihren Eigenverbrauch an Getreide, doch wäre Kowno und Kurland wohl imstande, bei verbesserter landwirtschaftlicher Betriebsweise eine erheblich größere Anzahl Bauern zu ernähren. Geschützt liegt das südrussische Industriegebiet, ferner das Moskauische. Dem türkischen Kriegsschauplatz näher liegt das Bakuer Naphthagebiet, in dessen einem Ausfuhrhafen, Batum, Tanks von der türkischen Flotte in Brand geschossen wurden.

Weit verbreitet ist in Rußland die Hausindustrie; lange Winter und der Zwang bei der Landbevölkerung, zu den Erträgen der Landwirtschaft noch etwas hinzuzuverdienen, sind ein günstiger Boden für sie. Bekannt sind die teilweise kunstvollen Holzarbeiten, ferner Spitzenklöppelei, Teppichweberei, Töpferei, die Silberarbeiten, besonders die kaukasischen, die tatarische Schalweberei. Die Semstwos — unseren Kreis- und Provinzialselbstverwaltungen entsprechende Einrichtungen — suchen durch Fachschulen, Wanderlehrer die Technik des Hausgewerbes zu heben und durch Schaffung gemeinsamen Verkaufs, durch ständige Ausstellungen den Absatz zu fördern; auch in Berlin wurden Ausstellungen von russischen Hausindustrie-Erzeugnissen veranstaltet.

So rasch auch einzelne Industrien sich ausgedehnt haben, Rußland ist doch ein Staat geblieben, in dem die Landwirtschaft den Ausschlag gibt. Nach einer Berechnung des Volkseinkommens fließen aus der Land- und Forstwirtschaft in Rußland jährlich 3 Milliarden Rubel, aus der Industrie 1½ Milliarden Rubel. Die Landwirtschaft hätte, wäre von Rußland nicht so leichtsinnig der Krieg heraufbeschworen worden, in einigen Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung genommen; eine wirklich großzügige Reform war eingeleitet, die Agrarreform. Mit Verständnis wurde sie von einer freudig arbeitenden Beamtenschaft, die sich von den sonstigen russischen Tschinowniks vorteilhaft unterschied, geleitet; der Krieg hat die Durchführung verhindert. Es wurde oben schon der Mir, der Gemeindebesitz der Bauern, erwähnt. Da die Bauern gleiche Rechte am gemeinsamen Boden hatten, losten sie die einzelnen Felder in gewissen Zeitabständen unter sich aus. Da hatte natürlich keiner ein Interesse, sein Land besonders zu pflegen, denn bei der nächsten Umteilung bekam er es doch kaum wieder. Da jeder von jeder Art Land bekommen sollte, wurden die einzelnen Streifen schmal, so daß viel Land durch die Grenzraine verloren ging. Bei der schlechten Wirtschaft reichte bei vielen Bauern das Land nicht zur Ernährung. Als 1905 die Revolution das Land erschütterte, suchte die Regierung die Bauern zu beruhigen, indem sie ihnen Land zuwies und den Tatkräftigen unter ihnen das Herauskommen aus dem Pferch des Mir erleichterte. Apanagen- und Domänenländereien wurden der Bauernbank und den Landeinrichtungsbehörden zur Ansiedlung der Bauern überwiesen; ferner wurde jedem Bauer das Recht gegeben, die Ausscheidung seines Anteils am Gemeindebesitz als persönliches Eigentum

Digitized by Google

zu verlangen und schließlich wurde eine Zusammenlegung der vereinzelten kleinen Landstrecken durch Austausch zu einem wirtschaftlichen, zusammenhängenden Betrieb ermöglicht, also eine Separation, wie sie bei uns im vorigen Jahrhundert durchgeführt wurde. Neben der Hebung der guten Betriebe mußte die Reform eine weitere Proletarisierung der Schwachen bringen. Nach Überwindung vieler Widerstände war das gewaltige Werk glücklich im Gang: der Krieg hat es unterbrochen; daß es nach dem Krieg fortgesetzt werden kann, scheint fraglich; es werden die Mittel fehlen. Bei glücklicher Durchführung wäre ein kaufkräftiger innerer Markt entstanden, der der russischen Industrie die größten Ausdehnungsmöglichkeiten geboten hätte.

Dem Überwiegen der Landwirtschaft entsprechend, bildet das Getreide im russischen Ausfuhrhandel die Hauptrolle; fast die Hälfte der 1¼ bis 1½ Milliarden Rubel Ausfuhr ist Getreide. Dabei ist die Menge des verfügbaren Getreides in Rußland pro Kopf der Bevölkerung, wie Prof. Ballod jüngst errechnet hat, nicht größer als in Deutschland, so daß Rußland, wenn die Ernährung so wäre wie hier, kein Getreide ausführen dürfte, sondern noch welches einführen müßte. Die große Bedeutung der Getreideausfuhr für die russische Handelsbilanz und die gesamte Wirtschaft hat den Plan auftauchen lassen, ein Getreidehandelsmonopol der Regierung einzuführen. Wir bezogen aus Rußland besonders Gerste, die zur Schweinemast verwendet wurde, ferner Weizen, Kleie, weiter Holz, Eier, Butter, Felle. Unter der Einfuhr Rußlands spielten die Halb- und Ganzfabrikate die Hauptrolle. Von uns bezog Rußland besonders Maschinen aller Art, elektrotechnische und chemische Erzeugnisse, in den letzten Jahren besonders auch Steinkohle, Düngemittel. — Für seine Fabrikate hat Rußland einen Absatz nach Persien gefunden; durch eine besondere Bank, die von der russischen Staatsbank in Persien gegründet wurde, schafft sich die russische Ware Eingang; auch nach China suchten sie vorzudringen. Die Ausfuhr Südrußlands nach dem Westen geht durch die Dardanellen, die Nordrußlands durch die Ostsee; beide Wege sind Rußland jetzt verschlossen und sein Handel damit lahmgelegt. Auf dem eingleisigen Schienenstrang nach Archangelsk und über Finnland lassen sich nicht viel Waren mit Vorteil befördern.

Rußland führte dem Werte nach mehr aus als ein; der Wertunterschied zwischen Einfuhr und Ausfuhr wurde zur Begleichung der Zinsen für die Schulden an das Ausland, für die Ausgaben der im Ausland lebenden Russen verwendet. In den letzten Jahren war trotz der gesteigerten Getreidepreise, die den russischen Landwirten zugute kamen, der Wert der Einfuhr an den der Ausfuhr, trotz der hohen Zölle, herangekommen. Damit war bereits die Goldwährung, deren Einführung Witte 1897 nach langen Vorbereitungen gelang, gefährdet.

Eine Eigentümlichkeit des russischen Handels sind die Messen, deren bekannteste die Nischni-Nowgoroder und die Irbiter sind. Sie unterscheiden sich von unseren Messen, bei denen nach Probe gehandelt wird, dadurch, daß die Waren selbst ausgestellt werden. Zur Messe in Nischnegorod im August kommen etwa 4—500000 russische Kaufleute und Bauern, zumeist von den Wolgavölkern, aber auch aus Asien, auch Perser und Chinesen.

Digitized by Google

Orientalisch mutet die Unsitte des Feilschens beim Kleinhandel an; nicht nur in fast jedem Geschäft wird aufgeschlagen und dann nachgelassen, auch mit dem Droschkenkutscher muß gehandelt werden und selbst in den Apotheken drücken viele die Preise, indem sie behaupten, daß die Konkurrenzapotheke das Rezept billiger herstelle. Der unnötige Zeitverlust für Käufer und Verkäufer verteuert natürlich die Ware. Bemerkenswert ist ferner das Zwischenhändlerunwesen; bei jedem größeren Geschäft sucht eine Reihe Schmuser und Vermittler etwas vom Gewinn zu erwischen. In den besetzten Gebietsteilen wunderten sich unsere Leute oft, wenn auf einem Wochenmarkt, zu dem die Bauern mit ihren Waren und auch die Leute, die einkaufen wollten, kamen, diese beiden nicht unmittelbar handelten, sondern sich Zwischenhändler dazwischen schoben. — Feilschen und Zwischenhändler — beides sind Zeichen geringer Kultur.

Eine Prophezeiung, wie sich Industrie und Handel nach dem Kriege in Rußland entwickeln wird, dürfte ein müßiges Unterfangen sein; hängt doch zu viel davon ab, wie viel Gut und Blut der Krieg noch vernichtet, wie er ausgeht, wie sich die innerpolitischen Verhältnisse gestalten. Einige Betrachtungen lassen sich wohl aber anstellen. Die Verschuldung Rußlands an das Ausland wächst stark; die Einnahmen aus der Ausfuhr fehlen. Die im Lande zurückgehaltene Ernte läßt sich nicht etwa nach Friedensschluß noch verkaufen, denn sie wird zum großen Teil aufgezehrt sein; die neue muß wesentlich geringer ausfallen, da es an Arbeitskräften auf dem Lande fehlt. Die ungedeckte Notenausgabe ist schon jetzt bedenklich hoch; es ist nicht recht zu sehen, wie die Goldwährung gehalten werden könnte. Das Volk ist arm, das Durchschnittseinkommen des Russen wurde auf nur 125 Mark berechnet, während das eines Italieners schon auf 210 Mark, das eines Deutschen auf 370 Mark geschätzt wurde. Dazu waren die Steuern schon vor dem Krieg drückend, lassen sich also nicht wesentlich mehr erhöhen. Die ungeheuren Bodenschätze Rußlands, auf die so viel verwiesen wird, sind doch nur beschränkt hebbar: die fruchtbare Schwarzerde leidet unter der Abhängigkeit vom Wetter mehr als der Westen Europas mit seinen gleichmäßigeren Niederschlägen; wehen die heißen Winde aus Sibirien im Frühsommer über die Steppe, so können sie in wenigen Tagen die ganze Ernte vernichten; — der Ural ist erzreich — aber dort fehlt Kohle. Für die Träume eines mächtigen Industrie- und Agrarstaats dürfte für Rußland wenig Aussicht vorhanden sein. Nach dem Krieg wird fremdes Kapital kaum verfügbar sein, denn die jetzigen ausländischen Geldmärkte werden für die Wirtschaft des eigenen Landes wohl reichlich in Anspruch genommen werden. Ohne diesen Zufluß läßt sich eine weitere Entfaltung der Industrie aber kaum erwarten.

Digitized by Google

Nikolaus I. über Preußen im Jahre 1848.

Das französische Original dieser von Kaiser Nikolaus I. zu einem unbekannten Zweck niedergeschriebenen Denkschrift finden wir in der historischen Zeitschrift „Rußkaja Starina" (Jahrgang 1870, Bd. I).

I.

Seit einiger Zeit gehen Gerüchte über eine gegen Berlin gerichtete militärische Aktion. Der Zweck dieser Aktion ist unbekannt, man darf aber annehmen, daß sie gegen den Pöbel gerichtet sein wird, der die Stadt Berlin fast allabendlich zum Schauplatz seiner Exzesse macht. Man darf hoffen, daß dies mit Hilfe eines starken und treuen Heeres, das mit Ungeduld alle ihm zugefügten und von ihm so wenig verdienten Beleidigungen zu rächen wünscht, leicht erreicht sein wird.

Und wenn dieses Ziel einmal erreicht ist, was wird die Regierung unternehmen und was soll sie unternehmen, um ihre vergangene Macht wiederzugewinnen und der Monarchie die frühere Kraft wiederzugeben?

Bevor man diese Frage beantwortet, muß man zunächst feststellen, welche Regierungsform am besten zur geographischen Lage Preußens und zur früheren und jetzigen Zusammensetzung dieses Staates paßt.

Die Geschichte bezeugt, daß Preußen seine Größe dem Mut und den Siegen seiner Herrscher zu verdanken hat und im höchsten Maße jenem kriegerischen Geist, der in diesem Staate vorherrschte und der in den Erinnerungen an den Ruhm und die Not, aus der Preußen unter dem unsterblichen König Friedrich Wilhelm III. als Sieger hervorgegangen ist, wurzelt.

Die Verfassung, die der hochselige König seinem Heere gegeben hat, war aufs engste mit der administrativen Verfassung des Staates verknüpft. Alles atmete militärischen Geist, denn ein jeder hatte in Reih und Glied gedient, ein jeder war an die militärische Disziplin gewöhnt, ein jeder gehorchte aus Tradition.

Obgleich diese Disziplin (zum großen Unglück für das Land) nicht auch auf das alte System der Volkserziehung angewandt worden ist, so wurde sie dennoch durch die allgemeine Wehrpflicht aufrechterhalten. Daher darf man wohl sagen, daß Preußen bis zum Tode seines Herrschers eine große militärische Kolonie gewesen ist, die sich nach dem ersten Ruf des Königs sofort in ein einziges Lager, in ein bewaffnetes Volk verwandelte, welches willig und freudig der Stimme seines Herrschers folgte.

Welches Ziel mag wohl den jetzigen König von Preußen zur Untergrabung der eben beschriebenen Ordnung und zum Wunsche, diese Ordnung durch eine konstitutionelle zu ersetzen, verleitet haben? War dieses Land etwa unglücklich? War es verarmt oder unzufrieden? Waren seine Industrie, Kunst und Wissenschaft in Verfall? Bot denn das Königreich nicht das Bild des denkbar größten Glückes und Reichtums? Was war der Grund zum Attentat auf eine so glänzende Vergangenheit?

Wollen wir nun die so gelobten und doch so problematischen, konstitutionellen Formen ins Auge fassen und uns fragen, ob auch der geringste Grund vorlag, um diese Formen auf einen ausgesprochen militärischen

Digitized by Google

Staat, der stets gewöhnt war, einem einzigen Willen zu gehorchen, anzuwenden.

Es ist doch klar, daß in einem Staate, wo nichts mehr befohlen wird und wo es erlaubt ist, zu raisonnieren statt zu gehorchen, von einer Disziplin keine Rede mehr sein kann; der Gehorsam, der bis dahin das regulierende Prinzip gewesen ist, ist nicht mehr obligatorisch, sondern der Willkür jedes einzelnen freigestellt! Daraus entsteht eine Verwirrung der Ansichten, ein Widerspruch mit der Vergangenheit, eine Unentschlossenheit in bezug auf die Gegenwart und eine völlige Unkenntnis und Ungewißheit in bezug auf die unbekannte, unbegreifliche und, wollen wir die Wahrheit sagen! — unmögliche Zukunft. So gelangen wir zur folgenden Einsicht: wenn Preußen der große und mächtige Militärstaat bleiben will, der es war, so muß es zu seinen alten Institutionen, die auf Erfahrung und Tradition begründet waren, zurückkehren. Sonst hört es auf, Militärstaat zu sein und sinkt auf das Niveau jener großen, doch schwachen Staaten herab, die von allzu vielen, durchaus verschiedenartigen, lokalen Interessen und von der Willkür, dem Geschwätz und den Leidenschaften von 100 oder 200 Herrschern abhängen, die den wohltätigen Willen eines einzelnen Herrschers, des Vaters seiner Untertanen, ersetzen wollen.

Man darf wohl hoffen, daß die gegen Berlin gerichtete militärische Aktion durchaus nicht die Kräftigung und Wiederherstellung alles dessen, was in den letzten Jahren gemacht worden ist und was bereits seine bitteren Früchte zu tragen beginnt, bezwecken soll; daß diese Aktion vielmehr das alte Staatsgebäude in der gleichen Form herstellen wird, die es in den Jahren der Größe und der Blüte der Monarchie gehabt hat. Niemand kann sein eigenes Verderben wünschen; denn die Waffen ergreifen, nur um die unglückselige Februarverfassung zu kräftigen, wäre ein Verbrechen; das hieße, Preußen für immer zugrunde richten und an seine Stelle einen elenden Staat ohne Kraft und Bestand setzen.

Doch ein sofortiges militärisches Eingreifen im Namen des Königs zur Wiederherstellung der alten Ordnung halte ich für wohl möglich.

Einer solchen Aktion müßte eine Proklamation des Königs vorausgehen; der König müßte erklären, daß er das im Bruderkriege der Märztage vergossene Blut seiner Untertanen nur mit Schaudern hatte sehen können; daß er, nur um ein weiteres Blutvergießen zu vermeiden, dem Willen des Volkes nachgegeben und ihm die gewünschten Einrichtungen verliehen habe, wobei er im vorhinein überzeugt gewesen wäre, daß diese letzteren von der Mehrheit des Volkes als etwas, was dem Geiste der Volkstradition, den Überlieferungen der Monarchie und auch dem Wohle des Landes widerspricht, verurteilt werden würden; daß diese Überzeugung jetzt von allen wohlgesinnten Ständen geteilt werde, daß die beinahe täglich sich wiederholenden Exzesse des aus Rand und Band geratenen gemeinsten Berliner Pöbels das Leben und das Eigentum aller bedrohen. Daß der König nun den Augenblick für gekommen glaube, um eine solche mit der Ehre Preußens unvereinbare Ordnung der Dinge abzuschaffen und daß er, sich auf die unerschütterliche Treue seines, aus einer langen Reihe schwerer Prüfungen unversehrt und untadelhaft hervorgegangenen Heeres stützend, nun alles nach dem Februar 1847 Geschehene für aufgehoben und

Digitized by Google

nichtig erkläre; daß die früheren Gesetze und Einrichtungen der Monarchie wieder in Kraft treten, daß jede Person, die sich diesen Gesetzen widersetzen wollte, als Verräter und außerhalb des Gesetzes stehend erklärt werden würde, und daß schließlich die Armee und Heeresmacht überall, wo es nötig sein sollte, der vorstehenden Erklärung Geltung verschaffen würden.

II.

Nach den unglückseligen Berliner Tagen hatte der König von Preußen erklärt, daß Preußen von nun an mit Deutschland verschmelze. Der Sinn dieser Worte wurde zweifellos von nur sehr wenigen richtig verstanden; doch die Mehrzahl der Preußen und insbesondere die Armee bedauert diesen Entschluß und kann sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß eine Monarchie von so ausgesprochen militärischem Charakter und mit so ausgesprochenen Traditionen und Interessen wie Preußen sich plötzlich von ihrer Vergangenheit lossagen soll und die Vergangenheit des ganzen übrigen Deutschlands, mit dem es (oder jedenfalls die Mehrzahl seiner Provinzen) weder irgendwelche gemeinsame Bande, noch irgendwelche, einigermaßen bewiesene gemeinsame Interessen hat, als seine eigene Vergangenheit anerkennen soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche Unzufriedenheit tatsächlich besteht; die Ehre des Heeres ist ebenso verletzt wie seine teuersten Traditionen; das Land leidet schon jetzt und wird wohl noch lange zu leiden haben unter den schlimmen Folgen des Umsturzes der heute nicht mehr bestehenden Staatsordnung, der Zerrüttung aller Grundsätze und der tiefgehenden Erschütterung der öffentlichen Ordnung und der privaten Verhältnisse, kurz aller Erscheinungen, die zum Unglück für das Land an die Stelle der früheren Wohlhabenheit, Sicherheit und Blüte, die der Gegenstand einer ehrlichen Bewunderung von ganz Europa gewesen waren, getreten sind.

Wenn man aber zu diesen traurigen Wahrheiten noch hinzufügt, daß, während das Frühere gestürzt ist, noch immer nichts Neues geschaffen worden ist, was an seine Stelle treten könnte, daß die Anarchie fortdauert, daß Frechheit täglich mehr um sich greift und bereits am Prinzip der gesetzmäßigen Thronfolge rüttelt, so muß man gestehen, daß jeder echte Preuße von den Resultaten der beiden letzten stürmischen Monate entsetzt sein und den Untergang seines Vaterlandes für fast unvermeidlich halten muß.

Es ist selbstverständlich, daß das Gefühl der edlen Vaterlandsliebe den Menschen zwingt, Mittel zur Rettung des Vaterlandes, allen denen zum Trotz, die es durchaus ins Verderben stürzen wollen, zu suchen, die alte preußische Fahne zu entfalten und unter ihr alle, die den Untergang der Monarchie nicht dulden wollen, zu versammeln.

Hat denn Berlin, das sich verräterisch gegen seinen König aufgelehnt hat, noch ein Recht, dem ganzen Königreiche Gesetze zu diktieren? Hieße es nicht, ihm eine sonderbare Gewalt einräumen, wenn man sich dem Willen des Pöbels, der die Gewalt an sich gerissen hat, fügte? Und wenn die Regierung so schwach ist, daß sie kein Mittel zur Bezwingung des Pöbels finden kann, folgt denn daraus, daß die ganze Monarchie sich ihm fügen muß? Wenn die Frechheit einiger Elender den Prinzen von Preußen, den

Digitized by Google

gesetzmäßigen Thronerben, zum Verlust aller Rechte verurteilt, muß denn dann ganz Preußen eine so gemeine Tat anerkennen?

Und wenn in Berlin dergleichen tatsächlich ungestraft geschehen wäre und der König sein Einverständnis damit gegeben hätte, so wäre er dadurch in keiner Weise gebunden; denn ein solches Einverständnis wäre bei ihm wie bei einem Gefangenen durch Gewalt erzwungen.

Ich glaube, daß der Prinz von Preußen sich in diesem unglückseligen Falle einer solchen Entscheidung des Pöbels nicht hätte fügen sollen. Er sollte auf die Rückgabe seiner unumstößlichen Rechte bestehen; er sollte sie mit bewaffneter Macht zurückverlangen, und das ganze Heer und die Mehrzahl des Volkes würden sich auf seine Seite stellen.

Es bieten sich ihm zwei Mittel zur Wiedererlangung des Thrones. Das erste wäre die Vereinigung mit derjenigen Armee, die sich augenblicklich in Holstein befindet und deren Ergebenheit ihm bekannt ist; diese Armee ist nicht sehr groß, doch erprobt und steht am wenigsten entfernt von Berlin. Mit dieser Armee könnte er jetzt gleich auf Berlin marschieren, den König befreien, sich der Hauptstadt bemächtigen und alle die Elenden, die dort heute herrschen, zur verdienten Verantwortung ziehen.

Das andere Mittel wäre — sich zunächst über die Gesinnung des Kommandeurs des I. Armeekorps, Grafen Dohna, und des Kommandeurs von Posen, General Colomb, zu vergewissern; ich persönlich zweifle nicht an ihrer gut preußischen Gesinnung. Der Prinz von Preußen könnte dann nach Danzig oder Pillau gehen, das I. Armeekorps an der Weichsel versammeln, einen Teil der in Posen befindlichen Truppen oder sogar alle in Posen verfügbaren Truppen mit dem I. Korps vereinigen und dann mit dieser ganzen Macht auf Berlin marschieren.

In beiden Fällen ist der Erfolg sicher. Die erste Möglichkeit bietet, nach meiner Ansicht, den Vorteil der schnelleren Ausführbarkeit; bei der zweiten Möglichkeit hätte er den Vorteil, sich auf unsere Armee als auf eine Reserve zu stützen, die dem Prinzen beistehen würde, — doch nur im Falle einer Einmengung Frankreichs oder Süddeutschlands.

Ich halte den Augenblick für gekommen, sich den Generälen, Grafen Dohna und Colomb, anzuvertrauen und zwar durch Vermittlung des hiesigen preußischen Ministers. Dieser wird einen sichern und nicht kompromittierenden Weg finden, um sich Gewißheit über die Sache zu verschaffen.

Wenn aber der Prinz von Preußen so schwach wäre, daß er schon jetzt, nachdem sich die öffentliche Meinung so infam gegen ihn gezeigt hat, nach Berlin zurückkehren wollte, so wäre das ein unverzeihlicher Fehler, der die preußische Monarchie zugrunde richten würde; denn der Prinz müßte erniedrigende, beinahe schmachvolle Bedingungen unterschreiben, und die gerechte Partei verlöre sofort jeden Vorwand und jede Hoffnung, die gerechte Sache zu retten.

Digitized by Google

Die Verbrecherinsel Sachalin.

Von Anton Tschechow.

Der Verfasser bereiste im Jahre 1890 die Verbrecherinsel Sachalin. Die Eindrücke von dieser Reise sind in seinem umfassenden Werke „Die Insel Sachalin" niedergelegt. Aus diesem Werke veröffentlichen wir — wohl zum erstenmal in deutscher Sprache — einige Bruchstücke.

I. Zuchthäusler und Kolonisten.

Am 1. Januar 1890 befanden sich in allen Zuchthäusern von Sachalin insgesamt 5900 Sträflinge beiderlei Geschlechts. Von diesen waren rund 62,5 Prozent zu 4 bis 12 jähriger, 28 Prozent zu 12 bis 20jähriger, 3 Prozent zu 20 bis 50 jähriger und 6,5 Prozent zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Das Durchschnittsalter der Sträflinge beträgt 35 Jahre. Sobald der Sträfling seine Zeit im Zuchthause abgesessen hat, wird er von der Zwangsarbeit befreit und zum „Kolonisten" befördert; entweder wird ihm eine Parzelle in einer bereits bestehenden Kolonie zugewiesen, oder er wird zum Mitbesitzer einer bereits bestehenden Kolonistenwirtschaft gemacht, oder zur Kolonisierung eines noch unerschlossenen Gebiets der Insel kommandiert.

Der Generalgouverneur sagte mir nach seiner Inspektionsreise: „Das richtige Zuchthausleben führen nicht die Zuchthäusler sondern die Kolonisten." Wenn für die Schwere einer Strafe die Menge der Arbeit und der physischen Entbehrungen maßgebend ist, so haben die Kolonisten von Sachalin tatsächlich viel schwerer zu leiden als die Zuchthäusler. Dem Kolonisten wird gewöhnlich ein sumpfiger, stark bewaldeter Ort zugewiesen und nichts als eine Axt, eine Säge und ein Spaten mit auf den Weg gegeben. Der entlassene Sträfling ist verpflichtet, sich ein Haus zu bauen, eine Wirtschaft zu gründen und diese richtig zu verwalten. Ist er zu faul oder unfähig, so wandert er wieder ins Zuchthaus. Die meisten Kolonisten bekommen in den ersten beiden Jahren nach der Entlassung aus dem Zuchthause einen Zuschuß in Geld, der ihren Verpflegungskosten im Zuchthause entspricht. Nach zehn Jahren dürfen die Kolonisten in den Bauernstand versetzt werden, womit sie eine gewisse Freizügigkeit innerhalb der Insel und bestimmter Bezirke Sibiriens erlangen. Die Rückkehr in die Heimat bleibt ihnen aber für immer verwehrt.

II. Einige Zuchthäuser.

Das Zuchthaus von Alexandrowsk stellt einen großen viereckigen Hof dar, der von sechs Bretterbaracken und einem Zaun eingefaßt ist. Das Tor steht immer offen und wird von einem Posten bewacht. Der Hof ist rein gekehrt; diese tadellose Sauberkeit macht einen guten Eindruck.

Auch die Türen der Baracken stehen offen. Ich betrete einen Korridor. Rechts und links sind die Türen zu den Gemeinschaftszellen. Über jeder Türe ist eine schwarze Tafel mit weißer Inschrift angebracht: „Saal Nr. X, Luftraum Y Kubikfuß, Z Sträflinge." Am Ende des Korridors ist eine unbewohnte Kammer. Ich trete ein: zwei politische Sträflinge sind gerade mit der Herstellung einer Strohmatratze beschäftigt. Der mich begleitende Aufseher erklärt mir, daß diese

Digitized by Google

beiden die Erlaubnis bekommen hätten, außerhalb des Gefängnisses zu wohnen; um sich aber nicht von den andern Sträflingen zu unterscheiden, hätten sie auf dies Privilegium verzichtet.

„Stillgestanden! Achtung!“ kommandiert der Aufseher. Ich komme in eine Gemeinschaftszelle. Sie scheint sehr geräumig — an die 200 Kubikklafter. Es ist recht hell, die Fenster stehen offen. Die Wände sind aus rohen Balken und ungestrichen; weiß sind nur die Kachelöfen. Die Holzdiele ist ungestrichen und vollkommen trocken. Der Saal ist in der Mitte durch eine lange, seine ganze Länge einnehmende Pritsche geteilt. Die Sträflinge schlafen in zwei Reihen, die sich mit den Köpfen in der Mitte berühren. Die Schlafstellen sind weder numeriert, noch voneinander abgeteilt, so daß auf einer Pritsche ebensogut 70 wie 170 Sträflinge schlafen können. Es gibt weder Matratzen noch Bettzeug; die Leute schlafen entweder auf nackten Brettern oder auf eigenen Kleidern, Säcken und allerlei recht unappetitlich aussehenden Lumpen. Auf den Pritschen liegen Mützen, Stiefel, Brotreste, leere Flaschen und Schuhleisten. An den Wänden hängen Kleider, Kessel und Werkzeuge.

Auf der Insel ist es Sitte, daß die Freien in den Gefängnissälen ihre Mützen aufbehalten. Nur die Sträflinge sind verpflichtet, ihre Kopfbedeckung abzunehmen. Wir gehen um die Pritschen herum, während die Sträflinge, die Hände an der Hosennaht, stramm stehen und uns schweigend mit den Augen verfolgen. Auch ich mustere sie schweigend, und es ist so, als ob ich gekommen wäre, um sie mir zu kaufen. Ich gehe so von Saal zu Saal und sehe überall die gleiche Armut, die sich unter den Lumpen ebenso schwer verbergen kann wie eine Fliege unter einem Vergrößerungsglase; das gleiche absolut nihilistische Leben, das Einsamkeit, Eigentum, jede Bequemlichkeit und ruhigen Schlaf verwirft.

Die Sträflinge des Alexandrowsker Zuchthauses genießen eine relative Freiheit; sie tragen keine Ketten und dürfen sich am Tage frei und ohne Begleitung außerhalb des Zuchthauses bewegen; auch darf sich ein jeder kleiden wie er will. Die bei einem Fluchtversuch Erwischten sitzen in einer eigenen Baracke, die „Kettenhaus“ heißt. Der Eingang zu diesem schrecklichen Ort wird von Aufsehern bewacht, von denen uns der eine militärisch meldet, daß im Kettenhaus alles in Ordnung sei.

Das alte verrostete Vorhängeschloß wird aufgesperrt und wir betreten einen kleinen Raum, der gerade zwanzig auf der Flucht abgefangene Sträflinge beherbergt. Sie sind ungewaschen, zerlumpt und mit Ketten gefesselt; die eine Hälfte des Kopfes ist zerzaust, die andere rasiert. Sie sehen sehr abgemagert aus, machen aber einen recht unternehmungslustigen Eindruck. Sie müssen auf nackten Brettern schlafen. In einer Ecke des Raumes steht die „Paraschka“, ein Holztrog, in den der Sträfling seine Notdurft nicht anders als in Gegenwart von zwanzig Zeugen verrichten kann.

Hier will ich einige Worte über die Abortanlagen sagen. Bekanntlich bringen die meisten Russen dieser Bequemlichkeit große Verachtung entgegen. In den Dörfern gibt es überhaupt keine Aborte. In Klöstern, Fabriken und auf Jahrmärkten sind sie ekelhaft im höchsten Grade. Diese Verachtung für den Abort

Digitized by Google

hat der Russe auch nach Sibirien mitgebracht. Im Jahre 1872 gab es an vielen Zuchthäusern überhaupt keine Aborte; die Sträflinge wurden zur Verrichtung der Notdurft partienweise unter Bewachung auf einen offenen Platz hinausgeführt. Solche Beispiele könnte ich hundertweise anführen. In Alexandrowsk stellt der Abort eine überdachte Grube dar, die sich auf dem Hofe zwischen den Baracken befindet. Offenbar war man hauptsächlich darauf bedacht, daß die Anlage nicht zu viel kostet. Gegenüber den älteren Einrichtungen bedeutet sie aber immerhin einen Fortschritt.

Das Zuchthaus zu Dui ist kleiner, älter und viel schmutziger als das von Alexandrowsk. Auch hier gibt es Gemeinschaftszellen und das gleiche Pritschensystem. Wände und Dielen sind im gleichen Maße schmutzig und lassen sich wohl überhaupt nicht mehr abwaschen. Nach offiziellen Angaben kommen hier auf jeden Sträfling 1,12 Kubikklafter Luft. Es stinkt hier sogar im Sommer bei offenen Fenstern und Türen nach Abort, und ich kann mir lebhaft vorstellen, was hier für eine Luft im Winter sein mag.

In den Karzern von Dui sind die ganz schweren Verbrecher, zum größten Teil Rezidivisten, interniert. Sie sehen aus wie ganz gewöhnliche Menschen mit gutmütigen, etwas dummen Gesichtern, die nur Neugierde und das Bestreben, meine Fragen möglichst ehrerbietig zu beantworten, ausdrücken. Auch die von ihnen begangenen Verbrechen sind meistens ebenso dumm wie ihre Gesichter. Zum größten Teil sind sie zu 5—10 Jahren wegen Mordes bei einer Schlägerei verurteilt worden. Dann sind sie aus dem Zuchthause entwichen, wurden eingefangen, entwichen wieder und trieben es so lange, bis sie in die Kategorie der Lebenslänglichen und Unverbesserlichen eingereiht wurden.

In Dui ist es unheimlich still. Das Ohr gewöhnt sich bald an das Klirren der Ketten, das Rauschen des Meeres und das Summen der Telegraphendrähte, und alle diese Laute unterstreichen noch mehr die Totenstille. Wenn es jemandem einfallen würde, hier auf der Straße laut aufzulachen, so würde das unnatürlich und gellend klingen. Das Leben hat hier seit der Gründung des Ortes eine Form angenommen, die nur durch erbarmungslose und hoffnungslose Laute wiedergegeben werden kann, und der kalte, wilde Wind, der im Winter vom Meere her weht, trifft allein den richtigen Ton. Um so seltsamer mutet es an, wenn in dieser Stille manchmal der Gesang des halbverrückten Schkandyba erklingt. So heißt ein alter Zuchthäusler, der sich gleich bei seinem Eintreffen geweigert hat, an der Zwangsarbeit teilzunehmen; vor seinem unbesiegbaren, rein tierischen Trotz versagten alle Gewaltmaßregeln; er kam einigemal in den dunklen Karzer und wurde mit Ruten gezüchtigt, ertrug die Strafen stoisch und rief nach jeder Exekution: „Und doch werde ich nicht arbeiten". Schließlich mußte man ihn aufgeben. Jetzt treibt er sich in Dui herum und singt seine Lieder.

Das Zuchthaus von Wojewodsk ist eines der ältesten und wohl das abstoßendste von allen Zuchthäusern der Insel. Es besteht aus drei Hauptbaracken und einer kleineren, in der sich die Karzer befinden. Vom vorschriftsmäßigen Luftraum und von Lüftung ist hier überhaupt keine Rede. Als ich in dieses Zuchthaus kam, hatte man eben die Fußböden gewaschen, und eine feuchte, stickige Luft schlug

Digitized by Google

mir entgegen. Die Fußböden waren naß und voller Flecken. Was ich hier zu allererst zu hören bekam, waren Beschwerden über die Wanzen. Die Wanzen sind hier eine wahre Plage. Früher pflegte man sie mit Chlorkalk zu bekämpfen und auch in den Wintermonaten durch Frost zu vertreiben; heute helfen auch diese Mittel nicht mehr. Selbst in den Wohnungen der Aufseher ist die gleiche stickige Luft und die gleiche Wanzenplage.

In Wojewodsk sah ich auch mehrere an Schubkarren angekettete Sträflinge. Es waren ihrer acht Mann. Sie wohnen in den Gemeinschaftszellen mit den anderen Sträflingen, sind aber zur ständigen Untätigkeit verdammt: an den Arbeiten nehmen sie nicht teil. Ein jeder von ihnen trägt an Armen und Beinen Fesseln; an die Mitte der Handfesseln ist eine lange Kette befestigt, die an den Boden eines kleinen Schubkarrens angeschmiedet ist. Die Ketten und der Karren sind dem Sträfling bei jeder Bewegung hinderlich; er gibt sich Mühe, möglichst wenig Bewegungen zu machen, was zweifellos auf seine Muskelbildung wirkt. Die Arme gewöhnen sich so sehr daran, auch bei der geringsten Bewegung das Gefühl der Schwere zu empfinden, daß so ein Sträfling auch nach Verbüßung der Karrenstrafe, selbst wenn ihm alle Fesseln abgenommen sind, ein eigentümliches Gefühl in den Händen hat und ohne Not rasche und heftige Bewegungen macht. Nachts hat der Sträfling seinen Karren unter der Pritsche stehen. Damit er's bequemer hat, wird ihm gewöhnlich ein Platz am Rande der Pritsche eingeräumt.

Alle acht Mann waren Rezidivisten, die schon je mehreremal vor Gericht gestanden hatten. Der eine von ihnen, ein etwa 60jähriger Greis, kam an den Karren für seine Fluchtversuche. Er scheint schwindsüchtig zu sein, und der Aufseher hat ihn aus Mitleid in der Nähe des Ofens plaziert. Ein anderer, ein früherer Eisenbahnschaffner, kam nach Sachalin für Kirchenraub und wurde schon hier bei Herstellung falscher Banknoten erwischt. Als ihm einer meiner Begleiter Vorwürfe machte, daß er eine Kirche ausgeraubt hätte, erwiderte er: „Was macht's? Gott braucht ja kein Geld." Und als er sah, daß die andern Sträflinge lachten und daß seine Antwort auf sie einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte, fügte er hinzu: „Dafür habe ich aber kein Blut vergossen." Ein dritter war Matrose und kam auf die Insel wegen eines tätlichen Angriffes auf einen Vorgesetzten. Auch im Zuchthause pflegte er sich mit geballten Fäusten auf die Aufseher zu stürzen; zuletzt stürzte er sich auf den Zuchthausdirektor, als dieser ihm eine Rutenstrafe zudiktiert hatte. Sein Verteidiger vor dem Kriegsgericht erklärte diese Manier mit einer krankhaften Veranlagung. Er wurde zum Tode verurteilt, doch zu lebenslänglichem Zuchthaus, verschärft durch die Karrenstrafe, begnadigt. Die übrigen waren an den Karren für gemeinen Mord gekommen.

Der Morgen war feucht, trüb und kalt. Unruhig rauschte das Meer. Unterwegs stießen wir auf einen alten Kaukasier, der mit ausgestreckten Armen in tiefer Ohnmacht im Sande lag. Wir gingen weiter, und als ich dem mich begleitenden Arzt bemerkte, daß man dem Alten wenigstens Baldriantropfen geben sollte, antwortete er mir, daß es im Zuchthause von Wojewodsk wohl einen Heilgehilfen, doch keinerlei Medikamente gebe.

Digitized by Google

III. Zwangsarbeit.

Die Kohlengruben von Dui gehören einer privaten Gesellschaft, deren Besitzer in Petersburg wohnen. Der Staat ist vertraglich verpflichtet, die Kohlenausbeute zu einem bestimmten Preise abzunehmen und der Gesellschaft täglich mindestens 400 Sträflinge als Arbeiter zur Verfügung zu stellen; für jeden fehlenden Arbeiter zahlt der Staat der Gesellschaft für jeden Tag einen Rubel Pönale. Um diesen Verpflichtungen nachzukommen, hat die Regierung in der Nähe der Kohlengruben die beiden zuletzt beschriebenen Zuchthäuser erbaut, die ihr jährlich auf etwa 150000 Rubel zu stehen kommen. Aus beiden Zuchthäusern werden jeden Morgen um 5 Uhr 350—400 Sträflinge zur Arbeit abkommandiert und für die Dauer des Arbeitstages dem Kommando der Kohlengesellschaft unterstellt. Der Rest der Zuchthäusler bleibt als „Reserve" zurück. Von der Direktion der Firma hängt die Bestimmung der Art und Menge der Arbeit für jeden einzelnen Sträfling ab. Die Zuchthausverwaltung hat sich nur um die Aufsicht und die Verhütung von Flucht zu kümmern.

Die Kohlenschicht ist hier etwa 1½ Meter stark; ebenso breit sind die Stollen. Die Entfernung von der Einfahrt bis zur Arbeitsstelle beträgt an die 400 Meter. Der Sträfling kriecht mit seinem Förderschlitten im Gewichte von einem Pud diese Strecke durch den finstern und feuchten Gang, verlädt die Kohlenfracht auf den Schlitten und schleppt diesen wieder zur Einfahrt. Jeder Sträfling ist verpflichtet, die Strecke nicht weniger als dreizehnmal am Tage zurückzulegen. Ein Mann fördert am Tage durchschnittlich 10,8 Pud (1 Pud = 16,4 kg) Kohle.

Hat der Zuchthäusler Geld, so mietet er einen der freien Kolonisten, der an seiner Statt die Arbeit verrichtet. Es ist hier seit jeher Sitte, daß die Wucherer und Falschspieler unter den Sträflingen den ganzen Tag Tee trinken, spazieren gehen und mit den bestochenen Aufsehern plaudern, während die übrigen für sich und für die andern arbeiten. Eine Woche vor meinem Besuche hat sich hier folgende charakteristische Geschichte abgespielt: Ein reicher Sträfling, ein früherer Großkaufmann aus Petersburg, der wegen Brandstiftung ins Zuchthaus gekommen war, wurde mit Ruten ausgepeitscht, angeblich weil er sich weigerte, auf die Arbeit zu gehen. Diesem reichen, doch beschränkten Menschen war es nämlich zu dumm geworden, dem Aufseher und dem Henker jeden Augenblick drei und fünf Rubel zu geben; eines Tages gab er also weder dem einen noch dem andern die verlangte Gabe. Der Aufseher meldete dem Direktor, daß der Sträfling sich weigere zu arbeiten, und der Direktor diktierte dem ärmsten 30 Rutenstreiche zu. Der Henker gab sich natürlich die größte Mühe. Der Kaufmann schrie während der Exekution: „Man hat mich noch niemals mit Ruten geschlagen!" Nach der Exekution demütigte er sich und entrichtete dem Aufseher und dem Henker die übliche Zahlung; jetzt fährt er fort, an seiner Statt einen gemieteten Kolonisten auf die Arbeit zu schicken.

Die Zwangsarbeit im Kohlenbergwerk ist nicht deshalb so schwer, weil man unter der Erde, in niederen, feuchten Stollen, bald kauernd, bald kriechend zu arbeiten hat. Weit unerträglicher sind alle Nebenumstände der Arbeit, die Stumpfheit und Gewissenlosigkeit der Aufseher und das ganze System der Willkür und

Digitized by Google

Bestechung. Die reichen Sträflinge trinken Tee und tun nichts, die Armen arbeiten schier unmenschlich, die Aufseher betrügen ganz offen ihre Vorgesetzten und rächen allen ihren persönlichen Ärger an den Sträflingen. Dabei schätzt aber jeder Zuchthäusler, wie verdorben und gemein er auch sein mag, über alle Dinge die Gerechtigkeit; und wenn er sie bei seinen Vorgesetzten vermißt, wird er von Jahr zu Jahr erbitterter und ungläubiger. Daher gibt es im Zuchthause so viele Pessimisten und grimmige Satiriker, die mit ernsten und bösen Gesichtern ununterbrochen von den Menschen im allgemeinen, von den Vorgesetzten und von einem besseren Leben sprechen. Die andern Sträflinge hören zu und lachen, denn solche Predigten klingen wirklich sehr komisch.

Die Arbeit in den Kohlengruben von Dui ist auch darum so schwer, weil der Sträfling viele Jahre lang nichts außer dem Bergwerk, der Straße vom Zuchthause zur Einfahrt und dem Meer zu sehen bekommt. Sein Leben ist auf dem schmalen Sandstreifen zwischen dem lehmigen Ufer und dem Meere festgebannt.

IV. Bei den Kolonisten.

Die Kolonistenhäuser auf Sachalin weisen verschiedene Typen auf, je nachdem der Erbauer Großrusse, Kleinrusse oder sibirischer Bauer war. Meistens ist es ein viereckiger Bau aus rohen Balken von 5 m im Geviert mit zwei oder drei Fenstern. Beim Hause gibt es weder einen Hof, noch einen Baum oder einen Strauch. Die Häuser sind meistens mit Stroh gedeckt. Wenn es Hunde gibt, so sind es meistens ruhige, phlegmatische Tiere, die niemals bellen. Und diese ruhigen, gutmütigen Hunde sind immer angebunden. Auch die Schweine und selbst die Hähne sind angebunden. „Warum ist dein Hund und dein Gockel angebunden?“ frage ich einen Kolonisten. — „Bei uns auf Sachalin ist alles angebunden“, entgegnet dieser: „es ist schon so ein Boden.“

Im Hause gibt es nur einen Wohnraum. Der Fußboden ist aus Brettern. Die Ausstattung besteht aus einem Tisch, einer Bank und einigen Schemeln. Eine Bettstelle ist nicht immer vorhanden. In manchen Häusern besteht die ganze Ausstattung aus einer auf dem Boden liegenden Matratze und einer Schüssel mit Speiseresten auf der Fensterbank. Das sieht weder wie ein Zimmer, noch wie eine Bauernstube, sondern am ehesten wie eine Gefängniszelle aus. Wenn es im Hause eine Frau und Kinder gibt, so sieht das Ganze doch noch etwas nach Bauernwirtschaft aus. Und doch fehlt immer etwas sehr Wesentliches: es gibt in so einer Familie weder Großeltern, noch alten Hausrat; kurz — es gibt keine Traditionen. Nirgends sieht man eine Hauskatze, und in Winternächten hört man kein Heimchen ... Vor allen Dingen fehlt aber die Heimat.

In so einem Hause wohnt in den meisten Fällen ein alleinstehender Mann, der vor Langeweile und Untätigkeit halb versteinert aussieht; er trägt eigene Kleider, doch machen sie den Eindruck von Sträflingskleidern. Der Herd ist nicht geheizt, das Geschirr besteht aus einem kleinen Kessel und einer mit einem Papierbausch zugestöpselten Flasche. Von seinem Leben und seiner Wirtschaft spricht er mit der größten Verachtung. Er sagt, er hätte schon alles Mögliche versucht, aus der Wirtschaft käme doch nichts Gescheites heraus, darum hätte er sie ganz auf-

Digitized by Google

gegeben ... In einem andern Hause treffe ich fünf Männer, von denen sich der eine für einen Mieter, der andere für den Knecht, ein dritter — für den Hausherrn ausgibt. Auf dem Bette sitzt aber die babylonische Hure, die Hausfrau selbst, eine magere, zerzauste, sommersprossenbedeckte Person, mit unangenehmen, trüben Augen; nach ihrem apathischen, müden Gesicht kann ich schließen, in wieviel Gefängnissen, Spitälern und Zuchthäusern sie in ihrem kurzen Leben bereits gewesen ist. So ein Frauenzimmer gibt dem ganzen Leben im Hause einen eigenen Anstrich, und von ordentlicher Wirtschaft kann hier natürlich keine Rede sein. In andern Häusern war keine Spur von Möbeln zu sehen; längs der Wand kauerten auf dem Fußboden einige Tscherkessen, zum Teil in Mützen, zum Teil mit unbedeckten, kurzgeschorenen Köpfen, und sahen mich an, ohne zu zwinkern.

V. Einige Typen.

In einem Hause traf ich einen etwa 40jährigen Mann in städtischer Kleidung; er war rasiert, trug ein schmutziges Vorhemd und machte den Eindruck von etwas Besserem. Er saß auf einem niederen Schemel und aß aus einer irdenen Schüssel. Auf meine Frage gab er mir Auskunft, daß er früher Geistlicher gewesen sei. Ich fragte gar nicht, für was für ein Verbrechen er nach Sachalin geraten war; wenn ich vor mir einen Mann, den man früher Vater Johannes nannte und dem man die segnende Hand küßte, in einem abgerissenen Rock in soldatischer Haltung stehen sehe, kann ich an sein Vergehen gar nicht denken. In einem andern Hause saß ein junger Mann mit unsagbar traurigem Gesicht vor dem Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. Eine Frau räumte den Tisch ab. Der Mann sagte mir auf meine Frage, ob er verheiratet sei, daß seine Frau ihm freiwillig nach Sachalin gefolgt wäre, aber vor zwei Monaten wieder auf den Kontinent abgereist sei und nicht mehr zurückkehren wolle. „Sie wird auch niemals zurückkehren", mischte sich die Hausfrau mit sichtbarer Schadenfreude ein: „Was hat sie hier auf Sachalin zu suchen?" Er schwieg, und sie fuhr fort: „Niemals wird sie zurückkehren. Sie ist jung und frei, was soll sie hier anfangen? Sie ist eben was anderes als wir beide. Hätte ich meinen Mann nicht umgebracht und hättest du das Haus nicht angezündet, so wären auch wir beide frei ... Sitz nur jetzt da und warte auf deine Frau ... Soll nur dein Herz verbluten ..." Er scheint schwer zu leiden, sie quält ihn aber ununterbrochen; als ich schon längst das Haus verlassen habe, höre ich noch immer ihre Stimme.

In Korsakowsk lernte ich den lebenslänglich Verurteilten Pischtschikow kennen, der seine Frau, eine gebildete Dame, im neunten Monat ihrer Schwangerschaft mit einem Kantschu totgepeitscht hatte; die Folter der Unglücklichen hatte sechs Stunden gedauert. Er tat es aus Eifersucht, weil sie, bevor sie ihn heiratete, mit einem kriegsgefangenen Türken einen Roman gehabt hatte. Er hatte davon gewußt und sogar selbst die Liebesbriefe des jungen Mädchens an den Türken besorgt. Erst viel später, als er mit ihr längst verheiratet war und bereits vier Kinder hatte, regte sich in ihm die Eifersucht. Pischtschikow ist ein hübscher schlanker Mann mit großem Vollbart. Er ist fleißig und sehr höflich, macht aber einen sehr verschlossenen Eindruck. In seinem Zimmer ist es sauber;

Digitized by Google

über dem sauberen Bett mit der roten Wolldecke hängt die Photographie einer Dame, wohl seiner Frau.

In einer Einzelzelle des Alexandrowsker Zuchthauses sah ich die seinerzeit berühmte Anführerin einer Verbrecherbande, Sophie Blumstein, genannt das Goldene Händchen. Die kleine magere Frau mit ergrauendem Haar trug an den Händen Ketten. Auf ihrer Pritsche lag nur ein grauer Schafpelz, der ihr zugleich als Bett und als Kleidung diente. Sie geht in ihrer Zelle beständig auf und ab und schnuppert die Luft wie eine Maus in der Falle. Wenn man sie so sieht, kann man schwer glauben, daß sie früher einmal mit ihrer Schönheit die Gefängnisaufseher betören und verführen konnte. So hatte ihr in Smolensk der Gefängnisaufseher zur Flucht verholfen und war selbst mit ihr entflohen. Auf Sachalin durfte sie anfangs frei wohnen. Als aber bald nach ihrem Eintreffen auf der Insel zwei Verbrechen — ein Mord und ein Diebstahl von 56 Tausend Rubel — vorgefallen waren, fiel der Verdacht auf sie. Obwohl die Sache durch die Untersuchung so verdunkelt und verwirrt wurde, daß man ihr nichts nachweisen konnte, sitzt sie nun gefesselt in Einzelhaft. Die geraubten 56 Tausend Rubel sind aber spurlos verschwunden.

Den Eindruck eines echten Verbrechers machte auf mich ein gewisser Terechow, ein etwa 65 jähriger Greis, den ich in Dui sah. Er war einen Tag vor meiner Ankunft mit der Knute bestraft worden, und als die Rede darauf kam, zeigte er mir seinen blutig gepeitschten Hinterbacken. Dieser Mann soll in seinem Leben über 60 Menschen umgebracht haben. Er pflegte die neuangekommenen Sträflinge, die Geld hatten, zur gemeinsamen Flucht zu überreden, sie dann unterwegs zu ermorden und auszurauben, die Leichen zu zerstückeln und die Stücke in den Fluß zu werfen. Als ich seine trüben bleiernen Augen und den großen eckigen Schädel sah, erschienen mir alle diese Erzählungen durchaus glaubhaft.

VI. Die Frauen und Kinder von Sachalin.

Im Jahre 1890 betrugen die strafgefangenen Frauen von Sachalin 11,5 Prozent der gesamten Sträflingszahl. Meistens sind es temperamentvolle Frauen, deren Verbrechen, fast ausschließlich Mord, auf Liebesaffären und Familienzwistigkeiten beruhen: „Ich bin wegen meines Mannes hergekommen," — „Und ich — wegen der Schwiegermutter . . ." Meistens sind diese Mörderinnen Opfer der Liebe. Selbst die Brandstifterinnen und Falschmünzerinnen sind eigentlich für ihre Liebe bestraft, denn sie sind von ihren Geliebten verleitet worden.

Noch vor 15 Jahren wurden sämtliche weiblichen Sträflinge gleich nach ihrer Ankunft in die hiesigen Bordelle gesteckt. Jetzt werden die Frauen nach den Kolonien verteilt; die jüngeren und hübscheren bleiben in Alexandrowsk, die alten und diejenigen, „die das männliche Wohlwollen nicht verdienen", kommen in die entfernteren Bezirke. Ein Teil der Frauen wird den Beamten von Alexandrowsk als Dienstboten zugeteilt; ein weiterer Teil kommt in die Harems der Schreiber und Aufseher; die Mehrzahl kommt in die Häuser der Kolonisten, wobei nur diejenigen Kolonisten Frauen zugewiesen bekommen, die Geld oder Protektion haben. Selbst ein noch nicht aus dem Zuchthause entlassener Sträfling kann ein Weib bekommen, wenn er Geld und Einfluß besitzt.

Digitized by Google

Die neu eingetroffenen Frauen werden zunächst in eine eigene Baracke gesperrt; dann werden zu ihnen diejenigen Kolonisten hereingelassen, die von den Aufsehern die Erlaubnis bekommen haben, sich ein Weib anzuschaffen. Die Wahl ist schnell getroffen. Die Frau wird dem Kolonisten als Bettgenossin zugewiesen und die Zivilehe ist ohne weitere Formalitäten geschlossen. Der Kolonist bringt die Genossin nach Hause, wo sie vor allen Dingen den Samowar in Betrieb setzt und Tee kocht. Die Nachbarn scharen sich ums Haus und sprechen voll Neid, daß der und der sich ein Weib angeschafft hat.

Für weibliche Sträflinge gibt es keine Zwangsarbeit. Das Zuchthaus hat alle Frauen an die Kolonien abgetreten. Wenn man sie auf die Insel bringt, denkt man nicht an Bestrafung oder Besserung, sondern nur an ihre Fähigkeit, Kinder zu gebären und die Bauernwirtschaft zu führen.

Die Frau steht hier ungefähr in der Mitte zwischen dem Menschen und dem Haustiere. Ich sah selbst ein Gesuch, das die Bewohner einer Kolonie der Obrigkeit eingereicht hatten: „Wir bitten um Zuweisung von Vieh und von Weibern zwecks Einrichtung der Hauswirtschaft."

Mit der menschlichen Würde und weiblichen Scham der Zuchthäuslerinnen wird niemals gerechnet. Die Körperstrafe wird an ihnen genau so vollzogen wie an den Männern.

Außer den strafverschickten Frauen gibt es hier auch freie Frauen, die ihren Männern freiwillig auf die Insel gefolgt sind. Wenn sie kein Geld mitgebracht haben, müssen sie hungern; denn auf der Insel gibt es keine Verdienstmöglichkeiten; um Almosen können sie niemand bitten; also muß die Frau mit den Kindern von der kargen Tagesration leben, die ihr Mann im Zuchthause bekommt. Früher oder später verfällt sie, vom Hunger getrieben, der Prostitution. Der Gatte, in dem alle Gefühle längst erloschen sind, macht sich nichts daraus. Auch die 14—15 jährigen Töchter werden zu Prostituierten, oder die Mütter verkaufen sie an die Aufseher und die reicheren Kolonisten.

Die Jahre vergehen, das Alter bricht heran; der Mann hat seine Strafe abgebüßt, ist wieder Bauer und kehrt mit der Frau auf den Kontinent zurück, um da ein neues Leben zu beginnen. Es kommt auch vor, daß die Frau an der Schwindsucht gestorben ist und der Mann als alter und einsamer Witwer auf den Kontinent zurückkehrt. Oder die Frau bleibt als Witwe zurück und weiß nicht, wohin sie sich wenden und was sie anfangen soll.

Es gibt auf der Insel 2122 Kinder im Alter von 0 bis 15 Jahren. Sie machen rund 25 Prozent der gesamten Bevölkerung aus; (im europäischen Rußland schwankt die Zahl der Kinder zwischen 37 und 39 Prozent).

Unter was für Einflüssen die Kinder von Sachalin aufwachsen und was für Eindrücke ihre psychischen Anlagen bestimmen, ist nach allem, was ich bisher geschildert habe, klar. Die Kinder verfolgen mit gleichgültigen Blicken die mit Ketten beladenen Sträflinge und hängen sich lachend an die von diesen geschleppten, schweren Karren. Sie spielen „Soldaten" und „Zuchthäusler" und sprechen von Ruten, Knuten und Flucht aus dem Zuchthause; sie wissen genau, was der Henker, die Karrenstrafe und die Bettgenossin bedeuten. In einem Hause traf ich nie-

Digitized by Google

mand außer einem etwa zehnjährigen Jungen. „Wie heißt dein Vater mit dem Vaternamen?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Schämst du dich nicht? Du lebst mit deinem Vater zusammen und weißt nicht, wie er heißt!“ — „Er ist kein richtiger Vater.“ — „Was ist er denn?“ — „Er ist Bettgenosse der Mutter.“ — „Ist deine Mutter verheiratet oder Witwe?“ — „Witwe. Sie ist wegen des Mannes hergekommen.“ — „Was heißt — wegen des Mannes?“ — „Sie hat ihn umgebracht.“ — „Kannst du dich an deinen Vater erinnern?“ — „Nein. Ich bin unehelich. Mutter hat mich unterwegs nach Sachalin geboren.“

Die Kinder von Sachalin sind bleich, mager, zerlumpt und immer hungrig. Sie sterben fast ausschließlich an Darmkrankheiten. Monatelang essen sie nichts außer Schnittkohl; selbst die Kinder der Reicheren ernähren sich ausschließlich von gesalzenen Fischen. Die Regierung zahlt den Kindern der ärmeren Kolonisten und der Sträflinge einen monatlichen Verpflegungszuschuß von 1½ Rubel; Waisen, Mißgeburten und Zwillinge bekommen je 3 Rubel. Die Zumessung und die Höhe dieses Zuschusses hängt ganz von der Willkür der Aufseher ab.

VII. Hygienische Einrichtungen.

Das Lazarett von Alexandrowsk ist für 180 Kranke berechnet. Der Gang zwischen den beiden Reihen hölzerner Krankenbetten ist mit Tannenreisig bestreut. Auf einem Bette liegt ein Zuchthäusler aus Dui mit durchschnittener Kehle; die Wunde ist etwa 3 cm lang und trocken; ich höre, wie beim Atmen die Luft durch die Wundöffnung geht. Dieser Mann wurde bei der Arbeit von einem herabgefallenen Balken verletzt; er wollte ins Lazarett, wurde aber abgewiesen. Darauf versuchte er sich die Kehle zu durchschneiden. Die Wunde ist nicht verbunden und sich selbst überlassen. Rechts von ihm liegt ein Chinese mit einem Gangrän, links — ein Zuchthäusler mit Hautrose ... In der Ecke noch einer mit Hautrose ... Bei den chirurgischen Kranken sind die Verbände ungewöhnlich schmutzig. Die Heilgehilfen sind undisziplinierst und verstehen nicht die einfachsten Fragen, die ich an sie richte, und machen einen sehr schlechten Eindruck. Im Inventar fehlen die einfachsten Vorrichtungen und Medikamente; die Scheren und Instrumente sind stumpf.

Im Lazarett von Korsakowsk waren 14 Syphilitiker mit 3 Geisteskranken zusammengesperrt; einer der letzteren war bereits mit Syphilis angesteckt. Die Syphilitiker wurden mit Herstellung von Charpie und Verbandzeug für die chirurgische Abteilung beschäftigt. Dieses mittelalterliche Institut war aber kurz vor meiner Ankunft geschlossen worden. Wenn man hier die Geisteskranken auf ärztliche Verordnung auf Scheiterhaufen verbrennen würde, so würde ich mich gar nicht wundern: so sehr zurückgeblieben ist man hier auf medizinischem Gebiet.

Digitized by Google

Aus russischen amtlichen Briefwechseln.

Folgende zwei amtlichen Briefwechsel entnehmen wir der historischen Zeitschrift „Russkaja Starina". Der erste stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, der zweite aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

I.

Meldung des Wojewoden von Pronsk an den Senat. Am 20. Mai a. c., am Tage des heiligen Märtyrers Falalej, ist nach Gottes Ratschluß die Hälfte unserer Stadt mitsamt Eigentum der Einwohner gänzlich niedergebrannt. Aus der übriggebliebenen Hälfte der Stadt fliehen die Küchenschaben ins freie Feld, was, nach Ansicht älterer Leute, bedeutet, daß auch diese andere Hälfte vom göttlichen Zorn getroffen und gleichfalls verbrennen wird. Daher frage ich den Regierenden Senat an, ob es nicht angezeigt wäre, den Einwohnern zu befehlen, ihr Eigentum aus den Häusern zu bringen und die übriggebliebene Hälfte der Stadt anzuzünden, damit dieses Eigentum, falls die Stadt unerwartet niederbrennen sollte, verschont bleibe.

Resolution des Senats. Da eine Hälfte der Stadt verbrannt ist, muß den Einwohnern befohlen werden, sie wieder aufzubauen; und du, Wojewode, sollst in Zukunft keinen Unsinn schreiben, die übrig gebliebene Hälfte der Stadt nicht anzünden, den Küchenschaben und alten Weibern nicht trauen, sondern auf Gottes Ratschluß warten.

II.

Der General-Gouverneur von Orenburg und Samara ersah aus den monatlichen Meldungen des Kommandanten einer Grenzfestung, daß in dieser Festung eine ganz ungeheuerliche Sterblichkeit herrschte; er fragte beim Kommandanten an, ob die Sterblichkeit nicht dem schädlichen Klima oder der schlechten Luft in den Kasematten zuzuschreiben sei. Darauf erhielt er folgende Antwort:

Meldung des Majors Chudjakow an Herrn General-Gouverneur von Samara und Orenburg: „In der mir anvertrauten Festung des heil. Nikolaus gibt es weder eine Luft, noch ein Klima. Es gibt nur eine sengende Sonnenglut, vor der die Leute erkranken; ich schicke sie aber sofort ins Spital, woselbst sie ihren Geist auf gesetzlicher Grundlage aufgeben."

Eine seltsame Vorahnung.

Im Maiheft 1914 der in Moskau erscheinenden Monatsschrift „Russkaja Mysl" findet sich ein ziemlich mittelmäßiger Aufsatz von M. Lugowoj über die Alkoholfrage in Rußland, betitelt „Die Ernüchterung". In diesem Artikel lesen wir (auf Seite 123 der russischen Zeitschrift) folgende prophetischen Worte:

„Wenn nicht heute so morgen wird über allen Völkern des Erdballs ein Donner erschallen, der alle zwingen wird, nüchtern zu werden. Unsere Nachbarn werden den Kampf gegen den Alkoholismus mit der ihnen in allen Dingen eigenen Tüchtigkeit und Energie aufnehmen. Wehe uns, die wir immer zu spät kommen, wenn wir uns auch jetzt verspäten! Die Welt fliegt mit rasender Geschwindigkeit unbekannten, doch von allen dunkel geahnten Umwälzungen entgegen. Nur die ganz nüchternen Völker können die Oberhand behalten, — wehe den betrunkenen Heloten! Nur den vollkommen Nüchternen gehört die Zukunft!"

Digitized by Google

Was brauchen wir Konstantinopel?

Von Gljeb Uspjenskij.

Gljeb Iwanowitsch Uspjenskij (1840—1902), der Hauptvertreter der „Narodniki"-Richtung in der russischen Literatur und Abgott der russischen Liberalen, kam auf seinen Reisen 1886 nach Konstantinopel. Wir bringen nur den Schluß seiner prachtvollen, bisher noch niemals übersetzten Reiseskizze.

„Konstantinopel beherrschen heißt die Welt beherrschen", hat, glaube ich, Napoleon gesagt; diese Worte kamen mir in den Sinn, als ich, im Park über dem Goldenen Horn sitzend, das ordinäre Publikum betrachtete und dem ordinären Orchester, das irgendeinen Gassenhauer spielte, zuhörte. Konstantinopel wird ja auch jetzt von einem Sultan beherrscht, der aber augenscheinlich durchaus nicht der Beherrscher der Welt ist. Der Ausspruch Napoleons hat also einen ganz andern Sinn, als es zuerst scheint; an dieser Stelle, an diesem wichtigen Punkt des Riesenkörpers Europas kann nur der die Welt beherrschen, wer den normalen Blutkreislauf in diesem Organismus stören will; wenn er hier den Verkehr der Fabriken Europas mit den Märkten der Welt und den Zufluß der Rohstoffe der Welt zu den Fabriken Europas unterbindet, hat er nicht nur die Weltherrschaft in seiner Hand, sondern raubt auch der ganzen Welt das Leben und den Atem, zerstört alles Bestehende, alle Ordnung und alle Zivilisation.

Ich weiß nicht, ob solche Zerstörungsgedanken jenen von unsern Patrioten in den Sinn gekommen sind, die da hartnäckig behaupten, daß wir Konstantinopel „besitzen" müssen. Wenn sie sich das Bild noch nicht ausgemalt haben, so sollen sie sich nur einmal fragen, was mit einem Fabrikmechanismus geschieht, wenn man daraus irgend ein Schräubchen, das unbedeutend erscheint, in Wirklichkeit aber sehr wichtig ist, entfernt. Der Gang des Mechanismus wird natürlich sofort stocken; alles wird darin krachen und brechen, und dann kommt die Zerstörung. Mit einer solchen Zerstörung des ganzen europäischen Lebens muß unbedingt derjenige rechnen, für den der Begriff „Herrschaft über Konstantinopel" mit „Weltherrschaft" gleichbedeutend ist. Ich glaube aber nicht, daß unsere Patrioten so sehr darnach streben, die ganze europäische Ordnung zu zerstören. Es fehlt ihnen dazu an Kühnheit und auch an Phantasie, um sich vorzustellen, was für eine Ordnung sie an Stelle der zerstörten setzen würden.

Wenn aber der Entschluß, die ganze europäische Lebens- und Gesellschaftsordnung zu zerstören, sehr schwer ist und es uns auch an Phantasie mangelt, um an Stelle des Zerstörten etwas Neues zu schaffen, so können wir nur in dem Falle durch den Besitz Konstantinopels auch die Welt beherrschen, wenn wir die bestehende europäische Ordnung als unzerstörbar anerkennen und selbst innerhalb dieser Ordnung die wichtigste Rolle zu spielen anfangen; wenn z. B. die ganze zivilisierte Welt heute in Konstantinopel eine Million Handelsvertreter hat, müssen wir, um ohne Zerstörung der bestehenden Ordnung die Weltherrschaft zu besitzen, zwei Millionen Vertreter in Konstantinopel haben; statt einer Million Schiffe — zwei Millionen; statt tausend Fabriken — zweitausend; mit einem Wort — wir müssen bei uns in Rußland westeuropäische Verhältnisse schaffen und diese zur höchsten Vollkommenheit entwickeln. Ohne

Digitized by Google

diese Bedingung können wir Konstantinopel nur so besitzen, wie es heute die Türken besitzen; d. h. ohne daß an diesen Besitz die Weltherrschaft und überhaupt irgendeine Herrschaft geknüpft ist.

Andererseits müßten wir, um im europäischen Sinne die erste Rolle zu spielen, ganz anders leben, als wir leben: wir müßten vor allen Dingen unsern Bauern den Landbesitz nehmen und auf diese Weise ein gewaltiges Proletariat und Millionen hungernder Arbeiter schaffen, die ihre Arbeitskraft fast umsonst anbieten; mit einem Worte — wir müßten bei uns alle westeuropäischen Krankheiten einführen, und dann erst würde unser Kattun, unser Zucker und unser Tuch westeuropäischen Kattun, Zucker und Tuch tot machen; unser Kaufmann würde den westeuropäischen ersticken, und unser Kapital — alle Kapitalien der Welt in sich aufsaugen. Dann erst wäre für uns die Herrschaft über Konstantinopel mit Weltherrschaft gleichbedeutend. Sind wir aber in dieser Richtung nicht allzusehr zurückgeblieben? Können wir noch überhaupt auf diesem Wege Westeuropa einholen? Können wir denn noch unser Volk so sehr herunterbringen, daß es den allerbilligsten Kattun herzustellen beginnt? Was für Mühe wir uns auch geben, um unsern Volksorganismus zu untergraben und zu schwächen, wir kommen jedenfalls zu spät, um westeuropäischen Lorbeer zu erringen. In bezug auf Kattun und Barchent können wir nimmermehr „die vorwärtsrasende Troika" einholen! Wir hätten eben nicht die Leibeigenschaft abschaffen und Humanität spielen sollen; und wenn wir uns schon einmal gegen Westeuropa versündigt und ausnahmsweise der Stimme des Gewissens gefolgt haben, gibt es keine Umkehr mehr; es wird dabei nichts Geschecktes herauskommen, — d. h. ein Proletariat, sogar ein hervorragendes Proletariat können wir bei uns wohl züchten, ob es aber auch billigen Kattun produzieren wird, ist höchst zweifelhaft. Unser Proletariat hat bereits das Vergnügen kennen gelernt, sich als den „rechtmäßigen Herrn" zu denken; es wird also kaum von der Idee einer neuen Leibeigenschaft entzückt sein. Es geht wirklich nicht, es ist für uns zu spät, Europa in Kattun und Zucker zu überholen. Die Herrschaft über Konstantinopel und über die Welt im Namen der Kattun-Vorherrschaft über Westeuropa ist für uns nicht einmal eine Phantasie, sondern indiskutabel.

Warum streben wir aber trotzdem hierher? Was brauchen wir Konstantinopel und die Hagia Sophia? Welcher Idee wollen wir die unzähligen Menschenopfer darbringen? Wie heißt der Gott, in dessen Namen wir das vollbringen wollen? Wollen wir an diesem Punkte die Schlagader des kapitalistischen Blutkreislaufes der Welt zerschneiden, der ganzen westeuropäischen Gesellschafts- und Lebensordnung das Blut entziehen und dann auf dem Zerstörten etwas Neues aufbauen? Nein, ein so grausames und direktes Ziel verfolgen wir nicht. Im Gegenteil: wir stecken uns immerwährend freiwillig mit allen europäischen Krankheiten an, und unsere eigene, uneuropäische Lebensform vermögen wir nicht in Worte zu kleiden.

Wenn wir aber weder den Willen, noch die Kraft, noch einen Grund haben, diese Schlagader zu durchschneiden und dem westeuropäischen Organismus das Blut zu entziehen, so bleibt uns nur noch das eine: diesen Organismus auf seinem eigenen Gebiet zu übertreffen und zu überwinden; dies wäre aber für uns und für unsere Selbständigkeit der Tod. Wir wol-

Digitized by Google

len das auch gar nicht und tun es doch, indem wir bei uns alle Krankheiten Weſteuropas verbreiten.

Alſo wiederum die Frage: was wollen wir eigentlich, warum müſſen wir uns unbedingt hier feſtſetzen, was werden wir hier anfangen, was werden wir der Welt Neues verkünden, wenn wir ſchon einmal hier ſind?

Solche Fragen quälten mich an jenem Abend im Ramaſan, als der Sultan ſeine Hochzeit feierte. Ich ſaß mit einigen Landsleuten im Park, hörte der Muſik zu und betrachtete die feſtlich erleuchtete Flotte im Goldenen Horn. Um uns herum wogte die Menge des hieſigen Europäertums, die bekannte Bourgeoiſie dritter Güte; dieſes Geſinde der europäiſchen Herrſchaften zwang mich an die Herrſchaften ſelbſt zu denken, an die ganze europäiſche Geſellſchaftsordnung, die hier auf die verſchloſſene, verfaulende aſiatiſche Welt eindringt. Noch niemals war mir die ganze Ohnmacht des Aſiatentums gegenüber dem geſchäftigen und rührigen Europäertum, das den Faulenzer vom Erdboden vertilgt, um ſeinem eigenen Arbeiter Brot, ſeinem Genie Kraft und ſeinem raſtlos arbeitenden Intellekt Nahrung zu verſchaffen, ſo grell beleuchtet erſchienen, wie an dieſem Feſtabend ... Alle dieſe Kommis ſprachen mit den anderen Kommis von der geſpannten Arbeit der europäiſchen Geſellſchaft; und Feuerwerk und Muſik ſprachen nur von Apathie, Nichtstun und Sterben ... Doch was haben *wir* mit alledem zu tun? Und was hat die Hagia Sophia damit zu tun?

Die Hagia Sophia erſchien mir inmitten der beiden Strömungen des konſtantinopolitaniſchen Lebens ſo einſam und Allem fremd, und ein namenloſes Mitleid mit dieſer überflüſſigen, einſamen und düſteren Zeugin der ihr fremden Kämpfe, Ziele und Leben ergriff mein Herz. Auch ein Mitleid mit uns: auch wir ſtehen allen dieſen Dingen fremd gegenüber wie die Hagia Sophia; und doch ſind wir hier, wollen hier aus irgend einem Grunde bleiben und ſind wie ſie in einer ſeltſamen, ungewiſſen Lage ...

Das Grab von Kolo.

In Schnee und Eis ſind wir geritten
Durch's Hügelland! — Ein ſtilles Feld,
Ringsum der Wald. —
Dort haben lange wir geſtritten
Mit tapferem Feind
Und von den Unſeren fiel als Held
Der jüngſte Leutenant.

Und als der Mond auf leiſen Schwingen
Über den Wäldern ſchweifte, ſtand der kleine Hügel
So groß und dunkel mitten in den weißen Dingen,
Die leis im Froſte kniſternd träumten. — Die Hand am Zügel
Ein kurz Gebet für unſeren Leutenant.

In Not und Tod iſt jetzt ein Frühling uns erſtanden,
Der mächtiger als je durch alle Seelen hallt.
Im Hin und Her des wechſelvollen Kampfes fanden
Wir noch einmal den Weg durch jenen Wald,
Wo aus dem Bügel kam der Leutenant.

Grün war der Plan — das Grab verſchwunden,
Kein Zeichen mehr, — nur eine kleine Stelle
War friſcher als ringsum — Maiglöckchen haben wir gefunden
Und dicht daneben eine ſilberklare Quelle!
So fanden wir das Grab
Von unſerem Leutenant.

Max Graf Bethuſy-Huc, z. Zt. im Feld.

Digitized by Google

Ein Hindenburg bei Dostojewskij.

In Dostojewskijs „Tagebuch eines Schriftstellers" (März 1877) findet sich folgender Bericht von einem Namensvetter (vielleicht auch Verwandten?) unseres Heerführers. Das Kapitel ist „Die Beerdigung des Allmenschen" überschrieben und lautet:

„Fräulein L., eine junge Jüdin, die ich in Petersburg kennen gelernt habe, schreibt mir aus M(insk): „Ich stehe noch unter dem Eindruck des Trauermarsches. Soeben wurde der 84jährige Doktor Hindenburg beerdigt. Da er Protestant war, brachte man den Sarg zuerst in die deutsche Kirche und dann erst auf den Friedhof. Ich habe noch bei keiner Beerdigung solche Trauer, solche aus dem tiefsten Herzen kommende Worte, so heiße Tränen gesehen .. Er starb in solcher Armut, daß man ihn auf öffentliche Kosten beerdigen mußte.

Seit 58 Jahren praktizierte er in M. und wie viel Gutes hat er in dieser Zeit getan! Wenn Sie nur wüßten, Fjodor Michailowitsch, was das für ein Mensch war! Er war Arzt und Geburtshelfer; sein Name wird hier den kommenden Geschlechtern überliefert werden; es sind schon jetzt Legenden über ihn im Umlauf. Alle einfachen Leute nannten ihn ihren Vater, sie liebten und verehrten ihn, aber erst nach seinem Tode begriffen sie, was sie in ihm verloren haben. Als seine Leiche in der Kirche aufgebahrt war, so gab es, glaube ich, in der Stadt keinen Menschen, der nicht hingegangen wäre, um zu weinen und ihm die Füße zu küssen; besonders die armen Jüdinnen, denen er soviel geholfen hat, weinten und beteten, daß seine Seele geradenwegs in den Himmel komme. Unsere frühere Köchin, ein furchtbar armes Weib, erzählte uns heute, daß Doktor Hindenburg ihr bei der Geburt ihres letzten Kindes, als er gesehen, daß kein Heller im Hause war, 30 Kopeken geschenkt habe, damit sie sich eine Suppe kochen könne; bei jedem nächsten Besuch habe er ihr 20 Kopeken hinterlassen und, als sie sich zu erholen begann, ein Paar Feldhühner geschickt. Ein anderesmal, bei einer anderen furchtbar armen Wöchnerin (so arme Frauen wandten sich immer an ihn), die nicht einmal Windeln vorbereitet hatte, hat er sein Hemd ausgezogen und sich das Tuch vom Kopfe genommen (er hatte immer den Kopf mit einem Tuche umwickelt) und beides zu Windeln zerrissen.

Noch hat er einen armen jüdischen Holzfäller behandelt; als dieser auf den Beinen war, erkrankte dessen Frau und nachher die Kinder; Hindenburg kam täglich zweimal ins Haus, und als alle wieder gesund waren, hat er den Juden gefragt: Womit willst du mich bezahlen? Jener antwortete, daß er gar kein Geld im Hause habe, aber seine letzte Ziege heute noch verkaufen wolle. Er verkaufte auch tatsächlich die Ziege für 4 Rubel und brachte das Geld dem Doktor. Der Doktor gab aber diese 4 Rubel und dazu noch 12 aus der eigenen Tasche seinem Diener, damit er eine Kuh kaufe, den Holzfäller schickte er aber nach Hause. Nach einer Stunde wurde ihm eine Kuh gebracht und mitgeteilt, der Doktor habe Ziegenmilch für seine Kinder schädlich befunden.

So lebte er sein ganzes Leben. Bei einzelnen Patienten ließ er 30 und 40 Rubel zurück; nicht nur bei den Stadtkranken, sondern auch bei armen Bauernweibern.

Dafür wurde er auch wie ein Heiliger begraben. Alle Armen schlossen ihre Buden und liefen hinter dem Sarge. Bei jüdischen Begräbnissen folgen dem Sarge Talmudschüler, die fortwährend Psalmen singen; bei Begräbnissen von Andersgläubiger dürfen sie aber nicht mitwirken. Doch hinter dem Sarge Hindenburgs gingen diese Knaben in der Prozession und sangen mit lauter Stimme ihre Psalmen. In allen Synagogen wurde für seine Seele gebetet, und die Glocken aller christlichen Kirchen läuteten während des Trauerzuges. In der Prozession spielte eine Militärkapelle, und jüdische Musikanten hatten den Sohn des Verstorbenen um die Ehre gebeten, im Trauerzuge spielen zu dürfen! Alle armen Juden opferten zu 5 und 10 Kopeken, die Reichen aber viel mehr, und für dieses Geld wurde ein wundervoller Kranz aus lebenden Blumen mit schwarzen und weißen Schleifen gestiftet, auf denen in goldenen Lettern seine Hauptverdienste angeführt waren, wie z. B. die Gründung eines Spitals usw. Ich habe nicht alles lesen können, und lassen sich denn seine Verdienste überhaupt aufzählen?

An seinem Grabe sprachen der Pastor und der Rabbiner und beide weinten. Er aber lag in seinem alten, abgetragenen Uniformfrack, den Kopf, den lieben Kopf mit einem alten Tuch umwickelt. Er schien zu schlafen, so frisch war seine Gesichtsfarbe . . ."

Dostojewskij zieht aus dieser Mitteilung verschiedene Schlüsse zur Nationalitäten- und speziell Judenfrage; er empfiehlt den Malern seiner Zeit, die Szene, wie der alte Hindenburg bei der armen Wöchnerin sein Hemd zu Windeln zerreißt, als ein dankbares Thema „mit einem moralischen Zentrum".

Es wird uns mitgeteilt, daß das Andenken Doktor Hindenburgs, des „Allmenschen", in der Stadt Minsk noch heute lebt. Seine Söhne bekleideten dort noch vor kurzem ziemlich hohe Posten in der Akziseverwaltung.

Digitized by Google

Hindenburg[1]).

Von Karl Alexander von Müller.

Ein Lebensbild des Feldmarschalls noch während des Krieges, verfaßt von seinem eignen Bruder, der Schriftsteller ist: Inmitten der Reklame- und Geschäftsgewohnheiten unsrer Zeit kann man sich einiger Besorgnis kaum erwehren, indem man es zur Hand nimmt. Man fürchtet, den Ruhm, der noch in allen Herzen warm lebendig ist, um den noch der Pulverdampf frischer Siege schwebt, allzu früh schon in Druckerschwärze und Papier ausgebreitet, entwertet zu sehen, den ehernen Klang des leibhaftigen Krieges, noch während er selbst erdröhnt, schon in die literarische Blechmusik übersetzt. Aber man wird aufs glücklichste enttäuscht. Erst auf der drittletzten Seite kommt das liebenswürdige, anspruchslose Buch zu jenem schicksalsvollen 22. August, an dem Hindenburg in Hannover das kaiserliche Telegramm erhielt, das ihn gegen die Russen auf den Plan rief. Das Moralische und in diesem Fall sogar das Heroische verstehen sich hier noch sozusagen von selbst. Der Zug phrasenloser, gar nicht mit der eignen Person beschäftigter Bescheidenheit, der uns schon zum Bild des Feldmarschalls gehört, wird durch die Schilderung des Bruders nirgends verletzt. Im Gegenteil; diese hat einen Anhauch lyrischer, manchmal fast etwas altväterlich anmutender Weichheit, der beim Bruder des eisernen Feldherrn auf den ersten Blick erstaunt.

Sie verweilt ausführlich bei der Vorgeschichte der Familie. Bei den Beneckendorff, dem ursprünglichen Stamm des Geschlechts, die im 12. Jahrhundert unter den Askaniern zum erstenmal in der Altmark auftauchen, bald schon in urkundlichem Zusammenhang mit den Schulenburg, die selbst wieder Nachbarn der Bismarck sind. Um 1300 siedeln sie in die Neumark über und blühen nun an 500 Jahre lang in manchen Zweigen stattlich fort, bis gegen 1800 einer um den andern, bis auf den ältesten, abstirbt. Dieser hatte am Anfang des 18. Jahrhunderts seinen Besitz von der Neumark nach Ostpreußen verschoben. 1772 überkam Johann Otto Gottfried von Beneckendorff durch Vermächtnis des Bruders seiner Großmutter, des letzten Herrn von Hindenburg, dessen westpreußische Güter, und seit 1789 sind Namen und Wappen der beiden Familien vereinigt: von Beneckendorff und von Hindenburg.

Die Hindenburg aber waren ein Harzer Geschlecht gewesen, ihr Stammschloß, das im Bauernkrieg zerstört wurde, lag nördlich von Quedlinburg; auch von ihnen war ein Zweig in der Altmark ansässig, ein Hindenburg soll der erste Altmärker gewesen sein, der das Kreuz zum Zug nach Jerusalem nahm. Im übrigen ähnelte ihre Geschichte der der Beneckendorff und so vieler andrer benachbarter Landadelsfamilien, von denen die Bismarcksche uns die vertrauteste geworden ist: Landwirtschaft und Krieg lange Jahrhunderte herauf; Royalismus und schlichte, derbzarte Frömmigkeit; sparsames Gutsdasein und viele Kinder; Seitenschößlinge breiten sich über den ganzen Norden, nach Sachsen und Mecklenburg, nach Dänemark und Rußland aus und treten plötzlich irgendwo als Generale oder hohe Beamte hervor — noch heute kämpfen vermutlich sowohl Beneckendorffe wie Hindenburge in der russischen Armee; vor allem aber füllen ihre Namen doch immer die Offiziersränge des preußischen Heeres und die Totenlisten

[1]) Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg. Mit 26 Bildern. Berlin 1915. Schuster & Löffler. 74 S.

Digitized by Google

der preußischen Schlachtfelder: vor Stralsund, in den Niederlanden, in Brabant, in Ungarn, vor Toulon, in Böhmen, in Schlesien, vor Prag, in Polen, in Frankreich liegen Glieder der beiden Familien inmitten ihrer Soldaten begraben. Der letzte eigentliche Hindenburg hatte die zwei schlesischen Kriege mitgemacht und den Pour le mérite erworben; neben Friedrich dem Großen reitend, verlor er durch eine Kanonenkugel ein Bein und erhielt vom König dafür zwei westpreußische Güter, Limbsee und Neudeck, deren letzteres heute noch der Familie gehört.

Langlebige, zähe Geschlechter! Der Großvater des Feldmarschalls ist 1770, also noch sechzehn Jahre vor dem Tod Friedrichs des Großen geboren, wie seine Ahnen Offizier und dann bald Gutsherr. Während der napoleonischen Zeit war er Landschaftsdirektor in der Provinz Preußen (Ost- und Westpreußen) und half mancher alten Familie, ihren Besitz zu retten; in Finkenstein hat er einmal persönlich mit dem Imperator verhandeln müssen; erst 1855 ist er gestorben. Ein Jahr nach Belle Alliance, 1816, wurde ihm sein jüngster Sohn geboren, der Vater Hindenburgs, auch er schon mit sechzehn Jahren in die preußische Armee tretend, der er dann ein Menschenalter lang angehörte, eine zarte, weiche, poetische Natur. Seine Gattin, eine geborene Schwickart, war gleich der Mutter Bismarcks aus bürgerlichem Kreis, der freilich schon stark ins Militär hineinragte: ihr Vater und Großvater waren Generalärzte gewesen. Sie selbst war tief fromm, von glühender Vaterlandsliebe und strengem Pflichtgefühl, und mit alledem von nachhaltigem Einfluß auf die Entwicklung ihrer Kinder, nicht zuletzt ihres ältesten Sohnes. Beide Eltern liegen im Friedhof des Familiengutes Neudeck unter einer alten Linde begraben.

Dieses Neudeck ist, wie der Mittelpunkt der Hindenburgschen Familie, so auch eigentlich der des kleinen Lebensbildes, das uns vorliegt, geworden. Es ist nicht im unmittelbaren Besitz der Linie des Feldmarschalls, aber doch der bleibende Sammelplatz für die Lebenden, die gemeinsame Ruhestätte für die Toten des ganzen Geschlechtes. Hindenburg selbst, den ein starker Familiensinn auszeichnet, ist 1849 mit 13/4 Jahren zum erstenmal hingekommen und zeitlebens in engem Zusammenhang damit geblieben, von 1863 an haben seine Eltern dort gewohnt. Seit dem russischen Einfall und den Siegen von Tannenberg und Insterburg kennt man in ganz Deutschland den melancholischen Reiz dieser preußischen Landschaften: weite Ebenen und langhingestreckte Höhen, überdeckt von Wald, Getreide, Wiesen mit scheckigen Viehherden und weißen Schafställen, stille Wasserspiegel, ernste Kiefern, alte Weiden, freundliche Buchen und Wald und wieder Wald. So liegt auch Neudeck, nur sechs Meilen von der russischen Grenze entfernt, ein schlichtes Haus, noch wie es vor hundert Jahren zur Franzosenzeit gestanden, mit altmodischem Dach, „rechts und links hohe Pappeln, dichte Gebüsche mit wilden roten und gelben Rosen, dahinter der Garten mit seinen dunkeln Lindengängen, mit Flieder und Jasmin, seitwärts anschließend der Waldgarten, dessen Wege weiterlockten durch tiefe dunkle Schluchten, immer weiter, bis man im wilden Walde steht.... Von anderer Seite hört man die Arbeitsglocke vom Gehöft schallen, die alte unermüdliche Glocke, die sich nie gewandelt, und durch ein Jahrhundert oder länger täglich zur Arbeit frühmorgens und mittags gerufen hat. Dann sieht man Staubwolken der Schafherden, und die Knechte reiten auf ihren Gespannen aus. Weiter unten, fast vom Garten versteckt, liegt das Dorf, einfache Häuser mit Stroh gedeckt, man hört das Hämmern aus der Schmiede, und die Kinder in der Schule singen. Von den Teichen hier und da

Digitized by Google

kommt wohl auch das langgezogene Schnattern der Enten herüber und aus Gebüschen das aufgeregte Gackern der Hühner." Und zwischen diesen friedlichen Büschen, durch diese Wälder, über diese Höhen, auf lehmigen Feldwegen, auf weidenbestandenen Dämmen sehen wir nun Paul von Hindenburg wandern, als Kind, als Knaben, als Mann, mit Schwester und Kusinen, denen er aus der Gegend heraus Kriegs- und Manöverpläne entwickelt, dann mit Frau und eignen Kindern, denen er unterwegs militärische Aufgaben stellt, Erkundungen, Wegverbesserungen, — immer unermüdlich im kleinen tätig.

Auch dies Dasein scheint dahinzufließen gleich andern in der Familienkette vor ihm: Kinderjahre in den Garnisonen des Vaters, in Posen und dann, fast auf dem Land, in Pinne, in Glogau und in Kottbus; die Knabenzeit im strengen Kadettenhaus in Wahlstatt und seit 1863 in der Hauptkadettenanstalt in Berlin, unterbrochen von den ersehnten Ferien zu Hause; mit 18½ Jahren tritt auch er als Leutnant ins 3. Garderegiment zu Fuß in Danzig ein, noch im gleichen Jahr ist dem jungen Soldaten der erste Krieg beschert; er kommt ins Feuer bei Soor und Königinhof, er erobert bei Königgrätz 5 feindliche Geschütze, wird von einer Kartätschenkugel am Kopf gestreift, niedergeworfen und erhält den roten Adler; 1870 ist er am 18. August wieder beim heißesten Sturm der Garde auf St. Privat: 12 Offiziere seines Regiments fallen, 23 werden verwundet, ihn selbst trifft nur eine Flintenkugel am Stiefelschaft, und er wird Regimentsadjutant; vor Paris gehört er in seinem kleinen Kreis zu den Anhängern der Beschießung, am 18. Januar 1871 ist er als Abgeordneter seines Regiments bei der Kaiserkrönung im Spiegelsaal von Versailles; dann folgen die langen Friedensjahre: die Kriegsakademie, der Große Generalstab, der Hauptmann, der Taktiklehrer (der 1885 z. B. über die Masurischen Seen vorträgt), der Abteilungschef im Kriegsministerium, der Oberst, der Generalstabschef, der Brigade- und Divisionsführer, der kommandierende General (1903), endlich 1911 der Abschied. Das Soldatische herrscht in diesem Leben unbedingt und bis ins Zufällige hinein vor. Schon seine erste Kinderfrau entpuppt sich unversehens als ehemalige Marketenderin. Von der Großmutter hört der Kleine am liebsten über 1806 und den Krieg gegen Rußland erzählen, von einem achtzigjährigen Gärtner in Posen über die vierzehn Tage, die er noch als Trommeljunge unter Friedrich dem Großen gedient hatte. Wenn der Vater mit seiner Kompagnie einen Übungsmarsch macht, laufen die Söhne hinterdrein. „Es ist die höchste Zeit, daß die Hindenburge mal wieder Pulver riechen", meint der neugebackene Leutnant; „unsere Familie ist darin leider seltsam vernachlässigt." 1866: „Für einen Soldaten ist ja Krieg der Normalzustand, und außerdem stehe ich in Gottes Hand." 1870 nach St. Privat: „Fast Dreiviertel des Offizierkorps ist gefallen, doch wir haben unsere Schuldigkeit getan und gesiegt" (man kennt diesen Klang vom alten Fritz und von Otto von Bismarck her). Er hatte in jungen Jahren selbst aquarelliert und behielt stets Interesse für Kunst und ernste Dichtung: aber die Hauptsache bleibt doch immer durchaus der militärische Beruf. Der mächtige, reckenhafte Mann, dem man's ansieht, wie urgemütlich wohl er sichs sein lassen kann, ist zeitlebens mäßig im Essen und Trinken (Es gibt dreierlei Essen, meint er: eins, das Eisen, eins, das Ballast und eins, das Gift ist); er raucht selten, hat nie Karten gespielt, gönnt sich bis ins Alter keinen Mittagsschlaf, keine Art der Verweichlichung: „Ich muß mich felddienstfähig erhalten", heißt die Losung.

Digitized by Google

Im Innern stehen daneben freilich Züge warmherziger Weichheit, die sich nicht einmal hinter einem rauhen Äußern verbergen; denn der unerbittliche Vorgesetzte ist im menschlichen Umgang liebenswürdig, heiter, von freundlichem Humor, wenn auch im Grundwesen ernst und schweigsam. Schon der Kadett trennt sich, bei allem frühen Stolz auf den Beruf, nur mit Tränen gewaltsam von zu Haus und zählt jeden Tag, bis mit den Ferien die Heimreise endlich wieder herankommt. Hören wir, was der junge Leutnant 1866 heimschreibt: „Am Nachmittag hatte ich das Kommando, mit 30 Mann in aufgelöster Ordnung das Schlachtfeld zu durchsuchen und die Toten zu beerdigen, für einen jungen Offizier keine leichte Aufgabe. Ich ließ den Gefallenen beider Parteien Hügel aufwerfen, setzte Kreuze und Kränze darauf und stellte einen Helm oder Czako aufs Kopfende. Bei den Unsrigen mußte ich ihre Papiere durchsuchen, um ihren Namen aufzufinden, und ich schrieb diesen mit einem kleinen Vers auf die Kreuze." Der Vater war während derselben Zeit als Ehrenritter der Johanniter in der freiwilligen Krankenpflege tätig, und der Sohn tröstet die Mutter über die Trennung: der Vater sei „ja hingegangen, um eine edle, ritterlich christliche Pflicht zu erfüllen. Welch wunderbares Verhältnis ist es doch, die Wunden, die der Sohn schlagen mußte, darf der Vater heilen, und doch tun beide ihre Pflicht." Ich erinnere mich, wie ich in diesem Winter einmal im bayerischen Gebirg unter einigen Bäuerinnen stand, die zwei Bilder des Feldmarschalls, vor und während dem Krieg aufgenommen, betrachteten. Sie ergingen sich mit weiblichem Anteil über die mächtigen Furchen, die diese Monate in das Antlitz gegraben, und sie hatten eine sichere Empfindung dafür, daß dieser eiserne Zermalmer der Feinde mit einer Mutter fühlen könnte.

Auch im persönlichen Umkreis finden wir ihn voll Güte und Hilfsbereitschaft. Von Kind auf macht es ihm Freude, zu schenken, durch kleine „Überraschungen" zu erfreuen; einem unbemittelten Schulkameraden bringt er aus eignem Antrieb Tag für Tag eine Frühstückssemmel mit. Als der Elfeinhalbjährige ins Kadettenhaus übersiedelt, macht er feierlich und ganz nach den Regeln der Vorschrift sein Testament: er verteilt seine Spielsachen an Bruder und Schwester — und auch der arme Schulkamerad ist nicht vergessen: „Otto soll dem Schreiger alle Tage eine Semmel mitnehmen." Für sich selbst fügt er den Hauptwunsch noch ganz unten in der Ecke, in einem eigentümlich grollenden Ton, bei: „Friede und Ruhe bitte ich mir für immer aus." — Eine ganze Sammlung von charakteristischen kleinen Zügen auf einmal!

Die Ordnung und die ruhige Pünktlichkeit bis ins kleinste, die sich hier äußern, gehören gleichfalls zu den unverkennbaren Hauptmerkmalen dieser Natur. Man sieht sie schon im klaren, unaufhaltsam gleichmäßigen Fluß seiner schlichten Schrift — wenn beim Namen etwa ein überraschend großer und kühner Schwung dazwischen tritt, so stört er das allgemeine Gleichgewicht nicht, sondern wächst aus ihm heraus und hebt es. Der dreizehnjährige Kadett schreibt seinem jüngeren Bruder über den Blick aus seinem Fenster: „Auf der Stube, auf welcher ich liege, hat man eine hübsche Aussicht auf das Dorf, auf die Felder, einige Wälder, auf die Weidlach, ist ein Nebenfluß der Katzbach, mit einigen Dörfern, weiter hinten auf die Eisenbahn nach Altwasser oder Glatz, dahinter auch die Striegauer Berge, dann die Altwasser Berge mit dem Hochwald, und hinten das Riesengebirge mit der Koppe, den beiden Rädern und der Sturmhaube." Es ist schon dieselbe gewissenhaft sachliche Genauigkeit wie heute in den Schlachtberichten über die feindlichen Truppen, die ihm gegenüberstehen. Oder eine Briefstelle des

Digitized by Google

dreiundzwanzigjährigen Offiziers vom 25. August 1870: „Ich habe nie ein so übersichtliches Schlachtfeld wie das von St. Privat gesehen, flache Höhenrücken, mit einigen Dörfern, Chausseen, die weder erhöht noch eingeschnitten sind, kleine und wenige Waldparzellen, nur am linken Flügel größere Waldungen. Ich habe vom Pferde aus oft die feindlichen Positionen sowie die Bewegungen ganzer Divisionen übersehen können, es war das reine Paradegefecht. In den Dörfern stehen die massiven zweistöckigen Häuser stets wie in Städten dicht an dicht und herum hohe Steinmauern, sie sind also zur Defensive wie geschaffen. Unsere enormen Verluste bei einem Frontalangriff auf den Schlüsselpunkt des Schlachtfeldes sind daher erklärlich." Unvermerkt und ohne das mindeste Aufheben wird alles in übersichtliche Ordnung gebracht, alle Tatsachen sind für den bestimmten Zweck gegliedert, so daß der praktische Entschluß auf der Stelle erfolgen kann. Noch ein Satz aus demselben Brief, wie die andern rasch und aus dem Stegreif niedergeschrieben: „Was meine Ansicht über die französische Armee betrifft, so erachte ich die Kavallerie kaum einer weiteren Erwähnung wert, die Infanterie schlug sich, soweit ich sie kenne, zähe und brav, feuert enorm weit und schnell, natürlich ohne zu zielen, erlangt aber doch Resultate, da sie die Atmosphäre mit einem Hagel von Blei erfüllt, ein riesiges Geknalle, die meisten Granaten platzten, da sie Zeitzünder hatten, in der Luft, die Mitrailleusen durchaus keine zu verachtenden Gegner, sondern wirken ziemlich bedeutend, ihr Geräusch ist leicht erkennbar, es klingt ungefähr wie ein schnarrendes Rrrr." Man fühlt eine mächtige, kaltblütige Ruhe, die keineswegs Mangel an Temperament ist, sondern schneidende Sachlichkeit, Selbstzucht, strenge, gesammelte Kraft. In ihrem Umkreis herrscht sie. Alles ist höchst einfach, ohne jede Spur von Pose, und alles aus einem Guß: durchaus aus dem eignen Mittelpunkt erwachsen.

Und so lief dies Leben in Beruf und Arbeit dahin, bis es 1911 in die stille Zurückgezogenheit eines verabschiedeten Generals auszumünden schien. Wäre er inzwischen gestorben, so läge er nun wohl auch auf dem stillen Friedhof unter der Linde neben seinen Eltern, und wer wüßte mehr von ihm, als wir bis vor kurzem von ihnen und seinen andern Ahnen wußten. Vielleicht hätten Kampf und Greuel des Russeneinbruchs sich bis zu diesen Gräbern gewälzt und wir sähen sie gelegentlich verwüstet im Bild, mit denselben Empfindungen allgemeinen Grimms und Schmerzes wie die andern. Da bricht der Krieg aus, der alte General wird noch einmal, zum bittern Ernst, eingerufen: und eine Woche später fliegt schon die Kunde von einem der gewaltigsten Siege, die die Geschichte kennt, über die Erde. Der gleiche stille Mann steht als Held vor der Welt; alle Augen richten sich auf ihn, möchten ihn kennen, in ihn eindringen, sich an ihm erbauen, jeden Zug seines Antlitzes deuten. Auch seine Vergangenheit erhält jetzt mit einemmal ein neues Licht, eine neue Bedeutung, schon beginnen Sage und Legende sich an die weithin sichtbare Gestalt zu knüpfen. Wir sind dem Bruder dankbar, daß er, aus der nächsten Kenntnis heraus, uns das Bild des Mannes festgehalten hat, wie er ihn selber, mit verwandten Sinnen, aus dem heimatlichen Wurzelboden aufwachsen sah. Wie er sich in der Geschichte emporrichtete, haben wir alle miterlebt. Wir setzen ans Ende am liebsten ein Wort, mit dem der Sieger selbst vor kurzem auf seinen wachsenden Ruhm herabsah: „Mir ist es gleichgültig, was sich die Menschen von mir für eine Vorstellung machen. Wenn ich nur König und Vaterland etwas nützen kann."

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Die deutschen Kolonien

Wilhelm Solf / Brief an den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg

Wilhelm Solf / Militarismus und Kolonialpolitik

Konrad Straehler / Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten

Gottfried Zoepfl / Die Verwaltung und Wirtschaftspolitik der deutschen Kolonien

Hugo Marquardsen / Die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete

Franz Allmaras / Das Verkehrswesen in den deutschen Kolonien

Alexander Becker / Der Gesundheitsdienst in den deutschen Kolonien

Walter Busse / Die Landwirtschaft in den Kolonien

Emil Krauß / Missions- und Schulwesen in den deutschen Kolonien

Wilhelm Schrameier / Kiautschou

Georg Schweinfurth / Vom beliebten und vom unbeliebten Deutschen

Karl Alexander von Müller / England und die deutsche Kolonialpolitik

---

Gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg?

Franzosen-Briefe

Französinnen-Briefe

Deutsche in der französischen Fremdenlegion

Hackenschmidt / Zur Eröffnung des Elsässischen Landtags

Bulle / Zur Enthüllung des Wildenbruch-Denkmals

Friedrich Thimme / Suum cuique

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, August 1915

Preis 1.50 M 2 Kronen 04

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Bismarck im Schützengraben

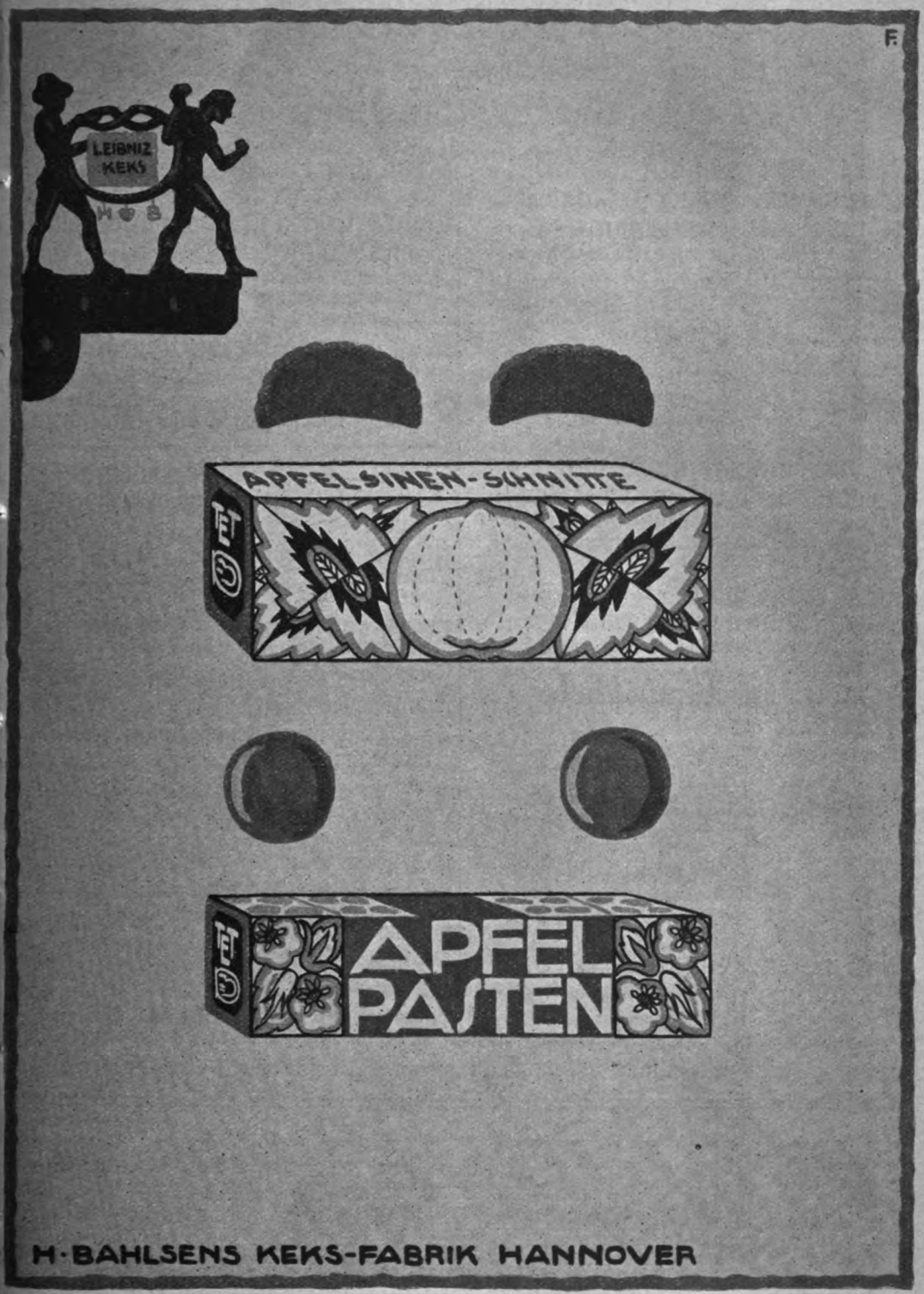
Es gibt kein Buch, das geeigneter wäre, unsere Krieger draußen vor dem Feinde stark und froh zu erhalten und unseren Verwundeten wohlzutun, als dieses:

Der Kanzler Otto von Bismarck
Briefe — Reden — Erinnerungen

Mit geschichtlichen Verbindungen von Dr. Tim Klein

1 80 Mk. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen-München

Digitized by Google



Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang August 1915 Heft 11

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Den Deutschen in den Kolonien . 721

Brief an den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg / Von Exz. Dr. Solf, Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts 722

Militarismus und Kolonialpolitik / Von Exz. Dr. Solf 724

Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten / Von Konrad Straehler, Geheimem Regierungsrat im Reichs-Kolonialamt 729

Die Verwaltung und Wirtschaftspolitik der deutschen Kolonien / Von Professor Dr. Gottfried Zoepfl, Geh. Oberregierungsrat und Vortragendem Rat im Reichs-Kolonialamt 737

Die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete / Von Dr. Hugo Marquardsen, Geograph im Reichs-Kolonialamt 743

Das Verkehrswesen in den deutschen Kolonien / Von Regierungs- und Baurat Franz Allmaras 746

Der Gesundheitsdienst in den deutschen Kolonien / Von Oberstabsarzt a. D. Dr. Alexander Becker . . 751

Die Landwirtschaft in den Kolonien / Von Geheimem Oberregierungsrat Dr. Walter Busse, Vortragendem Rat im Reichs-Kolonialamt 755

Missions- und Schulwesen in den deutschen Kolonien / Von Dr. Emil Krauß, Geheimem Regierungsrat und Vortragendem Rat im Reichs-Kolonialamt . 759

Seite

Kiautschou / Von Geheimem Admiralitätsrat Dr. Wilhelm Schrameier 762

Vom beliebten und vom unbeliebten Deutschen / Von Professor Dr. phil. et med. h. c. Georg Schweinfurth, Mitglied der Landeskundlichen Kommission des Reichs-Kolonialamts 769

England und die deutsche Kolonialpolitik / Von Dr. Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. B. Akademie der Wissenschaften, zurzeit beim Roten Kreuz 787

Wird die gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg wieder aufgenommen werden? 820

Friedrich Ostendorf † / Von Regierungsbaumeister Hermann Dernburg, zurzeit im Feld 833

Ludwig Schittler † / Von Dr. Emil Preetorius 838

Franzosen-Briefe 839

Französinnen-Briefe 842

Die Deutschen in der französischen Fremdenlegion 843

Predigt zur Eröffnung des Landtags für Elsaß-Lothringen / Von Pfarrer D. Hackenschmidt 846

Rede bei der Enthüllung des Wildenbruch-Denkmals / Von Professor Dr. Oskar Bulle, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung 849

Deutsche Soldatenlieder 855

Ein kleines Weißbuch 855

Suum cuique / Von Dr. Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Herrenhauses 856

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

MÜLLER EXTRA
MATHEUS MÜLLER · SEKTKELLEREI ELTVILLE
HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE
FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND
STEUERFREI!

Digitized by Google

Den Deutschen in den Kolonien

widmen wir dieses Heft. Über alles Ausdenkbare hinaus haben sie sich gehalten gegenüber unberechenbarer Übermacht der Zahl und Machtmittel ihrer und unsrer Feinde. Erst eine spätere Zeit wird das Heldentum aller, ja aller ohne Ausnahme, erkennen lassen. Am schwersten müssen sie gelitten haben durch die Unterbrechung jeder äußeren Verbindung mit ihrem Volk während des größten Kriegs. Sie sind aber mit uns durch ein Band verbunden, das kein Engländer zerstören kann. Dieses Band ist fester geworden als es je zuvor war. Tausende, die in Friedenszeiten teilnahmslos waren, sind aufgerüttelt worden durch das, was sie während des Kriegs erlebt haben im Gedenken an unsere Brüder in fernen Erdteilen. Das deutsche Volk ist erfüllt von dem Willen, den der Staatssekretär unseres Kolonialamtes kürzlich (das Eiserne Buch, Hamburg, 1915) als Wahlspruch bekannt hat:

„Unsere Feinde behaupten, sie müßten die Welt vom deutschen Militarismus befreien! Wir aber erwarten von der alle Voraussicht übertreffenden militärischen Kraft und von der Opferfreudigkeit unseres Volkes einen Frieden, der es Deutschland ermöglicht, in noch höherem Maße als vordem seine Fähigkeiten auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete zu entfalten. Wir hoffen, daß für die Entwicklung dieser friedlichen Kräfte besonders auch ein ausgebautes und gesichertes deutsches Kolonialreich Tausenden von jungen, schaffensfrohen Deutschen ein dankbares Feld der Betätigung und eine zweite Heimat geben wird."

Digitized by Google

Brief an den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg[1]).

Euerer Hoheit

sage ich geziemenden Dank für das gnädige Schreiben vom 11. d. Mts. Die Trauerkunde aus Südwestafrika ist in der Tat der härteste Schlag, den der Weltkrieg der Kolonialverwaltung zugefügt hat. Euerer Hoheit tiefempfundene Anteilnahme habe ich mir erlaubt auch meinen Mitarbeitern zur Kenntnis zu bringen.

Die Mitteilungen über die Bedingungen, unter denen die Übergabe der Kolonie stattgefunden hat, sind widersprechend. Da aber selbst von englischer Seite behauptet wird, daß der deutschen Streitmacht ungewöhnliche Zugeständnisse gemacht seien, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die Übergabe eine ehrenvolle war. Trotzdem muß die Nachricht von dem Unterliegen der deutschen Streitkräfte in ganz Deutschland einen tiefen und schmerzlichen Eindruck hervorrufen. Der Geist, der in der Schutztruppe zu allen Zeiten lebendig gewesen ist und der seine Feuerprobe in dem Aufstand der Jahre 1904, 1905 und 1906 bestanden hat, bürgt dafür, daß die Schutztruppe auch dem an Zahl gewaltig überlegenen Gegner gegenüber alles geleistet hat, was in Menschenkraft stand. Sobald unparteiische Nachrichten über den Verlauf der Kämpfe in Südwest vorliegen, wird sich das Einzelne in dieser Hinsicht ergeben; wie bei früheren Kämpfen in den Kolonien, wird die englische Darstellung bedeutsame Ergänzungen erfahren. Heute drängt sich die Frage auf, ob die Eroberung von Deutsch-Südwestafrika nicht hätte verhütet werden können, wenn das Schutzgebiet mit stärkerem militärischem Schutze ausgestattet gewesen wäre. Diese Frage, die alle deutschen Schutzgebiete berührt, beantwortet sich aus der deutschen Kolonialgeschichte: als Fürst Bismarck in den Jahren 1884 und folgenden die Gründung unseres Kolonialreiches anbahnte, fand er nur wenige Gebiete vor, die für einen Erwerb durch Deutschland in Betracht kamen. Unbekümmert um den Widerspruch Englands und nach Überwindung großer Schwierigkeiten gelang es ihm, den größten Teil des heutigen deutschen Kolonialgebietes unter deutschen Schutz zu stellen. Die kolonialen Erwerbungen lagen aber über die Küsten Afrikas zerstreut ohne Zusammenhang miteinander und waren zum Teil ohne geeignete natürliche Grenzen. Fürst Bismarck war sich von vornherein bewußt, daß diese Gebiete sich in einem Kriege mit England an Ort und Stelle nicht verteidigen lassen würden. Sein Gedanke war, daß der Schutz der

[1]) Hier wiedergegeben mit gnädiger Genehmigung des Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg.

Digitized by Google

Kolonien durch Deutschlands Macht auf dem europäischen Kontinent zu erfolgen habe. Auch England gegenüber habe Deutschland bei richtiger Politik genügend Machtmittel in der Hand, um es von dem Versuch, die deutschen Kolonien an sich zu bringen, abzuhalten. Demgemäß ist es weder in der Zeit, als der eiserne Kanzler die Politik Deutschlands leitete, noch später jemals unternommen worden, die deutschen Schutzgebiete an Ort und Stelle mit einem solchen militärischen Schutze auszustatten, der sie vor einem Angriffe seitens Englands sichergestellt hätte. In Togo, Deutsch-Neuguinea und Samoa wurde überhaupt keine Schutztruppe eingerichtet. In den drei großen afrikanischen Kolonien Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika und Kamerun wurden zwar Schutztruppen gebildet, ihre Größe aber wurde ausschließlich nach dem Gesichtspunkte bemessen, daß sie zur Unterdrückung von Aufständen der Eingeborenen und zur Bekämpfung des Sklavenhandels ausreichend sein sollten. In den Reichstagsdebatten ist dieser Gesichtspunkt seitens der Reichsregierung wiederholt betont worden, der Reichstag hat ihm zugestimmt. Wenn daher in diesem Kriege, in dem Deutschland gegen eine ganze Welt in Waffen steht, Teile der deutschen Schutzgebiete von überlegenen feindlichen Kräften erobert werden, so muß diese schmerzliche und beklagenswerte Tatsache als eine im Bereiche der Möglichkeit liegende hingenommen werden. Ein gegen englische Angriffe genügender militärischer Schutz an Ort und Stelle hätte in den deutschen Kolonien Kräfte des Mutterlandes festgelegt, die für die Entscheidung in Europa unentbehrlich gewesen wären. Wir müssen deshalb an dem Gedanken festhalten, daß der Schutz der deutschen Kolonien durch das auf europäischem Boden stehende deutsche Heer erfolgt. In dieser Hinsicht dürfen wir angesichts der Erfolge unserer Armee und der okkupierten Landesteile unserer Feinde zuversichtlich der Zukunft entgegensehen. Das deutsche Volk hat in den 30 Jahren seiner Kolonialgeschichte nach anfänglichem Widerstreben mit erstaunlicher Schnelligkeit die Notwendigkeit kolonialer Betätigung erkannt. Deutschland darf in dem Bezuge der wichtigsten kolonialen Rohstoffe nach diesem Kriege noch weniger als vorher von dem ihm feindlichen Auslande abhängig sein. Von der Durchführung unserer Kolonialpolitik dürfen wir uns nicht abschrecken lassen und werden den schweren Schlag, der die deutsche Kolonialpolitik getroffen hat, mit dem unerschütterlichen Entschluß beantworten, auf der als notwendig erkannten Bahn fortzufahren. Der Wahlspruch „per aspera ad astra“ ist das Gelöbnis, welches das deutsche Volk in der ernsten Stunde ablegt, wo Teile seiner Kolonien der Übermacht seiner Feinde zeitweilig erliegen.

gez. Solf.

Digitized by Google

Militarismus und Kolonialpolitik.

Von Dr. Wilhelm Solf, Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts.

Was ich an anderer Stelle (Deutschland und der Weltkrieg, soeben bei Teubner erschienen) kurz dargelegt habe und in diesem, den deutschen Kolonien gewidmeten Heft weiter ausführe, ist keine Entschuldigung, daß, und keine Erklärung, warum wir Kolonien haben. Deutschland hat Kolonien, weil es Kolonien haben wollte und haben mußte. Wir wissen, daß wir sämtliche Kolonien rechtmäßig erworben und nicht geraubt haben und sind für die Tatsache unseres Kolonialbesitzes nur uns und keiner fremden Macht Rechenschaft schuldig.

Wenn ich mich entschlossen habe, einen Beitrag zu liefern zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Kolonialpolitik, so tue ich das in der Absicht, durch eine Analyse des Geistes unserer Kolonialverwaltung zu zeigen, wie die deutsche Kolonialpolitik weit entfernt ist, „militaristisch" im Sinne unserer Feinde zu sein. Ich bin der Überzeugung, daß es mir gelingen wird, diesen Vorwurf unserer Feinde, die an allen Enden unseres Könnens und Wollens Militarismus spüren, für unsere Kolonien ad absurdum zu führen und auch jenseits meines Ressorts ins Fabelreich zu verweisen.

Was verstehen unsere Gegner unter „Militarismus" und was denken sich die Neutralen, wenn sie ihnen das Wort nachsprechen und recht geben? Unsere Feinde verstehen unter Militarismus die Tendenz der deutschen Regierung, Krieg zu führen aus Angriffs- und Eroberungslust! Die Spitze des Militarismus ist ihnen „the Kaiser", mit dem sie schon aus ihrem Sprachbewußtsein heraus den Begriff „Cäsar" verbinden. Unter diesem Vorurteil betrachten sie alle Mittel und Einzelheiten des militärischen Geistes und der militärischen Einrichtungen Deutschlands.

Prüft man sine ira et studio, ob und mit welcher Berechtigung das Schlagwort des Militarismus in diesem Sinne auf unsere staatlichen Zustände angewendet werden kann, so erkennt man, wie ungeklärt und ungerecht die Argumente derjenigen sind, die mit diesem Schlagwort uns auf der ganzen Welt in Mißkredit zu bringen suchen. Unsere Gegner sind sich über die fundamentale Tatsache nicht klar, daß das, was man Militarismus nennt, mit den geographischen und allgemeinen politischen Grundlagen der modernen Staatsbildung in enger Wechselbeziehung steht. Sie übersehen, daß in jedem modern zentralistischen Staatswesen, das aus der Wechselwirkung seiner geographischen, wirtschaftlichen und politischen Faktoren heraus zur Bildung eines stehenden Heeres gelangt ist, der Geist des Militarismus besteht und überall gleiche oder ähnliche Formen seiner Betätigung annimmt.

Die Geschichte der neueren Zeit zeigt, wie überall da, wo es einer starken Zentralgewalt gelungen ist, feudale und städtische Sondergewalten mit ihren dem Gemeinwohl schädlichen Sonderinteressen zu beseitigen oder wenigstens in einen machtvollen Organismus einzuordnen, auch die Aufstellung größerer und vor allem: organisierter Heeresmassen zur Möglichkeit und Notwendigkeit wird. Im späten Mittelalter bis in die neuere Zeit ist die Aufstellung größerer Heeresmassen zumeist nicht das Werk des

Digitized by Google

Staates oder des ihn repräsentierenden Souveräns, sie ist vielmehr in die Hand großer oder kleiner Heerführer gegeben, vom Generalissimus herab bis zum Obersten, der über soundsoviel Fähnlein „sein Regiment" aufrichtet. Die Heereskontingente stellt der Adel als Gegenleistung für erhaltene Lehen und Privilegien, aber auch Städte, Kreise, Klöster usw., wobei berufsmäßige Soldaten als Führer mitbestellt werden oder auch die Führung, wie besonders durch den Adel, selbst übernommen wird. Das Heer oder Kriegswesen erscheint hier in der Tat als Kriegshandwerk oder noch besser: als eine Art privat-kapitalistischer Unternehmung, namentlich dann, wenn man den zu Lehen gegebenen Grund und Boden oder wertvolle Privilegien mit unter den Begriff Kapital rechnet. Daher die Disziplinlosigkeit der Söldner, die, wenn der Oberste den Sold nicht zahlen kann, sich durch Plünderung schadlos halten; daher die Machtlosigkeit der Heerführer diesen Plünderungen gegenüber.

Das ändert sich, sobald der Staat selbst nationale, oder doch territoriale Wirtschaftspolitik betreibt, die nach einheitlichem Plane organisiert und „protegiert", reiche Hilfsquellen zur Bestreitung der Staatsaufgaben erschließt. Diese Hilfsquellen ermöglichen dem Staat nun auch das Kriegswesen „in eigene Regie" zu nehmen und verschaffen ihm eine ganz andere Gewalt über das Heer, die Anführer und Soldaten, als es ehedem den Großunternehmern des Kriegshandwerks möglich war. Indem der Staat die Mittel zur Rekrutierung und zum Unterhalt des Heeres liefert, Offiziere und Soldaten regelmäßig aus eigener Kasse bezahlt, ausrüstet und verpflegt, bekommt er das Heer in seine Zucht und kann diejenige Disziplin handhaben, ohne die militärische Tüchtigkeit nicht zu erzielen ist und Erfolge ausbleiben.

Staat und Heer Ludwigs XIV. geben ein klassisches Beispiel: Die von Colbert in merkantilistischen Formen organisierte Volkswirtschaft lieferte. zunächst die Geldmittel zur Aufstellung eines gut ausgerüsteten Heeres. Das auf solchen ökonomischen und sozialen Grundlagen aufgebaute Staatswesen stellt dem Heer aus dem ungeachtet seiner Privilegien dienstbar gemachten Adel ein wohldisziplin iertes Offizierkorps, aus dem wohlhabenden und gebildeten Bürgertum in Form eines emporkommenden Beamten. adels die zu einer planmäßigen Kriegsführung unentbehrliche Bürokratie

Immerhin ergibt eine Analyse der Grundlagen und Wesenszüge des Militarismus Ludwigs XIV., daß diesem Militarismus die Tendenz nach Macht, der Wille des Eroberers nicht fremd und daß die Machtpolitik des damaligen Frankreichs offensiver Natur war.

Wie der Staat Ludwigs XIV. von dem neuen Deutschen Reich, so ist auch der Militarismus dieses Herrschers von dem Militarismus des heutigen Deutschlands grundverschieden!

Waren auch bei der Entstehung des deutschen Militarismus in Preußen im Grunde dieselben Faktoren wirksam wie in Frankreich, so haben ihm doch konkrete Faktoren örtlich geographischer wie national-ethischer Natur ein besonderes, von dem französischen abweichendes Gepräge verliehen. Der Hauptfaktor der Differenzierung war die bittere Notwendigkeit: die Lage des kleinen armen Preußens inmitten mächtiger und reicher Nachbarn, die sein Aufkommen wie sein Bestehen nach Kräften hemmten

Digitized by Google

und erschwerten. Die dira necessitas, die „heilige Not“ zwang hier zur Zusammenfassung aller Kräfte und ließ keinen Raum für kostspielige Macht- und Prestigepolitik. Die Not trieb die preußischen Herrscher zur straffsten Zentralisierung ihres Staatswesens, zur Schaffung einer Bürokratie, die mit den kargen Mitteln des öffentlichen Säckels wie mit der „Arche des Herrn“ umging; die Not war die Ursache, daß in Preußen schon früh eine Art allgemeiner Wehrpflicht eingeführt wurde, insofern als der Mangel an Geldmitteln die Aufstellung eines angeworbenen Heeres nicht erlaubte; dieselbe Not zwang die armen Landjunker den Offizierstand als ihren eigentlichen Beruf zu erwählen. Die Not ist die große Lehr- und Zuchtmeisterin des preußischen Staates gewesen auf dem Thron, in der Armee, in der Beamtenschaft sowie in allen Schichten des Volks, sie hat jenes wortkarge, zugeknöpfte, aber zähe und ausdauernde Preußentum geschaffen, die Seydlitz, Ziethen, York, die Gottsched, Herder usw.

Dieser Staat gleicht in der Tat der wollenen Jacke, die kratzt, aber warm hält; er mußte herbe und schroffe Züge annehmen, da ihn die bittere Not erzog. Das Kleid seiner Fürsten war der schlichte Rock des Soldaten, nicht das prunkvolle Pluviale der alten deutschen Kaiser noch das mit Brillanten und Spitzen besetzte Galakleid der Bourbonen. In steter, abgegrenzter, disziplinierter Pflichterfüllung wurden Volk und Fürsten groß; das, was das Leben reich, froh und schön macht, blieb diesem Staat lange versagt. Daß aber der strenge Rhythmus des politischen Ganzen mit dem milderen der Kunst vereinbar sein kann, zeigen neben dem großen Friedrich viele der oben genannten Männer.

Unser heutiger, oft gescholtener, arg verkannter und entstellter deutscher Militarismus zeigt dieselben Züge wie der Militarismus in allen Ländern mit stehenden Heeren. Jene Momente aber, die seine besondere preußische Eigenart ausmachten, sind ihm noch heute verblieben, weil die Voraussetzungen für die staatliche Existenz Gesamt-Deutschlands sich immer mehr als die gleichen erwiesen, die einst für Preußen allein maßgebend waren.

Während andere Länder infolge einer glücklicheren geographischen Lage ihre staatlichen, militärischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse und Einrichtungen leichter zu gestalten vermochten, ist heute noch für das in Mitteleuropa gelegene, auf große Strecken durch keine natürlichen Grenzen geschützte, von Feinden und Neidern umringte Deutsche Reich die heilige Not — und diese Zeit beweist das wieder — die unentbehrliche Lehr- und altgewohnte Zuchtmeisterin. Gleichwie für Preußen gilt auch für das erst seit wenigen Dezennien dem Wohlstand sich nähernde Deutsche Reich das „toujours en vedette“ und das ganze deutsche Volk ist heute von demselben Geiste erfüllt, der einst Preußen groß und unbesieglich machte.

Nun ist vor dem Krieg auch bei uns oft vom Militarismus die Rede gewesen. Im Reichstag, in den Volksvertretungen der Bundesstaaten war Militarismus ein gern gebrauchtes Schlagwort der Opposition. Und doch verstand die Opposition darunter ganz etwas anderes als jetzt unsere Feinde. Wir haben in Deutschland zwei alle anderen überragenden politischen Systeme, die allgemeine Staatsverwaltung mit ihrem umfangreichen Beamtenstab im Reich und in den Bundesstaaten und die Armee mit ihrem das ganze Volk ergreifenden Organismus, der uns in den Stand

Digitized by Google

setzt, im Kriegsfalle acht Millionen Soldaten ins Feld zu schicken. Daß zwei so gewaltige Organisationen, die jede aus sich selbst heraus für die von ihr zu erfüllenden Zwecke eigene Normen und Grundsätze entwickelt und ihrem Schalten und Walten überordnet, daß diese beiden das Leben der Nation durchdringenden Macht- und Intelligenzfaktoren Reibungsflächen bieten, darüber wird sich niemand wundern, der Menschen und Menschenwerk zu beobachten und zu beurteilen gelernt hat.

Während es der Zweck der Zivilverwaltung ist, alle Kräfte des Volkes zur Förderung der nationalen Wohlfahrt einzuspannen und mit denkbarster Ökonomie wirken zu lassen, ist das Militär, in der Sorge um die Wohlfahrt des Vaterlandes, im Kriege bestrebt, die militärische Sicherung bereits im Frieden bis ins kleinste auszubauen. Die Grenze, wieweit die Militärverwaltung in ihrem pflichtmäßigen Bestreben gehen kann und muß, wird die Zivilverwaltung überall da finden, wo Forderungen für die Sicherheit des Landes mit solchen für die allgemeine nationale Wohlfahrt in Konflikt kommen. Gerade der Dualismus in dem einheitlichen Streben zum Wohle des gemeinsamen Ganzen, der sich bei der Verschiedenheit des Betätigungsgebietes der nebeneinander bestehenden Militär- und Zivilverwaltung ergibt, und der Umstand, daß keine der beiden Organisationen die andere zu unterdrücken vermochte, ist ein Zeichen für die Größe und Gesundheit beider.

Dieser Militarismus und Bürokratismus ist lediglich eine interne Angelegenheit Deutschlands, mit der wir zu rechnen haben, die aber das Ausland nichts angeht. Er ist die natürliche Folge unserer Veranlagung und unseres Dranges zu systematisieren. Dieser Militarismus hat mit Expansionsgelüsten und Konquistadorentum nichts zu tun. Deshalb ist die Taktik unserer Feinde, uns des Militarismus, wie sie ihn auffassen, anzuklagen, ebenso ungerecht wie töricht. Sie verkennen völlig die besonderen Grundlagen unseres erst seit 45 Jahren bestehenden Reichs. Könnte sich Deutschland regen und rühren wie die anderen, zumeist seit Jahrhunderten politischer und territorialer Einheit sich erfreuenden Staaten es seit langem vermögen, so hätte es vielleicht manche Züge abstreifen können, die das Ergebnis seiner in harter Zeit erwirkten und erworbenen Entwicklung sind. Das sehen wir in Neu-Deutschland. In unseren Kolonien glaubten wir diese uns im Mutterlande versagte Freiheit der Entwicklung zu haben. Hier hat Deutschland mit äußeren Feinden nicht gerechnet, an die Eroberung seines Besitzes durch europäische Mächte nicht gedacht. Im Vertrauen auf die solidarischen Interessen der weißen Rasse und gestützt auf die Bestimmungen und den Geist der Kongoakte war der militärische Schutz unserer Kolonien ein schwacher und lediglich für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung unter den Eingeborenen und für die Unterdrückung des Sklavenhandels bemessen. Das sind die gesetzlich umschriebenen Aufgaben unserer Schutz- und Polizeitruppen in Afrika. In sämtlichen Kolonien Afrikas und in der Südsee hat die deutsche Regierung auf dem Gebiete der Verwaltung sowohl wie im wirtschaftlichen Leben, hinsichtlich der militärischen Besetzung, im Handel und Verkehr, im Eisenbahnwesen, in der Landwirtschaft usw. vielfach andere und freiere Grundsätze durchgeführt, als es im Mutterlande möglich war. In keiner unserer Kolonien gibt es eine Militärverwaltung! Wäre der Militarismus das Idol der

Digitized by Google

Deutschen, hätten die Deutschen die ihnen angedichteten kriegerischen Eigenschaften und Konquistadorengelüste, unsere Kolonien müßten die Probe auf das Exempel sein, in ihnen hätte der vermeintlichen Soldateska und Kriegsleidenschaft ein willkommener Tummelplatz entstehen müssen! Daß dem nicht so ist, daß wir ein ziviles und friedliches Regiment eingeführt und im Vertrauen auf den Schutz der Grenzen gegen Feinde die für Deutschland historisch gewordenen Notwendigkeiten und Hemmungen nicht verpflanzt haben in die Neuländer unserer administrativen Betätigung, daß wir dort alles in allem einen freieren Geist entfaltet haben, erscheint doppelt bemerkenswert. Dieser Geist zeigt den eigentlichen Geist der deutschen Art und Politik, wie er, ohne äußere Feinde, ohne kriegsbereite Nachbarn, ohne die „heilige Not", sich durchsetzt, und wenn es möglich wäre, überall und allgemein sich durchsetzen würde.

Bei Ausbruch des jetzigen Krieges hätte man erwarten dürfen, daß die beteiligten Mächte sich des Artikels 11 der Kongoakte vom 26. Februar 1885 erinnern würden. Dieser Artikel verpflichtet die Signatarmächte der Kongoakte für den Fall, daß die eine oder andere Macht, die Souveränitätsrechte im konventionellen Kongobecken ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, ihre guten Dienste zu leihen, um auf Verlangen des betreffenden Staates zu bewirken, daß das fragliche Gebiet während der Dauer des Krieges neutralisiert bleibt. Diese weise und menschenfreundliche Bestimmung war seinerzeit auf besonderes Betreiben der Vereinigten Staaten von Amerika in die Kongoakte aufgenommen worden. Von deutscher Seite sind alsbald nach Kriegsausbruch die erforderlichen Schritte geschehen, um durch die Vermittlung der Regierung der Vereinigten Staaten eine Neutralisierung des in das konventionelle Kongobecken fallenden Teiles von Kamerun sowie von Deutsch-Ostafrika herbeizuführen. Eine gleiche Anregung ist von Belgien ausgegangen und wie es aus dem belgischen Graubuch hervorgeht, ist Frankreich anfangs geneigt gewesen, dem Vorschlag zuzustimmen, hat aber später unter dem Einfluß Englands, das offen erklärte, es gälte Deutschland zu schädigen, wo man nur könne, im Verein mit Großbritannien abgelehnt. Als Grund der Ablehnung wurde angegeben, daß es Deutschland gewesen sei, das mit der Eröffnung von Feindseligkeiten in den afrikanischen Gebieten begonnen habe. Es steht aber nach allen vorhandenen Nachrichten fest, daß in Ostafrika wie in Neukamerun die Feindseligkeiten durch die Alliierten begonnen worden sind. Wie aus dem belgischen Graubuch mit fast zynischer Offenheit hervorgeht, haben England und Frankreich ihre offiziellen Ablehnungsgründe selbst nicht ernst genommen. Es waren nichts als Vorwände für ihre wahren, gewalttätigen Absichten. Die Eröffnung der Feindseligkeiten auf kolonialem Boden hat alle diejenigen Instinkte und Neigungen in den Eingeborenen wieder wachgerufen, die man in friedlicher Bearbeitung der Bevölkerung während der letzten Jahrzehnte niederzuhalten und allmählich auszurotten eifrig bemüht gewesen ist. Die ungezählten Millionen, die das christliche Missionswerk in Zentralafrika erfordert hat, sind vergeblich geopfert. Die Stellung der weißen Rasse ist in ihren Fundamenten erschüttert. Auf England und Frankreich lastet nunmehr vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte die ganze Verantwortung für die folgenschwere, vor kurzem für ganz undenkbar erachtete Verletzung der Kongoakte.

Digitized by Google

Die Rechtspflege in den deutschen Schutzgebieten.

Von Konrad Straehler, Geheimem Regierungsrat im Reichskolonialamt.

In der Rechtspflege der Schutzgebiete besteht ein Unterschied zwischen Weißen und Eingeborenen. Daß dieser Unterschied lediglich der väterlichen Fürsorge für die Eingeborenen seinen Ursprung verdankt und seine Berechtigung in ihr findet, daß diese Differenzierung der Rechtssubjekte nicht eine bevorzugte Stellung der Weißen als Herrenrasse bezweckt, wird niemand bezweifeln, der die Grundsätze der Eingeborenenbehandlung in den deutschen Schutzgebieten kennt. Über diese Grundsätze hat Staatssekretär Solf sich eingehend vor zwei Jahren im Plenum des Reichstags ausgesprochen und ich möchte im Rahmen dieser Arbeit das dort Gesagte wiederholen:

„Die Eingeborenen sind unsere Schutzgenossen, und die deutsche Regierung hat um dessentwillen die Verpflichtung, die berechtigten Interessen der Eingeborenen zu den ihrigen zu machen. Denn wir wollen die Eingeborenen nicht ausrotten, wir wollen sie erhalten. Das ist die Anstandspflicht, die wir mit der Hissung der deutschen Flagge in unseren afrikanischen Kolonien und in der Südsee übernommen haben. Die Ausübung dieser Pflicht entspricht auch der Klugheit; denn sie allein verschafft auch die Möglichkeit vernünftiger Wirtschaftspolitik und damit die Grundlage unserer deutsch-nationalen Betätigung.

Ich will nicht den Satz vom Herrenvolk und von der dienenden Rasse wiederholen. Ich meine aber, daß der Weiße dem Eingeborenen gegenüber dasteht wie der Vormund zum Mündel, wie der Erwachsene zum Minderjährigen. Räumt man z. B. dem Eingeborenen ohne weiteres die freie Verfügung über seine Ländereien ein, so wird er seine Ländereien in kurzer Zeit veräußern, das dafür erhaltene Geld vergeuden und verarmen. Gibt dann die Regierung noch den Genuß von Alkohol frei, so gesellt sich zur Armut die Verlumpung; die Eingeborenen verkommen und sterben aus. So kann man schließlich auch kolonisieren, und so wollen auch viele, daß kolonisiert werde. Denn zu welch anderem Ziele führen die Wünsche und die Hoffnungen der großen Schar von Kolonisten, die die Eingeborenen lediglich als Hemmschuh für die Entwicklung ihrer eigenen Interessen betrachten: zu welchem Ziele führen alle jene Bestrebungen, zu deren Begründung auf die Sätze vom Kampf ums Dasein und vom „survival of the fittest“ verwiesen wird! Ebensowenig wie mit den auf Hebung des Handels und der Industrie und der Landwirtschaft gerichteten Bestrebungen die Aufgaben unserer heimischen Staatsverwaltung erschöpft sind, ebensowenig bedeutet Kolonisieren lediglich die wirtschaftliche Ausbeutung der Kolonie. Bei dem selbstverständlichen Wunsche des herrschenden Volkes, aus seinen Kolonien Vorteile für sich zu ziehen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Kolonien die Heimat sind von Menschen, denen wir unseren Schutz versprochen haben, für die wir sorgen müssen. Aus dieser Pflicht heraus erwachsen andere, ebenso große Aufgaben für den Kolonisator. Die Völker, mit denen die Kolonisationsarbeit uns in Berührung bringt, stehen auf niedriger Kultur, auf viel niedrigerem Standpunkte als

Digitized by Google

wir zivilisierten Weißen, teilweise tief unter uns. Nicht nur die legale Verpflichtung, die uns als den Schutzherren obliegt, unsere Stellung als Kulturstaat zwingt uns, mit den selbstverständlichen Argumenten der zivilisierten Weltanschauung diesen Völkern zu helfen und zu versuchen, ihnen bessere Lebensbedingungen zu verschaffen, als sie selbst in ihrer Beschränktheit und Unfähigkeit bisher sich haben verschaffen können.

Kolonisieren ist Missionieren, und zwar Missionieren in dem hohen Sinne der Erziehung zur Kultur. Wie die richtige Einschätzung der Imponderabilien seiner eigenen Nation eine der vornehmsten Aufgaben eines jeden Staatsmannes ist, so muß auch der Kolonisator unabläßig bemüht sein, das Denken und Fühlen der Eingeborenen zu untersuchen, zu ergründen und seine Arbeitsmethode darnach einzurichten. Und seine Arbeiten sind viele und mannigfaltige. Die Eingeborenen sind unwissend — sie müssen unterrichtet werden. Sie sind faul — sie müssen arbeiten lernen. Sie sind schmutzig — sie müssen gewaschen werden. Sie sind krank, mit allerlei Gebrechen — sie müssen geheilt werden. Sie sind wild, grausam und abergläubisch — sie müssen besänftigt und erleuchtet werden. Alles in allem, sie sind große Kinder, die der Erziehung und der Leitung bedürfen.

Diese Grundsätze haben mit dem von den Sozialdemokraten so verpönten Herrenstandpunkt nichts zu tun. Sie können auch nicht charakterisiert werden als eine weichliche Verhätschelungspolitik der Eingeborenen. Diese Grundsätze sind eminent praktisch, nur mit diesen Grundsätzen kann man das Kardinalproblem einer jeden Kolonialpolitik lösen, nämlich die Nutzbarmachung der Eingeborenenarbeit und der in den niederen Völkern als rudis indigestaque moles aufgestapelten Energie für die Zwecke und das weite Betätigungsfeld unserer höheren Intelligenz.

Ich komme jetzt zu einem schwierigen Satze und ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen — ich glaube, daß ich in dem Rahmen dieser Ausführungen auch nicht gut mißverstanden werden kann —: Wie man die Eingeborenen zu dieser Kulturarbeit heranzieht, ob man sie zur Arbeit überreden will — ich gebrauche nicht das Wort Zwang, um nicht Mißverständnisse zu erregen —, oder welche Mittel man gebrauchen will, das hängt von dem Charakter der verschiedenen Völker ab, von ihrer Moral und dem Grade ihrer Bildung. Dieses Problem muß in jedem Schutzgebiet anders gelöst werden. Das kann aber nicht mit allgemeinen Grundsätzen von hier aus gemacht werden. Das muß jeder Gouverneur in seinem Schutzgebiet studieren und darnach handeln. Aber für die Pflanzer sowohl wie für die Kaufleute gibt es in den Kolonien nur eine Politik der Erhaltung der Eingeborenen, der Nutzbarmachung ihrer Arbeit für die Pflanzer, der Steigerung ihrer Lebensbedürfnisse und damit Hand in Hand der Förderung ihrer Kaufkraft zum Nutzen unseres Handels.

Die Arbeitsteilung zwischen den Weißen und den Eingeborenen muß die sein, daß der Eingeborene seiner Hände Arbeit in den Dienst der weißen Intelligenz stellt!

Die Politik des Schmarotzens an den niederen Rassen und der Ausrottung und Zerstörung ist antiquiert und unsittlich, aber auch unklug; denn man tötet die Henne nicht, die Eier legen soll. Behandelt den Eingeborenen gerecht! — Darin liegt, wenn es darauf ankommt, Härte even-

Digitized by Google

tuell und Strenge. Gebt ihm seinen Wünschen entsprechende Lebensbedingungen und fördert ihn allmählich! Denn 50 und 100 Jahre spielen keine Rolle in der Entwicklung der Völker. Dann aber wird auch die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien rüstig vorwärts schreiten, und zwar durch die Eingeborenen und mit den Eingeborenen und nicht trotz der Eingeborenen und gegen die Eingeborenen."

Diese Grundsätze der Eingeborenenpolitik waren seitens der deutschen Kolonialverwaltung von Beginn an befolgt und festgehalten worden. Sie waren auch für die Gestaltung des Eingeborenenrechts bestimmend und führten dazu, daß die Eingeborenen grundsätzlich zunächst ihr Stammesrecht behielten. Die Kolonien sind die Heimat der Eingeborenen. Daß diese nicht unter der fremden Herrschaft ihres Heimatsgefühls verlustig gingen, mußte die ernste Sorge des erwerbenden Staates sein. Dies konnte nur dadurch erreicht werden, daß ihre althergebrachten Sitten und Gebräuche, sofern sie nicht gerade den einfachsten Geboten der Vernunft und Moral widersprachen, Achtung und Schonung fanden. Wohl war ihr Recht noch nicht über die ersten Stufen der Entwicklung hinausgekommen. Es hatte aber bisher für ihre einfachen Lebensverhältnisse genügt und ließ das gleiche für die nächste Zukunft erwarten. Die Eingeborenen sofort mit dem deutschen Recht zu beglücken, wäre aus mehr als einem Grunde verfehlt gewesen. Deutschland selbst hatte, als ihm im 16. Jahrhundert das fremde römische Recht aufgedrungen wurde, erfahren müssen, wie wenig ein noch so vortreffliches Recht imstande ist, ein Volk mit Zufriedenheit und dem Gefühl der Rechtssicherheit zu erfüllen, wenn es nicht aus seiner Mitte selbst herausgewachsen ist. Das deutsche Recht ist für Verkehrsverhältnisse geschaffen, wie sie dem Eingeborenen fremd waren und zum größten Teil noch sind. Aus vielhundertjähriger Arbeit ist es als Erzeugnis der schärfsten Verstandeskräfte eines hochentwickelten Kulturvolkes hervorgegangen. Um es zu verstehen und nutzbar anzuwenden, bedarf es weit höherer Verstandesreife als der Eingeborene besitzt. Der Rechte, die ihm das deutsche Gesetz gäbe, würde er sich nicht wirksam bedienen, die Pflichten, die es ihm auferlegte, nicht erfüllen können. Man denke nur an die Eidespflicht, von der das deutsche Prozeßverfahren großenteils beherrscht wird. Der Eingeborene hat es bisher nicht gelernt, klare und zuverlässige Wahrnehmungen zu machen und sie nackt und nüchtern dem Gericht vorzutragen. Seine ungezügelte Phantasie läßt ihn Bilder sehen, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Jede Eidesleistung brächte ihn in die Gefahr einer strafgerichtlichen Untersuchung. Ließe man ihn aber von der Verantwortung frei, weil ihm die geistige Schulung und die erforderliche Einsicht fehle, würde der Eid zu einer leeren Formel herabsinken und die Beweiskraft einbüßen, um derentwillen seine Leistung gerade gefordert wird. Dann unterbliebe besser jede Beeidigung.

Die Eingeborenen zählen in den Kolonien nach Millionen, denen nur wenige Weiße gegenüberstehen. Der Weiße ist mehr oder weniger ein Gast in dem Lande. Nahm der Weiße auch sein eigenes Recht mit in die Fremde, er durfte nicht verlangen, daß ohne Rücksicht auf ein Bedürfnis diesem auch ohne weiteres der Eingeborene unterworfen werde. Einer künstlichen Rechtseinheit durften ihre Interessen nicht geopfert werden.

Digitized by Google

Das Stammesrecht ist nur grundsätzlich, nicht aber ausschließlich und auch nicht für immer als das Recht der Eingeborenen anerkannt. Der deutsche Richter, der die fein gegliederten und scharf umrissenen Rechtsbegriffe des heimischen Rechts nicht ganz entbehren konnte, fand auf viele Fragen in dem rohen Stammesrecht keine Antwort. Der Aufschwung in Handel und Wandel, der die Einwanderung der Weißen begleitete, hatte die Bildung neuer den Eingeborenen unbekannter Rechtsverhältnisse im Gefolge. Überall mußten Lücken ausgefüllt werden und es war nur natürlich, wenn er heimische Rechtsanschauungen zugrunde legte. So wurde, kraft Gewohnheit, deutsches Recht auch für die Eingeborenen-Rechtspflege Vorbild und letzte Quelle, aus der der Richter schöpfte. Es hat zwar nur subsidiäre Geltung, aber sein Geist durchdringt letzten Endes die gesamte Rechtspflege, hebt sie von Stufe zu Stufe und wird sie in stetem Fortschritt auf die Höhe führen, auf der der völlige Ersatz des primitiven Stammesrechts durch eine allen Ansprüchen europäischer Zivilisation genügende Rechtsordnung ohne Gefährdung des Rechtsgefühls möglich ist. Die Gesetzgebung hat im Laufe der Jahre wirksam nachgeholfen. In das Rechtsbewußtsein der Eingeborenen übergegangene Rechtsanschauungen sind bereits durch Gesetze festgehalten. Und insbesondere zum Schutze der Farbigen entfaltet die Verwaltung eine reiche gesetzgeberische Tätigkeit. Aus der geistigen Überlegenheit der Weißen drohten im wirtschaftlichen Kampfe den Eingeborenen ernste Gefahren, die auch das Gedeihen des Landes nachteilig beeinflussen mußten. Es galt vor allem, ihn in seinem Grundbesitz zu schützen und seine Arbeitskraft zu erhalten. Frühzeitig hat die Verwaltung diese ihre Aufgabe erkannt und eine Reihe von Schutzgesetzen erlassen, die darauf abzielten, den Eingeborenen vor Ausbeutung zu bewahren und seine wirtschaftliche Lage zu sichern. Die Rechtsbildung befindet sich in einem beständigen Flusse. Sie hat bisher mit der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien Schritt gehalten und wird auch in Zukunft der Gegenstand eifriger Fürsorge des Staates sein. Der Rechtszustand bietet in skizzenhaften Umrissen etwa folgendes Bild: Als Eingeborene werden die Angehörigen der in den Schutzgebieten heimischen Stämme einschließlich der Mischblutstämme angesehen. Zu ihnen zählen außerdem die Angehörigen fremder farbiger Stämme. Farbige, die die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen, oder als Angehörige zivilisierter Staaten kraft völkerrechtlicher Verträge oder kraft Herkommens den Reichsangehörigen gleichstehen, unterstehen dem Weißenrecht.

Das Deutsche Reich ist der Träger der Schutzgewalt über die Kolonien, die nichts anderes ist als die volle Souveränität. Sie wird ausgeübt von dem Deutschen Kaiser im Namen des Reichs. Kraft der Souveränität haben das Reich und der Kaiser die Gesetzgebungsmacht, die das Reich in Gestalt von Gesetzen, der Kaiser durch Verordnungen ausübt. In beschränktem Umfange ist die Verordnungsgewalt auch dem Reichskanzler und den Gouverneuren übertragen. Das Reich schafft vornehmlich Recht für die Weißen; in der Hand des Kaisers, des Reichskanzlers und der Gouverneure liegt die Regelung des Eingeborenenrechts. Hier muß eine größere Beweglichkeit herrschen, als es der Gesetzgebungsapparat des Reichs ermöglicht. Da das Reich den Etat für die Schutzgebiete zu be-

Digitized by Google

willigen hat, bleibt ihm ein weitgehender Einfluß auf die Verwaltung der Schutzgebiete und die Möglichkeit einer Aufsicht über die meist in Gesetzesform ergangenen Anordnungen.

Für die weiße und ihr gleichstehende Bevölkerung gelten kraft des Schutzgebietsgesetzes im allgemeinen deutsches Zivil-, Straf-, Prozeß- und Konkursrecht, ferner die Vorschriften über das Verfahren in Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Die Vorschriften des Preußischen Rechts treten ergänzend hinzu. Für die Gerichte ergab sich die Notwendigkeit einer den unentwickelten Verhältnissen angepaßten einfachen Verfassung. Es wurden nur zwei Instanzen gebildet: Bezirksgericht und Obergericht. Der Bezirksrichter bearbeitet als Einzelrichter die auch in der Heimat dem Einzelrichter — Amtsrichter — zugewiesenen Sachen. In den übrigen Sachen ist das Bezirksgericht teils in einer Besetzung mit drei, teils mit fünf Mitgliedern tätig. In der stärkeren Besetzung entscheidet es in Verbrechens- und schweren Vergehungssachen. Das Obergericht besteht aus dem Oberrichter und vier Beisitzern. Die Bezirksrichter und Oberrichter besitzen die Befähigung zum Richteramt in einem Bundesstaat und werden von dem Reichskanzler zur Ausübung des Richteramts ermächtigt. Sie sind in der Ausübung ihres Amtes unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen. Die Beisitzer werden aus der Zahl der achtbaren Gerichtseingesessenen berufen. Eine Revisionsinstanz fehlt zurzeit noch. Ihre Errichtung steht in der Einsetzung eines Reichskolonialgerichts bevor.

In dem Strafverfahren wirkt ein Staatsanwalt nur bei der Hauptverhandlung in der ersten Instanz, bei der Einlegung von Rechtsmitteln und bei dem Verfahren zweiter Instanz mit. Rechtsanwälte und Notare haben eine ähnliche Stellung wie in der Heimat.

Das Recht der Eingeborenen beruht, wie bereits bemerkt wurde, auf dem Stammesrecht. Der sich hieraus ergebende Unterschied gegenüber dem Weißenrecht beschränkt sich auf den Inhalt der materiellen Berechtigungen und die Art der prozessualen Geltendmachung der Ansprüche; er erstreckt sich dagegen nicht auf die persönliche Rechtstellung. Der Eingeborene hat andersgeartete, aber nicht Minderrechte. Leben, Gesundheit, Freiheit und Eigentum sind ihm in dem gleichen Umfange gewährleistet wie dem Weißen. Auch ihm leiht die Regierung ihren Arm, um seine Rechte durchzuführen. Zwar finden sich in Ostafrika, Togo und Kamerun noch Reste der sogenannten Haussklaverei. Dies hat aber auf die persönliche Rechtstellung der ihr Unterworfenen keinen Einfluß. Auch der Hausklave gilt vor dem Richter als rechtsfähige Person und genießt den vollen Rechtsschutz. Die Regierung hat dafür gesorgt, daß ähnliche Verhältnisse nicht mehr entstehen können und daß die noch bestehenden Verhältnisse in kurzer Zeit ihr Ende erreichen.

Zum Schutze der Eingeborenen gegen eine Ausbeutung ihrer Unerfahrenheit sind da, wo es notwendig schien, eingehende Vorschriften über den Abschluß und Inhalt von Kredit- oder Bürgschaftsgeschäften und von Arbeitsverträgen erlassen. Kredit- und Bürgschaftsgeschäfte bedürfen teils der behördlichen Genehmigung oder Beurkundung, teils nur der schriftlichen Form. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Arbeitsvertrage zuteil geworden. Hier galt es unter anderem zu verhüten, daß sklavenähnliche Ver-

Digitized by Google

hältnisse entstehen oder daß der Arbeiter seinen heimischen Beziehungen entfremdet wird. Der Arbeitsvertrag darf eine bestimmte Zeitdauer nicht überschreiten. Die tägliche Arbeitszeit ist begrenzt. Die Lohnsätze sind geregelt. Der Lohn muß in bar gezahlt und darf nicht gekürzt werden. Dem Arbeitgeber liegen außerdem zahlreiche Pflichten sozialer Fürsorge ab. Er hat für gesunde Räume zur Unterkunft, angemessene Pflege, ausreichenden Unterhalt, für Krankenhilfe, Arzneien, Verbandsmittel und erforderlichenfalls auch für ärztliche Behandlung zu sorgen. Bei einer entsprechenden Zahl von Arbeitern ist ein besonders eingerichteter Krankenraum bereitzuhalten und eine ausgestattete Apotheke einzurichten. Eine Verletzung dieser Pflichten gibt dem Arbeiter das Recht, den Vertrag zu kündigen, ohne den Lohnanspruch zu verlieren. Auch kann der verletzte Vertrag behördlicherseits aufgelöst werden.

Bei der Regelung und Fortbildung des Liegenschaftsrechts war es der Regierung ständige Sorge, die Eingeborenen im Besitze eines so ausgedehnten Grundbesitzes zu erhalten, daß sie und ihre Nachkommen dauernd vor einem wirtschaftlichen Niedergang bewahrt bleiben. Sie wurden in ihrem alten Grundbesitz bestätigt, oder erhielten so viel Land zugewiesen, als sie zur Sicherung ihres Unterhalts brauchten. Die Veräußerung dieses Landbesitzes an Weiße sowie die dingliche Belastung wurde entweder ganz verboten oder an die Genehmigung des Gouverneurs geknüpft. Die Eingeborenen sollten gegen Ausbeutung durch fremde Gewinnsucht geschützt sein. Diese Schutzvorschriften sind noch in Kraft, trotzdem bereits infolge der fortschreitenden Entwicklung das Grundstücksrecht der Eingeborenen dem der Weißen beträchtlich angenähert ist.

Im Mittelpunkt des deutschen Liegenschaftsrechts steht das Grundbuch. In ihm sind behördlich die Grundstücke nach Größe und Lage, die Eigentumsverhältnisse und die dinglichen Rechte Dritter verzeichnet. Es gibt also, da es von jedermann eingesehen werden kann, über die tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse eines Grundstücks sichere Auskunft und gewährt damit die zum Abschluß eines Grundstückgeschäfts nötigen Unterlagen. Insbesondere fördert es den außerordentlich wichtigen Grundstückskredit, indem es alle für eine Beleihung wichtigen Nachweise zuverlässig enthält. Die Einrichtung ist in die Schutzgebiete übertragen, und es ist auch dafür gesorgt, daß der Eingeborene sich ihrer bedienen kann, soweit ihm nicht daraus Nachteil droht. Im Grundbuch eingetragene Grundstücke kann er unbeschränkt erwerben. Dagegen bestimmt über die Eintragung seines eigenen Grundbesitzes der Gouverneur, und zwar im Interesse der Eingeborenen, denn die mit der Eintragung geschaffene rechtliche und wirtschaftliche Lage setzt, um sie mit Vorteil auszunutzen, eine höhere Verstandeseinsicht voraus, als der Eingeborene im Durchschnitt besitzt.

Am wenigsten berührt von den Einflüssen deutscher Anschauungen ist das Familien- und Erbrecht der Eingeborenen. Die Ehe und ihre rechtlichen Wirkungen wurzeln so tief in dem Gemütsleben eines wenn auch noch so niedrig stehenden Volkes, daß an ihre Überleitung in unsere veredelte Auffassung erst herangetreten werden darf, wenn die sittliche Grundlage dafür geschaffen ist. Die Verbreitung christlicher Anschauungen durch Unterricht und durch vorbildliche Lebensführung wird die Wege ebnen,

Digitized by Google

die den Eingeborenen zum rechten Ziele führen. Die Regierung ist fortdauernd bemüht, mit allen gütlichen Mitteln auf eine sittliche Hebung des Volkscharakters hinzuwirken, um der Gattin und Mutter die ihr gebührende Stellung in der Familie zu verschaffen.

Wie das Familienrecht hat sich das materielle Erbrecht der Eingeborenen bisher einer gesetzlichen Regelung entzogen. Dagegen ist in Deutsch-Ostafrika, wo Inder und Araber im Wohlstand leben, mit einer behördlichen Nachlaßregulierung der Anfang gemacht. Die Erben können, wenn Nachlaß vorhanden ist, seine Verwaltung und Verteilung in die Hand der örtlichen Regierungsbehörde legen. Ähnliche Möglichkeiten sind für die Samoaner geschaffen, bei denen Titel- und Landzwistigkeiten aus Anlaß von Todesfällen eine große Rolle spielen.

Ein durchgreifender Wandel vollzog sich unter der deutschen Herrschaft auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. An die Stelle der oft launischen Willkür tyrannischer Häuptlinge trat der auf festen strafrechtlichen Grundsätzen ruhende Rechtsspruch einer verantwortlichen Behörde. Die Grundsätze fanden sich nur selten in dem Stammesrecht, das kaum die ersten Anfänge eines vernünftigen Strafrechtssystems aufwies. Sie konnten nur aus den abgeklärten heimischen Rechtssatzungen gewonnen werden. Das deutsche Strafrecht lieferte also im allgemeinen die Normen, nach denen der Eingeborene zur strafrechtlichen Verantwortung gezogen wird. Darüber hinaus das deutsche Strafrecht uno actu als Ganzes für die Eingeborenen einzuführen, konnte dagegen nicht in Frage kommen: mit seinen scharf ausgeprägten Rechtsbegriffen und Einzeltatbeständen wäre es dem Eingeborenen unverständlich geblieben. Der Richter aber mußte eine gewisse Bewegungsfreiheit behalten, um den Sitten und Anschauungen der Eingeborenen den gebührenden Einfluß auf die Beantwortung der Schuldfrage einräumen zu können. Eine erschöpfende Aufzählung der strafbaren Handlungen ist bisher in keinem unserer Schutzgebiete erfolgt. Daß auch solchen verbrecherischen Ausschreitungen, die auf Aberglauben oder den kulturellen Grundanschauungen der Eingeborenen, wie z. B. Reichen eines Gifttrankes, Blutrache u. dgl. m., mit Strafmitteln entgegengetreten wird, gilt als selbstverständlich.

Die Erwägungen, die einer Aufzählung der Straftaten entgegenstehen, sprechen bei der Bestimmung der Strafarten nicht mit. Hierüber bestehen denn auch allgemeine Vorschriften. Zulässige Strafen sind in afrikanischen Kolonien körperliche Züchtigung, Geldstrafen, Gefängnis mit Zwangsarbeit, Kettenhaft, Todesstrafe. In der Südsee ist körperliche Züchtigung und Kettenhaft nicht zugelassen, dafür aber Zwangsarbeit ohne Gefängnis als Strafe eingeführt. Wo die körperliche Züchtigung zugelassen ist, fand sie auch bereits vor Begründung der deutschen Herrschaft statt. Sie ist als erzieherische Maßregel zurzeit noch unentbehrlich, da der Eingeborene selbst sie zu seinem Schutze für nötig hält und ihre Anwendung verlangt. Über Frauen darf sie nicht verhängt werden. Ältere Leute und Eingeborene gehobener Bildung oder besserer Stände sind mit ihr zu verschonen. Nur ein vom Gouverneur genehmigtes Züchtigungsrecht darf angewendet werden. Die Züchtigung erfolgt unter der Aufsicht eines Arztes. Die Todesstrafe darf endgültig nur von dem Gouverneur verhängt werden. —

Digitized by Google

Die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen ruht grundsätzlich in der Hand der örtlichen Verwaltung, der Bezirksamtmänner, selbständiger Distriktschefs und Stationsvorsteher. Die Gründe, die gegen die Trennung der Justiz von der Verwaltung sprechen, überwiegen. Der Verwaltungsbeamte steht in ständiger Berührung mit den Eingeborenen; er ist am besten in der Lage, ihre Rechtsanschauungen kennen zu lernen und genießt ihr Vertrauen. Sein Ansehen würde leiden, wenn er nicht die Macht hätte, zu strafen und Streitigkeiten zu entscheiden. Zu den Verhandlungen werden nach Möglichkeit Eingeborene als Berater oder Sachverständige zugezogen. In dieser Eigenschaft vermitteln sie die Kenntnis des Rechts und lernen selbst die Rechtsanschauungen der Weißen kennen. Dies trägt dazu bei, das Vertrauen in die Rechtsprechung zu stärken. Für den Gang des Prozeßverfahrens dienen die heimischen Vorschriften als Vorbild; das Verfahren ist mündlich und öffentlich. Der Eingeborene wird nicht beeidigt, doch wird eine wissentlich falsche Aussage bestraft. Mittel, die nach den heimischen Gesetzen unzulässig sind, um ein Geständnis zu veranlassen, dürfen nicht angewendet werden.

Während in Deutsch-Ost und Deutsch-Südwestafrika nur Weiße Recht sprechen, ist in Kamerun, in Togo und in der Südsee ein Teil der Gerichtsbarkeit den Eingeborenen belassen oder übertragen. Die Regierung hat sich jedoch auch hier die Aufsicht und das Recht vorbehalten, die Entscheidung abzuändern. In Kamerun sind für bestimmte Eingeborenenstämme und Landschaften Häuptlinge als Einzelrichter und Eingeborenenschiedsgerichte als Kollegialgerichte tätig. Ihre Zuständigkeit ist nach der Höhe des Streitwerts und nach der Schwere der Straftat abgegrenzt. Doch ist das Strafverfahren über Mord und Totschlag ihnen entzogen. Die Schiedsgerichte bilden außerdem die Berufungsinstanz für die vor den Häuptlingen verhandelten Sachen. Sämtliche Sachen können in letzter Instanz zur Entscheidung des Gouverneurs gebracht werden. Auch im übrigen ist für eine nachprüfende Instanz gesorgt, wenn es sich um höhere Streitsummen oder größere Strafen handelt. Die Entscheidung liegt hier beim Gouverneur oder Oberrichter. Die Zwangsvollstreckung ist auf Vermögensstücke beschränkt, die der Schuldner entbehren kann, ohne seine wirtschaftliche Lage zu gefährden. Stammesvermögen darf in keinem Falle beansprucht werden. Das Strafverfahren findet ohne Mitwirkung eines Staatsanwalts statt. Die Einleitung der Strafverfolgung ist in das pflichtgemäße Ermessen der Behörde gestellt. Es besteht also hierzu kein gesetzlicher Zwang. Dem Angeschuldigten steht es in jeder Prozeßlage frei, einen Verteidiger zuzuziehen.

Digitized by Google

Die Verwaltung und Wirtschaftspolitik der deutschen Kolonien.

Von Dr. Gottfried Zoepfl, Geh. Ober-Regierungsrat und Vortragendem Rat im Reichs-Kolonialamt, a. o. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

Die Verwaltung der deutschen Kolonien ist vielfach von ausländischen Kritikern als militaristisch-bürokratisch bezeichnet worden. Diese Kritik ist unberechtigt. Eine Militärverwaltung besteht nirgends in den deutschen Schutzgebieten, überall ist die Zivilverwaltung durchgeführt, und zwar in der Weise, daß die Schutztruppe dem Gouverneur untersteht und dieser wieder dem Staatssekretär als Vertreter des Reichskanzlers im Gebiete der Kolonialverwaltung. Nicht überall in fremden Kolonien ist dies der Fall, ein großer Teil des Militärs in den französischen Kolonien, einschließlich der Fremdenlegion, untersteht unmittelbar dem Kriegsministerium in Paris, das in Westafrika sogar einen allgemeinen Militärdienst eingeführt hat. Hier könnte man eher von Militarismus sprechen als bei unserem System, auf Grund dessen in Togo und der Südsee überhaupt keine und in den anderen Kolonien nur wenige sogenannte Schutztruppen stehen.

Dem Vorwurf des Bürokratismus, der auch in Deutschland vielfach erhoben worden ist, ist durch eine Reichstags-Denkschrift (1913) über die Verwaltung der europäischen Kolonialstaaten begegnet worden. Diese eingehende Untersuchung hat gezeigt, daß das Beamtentum in den deutschen Kolonien durchaus nicht überwuchert, daß es an Zahl seines Personals sogar zurücktritt gegenüber den meisten Kolonien fremder Staaten. Bei einem Vergleich der Beamtenetats tropischer Kolonien ergibt sich, daß die deutschen Schutzgebiete in Afrika geringere persönliche Verwaltungskosten haben, als die meisten benachbarten englischen, französischen, belgischen und portugiesischen Kolonien. Ebenso unrichtig ist die Behauptung, daß der Bürokratismus in der deutschen Kolonialverwaltung eine Anteilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung nicht aufkommen lasse. In keinem Kolonialstaat der Welt hat die Zentralverwaltung der Kolonien im Mutterlande eine so ins einzelne gehende Kontrolle durch das Parlament, wie in Deutschland. Aber auch in den Kolonien selbst ist die in den Gouvernementsräten organisierte Volksvertretung von nicht geringerem Einfluß als in den tropischen Kolonien gleicher Entwicklung anderer Kolonialstaaten. In unserer einzigen nichttropischen Siedlungskolonie Südwestafrika hat der Landesrat noch weitergehende Vollmachten. Mit dem Fortschreiten der finanziellen Unabhängigkeit der Kolonien vom Mutterlande wird sich die Selbstverwaltung in ihnen steigern. Das ist der oft ausgesprochene Grundsatz der Zentralverwaltung.

Ebenso wie die allgemeine Verwaltung ist auch die Finanzverwaltung in den deutschen Kolonien durchaus liberal. Größte Publizität, genaueste Rechnungslegung und eine scharfe Kontrolle der Rechnungsbehörde des Reiches und des Parlaments verhindern jede verschwenderische,

Digitized by Google

ausbeuterische und inhumane Tendenz in der deutschen Kolonial-Finanzverwaltung. Es gibt in unseren Kolonien keine Sonderbesteuerung für Ausländer, keine Abweichung von dem Grundsatz der Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit. Lediglich den Missionen sind gewisse Vergünstigungen gewährt.

Eine Haupteinnahmequelle bilden die Zölle, die besonders auf Waren gelegt werden, die zum Genuß dienen oder sonst entbehrlich oder ersetzbar sind, weniger oder gar nicht auf solche Artikel, die für die Steigerung der wirtschaftlichen Produktion benötigt werden, wie Maschinen, Geräte u. dergl. Dadurch, daß die Einnahmen wesentlich auf Zölle begründet sind, können die Steuern, mit Hilfe deren vielfach in fremden Kolonien die Aufbringung der Einnahmen ganz oder überwiegend den Eingeborenen aufgebürdet wird, in den deutschen Kolonien niedrig gehalten werden. Selbstverständlich verkennt die deutsche Regierung den hohen erzieherischen Wert der Steuern für die Eingeborenen nicht, glaubt aber nach Maßgabe des Verständnisses der Eingeborenen für das Wesen der Steuer und unter Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Kraft nur allmählich steigernd vorgehen zu sollen. Die Steuerarbeit wird, wo immer es angeht, durch Geldsteuer abgelöst, um Mißbräuche zu verhüten.

Der deutschen kolonialen Finanzverwaltung ist auch das System der Konsumsteuern neben den Zöllen auf Verbrauchsartikel fremd, das in denjenigen fremden Kolonien, wie z. B. in Madagaskar, ausgebildet ist, in denen Zollbegünstigungen des Mutterlandes bei der Einfuhr große Ausfälle in den Zolleinnahmen verursachen, das aber auch, wie die Konsumsteuer auf Baumwollwaren in Britisch-Indien, eingeführt wird, um den Import der Industrie des Mutterlandes nicht durch Zölle zu treffen, trotzdem Finanzeinnahmen zu erzielen und gleichzeitig noch die aufstrebende eigene Industrie der Kolonie niederzuhalten oder wenigstens nicht durch Zölle zu schützen. Auf alle Fälle dienen diese Konsumsteuern auch dazu, den Eingeborenen die finanziellen Lasten der Kolonialverwaltung aufzubürden.

Diese Grundsätze der Finanzverwaltung in den deutschen Kolonien sind nach den ersten Jahren des Tastens und Schwankens zu einer einheitlichen und entschiedenen Durchführung gelangt, mit dem erfreulichen Erfolg, daß das Verhältnis zur Eingeborenenbevölkerung allmählich nicht nur friedlich, sondern auch vertrauensvoll wurde, daß Volkswirtschaft und Kultur Hand in Hand sich überall aufs beste entwickeln. Die auf finanziellem Gebiete längere Zeit notwendig gewesenen Opfer erwiesen sich als wohl angebracht. Die Finanzverwaltung selbst ist trotz ihrer alle Härten vermeidenden liberalen Grundsätze im Zusammenhange mit der günstigen wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien heute dahin gelangt, daß die Kolonien Togo und Samoa alle Ausgaben, die drei großen afrikanischen Kolonien alle Ausgaben der Zivilverwaltung selbst decken, und nur noch Neuguinea einen Zuschuß für seine Gesamtverwaltung erhält.

Die koloniale Wirtschaftspolitik Deutschlands ist ebenso wie die übrigen Zweige der Kolonialpolitik, insbesondere die in engster Beziehung mit der Wirtschaftspolitik stehende Sozialpolitik, erfüllt von dem Geiste der Humanität und getragen von liberalen Ideen. Wo immer in ausländischen Darstellungen das Gegenteil behauptet wird, fehlt zur Begründung die Mitteilung von Tatsachen. Wohl aber findet man gelegentlich irgend-

Digitized by Google

einen deutschen Schriftsteller oder Politiker als Zeugen für die Richtigkeit dieser schiefen Darstellung zitiert. So beruft sich z. B. der französische Kolonialschriftsteller Meynier auf einen in Deutschland ganz unbekannten „deutschen Kolonialpolitiker" Carl Otto, der eine wirtschaftliche Ausbeutung der Kolonien ohne jede Schonung der Eingeborenen predige. Die angesehene französische Kolonialzeitung „La Depêche Coloniale" glaubt, gestützt auf diesen Gewährsmann schreiben zu können: „L'on appliqua sans mesure la politique de la colonisation à la manière forte." Es wird also einfach an Stelle des Herrn Carl Otto durch die Unterschiebung des kleinen Wörtchens „l'on" die deutsche Regierung als Vertreterin nicht nur illiberaler, sondern auch inhumaner kolonialpolitischer Grundsätze hingestellt. Ein typisches Beispiel für die Methode, nach welcher das „militaristische" Deutschland in der Welt unbeliebt gemacht wurde!

Wie wenig die offizielle deutsche Kolonialpolitik auf dem sozialen Gebiete der Eingeborenen- und Arbeiterfürsorge den Grundsätzen einer Kolonisation „à la manière forte" huldigt, wie sehr sie sich mit Entschiedenheit allen entgegengesetzten Wünschen widersetzt, davon ist in anderen Artikeln dieses Heftes die Rede. Aber auch die allgemeine koloniale Wirtschaftspolitik Deutschlands hat sich, obwohl es auch auf diesem Gebiete nicht an Wünschen und Interessenten fehlte, in keiner Weise der Mittel einer Kolonisation „à la manière forte" bedient. Diese Mittel sind darauf gerichtet, die Kolonien unter dem Gesichtspunkt des finanziellen und wirtschaftlichen Nutzens lediglich für das Mutterland[1]), unter Hintansetzung des eigenen Wohls der Kolonien, auszubeuten und andere Länder vom Handel und von gewinnbringenden Unternehmungen in den Kolonien abzuhalten, ja möglichst auszuschließen. Eine solche Politik kommt unter Umständen auf die rücksichtsloseste Ausbeutung der Naturschätze und der Volkskraft der Eingeborenen hinaus und arbeitet mit Monopolen, Handelssperren, Differenzialzöllen gegen fremde Länder und mit Prämien für die Betätigung des Mutterlandes. Werden heute diese Mittel auch nicht mehr in so harter Weise angewendet, wie zur Blütezeit des sogenannten Merkantilismus, so hat doch die Weltwirtschaftspolitik mit Mitteln der Kolonisation à la manière forte zu rechnen wieder angefangen. Die deutsche koloniale Wirtschaftspolitik hat diese Wendung nicht mitgemacht, trotzdem nahezu alle Kolonialstaaten die Tendenz zeigen, ihre koloniale Wirtschaftspolitik unter diesen Gesichtspunkten neu zu orientieren. Die deutsche koloniale Wirtschaftspolitik hat durchweg an den Grundsätzen des freien Handels und der offenen Tür, des internationalen Wettbewerbs auf gleichem Fuße und der Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit in den Schutzgebieten festgehalten. Auch Monopole und die wirtschaftliche Entwicklung hemmende Konzessionen hat die deutsche Kolonialverwaltung in neuerer Zeit nicht mehr erteilt, vielmehr vorhandene zu beseitigen und abzulösen versucht.

[1]) Vergl. dazu meine Ausführungen über das Grundproblem moderner Kolonialpolitik, die Vereinigung der Interessen der Kolonien mit denen des Mutterlandes, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Aufl., 5. Bd. Artikel „Kolonien und Kolonialpolitik" S. 931 ff.

Digitized by Google

Deutschland ist neben Holland der einzige Kolonialstaat, der weder im Zollwesen der Kolonien noch in dem des Mutterlandes eine Bevorzugung des eigenen kolonialen Handels eingeführt hat. Frankreich hat Algier und einen Teil seiner Kolonien zollpolitisch assimiliert. Es betrachtet sie im wesentlichen als Zollinland, was für den französischen Handel einen großen Vorteil bedeutet gegenüber anderen Nationen, die mit diesen Kolonien Handel treiben. In den übrigen französischen Kolonien finden wir Zollbegünstigungen des Mutterlandes bezw. der Kolonien im Mutterlande, die bis zu 58 Prozent der Normalzölle gehen. Auch in Tunis hat Frankreich den eigenen Handel in wichtigen Artikeln wie Getreide dadurch begünstigt, daß sie, mit französischen Dampfern befördert, zollfrei im Mutterlande eingehen. Portugal hat Vorzugszölle bis zu 90 Prozent des Normalzolles für seinen eigenen Kolonialhandel und seine Kolonialschiffahrt eingeführt. Ähnlich Spanien! Auch England genießt Zollbevorzugungen bis zu 33 Prozent des Normalzolles in seinen Selbstverwaltungskolonien. Es hat damit erreicht, daß die englische Industrie in diesen Gebieten für ihren Absatz eine Domäne hat, die sie ohne diese Zollbevorzugung in dem Maße nicht behaupten könnte. Auch die Vereinigten Staaten haben ihre Kolonien zum großen Teil zollpolitisch assimiliert. Belgien hat in der Kongokolonie zwar keine Vorzugszölle, durch ein ausgedehntes Konzessionssystem aber den Wettbewerb anderer Staaten so gut wie ausgeschlossen und damit seinen kolonialen Handel für das Mutterland fast monopolisiert.

Weitere Mittel zur Begünstigung des Mutterlandes in seinen Beziehungen zu den Kolonien sind Schiffahrtssubventionen ohne Gegenleistung, Vergütung von Abgaben (Suezkanal) an den nationalen Handel, ferner Ausfuhrzölle auf Waren, die nicht in das Mutterland geleitet werden. Diese Ausfuhrzölle sind meist abgestuft zuungunsten des Handels anderer Nationen. So fallen in den französischen Kolonien für die Ausfuhr nach Frankreich die Ausfuhrzölle ganz oder teilweise fort. In Hinterindien ist die Ausfuhr nach Frankreich von Ausfuhrzöllen befreit, in anderen Kolonien bis zu 50 Prozent herabgesetzt. Kommt die Ware aus Plantagen von Franzosen, so fällt der Ausfuhrzoll zum Teil oder ganz fort. Kakao zahlt in St. Thomé 18 Reis pro Kilo Ausfuhrzoll bei Beförderung auf portugiesischen Schiffen und nach portugiesischen Häfen, dagegen 60 Reis pro Kilo bei Ausfuhr auf fremden Schiffen und nach fremden Häfen.

Die deutsche Wirtschaftspolitik kennt alle diese Maßnahmen zur Begünstigung des eigenen kolonialen Handels und Verkehrs nicht. Die wenigen Ausfuhrzölle auf Produkte deutscher Kolonien haben einen fiskalischen Charakter und nicht die Absicht der unterschiedlichen Behandlung und Bevorzugung des Mutterlandes. Bei diesem nahezu isolierten Festhalten an dem Standpunkt des freien Handels haben sich gelegentlich Härten ergeben, die bei uns in der Öffentlichkeit beklagt wurden. Es sei nur daran erinnert, daß wichtige Produktionszweige der deutschen Kolonien ihren Absatz nicht in Deutschland finden, obwohl die deutsche Volkswirtschaft die betreffenden Produkte im hohen Maße benötigt und von fremden Ländern beziehen muß. So gehen im freien Verkehr nicht nach Deutschland, sondern in fremde Länder: die Diamanten, hauptsäch-

Digitized by Google

lich nach Antwerpen, das südwestafrikanische Kupfer nach den Vereinigten Staaten und Belgien, Häute und Sisal von Ostafrika nach Nordamerika. Während Frankreich den Absatz seiner Erdnußproduktion in den westafrikanischen Kolonien fast ganz den französischen Fabriken zuführt, wird z. B. Kakao und Palmöl aus Kamerun zum großen Teil nach England verkauft. Der Hauptexportartikel unserer Südseekolonien, die Kopra, geht zum großen Teil nach Marseille und anderen außerdeutschen Häfen. Wir dagegen beziehen diese Rohprodukte in erheblichen Mengen aus anderen Ländern, besonders fremden Kolonien, entwickeln damit ihren Ausfuhrhandel und schaffen dadurch, daß uns dort die Einfuhr nicht so leicht gemacht wird, wie die Ausfuhr, kaufkräftige Märkte für den Absatz der Industrien fremder Kolonialstaaten. Mit Recht schrieb der Manchester Guardian: „Deutschland empfängt unsere englischen Fabrikate immer mehr indirekt dadurch, daß wir sie in Indien und anderen Kolonien absetzen, die das Geld dafür durch die Ausfuhr von Rohmaterialien nach Deutschland sich beschaffen."

Von einer engherzigen kolonialen Wirtschaftspolitik Deutschlands kann also keine Rede sein! Eher das Gegenteil könnte man der deutschen kolonialen Wirtschaftspolitik vorwerfen, wenn man erwägt, daß die deutschen Kolonien seit 1893 überhaupt erst die Rechte der meistbegünstigten Staaten im deutschen Zollgebiet erhalten haben, und wenn man des Urteils gedenkt, das der französische Kolonialpolitiker Renty noch vor einem Jahrzehnt über unsere koloniale Verkehrs- und Handelspolitik aussprechen konnte: „Die deutschen Kolonien in Afrika sind von Handelsrivalen umgeben, welche von ihrer Untätigkeit profitieren werden, um den Markt an sich zu locken und ihren Einfluß im Schatten der deutschen Flagge vorherrschen zu lassen." Das Bestreben, den Anteil Deutschlands an dem Handel seiner Kolonien zu steigern und die deutsche Volkswirtschaft in erhöhtem Maße mit eigenen kolonialen Produkten zu versorgen, das in den letzten Jahren in der deutschen Kolonialpolitik sich immer mehr geltend machte, war also durchaus berechtigt. Die bisherigen Erfolge in dieser Richtung wurden ohne jede Änderung der Wirtschaftspolitik erzielt.

Nur auf einem Gebiete hat sich die deutsche koloniale Handelspolitik allerdings der Mittel einer Kolonisation „à la manière forte" zu bedienen versucht, nicht aber, um den deutschen Handel zu bereichern und den fremden zu schädigen, sondern um unter Preisgabe wichtiger Handels- und Finanzinteressen humanitären Zielen und internationalen, solidarischen Interessen im afrikanischen Erdteil zu dienen! Die deutsche Regierung steht an der Spitze der Bewegung, die Einfuhr von Branntwein sowie von Waffen und Munition in den afrikanischen Kolonien der europäischen Staaten auf Grund der Brüsseler Deklaration zur Kongoakte durch internationale Maßnahmen, Absperrungen und Prohibitivzölle zu erschweren und, wenn möglich, zu unterbinden. Nur durch den Widerstand anderer europäischer Kolonialstaaten ist es nicht gelungen, dieses Ziel im vollen Maße zu erreichen. Nicht alle Staaten konnten sich entschließen, den für ihre Industrie einträglichen Waffen- und Munitionsschmuggel und den nicht minder gewinnreichen Handel mit dem für die Eingeborenen Afrikas verderblichen Branntwein durch internationale Regelung zu unterbinden. Obwohl der

Digitized by Google

Gefahr des Schmuggels aus Nachbarkolonien ausgesetzt, hat die deutsche Regierung in ihren afrikanischen Kolonien gegen den Waffen- und Branntweinhandel Maßnahmen getroffen, die über das hinausgehen, was andere Kolonialstaaten zu tun bereit waren. Die Einfuhr von Branntwein für die Eingeborenen z. B. ist in Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika und Samoa vollständig verboten, in Kamerun ist der Verbrauch durch besonders hohe Zölle, Sperrzonen und sonstige Kontrollmaßnahmen eingeschränkt, auch in Togo wurde trotz finanzieller Einbuße für das an staatlichen Einnahmen arme Schutzgebiet die Einfuhr von Branntwein wesentlich vermindert.

Wie die Handelsfreiheit mit Ausnahme der zuletzt erwähnten im humanitären Interesse getroffenen Maßnahmen uneingeschränkt in der deutschen kolonialen Wirtschaftspolitik zur Geltung kommt, so auch die Gewerbefreiheit in Verbindung mit einer liberalen Industriepolitik. Während in fremden Kolonien vielfach rücksichtslos dahin gewirkt wird, Gewerbe und Industrien, die im Mutterlande blühen, in den Kolonien nicht aufkommen zu lassen, finden sich in den deutschen Kolonien keinerlei derartige Maßnahmen; auch für Ausländer herrscht vollkommene Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit. In Deutsch-Ostafrika können mehrere tausend Inder als englische Untertanen ihren Gewerben ungehinderter nachgehen als selbst in einigen englischen Kolonien, wie z. B. Südafrika, wo die Inder durch die Bestimmungen über Registrierung und Fingerabdruck wie Verbrecher behandelt werden, von der englischen Einwanderungspolitik gegen fremde Staatsangehörige, z. B. in Australien, gar nicht zu reden! Andererseits werden aber in den deutschen Kolonien auch nicht, wie in einigen fremden, mit künstlichen Mitteln, Prämien und sonstigen Vergünstigungen, Industrien ohne die natürlichen Vorbedingungen hierfür emporgezüchtet, lediglich um den internationalen Handel zurückzudrängen.

Dieser liberalen Gewerbe- und Industriepolitik entspricht auch der Standpunkt der deutschen Regierung gegenüber der Investierung ausländischen Kapitals in ihren Schutzgebieten. Dem fremden Kapital wird kein Hindernis in den Weg gelegt. Wo das Kapital aber eine dem allgemeinen Interesse widerstrebende Richtung einschlug, wie bei einigen großen Konzessionsgesellschaften, wird mit den gleichen Mitteln, die in solchen Fällen auch gegen deutsches Kapital angewendet werden, durch Vereinbarung und Ablösung, das Übel zu beseitigen gesucht. Diesen liberalen Bedingungen entsprechend hat sich die Anlage ausländischen Kapitals in den deutschen Kolonien beträchtlich entwickelt. Von den 506 Millionen Mark Gesellschaftskapital, das zurzeit in den deutschen Kolonien arbeitet, kommen nicht weniger als 89 Millionen Mark auf ausländisches Kapital! Allerdings wirkt die deutsche Regierung dahin, daß Kapitalsanlagen und darauf sich gründende Unternehmungen in den Schutzgebieten solide sind. Eine „Ständige wirtschaftliche Kommission der Kolonialverwaltung" steht in allen Fragen, die das Kapital und seinen Einfluß berühren, der Kolonialverwaltung beratend zur Seite.

Auch auf dem Gebiete des Geld-, Bank- und Kreditwesens herrschen durchaus liberale und humane Tendenzen. Geldverkehr wird an Stelle des meist unreellen Tauschhandels überall in den Schutzgebieten eingeführt,

Digitized by Google

ebenso Bargeldlöhnung an Stelle der Naturallöhnung. Im Zusammenhange damit steht die Förderung des Marktwesens in den deutschen Kolonien mit der Absicht, den Eingeborenen einen vorteilhaften Absatz für ihre Produkte zu verschaffen. Auch auf dem Gebiete des Kreditwesens hat die deutsche Kolonialverwaltung den Gedanken der sozialen Fürsorge für die Eingeborenen durchzuführen verstanden, indem sie das die Eingeborenen schädigende Kreditgeben der Kaufleute für tropische Produkte, das sogenannte Truftwesen, untersagte; ferner dadurch, daß im Anschluß an bestehende Handelsbanken, sowie durch Gemeindeverwaltungen und Postanstalten, Sparkassen errichtet wurden.

Aus all dem Angeführten ergibt sich, daß die koloniale Wirtschaftspolitik Deutschlands nicht im geringsten eine Kolonisation „à la manière forte" betreibt, sondern in ausgesprochener Weise eine Kolonisation „à la manière douce", denn sie ist frei von Merkantilismus, d. i. vom Militarismus auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Zu Mitteln dieses Systems zu greifen, kann für einen Staat nützlich und notwendig sein, er kann dazu auch durch die Verhältnisse gedrängt werden; auf dem Gebiete seiner Kolonialpolitik hat sich aber Deutschland unter den bisher gegebenen Verhältnissen hierzu nicht drängen lassen. Trotz Ablehnung aller scharfen, andere Nationen beschränkenden Mittel zur Wahrung der deutschen Interessen hat die deutsche Regierung schöne Erfolge aufzuweisen. Namentlich im letzten Jahrzehnt zeigt die wirtschaftliche Erschließung der deutschen Kolonien eine so rasch aufsteigende Entwicklung, wie in wenigen Kolonien anderer Länder. Das anfangs zurückhaltende Kapital hat sich immer vertrauensvoller mit der wirtschaftlichen Erschließung der deutschen Kolonien befaßt, so daß heute über eine halbe Milliarde privaten Gesellschaftskapitals in den deutschen Kolonien arbeitet. Vor 20 Jahren waren noch nicht 62 Millionen privaten Kapitals in den deutschen Kolonien investiert. Hat sich das Kapital in diesem Zeitraum fast verzehnfacht, so hat sich der Umfang des Außenhandels der deutschen Kolonien in derselben Zeit noch mehr vergrößert. Diese glänzenden wirtschaftlichen Erfolge sind bei einer völlig liberalen kolonialen Wirtschaftspolitik erzielt worden durch die Tüchtigkeit der in den Kolonien sich betätigenden, hauptsächlich deutschen, Kaufleute, Pflanzer und sonstigen Unternehmer, unterstützt von einer Verwaltung, die als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtete, die entwicklungsfähigen eingeborenen Bevölkerungselemente wirtschaftlich und kulturell zu heben.

Die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Schutzgebiete.

Von Dr. Hugo Marquardsen, Geograph im Reichs-Kolonialamt.

Die wissenschaftliche Erforschung unerschlossener Länder ist in Deutschland, ganz unabhängig von seinen kolonialen Bestrebungen, von jeher mit besonderer Liebe gepflegt worden. Welche Verdienste sich deutsche Männer auf diesem Gebiete erworben haben, mag man aus

Digitized by Google

folgenden Worten Sir Harry H. Johnston's[1]) ersehen, bei dem eine Parteinahme zugunsten Deutschlands sicherlich nicht vorauszusetzen ist:

„Heinrich Barth steht in der ersten Reihe der ganz großen Afrikaforscher, zu denen wohl Mungo Park, Livingstone, Stanley, Speke und Grant, Burton, Baker, Schweinfurth, Nachtigal, Rohlfs, Junker und Josef Thomson zu zählen sind, Männer, die nicht nur große geographische Entdeckungen machten, sondern auch unsere wissenschaftlichen Kenntnisse nach vielen Richtungen hin bereicherten."

Der englische Gelehrte rechnet also unter die 13 ersten Afrikaforscher aller Nationen 5 Deutsche. Es war die Heroenzeit der Afrikaforschung, in der die von Johnston erwähnten Männer tätig waren. Diese fiel hauptsächlich in die letzten Jahrzehnte vor Gründung des Deutschen Reiches, also in eine Zeit, in der die Durchführung großer Aufgaben außerhalb des Vaterlandes wegen der Zersplitterung der deutschen Kräfte und Mittel besonders schwierig war. An koloniale Erwerbungen dachte in Deutschland damals niemand. Die Triebkraft, die einen so hohen Prozentsatz hervorragender deutscher Männer in Bewegung setzte, entsprang einzig und allein persönlichem Tatendrang und der Liebe zur wissenschaftlichen Forschung ohne jede Nebenabsicht staatlichen oder privaten Eigennutzes.

Die Gründung des Deutschen Reiches hatte sofort eine erhebliche Verbesserung in der Organisation der afrikanischen Forschungsunternehmungen zur Folge. 1873 gründete Adolf Bastian zu ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aquatorial-Afrikas", die 1878 durch die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" abgelöst wurde. Diese hatte sich weitere Ziele gesteckt, indem sie auch die Erschließung Mittelafrikas für Kultur, Handel und Verkehr, sowie die Bestrebungen zur Beseitigung des Sklavenhandels in ihr Arbeitsprogramm einschloß. Jetzt griff auch das Reich durch Bereitstellung von Reichsmitteln fördernd ein: es entstand der sogenannte „Afrikafonds". Um die hervorragenden Leistungen der auf diese Weise finanziell gestützten Gesellschaft darzutun, braucht nur an die Namen einiger ihrer Sendlinge, Pogge, Wißmann, Flegel, Buchner, Reichard erinnert zu werden.

Die Afrikanische Gesellschaft löste sich auf, nachdem Deutschland eigene Kolonien erworben hatte und alle Kräfte und Mittel zur Erforschung seiner neuen Besitzungen einsetzen mußte. Die Leitung der wissenschaftlichen Forschungen in den deutschen Schutzgebieten ging auf die Kolonialabteilung, später das Reichs-Kolonialamt über, das in Ausübung dieser Tätigkeit durch eine aus namhaften Gelehrten gebildete „Landeskundliche Kommission" unterstützt wird. Neben dem Afrikafonds enthalten auch die Etats der Kolonien besondere Ansätze für wissenschaftliche Forschungen. Zu diesen amtlichen Mitteln treten beträchtliche Zuwendungen aus Privatkreisen.

Alle diese Aufwendungen würden aber nicht ausgereicht haben, die wissenschaftliche Erforschung der Schutzgebiete auf ihren heutigen Stand zu bringen, wenn nicht die Mehrzahl der dort ansässigen Deutschen aller Berufsklassen aus eigenem Antriebe tätigen Anteil und wertvolle Mitarbeit geleistet hätten.

[1]) Sir Harry H. Johnston, Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Übersetzt von M. v. Halfern, Heidelberg 1903.

Digitized by Google

Eine wichtige Grundlage für die wissenschaftliche Forschung sowohl wie für praktische Zwecke der Verwaltung bildet die Kartierung der Schutzgebiete. Dank der erwähnten vielseitigen Mitarbeit hat die Kartographie der deutschen Besitzungen einen weit höheren Stand erreicht als die der Kolonien anderer Mächte. "Germany easily leads the way in African maps" sagt noch neuerdings ein englischer Kritiker[1]). Sämtliche Schutzgebiete verfügen zurzeit über Landeskarten größeren Maßstabes, ausführliche Übersichtskarten kleinerer Maßstäbe und zahlreiche Spezialkarten. Die Siedlungskolonie Deutsch-Südwestafrika ist durch Offiziere der Preußischen Landesaufnahme nach den strengen heimischen Grundsätzen bereits vollständig vermessen worden und wird seit einigen Jahren einer systematischen, topographischen Aufnahme unterzogen. Für die tropischen Schutzgebiete hat sich die Vermessung und Kartierung durch gelegentliche Triangulationen, astronomische Ortsbestimmungen und Aufnahmen verschiedener Methoden bisher als ausreichend erwiesen.

Große Fortschritte sind auf dem Gebiete der ethnologischen Forschung zu verzeichnen. Unermüdlich sind unsere Missionare tätig, Kultur Sprache und Geschichte der Eingeborenen zu erforschen. Eine reiche Literatur ist hierüber entstanden, zu der auch Offiziere, Beamte und Privatangestellte zahlreiche Beiträge geliefert haben. Außerdem wird der Besuch der Schutzgebiete durch Ethnologen von Fach und die Anlage lückenloser Sammlungen über die materielle Kultur der Eingeborenen nach jeder Richtung gefördert. Die ethnologische Forschung hat nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine hervorragend praktische Bedeutung. Alt ist die Erkenntnis, daß die Eingeborenen „streng aber gerecht" behandelt werden müssen; indes hat sich erst allmählich die Einsicht Bahn gebrochen, daß zu einer gerechten Behandlung die Kenntnis der Denkungsart, der Sitten, Gebräuche und Sprache der Schutzbefohlenen Voraussetzung ist[2]).

Die geologische Erforschung der afrikanischen Schutzgebiete ist seit einigen Jahren dadurch in ein neues Stadium getreten, daß bei allen Schutzgebietsverwaltungen Regierungsgeologen angestellt worden sind. Neben die erste und älteste Aufgabe der Forschung, durch einzelne große Reisen das geologische Gesamtbild der Schutzgebiete zu vervollständigen mit dem Ziel, geologische Übersichtskarten herzustellen, ist neuerdings als zweite wichtige Aufgabe die planmäßige spezielle Erforschung gewisser Landstriche getreten. Hierbei handelt es sich einerseits um rein wissenschaftliche Ziele[3]), anderseits um wirtschaftliche Vorarbeiten, wie die Wasserversorgung von Städten, Bodenuntersuchungen für bestimmte Kulturpläne oder die Ergründung nutzbarer Lagerstätten. Namentlich bei den Aufgaben mit wirtschaftlichem Hintergrund beteiligten sich in steigendem Maße koloniale Gesellschaften, so daß die geologische Erforschung der afrikanischen Kolonien immer schneller fortschreitet.

In den deutschen Schutzgebieten der Südsee steht die Aufklärung des geologischen Gesamtbildes noch im Vordergrunde, und nur an einigen

[1]) L. Hamilton "The German Colonies" in "United Empire" 1913 S. 587 f. — [2]) Vgl. z. B. den Beitrag des Gouverneurs von Samoa, Dr. Schultz, im Märzheft 1914. D. R. — [3]) Z. B. die sich über mehrere Jahre erstreckende Tendaguru-Expedition in Deutsch-Ostafrika zur Bergung fossiler Saurier-Skelette.

Digitized by Google

wenigen, besonders begünstigten Punkten, wie auf den Samoainseln, auf der Phosphatinsel Nauru und in Teilen von Deutsch-Neuguinea begegnen wir Ansätzen zu einer speziellen Erforschung. Die Einrichtung einer systematischen geologischen Landesuntersuchung ist aber auch hier nur eine Frage der Zeit.

Die Erforschung der Fauna und Flora wird fortgesetzt von den für die Hebung der Landeskultur tätigen Stellen gepflegt. Im steigenden Maße werden die deutschen Schutzgebiete zudem von hervorragenden Zoologen und Botanikern auch des Auslandes aufgesucht und durchforscht. Zu erwähnen ist schließlich, daß jeder größeren Expedition entweder Fachleute oder doch wenigstens geschulte Sammler und Präparatoren beigegeben werden, deren Ausbeute in den Instituten an den deutschen Museen bearbeitet wird.

Zurzeit bestehen in den deutschen Schutzgebieten etwa 1000 meteorologische Beobachtungsstellen verschiedener Ordnung, die ausschließlich von freiwilligen Mitarbeitern bedient werden. Auch in diesem Zweige wissenschaftlicher Forschung sind Leistungen erzielt worden, die überall große Anerkennung gefunden haben. Von besonderem Werte ist die schnelle fachmännische Bearbeitung des eingehenden Beobachtungsmaterials und die übersichtliche fortlaufende Veröffentlichung an leicht zugänglichen Stellen.

Die wissenschaftliche Forschung wird in allen deutschen Schutzgebieten, unbekümmert um den ökonomischen Wert der einzelnen Teile, mit gleichem Nachdruck gefördert. Die Zentralverwaltung der deutschen Schutzgebiete betrachtet es als ihre Aufgabe, ausgleichend einzugreifen, sobald die Gleichmäßigkeit des Fortschrittes gefährdet erscheint. Dies war Veranlassung, dem Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea, das seiner Erschließung große Schwierigkeiten entgegenstellte, in den letzten Jahren besondere Aufmerksamkeit sowie reiche amtliche und private Mittel zuzuwenden, die mit bestem Erfolge gewirkt haben.

Ein Schlußurteil über den derzeitigen Stand der wissenschaftlichen Forschung in den deutschen Schutzgebieten würde sich kaum anders als durch Vergleich mit den fremden Nachbarkolonien gewinnen lassen. Ein solcher Vergleich, der hier nicht unternommen werden soll, würde sicherlich nicht zum Nachteile Deutschlands ausfallen; denn kein unbefangen abwägender Kritiker wird bestreiten können, daß Deutschland die wissenschaftliche Erforschung seiner Schutzgebiete in kurzer Zeit auf einen gleichmäßig hohen Stand gebracht hat.

Das Verkehrswesen in den deutschen Kolonien.

Von Regierungs- und Baurat Franz Allmaras.

Unsere Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee waren zur Zeit der Erwerbung wenig erforschte, fast unbekannte Gebiete. Handel und Verkehr nach Außen wie im Innern fehlten nahezu vollständig. Nur der Sklavenhandel blühte an vielen Küstenplätzen und verödete große Länderstriche Mittelafrikas.

Digitized by Google

Die erworbenen Gebiete mußten durch Schaffung regelmäßiger Schiffsverbindungen dem Weltverkehr geöffnet werden. Um dies bei dem anfänglich geringen Verkehr zu erreichen, gewährte das Reich den Schiffahrtslinien, die den Verkehr nach der Südsee, nach Ostafrika und Südwestafrika vermittelten, jährliche Subventionen, wodurch es sich den im Interesse des Handels und Verkehrs wertvollen Einfluß auf die Festlegung der Fahrpläne und Höhe der Tarife, sowie auf die Beförderung der Post sicherte. Es ist ein Zeichen der günstigen Entwicklung dieser Schiffahrtslinien, daß sie in den letzten Jahren ernstlich mit dem Gedanken umgingen, auf Staatsbeihilfen zu verzichten.

Im Westen Afrikas verkehrt die Woermannlinie in Verbindung mit der Hamburg-Amerika-Linie und der Hamburg-Bremer Afrika-Linie. Sie erhalten keine Unterstützung des Reiches.

Sämtliche Dampferlinien laufen nicht nur die deutschen Plätze, sondern auch eine Reihe von Handelsplätzen fremder Kolonien, sowie die für diese unentbehrlichen, außerdeutschen Hafenplätze Europas an.

Die der Deutschen Ostafrika-Linie gehörige Bombaylinie war die erste Schiffahrtsgesellschaft, die den Personentransport und Warenaustausch zwischen der Ostküste Afrikas und Ostindien vermittelte. Sie hat sich bis zum Ausbruch des Krieges trotz scharfer Konkurrenz fremder Unternehmungen den Hauptanteil am Verkehr erhalten.

Die Schiffahrtsgesellschaften haben in den ersten Jahrzehnten schwer kämpfen müssen, um durchzukommen. Mit der steigenden Entwicklung und Hebung des Wirtschaftslebens der erschlossenen Gebiete haben auch sie an Mitteln und Einfluß gewonnen. So fing z. B. die Woermann-Linie im Jahre 1885 mit einem Betriebspark von 5 Dampfern mit 12745 Tonnen Gesamtbruttoraumgehalt an, bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges verfügte sie über 29 Hauptdampfer mit einem Bruttogehalt von 145000 Tonnen, ferner über 10 Küstendampfer, 9 Schlepper, 8 Barkassen, 152 Leichter und kleine Fahrzeuge. Die Deutsche Ostafrika-Linie hatte zur Zeit ihrer Gründung im Jahre 1900: 7 Seedampfer mit 13600 Tonnen Bruttogehalt; zu Anfang des Jahres 1914 dagegen 23 Seedampfer mit rund 110000 Tonnen Bruttogehalt.

Der Aufschwung dieser Schiffahrtslinien ist das Spiegelbild des sich entfaltenden Wirtschaftslebens in Mittel- und Südafrika. Und deutsche Reeder sind es, deren Tatkraft und Unternehmergeist diese Fortschritte in erster Linie zu danken sind.

Der Anlage von Verkehrswegen im Innern, als notwendigem Korrelat der Verkehrsverbindung mit der Außenwelt, mußte die Erforschung der Gebiete und damit Hand in Hand die Feststellung der vorhandenen Wirtschaftswerte vorausgehen. Mit Recht bezeichnete der frühere Gouverneur Graf v. Götzen die ersten zwei Jahrzehnte unserer Verkehrspolitik im Innern Afrikas als die Zeit des Prüfens und Experimentierens. Nur in Südwestafrika sind schon in dieser Zeit Bahnen von größerer Länge gebaut worden. Diese Bahnen und die in den tropischen Kolonien erbauten Stichbahnen zeigten, daß und wie man afrikanische Bahnen bauen muß.

Nach Abschluß der Vorarbeiten begann im Jahre 1908 der Ausbau der großen Verkehrsstraßen auch in den tropischen Schutzgebieten. Der

Digitized by Google

allgemeine Plan ist der, daß sich an die Hauptverkehrsadern der erstklassig ausgebauten Eisenbahnen als Zubringer Binnensee- und Flußschiffahrtswege, sowie Feldbahnen und Straßen für Kraftwagenverkehr oder Fuhrwerke anschließen sollen. Bei der Aufstellung der Verkehrspläne wird darauf Bedacht genommen, daß die wirtschaftlichen Gesichtspunkte mit der allgemeinen politischen Entwicklung der Schutzgebiete und ihrer Finanzmöglichkeit in Einklang sind. Da bei den Verkehrsanlagen in den Neuländern der Kolonien die allgemeinen Kulturzwecke überwiegen, werden sie füglich als Aufgaben des Staates angesehen.

Während die gesamten Schienenwege der Kolonien am Ende des Jahres 1906 1350 Kilometer Länge hatten, erreichten sie bis Ende 1913 4179 Kilometer. Nach Fertigstellung der zur Zeit im Bau befindlichen bzw. genehmigten Strecken wird das afrikanische Eisenbahnnetz 5313 Kilometer Hauptbahnen und 178,7 Kilometer Nebenbahnen umfassen.

Über die Entwicklung der Bahnen in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten gibt die auf S. 743 stehende Tabelle ein übersichtliches Bild.

Von den aus der ersten Periode stammenden Privatbahnen sind 881 Kilometer verstaatlicht oder doch durch Ankauf der Anteilscheine der Gesellschaften dem Einfluß des Staates unterworfen worden. Zur Zeit befindet sich neben kleineren Bahnen lediglich die 160 Kilometer lange Kamerun-Nordbahn im Privatbesitz; sie genießt aber das Vorrecht der staatlichen Zinsesgarantie für 2/3 des Kapitals.

Die Bahnen sind gut ausgebaut und mit einem leistungsfähigen Betriebsmittelpark ausgestattet; trotzdem sind die Baukosten verhältnismäßig niedrig, erheblich niedriger als die fremden Tropenbahnen, z. B. der Ugandabahn und der Bahn am unteren Kongo. Rund 432 Millionen Mark sind für Bahnen bisher ausgegeben bzw. genehmigt. Die kilometrischen Baukosten einschließlich der Kosten der Betriebsmittel und der Nebenanlagen betragen ungefähr 81000 Mk.

Der Ausdehnung des Verkehrs und der Fertigstellung des inneren Verkehrsnetzes entsprechend sind die Seehafenplätze ausgebaut oder im Ausbau begriffen.

An die Eisenbahnen schließen sich die Zubringerwege an, auf den Binnenseen und den schiffbaren Flüssen der regelmäßige Schiffs- und Bootsverkehr, sonst Feldbahnen, Straßen und Fußgängerwege.

Für die Gebiete der Südsee waren bisher Erschließungswege und Pflanzungsbahnen ausreichend.

Das Baukapital der Verkehrsanlagen wird durch eine gemeinschaftliche Anleihe der Schutzgebiete aufgebracht. Die Zinsen und Tilgungsbeträge werden aus den ordentlichen Einnahmen der Schutzgebiete gedeckt. Das Reich haftet für die Schuldenlast der Schutzgebiete, für Verzinsung und gesetzliche Tilgung.

Die Bauten werden von weißen Ingenieuren geleitet. Als Arbeiter kommen durchgängig nur die im freien Wettbewerb und nach den Bestimmungen der für die einzelnen Schutzgebiete erlassenen Arbeiterverordnungen angeworbenen Eingeborenen in Frage. Frondienste und Zwangsarbeiten der Eingeborenen zu diesen öffentlichen Arbeiten gibt es nicht.

Digitized by Google

Jahr	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912	1913
Kamerun	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	107	107	160	241	310
Togo	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	72	98	164	164	195	298	323	323	327
Südwestafrika	—	—	—	20	62	98	194	194	382	382	382	631	1102	1250	1486	1598	1598	1909	2104	2107
Ostafrika	14	14	40	40	40	40	40	40	84	84	97	129	150	338	338	464	718	1065	1199	1435
Zusammen:	14	14	40	60	102	138	234	234	466	466	479	832	1350	1752	1988	2364	2721	3457	3867	4179

Den Post- und Telegraphendienst hat die Reichspostverwaltung eingerichtet und ausgebaut. Anfang 1913 bestanden bereits 187 Postanstalten und 2027 Fernsprechstellen. Für den Depeschen- und Fernsprechverkehr standen rund 14600 Kilometer Leitungen zur Verfügung. Da die Postverwaltung in den Schutzgebieten die Förderung des Wirtschafts-

Digitized by Google

lebens als ihre vornehmste Aufgabe betrachtet und sich weniger von dem Streben, hohe Einnahmen zu erzielen, leiten läßt, so erfordert der Postbetrieb zur Zeit noch beträchtliche Zuschüsse des Reiches.

Die Bewirtschaftung der Verkehrsanlagen erfolgt nach den vorher öffentlich bekannt gegebenen und für jedermann gültigen Tarifen. Bevorzugungen oder Ausnahmesätze für einzelne Gesellschaften oder Personen gibt es nicht.

Wohl mit Recht wurde im Anfangsstadium unserer Bahnbetriebe von den Interessenten über zu hohe Tarife geklagt. Es fehlten auch hierin zum Teil die nötigen Erfahrungen. Vielfach ist man auch dem Beispiele der fremden, unter gleichen klimatischen Verhältnissen betriebenen Bahnen gefolgt, die mit wenigen Ausnahmen nur mit hohen Tarifen arbeiten. Auch war die Kolonialverwaltung bis vor wenigen Jahren gezwungen, hohe Tarife zu erheben, da sie auf Genehmigung neuer Bahnen nur rechnen konnte, wenn die bestehenden den Nachweis befriedigender Einnahmen brachten. Sie konnte diese Augenblickserfolge nur durch hohe Tarifsätze erreichen. Zeit und Erfahrung, sowie die fortgeschrittene kolonialpolitische Erkenntnis haben auch hier allmählich die richtigen Wege gezeigt. So fand der Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts allgemeine Zustimmung, als er sich im Jahre 1913 in einer öffentlichen Ansprache über die Richtlinien für die Tarifgestaltung der Verkehrsanlagen in den Kolonien, wie folgt, äußerte:

„Eine gute Rente ist etwas sehr Schönes, und doch ist sie kein Maßstab dafür, ob die Bahn ihren Zweck erfüllt. Dafür ist die Größe des Verkehrs maßgebend. Der Verkehr ist der zuverlässigste Gradmesser für die Entwicklung des Wirtschaftslebens. Lebhafter Verkehr bedeutet blühende Wirtschaft, und der Wirtschaft zu dienen, ist die Aufgabe der Bahn. Was an unmittelbarer Rente eingebüßt wird, wird reichlich gewonnen an der zunehmenden Entwicklung der Gesamtwirtschaft. Erst wenn die Bahnen in die Verkehrsreife kommen, sollen und müssen sie sich selbst tragen, müssen sie Zinslast, Amortisation und Betrieb decken. Danach haben wir die Tarife zu stellen. Wir müssen sie zuschneiden nicht für den Betriebsetat der Gegenwart, sondern für den der Zukunft."

So ist bei der Bestimmung der Tarife der letzten Jahre vor allem darauf Rücksicht genommen, den Hauptwirtschaftswert der Tropenkolonien, nämlich die Arbeitskraft der Eingeborenen zu deren eigenem Vorteil, sowie im Interesse der Entwicklung der Schutzgebiete vorteilhaft zu verwerten und zu fördern. Den Eingeborenen wird jede mögliche Erleichterung geboten, um die Erzeugnisse ihres Eigenbaues auf den Markt zu bringen, oder um selbst auf den Plantagen und auf den Farmen Arbeit zu nehmen. Niedrige Personentarife für Eingeborene, Ausnahmetarife für Arbeiterbeförderungen, Staffeltarife für den Vieh- und Güterverkehr, sowie Höchstsätze als Ausnahmetarife für alle Landesprodukte sollen dazu beitragen, das Wirtschaftsleben der Eingeborenen zu heben, sowie Farmbetrieb, Plantagen- und Eingeborenenkulturen zu fördern.

Von den gleichen Gedanken läßt sich die Postverwaltung bei der Bemessung der Gebühren für die Beförderung von Briefen, Paketen und Depeschen, sowie für Ferngespräche leiten. So hält sie z. B. trotz der

Digitized by Google

hohen Selbstkosten an dem 10 Pf.-Beförderungssatz für Briefe im Inlande und im Verkehr von und nach dem Mutterlande fest.

Ein Blick auf die Verkehrskarten der Schutzgebiete zeigt, daß sämtliche Verkehrsanlagen der friedlichen Erschließung des Landes dienen sollen. Wo die Verkehrseinrichtungen die Interessen der benachbarten fremdländischen Kolonien berühren, ist beabsichtigt, im friedlichen Wettbewerb mit den Nachbarn zu arbeiten. So wurde, um nur einige Beispiele zu nennen, bisher der Verkehr auf dem Viktoriasee und nach seinen hochentwickelten Uferländern neidlos den Engländern überlassen, weil sie als erste die nötigen Verkehrsanlagen geschaffen und zur Zufriedenheit der Interessenten betrieben haben. Dagegen erreichte die deutsche Bahn zuerst den Tanganjikasee; deshalb wurde auch der Verkehr auf dem See von deutscher Seite erstrebt.

Über die Ziele und Erfolge der deutschen Verkehrspolitik in den Kolonien kann zur Zeit, wo alles noch im Werden begriffen ist, ein abschließendes Urteil nicht abgegeben werden. Immerhin ist es interessant, zu hören, wie sich ein Ausländer, der Belgier A. J. Wauthers, über das bisher Erreichte ausspricht. In seinem Artikel „L'Allemagne, l'Angleterre et la Belgique au Tanganjika" der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Le Mouvement géographique" Nr. 27 vom Jahrgang 1913 vergleicht er die Bemühungen der drei genannten Staaten, die zentralafrikanischen Gebiete am Tanganjikasee durch Eisenbahnen zu erschließen, und beurteilt zum Schlusse Deutschlands Erfolg mit folgenden Worten: „Voilà les résultats magnifiques auxquels aboutit une politique de chemin de fer bien comprise: la science du pays, la rapidité apportée dans les décisions et dans les réalisations, la haute compréhension de l'intérêt national, sainement envisagé".

Der Gesundheitsdienst in den deutschen Kolonien.

Von Oberstabsarzt a. D. Dr. Alexander Becker.

Als in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Deutschland, im Innern geeint und stark, durch friedliche Arbeit seine Industrie entwickelte und zu immer größerer Blüte brachte, machte sich das Bedürfnis nach neuen Bezugsquellen für die Rohprodukte und nach Absatzmärkten für die fertigen Erzeugnisse mehr und mehr geltend. Eigene Kolonien waren das einzige Mittel, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Leider waren die dafür geeignetsten Gebiete der Welt nicht mehr frei. Wo reicher Gewinn lockte oder wo günstige gesundheitliche Verhältnisse dem Europäer zu leben und zu arbeiten gestatteten, hatten bereits andere Nationen festen Fuß gefaßt; was noch frei war, war einer Besitzergreifung zumeist durch die Gefahren, mit denen es Gesundheit und Leben der kolonisierenden Europäer bedrohte, bis dahin entgangen. Aber Deutschland hatte keine Wahl. Ohne viele Bedenken griff es zu und hißte seine Flagge im Dünensand der südwestafrikanischen Küste, im tropischen West- und Ostafrika, in Neu-Guinea und auf einer Reihe von Inseln der Südsee, vertrauend, daß es deutscher

Digitized by Google

Tatkraft und deutschem Unternehmungsgeist vereint mit deutscher Wissenschaft gelingen werde, auch die bis dahin von andern für minderwertig gehaltenen Landstriche zu blühenden, das hineingesteckte Kapital und die aufgewandte Arbeit mit reichem Ertrag lohnenden Kolonien umzugestalten. Die sich entgegentürmenden Schwierigkeiten waren nicht gering. Schwere Opfer an Geld und Gut, an menschlicher Gesundheit und Menschenleben mußten gebracht werden, bis Deutschland sich seines neuen Kolonialbesitzes zu erfreuen beginnen durfte.

Als die ersten deutschen Kolonisatoren die Schutzgebiete betraten, fehlte es überall am nötigsten. Nirgendwo fanden sie geeignete Behausung, überall trafen sie auf Busch und Steppe, ausgedehnte, in der tropischen Sonnenglut Fiebermiasmen aushauchende Sümpfe, gesundheitsgefährliches Trinkwasser und einem Europäermagen absolut nicht zusagende Nahrungsmittel usw.; dazu eine durch Kriege, Sklavenraub und Sklavenhandel gelichtete und durch allerlei Seuchen dezimierte unkultivierte Bevölkerung. Alles das schreckte den tatkräftigen Deutschen nicht. Vertrauensvoll ging er ans Werk. Verwaltung und Medizin arbeiteten dabei Hand in Hand.

Die deutschen Ärzte sahen sich bei Beginn dieser Kolonisation plötzlich ganz neuen Aufgaben gegenübergestellt. Die Kenntnis der Tropenkrankheiten mangelte ihnen, abgesehen von einzelnen Forschern, so gut wie ganz. Nun begann ein eifriges Studieren. Deutschlands größter Seuchenforscher, der geniale Bakteriologe Robert Koch, trat in die Bresche; Männer wie Nocht, Ziemann, die Gebrüder Plehn, Kleine, Ollwig, Steudel, Scheube, Mense und andere machten die Erforschung der Tropenkrankheiten zu ihrer Lebensaufgabe; an den Universitäten wurden Vorlesungen über Tropenkrankheiten in den Studienplan aufgenommen; in Hamburg entstand im Anschluß an das Seemannskrankenhaus ein besonderes Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, in Tübingen ein solches für ärztliche Mission. Wohl kein Zweig der Medizin hat im letzten Vierteljahrhundert einen solchen Aufschwung erlebt, wie gerade die Tropenmedizin. Immer mehr Ärzte wurden in die Kolonien entsandt. Dort entstanden Krankenhäuser, für die der Deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien das weibliche Pflegepersonal stellte. Die evangelischen und katholischen Missionsanstalten erkannten in der Krankenpflege das beste Mittel, auf die Bevölkerung Einfluß zu gewinnen, und wetteiferten daher nach Kräften mit den Regierungsinstituten. So ist es gelungen, alle gesundheitlichen Hindernisse zu überwinden oder wenigstens auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Wurde zu Beginn der deutschen Kolonisation der hinausziehende Kolonist noch mitleidigen Blickes als Todeskandidat angesehen, so zweifelt heute kein Mensch mehr daran, daß weite Striche der deutschen Schutzgebiete selbst für eine deutsche Besiedlung geeignet sind, wo des Vaterlandes Bevölkerungsüberschuß sich heimisch machen und arbeiten kann, ohne an der Gesundheit Schaden zu leiden.

Nicht weniger aber kam die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse auch der Eingeborenenbevölkerung zugute. Die deutsche Herrschaft ging nicht darauf aus, diese in der Sklaverei zu halten oder sie zu Sklaven zu erniedrigen, sondern sie in väterlicher Fürsorge auf eine höhere Stufe der Kultur und Zivilisation zu heben. Die Verwaltung war sich von Anfang

Digitized by Google

an wohl bewußt, daß sie in den Kolonien kein wertvolleres Gut vorgefunden habe, als gerade die eingeborene Bevölkerung. Mit den Deutschen zog die Sicherheit für die Person ins Land ein; die unaufhörlichen Stammesfehden wurden unterdrückt; die menschenmordenden Sklavenjagden hörten auf; den verheerenden Einfällen der Räubervölker stellten sich die Schutztruppen entgegen, so daß die Raubzüge bald ganz aufhörten; bei Hungersnöten trat die Fürsorge der Regierung mit Einfuhr und Verteilung von Lebensmitteln in Tätigkeit, usw. Das alles aber tritt in den Hintergrund vor der gesundheitlichen Fürsorge für die eingeborene Bevölkerung. Verheerende Seuchen wie Malaria, Pocken, Ruhr, Typhus, Aussatz, Pest, Gelbfieber, Syphilis und andere rafften Tausende und aber Tausende von Menschen hin, während ansteckende Augenkrankheiten zahllosen Menschen das Augenlicht raubten. Schritt vor Schritt ging dagegen die Verwaltung mit Hilfe des Gesundheitsdienstes vor. Zunächst galt es, das Vertrauen der Eingeborenen zu finden, und gerade dafür erwies sich niemand geeigneter als der Arzt, der als Helfer in der Not auftrat, und das von ihm ausgebildete bezw. unterwiesene Hilfspersonal, Heilgehilfen, Sanitätsunteroffiziere, Krankenschwestern usw. Im Anschluß an sämtliche Europäerstationen wurden Eingeborenenkrankenhäuser gegründet, teils reichlicher ausgestattet, teils bescheidener eingerichtet, je nachdem es die Verhältnisse erforderten und gestatteten. Die ärztliche Behandlung und die Verpflegung erfolgte zumeist kostenfrei. Für ambulante Kranke wurden überall poliklinische Sprechstunden abgehalten, wieder mit kostenfreier Behandlung. Daneben suchte man durch Belehrung auf Abstellung gesundheitswidriger Bräuche einzuwirken.

Die Säuglingsfürsorge der Eingeborenen sprach vielerorts allen Vorschriften der Gesundheitslehre Hohn. Dagegen erwies sich insbesondere die Belehrung durch Krankenschwestern, die zum Teil im Hebammendienst ausgebildet waren, und namentlich auch die Einwirkung der Missionen von größtem Wert.

In den ersten Zeiten der Kolonisation hielt man den Eingeborenen vielfach für gefeit gegen Malaria. Nichts ist irrtümlicher als diese Annahme. Gewiß, der erwachsene Eingeborene ist vielfach immun gegen das Malariagift oder er reagiert darauf nur in geringem Maße, er ist aber zu dieser Immunität erst durch eine allmähliche Durchseuchung in der Kindheit gekommen. Unter den Kindern der Eingeborenen fordert die Malaria nicht weniger ihre Opfer als unter den Europäern. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer umfangreichen Behandlung der Eingeborenenbevölkerung und besonders der Kinder mit Chinin, und dementsprechend ist auch mit der kostenfreien Abgabe von Chinin an die Eingeborenen im größten Maßstabe verfahren worden.

In umfangreicher Weise wurden ferner in den Kolonien die Pocken bekämpft, indem jahraus jahrein nach Hunderttausenden zählende Eingeborene kostenfrei der Schutzpockenimpfung unterzogen wurden. Die dafür benötigte Kälberlymphe wurde in der ersten Zeit aus Deutschland bezogen, später, nachdem der Bedarf größer geworden, in eigenen, in den Schutzgebieten seitens der Regierung errichteten Lympherzeugungsanstalten hergestellt.

Digitized by Google

Bei der Durchforschung des Landes wurden seinerzeit in Deutsch-Ostafrika mehrere endemische Pestherde entdeckt, an deren Ausrottung die Verwaltung sofort mit der größten Energie herantrat. Der Einschleppung der Pest und sonstiger Seuchen von außerhalb wurde durch Quarantänemaßregeln entgegengewirkt.

Gegen Ende der neunziger Jahre des vorigen bezw. zu Anfang des laufenden Jahrhunderts tauchte in den afrikanischen Tropenkolonien Deutschlands vom Kongostaat her die Schlafkrankheit auf, eine der schrecklichsten Seuchen, die wie keine andere geeignet ist, die Bevölkerung nicht nur zu dezimieren, sondern geradezu zum Aussterben zu bringen. Sofort ging die Verwaltung mit aller Macht dagegen vor. Von Berlin wurde zum Studium der neuen Seuche und behufs Feststellung des Umfangs, den sie bereits im ostafrikanischen Schutzgebiet genommen hatte, eine besonders dazu berufene Kommission unter Führung des Prof. Robert Koch nach Deutsch-Ostafrika entsandt, und nach den von dieser Kommission aufgestellten Grundsätzen die Bekämpfung an Ort und Stelle begonnen. Die gesamte Bevölkerung wurde systematisch untersucht, die Kranken wurden in Lagern gesammelt und dort ärztlich behandelt, die See- und Flußufer wurden in weitestem Umfange von dem Buschgestrüpp, das als Aufenthalts- und Brutort der die Krankheit übertragenden Fliegen erkannt war, gesäubert; gegebenenfalls wurde die gesamte Bevölkerung in andere Gegenden, die frei von der Schlafkrankheitsfliege waren, übergeführt, usw. Auf diese Weise ist es gelungen, am Viktoriasee die Seuche zum Stillstand zu bringen, und auch anderwärts Resultate zu gewinnen, die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Als infolge des Marokkoabkommens vom Jahre 1912 Deutsch-Kamerun durch ansehnliche Gebietsteile des französischen Kongogebiets vergrößert wurde, zeigte sich auch dort die Bevölkerung der neuen Bezirke von der Schlafkrankheit stark ergriffen. Die französische Regierung hatte hiergegen bis dahin noch nichts getan, die deutsche Regierung aber traf sofort die nötigen Veranstaltungen, den Umfang der Seuche festzustellen und ihre Bekämpfung in die Wege zu leiten, Maßregeln, bei denen die in Ostafrika gemachten Erfahrungen berücksichtigt werden.

In den deutschen Kolonien leben, überall zerstreut, Tausende von Aussätzigen. Die Regierung läßt sie aufsuchen und in eigens zu dem Zweck gegründeten Lepraheimen unterbringen, die aus fiskalischen Mitteln unterhalten werden. Die Missionen arbeiten dabei mit der Regierung Hand in Hand.

Auf Samoa und in der Südsee kommen unter den Eingeborenen zahlreiche Fälle der unter dem Namen „Körnerkrankheit" bekannten Augenerkrankungen vor, so daß die Regierung sich zur Entsendung eines Regierungsarztes entschloß, der in der Augenheilkunde spezialistisch ausgebildet ist, und der sich insbesondere mit der eingehenden Bekämpfung der ansteckenden Augenkrankheiten und ihrer Folgezustände befassen soll.

Aus allem diesem ist zu ersehen, daß die Regierung sich ihrer Pflicht gegen die Eingeborenen in den Kolonien wohl bewußt ist, und sie voll zu erfüllen bestrebt ist.

Leider wird diese in höchstem Maße kulturelle Arbeit durch den derzeitigen Weltkrieg, der von seiten unserer Feinde auch in die Kolonien hineingetragen wurde, in unliebsamster Weise unterbrochen; viele schöne be-

Digitized by Google

reits erreichte Erfolge werden vielleicht vernichtet. Nach Wiederkehr friedlicher Verhältnisse aber wird die unterbrochene Arbeit von neuem aufgenommen werden und zum erstrebten Ziel führen, die gesundheitlichen Verhältnisse der Bevölkerung mehr und mehr zu bessern und damit die Grundlage für die günstige Entwicklung der Kolonien sicher zu stellen.

Die Landwirtschaft in den Kolonien.

Vom Geheimen Oberregierungsrat Dr. Walter Busse,
Vortragendem Rat im Reichs-Kolonialamt.

Wenn ein Volk, dessen Landwirtschaft in Theorie und Praxis seit langer Zeit sich eine, in der ganzen Welt anerkannte führende Rolle errungen hat, in den Besitz überseeischer Neulandgebiete gelangt, die in der Hauptsache nur durch die Landwirtschaft dauernden Wert für das Mutterland erhalten können, so darf es sich von vornherein Erfolge von seiner Betätigung auf dem neuen Arbeitsfeld versprechen. Allerdings fehlte es dem deutschen Volke zunächst an der nötigen Erfahrung und Schulung in der landwirtschaftlichen Nutzung der rohen, noch unerschlossenen Tropenscholle. Und so kann es nicht wundernehmen, wenn die Landwirtschaft in den deutschen Kolonien anfänglich Schwierigkeiten zu überwinden hatte. Lehr- und Übergangsperioden haben alle kolonisierenden Nationen durchmachen müssen; von keiner aber ist diese Phase so schnell überwunden worden wie von uns.

Die Bevölkerung unserer Kolonien war zum größten Teil jeder systematischen Arbeit abgeneigt und stand auf einer so primitiven Kulturstufe, daß ein großer Teil ihrer Nahrung durch Sammeltätigkeit in den Wäldern erworben wurde. Der von den eingeborenen Stämmen betriebene Landbau reichte kaum zur notdürftigen eigenen Ernährung aus. Die Schutzgebiete waren also damals im wahrsten Sinne des Wortes „schlafende Länder", über deren wirtschaftlicher Zukunft ein dichter Schleier lag. Ihre wirtschaftliche Entwicklung konnte daher nur langsam vor sich gehen.

Zu Beginn unserer kolonialen Tätigkeit bestand die einzige, für die Ausfuhr in Frage kommende Erzeugung land- und forstwirtschaftlicher Produkte der Kolonien in der Ausnutzung der im Lande ohne Zutun des Menschen vorhandenen Wildprodukte. Sie wurden von den Eingeborenen eingesammelt und, in mehr oder weniger roher Form aufbereitet, an die Handelshäuser abgeliefert. Wenn auch die Verwaltung erfolgreich bestrebt war, die Eingeborenen zur Verbesserung der Gewinnungsweise dieser Erzeugnisse anzuhalten, so konnte doch aus der Einsammlung von Wildprodukten allein ein wirtschaftliches Aufblühen der Kolonien nicht hervorgehen. Sobald die an den zugänglichen Küsten gelegenen Gebiete genauer erforscht waren, richtete daher die Regierung ihr Augenmerk darauf, dort einen von Europäern geleiteten Plantagenbau ins Leben zu rufen und die private Unternehmungslust nach Möglichkeit zu unterstützen.

Unterstützt von der Initiative des deutschen Privatkapitals gelang es, trotz unausbleiblicher anfänglicher Fehlschläge in den für Plantagenbau

Digitized by Google

geeigneten Landesteilen auf diesem Wege sehr erfreuliche Erfolge zu erzielen. Dies wird in der nachstehenden Zusammenstellung veranschaulicht:

Übersicht über die im Jahre 1913 in plantagenmäßige Kultur genommenen Landflächen.

Schutzgebiet	Gesamtanbaufläche	Bepflanzt mit: Kakao	Kautschuk	Kokospalmen	Sisalagaven	Kaffee	Baumwolle	Tabak
	ha	ha	ha	ha	ha	ha	ha	ha
Deutsch-Ostafrika	106292	120	45317	8178	24751	4803	12941	16
Kamerun	28225	13161	7402	—	30	107	—	153
Togo	1343	183	174	659	268	—	—	—
Neuguinea	32264	394	2339	29242	78	9	—	3
Samoa	10702	3613	1162	4889	—	3	—	—
Zusammen	178826	17471	56394	42968	25127	4922	12941	172

Der Plantagenbau bietet in Ländern mit so primitiver eingeborener Bevölkerung, wie sie die deutschen Schutzgebiete bergen, große Vorteile und zwar nicht nur für die wirtschaftliche Entwicklung der Gebiete, sondern auch ganz besonders für den farbigen Arbeiter selbst. Denn der nicht an regelmäßige Arbeit gewöhnte Eingeborene wird auf den Pflanzungen zur systematischen Arbeitsleistung erzogen, er erhält eine geregelte, seinen Bedürfnissen entsprechende Ernährung, und der ihm gezahlte Lohn ermöglicht es ihm, sich mit der notwendigen Kleidung zu versehen, sowie Ersparnisse zu machen. Die Verwaltung ist von vornherein bestrebt gewesen, durch gesetzliche Regelung und strenge Überwachung der Arbeiteranwerbung, der Arbeitszeiten, der Ernährung und Unterbringung, sowie der ärztlichen Versorgung der eingeborenen Arbeiter alle diejenigen Schwierigkeiten zu beseitigen, die in manchen fremdländischen Kolonien zu großen Mißständen geführt haben. Unter einer gesetzlichen Überwachung, wie sie in den deutschen Kolonien ausgeübt wird, und in Anbetracht der Kürze der Arbeitskontrakte (1/2 bis 2 1/2 Jahre) kommt die Tätigkeit der Eingeborenen auf den Plantagen einem Erziehungskursus für die spätere Landarbeit der entlassenen Arbeiter in ihrer Heimat gleich.

Der an sich aussichtsreiche Plantagenbau allein erwies sich aber als nicht ausreichend, um alle diejenigen Rohstoffe zu liefern, die Deutschland für seine Industrie und Volksernährung aus dem Auslande einführen muß. Für eine vollkommene wirtschaftliche Ausnutzung der so vielgestaltigen natürlichen Hilfsquellen der Kolonien mußten noch andere, bis dahin ruhende Kräfte herangezogen, die noch unentwickelten landwirtschaftlichen Fähigkeiten der Eingeborenen für selbständigen Anbau mußten mobil gemacht werden. Nur mit dem Korrelat der Eingeborenenkulturen kann man die gewichtigen Forderungen einer gesunden heimischen Wirtschaftspolitik bezüglich der Rohstoffversorgung aus den Kolonien erfüllen.

Für die Heranziehung der Eingeborenen zu dieser Arbeit wie zur ge-

Digitized by Google

regelten Arbeit überhaupt waren aber auch volkspädagogische und sanitäre Beweggründe maßgebend. Die Fürsorge für die Eingeborenen, die unseren Verwaltungsbeamten als vornehmste Pflicht vorgeschrieben ist, fordert, daß ihre Lebensbedingungen, ihre Wohnplätze, ihre Ernährung und Gesundung fortschreitend gebessert werden. Hat der Eingeborene eine saubere Hütte und reichliche Kost, so fühlt er sich wohl, und die gesunde Grundlage für die Volksvermehrung ist geschaffen. Wirkten schon die Abschaffung des Sklavenhandels und die Beseitigung der Stammesfehden wohltätig auf die Volksvermehrung, so blieb doch noch viel zu tun, um die Lebenshaltung der Eingeborenen zu verbessern und vor allem die Säuglingssterblichkeit herabzumindern. Zu diesem Zwecke mußte die Erweiterung und Neugestaltung des Lebensmittelanbaues in die Hand genommen werden. Das Pflanzen und Ernten für sich und die Seinen ist der Anfang des Sammelns in die Scheunen, das wir für unsere heimische Volkswirtschaft von den Kolonien erwarten.

Aus diesen Gründen ließ die Regierung, sobald die politischen Verhältnisse im Innern der Kolonien und ihre fortschreitende Erschließung durch Eisenbahnen es gestatteten, keinen Zweifel darüber, daß sie gewillt sei, Plantagenbau und Eingeborenenkultur sich nebeneinander entwickeln zu lassen und beide Betriebsformen gleichmäßig zu fördern. Daß die Verwirklichung dieses Grundsatzes möglich ist, ohne berechtigte Forderungen nach der einen oder anderen Seite hin zu verletzen, hat sich seither erwiesen. Für die Regelung in den einzelnen Gebietsteilen sind deren natürliche Vorbedingungen, Bevölkerungsdichte, Verkehrs- und Transportverhältnisse u. a. m. ausschlaggebend.

Um aber die Hebung der Landwirtschaft — die nun einmal in allen deutschen Kolonien das wirtschaftliche Rückgrat bildet — mit wirklichen, dauernden Erfolgen zu erreichen, bedurfte es neben der regen Privattätigkeit gewisser gemeinnütziger praktischer Maßnahmen der Regierung. Sobald die Verhältnisse hierfür reif waren, schritt die Kolonialverwaltung dazu, in allen Kolonien ein von bewährten Fachleuten geleitetes landwirtschaftliches Versuchswesen einzuführen und einen besonderen landwirtschaftlichen Dienst zu organisieren.

Bedenkt man, daß unter den Pflanzern das Laienelement von jeher stark vertreten war, daß namentlich die weniger bemittelten Unternehmer auf der ihnen fremden Scholle schwer um ihre Existenz ringen müssen, so ergibt sich von selbst, wie dringend das Bedürfnis nach staatlicher Unterstützung durch Verbreitung von Kenntnissen über exakte Methodik der kolonialen Landwirtschaft durch praktische Versuchsarbeit war.

In noch viel höherem Maße als für die weißen Pflanzer galt das für die Eingeborenen. Einführung und Ausbreitung von Volkskulturen in wirklich fühlbarem Umfange sind ohne ständige Unterweisung, ohne sichtbares Vorbild undenkbar; auch die vielfach vorhandenen landwirtschaftlichen Fähigkeiten der Farbigen konnten andernfalls über eine gewisse primitive Stufe hinaus nicht entwickelt werden. Ackerbau und Viehzucht mußten in neue Bahnen gelenkt werden.

Ein großes Netz von staatlichen Versuchsstationen für Ackerbau und Viehzucht dehnt sich heute über den deutschen Kolonialbesitz aus, ein straff

Digitized by Google

organisierter landwirtschaftlicher Dienst mit einem ansehnlichen Stabe deutscher Berufslandwirte und fachwissenschaftlicher Beamter sorgt für den ordnungsmäßigen Betrieb der Stationen. Der Belehrung der Eingeborenen und zugleich der Überwachung für die Ausführung der getroffenen Maßnahmen dienen den Versuchsstationen angegliederte landwirtschaftliche Schulen für Farbige und besonders Wanderlehrer (Bezirkslandwirte). Letzteren sind in gewissen Landesteilen noch farbige Hilfskräfte beigegeben. Für die Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse unter Pflanzern und Farmern sorgen von den Gouvernements herausgegebene Fachzeitschriften und Flugblätter.

Die Versuchsstationen arbeiten nach der bewährten, auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Methodik der deutschen Landwirtschaft. Sie liefern für die landwirtschaftliche Technik in den Kolonien das lebendige Vorbild.

Für die Zwecke des Ackerbaues wurden bis zum Beginn des Jahres 1914 in den Schutzgebieten insgesamt errichtet:

4 Institute wissenschaftlichen und praktischen Charakters,
9 allgemeine landwirtschaftliche Versuchsanstalten,
9 Spezialversuchsstationen (7 für Baumwolle und 2 für Tabakbau),
2 besondere Ackerbauschulen.

Was vorstehend für die Bodenkultur der Europäer und der Eingeborenen ausgeführt wurde, gilt bezüglich des angewandten Systems auch für die Hebung der Viehzucht.

Für den Betrieb der Viehzucht auf Europäerfarmen eignet sich vorläufig in der Hauptsache nur Deutsch-Südwestafrika. Die Verwaltung hat das dort vorhandene Viehmaterial von Anfang an durch Einführung hochwertiger Zuchttiere veredelt und die Viehzucht auch sonst durch Prämien und Unterstützungen gefördert. In den übrigen Kolonien befinden sich die Viehbestände fast ausschließlich in den Händen der Eingeborenen, denen die Verwaltung durch Belehrung über Ernährung und Züchtung, durch Abgabe von Zuchttieren u. dergl. an die Hand geht.

Den sowohl hier wie dort gestellten Anforderungen konnte die Regierung nur durch die Anlage von Viehzuchtstationen gerecht werden. Diese sind zum Teil an die allgemeinen landwirtschaftlichen Versuchsstationen angegliedert worden. Zur Zeit des Kriegsausbruches bestanden in den Kolonien 6 größere, von der Regierung betriebene Viehzuchtstationen und 2 Landesgestüte.

Im Zusammenhang hiermit hat auch das Veterinärwesen in den Kolonien eine erhebliche Ausgestaltung erfahren, um mit Erfolg gegen die zahlreichen, teilweise verheerend wirkenden Seuchen und Krankheiten der Haustiere vorbeugend und heilend wirken und die Volksernährung in den Schutzgebieten vor schweren Erschütterungen bewahren zu können.

Die Zahl der in den Schutzgebieten tätigen landwirtschaftlichen Beamten betrug zu Beginn des Jahres 1914 zusammen 145 Personen; davon sind 49 höhere (akademisch voll ausgebildete), 36 mittlere Beamte (teilweise mit akademischer Bildung) und 60 Unterbeamte (aus dem praktischen landwirtschaftlichen Berufe in Deutschland hervorgegangen).

Entsprechend hoch sind auch die für die Förderung von Ackerbau und

Digitized by Google

Viehzucht verwendeten staatlichen Geldmittel; sie beliefen sich in dem am 31. März 1914 abgelaufenen Etatsjahre 1913 auf insgesamt 4,1 Millionen Mark.

Alle vorgenannten Organisationen sind in verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden (im wesentlichen wurde um die Mitte des vergangenen Jahrzehnts damit begonnen). Sie bedürfen zum Teil noch des weiteren Ausbaues. Daß wir aber bei unserem Vorgehen auf dem rechten Wege sind, hat sich trotz der Kürze der Zeit schon herausgestellt. Wie überall in wirtschaftlichen Verhältnissen, so reden auch hier Zahlen die deutlichste Sprache.

Die Gesamtausfuhr an pflanzlichen und tierischen Produkten aus den deutschen Kolonien bezifferte sich:

im Jahre 1896 auf einen Wert von rund 7,8 Millionen Mark
" " 1900 " " " " " 13,2 " "
" " 1912 " " " " " 60,7 " "

In Prozenten ausgedrückt ist also die Ausfuhr dieser Produkte von 1896 bis 1912 um rund 778 Prozent, in der Zeit von 1900 bis 1912 um rund 460 Prozent gestiegen — ein Aufschwung, der mit dem sonstigen Aufblühen deutscher Erwerbstätigkeit vollkommen im Einklang steht und eine gedeihliche Weiterentwicklung der Schutzgebiete erhoffen läßt.

Der im Vorstehenden kurz gekennzeichneten Entwicklung der Verhältnisse in den deutschen Kolonien kam der Umstand förderlich zustatten, daß sich seit der Jahrhundertwende die tropische Landwirtschaft überhaupt im Übergang von der Empirie zur wissenschaftlich begründeten Methodik, vom Raubbau zur rationellen Wirtschaft befand. Aber alle Bemühungen in den vorbezeichneten Richtungen wären auf der oft so spröden Scholle unserer überseeischen Besitzungen nicht annähernd von dem tatsächlich erzielten Aufschwung der Landwirtschaft begleitet gewesen, alle genannten Einrichtungen der Kolonialverwaltung hätten sich nicht in so kurzer Zeit geradezu vorbildlich entwickeln können, wenn nicht die beteiligten Instanzen dauernd in engster Verbindung mit den entsprechenden landwirtschaftlichen Organisationen der Heimat ständen, deren altbewährte Methoden und deren ausgezeichnet vorgebildetes Personal im neuen Lande neue Früchte reifen lassen.

Missions- und Schulwesen in den deutschen Kolonien.

Von Dr. Emil Krauß, Geh. Reg.-Rat und Vortragendem Rat im Reichs-Kolonialamt.

Nachdem in den achtziger Jahren auch in Deutschland das Verständnis für die koloniale Sache in größere Kreise einzudringen anfing und damit für eine intensivere Kolonialpolitik fruchtbarer Boden geschaffen war, haben auch deutsche Missionsgesellschaften in den für uns gewonnenen überseeischen Besitzungen unverzüglich ihre Arbeit angefangen. Bei Ausbruch des Krieges waren 25 deutsche Missionsgesellschaften, 14 evangelische und 11 katholische, unterstützt von zahlreichen weiblichen Genossenschaften,

Digitized by Google

mit Erfolg am Werke. Sie haben sich in ihrer segensreichen Tätigkeit nicht auf das religiöse Gebiet beschränkt, sondern daneben eine Reihe anderer wichtiger Kulturaufgaben in ihr Programm aufgenommen und die Regierung in der Erfüllung ihrer Aufgaben in dankenswerter Weise unterstützt. Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur, Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeit, Besserung ihrer sozialen Lage, Hebung der Stellung der Frau, Wahrung ihrer Menschenrechte sind die Hauptziele, die sich die deutschen Missionsgesellschaften in unseren überseeischen Besitzungen mit größtem Erfolge gesteckt haben. Die Früchte dieser Missionstätigkeit sind im Verhältnis zu der kurzen Zeit und den Schwierigkeiten, die sich in den neuerschlossenen, zum Teil von jeder Kultur unberührten Gebieten ihr entgegengesetzt haben, überaus erfreulich zu nennen. Die evangelischen Missionen haben mit einem Personal von nahezu 1300 europäischen Missionaren und einer größeren Zahl Schwestern und eingeborener Missionsgehilfen gearbeitet, und die Zahl ihrer Getauften beläuft sich auf über 110000 Personen. Ebenso erfolgreich war das Werk der katholischen Missionen. Die Zahl ihrer Hauptstationen in sämtlichen Kolonien beläuft sich auf 234. 460 Missionspriester liegen ihrem Werke ob, unterstützt von 296 Brüdern und 413 Schwestern, sowie von 1750 eingeborenen Katecheten. Nahezu 150000 Eingeborene haben im Laufe der Jahre den Segen der Taufe empfangen. Auch auf dem Gebiete der christlichen Nächstenliebe haben die deutschen Missionsgesellschaften Hervorragendes geleistet. Missionare wie Schwestern wetteifern darin, die Not und das Elend der zahlreichen Krankheiten und Gebrechen zu lindern, denen die Eingeborenen ausgesetzt sind und zu deren Heilung sie bisher auf die eigennützigen heidnischen Zauberer und Medizinmänner angewiesen waren. Zahlreiche Missionare sind als Heilgehilfen und Ärzte ausgebildet und Missionsschwestern stehen ihnen in der Krankenpflege hilfreich zur Seite. Die ärztliche Mission hatte bereits im Jahre 1908 ca. 900 ausgebildete Ärzte in die Kolonien gesandt und ihre Zahl ist inzwischen von Jahr zu Jahr gewachsen.

In ganz besonderer Weise haben die Missionen die Regierung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts unterstützt. In sämtlichen Schutzgebieten unterhalten sie eine größere Anzahl von Schulen, zumeist Elementarschulen im Sinne unserer Volksschulen, daneben aber auch gehobene, wie z. B. Fortbildungs-, Landwirtschafts- und Handwerkerschulen, die in hervorragendem Maße geholfen haben, die Eingeborenen in den verschiedenen Wirtschaftszweigen zu unterweisen und damit ihre gesamte wirtschaftliche Lage zu verbessern.

Nach der letzten vorliegenden Statistik unterhalten die Missionen beider Konfessionen rund 4000 Schulen mit nahezu 180000 Schülern. Die Aufwendungen der Missionen beliefen sich jährlich auf mehrere Millionen Mark. Missionszeitschriften, teils in deutscher Sprache, teils in den Sprachen der Eingeborenen, dienen dazu, die Fortgeschrittenen zu unterweisen und weiter zu bilden. Daß die deutschen Missionen auch Großes in der Erforschung der Eingeborenensprachen geleistet und außerordentlich viel zur eingehenderen Kenntnis der Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen in den verschiedenen Schutzgebieten beigetragen haben, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.

Digitized by Google

In voller Würdigung ihres verdienstlichen Werkes genießen die Missionsgesellschaften den weitestgehenden Schutz der Regierung. Das Schutzgebietsgesetz vom 10. September 1900 gewährleistet den Angehörigen der im Deutschen Reiche anerkannten religiösen Gemeinschaften in § 14 ausdrücklich Gewissensfreiheit und religiöse Duldung und bestimmt außerdem, daß die freie und öffentliche Ausübung dieser Kulte, das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und der Einrichtung von Missionen der bezeichneten Religionsgesellschaften keinerlei gesetzlicher Beschränkung noch Hinderung unterliegen. Mit diesem gesetzlichen Schutz der Missionen hat sich aber die Regierung nicht begnügt, sondern sie läßt ihnen auch noch unmittelbar ihre Unterstützung in weitgehendem Maße zuteil werden. So genießen die Missionsgesellschaften nicht unerhebliche Vergünstigungen in Form von Zollbefreiungen, und daneben erhalten sie auch noch namhafte Beihilfen für Erfolge im deutschen Unterricht.

Leiht so die Regierung dem eigentlichen Missionswerk ihre helfende und unterstützende Hand, so ergänzt sie die Tätigkeit der Missionen vor allem auch auf dem Gebiete des Schulwesens. Unstreitig gebührt den Missionen der Hauptanteil an der Ausbildung und Entwicklung des Volksschulwesens in den Kolonien; aber naturgemäß haben sie bei der Erziehung der Eingeborenen sich als vornehmstes Ziel deren Heranbildung zu Christen gesteckt. Die Regierung muß daneben aber noch andere Zwecke verfolgen, so vor allen Dingen die Heranbildung der Eingeborenen zu geeigneten Gehilfen der Verwaltung und zwar in deren verschiedensten Zweigen, wie zu Schreibern, Aufsehern, Zoll- und Polizeibeamten, Telegraphisten, Lehrgehilfen, Dolmetschern, ferner zu Handwerkern, Bureaugehilfen und endlich auch zu Aufsehern für Pflanzungen u. dergl. Somit ist auch der Regierung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens neben dem Werke der Missionen ein weites Feld der Tätigkeit verblieben, und es sind deshalb auch mit Ausnahme von Deutsch-Südwestafrika, woselbst das Eingeborenen-Schulwesen noch ganz in den Händen der Missionen liegt, in allen Schutzgebieten Regierungsschulen für Eingeborene eingerichtet worden. Weitaus die meisten befinden sich in Deutsch-Ostafrika. Dort sind nach der letzten Statistik 6100 Schüler in 10 Haupt- und 89 Nebenschulen unterrichtet worden. Kamerun hat 4 Regierungsschulen mit 833 Schülern, Togo 3 mit 311 Schülern, Neuguinea 2 und Samoa 1. Im ganzen bestehen also 109 Schulen mit 81 weißen und einer größeren Anzahl farbiger Lehrkräfte. Diese Regierungsschulen sind im wesentlichen Volksschulen im heimischen Sinne. Gegenüber den Missionsschulen ist ihr Lehrplan im allgemeinen aber etwas erweitert. Einzelnen dieser Regierungsschulen sind auch Fortbildungsschulen angegliedert, und daneben bestehen zur Ausbildung der Eingeborenen für praktische Berufe noch verschiedene landwirtschaftliche, Ackerbau- und Handwerkerschulen.

Auch für den Unterricht der Europäerkinder ist in den Schutzgebieten, soweit Bedarf vorliegt, gesorgt. Es bestehen solche Schulen in Deutsch-Südwestafrika, in Deutsch-Ostafrika, in Deutsch-Neuguinea und Samoa.

Welche Aufwendungen seitens der Verwaltung auf dem Gebiete des Schulwesens in steigendem Maße gemacht wurden, ergibt sich aus der nachstehenden Tabelle:

Digitized by Google

Schulaufwendungen (einschließlich der Ausgaben aus dem Fonds zur Verbreitung der deutschen Sprache) in Mark:

	1910	1911	1912	1913	1914
Ostafrika	192 888	202 898	237 777	259 780	401 180
Kamerun	158 854	151 210	138 220	238 120	326 100
Togo	85 879,91	62 471,26	66 559,37	71 959,37	86 900
Südwestafrika . .	269 855	381 486	493 428	543 428	616 810
Neuguinea	46 601	63 928	83 765	95 065	155 000
Samoa	49 612	54 944,90	58 636,77	59 136,77	72 385
Summe:	803 689,91	916 938,16	1078 386,14	1267 489,14	1661 040

Darnach sind 1914: 1661000 Mark für die Schulen in den Schutzgebieten aufgewendet worden, und auch für 1915 war eine wesentliche Steigerung der Ausgaben für das Schulwesen in Aussicht genommen.

Kiautschou.

Von Geheimem Admiralitätsrat Dr. W. Schrameier.

Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou an der asiatischen Küste, das zurzeit unter japanischer Verwaltung steht, trägt einen anderen Charakter als unsere Erwerbungen in anderen Erdteilen. Es ist weder eine Besiedlungskolonie wie Südwest- oder Südostafrika, noch eine Plantagenkolonie wie Kamerun, Togo oder die Länder der Südseeinseln. Eine Bedeutung kommt ihm lediglich zu als Ausgangspunkt der deutschen Interessen in Ostasien und als Handelsplatz zur Erschließung des chinesischen Hinterlandes.

Seit dem Jahre 1861 steht Deutschland in Vertragsbeziehungen zu China. Der Vertrag war auf der Grundlage der Abmachungen mit England abgeschlossen, der einzigen Macht, die bereits seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in geregeltem Handelsaustausch mit China stand und der es durch das Handelsemporium der Ostindischen Kompagnie in Kanton, der Hauptstadt Südchinas, gelungen war, ihren Handelseinfluß in Südchina maßgebend zu gestalten. Englands Handelsprivilegien wurden nach dem Opiumkriege im Jahre 1842 festgelegt. In den damals und den durch den weiteren Krieg im Jahre 1858 geöffneten Küstenplätzen ließen sich deutsche Kaufleute nieder; bald entwickelte sich neben und unter dem Schutze des englischen auch der deutsche Handel zu hoher Blüte. Besonders die Größe der englischen Kolonie Hongkong ist mit der Tätigkeit des deutschen Kaufmanns aufs innigste verknüpft.

Bis ungefähr um das Jahr 1892 herrschte unter den europäischen Nationen, die sich um die Erschließung des großen Ländergebietes für den Handel im freien Wettbewerb mühten, China gegenüber Eintracht. Daran änderte die Tatsache nichts, daß einzelne Mächte schon frühzeitig anfingen, vom äußeren Bestande des chinesischen Reiches wesentliche Teile abzubröckeln. Gegenüber den Gebietserweiterungen, die England, Rußland

Digitized by Google

und Frankreich, selbst Japan, das im Jahre 1880 die Hand auf die Liukiu-Inseln legte, auf Kosten Chinas vornahmen, begnügte sich der Deutsche damit, seine Handelsinteressen zu festigen und den Absatz seiner heimischen Industrie zu fördern. Neidlos konnte Britannien sich die deutsche Unterstützung gefallen lassen, solange es allein die äußere Macht besaß, den Schutz der europäischen Unternehmungen in China zu verbürgen.

Wie in der ganzen Welt, wohin deutscher Unternehmungsgeist drang, fand der wunderbare Aufschwung des Deutschtums nach den siegreichen Kriegen auch in China seinen Ausdruck darin, daß der deutsche Handel sich von fremder Bevormundung frei machte. Allmählich schlug der deutsche Kaufmann eigene Wege ein und bildete sich sogar zum scharfen Konkurrenten Englands aus. Eigene Finanzinstitute, die Einrichtung zahlreicher konsularischer Vertretungen in den offenen Handelsplätzen, die Eröffnung einer eigenen Dampferlinie nach dem Osten kennzeichneten den Aufschwung. Nicht nur in intensiver Arbeit, sondern auch in der Billigkeit und Güte der Erzeugnisse des heimischen Marktes schlug der Deutsche jeden Nebenbuhler aus dem Felde. Da China selbst nicht imstande war, Deutschlands Rechte im eigenen Lande wahrzunehmen, sah sich dieses durch das Wachsen der englischen Mißgunst und infolge der herausfordernden Sprache dieses Volkes genötigt, sich einen Stützpunkt seiner Interessen im Osten zu schaffen. Ohne solchen Rückhalt hätte es auf eine politische und wirtschaftliche Rolle verzichten müssen.

Denn anders als in Japan war die durch die Handelserschließung bewirkte Entwicklung Chinas vor sich gegangen. Beide Länder sahen sich vor die Aufgabe gestellt, möglichst bald die ungebetenen Gäste wieder los zu werden und ihre Eigenart gegenüber der Überflutung vom Westen zu behaupten. Japan begriff schnell, daß eine Abschüttelung der Merkmale seiner Unselbständigkeit am ehesten durch Anpassung an die Wesenszüge der Eroberer möglich sei. Im Gegensatz dazu wählte die chinesische Regierung den Weg, hochmütig sich dem Eindringen modernen Geistes zu verschließen und seine alte Kultur eifersüchtig vor der Befleckung mit fremden Bestandteilen zu schützen. Zwei Welten standen sich gegenüber, die einander nicht verstanden, weil es an gutem Willen gebrach, sich verstehen zu wollen. Ein tiefes Mißtrauen griff vor allem zwischen den chinesischen Behörden und dem ausländischen Kaufmann Platz. Allen Schwierigkeiten gegenüber stellte sich China auf den Standpunkt des „non possumus". Allerdings sucht man für das, was dem uralten, von jeder Berührung mit der Außenwelt abgeschlossenen Völkergebiete plötzlich nach dem Zersprengen seiner Tore zugemutet wurde, vergeblich nach einem Vorgang in der Geschichte. Gewaltsam überstürzten sich die Ereignisse, immer hastiger und aufgeregter wurde ihr Lauf. Wandlungen, wozu Jahrhunderte ruhiger Entwicklung nötig schienen, vollzogen sich mit atemraubender Schnelle. Hielten die Völker des Westens, die alle teilzunehmen strebten an dem Handel des großen Reiches, heute geschlossen gegen China, um ihre Forderungen durchzudrücken, so befehdeten sie morgen einander in Neid und Mißgunst und Habgier. Ratlos stand der Chinese der Erscheinung gegenüber; ehe er Zeit zum Nachdenken fand, war das Land in neue Fährnisse getrieben, die er ebensowenig begriff und auf die er sich nicht hatte vorbereiten können.

Digitized by Google

An Versuchen, der fremden Einschnürung sich mit Gewalt zu erwehren, hat China es nicht fehlen lassen. Alle Versuche haben nur dazu beigetragen, das Land von der Unzulänglichkeit seiner Machtmittel zu überzeugen. Um den Besitz Koreas kam es 1894 zu einem Kriege zwischen China und Japan. Auch hier unterlag China. Der Sieger nötigte es im Frieden von Schimonoseki 1895 neben einer Kriegsentschädigung zu der Abtretung der Liautung-Halbinsel, ferner der Inseln Formosa und Pescadores. Auf Bitten der chinesischen Regierung widersetzte sich zusammen mit Rußland und Frankreich auch Deutschland dieser übermäßigen Schwächung Chinas und der europäischen Handelsinteressen. Seinen Dank für die geleisteten Dienste, die die Wegnahme der Liautung-Halbinsel verhinderten, betätigte China durch den Abschluß des Kiautschouvertrages mit Deutschland im Jahre 1898.

Wurden auch durch diesen Krieg mit Japan nur verhältnismäßig geringe Teile des ungeheuren Ländergebietes direkt berührt, so waren seine Ergebnisse doch für das ganze Volk von einschneidendster Wirkung. Es erkannte, wenn auch zögernd, daß es auf dem bisher verfolgten Wege nicht weitergehe und der Widerstand gegen die Modernisierung aussichtslos sei. Eine ernste Bewegung setzte ein, und wenn auch anfänglich manche Hitzköpfe und Schwarmgeister über das Ziel des Wünschenswerten und vorläufig Erreichbaren hinausgingen, so behielt ruhiges Abwägen der regierenden Kreise immer wieder die Oberhand. Gleich als hätte China die Gegensätze und die großen Schwierigkeiten des ihm bevorstehenden Umwandlungsprozesses vorausgeahnt, griff es nach der Möglichkeit, durch den Kiautschouvertrag sich die Mitwirkung und Unterstützung des Deutschen Reiches zu sichern. Denn darüber hatte unsere Regierung niemals einen Zweifel aufkommen lassen, daß Annektionen und Okkupationen chinesischer Gebietsteile ihr fern lagen; sie verfolgte lediglich Handelszwecke. Was aber Deutschland für seinen Handel brauchte, war ein China, das in ruhiger Entwicklung eigenen Wohlstand fand.

Aus dem Wunsche heraus, die wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen beider Völker miteinander weiter zu entwickeln, wurde der Kiautschouvertrag geschlossen. Ein Platz an der Kiautschoubucht wurde auf vorläufig 99 Jahre von China zum Wohnsitze und Stützpunkte den Deutschen verpachtet. Diese übernahmen als Gegenleistung ausdrücklich die Verpflichtung zur Anlage eines modernen Handelshafens und seiner Sicherung, ferner zur Erschließung des Hinterlandes durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit. Indem China auf diese Weise Deutsche damit betraute, eine Bahn ins Innere und entlang der Bahnlinie Bergbau zu betreiben, wies es zum erstenmal in seiner Geschichte Ausländer auf die Arbeit im Innern des Landes selbst und unter den Chinesen hin; damit gab es unserer Nation den Beweis eines bis dahin unerhörten Vertrauens.

Unser asiatisches Besitztum hat das große Glück gehabt, daß die Privatinitiative sofort in ausgiebigem Maße sich der äußeren Ausgestaltung der Kolonie zur Verfügung stellte. Mit nicht genug anzuerkennendem Weitblicke übernahm die Schantung-Eisenbahngesellschaft die Herstellung der Verbindung von Tsingtau, wie die neue Stadt genannt wurde, nach Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung, und führte sie trotz vieler

Digitized by Google

Störungen, die der Boxeraufstand im Jahre 1900 brachte, durch. Die Schantung-Bergbaugesellschaft nahm den Betrieb der Kohlenfelder entlang der Bahn in Angriff. Deutsche und englische Reedereien ließen ihre Schiffe in regelmäßiger Fahrt den Hafen anlaufen; deutsche und ausländische Firmen errichteten dort Filialen; vor allem faßten chinesische Handelshäuser von Bedeutung Vertrauen und ließen in wachsender Zahl dort sich nieder.

Die Investierung des Privatkapitals, auf die in erster Linie wohl der schnelle Gang der Besiedlung zurückzuführen ist, entsprach dem Maße des Vertrauens, das der Regierung bei der äußeren und inneren Ausgestaltung der Kolonie entgegengebracht wurde. Der Reichstag, der bereits bei der ersten Etatsberatung im Jahre 1899 mit seiner Anerkennung für das von der Marine in der Kolonie Geschaffene nicht kargte, bewilligte in großzügiger Weise die Mittel für den Ausbau des Hafens, der Stadt und der Verwaltung. Mit den Mitteln wurde in kurzer Zeit Ungeheures geleistet; wohl nirgends in der Welt ist ein so moderner, allen Anforderungen genügender und in seiner Anlage musterhafter Hafen mit so geringen Kosten ausgeführt worden wie in Kiautschou.

In wenigen Jahren wurde das Kiautschougebiet zu einem mächtigen Faktor innerhalb des chinesischen Wirtschafts- und Geisteslebens der Provinz Schantung. Damit entsprach es dem Programm des Kiautschouvertrages, das keine Enklave von sich recht und schlecht durchringenden Landsleuten in China schaffen wollte, sondern seine Ziele weiter steckte. Neben seiner Bedeutung als militärischer Stützpunkt entwickelte sich der Platz zu einem selbständigen Handelshafen und baute sich als Zentrum deutsch-chinesischer Handelsbestrebungen zu einer Stätte lebendigen Anschauungsunterrichtes aus. Zuletzt zählte die neue Stadt Tsingtau 60000 Einwohner, darunter über 2000 Europäer. Der Schiffsverkehr stieg von 182 Dampfern im Jahre 1900 auf 902 Schiffe mit 1290556 netto Reg.-Tons im Jahre 1913; der Gesamtwert des Handels auf etwa 200 Millionen Mark. Die Gouvernementseinnahmen erhöhten sich von 36000 Mark im Jahre 1899 auf 7,2 Millionen Mark im Jahre 1913; für das Jahr 1914 waren sie auf 7,8 Millionen Mark geschätzt.

Schon im Jahre 1912 hielt sich der Etat im Gleichgewicht dergestalt, daß nach Abzug der Aufwendungen für Militär und Marine die Ausgaben durch die eigenen Einnahmen des Schutzgebietes gedeckt wurden. Von großer Bedeutung war die Handelsentwicklung des Hinterlandes. Zu den Ausfuhrgegenständen, die ursprünglich aus Strohborten, Seide, Bohnen und Bohnenöl bestanden, traten allmählich neue hinzu, unter diesen als Massenartikel Datteln, Glaswaren, namentlich Erdnüsse. Für Strohborten hatte Tsingtau sich zum Hauptverschiffungsplatze Nordchinas emporgearbeitet. An der Einfuhr waren besonders Baumwollwaren, Petroleum, von deutschen Artikeln namentlich Anilinfarben, Metalle, Nadeln, Waffen, abgesehen von dem viele Millionen betragenden Eisenbahn-, Brükken- und Bergbaumaterial, beteiligt.

Noch mag erwähnt werden, daß die deutsche Gouvernementsschule zuletzt 127 Knaben und 100 Mädchen zählte, die deutsch-chinesische Hochschule 368 Schüler. Diese enthielt eine rechts- und staatswissenschaftliche, eine land- und forstwirtschaftliche und eine technisch-naturwissenschaftliche

Digitized by Google

Abteilung; weiter lag eine medizinische Abteilung im Plane. Mit der Hochschule war ein Übersetzungsamt verbunden, in der Absicht, gute Lehrbücher zu schaffen und deutsches Wissen China zu vermitteln. Durch Lehrer- und Lehrerinnenseminare, Knaben- und Mädchenschulen, Abendschulen für Handlungsgehilfen, Kindergärten beteiligten sich auch die im Schutzgebiete vertretenen deutschen Missionsgesellschaften, protestantische und katholische, in edlem Wetteifer an den Kulturaufgaben unter den Chinesen.

Mit dem äußeren Ausbau hielt die Einrichtung der Verwaltung gleichen Schritt. Am 2. September 1898 wurde der Hafen von Kiautschou dem Verkehr übergeben; zugleich mit der Erklärung zum Freihafen, der später in einen Freibezirk umgestaltet wurde, erfolgte die Veröffentlichung der Steuer- und Landordnung, kurze Zeit hinterher der Zollbestimmungen und Hafenordnung. Außerdem verlangte die praktische Frage der staats- und völkerrechtlichen Stellung der Chinesen und ihres Rechtsschutzes, die Fürsorge für die mannigfachen Bedürfnisse der Bevölkerung, ihre Beteiligung an den Aufgaben der Verwaltung ungeteilte Aufmerksamkeit und Beachtung. Es waren wichtige Probleme, die gelöst werden mußten; hing doch von ihrer Lösung die künftige Entwicklung ab.

Nicht ohne eine gewisse Genugtuung darf deshalb darauf hingewiesen werden, daß manche der im Schutzgebiete verwirklichten Gedanken ihren Weg über die Grenzen des Gebietes hinaus fanden und von anderen übernommen wurden. Wir sehen, daß die Zollregelung des Schutzgebietes mit China, die die Londoner „Times“ ein Denkmal staatsmännischer Weisheit nannten, von Japan für seine Kolonie Dalny in Anwendung gebracht wurde, ebenso wie die Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Chinesen. Vorbildlich für andere deutsche Kolonien wurde die Aufstellung eines Gouvernementsrates, der seit 1899 im Kiautschougebiete besteht; die Scheidung von Europäer- und Chinesenstadt hat die englische Kolonie Hongkong veranlaßt, im Jahre 1904 ein besonderes Europäerreservat zu gründen; in ganz Nordchina ahmt man die Aufforstungen nach; am meisten haben jedoch einige Punkte der Landordnung Beachtung gefunden, vornehmlich die Anwendung des Erbbaurechtes, die Grundsteuer nach dem gemeinen Werte des nackten Bodens in Höhe des ortsüblichen Zinsfußes und die Einführung der Wertzuwachssteuer.

Nicht um ein leeres Experiment handelte es sich bei dieser Landregelung, sondern um die Lösung eines ernsten Problems. Dieses bestand darin, möglichst schnell und nachhaltig deutsches Kapital und deutsche Arbeit auf ein unwirtliches Gebiet heranzuziehen im Kampfe mit der Konkurrenz mächtiger Völker, Engländer und Chinesen, Japaner und Russen. Bei jeder Kolonisationsarbeit beruht die Möglichkeit des Erfolges in erster Linie auf billigem Boden für Stadt und Land. Nun dienen aber alle Leistungen von Reich und Gemeinde im allgemeinen dazu, den Wert des Bodens zu steigern, und sobald er ausgenutzt wird durch das Dazwischentreten privater Begehrlichkeit, auf eine Höhe zu bringen, die die Daseinsbedingungen schwächt und die Konkurrenzfähigkeit schmälert.

So verursachte die Besetzung des ursprünglich nur zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzten, daher fast wertlosen Bodens im Kiautschougebiete

Digitized by Google

natürlich eine erhebliche Wertsteigerung, die durch die allmähliche Umwandlung der Gerste- und Weizenfelder zu einer europäischen Handelsstadt noch mehr hervortreten mußte. Was unter den verwickelteren Verhältnissen Europas kaum je klar erkannt wird, trat in voller Deutlichkeit bei den primitiven Bedingungen des Schutzgebietes zutage, nämlich die unbestreitbare Tatsache, daß die Wertentwicklung des Bodens nicht das Ergebnis der Tätigkeit des einzelnen, sondern der Gesamtheit ist. Die große Gefahr lag nahe, daß solche Mißstände, die in der Überantwortung des Grund und Bodens an die Privatspekulation wurzelten, zum Schaden der Entwicklung sich im neuen Gebiete breit machen würden.

Damit erwuchs der Verwaltung die Aufgabe, den Boden, der aller menschlichen Arbeit unentbehrlich ist wie Luft und Licht, gegen selbstsüchtige Ausnutzung und Zurückhaltung zu schützen, ohne der freien individuellen Betätigung hemmende Schranken aufzuerlegen. Auch dem Minderbemittelten sollte es möglich sein, jederzeit und allenthalben Grund und Boden zu eigener Niederlassung zu erwerben. Auszuschalten war demnach die Bodenspekulation in jeder Form; aber auch dem Mißstande mußte vorgebeugt werden, daß den chinesischen Grundbesitzern, den angesessenen Bauern, die durch die Tätigkeit des Deutschen Reiches ausschließlich bewirkte Wertsteigerung in den Schoß falle, oder der erste Käufer, dem das Land zu einem sehr geringen Preise freistand, später aus der unabhängig von seiner eigenen Tätigkeit verursachten Wertsteigerung Nutzen zog. Es ergab sich die Notwendigkeit für die Verwaltung, durch eine einheitliche, allgemeine und angemessene Steuer auf den reinen Boden, unter Ausscheidung aller Meliorationen, plötzlichen, nicht durch die Allgemeinentwicklung bedingten Preissteigerungen infolge privater Grundstücksspekulationen von vornherein zu wehren.

Das Ziel ist erreicht worden. Die Ansiedler selbst haben, so neu und fremdartig sie anfänglich der Gedanke anmutete, in großer Mehrheit und mit Begeisterung der Durchführung zugestimmt; die Vorzüge und Vorteile lagen auf der Hand. Zwölf Jahre nach der Anwendung dieses Systems konnte der Schanghaier „Ostasiatische Lloyd" hervorheben, daß durch die rechtzeitig vorbauende Bodenpolitik in Tsingtau dieser Platz vor anderen einen großen Vorsprung gewonnen habe; die Unterlassung in Schanghai räche sich durch die allgemeine Verteuerung der gesamten Lebenshaltung und damit der Unkosten, mit denen jeder geschäftliche Betrieb in Schanghai arbeiten müsse, auf Schritt und Tritt.

Eine Darstellung der Verwaltungstätigkeit im einzelnen läßt sich hier nicht geben. Deutsche Zucht und deutsches Pflichtgefühl, Ordnungssinn und Organisationstalent, Arbeitslust und Verständnis wirkten zusammen, um in kurzer Zeit den Platz nicht nur lebensfähig zu machen, sondern zu der Musterkolonie zu gestalten, als die er im fernen Osten allgemein bekannt war. Weit über die Grenzen des kleinen Gebietes machte sich die Einwirkung deutschen Geistes auf die Einrichtungen der chinesischen Provinz geltend. Auch die Chinesen konnten sich nicht der Anerkennung entziehen, daß die deutsche Arbeit in ihrer Zuverlässigkeit und Zweckmäßigkeit sich als segensreich für das Land erwies. Handel und Wandel erfuhren gewaltige Anregung. Ganze Gebiete, in denen Mangel und Hunger

Digitized by Google

und die Schrecken eines ungebändigten Räuberwesens vordem herrschten, wurden durch den Schienenstrang, den Hafen, den Bergbau nicht nur dem chinesisch-deutschen, sondern dem internationalen Verkehr erschlossen. Aus der rückständigsten und armseligsten Provinz des chinesischen Reiches erwuchs die Initiative zu systematischer Betätigung im Dienste der Allgemeinheit. Hier wurde zuerst erfolgreich die Bekämpfung von Viehseuchen in Angriff genommen; mit Hilfe deutscher Ärzte setzte die Pestabwehr im Jahre 1911 ein; deutsche Lehrstunden wurden an verschiedenen Anstalten eingeführt und unter deutscher Aufsicht die Berge rings um die Hauptstadt der Provinz aufgeforstet.

Der Geist, der in dem Leonidasgelübde des letzten deutschen Gouverneurs, des Kapt. z. S. Meyer-Waldeck, Ausdruck fand: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten!" war der gleiche, der in allen Lagen und Fährnissen, durch die das Schutzgebiet gesteuert werden mußte, glänzend hervortrat. Dieser Geist war es, der den Direktor im japanischen Auswärtigen Amte, Sakuta, nach seiner Inspektionsreise nach Tsingtau Anfang dieses Jahres zu dem Ausrufe hinriß: „Die Weise, in der die Deutschen ihre ostasiatische Kolonie verwalteten, ist mit einem Worte ideal. Japan kann hiervon noch sehr viel lernen und für seine eigenen Kolonien in Anwendung bringen!"

Auch der Deutsche hat von seiner Umgebung gelernt, er ist mit seinen Aufgaben gewachsen. Vielleicht sind einzelne Mißgriffe vorgekommen, doch fallen sie gegenüber den gewaltigen Erfolgen kaum ins Gewicht. Unser Volk hat dort an den fernen Gestaden des chinesischen Meeres gezeigt, daß es auch den schwierigsten Aufgaben gewachsen ist, vor die es gestellt wird; mit der Kraft, mit der es die Schwierigkeiten überwand, wuchs das Selbstvertrauen. Daß alle, die dort zu schaffen berufen waren, sich bekannt machten mit der hohen chinesischen Kulturwelt, daß sie verständnisvoll die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf sich wirken lassen konnten, bedeutet einen Gewinn für das gesamte Geistesleben unseres Volkes.

Wir sind ein anderes Volk geworden, seit uns der Weltverkehr hineinriß in sein Wagen und sein Werden. Noch vor dreißig, noch vor fünfundzwanzig Jahren gingen wir in China in den Spuren anderer Nationen; Schritt vor Schritt haben wir uns den Boden erkämpfen müssen. Rückschläge, wie sie keinem Völkerleben erspart bleiben, können uns nicht in der festen Zuversicht wankend machen, daß durch seinen Kaufmann, seinen Missionar, seinen Gelehrten, seinen Beamten der Deutsche berufen ist, die weite Erde, selbst die entferntesten Kulturen zu befruchten. Das Kiautschougebiet ist nur ein Bruchteil der Handelsinteressen und Kulturaufgaben unseres Vaterlandes im fernen Osten. Der Belebung und Erstarkung Chinas galt die Arbeit: reich, wie die Aussaat war, so winkt dem Deutschen die Ernte.

Digitized by Google

Vom beliebten und vom unbeliebten Deutschen.

Von Professor Dr. Georg Schweinfurth,
Mitglied der Landeskundl. Komm. des Reichs-Kolonialamts.

Weshalb, um es kraß zu sagen, weshalb mißfallen wir allen Völkern und sind nur bei Türken und Arabern beliebt? Es ist ein mißliches Ding mit solchen Fragen, die als Überschrift viel zu versprechen scheinen, die Neugierde des Lesers aufs höchste spannen, in Wirklichkeit aber, weil eigentlich unbeantwortbar, nur enttäuschen. Namentlich ist es der erste Satz der Frage, dessen Beantwortung uns so viele Artikel schuldig geblieben sind, die in letzter Zeit über den Gegenstand geschrieben wurden. Es ist auch keine leichte Aufgabe, dem eigenen Volksempfinden gegenüber ganz wahr und aufrichtig zu sein, wenn man die Inschrift auf dem Apollotempel von Delphi zum Gegenstand einer Zeitungsdebatte machen, den Spruch des Weltweisen „Kenne dich selbst" in volkstümlicher Gewandung vorführen will. Daher lautet auch das Urteil der Tagespresse immer mehr oder minder ausweichend und man bedient sich dabei nur unvollständiger Daten.

Was aber den zweiten Satz der Frage betrifft, so scheint eine Lösung augenscheinlich zwar durch die Fülle unzweideutiger Tatsachen weit eher gewährt. Kennt man sich aber selbst schon so schwer, wie gering ist da die Aussicht, das Herz des anderen zu ergründen, und nun vollends bei Menschen von so fremder Denkungsart. Greifen wir versuchshalber, als etwas Naheliegendes, unter den zur Begründung eines wohlwollenden Verhaltens im Völkerverkehr sich uns darbietenden Möglichkeiten den Dank heraus. Durch Bekennen freundschaftlicher Gefühle, durch Gewährleisten wirklicher, nutzbringender Hilfe sollte man seitens der Befreundeten zunächst auf Dankbarkeit rechnen können, auch bei den Völkern. Dankgefühle aber, so hat sich ein arabischer Imam geäußert, ruhen nur auf der Oberfläche des Herzens, darunter öffnet sich ein tiefer Schacht. Es ist ja bekannt, wie wenig im Verkehr der Völker untereinander die Tugenden des Einzelnen wirksam sind und zur Geltung gelangen. Das edle Dankgefühl sehen wir aber in Kriegszeiten ganz und gar verstummen.

Beginnt man mit Aufzählung derjenigen deutschen Eigenheiten, von denen zu vermuten ist, daß sie uns bei den anderen Völkern des europäischen Gesittungskreises mißliebig gemacht haben, so stößt man überall auf Gegensätze. Hier glaubt man dieses, dort anderes hervorheben zu müssen. Was uns in dem einen Falle beliebt machen sollte, stößt wahrscheinlich unter anderer Voraussetzung wieder ab. Das eine macht uns verhaßt bei dem Einen, das andere bei dem Anderen, bei keinem alles zugleich. Zur Beleuchtung dieser Kontroverse brachte die Kölnische Zeitung vor einiger Zeit in einem Eingesandt derartige, der deutschfeindlichen Literatur entnommene Proben des Gegensinns, sozusagen — Enantiologien, die wohl verdienten, in noch weiteren Kreisen Verbreitung zu finden:

„Warum ist der Deutsche so unbeliebt? Weil er sich so laut und geräuschvoll benimmt[1]). — Weil er solch ein Leisetreter ist. — Weil er so knau-

[1]) Qui sont ces messieurs qui font tant de tapage? Ce sont des Allemands qui se communiquent des secrets.

Digitized by Google

serig ist. — Weil er mit seinem Reichtum so auftrumpft. — Weil er nie eine andere Meinung gelten läßt. — Weil er alles Fremde kritiklos aufnimmt. — Weil er so servil ist und sich klein macht. — Weil er so anspruchsvoll auftritt. — Weil er so unpraktisch und verträumt ist. — Weil er so materiell denkt und auf seinen Vorteil bedacht ist. — Weil er so rücksichtslos und starrköpfig ist. — Weil er den Mantel immer nach dem Winde hängt."

In ihrem Absorptionsvermögen von Deutschenhaß sind die Völker von sehr ungleicher Veranlagung. Gewöhnlich werden Schwächen des Einzelnen verallgemeinert, oder es wird Ungleichwertiges in Vergleich gezogen. Unter den Gründen aber, auf die wir raten, allein klar wie die Sonne, leuchtet der Neid! Er allein setzt alles ins richtige Licht. Der durch die schmachvollste Presse der Verworfenen bei unseren Feinden methodisch geschürte Haß wäre allein dazu nicht imstande. Meist sind es gerade unsere Vorzüge und Tugenden, die uns bei den anderen, die diese nicht als solche gelten lassen wollen oder die sie selbst nicht ihr eigen nennen können, am meisten verhaßt machen. Fleiß, Methode, Organisationsgabe, Disziplin, Beharrlichkeit sind die Haupttugenden des Deutschen, die uns die rechtlich Denkenden unter unseren Gegnern von jeher zugestanden haben. Sie haben aber nicht verhindern können, daß auch diese Vorzüge der Spottsucht zum Opfer fielen. Beim Ausbruch des Krieges fiel nun die feindliche Presse, die Witzblätter in erster Linie, mit Gier über alle die vermeintlichen, uns angedichteten oder nur dem Einzelnen zur Last gelegten Gebrechen her, um den Nachweis zu liefern, daß die Deutschen Barbaren seien. Mit Vorliebe verweilte man bei Äußerlichkeiten, oder zu solchen wurden die Vorzüge entwürdigt, denn unsere oberste Tugend, die die unerläßlichste ist im Verteidigungskampfe gegen eine Welt von Feinden, das große Gehorchen, ward als Militarismus verhöhnt. Nichts hat sich mehr gerächt an unseren Gegnern, rächt sich mehr als in diesem Kriege. Durch ungerechte Herabsetzung des Feindes ist nichts gewonnen. Als Sieger verringert man den Ruhm der Triumphe, besiegt aber vermehrt man nur die Schmach der eigenen Niederlage.

Die meisten Mißverständnisse bei Beurteilung des äußeren Gebarens, des Charakters und der Denkungsart anderer Völker entstehen aus unrichtigem in Vergleichziehen ungleichwertiger Dinge. Von den Seßhaften, die nicht aus ihrem Lande herauskommen, läßt sich die Mehrzahl durch die falsche Vorstellung bestimmen, die die fremden Gäste meist als Touristen von ihrem Volke gewähren. Auf der anderen Seite sind von den Reisenden alle mehr oder minder durch die Belehrungen irregeführt, die ihnen von einer beschränkten Zahl meist unechter Volksvertreter in fremden Wirtshäusern oder auf den Straßen des großen Verkehrs zuteil werden. Auch ist der Durchschnittstourist versucht, die neuen Bilder, die ihm das fremde Volksleben entrollt, nach dem in der Heimat gewohnten Maßstab zu bemessen. Schon Herodot hat uns das Beispiel eines Mannes vorgeführt, den große Erfahrung, Wissen und hohe Begabung nicht davor bewahrt hatten, sich im Urteil von den Erklärungen des Führers beeinflussen zu lassen. Seine im übrigen aufrichtigen und gewissenhaften Schilderungen legen davon Zeugnis ab. Wo er aber völkerpsychologisches Gebiet streift,

Digitized by Google

verfällt Herodot, genau wie der „Boulevardier" von heute, der Typus des modernen Mißverstehers unter den Touristen, in den anderen Fehler, sein Urteil dem Gefühl der eigenen Gesittungsgenossen entsprechend zuzustutzen. Am fehlerhaftesten gestaltet sich immer das Urteil des großstädtischen Touristen, dann das der Lebemenschen, der verwöhnten Reichen überhaupt. Leute, die als Künstler oder Gelehrte zu Studienzwecken unter fremde Völker kommen, finden häufiger, wenn die Arbeit ihnen dazu nur Zeit läßt, Gelegenheit, sich mit den Bewohnern abzugeben und Bekanntschaften zu machen. Vom Kaufmann sollte man es am ehesten erwarten, aber ihn führt das Geschäft immer nur unter ganz bestimmte Teile der Bevölkerung, und aus solcher Beschränkung geht notwendig ein einseitiges Urteil hervor. So sehen wir denn, daß der Reisende, gleichviel, ob als Erscheinung periodisch, ephemer oder spontan gedacht, weder als Vorstellender (Subjekt), noch als Vorgestelltes (Objekt) zur Anbahnung eines gegenseitigen Verständnisses der Völker zu verwerten ist.

In der großen Masse der Reisenden finden sich immer nur vereinzelt solche, die als normale, mustergültige Vertreter ihres Volkstums gelten können. Denn das Reisen verleiht dem Einzelnen an und für sich eine von den Sitten seiner Volksgenossen abweichende Ausnahmestellung. Der in der Fremde umherziehende Tourist muß infolge seiner abweichenden Lebensweise naturgemäß mancherlei Eigentümlichkeit zur Schau tragen. Als Pflanze würde ihn der Botaniker der Adventivflora zurechnen, ihn gelegentlich einen Ackerflüchtling nennen oder gar als verwilderte Form bezeichnen, deren Abnormität er den veränderten Lebensbedingungen einer fremden Umwelt zuzuschreiben hätte. Die alten Fräulein und die Flüchtlinge aus Pensionopolis, die die Gassen von Rom beleben, sind nicht die Auserwählten der Nation und die herrliche Flora von Deutschland wird, um bei dem botanischen Bilde zu bleiben, nicht allein durch Sumpfveilchen und Rittersporn gekennzeichnet. Normal ist eigentlich nur derjenige, der es bei Muttern doch am schönsten findet, nicht aber der, der auf das Wetter seiner Heimat schimpft und den Winter im fremden Lande verbringt. Es ist eben ein Unglück für unser Volk, daß in so vielen Ländern des Auslandes meist nur die Gestalt des Touristen als für sein Wesen maßgebend angesehen wird. So erklärt es sich auf die einfachste Weise, weshalb beispielsweise bei uns vom Engländer, beim Italiener vom Deutschen, ein durchaus schiefes Bild entsteht. Man braucht in den verschiedenen Ländern nur die Witzblätter zu Rate zu ziehen, um sich davon zu überzeugen.

Wie aber urteilt andererseits der Reisende selbst über Land und Leute in der Fremde! Zumeist doch, wie bereits angedeutet wurde, durch die Brille schauend, die ihm von schlecht berichteten Fahrtgenossen, von Wirtsleuten, Kellnern, Fremdenführern, Kutschern, Händlern vorgehalten wird, kurzum von Leuten, die seinen täglichen, oft ausschließlichen Verkehr ausmachen, und die in allen Ländern ihrem Wesen nach dieselben sind.

Gesündigt wird also innen und außen. Der Satz: nur Vergleichbares darf in Vergleich gezogen werden, erscheint auf den ersten Blick als Banalität, als eine abgedroschene Selbstverständlichkeit; und doch, für den vorliegenden Fall in Anwendung gebracht, mag er eine Fülle von Lebensweisheit enthalten.

Digitized by Google

Von Leuten, die viel auf Reisen gewesen sind, wird gelegentlich behauptet, daß Vieles von dem, was wir als Mißliebigkeit im Auslande auffassen, nur auf Einbildung beruhe, weil wir überhaupt daran dächten und alle zur Erhärtung eines vermeintlichen Tatbestandes dienenden Vorfälle gewissenhaft buchten. Wir werfen da, so wird behauptet, eine Frage auf, die den anderen Völkern in ihrem Verkehr mit dem Auslande gar nicht in den Sinn kommt. Überall macht man sich gelegentlich über die Fremden lustig, und das geschehe in den verschiedenartigsten Ländern. Derartige Einwände werden aber durch die erfahrungsmäßig feststehende Tatsache lahmgelegt, daß Deutschland gegenüber bei jeder Gelegenheit immer nur mit ungleichem Maß gemessen wird. Man gedenke nur der Zeit des Burenaufstandes. In den Tagesblättern ist damals nirgends heftiger gegen jene Vergewaltigung durch England, unter Ausfällen bis zur Beschimpfung, Verwahrung eingelegt worden als in den Niederlanden und in Frankreich. Was aber in Deutschland davon zutage trat, obgleich in weit milderer Gestalt, ist uns bis heute als untilgbare Schuld vorgehalten worden. Das galt der Gegnerschaft feindseliger Gefühle, aber mit gleicher Ungerechtigkeit wird die Persönlichkeit des Einzelnen behandelt. Mängel, auf die man bei den Vertretern anderer Nationen stößt, werden nicht unterstrichen, in der Kritik jedoch, die dem Deutschen gilt, werden sie zum Ausrufungszeichen. Beschuldigt nur brav, das eine oder andere wird sich schon bewähren! Semper aliquid haeret!

Wenden wir uns nun zu dem, was in manchen Ländern vorwiegend zum Mißfallen Veranlassung gibt, also zum äußerlichen Gebahren. Es betrifft Lächerlichkeiten. Oft achtet der Deutsche während der Reise, wo es erforderlich ist, nicht genügend auf die Sorgfalt seiner Kleidung. Mancher glaubt vielleicht in abgetragenen Kleidern billiger durchzukommen. Aber in Italien gilt der bestgekleidete Mann noch lange nicht für reich. Es berührt uns dort unangenehm, wenn wir in den prachtstrahlenden Kunsttempeln Scharen von Landsleuten begegnen, in Joppen und Bergkitteln. Die uns in manchen Stücken verwandte Bohême, das kunstbeflissene Vagabundentum der Franzosen, findet in Italien keine Anerkennung, und wer als Gebildeter oder gar als Mann vom Stande behandelt sein will, darf kein ruppiges Äußere zur Schau tragen. Da fühlen sich denn viele unangenehm berührt, wenn sie nicht mit ausreichender Ehrerbietung behandelt werden. Hierbei mag eine Eigenschaft des Deutschen nicht unerwähnt bleiben, die ihn gelegentlich mit dem gesellschaftlichen Empfinden mancher Völker in ärgerlichen Gegensatz bringen kann. Namentlich Leuten des unteren Mittelstandes fällt es in Deutschland weit schwerer als es bei gleichwertigen Vertretern anderer Völker (Slaven, Romanen, Orientalen) der Fall ist, sich Haltung und Benehmen der vornehmen Kreise anzueignen. Die meisten bleiben plebejisch, auch wenn sie reich geworden sind, eben immer ein Ausdruck ihrer Geradheit und des individuellen Unabhängigkeitsgefühls. Wer keine Kinderstube gehabt hat, findet in der Schule nicht Gelegenheit, derartiges zu lernen.

Am volkstümlichsten pflegt sich der Haß des Fremdländischen in bezug auf Speisen und Getränke zu offenbaren, gleichviel ob man sie verachtet oder ob man sie selbst auch gern hat. Am unduldsamsten gebärdet sich in

Digitized by Google

dieser Hinsicht der Franzose. In der Fremde wird bei Fragen der Kochkunst sein Staunen oft zum Haß. Dagegen gilt der Menge bei uns jeder Franzose zunächst als Absinthtrinker und Froschesser, der Engländer als beef verzehrend, der Russe wird mit seinem Wodka charakterisiert. Auf das ihm zugerufene Wort Maccaroni (maccheroni) reagiert der Italiener wie der Stier auf das Vorhalten eines roten Tuches. Der Deutsche wird in Rußland oft als „Kalpuſtnik" (Wurstmacher) verspottet, obgleich schon in der Bevorzugung des ihm als „Herr von" beigelegten Titels der Ausdruck einer uneingestandenen Wertschätzung steckt. Der Franzose glaubt den Deutschen am ehesten durch den Zuruf „choucroute" (des von den meisten auch dort vielbegehrten Sauerkrauts) in Harnisch zu bringen, und hat es doch gern, so wie der Deutsche seinen Wein. Man könnte in dieser Weise auf dem Gebiete der Torheiten des kulinarischen Fremdenhasses die Vergleiche ins Endlose weiterspinnen.

Mit Skandinaviern, Engländern und Russen haben wir den Fehler gemein, unmäßiges Trinken nicht als Schande zu empfinden. In Versammlungen ernstester Art habe ich auf allen Gesichtern verstohlenes Lächeln bemerkt, so oft von dem Unheil die Rede war, den der Negerrum in Westafrika angestiftet hat. Es gibt aber Völker, die in solchen Dingen keinen Spaß verstehen. Wenn wir auch im allgemeinen für uns den Vorzug in Anspruch nehmen können, daß der Deutsche im berauschten Zustande sich weitaus am anständigsten benimmt, seine Würde nicht bloßstellt, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß Streitsucht und Zank dabei oft zutage treten. Der betrunkene Russe, wenn er ein echter Russe, verfällt ins Gegenteil, überbietet sich in Liebenswürdigkeiten, ja gebärdet sich als Schmeichelkatze, zuletzt wie ein Kind. Das vielleicht bei keinem anderen Volke der Welt unter Männern alsdann so häufig geübte sich Umarmen und Küssen aus Rührung ist bei hoch und niedrig eine der häufigsten Begleiterscheinungen dieses Zustandes, den bekanntlich Buttmann einen kleinen Wahnsinn nannte.

Kein Geringerer als unser gefeierter Rudolf Virchow hat es mir gestanden, als ich ihn unmittelbar nach seiner Rückkehr von einem in Rußland abgehaltenen medizinischen Kongreß besuchte, daß das merkwürdigste, was er dort erlebte, sich bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren in Moskau veranstalteten Gastmahls zugetragen habe. Als beim Schluß der Tafel die Erregtheit der Geister auf ihren Höhenpunkt gelangt war, sei er da von einem ihm zutrinkenden langbärtigen Popen umarmt und wiederholt und herzhaft auf die Lippen geküßt worden. Falls nun die Russen dem Glauben huldigen sollten, daß im Rausch sich die Tiefen des Herzens erschließen, dann werden sie nicht verfehlen, aus dem in diesem Zustande bekundeten beiderseitigen Verhalten der Völker Schlüsse zu ziehen, die sehr zugunsten ihrer seelischen Veranlagung lauten müssen. Den Deutschen werden sie dann erst recht als den rechthaberischen, alles besser wissen wollenden, böswilligen Störenfried bezeichnen.

Seit den Tagen von Königgrätz hat, namentlich in romanischen Ländern, der Satz Geltung gewonnen, daß die eigentliche Palme des Sieges dem deutschen Schulmeister gebühre. Nun aber gibt es überall beliebte und unbeliebte Lehrer. Aus eigener Erfahrung wird es jedermann bekannt sein,

Digitized by Google

daß zu den unbeliebten gewöhnlich diejenigen Lehrer gehörten, die man als Schüler mit seinen Leistungen nicht zufrieden zu stellen vermochte. Spott ist der Lohn ihrer Mühen und gegen sie wird gewöhnlich noch nach Jahren untilgbarer Groll gehegt. In ähnlicher Weise wird der Deutsche, der draußen, bei hundertfältiger Veranlassung als eine Art Lehrmeister in die Erscheinung tritt, Mißgunst und Spott zu ertragen haben, am meisten, wenn er hohe Ansprüche an Fleiß, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit stellte.

Lange bevor der gegenwärtige Weltkrieg ausbrach, haben uns Engländer verzweiflungsvoll das Wort zugerufen: „Ihr werdet uns noch zu Tode lernen", werdet uns umbringen durch den auferlegten Zwang des Lernenmüssens. Inde irae!

Der Furor teutonicus gestaltet sich allerdings, das darf nicht verschwiegen werden, manchmal zum furor docendi. Darunter aber haben wir im eigenen Lande, wo sich die Lehr- und Lernfreiheit in jedem Sinne so schrankenlos entwickeln durfte, mehr als die draußen zu leiden. Kaum hat einer etwas gelernt, so will er auch schon selbst lehren. Viel zu früh an unseren Universitäten melden sich zum Lehramt die Privatdozenten. Gelehrte gibt es in Deutschland, namentlich in den Akademien, kaum andere als solche mit Lehrauftrag. Bei dem hohen Stand der Durchschnittsbildung des Deutschen, die man in ihrer vornehmsten Gestaltung bei uns so einfach und edel die allgemeine nennt, wird er im Auslande, sobald er durch Kenntnisse Erstaunen hervorruft, gewöhnlich für einen Professor gehalten werden. Zum Glück ist ja in Wirklichkeit der Titel genugsam verbreitet.

Eine sonderbare, leider weitverbreitete Schwäche des Deutschen, die zartbesaitete Romanen gewiß nicht selten unangenehm berührt und die vielleicht dem Hange eines treuherzigen Sichgehenlassens (Mangel an ethischer Disziplin) ihren Ursprung verdankt, ist das unziemliche Lachen oder Lächeln, das wir im Gespräche mit Fremdländern nicht zu unterdrücken vermögen, sobald diese beim Deutschsprechen Fehler machen. Wer bei gleicher Gelegenheit die unbewegten Züge eines Franzosen zu bewundern Gelegenheit hatte, wird ahnen können, was dieser im umgekehrten Fall, wenn wir Fehler machen, dem Deutschen gegenüber empfinden muß. Das führt uns zum Takt, jenem angeborenen oder durch Erziehung erworbenen höheren Zart- und Schicklichkeitsgefühl, dessen Mangel uns der Franzose am liebsten zum Vorwurf macht und das er „esprit" im Dienste des Herzens nennt.

Sie sollen aber nicht zu viel Aufhebens machen mit ihrem angeborenen Taktgefühl. Oft, nur gar zu oft sind es diejenigen Vorzüge und Tugenden, deren sich ein Volk vor den anderen zu rühmen pflegt, die auch der Dichter nicht müde wird zu verherrlichen, gerade solche, an denen es ihm für gewöhnlich am meisten gebricht, so bei den Franzosen[1]) die „Generosität", der hochherzige Edelmut, die Freigebigkeit mitinbegriffen, bei den Engländern die Wahrheitsliebe und der Rechtssinn ("fair trial"!) bei dem Italiener der Heldensinn und die Tapferkeit, bei den Deutschen die Biederkeit. Fürst Pückler-Muskau pflegte zu sagen: ich bin gewohnt mich am meisten vor demjenigen in acht zu nehmen, der sich mit seiner deutschen Biederkeit brüstet und sie beständig auf den Lippen trägt.

[1]) Auf diesen Seiten soll nicht zur Sprache kommen, was bei den gegnerischen Völkern seit August 1914 geschah.

Digitized by Google

Von dem mangelnden Takt eines Franzosen in maßgebender Stellung und bei einer sehr feierlichen Gelegenheit zur Schau gestellt, sei hier ein höchst merkwürdiges Beispiel angeführt. Es ereignete sich im Jahre 1877 gelegentlich der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Pariser Geographischen Gesellschaft. In der prächtigen, noch unter Napoleon III. erbauten und nun zum erstenmal in Gebrauch genommenen Salle des états waren die Vertreter aller damals vorhandenen Geographischen Gesellschaften und vieler anderer Vereine versammelt. Auf dem Podium hatten unter dem Vorsitz des Admirals la Roncière le Nouri, der der Pariser Gesellschaft vorstand, die Vorsitzenden jener Körperschaften, einige zwanzig an Zahl, Platz genommen. Freiherr Ferdinand von Richthofen, von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, nahm als Vorsitzender der zweitältesten dieser Art nächst der Pariser den Ehrenplatz ein, neben dem Admiral. Als Begründer der vor kurzem erst ins Leben gerufenen Geographischen Gesellschaft von Kairo saß ich als jüngster an der letzten Stelle. Als der Kongreß am zweiten Tage sich in der genannten Halle wieder versammelt hatte, geschah etwas außerordentliches. Das offizielle Wettkriechen vor Rußland hub an. Frankreich lechzte nach einem Bündnis mit ihm und erblickte darin den einzigen Weg, um in Europa wieder zu Ansehen zu gelangen. An jenem Tage bestand nun die große Taktlosigkeit des genannten französischen Vorsitzenden darin, daß er, ohne die aus so vielen hervorragenden fremden Gästen zusammengesetzte Versammlung darauf vorbereitet zu haben, durch sie einem russischen Großfürsten die feierlichste Huldigung darbringen ließ. Waren wir dazu nach Paris gekommen? Was ging uns der russische Großfürst an? Die kaiserliche Hoheit hatte sich soeben in einer Loge niedergelassen, als la Roncière le Nouri sich eiligst von seinem Sitze erhob, während ebenso plötzlich das Orchester die russische Nationalhymne zu spielen begann. Den Anwesenden blieb, nachdem auf dem Podium die offiziellen Vertreter der Gesellschaften dem Beispiel des Admirals gefolgt waren, nichts anderes übrig, als sich gleichfalls zu erheben und die Hymne stehend mitanzuhören. Der einzige, der auf dem Podium sitzen blieb, war der Vorsitzende der Niederländischen Gesellschaft für Erdkunde von Amsterdam.

Der gebildete Franzose, jetzt ab und zu auch beflissen, im Deutschen eine gewisse Fertigkeit zu erlangen, stutzt oft bei gewissen Seltsamkeiten unseres neuzeitlichen Sprachgebrauches. Dem Harmlosen werden sie zu einer Quelle stillen Vergnügens, aber lauten Spotts, wenn er satirisch veranlagt oder gar böswilliger Natur ist. Zwar glaube ich nicht, daß die unermüdliche Wiederholung des Beiworts „kolossal" unsere Mißliebigkeit in der Fremde vermehren könnte, aber der Spott, den der Deutsche damit erntet, wird nicht unter die Liebesgaben der Gastfreundschaft zu zählen sein. Mit dem in unserer Sprache eingebürgerten „Blamage" mag sich der Franzose längst abgefunden haben, wie mit einer kleinen Gallenmißbildung auf im übrigen frisch entwickeltem Laube. Nicht so mit dem bei uns von Jahr zu Jahr in gesteigertem Maße zunehmenden Mißbrauch, der mit dem Worte „Kultur" getrieben wird. In der gesamten „Kulturwelt" des Auslandes wird darüber weidlich gespottet. Vielleicht nicht mit Unrecht. Kultur und kein Ende muß man ja ausrufen, wenn man in den Abhandlungen der Tagesfragen neuerdings das Wort immerzu, oft dutzendweise wiederholt findet, in allen

Digitized by Google

denkbaren Zusammensetzungen und oft in durchaus ungleichartiger Verwendung seines zu drei ganz verschiedenen Begriffskategorien (als Bodenpflege, als Körperpflege, die Zivilisation mitinbegriffen, und als Geistespflege) gehörigen Sinnes.

Von dem Tage an, da vor nunmehr einem halben Jahrhundert Rudolf Virchow in einem Wahlaufruf das Wort „Kulturkampf" schuf, sind ähnliche sprachliche Neubildungen langsam fortgeschritten, anfangs schüchtern und mit Vorbedacht in die Welt gesetzt, seit den letzten Monaten erst wie eine Wortepidemie ins Ungemessene wachsend. Freilich hat Goethe schon von dem Worte, namentlich in seinen Gesprächen, da er sich außerordentlich vieler Fremdwörter bediente, ausgiebigen Gebrauch gemacht, aber er beschränkte doch den übertragenen Begriff, nach Vorbild der romanischen Sprachen, auf das geistige Gebiet. Jetzt aber liest man schon in den Straßen der Reichshauptstadt auf gedruckten Anzeigen wahre Sprachungeheuer, wie „Kulturwohnung" oder „Kulturbadezimmer". Für die Verwendung, vielleicht Neueinführung solcher Zusammensetzungen, wie z. B. Kulturkrieg, Kulturbund, Kulturpolitik, Kulturwörter (das sind sie wahrlich alle!), Kulturdokument, Kulturkrieg, Kulturfäuste und vieler ähnlicher lassen sich, so gut wie für „Kulturkampf" und „Kulturdünger" (für deutsche Ansiedler), die namhaftesten Autoren anführen, darunter viele „Kulturträger" sogenannte Kosmophoren. Bald wird unsere Sprache kaum noch ein Hauptwort aufzuweisen haben, das nicht zu solcher Zwangsehe mit der modernen, hoffentlich nicht modernden Kultur herausgezogen worden wäre.

Über derartiges Streben nach sinnloser, die Unklarheit vermehrender Kürze hat am ehesten der Franzose wohlfeiles Spotten, da er gewohnt ist, mit seinen mosaikartig aus fertigen Sprachbildern hergestellten Sätzen leicht zu einem weit bündigeren Wortgefüge zu gelangen, als es dem Deutschen in seiner reicheren Sprache vergönnt ist.

Was uns im Verkehr mit Engländern der gebildeten Kreise oft mißliebig gemacht hat, beruht gleichfalls auf dem erwähnten Sichgehenlassen im Mangel an ethischer Disziplin. Sobald von Juden die Rede ist, werden oft spöttische oder geringschätzige Bemerkungen und Beiworte an den Namen der Person geknüpft, gleichviel ob es feststeht, daß der Betreffende achtbar ist oder nicht. Ja allein schon durch die rassenliche Bezeichnung der Person kann da der Eindruck hervorgerufen werden, als beabsichtigte man ihren sozialen Wert zu verringern, oder sie dadurch gar in Verruf zu bringen. Was aber bei uns als Fehler vieler leicht verziehen wird, kann uns unter Umständen in den Augen des Fremden leicht herabsetzen. Deutsche trifft übrigens selten der Vorwurf der rassenlichen Unduldsamkeit. Der germanische Hochmut und der Dünkel des bevorzugten Geschlechts ist in ungleich höherem Grade bei allen Angelsachsen entwickelt und tritt entartet am deutlichsten in Nordamerika zutage, bei gelegentlich geübter Lynchjustiz. Den Völkern das Schillerwort „Seid umschlungen Millionen" zurufen zu können, wäre schön, aber die Schicksalsmächte haben sich verschworen, es uns unmöglich zu machen. Mit den Franzosen, als dem Volke, das uns am nächsten steht, weil seine Einrichtungen trotz der verschiedenen Staatsform den unsrigen am ähnlichsten sind, das bisher auch in mancher Hinsicht zu uns in einem analogen Verhältnis zu stehen schien, wie seinerzeit

Digitized by Google

das geistige Hellas zu Rom, haben wir uns wahrlich redliche Mühe gegeben wieder zu einem freundschaftlichen Verkehr und Austausch zu gelangen, leider vergeblich. Unser Verhältnis ist mit jedem Jahre ein gespannteres geworden, davon konnte man sich auf Reisen hundertfältig überzeugen. Am liebenswürdigsten sind sie gegen uns gerade in der ersten Zeit gewesen, die auf die historisch so wohlverdiente Züchtigung von 1870 und 71 folgte, die sie von uns erfahren hatten. Das war unter der Präsidentschaft Mac Mahons zur Zeit der konservativen Republik, als man dieses Wort kaum auszusprechen wagte und immer nur von „la France" die Rede war. „Dieses Volk kann ohne Gloire nicht leben", so spricht im „Aiglon" sehr bezeichnend der Pariser Sendbote zum Herzog von Reichstadt, als er ihn zur Rückkehr nach Frankreich bewegen will, ein gewissermaßen beschämendes Eingeständnis von der Oberflächlichkeit des französischen Genius. Frankreich dürstet nach ihm, welcher Art er auch sei dieser Ruhm, ob Ruhm der Schlachten, ob Ruhm der Dichter und Gelehrten, gleichviel, ja selbst der Ruhm der Niederlagen wäre nicht zu verschmähen, wenn im Kampfe gegen Barbaren gewonnen, als Opfer der Zivilisation! Frankreich verlangt von den Völkern Unmögliches. Alle sollen bekennen: „Jeder Mensch hat der Vaterländer zwei, zunächst sein eigenes, dann Frankreich." So dachten wir selbst vielleicht zur Zeit der glorioſen Niederlagen Frankreichs unter Friedrich dem Großen, vielleicht dachte ähnlich sogar noch ein Goethe, aber fortschreitende Erkenntnis hat uns längst gelehrt, daß unsere geistige Gesittung mit zwei Heimatländern nicht auskommt; da ist noch die italienische Renaissance, da sind die Araber, da Rom und Hellas, und dann Aegypten, Babylonien usw.

So wollte Frankreich mit uns ein Duell auf Leben und Tod. Es kommt aber immer anders als man's gedacht hat und jene Macht, für die der Islam 99 Namen hat, und wir kaum weniger, entscheidet allein!

Lange Zeit hindurch, eigentlich noch bis vor einem Jahr, haben wir große Hoffnungen auf unsere Freundschaft mit Italien gesetzt. Wie ganz anders war es da! Wir lebten im besten politischen Einverständnis und das erstreckte sich auch auf den vertrauten Verkehr im Leben des Einzelnen. Auf beiden Seiten gefiel man sich im Ausfindigmachen gewisser Verwandschaften, die sich in der Ideenwelt und im Empfinden der an sich so verschiedenen Völker kundtun. Der in Italien immer wieder neue Nahrung findende Groll gegen Frankreich wiegte uns vorübergehend in irrtümliche Sicherheit. Von dem gegen Oesterreich war in Italien wenig zu spüren, solange die Irredenta schwieg. Auch glaubten wir Italien von seinen neuen afrikanischen Erwerbungen hinlänglich in Anspruch genommen, politisch wohl auch vorläufig gesättigt durch die großartige maritime Stellung im Mittelländischen Meer. Die Reichsdeutschen fühlten sich in bevorzugter Stellung; wir haben später erfahren, wie sehr man sich täuschte. Um sich von Treulosigkeit und Verrat zu überzeugen, dazu war dem Einzelnen unter dem bestehenden Zwange der bürgerlichen Ordnung wohl kaum Gelegenheit geboten. Man hätte nur mehr auf die verdächtigen Symptome achten sollen, die gar zu offenkundig die Geheimnisse eines verwahrlosten Volksempfindens offenbarten, so auf jene erschreckliche Nachsicht, die man überall in Italien den Verbrechern und Missetätern gegenüber angedeihen

Digitized by Google

läßt. In ihnen erblickt das Volk immer noch allein die Opfer einer von alters her verrufenen Justiz, Folge ehemaliger Tyrannei und der jahrhundertelang von Staat und Kirche mißbrauchten Gewalt.

Um so eher wurde es daher einer gewissen Gesellschaftsschicht der Intellektuellen zur Gewohnheit, mit den von Macchiavelli in seinem „Principe" dargelegten perversen Grundsätzen auf dem Felde der äußeren Politik die Tücke als Sport zu betreiben. An die Verherrlichung der schändlichsten Meuchelmörder hätte man sich in Italien längst gewöhnen sollen. Das dem Overbank in Venedig errichtete Denkmal ließ die Regierung unbeanstandet. Freilich trösten wir uns immer noch mit der überwiegenden Mehrheit der Redlichen, auf sie hoffen wir, wenn wir zurückkehren nach Italien, und wir müssen es, denn nirgends finden wir Ersatz; aber was nützt diese Mehrheit in einem Lande, wo die Politik auf der Straße gemacht wird. Sie ist dort der Unbill plötzlicher Witterungsschwankungen ausgesetzt und solche läßt am politischen Horizont die italienische Zeitungspresse, die eine Riesin ist, nach Belieben aufziehen, wenn es etwas einbringt. Jetzt können die Italiener, wie es ihnen d'Annunzio in seiner Kriegsrede empfahl, das Weiß zur Trikolore aus den Leichentüchern ihrer Heroen schneiden!

Aus dem seltsamen Gemisch von politischem Glück und militärischem Mißgeschick, das Italiens jüngste Geschichte erfüllt, ergab sich als Folge eine sehr beschränkte Achtung bei den anderen Völkern Europas. Auf Unglück im Spiel, wurde gesagt, folgt Glück in der Liebe. Wer nach Italien kam, mußte es lieb haben. In der Tat können wir unser Verhältnis zu Italien, zugleich als Volk gedacht, nicht besser bezeichnen als mit den Worten: Liebe, aber wenig Achtung („amore senza stima"). Dafür wurde uns wiederum seitens der Italiener das Umgekehrte zuteil: Achtung aber wenig Liebe, oder: hohe Achtung und geringe Zuneigung. Von den übrigen Völkern wurde ihnen wohl im allgemeinen noch weniger Achtung bezeugt als von uns. Längst schien im Auslande bei der großen Masse in Vergessenheit geraten, was in den vorausgegangenen drei Jahrhunderten die Welt Italien zu verdanken gehabt hat. Die neuesten Leistungen seines Geisteslebens fanden nur selten Würdigung. Solche Zurücksetzung empfanden die Gebildeten in Italien am bittersten, wenn sie ihnen von französischer Seite wiederfuhr, und um so dankbarer äußerten sie sich für jede Art Anerkennung, die Italien von Deutschen gezollt wurde, selbst wenn es sich nur um nachsichtsvolles Lob handelte. Dazu bedurfte es wahrlich keiner großen Eitelkeit, wie wir so oft vermeinen, denn das beständige über die Schulter angesehen werden, namentlich von den Franzosen, verletzte sie immerzu. Unserseits angeregt zogen sich so während des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts zahlreiche neue Fäden zwischen Italien und Deutschland, um auf beiden Seiten das Geistesleben inniger miteinander zu verbinden. Daß die meisten noch heute bestehen, darf nicht bezweifelt werden. Im politischen Sinne aber erfüllte für uns die Tripelallianz ihre Hauptaufgabe als Maulkorb für die Irredenta. Es ist ein Wunder, daß dieser so lange vorgehalten hat.

Ungeachtet der dortigen Vorliebe für die sogenannte lateinische Idee, haben wir in den Kreisen der höheren italienischen Intelligenz lange Zeit hindurch entschieden weit mehr gegolten als die Franzosen. Meine Wahr-

Digitized by Google

nehmungen und Erlebnisse während der siebziger, achtziger und neunziger Jahre boten mir dafür in Italien, in Aegypten, in der Erythraeischen Kolonie namhafte Belege. Die zahlreichen italienischen Reisenden, die sich an der Erforschung von Afrika beteiligt hatten, waren mir befreundet und ich habe ihre Pläne nach Kräften unterstützt, auch ihre Errungenschaften stets anerkennend hervorgehoben. Dafür ist mir in Italien überall und in reichlichem Maß Dank zuteil geworden. Mit Bezugnahme auf die Anerkennung wurde wiederholt an den maßgebenden Stellen die Bemerkung geäußert: bisher waren wir nicht allzugewohnt dergleichen in Empfang zu nehmen, verwöhnt waren wir, sind wir in dieser Hinsicht nicht.

Vor 35 Jahren hatte ich als Erster den Italienern die Kolonisierung der Kyrenaïka[1]) ans Herz gelegt, worauf verschiedene Forschungsreisen dahin erfolgten, durch die bis zum Jahre der italienischen Besitzergreifung das Interesse an dem Gebiet in weiten Kreisen des Landes wacherhalten wurde. Später, in den neunziger Jahren, bin ich bestrebt gewesen, durch meine Berichte auf die sich sehr langsam entwickelnde Teilnahme an der Ausgestaltung der Erythräischen Kolonie einzuwirken. Wo ich ihnen begegnete, erwiesen sich die italienischen Offiziere als rückhaltlose Bekenner unseres Bündnisses. Wir sind Verbündete, wurde mir zugerufen, wir sind ein Herz und eine Seele!

Wie haben sich inzwischen die Zeiten geändert! Ein schreckliches Intermezzo hebt an für die Geschichte Italiens, aber, wie ich unter Beistand einer schwammbeflissenen Klio hoffe, eins von kurzer Dauer. Das Unklare des Ausblicks in die Zukunft, vielleicht auch vom dynastischen Standpunkte aus betrachtet, scheint schon der Vater des jetzigen Königs geahnt zu haben. Lebhaft noch steht mir der erste Empfang vor der Seele, den mir, es war im ersten Monat seiner Regierung, König Umberto zu Monza gewährte, und als er mich, in Gegenwart des Freundes Camperio, mit den Worten anrief: „Da ist doch einmal ein wirklicher Reisender; wir anderen, wir reisen auch, aber wir wissen nicht, wohin wir gehen und wohin das Schicksal uns treibt."

Von meiner ersten Fahrt durch Rußland im Sommer 1860, also zu einer Zeit, da russische Würdenträger von deutscher Geburt (die Adlerberg, die Nesselrode, Kleinmichel u. a.) allmächtig waren und wo in den höchsten Kreisen das Ansehen der Deutschen noch durch nichts erschüttert schien, sind mir einige Begegnisse erinnerlich, die den besten Beweis dafür liefern, daß damals schon der Haß gegen deutsches Wesen und deutsche Gesittung in gewissen unteren Schichten der russischen Intelligenz ganz deutlich unter der Asche zu glimmen begann. Was ich erlebte, mußte sich dem Gedächtnis des Neulings mit besonderem Nachdruck einprägen. Drei Fälle seien hier erwähnt, die mir für den damals neu aufkommenden Deutschenhaß, der sich übrigens beim niederen Volk in keinerlei Weise bemerklich machte, bezeichnend erschienen.

In einem Petersburger Witzblatt fand sich damals eine Zeichnung, auf der ein junger Mann zu sehen war, der beim Bewerb um eine gute Stelle dem Minister seine Zeugnisse und Empfehlungen vorlegte. Darunter stand

[1]) Vergl. Cirenaica von Giuseppe Haimann. Milano 1886.

Digitized by Google

zu lesen: „Die Exzellenz wies ihn ab mit den Worten: Ihre Papiere sind vortrefflich, aber es tut mir leid, Sie sind nicht Deutscher."

Auf einem Wolgadampfer hatte ich als verständiger Reisender Gelegenheit, mich in Langmut und Geduld zu üben. Von einem jüngeren Paar, ich erfuhr nicht, ob es ein Ehepaar war, sah ich mich auf Schritt und Tritt ohne allen Grund belästigt und zur Zielscheibe ihres gegen den Deutschen gerichteten Spotts gemacht. Das Russische war mir damals geläufig, aber ich tat den Leuten nicht den Gefallen, mich zu ärgern, auch am Speisetisch nicht, bis wohin sie mich verfolgten, selbst als sie sich absichtlich mir gegenübersetzten und (andere waren nicht dabei) fortwährend laute Bemerkungen über mich austauschten: „Sieh, wie viel Brot solch ein Deutscher verschlingt" u. s. f. Ich hörte später das Frauenzimmer fließend französisch sprechen, man mußte es also zur Klasse der Gebildeten rechnen. „Wie das Wasser von der Gans" (ein russisches Sprichwort), so ließ ich die Schmähungen der Erbärmlichen von mir ablaufen.

Während einer Fahrt auf der Eisenbahn von Moskau nach Petersburg entstand in einem Wagen der dritten Klasse lauter Streit. Zwei anständige deutsche Mädchen, die allein reisten, waren dort, nachdem sie sich der Zudringlichkeiten einiger Mitreisenden zu erwehren gesucht, mit Schimpfreden übelster Art bedacht worden, ja sie hatten schließlich sogar Schläge erhalten. Durch ihr Geschrei und ihr Weinen sind dann Reisende in den anderen Klassen auf sie aufmerksam geworden, und es bildete sich alsbald eine Gruppe Wohlgesinnter, die sich der Mädchen annahmen. Auf der nächsten Hauptstation wurde dem Bahnhofschef der Fall vorgetragen und eine Untersuchung eingeleitet. Verschiedene Herren begaben sich ins Amtszimmer, um als Zeugen ihre Namen in eine dort aufgelegte Liste einzutragen. Ich sah, wie ein Offizier von einer feinen Dame angehalten wurde und hörte sie fragen: „Wohin wollen Sie?" „Ich gehe, mich auch zu unterschreiben", sprach der Angeredete; worauf die Dame: „Wollen Sie sich für jedes Mädchen unterschreiben, das geschlagen wird?" Da sprach der Offizier: „Allerdings, meine Gnädigste, selbst wenn jemand Sie geschlagen hätte, auch für Sie würde ich mich unterschreiben."

Ich habe vorhin angedeutet, daß sich dem Reisenden in Rußland keine Gelegenheit darzubieten schien, auch beim niederen Volk auf Beispiele von Deutschenhaß zu stoßen. Indes mochte er in Arbeiterkreisen, in Fabriken sowohl, wie auch auf dem Lande durch Vertreter der unteren Intelligenz überall da schon Verbreitung gefunden haben, wo Deutsche in leitender oder beaufsichtigender Stellung an die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Russen ungewohnte Anforderungen gestellt haben. Beiläufig sei zur Vervollständigung des vorhin Gesagten erwähnt, daß das niedere Volk in Rußland alle Völker, die in seinen an und für sich sehr ausgedehnten Gesichtskreis fallen, in drei Kategorien unterzubringen gewohnt ist, die „Innostranzi" (die Ausländer im allgemeinen), die „Innosemzi" (die Fremdländer, d. h. alle Ausländer slavischen Stammes), schließlich die „Basurmani" (ungläubige und barbarische Stämme des Ostens). Als Träger des Ausländertums gilt wegen seiner Ubiquität natürlich der Deutsche, der „Njémez". Sein vom Beiwort „njemoi" (stumm) hergeleiteter Name, der von den Slaven auch auf Türken, Ungarn und Araber übergegangen ist,

Digitized by Google

wird übrigens vom gemeinen Mann auf die ganze Klasse der „Innostranzi" übertragen. Als vor etwa 80 Jahren in Moskau ein vom nationalen Drang der Selbständigkeit beseelter Verein vornehmer Russen den Versuch machte, sich auf den Straßen in alter Tracht der Bojaren sehen zu lassen, wurden sie vom erstaunten Volk mit dem Zuruf begrüßt: „njemzi prischli" (Deutsche sind angekommen).

In folgendem sei noch ein Paradigma gegeben. Einst sah ich bei der Ausfahrt aus der Dünamündung wie am Bord des Dampfers befindliche russische Fahrgäste sich über den ihnen unverständlichen Zweck einer großen läutenden Boje stritten, die dort verankert war. Da sprach ein einfacher Mann halb verächtlich die Worte: „njemékzije schtuki" (es sind deutsche Schtücke, deutsche „Dinger").

Kehren wir zu der Frage zurück, wie in Rußland der gemeine Mann dem Deutschen gegenüber empfindet. Als geradezu verhaßt galten von jeher die sehr zahlreich vertretenen Gutsinspektoren oder Verwalter, („Uprawlajuschtschi") wegen der unnachsichtlichen Strenge, mit der sie jeder Art von Betrug und Unterschleif zu begegnen pflegten. Eine vornehme russische Dame, mit der ich in Kairo bekannt war, hat mir in dieser Hinsicht oft ihr Leid geklagt. Seit Jahren besaß sie einen deutschen Verwalter ihrer Güter, mit dem sie überaus zufrieden war, und dennoch sah sie sich genötigt, ihn zu entlassen, bloß weil er beim gesamten Gutspersonal sehr mißliebig war. Zugleich hat sie mir gestanden, daß die nächste Folge der Entlassung sich gewiß in einer empfindlichen Einbuße ihrer gewohnten Gutserträge äußern werde.

Nachdem ich aus der Welt unserer Feinde diese wenigen, dem Zufall einer reichen Erinnerung anheimgestellten und daher leider zusammenhanglosen Stichproben herausgegriffen habe, erlaube ich mir jetzt, den Leser zu dem erfreulicheren Kapitel unserer deutschen Auslandsbeziehungen, zum mohammedanischen Orient zu geleiten, zu unseren alten Freunden, den Türken und Arabern, den heutigen Bundesgenossen. Von dem, was ich in dem ein halbes Jahrhundert überschreitenden Zeitraum dort alles gesehen und erlebte, das richtige auszuwählen, wäre eine Aufgabe, die meine Kräfte übersteigt. Mit blindem Griff in die Fülle fahrend, mag es mir gestattet sein, auch hier nur vereinzeltes herauszuholen.

Deutschland galt im Orient von jeher für die einzige europäische Großmacht, die der Türkei gegenüber nie auf Landerwerb bedacht gewesen ist. Die von uns im Osmanenreiche angestrebten Handelsverbindungen und Erwerbsunternehmungen mußten diesem ebenso zugute kommen, wie uns. Zu der allen Türken verständlichen Uneigennützigkeit Deutschlands gesellte sich sein militärischer Weltruhm, um vor allen anderen den deutschen Offizieren bei der notwendigen Vervollkommnung der Armee den Vorzug zu geben. Mit Recht sagt daher Prof. Becker, daß der Kernpunkt unserer Beziehungen zum Islam, d. h. zur Welt des Islam in unserem Verhältnis zur Türkei geboten sei. Dieses hat sich von Anbeginn an auf militärischer Grundlage entwickelt. Daher war es auch von so festem Gefüge und konnte allen Stürmen Trotz bieten. Vergeblich haben die Feinde versucht, uns bei den Türken zu verdächtigen, vergeblich auch waren sie be-

Digitized by Google

strebt, durch eine organisierte Preßhetze ihre Fangarme bis zum Bosporus auszustrecken. Als nach dem unglücklichen Balkankriege die französischen, russischen und englischen Zeitungen nicht müde wurden, das Kriegsunglück des Osmanenheers ihren angeblich untauglichen Lehrmeistern, den deutschen Offizieren, in die Schuhe zu schieben, beantwortete die Regierung des Sultans diese Intrigue mit einer Erneuerung der deutschen Militärmission, deren Wirksamkeit noch dazu durch großartige Vollmachten erweitert wurde.

Die zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Sultan-Kalifen seit Jahren ausgetauschten Freundschaftsbezeugungen hatten in der Welt des Islam schon längst zugunsten Deutschlands Propaganda gemacht. Die Herzen aller Mohammedaner sind uns aber doch erst durch jene Worte voll und ganz zugewandt worden, die Kaiser Wilhelm vor 16 Jahren am Grabe Saladins in Damaskus verkündete, indem er die dreihundert Millionen des Islam seiner steten Freundschaft versicherte. Nie haben Kaiserworte in der weiten Welt lauteren Nachhall gefunden, selten gewiß einen gleich wirkungsvollen bei denen, an die sie gerichtet waren. Wohl entsinne ich mich noch jenes Spätherbstes 1898, als mir in Ägypten häufiger denn je die uns Deutschen schon gewohnten Sympathiekundgebungen bei den Eingeborenen offenkundig wurden.

Während der bangen Stunden des 11. Juli 1882 befand ich mich in dem von der englischen Flotte so zwecklos beschossenen Alexandria als Gast meines Freundes Eduard Friedheim. In unser Haus wollte der Straßenpöbel einbrechen, darunter viele freigekommene Sträflinge, die sich nach Plünderung des Arsenals mit Waffen versehen hatten. Wir flüchteten auf der Gartenseite zum Fenster hinaus, indem wir uns an einer wegen des erwarteten Bombardements bereitgehaltenen Rolle Leinwand hinabließen, um die nahe Koptische Hauptkirche zu erreichen, von der aus viele Flüchtlinge uns zuwinkten. Das Haus war aber bald umstellt und wir sahen uns, auf einem Balkon des ersten Stocks angelangt, dort ausgesperrt und zum Bleiben genötigt. In dieser Lage mußten angesichts der erbosten Menge und vieler auf uns gerichteter Gewehre 8 Stunden verbracht werden, bis die einbrechende Dunkelheit Ruhe gebot. Was mir gerade einfiel, habe ich da hinuntergeschrien, um unsere Mohammedanerfreundschaft zu beteuern: Wir sind Deutsche, keine Engländer! Unser Kaiser, ein Freund des Sultan! Es wirkte wie ein Zauberwort; denn trotz vieler, mich immer wieder unterbrechen wollender Schreier und fanatischer Hetzer senkten sich die auf uns angelegten Gewehre. Die Szene hat sich, unterbrochen durch nahe vorbeisausende Geschosse, durch das betäubende Krachen einschlagender Granaten, jedesmal begleitet von instinktivem Auseinanderstieben der Menge, mehrere Male wiederholt. Neue Pöbelmassen zogen auf, aber jedesmal blieben wir verschont. Die Berufung auf den „Kaiser", den „Deutschen Kaiser", der so groß ist, daß er keines anderen Beiwortes bedarf, hatte offenbar gewirkt. Siebzehn Jahre nach diesen Ereignissen hörte man die Worte auf den Straßen von Kairo von Tausenden wiederholen.

In jenen Tagen der Kaiserreise klagte mir der evangelische Pastor in Kairo, der dort zugleich als Direktor der großen deutschen Schule vorstand, sein Leid, daß er oft ratlos den übertriebenen Liebenswürdigkeiten der Araber gegenüberstehe. Der Lehrer der arabischen Sprache, der ein Imam,

Digitized by Google

ein Theologe des Islam war, überböte sich mit den anderen in begeisterten Worten des Lobes zum Ruhm unseres Kaisers. Wir sind jetzt Brüder hieß es. Mohammedaner und Protestanten, schon von jeher in ihrem Glauben sich so nahestehend, sind jetzt Brüder. Alle kommen ja einmal sowieso in Mekka zusammen (gemeint war das himmlische) usw.

Aus den Erlebnissen von zehntausend Tagen, die ich im Zusammensein mit Mohammedanern verlebt habe, aus den Erfahrungen vornehmlich, die mir von Ägypten und seinen Nachbarländern zur Verfügung stehen, müßte ich mit Beispielen von arabischer Deutschfreundlichkeit ohne Zahl aufwarten können, ich wäre aber nicht imstande, mich dabei des Vorzugs des Neulings, der Unmittelbarkeit gewonnener Eindrücke zu erfreuen, um die wirklich maßgebenden von den nichtssagenden auszuscheiden, denn die meisten Vorkommnisse, da sie mir als selbstverständlich erschienen, wurden wenig beachtet und prägten sich im Gedächtnis, dem matt gewordenen Seelenspiegel, nicht aus. In ähnlicher Stimmung des Bedauerns, aber mehr einer Anwandlung weltschmerzlicher Lebensenttäuschung folgend, ruft Chateaubriand in einem seiner Briefe aus: „Fürwahr, all zu teuer erkauft ist das bißchen Renommee, das man besitzt, wenn man es mit fünfundzwanzig (ich könnte sagen mit fünfzig) Jahren beständiger Mühen, Reisen und Irrungen zu bezahlen hatte." Aber ich glaube nicht daran.

Bleibende Erinnerung dagegen hinterließ mir die Rede eines türkischen Korvettenkapitäns in ägyptischen Diensten, den ich in Suakin antraf als ich dort bei der Rückkehr von meiner größeren afrikanischen Reise im Herbst 1871 wieder das Meer erreichte. Der Gouverneur der Hafenstadt und andere Paschas waren an Bord geladen. Der erwähnte Kommandant des Kriegsschiffs redete auf mich ein: „Das habt ihr gut besorgt mit der „Franza", das war brav von Euch Deutschen, uns endlich von diesen frechen, übermütigen Gesellen zu befreien. Jetzt können wir frei aufatmen, Ihr seid nun die Herren der Welt, aber die Hauptaufgabe bleibt Euch noch zu erledigen, dann erst werdet Ihr vollkommen sein in Eurem Ruhm. Ihr müßt auch noch den ‚Moskow' zu Boden werfen, an dem wird jetzt die Reihe sein, das müßt Ihr noch vollbringen, wer kann es sonst außer Euch!" Ich dachte bei mir, der Mann traut uns viel zu, bewunderte trotzdem die Innigkeit seines Verlangens. Der Gouverneur von Suakin aber ließ mir keine Zeit zu einschränkender Entgegnung. Frohlockend nickte er dem Kommandanten Beifall zu, dann rief er mit Pathos: „Dieses Franza!" Er erhob feierlich die rechte Hand, streckte sie wagerecht vor seinem Munde aus, blies heftig auf ihren Rücken und rief: „Frankreich, wo ist es? Weg ist's." Da dachte ich, na, na, was würden unsere Offiziere dazu sagen?

Bei meinen wiederholten Besuchen von Algerien und Tunesien habe ich es vermieden, mich auch dort von der Vorliebe der Araber für alles Deutsche zu überzeugen. Die französischen Lokalblätter wurden nicht müde, alle deutschen Touristen als Spione oder als Aufwiegler zu verdächtigen. Die Blicke, die Araber unter sich austauschten, sobald mein Begleiter das Wort „ein Deutscher" fallen ließ, haben mir genügt.

Außerdem traf ich wiederholt Reisende, die mir rührende Beispiele von arabischen Sympathiekundgebungen aufzählten, die sie erfahren hatten. Am 17. April 1908 traf ich in Biskra eine Reisegesellschaft von 22 deutschen Herren

Digitized by Google

und Damen, die an ihren sechs Wagen deutsche und türkische Flaggen befestigt hatten. In dem vordersten Wagen führten sie gar eine grüne Fahne, mit weißem Halbmond und Stern. In solchem Aufzug durchzogen sie algerische Städte, darunter sogar befestigte. Dieses herausfordernde Gebaren hatte zum Glück keine üblen Folgen. Der erwähnte Reiseklub war das Flaggenführen wohl von früheren Orientfahrten her so gewohnt. Die teilnehmenden Herren aber hatten sich mit dem bloßen Flaggenführen nicht begnügt. Sie trugen die beiden Flaggen in Miniatur aus Schmelz geformt im Knopfloch, also gerade an einer Stelle, wo beim Franzosen, wie es im Werther heißt, die innere Denkkraft sich vereinigt. In einem Kaffeehause von Sidi-Okba, dem algerischen Wallfahrtsorte, hatten sich einige alte Leute diese ihnen unverständlichen Symbole von den Reisenden erklären lassen. Dies ist die deutsche Flagge, wurde ihnen gesagt, die andere ist die des Sultan-Kalifen, wir sind Verbündete! Da erhoben sich die Alten, verbeugten sich und führten feierlich die Hand an Brust und an Stirn.

Das nec plus ultra aber von Deutschfreundlichkeit scheint ein arabischer Hausbesitzer in Tunis geleistet zu haben. Es war von ihm 1906 ein Haus gekauft worden, in dem ein deutscher Schweizer schon seit Jahren sein Geschäftslokal hatte. Aus freien Stücken verringerte der neue Besitzer alsdann den Mietzins um 300 Franken, weil er den Schweizer für einen Reichsdeutschen hielt.

Wie entgegenkommend die Türken und einheimischen Araber von Tripolitanien gegen deutsche Reisende, lange vor der italienischen Besitzergreifung des Landes gewesen sind, davon wußte der inzwischen verstorbene Holsteiner Hans Banks, ein Landwirt von Wohltorf, Wunderdinge zu erzählen. Er hatte im Burenkriege gegen England gekämpft und dort ein Bein verloren. Trotzdem wußte er sich auf seinen Krücken mit großer Behendigkeit zu bewegen. Der vortreffliche Mann war von hohem Wuchs, eine gebieterische Erscheinung. In Tripolitanien verfolgte er für sich den Plan einer landwirtschaftlichen Ansiedelung. Die Veranlassung seiner Verstümmelung wurde ihm bei den Eingeborenen zur besten Empfehlung. Man bewunderte einen Mann, der gegen Engländer gefochten hatte und kam ihm allerorten mit offenen Armen entgegen. Obgleich in Tripolis keine Erlaubnis zur Bereisung des Innern zu erlangen war, machte er sich ohne Paß auf den Weg und erfuhr dennoch auf seinen Wegen nirgends die geringste Belästigung. Von der Zuneigung, die der damalige türkische Generalgouverneur, der Muschir Reschid Pascha, zu den Deutschen bekundete, wußte Herr Banks ein interessantes Beispiel anzuführen. Im Frühjahr 1906 waren zwei deutsche Touristen, Offiziere, nach Tripolis gekommen. Die von ihnen in der Hafenbucht unternommenen Spazierfahrten veranlaßten, hauptsächlich von Italienern angeregt, viel Geschwätz in den Kaffeehäusern. Deutsche Spione, so hieß es, studierten die Landungsverhältnisse. Der Generalgouverneur, dem der Klatsch hinterbracht worden war, beantwortete ihn mit folgendem Befehl. Den Deutschen sollte eine Regierungsbarke zur Verfügung gestellt werden. Dann erhielten türkische Offiziere den Auftrag, sie zu Rundfahrten im Hafen aufzufordern, sie überall, wie sie wollten, hinzugeleiten, ihnen die Befestigungen zu zeigen und sie sogar im Innern der Forts umherzuführen.

Digitized by Google

Wenn man sich die Frage vorlegt, welche Eigenschaften den Deutschen vorzugsweise beim Türken beliebt gemacht haben, so mögen sich zunächst im Charakter des letzteren gewisse Anklänge finden, die ihm deutsches Wesen als mit einer gewissen seelischen Verwandtschaft ausgestattet erscheinen lassen, ein Hinneigen zu ihm mithin erklärlich machen würden. Die biedere Geradheit seines Auftretens, die wortkarge Zuverlässigkeit im Handel und Verkehr, die stets gemessene, jeder Überschwenglichkeit in phrasenhafter Schmeichelei abholde, ernste, des Lächelns meist ungewohnte, gewissermaßen sparsam erwiesene Höflichkeit sind Merkmale seines Wesens, die den echten Türken in einen grellen Gegensatz zu dem der Mediterranvölker setzen. Es sind aber die nämlichen, auf die auch wir in der Regel stolz zu sein pflegen, ja die wir in früheren Zeiten vor anderen als Vorzüge des deutschen Charakters herauszustreichen oder für uns allein in Anspruch zu nehmen pflegten. Der Engländer mit dem gelassenen Wesen und der würdevollen Ruhe, die ihn für gewöhnlich kennzeichnen, sollte der Gemütsart des Orientalen eigentlich näher stehen, ihm geistig verwandter erscheinen als der Franzose, dessen Unruhe und leicht erregbares Wesen gerade diejenigen Eigenschaften in gesteigertem Grade zur Schau stellt, durch die der Europäer sich den Eingeborenen oft lächerlich macht. Aber weder der eine noch der andere entspricht in der Gesamtheit seiner Eigenschaften dem türkischen Ideal. Wahrscheinlich kommen wir dem näher. Obgleich der angesehene Türke im Verkehr für gewöhnlich einen hohen Grad von gesellschaftlichem Zartgefühl an den Tag legt, bleibt er immer ein Feind übertriebener Höflichkeitsformen. Er liebt es, ab und zu in Benehmen und Rede eine vorübergehende Schroffheit (Brusquerie) an den Tag zu legen und erwartet Gleiches auch von seinen Freunden. Einst hörte ich einen türkischen Pascha dem Chediw Ismail auf dessen Frage, weshalb er von den dargebotenen Zigarren keine genommen, mit den Worten antworten: „Monseigneur, Ihre Zigarren sind mir zu schlecht." Kleine Ausfälle ähnlicher Art werden gern gesehen. Auch im deutschen Verkehr wird im Sinne der Gemütlichkeit derartiges geduldet und man nimmt es alsdann als eine Art Beglaubigung von Aufrichtigkeit gern mit in den Kauf. Alles das aber vermag die vorhin gestellte Frage nicht zu erschöpfen, denn der dem Türken doch sehr unähnliche Araber erweist sich in allen von ihm eingenommenen Gebieten hinsichtlich seines Verhaltens zum Deutschen nicht anders.

Die Religion bietet keinerlei Anhaltspunkte des gegenseitigen Verständnisses. Einerseits ist die Zahl derjenigen bei uns, die sich über die wahre Bedeutung des Islam für die Gesittung des Menschen Rechenschaft zu geben, oder auch nur seine ethische Schönheit zu empfinden vermögen, eine allzu beschränkte, um uns dort allein dadurch allgemein beliebt machen zu können. Nicht geringere Würdigung als stellenweise bei uns, haben übrigens die Vorzüge des Islam auch in den entsprechenden Kreisen anderer Völker gefunden.

Andererseits findet der einfache, logische Gottesglaube des Mohammedaners sowohl bei religiös als auch bei irreligiös veranlagten Deutschen gar wenig Verständnis. Was aber den äußeren Gottesdienst anlangt, bietet allein der protestantische den Mohammedanern etwas einigermaßen

Digitized by Google

Analoges, aber es wird ihnen wenig Gelegenheit geboten sein, sich davon im eigenen Lande zu überzeugen, beispielsweise vom schmucklosen Ernst der Kirchenausstattung, vom einfachen Formenwesen des Ritus, vom Nichtvorhandensein des von ihm stets als Götzendienst mißverstandenen symbolischen Bilderdienstes u. dergl.

Auf dem Gebiete der gegenseitigen religiösen Duldung, wo sie auch in der Gleichberechtigung der aus dem Bekenntnis gefolgerten Sonderinteressen zum Ausdruck gelangen muß, ist uns in den Kolonien wenig Gelegenheit geboten gewesen, unseren guten Willen und aufrichtige Wertschätzung an den Tag zu legen. Für die deutsche Gesittung würde daraus auch kein neuer Ruhmestitel erwachsen, denn über Mangel an religiöser Duldung kann sich der Islam doch wahrlich nicht in den von ihnen mit dem Rechte des Eroberers in Besitz genommenen Ländern bei Engländern, Franzosen, Niederländern oder Italienern beklagen. Nicht Unduldsamkeit sondern Länderraub macht die Welt des Islam diesen Völkern zum Vorwurf und deshalb sind wir dort in so bevorzugter Stellung. Es ist die politisch territoriale Uneigennützigkeit, die ich bereits als das Hauptmotiv des deutschfreundlichen Gebahrens der Völker des Islam angeführt habe, worauf es bei unserer Frage ankommt, und diese gelangt bei Tausenden ganz unzweideutig im neutralen Verhalten des Einzelnen zum Ausdruck.

Nie sollte im mohammedanischen Orient vergessen werden, daß Frankreich es war, das im osmanischen Staatsgebiete zuerst jene verhaßten Kapitulationen (Sonderrechte der Franken) durchgesetzt und weiter ausgebaut hat, wenn schon deren frühesten Keime sich bis in die byzantinische Zeit hinauf verfolgen lassen. Jene verderblichen, jetzt mit ihren schädlichsten Folgen zum Teil beseitigten Privilegien der Exterritorialität, der Übergriffe der Konsulargerichtsbarkeit, der Zollbevorzugungen aller Art, der Überschwemmung des Landes mit billigem Alkohol, der unausrottbaren Spielbanken, der sich der staatlichen Kontrolle entziehenden europäischen Prostitution und unzähliger anderer Übel in ihrem Gefolge, sie sind von den Landeskindern stets als ein unerträglicher Hemmschuh, als eine Knebelung jedes Fortschrittes zur Austilgung der im Staatsleben eingewurzelten Gebrechen empfunden worden. An allen diesen Schädlichkeiten und Schändlichkeiten hat sich von allen Mächten Deutschland am wenigsten beteiligt. Das Bestreben, sich von der Mitschuld solcher Mißbräuche, die im Orient oft einer Verschimpfierung der europäischen Gesittung gleichkam, zu befreien, kommt deutscherseits unter anderem allein schon in der von unseren Konsulaten seit Jahren getroffenen Maßnahme zum Ausdruck, daß keine eingeborenen Staatsangehörigen mehr zu Schutzbefohlenen des Deutschen Reiches gemacht und dadurch der einheimischen Gerichtsbarkeit und vielen anderen staatlichen Verpflichtungen entzogen werden.

Digitized by Google

England und die deutsche Kolonialpolitik[1]).

Von Karl Alexander von Müller.

Es liegt dem Gedächtnis der Gegenwart fern, daß unter allen heutigen europäischen Völkern unser deutsches Volk die älteste große koloniale Vergangenheit besitzt. Wenn in den Zeiten des Friedens, die nun so weit hinter uns entschwunden scheinen, an schönen Sommertagen die Ausflügler unsrer Stadt über unser altes bayerisches Hochland wanderten, zum schlanken Giebelschloß von Dachau oder zum heiligen Berg Andechs oder nach Freising oder Benediktbeuern oder Ebersberg oder Tegernsee, so haben wohl wenige sich daran erinnert, daß sie dabei an alten Stätten deutscher kolonialer Ausbreitung standen: an Herrensitzen und Klöstern, die vor 1100 und 1000 Jahren das Netz ihrer Siedlungen ausspannten über Wiener Wald und Plattensee bis in die heutigen ungarischen Komitate von Ödenburg und Eisenburg, über die Gail und die Drau in die Steinwüste des Karst, bis nach Friaul und Treviso. Vom 8. bis 13. Jahrhundert hat unser bayerischer Stamm in zähem, langsamem Fluß diese weiten südöstlichen Marken bevölkert, die bildungsfähigen slawischen Einwohner in friedlicher Arbeit sich angegliedert, mit deutscher und christlicher Gesittung durchtränkt. Noch viel gewaltiger und kriegerischer waren die Siedlerströme, die sich im 12. und 13. Jahrhundert aus allen nördlichen und mittleren Teilen Deutschlands in die breiten Ebnen des Nordostens und Ostens ergossen, in die Lande von der Elbe bis zu den Masurischen Seen und über die Weichsel bis hinauf zum Finnischen Meerbusen: Fürsten, Mönche, Ritter, Kaufleute und Bauern mit Weib und Kind und fahrendem Gut — in die Hunderttausende muß ihre Zahl gegangen sein. Mehr als die Hälfte des heute von Deutschen bewohnten Gebietes ist so in gewaltiger kolonisatorischer Arbeit gewonnen worden, Berlin wie Wien stehen auf kolonialem Boden. Noch während das alte Reich in Ohnmacht niederging, trugen die Bürger der Hansa deutschen Handel und deutsche Bildung weit in die Nachbarvölker; in Nischni-Nowgorod, in Brügge und Bergen standen ihre Kontore; an der Themse, mitten in London breitete über dem Gildhaus der Hanseaten, der Leute des Kaisers, wie man sie schon damals nannte, der alte Reichsadler seine Flügel; noch heut erinnert das Pfund Sterling an die Osterlinge, die deutschen Kaufleute aus dem Osten, von denen es damals seinen Namen empfing.

Aber nicht von jenen Zeiten soll ich heute sprechen. Nur auf die letzten rund 50 Jahre unsrer jüngsten Geschichte wollen wir in einer raschen Überschau unser Auge richten: auf die Jahre, in denen unser neuer deutscher Staat durch sein inneres Wachstum gleichfalls gezwungen wurde, über seine Grenzen hinauszugehen — über die Meere diesmal, in fremde Erdteile, wie die Nach-

[1]) Abdruck in Tageszeitungen auch auszugsweise nicht gestattet.

Digitized by Google

barvölker alle es längst vor ihm getan hatten. Und der Gesichtswinkel, unter dem wir diese Entwicklung in ihren größten Zügen rasch überschauen wollen, soll der sein: wie der Staat, der heut als unser größter Feind rund um den Erdball uns entgegensteht, sich zu dieser Entwicklung seit ihren Anfängen gestellt hat. Die Verteilung der Ereignisse wie unsrer bisherigen Kenntnis wird es dabei mit sich bringen, daß wir verhältnismäßig längere Zeit bei den Anfängen und beim Erwerb unsrer Kolonien uns aufhalten werden; das Spätere können wir nur in gedrängterem Ausblick überfliegen.

Zwischen der hohen Zeit des deutschen Mittelalters, die wir eben gestreift haben, und dem neuen staatlichen Aufstieg Deutschlands in den letzten 100 Jahren, wir wissen es alle, liegen für unser Vaterland traurige, verhängnisvolle Zeiten. In einer Zersplitterung ohnegleichen ist unser alter Staat elend zugrunde gegangen. Nicht aus erlahmendem Lebenstrieb der Nation; eine verwirrende, beängstigende Fülle schöpferischer Kräfte stieß sich nach wie vor auf seinem Boden. Noch immer ergoß sich aus dieser fruchtbaren Mitte des Erdteils ein überströmender Quell unverwüstlicher Volkskraft. Aber der einigende Mittelpunkt, die Kraft einheitlicher Zusammenfassung war uns verloren gegangen. Jetzt bevölkerten deutsche Fürstengeschlechter die fremden Throne, deutsche Soldaten die fremden Heere, deutsche Kaufleute, Ärzte, Gelehrte die fremden Länder. Auf die Dauer sind sie uns fast alle verloren gegangen. Und dasselbe Volk, das einst der Bezwinger, der Lehrer, der Zuchtmeister seiner Nachbarn gewesen, war nun selbst zum Bezwungenen, zum unterwürfig Aufnehmenden, zum Gezüchtigten herabgesunken.

Unterdessen hoben sich rundumher die andern Völker Europas mächtig empor. Sie schlossen sich zu dynastischen, zu nationalen Einheiten zusammen, sie griffen wachsend in Krieg und Wirtschaft über die Grenzen der alten abendländischen Welt hinaus: Spanien, Holland und Frankreich, zuletzt und allmählich alle andern überschattend, England.

Erst um 1600 begann England sein Antlitz aufs große Meer zu richten, in die Reihe der weltgeschichtlichen Mächte einzutreten. Von da ab aber ist seine Entwicklung der geradeste und in jedem Betracht der gewaltigste Aufstieg, den die Geschichte kennt[1]). Es entfaltet die rücksichtsloseste Kraft brutaler, zäher Energie in Handel und Seeraub, in Krieg und Eroberung. Es durchdringt sich mit gewaltigen sittlich-religiösen Antrieben, mit einer anmaßenden Kraft nationalen Stolzes. Alles aber bleibt ihm aufs Greifbar-Irdische, auf Besitz und Macht bezogen. Es ringt Schritt für Schritt, aber schrankenlos ausgreifend, mit jedem Gegner um Flotten, um Handel, um Kolonien — immer um Wirtschaft und Herrschaft zugleich. Spanien, Holland treten rasch zurück. Fünf

[1]) Vgl. zum folgenden die glänzende Zusammenfassung von Erich Marcks, Die Geschichte der englischen Weltmacht, im Oktoberheft 1914.

Digitized by Google

Vierteljahrhunderte, vom 17. bis ins 19., dauert, fast ohne Unterbrechung, das Ringen mit Frankreich; fast alle andern Staaten sind dabei Englands Verbündete gewesen; in allen Ländern, außer in seinem eignen, lagen seine Schlachtfelder. Der Erfolg war das unbestrittene, ungeheure Übergewicht Englands in Handel und Industrie und Seeherrschaft der Welt. Von 1815 an hat es über ein halbes Jahrhundert nahezu ungefährdet seine Weltübermacht genossen: in der Fülle sichern Besitzes freiheitlich nach innen und außen, die Zügel der Herrschaft, wie es schien, in lockrer Hand, — aber immerfort noch wachsend, vorwärts drängend, seine Grenzen ausdehnend, abrundend, befestigend. Über alle Erdteile und alle Meere hinweg spannte es nun die Bogen seiner Besitzungen. An der Nordsee und am Mittelmeer, am Indischen Ozean und an der Atlantis ragten seine Zwingburgen. Es verglich sein ozeanisches Reich selbst stolz mit der Stadt Venedig — mit den Weltmeeren als seinen verbindenden Kanälen. Der europäische Kontinent schien im Schatten seiner kleinen Rivalitäten, seiner nationalen Kämpfe daneben zeitweise fast zu verschwinden. Was bedeuteten dieser erdumspannenden Weltmacht gegenüber etwaige neue koloniale Wünsche eines Festlandstaates, der eben nach jahrhundertelanger Ohnmacht, inmitten eifersüchtiger und feindlicher Nachbarn, in unendlichen innern und äußern Schwierigkeiten sich die notwendigsten Grundlagen staatlichen Daseins sicherte!

Die Wünsche nach eigner kolonialer Ausbreitung traten bei uns beinahe gleichzeitig mit der neuen staatlichen und nationalen Erhebung, mit der Sehnsucht nach staatlicher und nationaler Macht auf. Wir erinnern uns an Mösers Patriotische Phantasien oder an den Nationalökonomen Friedrich List, der in den zwanziger und dreißiger Jahren zugleich mit einem allgemeinen deutschen Zollverein und Eisenbahnnetz auch schon überseeische Dampferlinien, eine Kriegsflotte und Kolonien forderte. Als der bayerische Reichsrat Chlodwig Hohenlohe, später der dritte deutsche Reichskanzler, 1849 als Gesandter der provisorischen Reichsgewalt nach Syrien kam, träumte er von einer planmäßigen deutschen Kolonisation auf Cypern, Rhodus und Kreta, in Syrien und Kleinasien. Wir wissen, wie wenig der deutsche Bund damals zu solcher ausgreifender Machtentfaltung fähig war, wie unklar und ziellos auch die Unternehmungslust der einzelnen noch ins Weite schweifte. Abenteuerliche Ansiedlungsversuche, die man in den vierziger und fünfziger Jahren in Texas und Mittelamerika begann, hatten keinen Erfolg. Aber kaum daß die Siege Preußens 1864—66 einen neuen nationalen und wirtschaftlichen Aufschwung einleiteten, so traten auch die kolonialen Wünsche von neuem lebhafter und nun schon bestimmter hervor. Die verschiedensten Gegenden der Welt wurden gleichzeitig ins Auge gefaßt: nicht nur Ostafrika und Neu-Guinea, sondern auch Patagonien, Madagaskar, die Sulu-Inseln, das dänische San Thomas und

Digitized by Google

das holländische Surinam und Curaçao. Das Hauptverdienst, die Blicke aus der heimatlichen Enge wieder an die Ferne zu gewöhnen, hatten die Forschungsreisenden und Gelehrten, die Deutschland ruhmvoll bei der Erforschung unbekannter Länder und Völker vertraten: Rohlfs, Barth, Kersten, Nachtigal, Friedel, Schweinfurth, um nur einige Namen zu nennen. Aber schon begannen diese Gedanken auch in die leitenden politischen Kreise einzudringen. Im Februar 1867 erschien in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung eine größere Aufsatzreihe, die unumwunden die Gründung eines großen deutschen Kolonialreiches empfahl und verkündigte. Der Verfasser war Lothar Bucher, der während der vierziger Jahre selbst als Kaffeepflanzer nach Quatemala hatte auswandern wollen, der dann als politischer Flüchtling lange Jahre in England gelebt und nun von Bismarck vor kurzem ins Auswärtige Amt berufen worden war. Der Aufsatz entfesselte in der Öffentlichkeit einen neuen Regen papierner Projekte: die Nikobaren, Nordborneo, Formosa, Uruguay, die Philippinen, auch Tunis, Tripolis und Marokko tauchten im Gesichtskreis auf. Greifbarer wurden solche Fragen zum erstenmal durch den deutsch-französischen Krieg. Im Herbst 1870 regte der Bremer Reeder Rickmers die Übernahme der französischen Flottenstation Saigon an; andre forderten die Abtretung Cochinchinas, Algiers und Madagaskars, eine Besetzung der Fidschiinseln und Pondicherys. Die Bewegung griff so weit um sich, daß Bismarck ihr öffentlich entgegentrat: der Norddeutsche Bund, ließ er erklären, habe noch keine Absicht, Kolonien zu erwerben.

Schon im Januar 1868, als eine Fußfassung auf Neu-Guinea amtlich erwogen wurde, hatte er in einem Erlaß an den Kriegs- und Marineminister von Roon seine Richtlinien festgelegt: Kolonisationsunternehmungen in fremden Ländern müßten der Privatindustrie überlassen bleiben; unsre Marine sei für einen nachdrücklichen Schutz in fernen Staaten noch nicht ausreichend entwickelt; koloniale Versuche würden jetzt zu mannigfachen und unerwünschten politischen Konflikten führen; überhaupt beruhten die angeblichen Vorteile der Kolonien für das Mutterland zum größten Teil auf Illusionen, die Kosten überstiegen meist den Nutzen. „England hat", so heißt es wörtlich in diesem Erlaß, „auf Grund der daran gemachten Erfahrungen seine Kolonialpolitik aufgegeben, und Frankreich scheint ebenfalls wenig Wert auf die Gründung neuer Kolonien zu legen." Dies war die allgemeine Anschauung der sechziger Jahre.

Die Entscheidung von 1870 veränderte für Bismarck diese Gesichtspunkte fürs erste nicht. Elsaß und Lothringen waren ihm wichtiger als alle französischen Kolonien zusammengenommen. Es war im Gegenteil im nächsten Jahrzehnt eines der Mittel seiner Politik, Frankreich auf dem Weg kolonialer Erwerbungen zu ermutigen. Seine eigne Aufgabe sah er darin, Europa an die gewaltige Neuerung eines starken Deutschlands in seiner Mitte zu gewöhnen,

Digitized by Google

dessen Friedfertigkeit zu erweisen, es trotz der Eifersucht seiner Nachbarn zu gefestigter Stellung emporzuführen. Auch der innere Antrieb der Nation zu kolonialer Erweiterung schien ihm noch lange nicht stark genug. Und zur kolonialen Gewandtheit unsrer Bürokratie hatte er gar kein Vertrauen. „Diese Kolonialgeschäfte", hat er damals gesagt, „wären für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben." Anträge, die in den siebziger Jahren ans Auswärtige Amt herantraten, kamen meist gar nicht zur Prüfung. Eine Denkschrift des Admirals Livonius, die für die Gründung deutscher Kolonien eintrat (1875), durfte nicht veröffentlicht werden. Nichts sah noch nach raschem überseeischem Erwerb aus. Ich habe trotzdem diese Anfänge ausführlicher herangezogen, nicht nur, um den Grund, aus dem die Bismarcksche Kolonialpolitik dann doch überraschend herauswuchs, zu charakterisieren, sondern auch aus dem besondern Gesichtspunkt unsres Themas: wegen der Wirkung, die diese Anfänge schon in England hatten. Unsre Kolonialpolitik warf dort in der Tat ihre Schatten voraus, ehe ihr Licht in Deutschland noch zu sehen war.

In den sechziger und am Anfang der siebziger Jahre ging die herrschende freihändlerische Meinung in England wie anderwärts wirklich dahin, wie der angeführte Bismarcksche Erlaß von 1868 sagte, die alte Kolonialpolitik aufzugeben und die großen Kolonien auf dem Weg der Selbstverwaltung allmählich vom Mutterland abzulösen. Laisser faire, laisser aller. Man gab in der Tat 1863 die Jonischen Inseln auf; man zog die Truppen aus Kanada, Australien und Neu-Seeland zurück; ein einziges Regiment blieb damals in Kapstadt stehen. „Der Schritt ist getan," sagte ein hoher Kolonialbeamter zum Geschichtsschreiber Froude, „die großen Kolonien sind dahin. Es ist nur mehr eine Frage von ein oder zwei Jahren." Satte Schlaffheit und manchesterliche Weltbeglückung reichten sich in dieser Resignation die Hand. Es kennzeichnet ihre Art und Motive, wie den englischen Charakter überhaupt, daß sie sofort ins Wanken kam, sobald ein andrer Mitbewerber sich zeigte. Seit 1848, ja seit 1815 hatte England sich jedem Schritt zur wirtschaftlichen, zur politischen Erstarkung Deutschlands widersetzt. Und nun vollends Kolonien! Auf die ersten schüchternen Signale hin schon begannen die geübten englischen Ohren sich zu spitzen. Noch wußte in Deutschland niemand etwas von einem solchen Plan, als von Hongkong aus schon der Warnruf in die Zeitungen kam, die Deutschen wollten die Sulu-Inseln unter ihren Schutz nehmen, und Spanien zu schleunigem Protest veranlaßt wurde. Kaum wies eine deutsche Stimme auf den Wert Neu-Guineas hin, so verlangten die australischen Blätter sofortiges Zugreifen, bildete sich in Sidney eine Aktiengesellschaft zur Erforschung und Kolonisation der Insel. Um die Wende 1866/67 legte ein Aufsatz in der Saturday Review dar: die Vereinigung Hannovers, Oldenburgs, Hamburgs, Bremens und Schleswig-Holsteins mit Preußen müsse notwendig zur Ent-

Digitized by Google

stehung einer imposanten Kriegsflotte führen; schon mache sich Preußens neue Hegemonie bis nach Ostasien fühlbar; es sei Gefahr, daß Indien die Grundlage eines großen deutschen Kolonialreiches werde. Man gab eiligst bekannt, daß Dänemark die Nikobaren schon an England abgetreten habe. Die deutsche Kriegsflotte hatte noch nicht Schiffe genug, um eine Erkundung der Südsee vorzunehmen, da warnte man in ausländischen Blättern schon vor den drohenden Handstreichen deutscher Schiffe.

Es liegt auf der Hand, daß das Ergebnis des deutsch-französischen Krieges diese Besorgnisse nicht verminderte. Sofort nach 1870 tauchte in England das Schlagwort der militaristischen deutschen Hegemonie auf. Man vermerkte, daß schon 1872 Stimmen aus Transvaal, daß der Sultan von Witu um deutschen Schutz baten. Man begann in Ostafrika, gegen angebliche deutsche Pläne, sogleich die Selbständigkeit Sansibars zu unterwühlen. In Südafrika sicherte man die Delagoabai und dann ganz Transvaal vor einem deutschen Handstreich, indem man sie selbst wegnahm. Schon das Erscheinen deutscher Kriegsschiffe in Haïti und Montevideo zum Schutz des deutschen Handels gab Anlaß zu unliebsamer Erörterung.

Zwischen 1874 und 1880, unter dem Ministerium Benjamin Disraelis, wurde das Steuer der englischen Kolonial- und Reichspolitik dann bewußt herumgeworfen, wieder auf auswärtige Aktion und Unternehmung eingestellt. Der große englisch-russische Weltgegensatz, der das ganze Jahrhundert durchzog, spitzte sich von neuem zu. England begann, sich aus der fatalistischen Resignation zu erheben, es kamen die Geburtsjahre des neuen britischen Imperialismus. Nicht mehr die allmähliche Ablösung, sondern im Gegenteil die festere Verknüpfung zwischen Mutterland und Kolonien wurde wieder das Ziel. Indien und die Wege nach Indien wurden neu gesichert. Kein Jahr verging ohne Erwerb, in Ostasien, in Indien, in Afrika. Wichtige und große Posten, wie Cypern und Transvaal waren darunter. Schon begann auch der Gewinn Ägyptens in den Gesichtskreis zu treten. Wir haben schon gestreift, wie an manchen Punkten gerade die Besorgnis vor künftigem deutschem Wettbewerb schon mitantreibend war. Am auffallendsten und zugleich am empfindlichsten für unsre Interessen war es wohl in der Südsee, bei der Annexion der Fidschiinseln (1875), wo die englischen Beamten sofort einen großen Teil der von deutschen Firmen erworbenen Landbesitzrechte schlankweg für ungültig erklärten. Mit dem Anfang der achtziger Jahre trat in allen englischen Kolonien immer stärker die Neigung hervor, sich fremden Unternehmungen zu verschließen, in England selbst begannen Zweifel an Freihandel und freier Konkurrenz laut zu werden.

Dadurch wurde die Lage für Deutschland einschneidend verändert: aus der Bismarckschen Argumentation von 1868, die wir kennen, war

Digitized by Google

damit vielleicht das Hauptglied herausgebrochen. Andre seiner Einwände standen freilich noch in voller oder wenig geminderter Kraft. Noch immer war Deutschland zur See so gut wie machtlos. Seine Hauptinteressen lagen durchaus in seiner kontinentalen Stellung, und diese war wahrlich auch für Bismarck schwierig genug. Die öffentliche Meinung wandte sich zwar in immer größerem Umfang kolonialen Fragen zu, einzelne Kolonialfreunde entfalteten eine unermüdliche Tätigkeit der Propaganda und Sammlung, die ersten kolonialen Gesellschaften bildeten sich; aber die Ideen waren immer noch sehr unklar, die Ziele voll von Widersprüchen. Die Parlamentarier dachten noch zum größten Teil binnenländisch und freihändlerisch. Die großen Geldleute waren durchaus widerstrebend, die Hansastädte zeigten nur geringe Sympathie.

Auf der andern Seite wuchsen die überseeischen Interessen Deutschlands von Tag zu Tag. Das große Publikum und auch die Reichsbehörden selber vernahmen gelegentlich mit Erstaunen, welche Werte bereits auf dem Spiel standen. Seit 1849 hatten die Hanseaten an fast allen Hauptplätzen des tropischen Afrikas Niederlassungen gegründet, Expeditionen veranstaltet, Handelsverträge geschlossen; neben den kaufmännischen Firmen waren auch deutsche Missionen schon mit erheblichen Interessen vertreten. Seit 1865 breiteten sich deutsche Häuser in immer wachsendem Umfang auf den Inseln der Südsee aus. Das Reich konnte der Arbeit und Sicherheit seiner Untertanen den notwendigen Schutz nicht versagen. Schon 1874 verteidigte Bismarck gegen Spanien die freie Bewegung des deutschen Handels, verwahrte sich gegen die Absperrung bisher herrenloser Gebiete, in denen erhebliche deutsche Interessen bestanden. Insbesondere aber gegen England wurde es immer nötiger, die Gleichberechtigung und Freiheit des deutschen Handels zu schützen. Seit 1875 mußten dauernd Kriegsschiffe in der Südsee stationiert werden, in den folgenden Jahren kamen die Freundschaftsverträge mit den Tonga- und Samoainseln, der Erwerb der Erlaubnis zu Kohlenstationen. Die Kosten dieser Kriegsschiffsendungen und Stationierungen in der Südsee beliefen sich seit 1877 schon jährlich auf nahe an 1 Million.

Aber immer mehr zeigte sich, daß all diese Maßnahmen nicht ausreichten. Bei allen großen europäischen Nationen war damals der koloniale Drang, der eben noch erloschen schien, von neuem erwacht; die Aufteilung der noch herrenlosen Teile der Erde begann. Eine Art Besitzergreifungs- und Flaggenhissungsfieber schien alle Völker zu erfassen. Von China über Indien bis in die Türkei erhob sich wieder der allgemeine Wettbewerb; vor allem aber warf er sich auf den dunklen Erdteil, den Stanley eben zum erstenmal durchquert hatte. 1881 legte England die Hand auf Nordborneo, 1882 auf Ägypten; aus dem Niger- und Benuëgebiet, aus dem ganzen nördlichen und mittleren Westafrika kamen Nachrichten über eine ungewohnte britische Regsamkeit. 1882 grenzten

Digitized by Google

England und Frankreich ihre Besitzungen nördlich von Sierra Leone gegeneinander ab; seit demselben Jahr liefen englische Verhandlungen mit Portugal; es war Gefahr, daß auch das Kongobecken dem freien Verkehr entzogen würde. Nur zögernd, widerstrebend betrat Bismarck den neuen Weg. Nicht geniale Laune oder Eroberer willkür und Ehrgeiz standen am Beginn unsrer kolonialen Bestrebungen, sondern das dringende Bedürfnis unsrer wachsenden wirtschaftlichen Kräfte und die drohende Absperrung der letzten freien Teile der Erde. Vor allem England selbst hat Bismarck immer wieder veranlaßt, weiter zu gehen. Die Erfahrungen der deutschen Kaufleute auf Fidschi hat er nie vergessen. „Das frühere Vertrauen, daß die deutschen Unternehmungen unter englischem Schutz sich hinreichend sicher fühlten", ließ er nach London sagen, „sei in ihm erschüttert. Die Ausdehnung der britischen Autorität in unzivilisierten Ländern komme nicht mehr dem Handel und der Schiffahrt aller Länder zugute, im Gegenteil, sie bedrohe jetzt offenbar den Fortbestand der in herrenlosen Ländern vorhandenen deutschen Unternehmen und unterbinde deren Wachstum." Das empfindliche Ehrgefühl des stolzen Mannes bäumte sich auf gegen die anmaßende Rücksichtslosigkeit des englischen Vorgehens. „Das Deutsche Reich ist wieder stark genug, die Unternehmungen seiner Bürger zu schützen und Gerechtigkeit zu verlangen"; „jeder Deutsche muß nach der Devise civis Romanus sum geschützt werden." Es war ihm erwünscht, den deutschen Handel zu sichern, dem seine Zollreform sonst so mannigfach hatte zuwiderlaufen müssen. Wie sehr der große innerpolitische Umschwung von 1879, die Wendung gegen den Freihandel auch innerlich Brücken zu einer veränderten Kolonialpolitik hinüberschlug, deute ich hier nur an. Die Zahlen der Auswanderer stiegen in eben diesen Jahren auf eine erschreckende Höhe; 1881 hatten sie schon das zweite Hunderttausend überschritten. Von kolonialfreundlichen Männern in der amtlichen Umgebung Bismarcks haben wir Lothar Bucher schon erwähnt; zu ihm kam nun vor allem noch der Referent für überseeische Unternehmungen im Auswärtigen Amt, Herr von Kusserow; auch der Bankier Bleichröder, Bismarcks langjähriger finanzieller Berater, und der Leiter der Diskontogesellschaft, von Hansemann, ein Verwandter Kusserows, mögen in diesem Zusammenhang genannt sein. Immer aber blieb der Kanzler noch zurückhaltend. Als Ende der siebziger Jahre das angesehenste Hamburger Südseehaus, Godeffroy, in finanzielle Bedrängnis und dadurch in Gefahr geriet, in englische Hände überzugehen, entschloß er sich zum erstenmal, den Reichstag um Reichshilfe anzugehen. 1881 legte er der Volksvertretung eine Denkschrift über die Möglichkeit subventionierter Dampferlinien nach Ostasien und Australien vor. Beides wurde abgelehnt. Darauf wies auch Bismarck in den folgenden Jahren neue koloniale Anregungen wieder zurück. „Zu Kolonien gehört ein Mutterland," sagte er damals, „in dem das Nationalgefühl stärker ist als der Parteigeist."

Digitized by Google

Aber das englische Vorgehen gegen die deutschen Kaufleute draußen ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Um die Wende 1883/84 häuften sich die Klagen und Nöte auf allen Seiten. In Australien hatte ein Aufsatz in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", den man bei uns kaum beachtete, zu einer leidenschaftlichen Preßhetze gegen Deutschland und in der Folge zu Schritten der australischen Regierung, Neu-Guinea unter allen Umständen vor Deutschland zu besetzen, geführt. In Westafrika gefährdete das englisch-französische Abkommen von 1882, im Kongo ein neues englisch-portugiesisches Abkommen vom Februar 1884 die deutschen Unternehmungen. Aus Südwestafrika klagte die Firma Woermann, daß England ihre Interessen bedrohe. Lüderitz, ein vorher unbekannter Bremer Kaufmann, dem im August 1883, nach vorgängigen Anfragen in London, für seine Siedlung in Angra Pequena Schutz zugesagt worden war, konnte nicht aufkommen gegen die Schikanen der Kapbeamten und der englischen Flottenoffiziere. Der deutsche Konsul aus Kapstadt und der Kommandant des Nautilus warnten vor der Gefahr, daß England auch hier im letzten Augenblick zuvorkommen könnte. Von London selbst erhielt man nur hinziehende, zweideutige, hinterhältige Antworten, eine billige Regelung der deutschen Beschwerden war nirgends zu erreichen. Schon hatte Bismarck eine allgemeine Umfrage an die Senate der Hansastädte über die Beschwerden und Wünsche der kolonialen Firmen gerichtet. Der Referent von Kusserow hatte in einer eingehenden Denkschrift alle Probleme und die Möglichkeiten der Lösung durchgearbeitet. Die Vorbereitungen waren getroffen. Als Kusserow im April 1884 fragte, ob er England wieder einmal an eine noch immer unbeantwortete Note über Lüderitz vom 31. Dezember erinnern solle, erwiderte Bismarck: „Jetzt wollen wir handeln."

Mit blitzartiger Schnelligkeit folgten nun seine Schläge. Am 8. April hatte er erst die Denkschrift Kusserows erhalten, auf Grund deren er die leitenden Gesichtspunkte aufstellte. Am 16. empfing der Geograph Dr. Nachtigal die erste Instruktion für seine Sendung nach Westafrika, am gleichen Tag ging die Nachricht davon an die deutschen Gesandtschaften in London, Lissabon, Paris. Am 18. lief ein Protest nach Portugal, Deutschland erkenne das neue englisch-portugiesische Kongo-Abkommen als für seine Angehörigen nicht bindend an, kurz darauf folgten in Paris, Madrid und im Haag Vorschläge zu gemeinsamem Vorgehen. Am 24. erhielten der deutsche Konsul Lippert in Kapstadt und der Gesandte Graf Münster in London Befehl, den Kapbehörden und der englischen Regierung amtlich mitzuteilen, daß Lüderitz und seine Niederlassung unter dem Schutz des Reiches stehe. Am 29. ging der Protest gegen das englisch-portugiesische Abkommen nach London. Am 11. Mai besprach Bismarck sich mit dem Afrikareisenden Gerhard Rohlfs über die Zukunft der Gründung König Leopolds II. von Belgien im Kongo: er sei gar nicht abgeneigt, die ganze Gründung zu übernehmen, sie dem König abzukaufen oder

Digitized by Google

eine Art Protektorat zu schaffen und die internationale Assoziation durch eine deutsche Handelskompanie zu ersetzen. Im gleichen Monat legte er dem Reichstag den Gesetzentwurf über die Dampferlinien nach Ostasien und Australien wieder vor. Am 26. Mai erfolgte die Gründung der Neu-Guineakompanie, schon am 27. Juni bat sie um den Schutz des Reiches. Am 19. Mai hatte Nachtigal, unterwegs telegraphisch aufgehalten, für Westafrika eine neue, weitergehende Instruktion erhalten, am 5. Juli erfolgte die Flaggenhissung in Togo, am 7. und 12. August in Südwest, am 19. der Befehl zu der in Neu-Guinea, am 28. die in Kamerun. Mit Ausnahme von Ostafrika, das, dank der Intiative Carl Peters', im Laufe des nächsten halben Jahres noch folgte, war in fünf Monaten der Grundstock unsrer heutigen Kolonien erworben.

Und die Engländer? Sehr lehrreich, wie sie sich verhalten. Trotz aller vorherigen lauten Warnrufe und Verdächtigungen hatten sie im Ernst nicht an eine aktive Kolonialpolitik des flottenlosen Deutschlands geglaubt. Es war damals, von 1880 bis 1885/86, das Ministerium Gladstone am Ruder, in seiner äußern Politik noch einmal ein Typus des ältern englischen Liberalismus, manchesterlich, friedliebend in der Gesinnung, in der praktischen Geschäftsführung ein echt englisches Nebeneinander von humanitärem Idealismus und skrupelloser Geschäftspolitik: Majuba Hill und die Beschießung von Alexandria. Gladstone wie sein Staatssekretär des Äußern, Lord Granville, hatten gegen Bismarck das ganze Mißtrauen und die ganze Abneigung der englischen Liberalen, die er seinerseits redlich vergalt; er erschien ihnen an persönlicher Glaubwürdigkeit nicht besser als Napoleon III., als ein unheimlich verschlagener Gewaltmensch, die größte Gefahr des europäischen Friedens — wir sehen, wie alt die heutigen Verleumdungen schon sind. Aber diesen Streich hatten sie doch nicht von ihm erwartet. Er hatte sie überrumpelt. Lord Odo Russell, der englische Gesandte in Berlin, sonst ein kluger Mann, glaubte, daß Bismarck das ganze Unternehmen nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung, gegen seine eigne Überzeugung betreibe; er hielt das Ganze — ein richtiger Brite — für ein taktisches Tagesmanöver für die nächsten Reichstagswahlen. Der deutsche Gesandte in London, Graf Münster, selbst etwas verengländert und Gegner einer deutschen Kolonialpolitik, war derselben Ansicht. Mitten während der Aktion, im Mai 1884, gab Bismarck ihm plötzlich Gegenbefehl: anstatt über Angra Pequena solle er vielmehr über die Abtretung Helgolands verhandeln. Um die Wende 1884/85 schlug er noch einmal an die gleiche Saite. Nun glaubte die britische Regierung, dies sei sein wirkliches Ziel und sie war damals schon bereit, Helgoland für ihre andern großen Ziele zu opfern. Sie blieb die getäuschte. Nur so war es möglich, den Engländern, die rund um die Erde ihre Kreuzer, Kabel und Konsuln hatten, mit unsern improvisierten Flaggenhissungen und Schutzerklärungen zuvorzukommen.

Digitized by Google

Aber freilich, mit der bloßen ersten Überrumpelung war es der britischen Zähigkeit gegenüber nicht getan. Sie kannten die Vorteile ihrer weltweiten eingewohnten Verbindungen Deutschland gegenüber wohl, und es fiel ihnen gar nicht ein, sie etwa nicht zu gebrauchen. Das halbe Jahr, das auf die ersten deutschen Besitzergreifungen folgte, ist ein unermüdlicher, erbitterter, leidenschaftlicher Kampf auf allen Punkten. Charakteristisch englisch, an hundert Stellen zugleich geführt, mit jedem zur Hand liegenden Mittel, ein Kleinkrieg auf der ganzen Linie, scheinbar unklar und verworren, überall der jeweiligen Lage sich anschmiegend, Schritt für Schritt geduldig und brutal verteidigend, im letzten Ziel von nüchterner und eiserner Konsequenz. Es würde zu weit führen, ihn hier im einzelnen zu verfolgen. Nur einige Beispiele.

Südwest: Der englische Kolonialsekretär Lord Derby hatte im Mai 1884 im Oberhaus selbst zugeben müssen, daß England auf dem Gebiet der Lüderitzschen Erwerbungen keinen Anspruch geltend machen könne; Bismarck hatte amtlich den Reichsschutz dafür angemeldet. Man könnte meinen, damit wäre die Sache erledigt gewesen; keineswegs. Das erste, was Lord Derby tat, war, die Kapregierung zu schleuniger Annexion der von Deutschland ins Auge gefaßten Gebiete zu veranlassen. Anfang Juni erklärte diese sich bereit, die ganzen Küstenstriche bis zur Walfischbai zu übernehmen. Bismarck widersprach auf der Stelle telegraphisch, schriftlich, im Reichstag und sandte seinen Sohn Herbert nach London. Lord Granville entschuldigte das Verhalten seiner Regierung, leugnete feindselige Absichten des Kolonialsekretärs und schob alles auf Mißverständnisse: man werde der Kapregierung jedes Vorgehen bezüglich Angra Pequenas untersagen. Am 22. Juni sprach das englische Kabinett förmlich die Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft aus. Da kamen Anfang Juli neue Nachrichten aus Kapstadt: die dortige Regierung beabsichtige, die Gebiete um Angra Pequena herum doch zu annektieren, um Deutschlands Wunsch nach geordneten Zuständen zu erfüllen. Auf eine deutsche Anfrage antwortete man in London wieder zweifelhaft und ausweichend: es schienen sich widerstreitende Ansprüche gegenüberzustehen, könnte man nicht vielleicht eine Kommission an Ort und Stelle einsetzen? Man hätte gern die vorherige Anerkennung nachträglich wieder unter Bedingungen gestellt. In der Tat beschloß das Kapparlament auf telegraphische Weisung Lord Derbys die Annexion aller Gebiete zwischen dem Oranjefluß und der Südgrenze der portugiesischen Kolonien. Bismarck antwortete, indem er sofort durch zwei Kriegsschiffe die Reichsflagge hissen ließ und die Küste vom Oranjefluß bis zum 26. Grad als deutsches Schutzgebiet erklärte. Jetzt erst gab das englische Kabinett den Widerstand endgültig auf und begrüßte (am 22. September) Deutschland freundlich als neuen Nachbarn in Südafrika. Vorher aber hatte die Regierung von Kapstadt geschwind durch einen Spezialkommissar (Palgrave) noch die Hereros etwas auf-

Digitized by Google

gewiegelt, und es bedurfte noch einmal neuer Beschwerden und Gegenzüge, bis England auch dieser Aktion müde wurde und sich schließlich im September 1885 mit der Besetzung von Betschuanaland und der Kalahari begnügte, die Deutsch-Südwestafrika die künftige Verbindung mit den Burenstaaten abschnitten.

In Togo und Kamerun fand Dr. Nachtigal ähnliche Schwierigkeiten[1]). An einigen Punkten war es ein regelrechtes Wettrennen von Kaufleuten, Kriegsschiffen und Kommissären beider Staaten, wer dem andern mit der Besitznahme zuvorkäme. Auch hier brachten die Umtriebe englischer Agenten es gleich im ersten Jahr zu einem regelrechten Aufstand, den Admiral Knorr mit vier Kriegsschiffen im Dezember 1884 niederwerfen mußte.

Am peinlichsten für das englische Kabinett selbst war die Südseefrage, in der es zwischen Bismarck und der australischen Regierung zwischen zwei Feuern stand. Es war selbst einer Erweiterung des australischen Besitzes nicht geneigt gewesen und hatte durch sein Zögern die seit Jahren auf Annexion Neu-Guineas drängende australische Regierung zurückgehalten. Bismarck gegenüber hatte Lord Derby abwechselnd bald von der Absicht, ganz Neu-Guinea zu besetzen, bald, auf Bismarcks Einspruch, von einer bloßen Besetzung der Südküste gesprochen; diese wurde im November auch feierlich verkündigt. Als dann im Dezember die Mitteilung der deutschen Besitznahme der Nordküste folgte, brach in Australien die leidenschaftlichste Erregung gegen Deutschland und gegen das Mutterland zugleich los. Nun versuchte Granville, Bismarck durch vertrauliche Gegenangebote wieder von Neu-Guinea abzubringen. Als Bismarck ablehnte, beruhigte er die Australier: England habe von der deutschen Besitznahme keine Kenntnis gehabt, es schwebten jetzt Verhandlungen darüber. Bismarck erwiderte: bei der klaren Lage der Sache könne durch eine englische Mitteilung nach Australien gar nichts an den Tatsachen zum Nachteil Deutschlands geändert werden. Lord Granville blieb halsstarrig, und die Spannung erreichte im Februar 1885, da auch die westafrikanischen Fragen damals noch nicht erledigt waren und die ostafrikanische eben dazu kam, den höchsten Punkt.

Wie konnte Bismarck dieses Widerstandes Herr werden? Wir sahen, er hatte nach langem Zögern rasch und hart zugegriffen. Mit der ganzen Wucht und Leidenschaft seiner dämonischen Natur nahm er auch diesen Kampf auf. Er sprach mit stolzen Worten vom civis Romanus, von der Stärke Deutschlands, seine Bürger zu schützen. Er verlangte von dem Weltreich auch auf seinem eigensten Herrschaftsbereich eine Behandlung auf dem Fuß der Gleichheit. „Schüchternheit", schärfte er dem widerstrebenden Grafen

[1]) Der Begleiter Nachtigals, unser Mitarbeiter Max Buchner, hat in seiner während des Kriegs erschienenen Aurora colonialis (besprochen im Dezemberheft durch Geheimrat Meyer vom Reichskolonialamt) diese Schwierigkeiten dargestellt.

Digitized by Google

Münster ein, „ist bei der Rücksichtslosigkeit der englischen Kolonialpolitik nicht angebracht und kein Mittel, um in guten Verhältnissen mit England zu bleiben. Die Schonung der englischen Empfindlichkeit führt nur dazu, die englischen Ansprüche zu steigern." Niemals werde er seinem aufrichtigen Wunsch guten Einvernehmens mit England vitale Interessen opfern.

Er war nicht der Mann, solche Worte zu gebrauchen, wenn er nicht die Macht zum Erfolg in Händen hatte. Worin bestand sie? Deutschland hatte immer noch keine Flotte, die England gegenüber zählte, keine überseeischen Stützpunkte. Mit welch lächerlichen Mitteln sind diese Erwerbungen durchgeführt worden im Vergleich zu dem Machtapparat, den das britische Reich über See in Bewegung setzen konnte. In einer Kommissionssitzung vom 23. Juni 1884 deutete Bismarck auf seine Handhabe hin. Er betonte hier den Wert der deutschen Bundesgenossenschaft, seine kontinentale Stärke. Kontinentalen Nachbarn gegenüber werde es immer in der Lage sein, auch ohne gleichwertige Flotte seine Kolonien zu schützen. „England ist freilich zu Land für uns unerreichbar, indessen bietet die allgemeine Politik Handhaben genug, um auch England zu veranlassen, uns in fremden Weltteilen unbehelligt zu lassen." Ein mächtiger Satz.

Wir erinnern uns an die damalige politische Lage. Erich Marcks hat jenes Jahrfünft von 1880—1885 den Höhepunkt von Bismarcks diplomatischer Laufbahn genannt, eine Zeit, in der es seiner Überlegenheit gelang, nach langer Defensive noch einmal vorübergehend zu neuem erweitertem Schaffen herauszutreten. Er hatte 1879 durch den Bund mit Österreich die Mitte des Erdteils dauernd wieder zusammengeschlossen. 1881 war es ihm geglückt, auch Rußland durch ein Neutralitätsabkommen wieder an die Seite der Zentralmächte zu ziehen. Die französische Besetzung von Tunis führte 1882 Italien zum Dreibund. Das Verhältnis zu Frankreich war nie ruhiger, als in diesen Jahren unter dem Ministerium Ferry. Die andern Mächte standen alle, je eine gegen die andre, in erbitterten Gegensätzen: Rußland und England, England und Frankreich, Frankreich und Italien. Er allein stand zwischen allen, mit keiner in unmittelbar drohendem Gegensatz, durch Bündnisse gegen jede gesichert, von allen umworben. Er deckte und hielt Rußland gegen England, England gegen Frankreich und umgekehrt, Italien gegen Frankreich. Über der afghanischen Frage drohte 1884/85 beinahe der Krieg zwischen Rußland und England, die ägyptische Frage machte 1883 und 84 die Stimmung zwischen Frankreich und England zeitweise sehr schwül. England fand sich in einem unheimlichen Gefühl der Vereinsamung, zugleich war es in Ägypten zu Land faßbar geworden. Hier hatte Bismarck den Schlüssel zur Lage: und er nützte ihn.

Auf die Schwierigkeiten, die England gegen die deutsche Kolonialpolitik erhob, antwortete er mit einem Heranrücken an Rußland, mit einem Druck auf Ägyp-

Digitized by Google

ten. Er vermied sorgfältig in all diesen Kolonialfragen einen Gegensatz zu Frankreich; auf der Kongokonferenz im Winter 1884 in Berlin trat er ostentativ vereint mit Frankreich auf, er schloß gelegentlich alle Mitbewerber zum Widerstand gegen die „britische Monroedoktrin in Afrika" zusammen. Er verlangte in der Frage der ägyptischen Verwaltung von England Rücksichten auf Frankreich, Zuziehung Deutschlands und Rußlands. Eine kleine Anekdote zeigt die Nervosität, in die er die englischen Staatsmänner brachte, die Macht seiner damaligen persönlichen Stellung. Im Winter 1884 übermittelte der englische Botschafter aus Berlin ein Gerücht, Bismarck, der schwer an seinem Nervenübel litt, beabsichtige, zur Erholung nach Ägypten zu gehen. Darüber große Erregung in London, ausführlicher Schriftwechsel zwischen Staatssekretär und Premier, wie man dies noch verhindern könnte, ohne den Löwen zu reizen. „Seine bloße Anwesenheit", schrieb Granville an Gladstone, „wäre ein Gegengewicht gegen Baring (das große Londoner Bankhaus) und die britische Armee. Der Khedive und Nubar würden ihm zu Füßen liegen, und seine eignen Eindrücke von dem, was wir dort tun, würden durch alles, was die europäischen Kolonisten ihm erzählen würden, nicht günstiger werden." Das Gerücht lief wieder nach Berlin zurück, und man fragte Bismarck, ob es wahr sei. „Freilich," erwiderte der Kanzler, „ich denke meine Afrikareise auf dem Kamel zu machen, das mir zuerst diese Absicht zugeschrieben hat." Ein leeres Gerücht hatte die ruhigen Engländer in solche Aufregung versetzt.

Auch im Frühjahr 1885, als die kolonialen Konflikte, wie wir sahen, auf ihrem Höhepunkt standen, war es vor allem wieder die ägyptische Frage, mit der Bismarck spielte. Souverän hat er damals alle Mittel der Überlistung und der Beherrschung gebraucht. Auf der öffentlichen Tribüne im Reichstag trat er am 2. März stolzer und schroffer als je gegen England auf; er wies den englischen Staatssekretär schneidend zurück; er fand Töne nationalen Stolzes, die in England an die Emser Depesche erinnerten. Zwei Tage nachher, am 4. März, war sein Sohn Herbert nach eiliger Reise wieder persönlich in London und bot den englischen Ministern überraschend die Hand zum Frieden. „Er sprach auf eine bescheidene und höchst freundschaftliche Art", schrieb Gladstone an Granville, und man hört noch den Ton des Erstaunens in seinen Worten. „Er sagte: Wir sind die jüngste der großen Mächte und wir wünschen, die kolonisatorische Arbeit zu leisten, die zu einer Großmacht gehört. Aber unsre Hoffnung geht nicht weiter als dies auf eine sehr kleine und bescheidene Weise zu tun, und indem wir es tun, geben wir Ihnen den stärksten Beweis unsres Vertrauens auf die zukünftige Freundschaft der beiden Länder. Denn wir wissen ... daß Sie unsre Kolonien mit Erfolg angreifen können und daß wir umgekehrt nicht an Sie herankommen können, weil Sie die Herrn der See sind ... Nichts konnte vernünftiger oder freundschaftlicher sein", fährt

Digitized by Google

Gladstone fort, „als diese Unterhaltung ... Herbert Bismarck zufolge ist und kann kein Streit über Ägypten sein, wenn die kolonialen Angelegenheiten freundschaftlich geordnet werden ... Es ist wirklich unmöglich, die Wichtigkeit zu überschätzen, die es hat, das Hindernis für die ägyptische Vereinbarung aus dem Wege zu räumen." Er war auf dem Punkt, wo Bismarck ihn wollte. In wenigen Tagen war über die Südsee und über Ostafrika, über Togo und Kamerun volles Einverständnis erzielt. Unsre Kolonien waren unter Dach.

Wir haben diese erste Periode unsrer Kolonialpolitik ausführlicher behandelt, weil sie, die entfernteste, uns von allen schon am klarsten und am vollständigsten sichtbar ist, am lebendigsten sich zuspitzt und auflöst. Für die weiteren 30 Jahre, von 1885 bis heute, steht es anders. Die tatsächlichen Neuerwerbungen, die inzwischen noch dazu gekommen sind, sind nicht allzu viele. Geschichte und Hergang ihres Gewinnes, also auch die Rolle, die England dabei spielte, sind oft noch wenig geklärt. Andre Pläne sind bisher bloß Pläne geblieben oder jetzt in ihrer Entwicklung durch den Krieg abgeschnitten. Wesen und Formen unsrer Kolonialpolitik scheinen sich langsam immerfort umzubilden, und auch diese Umbildung war vor dem Krieg noch an keinem Haltepunkt angelangt. Die Umrisse schwanken noch, die entscheidenden Einschnitte sind noch nicht sicher zu erkennen, die führenden Männer treten noch nicht farbig und rund heraus. Man kann jede Ansicht hier nur mit Vorbehalt aussprechen. Ich schlage deshalb jetzt einen andern Weg ein und versuche in aller Kürze wenigstens die kolonialen Hauptprobleme vorbeizuführen und die Stellung Englands dazu zu umreißen. Sehe ich recht, so können wir dabei, in etwas grober Gliederung, drei ungefähr gleich lange Perioden unterscheiden: die erste eines guten Verhältnisses zu England, die zweite eines schwankenden und die dritte eines schlechten.

Das gute zuerst. Wir sahen, wie Bismarck beim Erwerb der Kolonien gegen England scharf, zeitweise mit dem ganzen Druck der großen Politik zugriff, — aber doch nie mit der Absicht eines wirklichen Bruches. Eine antienglische Parteinahme zugunsten der Buren hatte er auch während des Streites, im Herbst 1884, schon zurückgewiesen, weil er es für kein vernünftiges Ziel der deutschen Politik halte, den Eindruck eines definitiven und dauernden Bruchs mit England hervorzurufen. Er hatte bei seinen Reichstagsreden seine Beschwerden mit offenbarer Absicht immer mehr gegen die Regierungen der englischen Kolonien als gegen die in London gerichtet; er hielt dieser immer eine Seitentür zu anständigem Ausweg offen. Der glänzende diplomatische Feldzug, den wir eben verfolgten, war im Ganzen seiner Politik doch eine Art Zwischenspiel, das eine außergewöhnlich günstige äußere Lage durchzuführen ermöglichte. Seit 1885 aber entschwand diese wieder. Es folgten wieder gewitterige Jahre schwerer diplomatischer Kämpfe, schwüler Gegensätze, rundum drohender Kriegsgefahr. Rußland und Österreich entzweiten sich über Bulga-

Digitized by Google

rien, Frankreich kehrte zu seiner leidenschaftlich deutschfeindlichen Haltung zurück. In dem höchst verwickelten Spiel, mit dem er diese Gefahren meisterte, gehörte ein gutes Verhältnis zu England zu seinen Trümpfen. Mit dem konservativen Ministerium Salisbury, das 1885/86 auf das Gladstonesche folgte, knüpfte er von Anfang an engere Beziehungen. Die Erhaltung Salisburys an der Regierung, gab er einige Jahre später dem Legationsrat von Holstein zur Richtschnur, habe für ihn mehr Wert als das ganze Sultanat Witu. Man weiß, daß es damals, zur Zeit der deutsch-russischen Spannung, selbst zu einem bestimmteren Einverständnis mit England, unserm „alten traditionellen Bundesgenossen", gekommen ist. Auch während er sie mit aller Wucht betrieben hatte, war die Kolonialpolitik für ihn immer mehr ein Exponent der allgemeinen Lage als ein bestimmender Faktor gewesen; nun trat sie vollends vom Vordergrund wieder zurück.

Neue Erwerbungen, die England reizen konnten, etwa im Niger- und Benuëgebiet, lehnte er ab. „Wir brauchen den kolonialen Frieden mit England auf der Basis unsres bisher von England anerkannten Besitzes" (1885). „Ich möchte auf keinen Fall die Erneuerung der Spannung mit England über Kolonialfragen." Der Südseestreit und die Zwistigkeiten über Südwestafrika wurden auf der von Herbert Bismarck vereinbarten Grundlage, Handelsstreitigkeiten im Suluarchipel in beiderseitigem Einverständnis erledigt. Der Zwist um die Kamerungrenze wurde mit Lord Rosebery (1886), Grenzrivalitäten in Togo durch eine kurzhändige Vereinbarung in Berlin rasch aus der Welt geschafft. Auch England, das in jenen Jahren mit der gewaltigen Flottenvorlage von 1888 zuerst den Zwei-Mächtemaßstab — gegen Rußland und Frankreich damals — durchführte, hatte alles Interesse an Deutschlands Freundschaft. In unsern Samoakämpfen 1887/88 stand es freundlich neutral, im Karolinenstreit mit Spanien stand es loyal auf unsrer Seite. Ernstere Schwierigkeiten waren zunächst nur in Ostafrika übriggeblieben, wo der englische Konsul den Sultan von Sansibar zu bewaffnetem Widerstand gegen Deutschland aufgestachelt hatte, der durch eine Blockade gebrochen werden mußte. Auch hier aber gelangte man wenigstens zu vorübergehendem Waffenstillstand. 1887 bei Verhandlungen über die Pacht der Zölle und dann der Küstengebiete ging England gemeinsam mit uns vor. In dem gefährlichen Araberaufstand von 1888 wurde die ostafrikanische Küste gemeinsam von deutschen und englischen Schiffen blockiert. Freilich blieben immer noch unaufhörliche Reibereien zwischen den beiderseitigen Handelsgesellschaften. Die Petersche Expedition zur Befreiung Emin Paschas erregte, obwohl die deutsche Regierung sich sogleich von ihr lossagte, in London heftige Erregung. Überhaupt — das englische Gedächtnis ist zäh — vergessen waren der alte Ärger und die alte Mißgunst nicht. Mochte Gladstone persönlich ehrlich gewesen sein, wie er 1885

Digitized by Google

über Deutschland als einen „neuen Genossen in der Verbreitung des Lichts und der Zivilisation in wenig zivilisierten Gegenden“ den Segen Gottes im Parlament herabflehte — die allgemeine Stimmung seiner Landsleute drückte er damit nicht aus. So klein unsre Kolonien waren, so wenig Freude wir selbst damals an ihnen hatten, blieben sie England ein Dorn im Auge. Gerade um 1890 hat Stanley wieder einen wahren Kreuzzug gegen die koloniale Habsucht Deutschlands eröffnet.

Bismarck selbst plante noch infolge der bisherigen Erfahrungen in Ostafrika einen durchgreifenden Wandel; er hatte schon in aller Stille vertrauliche Verhandlungen in London eingeleitet, die bereits ziemlich weit gediehen waren, als sein Sturz erfolgte. Caprivi hat sie, auf ausdrücklichen Wunsch und nach den Richtlinien des jungen Kaisers, sogleich fortgesetzt. Ihr Ergebnis war der bekannte sogenannte Helgolandvertrag vom 1. Juli 1890, der im wesentlichen — von kleineren west- und südwestafrikanischen Grenzregelungen abgesehen — Helgoland gegen das Protektorat über die Sultanate Witu und Sansibar, deren letzteres wir noch nicht besaßen, eintauschte.

Die damalige öffentliche Meinung in Deutschland, die Kolonialfreunde voran, haben diesen Vertrag laut und lebhaft mißbilligt. Auch in England betrachtete man ihn als Erfolg. „Wir haben für einen Hosenknopf einen Anzug erhalten“, rief Stanley aus. Heute zweifeln wir nicht, daß England jetzt für diesen Hosenknopf — ohne den unsre Seemacht unmöglich wäre — mehrere koloniale Anzüge ohne Wimperzucken zahlen würde. Ob freilich eine geschicktere Diplomatie ihn damals nicht wesentlich billiger hätte haben können, ist eine andre Frage. Vom Standpunkt unsrer kolonialen Entwicklung aus war der Verlust an ostafrikanischen Besitzungen und Zukunftsmöglichkeiten allerdings zu bedauern. Wir hatten den lang mit uns verbundenen Sultan von Witu schutzlos geopfert, die Rechte verdienter deutscher Kaufleute preisgegeben. Und der Hauptzweck des Vertrages — wenn wir der etwas theoretischen amtlichen Denkschrift, die ihn verteidigte, folgen — wurde nicht erreicht. Eine Quelle ewiger Streitigkeiten wollte man verstopfen, die kolonialen Reibungsflächen vermindern und unser Gesamtverhältnis zu England dadurch wesentlich bessern: eine Quelle neuer Streitigkeiten hat man in Wahrheit aufgeschlossen, mehr als 20 Jahre hat man sich hin und her über die neuen Grenzen gerieben, und unser Gesamtverhältnis zu England ist, dies zeigt ja unsre ganze heutige Betrachtung, nicht in erster Linie durch die Kolonialpolitik bestimmt worden. Im Gegenteil buchte England als Folge dieses Vertrages eine neue Verstimmung Frankreichs gegen uns — noch 1890 haben beide alte Gegner sich zum erstenmal wieder kolonial genähert — und eine noch viel bedeutungsvollere Verstimmung Rußlands über die deutsch-englische Freundschaft. Es ist noch nicht bekannt, in welchem Zusammenhang dieser Vertrag

Digitized by Google

mit dem wichtigsten politischen Ereignis des Jahres 1890 nach Bismarcks Abgang steht: mit der Aufgabe des deutsch-russischen Neutralitätsabkommens, des sogenannten Rückversicherungsvertrages, deren nächste Folge das russisch-französische Bündnis war.

Caprivis äußere Politik war von Anfang an auf dies Bündnis, das ihm unvermeidlich schien, eingestellt. Er fühlte sich der verwickelten und verschlagenen Kunst der Bismarckschen Diplomatie zwischen Rußland und England nicht gewachsen, zu einer Entscheidung gezwungen. Er entschied sich für England, und die Kolonialpolitik hatte sich dieser Entscheidung anzupassen. Der zweite Reichskanzler war persönlich noch viel weniger als der erste ein „Kolonialmensch"; es war seine Herzensmeinung, „daß wir Gott danken könnten, daß uns nicht jemand ganz Afrika schenkte"; er hat gelegentlich daran gedacht, Deutschsüdwest wieder abzutreten. In England nahm man natürlich, was auf diese Weise zu gewinnen war, gern an. Noch unter Bismarck, bei der ersten Englandreise des jungen Kaisers 1889, hatte man dort die Schlagworte vom Bündnis des stärksten Heeres und der stärksten Flotte, von der alten Rassenverwandtschaft und der historischen Zusammengehörigkeit in der bekannten kräftigen Weise ausgemünzt — der Prinz von Wales, der spätere König Eduard VII., vor allen andern. In diesen Jahren haben wir zum erstenmal die Probe darauf gemacht, daß es für selbständige Nationen kein sichereres Mittel gibt, die englische Freundschaft zu verlieren, als sich ihr vertrauensvoll hinzugeben. Kaum hatten wir dies getan, kaum hatten wir dadurch das Gewicht unsrer eignen Stellung, die Möglichkeit unsrer Selbständigkeit gegenüber England, unsres Druckes auf England vermindert, so wurden die Töne der englischen Freundschaft auf der Stelle wesentlich kühler; es dauerte nicht lange, so war ein vollständiger Umschwung eingetreten.

Im einzelnen der Kolonialpolitik wirkte allerdings in diesen Jahren, 1890–94 etwa, das bisherige gute Einvernehmen noch fort, vor allem freilich vielleicht auf unsrer Seite. Den Plan Emin Paschas, Afrika von Deutschost nach Kamerun zu durchqueren, haben wir gleich von uns abgeschüttelt. Togo und Kamerun wurden 1893 durch Vertrag mit der englischen Kabelgesellschaft ans Welttelegraphennetz angeschlossen. In Ostafrika verschaffte englisches Entgegenkommen uns aus Singapore chinesische Kulis, der samoanische Aufstand 1893/94 wurde gemeinsam niedergeworfen, ein Zollvertrag in Togo, eine Grenzregelung in Kamerun (1893) gingen ohne besondere Schwierigkeit, freilich auch nicht zu unserm Vorteil, vor sich. In Südwest eröffneten wir der in nahem Zusammenhang mit Cecil Rhodes gegründeten deutsch-englischen South-West-Africa-Company ein reiches Arbeitsfeld. Aber das waren im Grund alles Kleinigkeiten.

Wenn man das Verhältnis Englands zu uns um die Mitte der neunziger

Digitized by Google

Jahre im ganzen überschaut, so ist eine starke Verstimmung, ein tiefes Schwanken auf beiden Seiten nicht zu verkennen. Schwere, noch wenig durchsichtige Jahre! Es ist, als ob mit dem Ausscheiden Bismarcks nicht nur die deutschen, sondern alle europäischen Verhältnisse unübersichtlicher würden: der leitende, beherrschende Überblick fehlt. Die Stellung der Mächte scheint oft wie im Kaleidoskop zu wechseln. Eben in diesem Jahrzehnt aber erweitert sich die europäische Politik endgültig in eine planetarische. Die Vereinigten Staaten und Japan treten kämpfend in die Reihe der Weltmächte ein. China, das ganze Afrika spielen von jetzt ab in allen europäischen Berechnungen mit. Kontinentale und koloniale Politik greifen jetzt überall untrennbar ineinander über. Das Gefühl verbreitet sich, wie Bülow es gelegentlich ausdrückte, daß wieder eine der großen säkularen Auseinandersetzungen um Einfluß, Macht und Besitz auf der Erde herannahe.

In manchem, wir deuteten es schon an, hatte sich die allgemeine Lage für England wohl zunächst erleichtert; der Druck der Isolierung der achtziger Jahre war gelockert. Mit Frankreich bahnte sich hier und dort ein Einständnis an, Frankreich selbst hatte sich Italien angenähert. Das Ministerium Rosebery kam auch mit Rußland auf einen bessern Fuß (Pamirvertrag). 1893/4 hörte man zuerst in englischen Blättern von dem isolierten Deutschland, 1895 begann der erste brutale Preßtumult gegen Wilhelm II., die erste jener seitdem nie mehr ganz abgebrochenen deutsch-englischen Preßfehden.

Auf der andern Seite wurde aber erst jetzt die volle Gefahr der neuen veränderten Lage für das alte weltbeherrschende Inselreich sichtbar. Nebenbuhler rundum: neue Flotten, neue Industrien, neue Handels- und Kolonialmächte. An manchen Punkten war England schon in die Hinterhand gedrängt. In Ostasien hatte der alte Gegner Rußland die Führung. Im Licht dieser Gegnerschaft schien das russisch-französische Bündnis zeitweise fast ebenso gegen England wie gegen Deutschland gerichtet. Und nun suchte auch Deutschland, insbesondre seit Caprivi durch Hohenlohe abgelöst war, den zerrissenen Draht nach Petersburg wieder herzustellen. Im Herbst 1894, noch vor dem japanisch-chinesischen Krieg, schwenkte es von Englands Seite ab; im folgenden Jahr, am Ende dieses Krieges, trat es offen zusammen mit Rußland und Frankreich auf — die russische Presse sprach schon von einem russisch-französisch-deutschen Bündnis; im Einvernehmen mit Rußland begann es einen eignen Erwerb in China vorzubereiten.

Die gleiche Gruppierung brachte England auch in Afrika wieder in eine unbehagliche Einsamkeit. Das französische Ministerium Ribot-Hanotaux war vorurteilsfrei genug, mehrmals mit Deutschland zusammenzugehen. Beide Mächte gemeinsam brachten 1893 die geplante Abtretung eines Kongostreifens an England zu Fall, einigten sich 1894 — sehr zum Ärger Englands — über ihre Kamerungrenzen, verständigten sich 1897 nach verwickelten Verhand-

Digitized by Google

lungen über die Grenzen von Togo. Es waren noch die Jahre vor Faschoda. Noch einmal erprobte sich das alte Bismarcksche Rezept, den englisch-französischen Kolonialgegensatz für Deutschland zu benützen.

Gleichzeitig aber zeigte sich immer deutlicher, daß die deutsche Gesamtpolitik, und mit ihr nicht zuletzt die deutsche Kolonialpolitik, in eine neue Epoche hinübertrat. Noch bis zu seinem Abgang hatte Bismarck es hartnäckig abgelehnt, über sein ursprüngliches Kolonialprogramm hinauszugehen, das Initiative, Verwaltung und Verantwortung ausschließlich „unsern seefahrenden und handeltreibenden Mitbürgern" selbst überlassen und das Reich nur für den äußern Schutz in Anspruch genommen wissen wollte. Nach seinem Sturz ließ sich nicht länger verbergen, daß dies System mit einem vollkommenen Bankbruch endigte. Die Kräfte, auf die es rechnete, die „fürstlichen Kaufleute", die unternehmenden Gesellschaften, fanden sich nicht oder waren ihren Aufgaben nicht gewachsen. Mangel an Wagemut, Ungeduld, Engherzigkeit, schlecht angebrachte Sparsamkeit hemmten überall die Entwicklung. Aber was war nun die Folge? Etwa daß Deutschland das koloniale Streben als mißglückt aufgegeben hätte? Im Gegenteil. Nicht nur daß der Staat jetzt doch, was Bismarck hatte vermeiden wollen, an die Stelle der einzelnen Unternehmer trat und die Bismarckschen „Schutzgebiete", eins nach dem andern, in Reichskolonien verwandelte; neben diese Umbildung der alten trat in immer rascherem Wachstum noch eine neue Tendenz kolonialer Ausbreitung.

Die unaufhaltsame Zunahme der Bevölkerung war auf die Dauer doch das wichtigste, drängendste Problem unsres Wirtschaftslebens und unsrer Politik. Sie zwang uns, ob wir wollten oder nicht, zu ständiger Vermehrung unsrer Industrie, unsres Außenhandels, unsrer Schiffahrt. Auf allen Seiten strömten diese überquellenden wirtschaftlichen Kräfte über die engen Grenzen der Heimat hinaus, die bisher erworbenen Schutzgebiete reichten für sie bei weitem nicht aus, in allen Teilen der Erde faßten sie Fuß. Es fragte sich, ob auch der starke neue Staat nun nicht besser imstande sein werde, sie zusammenzuhalten und sich nutzbar zu machen, als ehemals der zerfallende alte, ob Fleiß und Arbeit der Nation sich auch jetzt wieder in unzähligen fremden Rinnsalen zersplittern sollten. Das wirtschaftliche Wachstum über See war unwiderstehlich und fast vegetativ. Es war ungleich rascher und intensiver, so hat Fürst Bülow später geklagt, als das Wachstum unsrer materiellen Mittel, es zu schützen und zu fördern. Aber hinter ihm erhob sich jetzt doch der feste Wunsch, all dies überseeische Deutschtum zusammenzuschließen, nicht wieder zu vergeuden, dem nationalen Tätigkeitsdrang ein neues großes Arbeitsfeld zu sichern. Und der junge Kaiser selbst war es, der mit hohem Schwung als Herold dieses neue friedliche deutsche Weltreich und die Pflicht, es fest ans heimische Reich zu gliedern, verkündigte.

Digitized by Google

Alte, unabänderliche Not der deutschen Lage! Mit welchen Mühen hatte Bismarck, trotz aller Meisterschaft der Überraschung, seine bescheiden abgesteckten kolonialen Ziele schließlich erreicht! Welche Hindernisse mußten sich jetzt von allen Seiten diesen offen verkündeten, weitgesteckten Plänen entgegenstellen! Mehr und mehr ist England, wie damals so jetzt, der eigentliche Mittelpunkt des Widerstandes geworden. Wir haben schon erwähnt, wie es Deutschland an Rußlands Seite gegen Ende der neunziger Jahre gelang, sich zum erstenmal in China einen festen Stützpunkt für seine ostasiatischen Interessen zu erwerben. Trotz allen geringschätzigen Spottes über das kleine Ergebnis nach so großen Worten hat England auch diesen deutschen Gewinn schwer empfunden; wir haben's ja im jetzigen Krieg erfahren. Noch früher und unmittelbarer aber berührte es die neue deutsche Ausbreitung an zwei andern Punkten: in der Türkei und in Südafrika — jene ein Anfang, diese ein Abschluß, beide für England von einschneidender Bedeutung und jede in der Verschiedenheit ihres Charakters und ihres Erfolges von starkem Interesse.

Gleich nach dem Regierungsantritt Wilhelms II. hatte seine entschiedene Annäherung an die Türkei Aufsehen erregt. Eine seiner ersten größeren Seereisen galt dem Besuch des Sultans; 1888 erfolgte unsre erste türkische Eisenbahnkonzession; 1890 der deutsch-türkische Handelsvertrag. Seit den neunziger Jahren war der Beginn einer neuen deutschen Orientpolitik unverkennbar. Große wirtschaftliche Unternehmungen, besonders in der asiatischen Türkei, wurden mit Nachdruck und beträchtlichem Kostenaufwand betrieben — ich komme später noch im Zusammenhang auf die Bagdadbahn zu sprechen. Hand in Hand damit ging eine ausgesprochen türkenfreundliche Haltung unsrer Politik, ein betontes Interesse an der territorialen Unversehrtheit, der innern Ruhe und Bewegungsfreiheit des osmanischen Reiches. Deutschland nahm an keiner unfreundlichen Aktion gegen die Türkei mehr teil und fand sich dabei mehrmals in scharfem Gegensatz zu England, das seit Salisbury offen gegen die Türkei auftrat und ihre künftige Aufteilung ins Programm setzte. Im griechisch-türkischen Krieg und in der Kretafrage befestigte sich das deutsch-türkische Verhältnis. Sein sichtbarster Ausdruck war der neue Kaiserbesuch in Konstantinopel, die Palästinafahrt und die berühmte Rede in Damaskus vom Herbst 1898, in der der Kaiser sich als Freund und Schützer des Sultans und der 300 Millionen Muhammedaner, die in ihm ihren Kalifen verehren, bekannte.

Die englischen Staatsmänner waren viel zu nüchtern, als daß sie die Schwächen dieser jugendlich idealisierenden Entwürfe einer deutschen Weltpolitik und eines rein wirtschaftlichen deutschen Weltreiches nicht erkannt hätten. Sie sahen wohl, daß diese allzufrüh und auffällig plakatierten Pläne bei der durchaus unzureichenden deutschen Flottenrüstung, bei dem Schwanken der Festlandsbündnisse noch weit vom Ziel und im Grund, wie man treffend ge-

Digitized by Google

sagt hat, Bemühungen mit unzureichenden Mitteln waren, daß sie unsre Reibungsflächen und verwundbaren Stellen vermehrten, die Lage der ohnehin doppelt schweren deutschen Politik noch weiter verwickelten. Aber was all dem zugrunde lag: das rastlose und fast fieberhafte Wachstum unsrer Bevölkerung, unsrer Industrie, unsres Handels, unsrer Geldkraft, unsres Wettbewerbes legte sich ihnen allerdings immer stärker auf die Nerven. 1895 wurde der Nordostseekanal und damit die Grundlage unsrer heimischen maritimen Stellung vollendet. 1896 war zum erstenmal im Hamburger Hafen die deutsche Flagge der englischen überlegen, war England aus dem gewinnreichen überseeischen Zwischenhandel für Deutschland fast völlig verdrängt. Von 1886 bis 96 hatte — ich folge hier einer Zusammenstellung des Grafen Ernst Reventlow — die Zahl der deutschen Dampfer sich ums sechsfache vermehrt, ihr Tonnengehalt um mehr als das zehnfache. Der Wert des deutschen Gesamthandels hatte um 1100 Millionen Mark zugenommen. „Wo die Flagge der Bibel und der Handel der Flagge folgt", schrieb die Saturday Review in einem berühmten Artikel 1897, „steht der deutsche Geschäftsreisende mit dem englischen Kaufmann im Kampf. Gibt es wo ein Bergwerk auszubauen, eine Eisenbahn anzulegen, einen Eingebornen von der Brotfrucht zum Büchsenfleisch, von der Temperenz zum Branntwein zu bekehren, so kämpfen Deutsche und Engländer um den ersten Platz." „Wir sind bedroht durch einen furchtbaren Gegner," sagte der ehemalige Premierminister Lord Rosebery etwa zur selben Zeit in öffentlicher Rede, „der uns benagt, wie das Meer die schwachen Partien einer Küste benagt — ich meine Deutschland. Der Handel des Vereinigten Königreichs hört nicht auf, sich zu verringern, und was es verliert, das gewinnt in der Hauptsache Deutschland."

Es war über einer kolonialpolitischen Frage, daß diese wachsende Handelseifersucht zuerst eruptiv ausbrach: über dem deutsch-englischen Konflikt in Südafrika, der Burenfrage, die um die Mitte der neunziger Jahre zum Austrag hindrängte. Wir haben schon gestreift, wie beinahe seit der Reichsgründung Hoffnungen in Transvaal sich auf Deutschland richteten und wie andrerseits eben diese Hoffnungen wahrscheinlich schon die erste englische Annexion Transvaals beschleunigten und wie England dem deutschen Südwestafrika sogleich die Landbrücke zu den inzwischen wieder befreiten Burenrepubliken absperrte. 1885 hatte Deutschland, mit englischer Erlaubnis, einen Handelsvertrag mit Transvaal abgeschlossen; seitdem hatten sich die wirtschaftlichen Beziehungen noch wesentlich vermehrt, und immer wieder waren Wünsche auch nach politischem Zusammengehen in ihrem Kielwasser geschwommen. In der Tat sprachen erhebliche deutsche Interessen für die Selbständigkeit der beiden Burenrepubliken und gegen das vereinigte britische Südafrika, das Cecil Rhodes und Chamberlain damals mit rücksichtsloser Energie anstrebten.

Digitized by Google

Freiherr von Marschall, der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und der Träger dieser Politik, ließ es zu offnem politischem Gegensatz kommen. 1894 demonstrierten zwei deutsche Kriegsschiffe in der Delagoabai gegen England, an Kaisers Geburtstag 1895 erklärte der deutsche Generalkonsul in Prätoria in amtlichem Auftrag, Deutschsüdwestafrika kenne kein größeres politisches Interesse, als die Transvaalrepublik in ihren Bemühungen um Erhaltung des politischen Gleichgewichts in Südafrika zu unterstützen. Als die britisch-südafrikanische Gesellschaft im Dezember 1895 zum räuberischen Einfall Dr. Jamesons fortschritt, ersuchte die deutsche Regierung die portugiesische, den Durchmarsch eines Landungskorps zum Schutz der Deutschen in Transvaal zu gestatten — nur die rasche Gefangennahme Jamesons durch die Buren hat vermutlich einen schweren deutsch-englischen Zusammenstoß verhindert. In amtlicher Beratung wurde damals das berühmte Krügertelegramm abgefaßt, durch das unser Kaiser den Präsidenten Krüger zur Abwehr der Friedensstörer und zur Aufrechterhaltung seiner Unabhängigkeit beglückwünschte.

Seine Wirkung war eine Explosion nationaler Leidenschaft in England. Die Morning Post forderte als Antwort bereits, daß man das Mittelmeergeschwader zurückberufe und mit der Kanalflotte vereinige. In der Tat hat England damals zum erstenmal ostentativ Anstalten zum Krieg mit uns getroffen, und Frankreich ließ sofort amtlich durch seinen Botschafter in London erklären: Frankreich habe nur einen einzigen Feind und das sei Deutschland; England könne darnach seine Politik einrichten. Die Machtfrage war aufgeworfen, — und damit war diese deutsche Südafrikapolitik erledigt. Kein Zweifel, Rhodes und Chamberlain waren größeres Kaliber als Marschall und der alte Hohenlohe; sobald sie anfingen scharf zu schießen, mußten die deutschen Batterien schweigen. Wie hätte Deutschland einen Krieg mit England denn führen sollen? Ohne nennenswerte Truppen in den Schutzgebieten, ohne Schlachtflotte gegen die englische, die damals in gewaltiger Macht neu gerüstet dastand? Nicht nur unsre Kolonien, unser Überseehandel, auch unsre Küsten wären ihr hilflos preisgegeben gewesen. Die deutsche Politik hatte die Schwäche ihrer bloß wirtschaftlichen Einsätze und den Ernst des englischen Willens, die Größe der englischen Pläne, die auf dem Spiel standen, unterschätzt. Sobald sie die wahre Lage erkannte, blieb ihr nichts, als auf der Stelle umzuschwenken. Wir haben von da ab der britischen Politik in Südafrika kein Hindernis mehr in den Weg gelegt. Wir sind während des Burenkrieges streng neutral geblieben, haben sowohl eine Vermittlung zwischen England und den Burenstaaten wie die russischen Anregungen zu einem antienglischen Eingreifen abgelehnt. Es ist uns gar nichts andres übrig geblieben.

In englischen Augen mochte dieser Ausgang als eine erfreuliche Kraftprobe erscheinen, von der man sich vielleicht einen erwünschten Einfluß auf die

Digitized by Google

deutsche Politik im ganzen versprach. Deutschland hatte hier einmal in einer großen Frage versucht, Kolonialpolitik offen gegen England zu treiben, und es war damit gescheitert. Vielleicht daß die seit Jahren in tastender Neuorientierung begriffene deutsche Politik daraus eine England genehme Lehre zog. Unmittelbar nach dem Krügertelegramm waren die amtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England wieder unverändert freundlich. Der Zwischenfall der Beschlagnahme deutscher Postdampfer während des Burenkriegs wurde nach scharfen deutschen Erklärungen ganz in unserm Sinn beigelegt. Gerade in diesen Jahren um die Jahrhundertwende hat England wohl am nachdrücklichsten und ernsthaftesten versucht, mit uns zu einem dauerhafteren Einvernehmen zu kommen.

Der Grund lag vor allem wieder in der allgemeinen weltpolitischen Situation: Unbehagen über die gefährliche Einsamkeit während des Burenkriegs; starke Spannung mit Rußland in China, in Zentralasien und in Persien; stärkste Spannung mit Frankreich in Afrika. Man bedurfte für die kommenden Jahre einer Festlandsmacht, Chamberlain und Salisbury waren für Deutschland. Es waren die Jahre, in denen Chamberlain gern vom germanisch-angelsächsischen Dreibund sprach, in denen Cecil Rhodes seiner gewaltigen angelsächsischen Stipendienstiftung auch eine Reihe deutscher Stipendien angliederte, weil „ein gutes Verhältnis zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten den Frieden der Welt sichere"; auch der Gedanke eines englisch-japanisch-deutschen Bündnisses wurde 1901 ventiliert. Über die englischen Angebote sind wir noch nicht genügend unterrichtet. Wahrscheinlich gehört in diesen Zusammenhang schon der deutsch-englische Geheimvertrag von 1898 über eine eventuelle Aufteilung der portugiesischen Kolonien, mit dem Deutschland von seiner bisherigen französischen Entente in Afrika zu einer englischen zurückkehrte. Anfang 1899 war Cecil Rhodes selbst in Berlin und verhandelte über seinen Plan einer Bahn- und Telegraphenlinie vom Kap nach Kairo. Auch ein wirtschaftliches Einverständnis in Südwest wurde angebahnt. In diese Jahre fiel 1899 der endgültige Abschluß der Samoafrage, der deutsche Erwerb der Karolinen, Palau- und Marianeninseln, der Anschluß von Südwest ans Weltkabelnetz, Grenzregelungen in Togo und Ostafrika, die Expedition nach China und das deutsch-englische Jangtse-Abkommen vom Oktober 1900 über die Erhaltung der Integrität und der offnen Tür im chinesischen Reich. Der damalige Leiter des deutschen Kolonialwesens, Freiherr von Richthofen, hat, soviel man weiß, eine umfassende koloniale Verständigung mit England angestrebt, dazu gekommen ist es nicht.

So ging auch diese Periode eines schwankenden deutsch-englischen Verhältnisses zu Ende. Eben in dem Zeitpunkt, in dem die amtlichen und dynastischen Beziehungen die besten schienen, beim Tod der Königin Viktoria,

Digitized by Google

entschied sich der Umschwung. Schließlich lief dies Verhältnis immer auf die eine letzte Frage hinaus: Wollten wir uns für die englischen Interessen in der Welt, in erster Linie gegen Rußland, vorspannen lassen, wollten wir uns der englischen Vorherrschaft in allen maritimen und überseeischen Dingen fügen? Oder trauten wir's uns zu, unsre Aufgaben, nun nicht mehr nur in Europa, sondern auf dem ganzen weltpolitischen Schauplatz, aus eigner Kraft, und dann früher oder später gegen Englands Widerstand, durchzuführen? Für diese Wahl waren die letzten kriegerischen Jahre des 19. Jahrhunderts allerdings harte Lehrjahre für uns geworden. Wir haben die Lehre daraus aber in einem andern Sinn gezogen, als England erwartete. Ihre unmittelbare Wirkung, wird man sagen dürfen, waren die großen deutschen Flottenvorlagen von 1898 und 1900, die den planmäßigen Aufbau und die Organisation einer starken deutschen Hochseeschlachtflotte festsetzten. Eine politische Willensbejahung vom allererssten Rang und von den gewaltigsten Folgen. Seltsam, die englische Politik scheint sie im ersten Augenblick nicht erfaßt zu haben. Sie war über Wilhelms II. Flottenpläne von allem Anfang an gut unterrichtet gewesen und hatte sich nicht allzu viel darum gekümmert. Genau wie beim Erwerb unsrer Kolonien, beim Austausch Helgolands hatte sie uns trotz alles vorhergegangenen Geschreis im Ernst doch unterschätzt. Niemand in der Welt hielt es um 1900 für möglich, daß Deutschland die technischen und finanziellen Schwierigkeiten, eine ebenbürtige Flotte so aus dem Boden zu stampfen, bewältigen könnte. England hoffte vielleicht, bei dem erstrebten Einvernehmen mit Deutschland am besten imstande zu sein, die Ausführung zu hindern und, was allenfalls übrig blieb, noch für sich auszunutzen. Es war nicht so, daß unsre Flottenvorlage unmittelbar zum Bruch geführt hätte.

Dieser erfolgte, wie es scheint, 1901, äußerlich über einer chinesischen Frage, wesentlich über der Stellung Deutschlands zwischen Rußland und England: indem ein russisch-chinesischer Sondervertrag über die Mandschurei bekannt wurde, England darüber in leidenschaftliche Erregung geriet, das deutsch-englische Jangtse-Abkommen über die Integrität Chinas hervorholte und indem Deutschland dann erklärte, es sei an der Mandschurei nicht interessiert und das Jangtse-Abkommen habe sich ausgesprochnermaßen nicht auf die Mandschurei bezogen. Wenige Wochen vorher hatte König Eduard VII. den Thron bestiegen.

Dies scheint der Zeitpunkt gewesen zu sein, an dem England sich entschied. Von da ab hat es, nicht mit einem dramatischen Schlag, sondern in englischer Weise allmählich, Schritt für Schritt, aber einheitlich und weitschauend, mit zäher Konsequenz das Steuer herumgedreht, in der Richtung, an deren Ende unser heutiger Krieg liegt. Ich brauche nur die großen Merkpunkte dieses Weges ins Gedächtnis zu rufen. 1902 noch, zum Schutz gegen Rußland, das Bündnis mit Japan, mit dem England zuerst aus seiner Vereinzelung

Digitized by Google

heraustrat; 1904 die Entente mit Frankreich; 1905 die Neuorganisation der britischen Flotte gegen Deutschland, eine grundlegende Wendung der britischen Marinepolitik und in der Folge der Marine selbst, der Beginn der Dreadnoughtperiode; endlich als letzter, entscheidender Stein die Verständigung mit Rußland, von Grey schon 1903 verkündet, in Algeciras eingeleitet, 1907 durch das Abkommen über Asien, 1908 durch die Revaler Zusammenkunft vollendet. Daneben, zum Ausbau im einzelnen, englisch-französisch-spanische, englisch-französisch-italienische, englisch-französisch-belgische, japanisch-französische, japanisch-russische und russisch-italienische Besprechungen und Abkommen; Versuche, die Niederlande und Dänemark zu gewinnen, Versuche, auch Österreich-Ungarn von uns abzuziehen. Seitdem für uns und unsre Verbündeten Jahr für Jahr beinahe Kriegsdrohung und Kriegsgefahr.

Was war das Ziel dieser Politik, die alle Verhältnisse, koloniale wie kontinentale, gleichmäßig umfaßte und gegen uns mit brutal einseitiger Folgerichtigkeit, immer schroffer, immer kriegsbereiter zusammenfaßte? Wir haben die Gefahr gesehen, in die sich das englische Weltreich durch das Aufkommen der neuen See- und Kolonialmächte versetzt sah. Seine Antwort darauf war ein gewaltiges Zusammenraffen seiner Kraft. Unter der Mißgunst, ja dem Haß aller hat es seinen südafrikanischen Besitz mit kaltblütiger Zähigkeit ausgebaut, den Sudan erobert, sich in Indien und Ägypten befestigt, die Gegenwehr nach allen Seiten hin, verteidigend, vorbauend, organisierend, angreifend aufgenommen. Jetzt erst wurde der neue Imperialismus eine beherrschende, volkstümliche Macht, das "Greater Britain" eine hallende Losung im Kampf gegen die Nebenbuhler auf allen Seiten.

Unter diesen Nebenbuhlern aber haben, gerade in jenen Jahren, wir uns als die unmittelbar gefährlichsten herausgehoben: an Stelle Rußlands sind wir für England jetzt der Hauptgegner geworden. Das lag zum Teil an Ursachen außer uns. Die englisch-russischen Reibungsflächen in der Türkei, dann auch im östlichen Asien hatten sich abgeschwächt oder ließen sich abschwächen; das Bündnis mit Japan reichte vorläufig aus, um Rußland dort in Schach zu halten; die französisch-russische Allianz hatte 1898 gegen England versagt. Zum andern Teil lag es an der ungeheuern, immer noch wachsenden Entfaltung unsrer nationalen und wirtschaftlichen Kraft, an der festen und harten Machtorganisation unsres Staates, der dem englischen Einfluß so wenig Handhaben bot. Man hat ja wohl gesagt, daß dies der letzte Grund unsres Krieges sei: er sei „ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Staatsformen, einer rückständigen und nicht mehr leistungsfähigen und einer weit darüber hinaus fortgeschrittenen und zu den gewaltigsten Leistungen befähigten" (Eduard Meyer). England bleibe in der Tat keine andre Wahl mehr: entweder Deutschland, den deutschen Staat mit seiner Organisation und den Ideen, die in ihm leben,

Digitized by Google

zu vernichten oder sich selbst nach ihm umzubilden. Wir denken an die seltsam umschlagende Stimmung Englands uns gegenüber in all diesen Jahren bis auf den heutigen Tag: bald brutales Selbstbewußtsein, bald hysterische Angst; bald waren wir das Muster für die eigne Reform, bald das teuflische Widerspiel zu allen Errungenschaften der Zivilisation.

Allerdings blieb auch dieser deutsch-englische Gegensatz, so sehr er sich schließlich zum Weltgegensatz auswuchs, in der planetarischen Gesamtlage doch immer nur einer unter andern. Rußland, die Vereinigten Staaten, Japan blieben gleichfalls auf dem Plan. Wenigstens der Schein einer Möglichkeit andrer Gruppierungen, eines Umschwenkens, mußte immer noch offen bleiben. Dadurch verwirrte sich das Bild, wie vielleicht niemals vorher. Die beherrschende Hauptrichtung aber war seitdem doch die gegen uns; mit allen erprobten Mitteln der englischen Staatskunst wurde sie verfolgt. Man hat diese Politik als „Einkreisung" bezeichnet, und der Ausdruck ist treffend. Ja, wir sollten eingekreist werden von einer niederdrückenden Schar von Gegnern, die England leitete; von Mißtrauen und Haß, die in der ganzen Welt rastlos gegen uns geschürt wurden; von einer Kette militärischer und finanzieller Abmachungen, die sich rund um uns schloß; wir sollten überall in die Verteidigung gedrängt werden und doch überall als die Angreifer erscheinen; wir sollten eingeschüchtert werden mit allen Mitteln — am erwünschtesten freilich rein diplomatisch, ohne Krieg. Aber die Generalstäbe und Admiralitäten besprachen einstweilen für jeden Fall alle Möglichkeiten gegen uns und richteten sich darauf ein. Es war einer der gewaltigsten diplomatischen Feldzüge, die die Geschichte kennt, einer weltumspannenden Staatskunst, die nach dem Äußersten und Unerhörten greift, würdig.

Nichts war schwerer als unsre Lage. Wir nahmen immerfort zu an Menschen und Produkten, an Arbeits- und Kapitalkraft und Unternehmungslust. Wir hatten ein natürliches Bedürfnis, uns auszubreiten. Wir hatten uns seit langem gewöhnt, dies in der zahmsten Weise zu befriedigen, nicht durch Eroberung oder Machterweiterung, wie die andern alle, sondern nur mehr wirtschaftlich, durch die Sicherung der offnen Tür. Nun zeigte sich, daß auch diese uns allmählich überall zugesperrt werden sollte; jeder kleinste Schritt, den wir taten, bedeutete das Risiko eines Krieges — vielleicht allein gegen eine furchtbare Koalition. Zur Fülle unsrer kontinentalen Reibungsflächen war noch die neue Fülle kolonialer und überseeischer gekommen, beide oft sich durchkreuzend und vervielfältigend. Noch hatten die Nachbarn sich kaum an unsre militärische Machtstellung in Europa gewöhnt, so sollte ihnen auch die Anerkennung einer maritimen Großmachtstellung abgerungen werden. Und solange diese nicht vollendet, solange unsre Flotte noch im Bau begriffen war, war unsre Bewegungsfreiheit doppelt gehemmt. Die Aufgabe war unermeßlich schwer.

Digitized by Google

Wenn wir heute zurücksehen, so erfüllt uns doch ein stolzes Gefühl über den Weg, den wir zurückgelegt haben. Durch die Scylla brutaler Drohungen und die Charybdis friedlichen Köders von Flottenverständigung und internationaler Abrüstung sind wir glücklich hindurchgesteuert. Den Ring der Feinde zu sprengen ist unsrer Diplomatie freilich nicht gelungen: bosnische Krise, Marokkoabkommen, Potsdamer Zusammenkunft, deutsch-englische Verhandlungen — immer stand nachher wieder die geschlossene Front der Gegner, und fast immer noch stärker, uns gegenüber. Aber auch was England erstrebt hat, unsre wirtschaftliche, unsre militärische, unsre finanzielle Kraft einzudämmen, zu schwächen, zu lähmen, war alles erfolglos: immer war sie nur von neuem gewachsen.

Ich halte mich nicht mehr auf bei den kleineren kolonialen Ereignissen dieses letzten Abschnittes, die den großen Gang der Dinge nicht beeinflußten oder nur charakteristische Schlaglichter ins Bild setzen: bei der ersten Reise des eben zur Regierung gekommenen Eduard VII. nach Portugal 1901 und seinen dortigen Reden, die die portugiesischen Kolonien feierlich, wie gegen den heimtückischen Überfall eines Dritten, unter britischen Schutz stellten — dieselben Kolonien, deren Verteilung mit Deutschland der Geheimvertrag von 1898 eben festgesetzt hatte; beim venezolanischen Streit 1902/3, bei dem schon die ganze Schärfe der deutsch-englischen Entfremdung zutage trat; beim Konflikt mit Australien über die Dampferlinien nach den Marschallinseln, bei den Beschwerden über deutsche Monopolbestrebungen in Schantung. Überall finden wir England gegen uns. Selbst auf der zweiten Haager Friedenskonferenz (1907) ist die Feindschaft unverhüllt hervorgetreten.

Zwei große koloniale Fragen ragen auch hier wieder entscheidend in die allgemeine Politik herein. Die eine, die Marokkofrage, hat sie ja jahrelang in erster Linie und aufs sichtbarste bestimmt; sie war die erste gewaltige Kraftprobe der neuen Bündnisse der Mächte. Ich kann ihren verworrenen und für uns oft unerfreulichen Gang hier nicht verfolgen, habe sie ja auch nur aus dem besondern Gesichtspunkt unsrer Kolonialpolitik und der Stellung Englands zu ihr zu betrachten. Da wird man, nach allem, was wir bis jetzt erfahren haben, soviel sagen können, daß wir, in der Hauptsache doch konsequent, im ganzen zwei Ziele verfolgt haben. Ein allgemein politisches: uns nicht ungefragt ausschalten zu lassen, wo wir ein Recht hatten, mitzureden, unsern Anspruch auf alle noch unverteilten Gebiete zu wahren und den Ring unsrer Feinde dabei womöglich zu sprengen; und in der Folge dann, jedenfalls in der zweiten Marokkokrise 1911, auch ein koloniales Ziel: kein Erwerb in Marokko selbst — ich glaube nicht, daß wir das je ernsthaft erstrebt haben, wenn man es uns auch leider eine Zeitlang glauben ließ — sondern im Gegenteil, bei der Liquidation der damals schon sehr verfahrenen Angelegenheit, eine Entschädigung mit anderm, mittelafrikanischem Gebiet. Eins

Digitized by Google

ist festzuhalten, wie man sonst auch darüber denken mag: mit der Perspektive eines großen geschlossenen mittelafrikanischen Kolonialbesitzes sind hier zum erstenmal Ziele eines neuen großzügigen deutschen Kolonialprogramms hervorgetreten und praktisch verfolgt worden.

England ist auch in diesem Streit, obwohl er unmittelbar zwischen uns und Frankreich spielte, im Grund unser eigentlicher Gegner gewesen. Es hat Frankreich schon 1905, als wir den Sturz Delcassés erzwangen, Hilfe und Bündnis angeboten; es hat in Algeciras die deutschfeindliche Mehrheit geführt; es hat 1911 Frankreich den Rücken gesteift, sich wenigstens tatsächlich in die Verhandlungen eingedrängt, seine Flotte schon damals für den Kriegsfall vereinigt und ein Heer bereit gehalten, um in Belgien zu landen, auch wenn dieses nicht darum ersuchte. Wenn die deutschen Staatsmänner vom Ausschalten der marokkanischen Reibungsfläche nicht zuletzt auch ein besseres Verhältnis zu Frankreich erhofften, so haben die englischen das Ihrige getan, diese Hoffnung zu vereiteln; es ist ja auch das Gegenteil eingetreten.

In Deutschland war vielfach der Schlußeindruck der Marokkopolitik, daß wir eine Niederlage erlitten hatten und unter dem Druck Englands und Frankreichs zurückgewichen waren. Sie war allerdings eine bittre Lehre für die angeblich so friedliche Politik rein wirtschaftlicher Ausbreitung: ständige Kriegsdrohung und die materiellen Pfänder alle in der Hand der Gegner. Aber wir hatten dem vereinten Widerstand der Feinde gegenüber schließlich doch durchgehalten. Der Erfolg schien freilich auf den ersten Blick außer Verhältnis zu den Mitteln und dem durchgemachten Risiko. Aber welche Mittel, erinnern wir uns, hatte auch Bismarck bei aller Gunst der damaligen Lage, bei allem Genie und allem Gewicht seiner Person einsetzen müssen, um uns einige Kolonien zweiten Rangs zu erwerben, zur selben Zeit, in der das von ihm geschlagene Frankreich ein gewaltiges Kolonialreich ausbaute und England sich in Ägypten eine Kolonie allerersten Ranges angliederte. Das war von Anfang an das Schicksal unsrer deutschen Kolonialpolitik. Und wie ungleich besser war doch, im Ganzen gesehen, das Ergebnis 1911 gegen eine Schar von Feinden als der Ausgang der südafrikanischen Aspirationen in den neunziger Jahren gegen England allein! Hier ist eine aufsteigende Linie nicht zu verkennen. In weniger dramatischen Formen und anscheinend auch in andrer Richtung ist schließlich die zweite koloniale Angelegenheit dieser Jahre verlaufen, die ins Gebiet der allgemeinen Politik bestimmend übergriff: die orientalische, sagen wir kurz, die Frage der Bagdadbahn, die ja das Verhältnis Deutschlands zur Türkei im Kern in sich schließt. Ich fasse sie, als letzte unsres Überblicks, noch kurz zusammen. Im Herbst 1888 hatte eine unter Führung der Deutschen Bank stehende Gesellschaft die erste Baukonzession für eine kleinasiatische Bahnstrecke erhalten; 1893, 1903, 1908 und 1911 folgten weitere

Digitized by Google

Teilstrecken; das Ganze von Anfang an mit dem großen Endziel einer Verbindung zwischen dem östlichen Mittelmeer über Bagdad, Basforah zum Persischen Golf gedacht — eine mächtige politische und wirtschaftliche Lebensader für die asiatische Türkei, mit den geplanten Zweigbahnen das Rückgrat der gesamten türkischen Bahnsysteme. Dem gewaltigen Plan standen von Anfang an zwei Hindernisse entgegen. Einmal finanzielle: die Unmöglichkeit, den ganzen Bau lediglich mit deutschem Kapital zu bestreiten; das Verbot, die deutschen Aktien, trotz starker französischer Beteiligung, an der Pariser Börse zu handeln; die Schwierigkeit, britisches Geld für das deutsche Unternehmen heranzuziehen; endlich der englische Widerstand gegen eine Erhöhung der türkischen Einfuhrzölle, die für die Kilometergarantie notwendig war. Und dann politische Hindernisse: England fürchtete unser Vordringen an den Persischen Golf, den es seit langem als Glacis der indischen Festung betrachtet, es sah darin eine Bedrohung Indiens, Ägyptens, seiner arabischen Zukunftspläne und in der ganzen Bahn die Befestigung der Herrschaft deutschen Einflusses in der Türkei. Seit der Palästinareise Wilhelms II. 1898 und dann seit 1903 war der Plan wieder lebhafter in Fluß gekommen. Sobald England durch das Einvernehmen mit Frankreich seine verlorne Stellung in Konstantinopel zurückgewann, hat es alles getan, Deutschland auch hier im Orient politisch und wirtschaftlich einzukreisen, das Unternehmen zu verhindern.

Es war einer der stärksten und der tiefsten deutsch-englischen Gegensätze. Die Türkei besaß noch immer, vor allem in Asien, alte, reiche Kulturländer, deren Erschließung von unermeßlichen Aussichten war; sie brauchte dazu europäische Lehrmeister, europäisches Geld. Nun war, was früher als ausschließlicher Herrschaftsbereich der Westmächte und Rußlands gegolten hatte, mehr und mehr unter deutschen Einfluß gefallen. Engländer selbst zeichneten die Umrisse eines einheitlichen wirtschaftspolitischen Körpers, der von der Nord- und Ostsee bis zum Roten und Persischen Meer reichte. Näher als alle andern schloß sich dies Gebiet an die kontinentale Stärke Mitteleuropas an. Der Arm Deutschlands schien sich hier nach dem Herzen der englischen Weltstellung auszustrecken. Schon hatte das freundschaftliche Verhältnis zum Islam Deutschland die Möglichkeit eines Einflusses in die britischen Besitzungen selbst hinein eröffnet. Und, wie die Engländer sich im Wirtschaftlichen Deutschland gegenüber manchmal selbst als steril und veraltet vorkamen —: konnte etwas Ähnliches nicht auch fürs Geistige, für das innere Verhältnis zur islamischen Welt gelten? Das britische Insulanertum hatte es nicht vermocht, die tiefe Kluft zwischen Abend- und Morgenland irgend zu überbrücken. "Fata obstant" war das letzte Wort seiner besten Kenner. Hatte Deutschland nicht auch vielleicht hier wieder reichere, tiefere Möglichkeiten? Riesenhaft war jedenfalls dies Arbeitsfeld für deutschen Geist, deutsche Wirtschaftskraft, deutsche Organisation.

Digitized by Google

Wir wissen, wie das Ringen auch hier auf- und niederging. Es fehlte nicht an schweren Rückschlägen. Der englische Einspruch gegen die Akababahn (1904), dann insbesondre die jungtürkische Revolution, die türkische Niederlage im Balkankrieg, der Kampf um die Militärmission haben unserm Einfluß zeitweise sehr geschadet. Es war immer die große Gefahr unsrer türkischen Politik, daß sie uns leicht mit England und Rußland zugleich in Gegensatz bringen konnte. Aber auch hier haben uns die Gegner nicht, und hier noch weniger als anderswo, zu verdrängen vermocht. Gerade in den letzten Jahren schienen sich Anzeichen zu bieten, als ob wir eben von hier aus eine allgemeine Besserung unsrer Lage erreichen könnten.

Nach der bosnischen Krise gelang es, Rußland in den Potsdamer Besprechungen 1910 und im deutsch-russischen Orientabkommen 1911 wenigstens vorübergehend in etwas aus dem Dreiverband loszulösen. Gegen den Verzicht auf Persien erhielten wir darin das russische Einverständnis zur Bagdadbahn und das Versprechen eines Anschlusses dieser Bahn nach Persien. Im gleichen Jahr gelang es, auch den englischen Widerstand zu schwächen. Durch ein Abkommen mit der Pforte wurde das Schlußstück der Bahn bis zum Persischen Golf aus der deutschen Konzession herausgenommen und einer internationalen Gesellschaft unter englischer Leitung vorbehalten. Kurz darauf begannen dann Verhandlungen zum endgültigen Abschluß der ganzen Frage zwischen Deutschland, England, Frankreich und der Türkei. Gleichzeitig begannen sich Deutschland und England seit 1912 auch wieder über eine veränderte Ausführung des Delagoabai-Vertrages von 1898 zu besprechen. Nach der jähen Kriegsgefahr 1911 schien in England eine rückläufige Flut einzusetzen, in Presse und Parlament erörterte man die Notwendigkeit, Deutschland an irgend einem Punkt entgegenzukommen, um seinem natürlichen Ausbreitungsbedürfnis und seinem kolonialen Ehrgeiz Genüge zu tun, zugleich das deutsche Geld vom weiteren Flottenausbau abzulenken und diese Flotte mehr aus den heimischen Gewässern fortzuziehen. Alle diese Verhandlungen sind, in langsamem Fortschreiten, bis an die Schwelle dieses Krieges fortgeführt worden. Wenn wir recht unterrichtet sind, so ist der große deutsch-englische Vertrag über alle asiatischen und afrikanischen Streitpunkte noch im letzten Juni von den Unterhändlern unterzeichnet worden; nur über die Art der Veröffentlichung wollte man sich noch bereden.

Nahm man zu diesem noch die bekannten Verhandlungen Lord Haldanes im Februar 1912 in Berlin, die Parallelität der deutschen und englischen Interessen in China, das diplomatische Zusammengehen der beiden Regierungen während der letzten Balkankriege, so schien sich immerhin eine Möglichkeit aufzutun, daß England doch vielleicht irgendwie mit der Tatsache unsres Wachstums sich abfinden, die Politik der Einkreisung vielleicht allmählich einstellen könnte. Immer blieben doch starke Gegengewichte gegen den ausschließlichen

Digitized by Google

deutsch-englischen Gegensatz zu erwägen: Erinnerungen der alten Bluts-, Glaubens-, Kultur- und Geschichtsgemeinschaft — in keiner der großen Krisen seit der Reformation waren beide Nationen gegeneinander gestanden; das Vorhandensein andrer, dritter Nebenbuhler, die durch diesen Kampf, auch zu Englands eignen Ungunsten, gewinnen mußten; die offenbare Mäßigung, ja das fast leidenschaftliche Streben Deutschlands nach einer Entspannnng und zugleich seine militärische Stärke — mit jedem Jahr wurde das Risiko des Zusammenstoßes unermeßlicher und unberechenbarer; schließlich auch ein innerer, seelischer Widerstand in England selbst: der Widerstand tiefwurzelnder humanitärer, ethischer und religiöser Ideale gegen brutale Gewaltpolitik aus Neid und Angst (Erich Marcks). Wie der Gegensatz ohne schweren Verzicht Englands, ohne einen Bruch mit der ganzen Weltherrschaftspolitik seiner letzten Jahrhunderte zu lösen sei, war freilich nicht abzusehen. Die englische Diplomatie blieb doch immer im Angriff, wenn sie gleich in einem verwickelten Spiel sich die Möglichkeit einer neuen Einstellung noch offen zu halten schien.

In der Krise des letzten Sommers wurde diese Möglichkeit auf die entscheidende Probe gestellt. Hat England selbst diese Krise herbeigeführt? Oder hat es ihr, wenigstens in diesem Augenblick, noch ausweichen wollen? Ihr eigentlicher geistiger und moralischer Urheber war es zweifellos. Die französische Revanche wie die panslawistische Eroberungslust waren seit Jahren Werkzeuge seiner Politik geworden. In seiner Hand lag auch jetzt die Entscheidung. Keiner von uns wird es je vergessen: in dieser Stunde der Entscheidung hat England alle Verhandlungen und Beziehungen mit Deutschland, den großen asiatisch-afrikanischen Vertrag, und was an Zukunft in ihm lag, wie ein wertloses Blatt Papier zur Seite gelegt und lieber doch auf den Knopf der ungeheuren Maschinerie gedrückt, die es nun seit zehn Jahren rund um die Welt gegen uns aufgebaut hatte. Niemand wird bestreiten, daß sie ordentlich gearbeitet hat. Auch die alte Tatkraft, die politische Klarheit und Zielsicherheit der Briten selbst hat sich in diesem Krieg nicht verleugnet. Wie haben sie im Handumdrehen die Faust auf alles gelegt, worauf es ihnen vor allem ankam: auf Calais, auf die Inseln vor den Dardanellen, auf Ägypten, auf unsern Handel, — auf unsre Kolonien. Nur wo wir ihnen gleich draufschlagen konnten, in Antwerpen, an unsrer eignen Küste bei Helgoland haben sie's lassen müssen. Unser Eigentum, unsre Besitzungen über See sind heute, trotz allen heldenhaften Widerstandes, so gut wie alle in ihren Händen. Nichts wäre törichter, als diesen Gegner zu unterschätzen, der in jahrhundertelangem Ringen etwa ein Fünftel der festen Erde und ein Viertel all ihrer Bewohner sich unterworfen hat. Das hat ja auch der kurze Überblick dieses Vortrags gezeigt.

Trotzdem, auch wenn wir nur diesen kurzen Ausschnitt unsres Verhältnisses zu England überschauen, in dem England von seiner stärksten, Deutschland von seiner schwächsten Seite sich darstellt, erfüllt uns doch ein tiefes Gefühl der

Digitized by Google

Zuversicht und der Stärke. Der mächtige, kluge, weitschauende, alte Rechner, uns gegenüber hat er sich eigentlich doch immer verrechnet: beim Erwerb unsrer Kolonien, beim Austausch Helgolands, beim Bau unsrer Flotte. Trotz allen Schreckens, den er andern vorsorglich vor uns einflößte, trotz aller phantastischen Angstanfälle, hat er uns immer unterschätzt. Trotz allen Gegenstrebens, allen Einkreisens, hat er unser Wachstum nicht verhindern können. Alle Welt hat er gegen uns zuhilfe gerufen und seine eigne Macht noch dazu in die Wagschale geworfen, aber immer noch wollte es nicht ausreichen. Es hat etwas Verzweifeltes an sich, wie er jetzt zum letzten Spiel der eisernen Würfel greift. Auch hier hat er den besten Zeitpunkt schon verpaßt: er hat sich abermals verrechnet. Gerade die Auseinandersetzung mit England empfinden wir Deutsche auch als eine innere Auseinandersetzung und Kraftprobe von gewaltiger Wucht. Auch wir sind — damit greife ich am Ende noch einmal zu meinen Anfangsworten zurück — kein neuer Emporkömmling, auch wir sind ein altes und auch ein kolonisatorisches Weltvolk mit einer stolzen Vergangenheit. Es ist Vermessenheit, heute schon vom Zusammenbruch des englischen Weltreichs, vom dauernden Niedergang des englischen Volkes zu reden. Wer übersieht in derlei Fragen die Fülle der Dinge und greift überall den wesentlichen Kern? Staatliche wie menschliche Entwicklungen werden naturwissenschaftlich erst berechenbar, wenn sie die letzten Grade von Krankhaftigkeit erreicht haben. Noch haben die Briten den Willen und die Kraft zur Macht. Wie wir am Ende dieses Ringens unsre kolonialen Notwendigkeiten und Aufgaben gegen sie sichern werden, wird niemand noch wagen vorauszusagen. Die Gesamtabrechnung ist zu groß und noch zu unübersichtlich, als daß man schon einzelne Posten abschätzen könnte. Um alle Fragen unsrer nationalen Zukunft ringen wir heute auf einmal. Aber *das* fühlen wir nach zwölf Monaten dieses Ringens: zu Boden zwingen, wie seine frühern Gegner, wird *uns* der Engländer nicht. Wir sind ihm gewachsen in diesem Kampf, zu dem er sich besser, vielseitiger, bewußter gerüstet hatte als wir. Dem englischen Wesen gegenüber, wie dieser Krieg es uns offenbart, fühlen wir uns höher, sprungkräftiger, männlicher, jugendlicher. *Wenn* einer von uns beiden ein niedergehender und einer ein aufsteigender ist, dann vertrauen wir auf unsern Stern.

„Wie grüne Au'n im Firnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden;
Doch trotzen *wir* dem Untergang
Noch langehin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, o Vaterland!"

Vortrag in der Abteilung München der Deutschen Kolonialgesellschaft. — Vgl. insbesondere A. Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik (1914); A. Chéradame, La Colonisation et les Colonies allemandes (1905); Lord E. Fitzmaurice, The Life of Granville (2 Bde., 1905); M. v. Hagen, Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik (1914); F. Rachfahl, Kaiser und Reich 1888—1913 (1913); Graf E. zu Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913 (1914). B. Valentin, Kolonialgeschichte der Neuzeit (1915; soeben erschienen, konnte nicht mehr benützt werden).

Digitized by Google

Wird die gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg wieder aufgenommen werden?

Eine große schwedische Tageszeitung: „Svenska Dagbladet" in Stockholm hat an eine große Anzahl berühmter Vertreter der Wissenschaft, Literatur und Kunst der ganzen Welt folgende Fragen gerichtet:

1. Welche Folgen wird der Krieg für die internationale gemeinsame Arbeit auf dem Gebiete der Kultur haben?

2. Inwiefern werden nach dem Friedensschluß Schwierigkeiten entstehen, die von den Vertretern der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur zur Förderung der geistigen Interessen geschlossenen, aber gegenwärtig durch die während des Krieges entstandenen und verschärften Interessen- und Gefühlsgegensätze zerrissenen Verbindungen wieder anzuknüpfen?

Von vielen sind Antworten eingegangen, welche in der Zeitung veröffentlicht worden sind. Da die Fragen von allgemeiner Bedeutung für die ganze Kulturwelt sind, wird es auch jeden interessieren, die Antworten und Meinungen bekannter Persönlichkeiten über die künftige Gestaltung und Wiederaufnahme der geistigen internationalen Beziehungen zu lesen.

Im allgemeinen scheint man darüber einig zu sein, daß die Verbindungen recht bald nach dem Kriege wieder aufgenommen werden müssen, obschon keiner die Schwierigkeiten verleugnet. Charakteristisch scheint mir die ablehnende und verbissene Trotzigkeit der Franzosen und die weit gemäßigtere der Engländer. Vielleicht hat die Schriftstellerin Violet Paget das Richtige getroffen, indem sie schreibt, der Engländer sei heftig aber nicht rachelüstern, könne leicht vergessen. Ebenso begründet mag ihre zweifelnde Frage erscheinen, ob wohl die Franzosen dieselbe wünschenswerte Fähigkeit zu vergessen zeigen werden.

Die Äußerungen sind bisher nur zum Teil veröffentlicht worden, da sie unregelmäßig und verspätet einlaufen. Die Fortsetzung wird aber von Zeit zur Zeit folgen.

Stockholm. E. P. Enewald.

Violet Paget
(Pseudonym: „Vernon Lee"), englische Schriftstellerin.

Ich wünsche, ich hätte eine mehr befriedigende Antwort geben können — eine Antwort reicher an Tatsachen und verheißungsvollen Nachrichten für Euch Neutralen, die Ihr, wie eine kleine Anzahl Menschen auch bei uns, in dieser Zeit natürlicher Kriegsaufregung und künstlich erzeugter Kriegsverblendung eine europäische Art zu denken und zu fühlen bewahrt habet.

Die drei ersten Kriegsmonate verbrachte ich in ländlicher Stille und lernte aus Zeitungsartikeln, Broschüren, Rundschreiben und Büchern die Ansichten meiner englischen Kollegen kennen. Und da diese Kundgebungen auf mich denselben Eindruck machten, wie mein Freund Romain Rolland es den Mut gehabt hat im „Journal de Génève" auszusprechen, fühlte ich nach meiner Rück-

Digitized by Google

kehr nach London weder Bedürfnis die Verbindung mit meinen literarischen Kollegen wieder anzuknüpfen, noch konnte ich darin ein Vergnügen finden. Deshalb bin ich nicht imstande, Ihre Frage befriedigend zu beantworten. Doch will ich ein paar Tatsachen erzählen — dann erlauben Sie mir vielleicht meinen Hoffnungen und Wünschen Ausdruck zu geben. — —

Ich lese nicht mehr die germanophoben Literaturerzeugnisse meines ehemaligen Freundes H. G. Wells und so vieler anderen Herren, glaube aber, daß diese einen sowohl intellektuellen als auch kommerziellen Boykott gegen Deutschland nach dem Kriege befürworten. Ich selbst habe einen Prospekt von einem französischen Verleger erhalten, in welchem dieser sich anbietet, für die „Tauchnitz Edition" von englischen Schriftstellern für den Kontinent einen Ersatz zu schaffen. Dem Prospekt war ein Vertragsformular beigelegt. Wer dieses Formular unterschreibt, verbindet sich, künftig unter keinen Umständen, weder mit Freiherrn von Tauchnitz noch mit irgendeinem anderen deutschen oder österreichischen Verleger einen Vertrag über Ausgaben für den Kontinent zu schließen, auch nicht mit im Ausland domizilierenden deutschen oder österreichischen Firmen. Ich habe diese Zumutung mit einigen mißbilligenden Worten über derartige patriotische Methoden zurückgewiesen. Was andere englische Schriftsteller geantwortet haben, ist mir nicht bekannt.

Was die wissenschaftlichen und philosophischen Schriftsteller betrifft, so bemerke ich bei den weniger bedeutenden, welche für populäre Schriftstellerei Zeit übrig haben, ein Streben deutsche Werke auszuschimpfen. Bestenfalls stellen sie Listen auf in welchen gezeigt werden soll, daß jede deutsche Arbeit ein französisches oder englisches Gegenstück hat — Parallelen so schwach wie z. B. zwischen Freuds und Bergsons Theorien über die Träume. Aber ich freue mich auch in einem Jingo-Organ wie „Westminster Gazette" zu lesen wie Dr. Saleeby, der bekannte Rassenhygieniker, sich mit großer Achtung auf neuere deutsche Werke stützt. Auch habe ich gehört, daß wenigstens die philosophischen Zeitschriften neue deutsche Werke vorurteilsfrei besprechen werden. Andererseits will ich feststellen, daß es scheint als ob die deutsche Musik noch keinem englischen Boykott ausgesetzt worden ist. Die Weihnachts- und Passionsmusik von Bach ist wie sonst in mehreren Londoner Kirchen aufgeführt worden und „Parsifal" wurde zu Ostern als Oratorium gegeben. Beethoven, Haydn, Mozart, Wagner, Brahms haben auf den Programmen der meisten großen Konzerte gestanden und ich hatte neulich den Genuß einen unserer berühmtesten Sänger die Magelone-Lieder von Brahms auf Deutsch singen zu hören. Dies macht mich glauben, die Boykottierung und Unterschätzung von geistigen deutschen Erzeugnissen sei nur ein unverantwortliches und kindisches Ausschreien von gegenseitigen Schimpfworten, die nicht mehr bedeuten als die Vorwürfe und Kraftausdrücke raufender Straßenjungen.

Digitized by Google

Unsere gegenwärtige Literatur hat, traurig zu sagen, ganz und gar ein journalistisches Gepräge angenommen. Aber bekanntlich verändert sich nichts so schnell wie der journalistische Standpunkt.

Der Durchschnitts-Engländer ist heftig aber nicht rachelüstern. Er vergißt gänzlich Schmähungen, die man über ihn ausgeschüttet hat, und besitzt eine glückliche Fähigkeit auch Beleidigungen, die er selbst ausgestoßen hat, zu vergessen. Werden unsere französischen Verbündeten und unsere deutschen Gegner dieselbe wünschenswerte Fähigkeit zeigen zu vergessen, wenn auch nicht zu verzeihen und um Verzeihung zu bitten? Ich frage zweifelnd. — — — —

Soll Europa sein früheres Glück und seinen früheren Wohlstand in sowohl moralischer als auch intellektueller und materieller Hinsicht wiedergewinnen können, so muß es sich, um die Wunden des Krieges zu heilen, mehr als jemals in wissenschaftlicher, philosophischer, künstlerischer und vor allem demokratischer Arbeit einigen.

Schwerer als jemals wird, nach dem was uns allen dieser Krieg gekostet hat, irgendeiner von uns auf allen Gebieten einen freien Austausch, den nur der Freihandel — intellektueller wie ökonomischer — zu bieten vermag, entbehren können. — — — — — —

Sie erwähnen die Nobelstiftung. Fürwahr, wenn jemals das Vermächtnis des Stifters einer weisen und weitherzigen Auslegung bedürften, so wäre es jetzt. Würde man nicht bei der Verteilung der Preise direkt Bezug auf die Förderung des internationalen Friedens und der gemeinsamen Arbeit nehmen können? Könnte man nicht den Friedenspreis demjenigen Dichter, der vor dem Kriege, als die gegenseitige Verbitterung im Wachsen war, den Deutschen Jean Christophe an die Seite des Franzosen Olivier stellte, dem Dichter des „Audessus de la Mêlée" nach dem Kriege, Monsr. Romain Rolland geben?

Frédéric Masson,

Mitglied der „Academie Française".

Mein Herr!

Seit längerer Zeit hat Schweden bei der Verteilung der Nobelpreise eine ausgesprochene Vorliebe für die Deutschen gezeigt, welche bei allen französischen Schriftstellern Entrüstung hervorrufen mußte. Ich werde später bei passender Gelegenheit Ihre Fragen in einer unserer Zeitungen beantworten. Vorläufig will ich wenigstens Sie so viel wissen lassen, daß sämtliche Mitglieder des „Institut de France" unter dem Eindruck der deutschen Schändlichkeiten jede Verbindung mit den deutschen Gelehrten und „Kulturträgern" abgebrochen haben. Und diejenigen, welche wie ich denken, sind entschlossen, literarische und wissenschaftliche Verbindungen mit keinen anderen Deutschen als mit denen, welche

Digitized by Google

auf dem linken Flußufer wohnen, wieder aufzunehmen und zu pflegen, sobald dieses linke Ufer wieder französisch geworden ist.

Unsere Verwundeten sind hier, um uns an unser Gelöbnis zu erinnern.

(Geschrieben im „Hôpital Auxiliaire" Nr. 265).

J. D. van der Waals

Professor an der Universität zu Amsterdam, Nobelpreisträger 1910 in Physik.

Werden einmal die Friedensbedingungen solche, daß sie von beiden Parteien ohne größere Demütigung angenommen werden können, wird die gemeinsame Arbeit auf dem materiellen und geistigen Gebiet bald wieder aufgenommen. Die feindlichen Äußerungen, welche wir jetzt nicht ohne Erstaunen lesen, wird man vergessen, und diejenige Partei, die sich der schlimmsten schuldig gemacht hat, wird sich am meisten schämen müssen. Sollte der Ausgang des Kampfes die völlige Vernichtung der einen oder der anderen Partei herbeiführen, würde wohl die Wiederherstellung der internationalen Verbindungen schwieriger werden. Und doch ist dieses Zusammenwirken mit fast vollkommener Gewißheit zu erwarten. Das lehrt uns die Geschichte. Es ist doch nicht das erstemal, daß die ganze Welt sich gegen eine einzige Nation wendet. Ein Jahrhundert früher war ganz Europa gegen Frankreich verbündet und siegte. Obschon die Sache sich vielleicht jetzt schwieriger als damals in Ordnung bringen läßt, und internationale Versammlungen und Kongresse für einige Zeit aufhören müssen, so wird doch notwendigerweise die stille, lautlose Arbeit auf dem geistigen Gebiet bestehen bleiben.

Georg Gilbert Aimé Murray,

Professor an der Universität zu Oxford

— — — — — Politische Erinnerungen sind bekanntlich kurzlebig und politische Leidenschaften flüchtig. — — — — — Wenn ich meine Gefühle gegen meine persönlichen Freunde in Deutschland und deutsche Schriftsteller, deren Bücher ich lese, einer Prüfung unterziehe, finde ich, daß eine Art von Zärtlichkeit vorherrschend ist. Es ist dasjenige Mitgefühl, das man für einen Menschen, der das Opfer eines furchtbaren Unglücks geworden wäre, der seinen Verstand verloren hätte, oder wegen irgendeines Verbrechens grausam bestraft worden wäre, empfinden würde. Das ist aber nicht so zu verstehen, als daß ich Pro-German sei. Im Gegenteil, als Liberaler und Friedensfreund finde ich das Auftreten Deutschlands verbrecherisch und glaube, eine deutsche Niederlage sei für das Wohl Europas notwendig. Aber welches Unrecht wir, verschiedengeartete Menschen, einander auch zufügen mögen, so fühle ich, daß wir schon vor dem Ende des Krieges genug gelitten und uns mehr als genug Leiden zugefügt haben werden. Wir werden verwundeten Kriegern auf

Digitized by Google

dem Schlachtfeld ähnlich werden. Vor einigen Stunden sind sie verbitterte Feinde gewesen. Jetzt finden sie die Raserei verschwunden und sind froh, einander die Wunden verbinden zu können. Inwieweit dieses Gefühl ein allgemeines ist, kann ich nicht beurteilen, glaube aber, es ist allgemeiner als die meisten es ahnen und wurzelt tief in der menschlichen Natur.

Silvanus P. Thompson,

Professor an dem "City and Guilds Technical College" zu London.

Ich hoffe aufrichtig, daß nach der Beendigung dieses Krieges Männer aller Nationen ihren ganzen Einfluß aufbieten werden, um das Aufhalten des Fortschritts und der Zivilisation durch die bösen Leidenschaften der Eifersucht, des Mißtrauens, der Herrschsucht und des Hasses zu verhindern. Diese Leidenschaften haben den Krieg verursacht. Wenn die besseren Instinkte der Menschheit überall in der Welt diese niedrigen Passionen unterdrückten, würde es keinen Krieg geben. Diejenigen, welche nach dem Krieg fortfahren, die Leidenschaften der Eifersucht, des Mißtrauens, der Herrschsucht und des Hasses zu schüren, werden, welcher Nation sie auch angehören mögen, als Feinde der Menschheit und des Fortschritts angesehen werden müssen.

Victor Grignard,

Professor an der Universität zu Nancy, Nobelpreisträger in Chemie.

Es dürfte jedem Unparteiischen klar sein, daß Deutschland sich nach reiflicher Überlegung in die Schändlichkeiten gestürzt hat, um seine Träume von einer Weltherrschaft zu verwirklichen: Der Schlamm steigt unaufhörlich und darin wird es zuletzt ersticken.

Die Verantwortung für die Verbrechen müßte natürlich auch auf die Regierung und die Militärpartei ausgedehnt und nicht nur auf die Soldaten beschränkt werden.

Daß aber Männer, deren einzige Leidenschaft das Suchen nach der Wahrheit, dem Schönen und dem Guten hätte sein sollen, den traurigen Mut, die Verbrechen nicht nur zu rechtfertigen, sondern auch für sie eine Apologie zu machen, gehabt haben, das geht über den menschlichen Verstand. Das Manifest, das „das der Intellektuellen" genannt wird, hat die Intellektuellen Deutschlands an den Pranger gestellt und ihre Gestirne für lange Zeit gestempelt.

Das wird ohne Zweifel nicht hindern, daß die deutschen Gelehrten, Philosophen und Künstler ihre bedeutungsvollen Beiträge zum Aufbau des Menschengeistes bringen. Aber ihre angebliche intellektuelle Vorherrschaft wird unter den Trümmern der politischen verschwinden und das freidenkende Universum wird auch den Vorteil ernten, freier atmen zu können.

Digitized by Google

Die Gemeinschaft ist aber für viele Jahre hindurch vorbei. Nicht einmal eine öffentliche Abbitte würde sie wiederherstellen können.

Und ich kann nur schwer glauben, daß bei Verteilungen von internationalen Preisen die Vorschlagsstelle (auch die unparteiischste) hinter dem mehr oder weniger wertvollen Werke den Menschen, der nicht hochgesinnt genug war, um in den ernsten Augenblicken die Stimme der Gerechtigkeit und der Wahrheit reden zu lassen, nicht wahrnehmen würde.

Emile Durkheim,
Professor an der Sorbonne, Paris.

Für einen Franzosen gibt es auf Ihre Frage nur eine Antwort.

Die Wissenschaft setzt gemeinsame Arbeit aller Nationen voraus und kann ohne diese Bedingung keinen Fortschritt machen.

Sobald der Friede uns gestattet, unsere Arbeit wieder aufzunehmen, werden wir also wissenschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen haben und wir werden sie nicht vernachlässigen. Wir werden mit Interesse die Arbeit unserer deutschen Kollegen verfolgen und, sobald die Wissenschaft es verlangt, unsere Bemühungen mit den ihrigen vereinen.

Aber von einer Sympathie oder dem freundschaftlichen Vertrauen, das der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit ihren Reiz gibt, wird keine Rede sein können, wenigstens nicht solange die Deutschen nicht den abscheulichen Taten, deren sie sich schuldig gemacht haben, ihre Billigung verweigern. — —

Ich verabscheue den Chauvinismus, hasse aber die kaltblütige, systematische Grausamkeit und fürchte, viele Jahre werden vergehen müssen, bis es mir möglich wird ohne Hintergedanken, ohne einen Stoß durch meinen ganzen Körper zu fühlen, meine Hand in die Hand eines Deutschen zu legen.

Das schwerste Verbrechen der Deutschen ist aber, daß sie die ganze Menschheit zersplittert haben.

Meine Hoffnung ist, daß sie mit der Zeit einsehen werden, daß sie von ihren Regierungen betrogen worden sind, und ich wünsche mit meiner ganzen Seele, daß dieser Tag einmal kommen möge. Unglücklicherweise finde ich aber nichts, das zum Glauben, dieser Tag sei nahe, berechtigen könnte.

Ernest Rutherford,
Professor in Manchester, Nobelpreisträger in Physik.

— — — — Persönlich hege ich die Hoffnung, daß es nicht schwer werden wird, recht bald nach dem Kriege persönliche Verbindungen mit wissenschaftlichen Kollegen wieder anzuknüpfen. Diese Meinung dürfte aber einer wesentlichen Änderung unterworfen werden, wenn eine der kriegführenden Mächte Kampfmethoden anwendet, welche die allgemeine Meinung der ganzen Welt als einen Rückfall ins Barbarentum bezeichnet.

Digitized by Google

Charles Richet,

Professor der Physiologie zu Paris, Nobelpreisträger in Medizin.

— — — — — Die Naturrevolution, die jetzt die ganze Welt über den Haufen wirft, verrät traurige Tatsachen, welche mit vollkommener Evidenz den Wahnsinn der Menschen — und was die Deutschen betrifft, Wahnsinn in Verbindung mit wilder Grausamkeit — zeigen.

Unsere hochgepriesene europäische Zivilisation hat in einer ungeheueren Metzelei Ausdruck gefunden. — — Gibt es einen überzeugenderen Beweis für den kollektiven Wahnsinn? Schicksal! Lassen wir die Menschheit in ihrer Tollheit und die Deutschen in ihrer Grausamkeit!

Dies hindert aber nicht, daß die Menschen einige Entdeckungen auf dem Gebiet der Wissenschaft verwirklichen können. Wenn sie auch nicht fähig sind, sich vernünftig zu benehmen, sind sie doch wenigstens imstande, hier und da eine wissenschaftliche Entdeckung zu machen und gewisse schöne Kunstwerke zu schaffen. Aber für wissenschaftliche Forschung und ästhetische Schöpfung ist das internationale Zusammenwirken völlig unnötig. Descartes schuf die analytische Geometrie ohne jemand, weder in Frankreich noch im Ausland, zu bedürfen. Lavoisier entdeckte den Sauerstoff ohne die Beihilfe irgend eines wissenschaftlichen Kongresses und Dante dichtete seine Divina Commedia ohne Mitarbeiter. Es sind nicht die Gruppen, sondern die Individuen, die das praktische Ergebnis hervorbringen.

Wozu würde also eine gemeinsame Arbeit nützen, die immer unfruchtbar bleiben würde, auch wenn sie möglich wäre?

Laßt den Gelehrten in seinem Laboratorium, den Künstler in seinem Atelier, den Mathematiker in seiner Bibliothek. — Von der gemeinsamen Arbeit können sie keine Hilfe erwarten. — — —

Sir Martin Conway.

Berühmter Sportsmann und Alpinist. Angesehen auch als Geograph.

— — — — — — Ich beabsichtigte einen großen Teil dieses und des nächsten Jahres studienhalber in Deutschland zu verbringen. — Aber welchen Empfang wird jetzt für geraume Zeit ein englischer Forscher dort erwarten dürfen? Selbstverständlich wird der Krieg an persönlichen Freundschaftsbanden nichts ändern können. Die Tatsache, daß England und Deutschland miteinander in Krieg sind, mag mich gegen Deutschland verbittert machen, kann aber zum Beispiel nicht meine hohe Achtung und nicht einmal meine freundschaftlichen Gefühle für alte Freunde, wie Dr. von Bode, Dr. Friedländer vom Berliner Museum und viele andere, nicht verändern. Wer kann aber voraussagen, wie die Zukunft sich gestalten wird? Massenleidenschaften sind ansteckend wie die Masern und wer ist sicher, ihnen zu entgehen? Persönliche Verbindungen dürften

Digitized by Google

nach dem Kriege bald wieder aufgenommen, neue anzuknüpfen aber schwer werden. Die internationale Forschung muß entschieden für eine lange Zeit leiden. Wenn die ganze Welt die Bewohner des Planeten Mars mit einem Krieg gemeinsam überfallen könnte, würden wir bald wieder Freunde werden! Denn die Freundschaft zwischen den Nationen hat keinen kräftigeren Förderer als den gemeinsamen Feind. — — — — — — Könnten wir den Zustand vom Juli 1914 zurückrufen — wie glücklich würden wir nicht alle sein!

Maurice Maeterlinck.

Nur Neutrale können Ihre Fragen mit der nötigen inneren Freiheit und Ruhe beantworten.

Für uns, die wir uns in der Mitte des ungeheuren Krieges, der uns täglich eine neue Prüfung schickt, befinden, ist es unmöglich, unsere Gedanken davon los zu machen und jede andere Beschäftigung ist uns äußerst peinlich.

Warten wir also „Den großen Frieden" ab, der die Menschheit befreien wird!

Henri Bergson,

Professor, Mitglied des „Institut de France" und der „Académie Française".

Ich kann nur wiederholen, was ich seit mehreren Monaten auf alle Fragen nach meiner Meinung über den Einfluß der gegenwärtigen Ereignisse auf die intellektuelle und geistige Welt geantwortet habe: sich jetzt eine Meinung darüber zu bilden, scheint mir gänzlich unmöglich. Der Zustand der Seelen am Tage nach dem Kriege ist von der Entwicklung derselben während des Krieges gänzlich abhängig. Und diese Entwicklung beruht wieder auf einer so großen Anzahl von Ursachen, Umständen und zufälligen Ereignissen, daß ich meines Teils mich gänzlich außerstand fühle, eine Prognose zu formulieren.

Salomon Reinach,

Professor an der „École du Louvre", Konservator am Archäologischen Museum in St. Germain.

— — — Ich spreche nur für mich selbst und werde mich bemühen, dies mit der Ruhe, die dem Denkenden eine Pflicht ist, zu tun.

Müßte man in dem Manifest der 93 deutschen Forscher den freien, überlegten und endgültigen Ausdruck der deutschen Geistesrichtung sehen, würde die Haltung, die wir nach dem Kriege gegen deutsche Wissenschaftler einzunehmen haben, in zwei Worte zusammengefaßt werden können: „nescio vos".

Es bleibt uns doch eine Hoffnung, das Manifest sei aufgezwungen und von Männern unterzeichnet worden, die aus patriotischem Pflichtgefühl handeln, ohne daß sie imstande seien, nachzuprüfen, was sie unterschreiben.

Digitized by Google

Dies vorausgesetzt, scheint es mir auch möglich, daß das intellektuelle Deutschland, wenn nach dem Kriege die Verhältnisse in voller Beleuchtung hervorgetreten sind, gegen das unverzeihliche Verbrechen eines Anfalls- und Zerstörungskrieges protestieren und es wieder gutzumachen versuchen wird.

Dann wird die Möglichkeit, intellektuelle Beziehungen wieder anzuknüpfen, auf die Buße und die Strafen, welchen die eine Partei sich unterwirft und der anderen auferlegt, basiert werden können. Bis dahin muß die intellektuelle Gesellschaft, wie die Universität von Löwen, um wieder aufblühen zu können „quoadusque justitia convertatur in judicium .... victoria ultima, pace perfecta" (St. Augustinus) abwarten müssen.

H. G. Wells, englischer Schriftsteller.

— — — — — Selbstverständlich bin ich bezüglich des Ausgangs des Krieges nicht unparteiisch. Ich glaube, daß mein Land und seine Alliierten gegen den aggressivsten Nationalismus, der jemals die Weltherrschaft angestrebt hat, kämpfen. Bei uns hat man Deutschlands Geistesverfassung die weitaus größte Aufmerksamkeit gewidmet. Es ist eine sehr verbreitete Überzeugung, (die ich teile), daß die deutschen Schulen und Universitäten für politische Zwecke systematisch korrumpiert worden sind. Andere Länder haben früher ihrer Presse das Sklavenjoch aufgelegt, aber Deutschland hat seine Professoren und Lehrer zu Sklaven gemacht. Deutschland hat den Gedanken und den Willen unterjocht. Die Zertrümmerung des deutschen Willens ist eine notwendige Vorbereitung für die Befreiung des Weltgedankens.

Romain Rolland, französischer Schriftsteller.

Der europäische Gedanke des morgenden Tages befindet sich bei den Armeen. Die polternden Intellektuellen, welche jetzt auf beiden Seiten einander beschimpfen, sind keineswegs seine Repräsentanten — — — — — —

Die Schicksale der Menschheit gehen denen der Vaterländer voraus. Nichts wird hindern können, daß die Bande des Gedankenlebens zwischen den feindlichen Nationen wieder angeknüpft werden. Wer sich weigerte, beginge Selbstmord. Denn durch diese Bande fließt der Strom des Lebens. Und auch während des rasenden Krieges sind sie nicht gänzlich aufgelöst gewesen. — — — Diejenigen, welche die Ideen von einer freien Brüderschaft der Menschheit für gestorben halten, irren sich, sie schweigen nur unter dem Knebel der ganz Europa beherrschenden Militärdiktatur. Der Knebel wird aber einmal verschwinden und die Ideen werden explodieren. Ich leide mit den vielen Opfern, welche jetzt den Schlachtfeldern preisgegeben werden. Aber wegen der künftigen Einheit der europäischen Gesellschaft beunruhige ich mich nicht im geringsten. Sie wird Wirklichkeit werden. Der Krieg des Augenblicks ist ihre Bluttaufe. — —

Digitized by Google

William Ramsay;

ehemaliger Professor an der Universität zu London, Nobelpreisträger in Chemie.

Ich fürchte, das Entsetzen der ganzen zivilisierten Welt über den moralischen Verfall Deutschlands, wie er in Belgien und den eroberten Teilen von Frankreich und Rußland zutage tritt, wird die Erneuerung intellektueller Verbindungen mit Individuen dieses Stammes undenkbar machen, bis verschiedene Generationen vorbeigegangen sind.

Diese Verurteilung des ganzen deutschen Volksstammes wird ohne Zweifel auch viele treffen, deren bisher gezeigter Charakter die Annahme, sie könnten die Taten ihrer Führer entschuldigen, unwahrscheinlich macht. Aber ich fürchte, es wird schwer werden, eine Grenze zwischen Schuldigen und Unschuldigen zu ziehen. Internationale Versammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken werden ganz sicher auch künftig stattfinden, aber nur unter der Bedingung, daß deutsche und österreichische Vertreter ausgeschlossen werden. Wissenschaftliche Verdienste werden von den Männern der Wissenschaft stets anerkannt werden. Aber wenn durch Einladungen zu wissenschaftlichen Kongressen ein Versuch gemacht werden sollte, die früheren freundschaftlichen Beziehungen zu deutschen und österreichischen Gelehrten wieder aufzunehmen, so bin ich überzeugt, keiner würde darauf eingehen. — —

Meine Antwort ist also, daß die Schwierigkeiten unüberwindbar sind. Ich verteidige weder, noch mißbillige eine Handlungsweise, wie ich sie hier angedeutet habe. Ich habe nur meine Vermutung bezüglich der eventuellen Folgen darlegen wollen.

Paul Sabatier,

Professor an der Universität zu Toulouse, Mitglied des „Institut de France", Nobelpreisträger in Chemie 1912.

Es ist offenbar, daß der furchtbare Krieg, der jetzt Europa heimsucht, in einer unheilbaren Weise die Verbindungen zwischen den Gelehrten der feindlichen Staaten abgebrochen hat. Es wäre wünschenswert, das wissenschaftliche Gebiet wäre den äußeren Stürmen unzugänglich und unverletzlich geblieben. Aber der rasende Wind der Leidenschaften hat von Anfang an diesen Traum weggewischt. Viele französische Gelehrte standen in herzlichen ja sogar in freundschaftlichen Beziehungen mit ihren deutschen Kollegen. Deshalb ist es ihnen eine besonders schmerzliche Überraschung gewesen, ihre Namen unter dem Manifest der 93 Kulturträger zu lesen.

Diese Verbindungen jemals aufzunehmen, scheint mir undenkbar. Aber die Generationen, die der Wissenschaft nach dem Sturm geboren werden, werden vielleicht ähnliche eingehen. Zwischen den deutschen Gelehrten und uns werden

Digitized by Google

immer stehen bleiben: das Niederbrennen der Universität von Löwen, die Zerstörung der Hallen von Ypern und des Rathauses von Arras, die Beschießung der Kathedralen zu Reims und Soissons, die unzähligen Erschießungen von und Grausamkeiten an Frauen, Geistlichen und Kindern, und als vielleicht das unübersteigbarste Hindernis die Verteidigungsreden für die deutsche Kultur und ihre Ansprüche auf Hegemonie.

Trotz der strengen Neutralität Ihres Landes während des Konflikts, wird die weltumfassende Rolle, welche den schwedischen Akademien durch die jährliche Verteilung der Nobelpreise zugefallen ist, sehr schwierig werden. Die Gehässigkeit des Kampfes ist eine derartige, daß man befürchten muß, der Deutsche wird in dem Gelehrten, über den er sein Urteil abgeben soll, nur den Franzosen und der Franzose nur den Deutschen sehen. Von diesem Standpunkt aus bitte ich Sie, mir zu gestatten, zu sagen, wie außerordentlich bedauernswert das aufsehenerregende Auftreten gewisser schwedischer Gelehrten zu Deutschlands Gunsten gewesen ist.

Die Zeit allein wird die Ruhe und die Einigkeit der Gelehrtenwelt wiederherstellen können. Kongresse u. dergl. werden zu keinem Ergebnis führen . .

Edmund Gosse,

Bibliothekar im „House of Lords" und berühmter englischer Literaturhistoriker, Kritiker und Dichter.

— — — — — Meiner Ansicht nach wird der große Krieg kaum die Richtung der allgemeinen europäischen Kultur verändern.

Eine Verschärfung der bereits vorhandenen Verhältnisse scheint mir eher wahrscheinlich. So sind z. B. in den letzten 30 Jahren zwischen England und Frankreich eine wachsende gegenseitige Wißbegierde und Sympathie in intellektuellen Fragen entstanden. Ganz kürzlich hat man auch angefangen, sich für die russische Literatur zu interessieren. Andererseits ist die intellektuelle Beeinflussung durch Deutschland — ob zum Nutzen oder Schaden werde ich nicht entscheiden — bei uns während mehr als einem halben Jahrhundert im stetigen Abnehmen gewesen. Die deutschen Dichter sind bei uns nicht einmal dem Namen nach bekannt und ich vermute englische Schriftsteller werden in Deutschland ebenso unbekannt sein.

Dies ist aber keine Folge vom Kriege oder von einer kriegerischen Stimmung, sondern von tieferliegenden Gründen — einer radikalen Verschiedenheit, die wie eine Kluft die englische und die deutsche Volksseele trennt. Ich kann mir nichts anderes vorstellen, als daß die vom Kriege heraufbeschworenen Leidenschaften diese Kluft noch tiefer und breiter machen werden. Ich stelle mir vor, daß wenigstens für die Zeit einer Generation zwischen England und Frankreich auf der einen und Deutschland auf der anderen Seite praktisch genommen keine intellektuellen Verbindungen existieren werden. Ganz abgesehen von feind-

Digitized by Google

lichen Gefühlen übt der teutonische Geist in Wissenschaft, Literatur und Kunst auf englische und französische Wißbegierde keine Anziehungskraft aus. — —

Carl Larsson
(schwedischer Künstler).

Die Kunst — ich denke natürlich hauptsächlich an die Malerkunst — wird nach dem Kriege auf eine höhere Stufe kommen, sie wird edler, ehrlicher und großzügiger werden. Hierin wird also der Krieg segensreich wirken. Die Zusammenarbeit? Ach, die wird es immer geben, ob nun die Nationen und Kulturträger es wollen oder nicht.

Ich kann mir nicht anders denken, als daß nach dem Kriege die kämpfenden Nationen in der gegenseitigen Achtung und Bewunderung für die herrlichen Eigenschaften, die sie alle gezeigt haben, und im berechtigten Stolz sich die Hände spontan und warm reichen werden, um ein geistiges „Europas vereinigte Staaten" zu bilden. — Und so werden auch wir arme, gepeinigte Neutralen, vielleicht ein bißchen unverdient, dabei sein dürfen.

Bis wir endlich einmal die „Vereinigten Staaten der Erde" haben: wir sind ja doch alle Geschwister.

A. G. Nathorst
(schwedischer Professor).

— — — — — Meiner Ansicht nach werden — vorausgesetzt, daß der Friede die eine Partei nicht zu tief gedemütigt — die Beziehungen zwischen den Gelehrten, mit wenigen Ausnahmen, schneller als man glauben würde, wieder aufgenommen werden.

Die Wissenschaft ist ihrer Natur nach international. Ihre Ausüber können sich deshalb nicht auf das eigene Land oder die freundschaftlich gesinnten Nationen beschränken. Nicht auch die Arbeit der entgegengesetzten Seite zu berücksichtigen wäre schlimmer als ein Verbrechen, es wäre eine Dummheit, die sich selbst gründlich strafen würde.

Daß die Neutralen bei der Wiederanknüpfung der internationalen Beziehungen eine wichtige Rolle spielen werden, ist unzweifelhaft. Schon jetzt spricht die Erfahrung für eine solche Annahme. Von mir hat man von beiden Seiten Auskünfte über die von den Gelehrten der anderen Seite seit dem Ausbruch des Krieges ausgeführten Arbeiten erbeten. Ja, man hat sich sogar bei den Gegnern erschienene Fachliteratur, welche infolge des Krieges nicht erhältlich war, von mir geliehen. Die internationalen Kongresse dürften wohl doch für eine längere Zeit unmöglich werden.

Die Schwierigkeiten der Wiederaufnahme der internationalen Verbindungen gründen sich zum großen Teil auf die gegenüber den Gelehrten der feindlichen Nationen während des Krieges getroffenen Maßnahmen, wie z. B. Ausschlie-

Digitized by Google

sung aus wissenschaftlichen Gesellschaften, welchen die Betreffenden, vielleicht sogar als Ehrenmitglieder, angehört haben. Solche Maßnahmen sind nicht nur als sinnlos anzusehen, sondern wirken dahin, daß die Ehre, den wissenschaftlichen Gesellschaften eines fremden Landes anzugehören, ganz wesentlich verringert wird.

Als eine Folge des bereits Geschehenen könnte man sich vielleicht denken, daß verschiedene wissenschaftliche Gesellschaften künftig keine ausländischen Mitglieder wählen würden; für die internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit wäre dies sehr zu bedauern. Obwohl also verschiedene Schwierigkeiten vorhanden sind, beunruhige ich mich doch nicht über den Ausgang. Denn, wie oben gesagt, liegt es in der eigenen Natur der Wissenschaft, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden müssen. — —

Guiglielmo Ferrero
Professor an der Universität zu Turin.

Die persönlichen Beziehungen zwischen den Gelehrten und Schriftstellern der verschiedenen Länder werden voraussichtlich für eine längere Zeit nach der Beendigung des Krieges sehr locker werden. Ein derartiger Streit wird nicht so bald vergessen werden. Die Sache ist aber ohne größere Bedeutung, denn Wissenschaft und Literatur können Fortschritte machen auch wenn die Gelehrten und die Schriftsteller der verschiedenen Länder sich gegenseitig verabscheuen. Nur werden Kongresse sich schwieriger veranstalten lassen. Die ernsten Forscher aber werden dies weniger als die Hotelbesitzer bedauern.

Die große Frage nach dem Kriege wird nicht der persönliche Verkehr zwischen Gelehrten und Schriftstellern sein, sondern, welche Theorien zu wählen sind. — — Während der letzten 50 Jahre hatte man unter dem Vorwand der Toleranz aufgehört, philosophische Richtungen, geistige und wissenschaftliche Theorien, literarische Werke, welche die kriegerischen Instinkte der Völker aufstacheln und solche, welche für Frieden, Einigkeit, Liebe und Gerechtigkeit eintraten, in derselben Weise zu behandeln. Diese Toleranz und dieser Eklektizismus werden nach dem Kriege nicht mehr möglich sein. Eine Wahl wird notwendig werden. Und der Zwang zum Wählen wird Kämpfe herbeiführen, welche fruchtbarer sein werden als der hinkende uud wenig aufrichtige Friede, in welchem die europäischen Gelehrten bis zum Tage als der große Krieg sie überrascht, lebten.

Georges Clemenceau hat sich selbst nicht bemüht, sondern seinen Sekretär, Jean Marte, antworten lassen.

Mons. Clemenceau glaubt den Augenblick, an die Wiederaufnahme der internationalen Verbindungen zu denken, noch nicht für gekommen. Frankreich diene der Zivilisation und den „geistigen Interessen" am besten, indem es siege. Dem widme es seine ganze Seele.

(Die deutschen Antworten beabsichtigen wir im nächsten Heft zu bringen.)

Digitized by Google

Friedrich Oſtendorf †.

Ein Kommersabend in der Berliner Philharmonie. Karl Schäfer, der bedeutende Berliner Architekturlehrer, wurde weggefeiert, weil er einen Ruf an die Karlsruher Hochſchule angenommen hatte. Die Luft war voll von Begeiſterung, von Bierdunſt und Tabakrauch. Lieder und Umtrunk wechſelten mit Reden. Ich feierte Schäfer, namens ſeiner Schüler, als Romantiker und glaubte meine Sache recht gut gemacht zu haben. Da ſtieg am andern Ende des Saales ein langer, dünner Menſch mit wallendem Blondhaar und rötlichem Vollbart auf den Tiſch und wetterte mich in Grund und Boden. Wie man ſo blödſinnig ſein könne, Schäfer einen Romantiker zu nennen und mit Leuten wie Carl Friedrich Leſſing in einen Topf zu werfen. Schäfer ſei ein ideal gerichteter Realiſt. Ich wurde ganz kleinlaut, ging zu dem Redner hin uud ſtellte mich ihm vor. Oſtendorf. Es wurde ein langer Abend bis in den Morgen hinein, dem noch viele lange und ſchöne Abende folgten durch manche Jahre.

An einem ſtrahlenden Morgen, vor vierzehn Tagen, brach ich mit Freunden im Auto auf, um Oſtendorf in der Front zu beſuchen. Wir fuhren über Courtrai und Lille nach . . . . . Hinter Lille hörte man fernen Kanonendonner durch die klare Nachmittagsluft von Weſten herüber dröhnen. Sonſt kaum ein Anzeichen von Krieg; nur Feldgraue aller Waffengattungen, Sanitäts- und Proviantkolonnen auf den Wegen und in den ſonntäglichen Dörfern, aber die Acker beſtellt und die Einwohner friedlich zwiſchen den Soldaten. Wir fuhren in . . ein. Ich rief einen Grenadier von Oſtendorfs Regiment an und fragte nach der Wohnung des Führers der erſten Kompagnie.

„Iſt vor drei Tagen gefallen", lautete die Antwort. Wir lenkten zum Kaſino des Bataillons, einer unſcheinbaren Kneipe im Schatten der hübſchen Kirche. In das dunkle Treppenhaus, wo wir warteten, erklangen durch die Tür ſehnſüchtige Weiſen eines Streichtrios. Ich ließ mich beim Major melden. Eine elegante, militäriſche Erſcheinung trat heraus und gab Auskunft. Bei einem nächtlichen Sturmangriff auf die Lorettohöhe, der verlorengegangene Schützengräben zurückerobern ſollte, war Oſtendorf einem Zuge ſeiner Kompagnie vorausgeeilt und als erſter in den angegriffenen Graben geſprungen. Hier hatten die feindlichen Kugeln ihn erreicht. Ein hinter ihm ſtürmender Sanitätsſoldat hatte ſich über den Hingeſunkenen gebeugt, um ihm zu helfen, fand ihn aber ſchon leblos. Kameraden Oſtendorfs gaben uns noch Einzelheiten. Auf ihren Geſichtern lag leiſe Trauer, über ihrer Stimme lag ein ſchwebender Flor.

Hinaus nach dem kleinen, dicht beſtellten Gottesacker. In einer engen nüchternen Totenhalle ſtanden zwei ſchlichte Holzſärge, der Heimholung harrend. Einer von ihnen trug das einfache Holzkreuz, das unſere Soldatengräber draußen ſchmückt. Darauf: „Friedrich Oſtendorf, Führer der erſten Kompagnie des 2ten Regiments, gefallen am 16./17. März 1915." So nahm ich Abſchied von Oſtendorf und einer über zwanzigjährigen Freundſchaft.

Der Mann, den ſie nun heimfahren, um ihn in deutſcher Erde zu begraben, war ein ganz ungewöhnlicher Menſch, nicht allein in dem, was er geleiſtet hat und noch zu leiſten verſprach, vor allem als ſchöner, innerlich wie äußerlich ſchöner Menſch

Digitized by Google

und als reiche, strebende Persönlichkeit. In seinem Blut wie in seinem Wesen war der Westfale mit dem Rheinländer gepaart. Vom Westfalen hatte Ostendorf die Geradheit und fast starre Aufrichtigkeit, die Gründlichkeit der Forschung und die Unbestechlichkeit in der Folgerung, vom Rheinländer hatte er das fröhliche Herz, die Lust am Dasein und die Anmut der Sitten.

Ostendorf ist 1871 in Lippstadt geboren. Dort wuchs er auf in einem Elternhaus, das nach dem frühen Tode des bedeutenden Vaters von der kraftvollen und regsamen Mutter geführt wurde, in dem alle geistigen Fäden der Welt zusammenliefen, in dem Frohsinn und Humor eine souveräne Rolle spielten. Unter der strengen Kunstweise, wie sie in diesem Winkel Westfalens, in Lippstadt, in Paderborn, Soest und Münster den Stempel des dortigen Volksschlages trägt, bildete sich in dem früh für seine Kunst Entschlossenen ein sehr hohes und kraftvolles Baudeal aus. In jener Gegend besitzen sogar die kleinsten Gemeinwesen fast verwunderlich große Gotteshäuser. Sie zeigten dem staunenden Knaben bereits die befreiende, beseligende Wirkung einfacher, erhabener Raumgedanken, die für seine ganze Richtung in Bau und Lehre bestimmend geworden ist.

Ostendorfs erste Studienjahre in Stuttgart und Hannover hatten den Rheinländer in ihm frei gemacht, aber ihm keine volle Befriedigung in seinem Fach geschaffen. Etwas Ungeklärtes, Ungefundenes lag in ihm, das ihn zu literarischen und philosophischen Studien und Gedankengängen trieb. Als es Zeit war, an Examina zu denken, kam er mehr, um sein Studium äußerlich abzuschließen, als weil er sich neue Anregungen versprach, nach Berlin und fand dort Karl Schäfer tätig. Das war der Meister, wie er ihn gebraucht und innerlich vermißt und gesucht hatte, viel wissend, theoretisch aufbauend, schwungvoll als Künstler und Mensch, klar in seinem Vortrag, wie in seinen Zielen. Der Westfale ging zu dem Katten in die Schule und erwarb von ihm sein Bestes. Unter den Strahlen dieser neuen Sonne fiel alles von Ostendorf ab, wogegen sich in ihm seit Jahren schon ein halbbewußter Widerspruch geregt hatte, dem er nicht zu begegnen wußte, die spielerische Auffassung der Architektur als Kunst, die gewaltsame Sucht nach der Sensation, die Anbetung des Formalen. Wie Ostendorf ein Schüler Schäfers wurde, so ist er es geblieben, nicht nur in der Anhörung, sondern auch in der vom Meister selbstverlangten Kritik seiner Lehre. Auf Schäfers Anregungen fußend, hat er Neuland der Baukunst gefunden, oder richtiger: verlorengegangene Provinzen zurückerobert.

Sein äußeres Lebensbild vollzog sich in ruhigem Aufstieg; nachdem er sich kurze Zeit als Privatarchitekt versucht hatte, wurde er im Ministerium der öffentlichen Arbeiten beschäftigt, erhielt dann einen Ruf als Lehrer mittelalterlicher Baukunst an die neue Hochschule zu Danzig und wurde schließlich Schäfers Nachfolger auf dessen Lehrstuhl in Karlsruhe.

Die Gedanken über Baukunst, die, in der Heimat gezeugt, in Ostendorf schlummerten, verlangten von einem so ernsthaft Strebenden, nachdem sie unter Schäfers Einfluß in ihm geboren waren, ihre Nachprüfnng und Berichtigung, ihre Bereicherung und Vertiefung im Studium der Baukunst früherer Geschlechter. So zog Ostendorf, seit er sein Hochschulstudium hinter sich hatte, mit Skizzenbuch und Zeltstock alle Jahre bis zu seinem Tode durch die deutschen Lande, durch Frankreich und Italien. Er gab sich erst dem Genuß widerspruchslos hin, dann aber setzte

Digitized by Google

sein Forschertrieb und seine historische wie künstlerische Kritik ein. Er verfolgte baugeschichtlich, technisch die Entstehung der Werke, dachte die Gedankenreihen der Erbauer nachschaffend in sich durch und hielt alles Wesentliche in meisterhaften Maßskizzen und knappen Aufzeichnungen fest. Daneben studierte er die Meister der Theorie und stellte sich eine mustergültige Bibliothek aller wertvollen Werke der Weltliteratur über Baukunst zusammen. So schuf er sich mit nimmermüdem Fleiß ein Arsenal von stets bereiten Waffen gegen Oberflächlichkeit, Unwissenheit und Wortaberglauben, das er schneidig zu handhaben wußte. Sich selbst aber baute er ein Kunstideal, das ihm nun nicht mehr eine Gefühlssache, sondern ein Wissen war. Das Wesen der Baukunst war für Ostendorf das Streben nach der Gestaltung und Ausgestaltung des Raumes, ob es sich um einen Innenraum handelte, ob um einen Hof, einen Garten, einen Platz, eine Straße, eine Stadtanlage. Daneben galt es eine künstlerische Gruppierung von Räumen in ihren Gebrauchsbeziehungen, in ihren ästhetischen Steigerungen, je nach Art und Wesen des Baus. Was er aber bei dieser Gruppierung der Räume streng forderte, war das Organische in Beziehung auf praktische Nutzbarkeit und Wirkung.

Obenan für jede Art der Gestaltung stand ihm der künstlerische Gedanke, aufgebaut auf den praktischen Forderungen des Bauplatzes und seiner Umgebung, des Programms, der Mittel und des Materials, stand jener Zeugungsakt, in dem das innere Bild des Bauwerkes, des Raumes oder Platzes als fertige Vorstellung im Haupt des Künstlers entspringt. Er ließ Vorarbeiten und Skizzen bis zu diesem Augenblick als notwendige Voraussetzung der Klärung gelten; aber er legte den ausschlaggebenden Wert darauf, daß die Erscheinung nicht mühevoll auf dem Papier erzeichnet, sondern aus einem glücklichen Augenblick des inneren Gesichts entstanden war. Was geistig nicht vorstellbar ist, so lehrte er, das ist auch, in die Wirklichkeit übersetzt, nicht als Gedanke faßbar. Was nicht für den Betrachter alsbald zu begreifen ist, das kann nicht zur künstlerischen Wirkung kommen. Denn Kunst ist Wirkung. Je klarer und unmittelbarer ein Gedanke, wie er entstanden ist, sich dem Beschauer einprägt, um so stärker, tiefer und nachhaltiger ist die Wirkung. So kam Ostendorf von selbst auf die größte Einfachheit des künstlerischen Gedankens als letztes Ziel des Schaffens, die Voraussetzung alles Wirkens. Ob man den Parthenon, die Cheopspyramide, das Pantheon, die Hagia Sophia, den Palazzo Pitti, die Peterskuppel oder das Berliner Schloß betrachte, immer springe die fast selbstverständliche Einfalt des Gedankens ins Auge. Nicht in der wilden Häufung von Motiven sahen die großen Meister der Vorzeit ihre Aufgabe, sondern in der eindringlichen Betonung eines einzelnen, kraftvollen Baugedankens.

Diesen Maßstab legte Ostendorf an alle Kunst der Vergangenheit wie der Gegenwart. Er ward auch das Leitmotiv seines Hauptwerkes: Sechs Bücher vom Bauen, eine Theorie des Entwerfens, wovon bisher nur ein Drittel erschienen ist. Bei seiner Abfassung schwebten ihm die Werke der Kunsttheoretiker des 16. und 18. Jahrhunderts vor; auch der Karlsruher Weinbrenner unvergänglichen Angedenkens mag seinen Anteil an der Geburt des Werkes gehabt haben. Gleichwohl stellte sich Ostendorf die Aufgabe anders. Hatten die alten Theoretiker die Doktrinen Vitruvs und seiner Schüler durch die Jahrhunderte mehr oder weniger variiert, so schrieb Ostendorf von seinem Grundgedanken ausgehend ein Lehrbuch, das zunächst zu den

Digitized by Google

theoretischen Quellen hinabstieg und sich von nichts Überliefertem abhängig machte, obwohl es auf der Überlieferung stand. Die alten Theoretiker setzten die handwerklichen Begriffe und die Überlieferung einer gesunden, nicht literarisch verbildeten Anschauung voraus. Der Wirrwar der gegenwärtigen Kunstschöpfung veranlaßte Ostendorf tiefer zu graben, um dem Bau seiner Lehre ein gesunderes Fundament zu schaffen, als er es in den Köpfen seiner Zeitgenossen zu finden glaubte. Die beste Anregung mochte er aber seiner Lehrtätigkeit danken. Sie mochte ihn auf die Frage geführt haben, was in seiner Kunst lehrbar sei. Und er faßte den Kreis des Lehrbaren sehr weit. Ihm erschien nicht die Züchtung von Genies der Sinn der Lehrtätigkeit, sondern die Erziehung eines künstlerischen Mittelstandes auf handwerklicher Basis. Darin schien ihm eine Gewähr für eine gute Durchschnittsleistung und ein Schutz zu liegen gegen die Verrohung des Geschmacks, die wir einer Auslieferung des Baugewerbes an verwirrte, ununterrichtete und nur nach Sensation strebende Köpfe verdanken. Talente und Genies würden sich je nach ihrem Ausmaß aus diesem Niveau erheben. Er wies dabei auf die gute Durchschnittsleistung vergangener Jahrhunderte hin, die vielfach nicht über das handwerklich Tüchtige hinausgewachsen sei, doch stets wenigstens Erfreuliches und Verständiges, selten Abwegiges geschaffen habe. Darin liege die Freude, die wir an alter Architektur, auch in ihren unscheinbaren Beispielen hätten. Heute sei das Umgekehrte der Fall. Jeder Baugewerksschüler, jedes noch so kleine Talentchen meine das Recht auf eigene Wege zu haben, statt sich einer Gesamtleistung seiner Zeit bescheiden einzuordnen. Auch das Genie früherer Jahrhunderte sei aus der Kunstübung der eigenen Zeit erwachsen, habe sich ihr nicht entgegengestellt, sie selbst vielmehr nur höher geführt. Denn die grundlegenden Baugedanken, gleichgültig welcher Art, bildeten eine fortlaufende Kette der Entwickelung, die, nur durch Zeitströmungen hier- und dorthin gezerrt, doch stets Glied an Glied gehangen habe.

Diese ebenso klare, wie bescheidene Art seiner Lehre war es denn auch, die Ostendorf zu einem so hervorragenden Bildner der akademischen Jugend machte. Aus eigener Erfahrung wußte er, was die Jugend braucht und will. Er lehrte sie nicht antik bauen, mittelalterlich bauen, Barock oder Renaissance bauen; er lehrte sie, worauf es ankam, das Bauen überhaupt und überließ jeden seinen besonderen Neigungen. Er gab der Jugend das Brot des Verständlichen, weit Durchdachten und klar Aufgebauten, statt der Steine der Doktrin und des fossilen Formalismus. Er lehrte Geschichte, d. h. Entwicklung; er lehrte den Organismus, d. h. die Lebensfähigkeit; er lehrte die Keime, d. h. die Zeugungskraft. Dabei war er unerbittlich in seinem Urteil. Das gewann ihm die Achtung der Jugend. Er war schwungvoll in seiner Begeisterung für die Sache; das gewann ihm ihre Seelen. Er war menschlich frei und teilnehmend; das gewann ihm ihre Herzen. So war er seinen Studenten mehr als nur ihr Lehrer. Er, innerlich von unverwüstlicher Jugend, ward jedem seiner Schüler Freund und Berater. Am wohlsten fühlte er sich, wenn er mit seinen Studenten arbeitend, erläuternd, belehrend, plaudernd und zechend durch die alten Kunststätten Deutschlands zog. Wie ihm die alte Kunst Lehrmeisterin geworden, so pflanzte er die Liebe zu ihr in das Herz jedes seiner Hörer. Dazu brachte er das besonders die Jugend Bestechende, eines schönen Äußeren mit, die schlanke Gestalt und den jugendlich schönen Kopf

Digitized by Google

mit den sprechenden Augen, die jede Regung seiner Seele vom heftigsten Zorn bis zum kindlichen Lachen widerspiegelten. Ihn ansehen, hieß die Vorgänge seines Innern miterleben. So zeigte er seinen Schülern neben Kunst und Leben in sich selber ein reifes, veredeltes, reiches Menschentum.

Für Ostendorf war die wissenschaftliche Forschung die Vorbereitung zur Lehre, die Lehre die Vorbereitung zum Bauen, wie für seine Schüler, so für sich selbst. So baute er, wie er lehrte. Das Physikalische Institut der Universität Heidelberg, das Haus Krehl, das badische Finanzministerium, die Karlsruher Gartenstadt, sein eigenes Heim, sie sind Belege gewesen für seine Lehren, sind Beispiele geworden für seine Schüler und sein Werk. Nur zu wenig bot sich Ostendorf Gelegenheit, bauend zu lehren. Manches hätte er durch die Tat klarer noch und überzeugender erweisen können, als durch das Wort.

Obschon er das Wort wenig achtete, ist, ein trübes Verhängnis, sein Lebenswerk mehr ein gesprochenes, geschriebenes und gelehrtes, als ein gebautes. Und eines ist er uns besonders schuldig geblieben, das er in sich erwog und vorbereitete, die Geschichte der Baukunst, von einem schaffenden und verstehenden Künstler geschrieben. Manche Kapitel daraus hat er schon veröffentlicht, so Studien über die Entstehung der gotischen Baukunst, die Geschichte des mittelalterlichen Schlosses und die Geschichte des gotischen Dachwerks, in denen er ein umfassendes Wissen mit einer überraschenden Sicherheit in der Schlußfolgerung verband.

Als es Krieg ward, da litt es Ostendorf nicht mehr in den verödeten Hörsälen der Karlsruher Hochschule. Obwohl er bereits zum Landsturm gehörte, suchte und erreichte er seine alsbaldige Einstellung in ein aktives Regiment. Wie er sich immer, bei aller inneren Bescheidenheit als Beispiel empfand, so wollte er seinen Schülern und seinem Lande ein Beispiel von Tapferkeit und Selbstaufopferung geben. Das war ihm, der aus dem Vollen empfand und lebte, nur in vorderster Reihe denkbar. Er hat seinen Lehrberuf mit seinem Leben besiegelt. Ahnungsvoll hat dieser Kämpfer vorausgesehen, daß es seinen letzten Kampf galt. So ernannte er vor seinem Abmarsch die Vollstrecker seines literarisch-künstlerischen Testamentes, stellte ihnen sein Material zur Verfügung und bat sie, sein Werk zu vollenden. Ahnungsvoll klangen auch seine Briefe aus dem Schützengraben, als ob er das Verhängnis um sich fühle. Nur eines machte ihm Sorge; er wünschte nicht von einem berstenden Schrapnell oder einer heimtückischen Mine den Tod zu finden. Ahnungsvoll traf ihn jener Befehl zum Sturm. Bevor er ihn antrat, verteilte er alles, was er besaß, an seine Leute. So fiel Ostendorf, und mit ihm alles, was sich in Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, Hoffnungen und Erwartungen auf ihn stützte. So gingen Keime unter, menschliche, künstlerische, die noch Unendliches versprachen, weit über den Kreis der Baukunst hinaus.

Seine Grenadiere haben ihn bei Nacht zurückgetragen und in den Sarg gebettet, fassungslos über den Verlust des geliebten Führers, ohne zu wissen, was sie an Menschheitsbesitz verloren hatten. Wenn Ostendorf in einem Berufe fiel, der nicht der seine, der ihm innerlich fremd, aber eine selbstgewählte, edle Pflicht war, so ist er doch gestorben, wie er gelebt, als Vorkämpfer, als Sieger, als Tatenmensch; er ist gestorben für das, was er als Höchstes empfand, die Schönheit und Kraft deutschen Bodens, Wahrheit und Recht. Hermann Dernburg.

Digitized by Google

Ludwig Schittler †.

Eben höre ich, daß Ludwig Schittler, der Gründer und Leiter des Wunderhorn-Verlages, in Frankreich gefallen sei. Wenn es mich drängt, an dieser weithin sichtbaren Stelle zum Andenken Schittlers ein paar Worte zu sagen, so geschieht es, weil die Art seiner Persönlichkeit, seines Wirkens und Wollens und seines frühen Opfertodes etwas so Wehmütiges und doch herzerquickend Klares und Aufrechtes und in all ihrer männlichen Innigkeit so ganz Deutsches hat. — Vor fünf Jahren lernte ich Schittler als Zweiundzwanzigjährigen kennen. Er hatte damals gerade mit seinem Musikverlag begonnen und bat mich, dessen künstlerische Ausstattung zu übernehmen, die ihm im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Spezialkollegen ganz besonders am Herzen liege. Nie ist ein Verlag mit hingebenderer Liebe zur Sache, mit vollerem Idealismus gegründet, und, was mehr heißen will, unbeirrbarer in gleichem Sinne geführt worden. Trotzdem Schwierigkeiten und Mißerfolge, wie nicht anders zu erwarten war, von allen Seiten, wieder und wieder dem jungen Unternehmen erwuchsen. Wie oft hatte ich da Gelegenheit, die geduldige Güte, die unbestechliche Sachlichkeit und die feste Treue zu sich und dem, was er als gut und richtig erkannt hatte, bei Schittler zu bewundern. Und das gibt dem jungen Verlag, dessen Physiognomie nach keiner Seite noch voll bestimmt ist, dennoch schon ein besonderes Gepräge und hebt ihn hervor aus der großen Anzahl neuerer Unternehmungen ähnlicher Art. Eine eigentliche Parteistellung nahm der Verlag nicht ein, wohl aber liebte er das Besondere und zog verborgene, daher auch wenig bewanderte Pfade den belebteren Straßen vor. So ließ er sich die Pflege der süddeutschen romantischen Richtung angelegen sein, die durch die Namen Schmid, Haas, Weismann u. a. gekennzeichnet ist; so bemühte er sich vor allem um die Wiedererweckung der vielfach vergessenen wundervollen Meister des italienischen Barock: Pergolesi, Vivaldi und des innerlich dazugehörigen Friedemann Bach. Für diesen trat er zur Feier seines 200. Geburtstages noch besonders durch die Veranstaltung eines zweiabendlichen Musikfestes ein, dessen Zustandebringen und vortreffliches Gelingen ihm viel Mühe und Opfer gekostet und beschämend wenig Erfolg eingetragen hat. — Über die musikalischen Qualitäten der Werke und Neuausgaben des Verlages zu urteilen, steht mir ebensowenig zu wie über deren künstlerisches Gewand. Aber viele, die in dieser wie jener Hinsicht als Fachmänner gelten, fanden die Leistungen des Verlages gut und zum Teil außerordentlich und waren überzeugt, daß er die Voraussetzungen in sich trage, sich im Fortschreiten auf dem angedeuteten Wege eine eigene und bedeutsame Stellung zu schaffen. — Von Plänen Schittlers sind mir vor allem zwei im Gedächtnis geblieben: Die Schöpfung einer musikalischen Volksbibliothek in einer sehr originellen Form und die Gründung einer Vierteljahrszeitschrift, die die Gedanken und Bestrebungen des Verlages und seiner Mitarbeiter in weitere Kreise tragen sollte. — Aber nun ist Schittler tot, und ein echter Idealist, ein starker, ehrlicher Wille und für die, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen, ein liebenswerter und bedeutender Mensch sind mit ihm dahingegangen. Daß aber ein Mensch seiner Art, wenn freilich auch nicht in dieser Stärke und Rundung, so doch in der grundlegenden Anlage, typisch nicht nur war sondern noch immer ist für uns Deutsche: das darf uns den Trost geben, daß auch sein teures Blut nicht umsonst geflossen sei. **Emil Preetorius.**

Digitized by Google

Franzosen-Briefe.

Die folgenden drei Briefe hat ein im Felde stehender Freund unserer Zeitschrift bei einem gefallenen Franzosen gefunden.

Cranches, ohne Schützengraben, Feuerlinie.

Lieber Ferdinand!

Endlich habe ich Deinen reizenden Brief erhalten, der, wie Du Dir denken kannst, mir sehr willkommen war. Ich bin glücklich, euch ebenfalls alle beide bei guter Gesundheit zu wissen. Ich selbst befinde mich ebenfalls ausgezeichnet. Tatsächlich, wie ich Dir schon mitgeteilt habe, erhalte ich nicht das Geringste von euch beiden und ich versichere Dir, daß ich immer an euch denke. Ich schreibe euch jede Woche. Wann werden wir denn das Glück haben, euch alle wieder zu sehen, diese Frage ist in aller Mund. Wie ich Dir mitgeteilt habe, haben wir die Stellung gewechselt und sind jetzt in der Oise (d. h. im Departement Oise) zwischen Tracy le Mont und Vic an der Aisne. Als Mitrailleurs (Maschinengewehrmannschaft) befinden wir uns auf 12 Tage in den Schützengräben, aber wir machen nur zweimal je 6 Tage, denn wir sind zwei Mannschaften, eine ist in der Front, die andere zwei Kilometer dahinter. Wenn die 12 Tage vorüber sind, kommen wir für die gleiche Zeit nach Vic. Wir haben es ruhiger als in einer Kompagnie. Ich glaube sogar, daß ich zum Geschützführer befördert werde, und werde Dich darüber auf dem Laufenden halten.

Was die Angelegenheit von Crouy betrifft, so bin ich noch immer ohne Nachricht von dem armen Ja..(?); seine Frau hat mir diese Woche geschrieben, ich muß leider an ein Unglück glauben.

Gleichzeitig mit Deinem Brief habe ich eine freundliche Karte von M. Billaz erhalten, der bei bester Gesundheit ist.

Wie Du mir schreibst, lieber Freund, ist die Gegend, wo Du Dich jetzt befindest, nicht so angenehm, wie die Aisne und die Kameradschaft ist nicht so gut wie beim 352sten. Aber Du mußt Dich noch glücklich schätzen, diesen alten Ginet wieder gefunden zu haben, von dem ich ein paar Zeilen erhalten habe, für die ich ihm bestens danken lasse, laß ihn meinen Brief lesen, denn ihr seht euch doch noch oft, wenn ihr auch nicht in derselben Kompagnie seid.

Wo befindet ihr euch gegenwärtig? Nach den Zeitungen habt ihr oft Kämpfe zu bestehen. In unserer Stellung ist es sehr ruhig. Wir sind als Maschinengewehrmannschaft in 200 Meter Entfernung vom Feind, aber es gibt Kompagnien, die nur 15 Meter entfernt sind und wir haben ein trauriges Schauspiel. Erinnerst Du Dich an den Angriff vom 12. Nov. bei Bucy? Er hat an einer gewissen Front stattgefunden. Seit jenem Tage sind noch ungefähr 80 Mann vom 60sten übrig und es ist unmöglich, hinzugehen. Ich weiß nicht, ob Du es gehört hast. Wir mußten in der Champagne angreifen, es waren dort 10 Armeekorps = 400000 Mann. Aber der Angriff ist mißglückt und wir haben 40000 Mann dabei verloren. Wann werden denn alle diese Leiden ein Ende nehmen? Ich habe genug von diesem Leben in den Schützengräben. Wir müssen noch viel Mut und Geduld haben, um zum endgültigen, aber teuer erkauften Sieg zu gelangen.

Digitized by Google

Nun, lieber Freund, will ich schließen und hoffe, daß mein Brief euch bei guter Gesundheit finden möge. Empfangt meine besten Grüße und schreibt mir von Zeit zu Zeit, das freut mich immer sehr. Léon Loucin.

352. (Regiment) 6. Maschinengewehrabteilung.
Post-Sector 40.

Brignais 31. März 1915

Mein lieber Ferdinand!

Schon lange wollte ich an Dich schreiben da ich aber doch das Briefschreiben nicht richtig kann habe ich es immer wieder gelassen.

Lieber Ferdinand welch große Freude ist das wenn ich Nachricht von Dir bekomme. Ich denke wirklich an Dich Tag und Nacht und ich habe einen sehr traurigen Winter durchgemacht in Gedanken an Dich in diesen Schützengräben in Frost und Regen Du kannst glauben ich schlafe die ganze Nacht nicht Du mußt sehr müde sein. Schon acht Monate ist es her man muß euch doch einmal ausruhen lassen und soll die nehmen, die hinten sind. Das ist doch nicht richtig daß immer dieselben kämpfen müssen von Anfang an. Ich kenne einen der ist Soldat in Lyon von Anfang an er geht alle Abend nach Hause in sein Bett und geht morgens wieder fort und zwei andere haben immerzu Urlaub und sie werden auch gar nicht wieder geholt und sind doch auch Soldaten und unsere Nachbarn in Grenoble sind auch immer in Urlaub und in Voreppe sind welche die sind auch die ganze Zeit da. Das ist doch nicht in Ordnung daß ihr euch für solche Leute opfert. Welcher schreckliche Alpdruck dieser verfluchte Krieg der gar nicht aufhören will.

Margarete geht's sehr gut das ist eine sehr tapfere und tüchtige Frau wir tun für sie alles was wir können Dein Vater geht Samstag hin und nimmt ihr wieder etwas mit.

Lieber Ferdinand wenn ich das Glück habe und Dich gesund und munter wiedersehe das wird für mich der schönste Tag meines Lebens. Sieh nicht hin wie schlecht mein Brief geschrieben ist es macht mir solche Freude an Dich zu schreiben gib bald wieder Nachricht.

Adieu lieber Ferdinand es küßt Dich zärtlich

Deine Mutter.

Brignais, 13. April 1915

Mein lieber Ferdinand!

Deinen Brief vom 2. ds. Mts. habe ich gestern erhalten und wir haben die Beschreibung jenes schrecklichen Kampfes nicht ohne tiefe Ergriffenheit gelesen. Unsere Befürchtungen sind nun etwas zerstreut worden, da uns immer noch der Schimmer einer Hoffnung auf Deine baldige Rückkehr geblieben ist. Aber wäre es nach diesem blutigen Ereignis nicht gerecht, daß man euch eine lange Ruhe gewährte, die Ihr durch euren Opfermut und unermüdliche Hingebung wohl verdient hättet? Ist es nicht herzzerreißend, zu konstatieren, daß unsere Befehlshaber euch seit 9 Monaten immer wieder dem Tod in die Arme treiben

Digitized by Google

während 100,000e seit Beginn der Mobilmachung unbeweglich und untätig gehalten werden? Nennt man das Gleichheit der Pflicht? Seid Ihr denn verurteilt, geopfert zu werden um die Haut derjenigen zu beschützen, die während der ganzen Dauer des Krieges auf den Straßen spazieren gehen? Was bedeutet denn dieser Zustand? Was soll man von dieser unbegreiflichen Parteilichkeit denken? Diese Frage wird immer dringender und ist schon wiederholt in der Kammer und vor dem Senat zur Sprache gebracht worden. Zahlreiche Briefe von der Front sind an Abgeordnete und Senatoren gerichtet worden und haben den Gegenstand mehrerer Interpellationen gebildet. Aber der Minister beschränkt sich auf dasselbe ewige alte Zeug, welches ebenso bedeutungslos wie unbestimmt lautet, wie z. B. die Frage befindet sich in Untersuchung u. dergl. Nachdem sie nun schon so lange untersucht wird, worauf wartet man denn noch, um sie einmal zu lösen? Wenn die Lösung ewig dauert, ist die Frage also unlösbar, was der gesunde Menschenverstand aber nicht einsehen kann. Man muß also annehmen, daß es sich nicht um eine Frage handelt, sondern um eine offenkundig fest beschlossene Sache, welche Proteste zu veranlassen beginnt und die, wenn keine Änderung eintritt, die öffentliche Meinung ernstlich erregen wird. Diese unbegreifliche und unentschuldbare Anomalie wird schließlich absolut verdächtig und skandalös. Als ich am 3. April von Margarete zurückkam, habe ich in einem Kaffee an der rue Berthelot die folgende Unterhaltung mit angehört: „Unsere Armee ist in zwei Lager geteilt, die einen sind bestimmt, sich töten oder verstümmeln zu lassen, die andern genießen fern von der Gefahr Vergünstigungen und Privilegien. Ihre Aufgabe, das Vaterland zu verteidigen, besteht darin, Bockspringen zu spielen, Kugelspiele zu machen oder das Pflaster in den Straßen zu treten, was nicht so heldenmütig ist wie den Feind zu bekämpfen, aber dafür viel weniger gefährlich. Wenn dann der Krieg zu Ende ist, nachdem sie sich die ganze Zeit hindurch auf den Boulevards im Landaufenthalt befunden haben, kehren sie heil und gesund nach Hause zurück, wie feine Herren, die aus dem Bad heimkehren und dann wird man sagen: Das sind die Tapferen!" — Ich verteidige oder billige die Desertion nicht, aber wenn unter solchen Umständen jemand sich wundert, daß arme Teufel das Schlachtfeld verlassen und sich nicht opfern wollen, um andern als Schauspiel zu dienen, die, da sie genau so Soldaten sind wie jene und demnach keinen Grund haben, vom Kampf und von der Pflicht dispensiert zu werden, — so ist die Verwunderung ein schwerer Irrtum.

Ich denke, daß ihr gegenwärtig, wo ich schreibe, im Quartier sein müßt, aber es wird sicher nicht lange dauern, denn man wird euch nicht viel Erholung gönnen. Ihr müßt wohl oder übel den durch Befreiung vom Dienst Begünstigten, den in andauerndem Urlaub befindlichen Schwänzern und Bummlern als Schild und Schutzwehr dienen. Diese Herren sind unverwundbar, ihr Platz ist nicht auf dem Schlachtfeld. Es ist ganz einfach idiotisch und empörend. Ich schicke Dir diesen Brief zur Sicherheit „Eingeschrieben" und lege eine Anweisung über 20 Frs. bei. Lasse bald von Dir hören und möge die Vorsehung Dich Deiner Familie und Deiner jungen Frau erhalten. Wir küssen Dich herzlichst. Dein Vater.

Digitized by Google

Französinnen-Briefe.

Wir verdanken die nachstehenden Briefe dem Oberstabsarzt Dr. Hans von Pezold, der fast seit Kriegsbeginn in den Argonnen tätig ist. Die deutsche Besatzung hatte so gut für die Zivilbevölkerung gesorgt, daß denjenigen, die (durch Baden und die Schweiz) nach Frankreich abgeschoben werden mußten, der Abschied schwer wurde. Zwei dieser Abgeschobenen haben die nachfolgenden Briefe geschrieben; Pauline ist 19, Alberte 16 Jahre alt. (Die Schreibweise entspricht genau der der Originale.)

Lespinasse le 18 mai 1915.

Monsieur le Capitaine

Je ne sais comment m'exprimer pour vous remercier du plaisir que vous m'avez fait en vous chargeant de me faire transmettre la lettre de ma petite amie Yvonne; avec quelle joie est surprise agréable, j'ai reçu ces bonnes nouvelles, et aujourd'hui je suis heureuse de pouvoir vous envoyer mes remerciements, ma grande reconnaissance et mon profond respect, auquel ma famille se joint à moi pour vous présenter aussi leurs compliments.

Je suis satisfaite d'apprendre que les habitants de Thénorgues sont toujours sous votre bonne protection, qu'ils vivent dans la tranquilité et en bonne santé.

Je correspond avec mon père qui est toujours en Allemagne avec le père à Yvonne et le père de Melle Fernande qui sont en bonne santé.

Dans l'espoir que ma lettre et celle de Mademoiselle Alberte puisse vous parvenir à bon port. Je vous prie d'agréer Monsieur le Capitaine l'assurance de mon entière reconnaissance, et mes respectueuses salutations.

Mademoiselle Pauline Waline
réfugiée à Lespinasse par St. Jay (Hte Garonne).

Lespinasse le 18 Mai 1915.

Monsieur le Capitaine,

Melle Pauline vient de m'informer le reçu de votre lettre qu'elle vient de recevoir le 17 mai; je m'empresse de vous faire réponse à l'instant; sans doute vous deviez trouvez drôle que je ne vous avait pas encore écrit; mais je vous prie de m'excuser car j'avais votre adresse, mais étant précipités dans les trains j'ai perdu un paquet de correspondances dont votre adresse était parmis, et je profite à présent d'utiliser l'adresse dont vous me procurer de nouveau. Comme vous aviez prédit le voyage a été suivant votre parole. Nous sommes arrivé à Rastadtt le 26 Mars c'est une jolie ville beaucoup peuplée et là nous avons passer la journée, la quantine à notre disposition, nous avons touché du ravitaillement en suffisance, nous avons reprit le train à 8h du soir et avons arrivé en Suisse. nous avons vu de beaux pays et le lac des 4 Cantons qui est très joli aussi. Et ensuite nous sommes descendus a Zurik par la simphatie de la croix rouge nous avons été bien reçus et nous sommes entrer en France à Anmasse tout près de Genève le 28 Avril nous avons été visiter le lac de Genève avec les personnes de Thénorgues c'est beau à visiter aussi. Maintenant on nous a dirigé jusque Toulouse nous sommes arrivé a Lespinasse petit village de 200 habitants a 13 km de Toulouse nous nous ennuyons là car cà ne vaut pas son village. Donc j'espère que ma lettre vous parviendra à Thénorgues sans difficulté.

Nous sommes tous en bonne santé et je souhaite que vous soyiez de même, et veuillez accepter de la famille nos bonnes salutations et mes sentiments les meilleurs. Je vous remercie beaucoup de la photographie et je suis heureuse de vous dire que mes petits frères sont en bonne santé et vous envoy le bonjour.

Mademoiselle Alberte Thirion.

Digitized by Google

Die Deutschen in der französischen Fremdenlegion.

Mancher Deutsche mag wohl fragen: Wie geht es unseren verlorenen Söhnen in der Fremdenlegion dort unten in Afrika während des Krieges und was wird nachher aus ihnen werden?

Auf den ersten Teil dieser Frage gibt in der schwedischen Zeitung Dagens Nyheter ein schwedischer Legionär, Sten Lindmark, eine interessante Antwort. Er hat sich, wie so viele andere, aus Sehnsucht nach Abenteuern anwerben lassen und wurde mit dem bekannten Bürgermeister von Usedom, von dem er vieles erzählt, hinübergeschafft. Seine Schilderung vom Leben in der Legion im allgemeinen weicht von denen, die man in der deutschen Literatur gewöhnlich liest, ein wenig ab. So sagt er, die Legionäre haben es gut (? d. R.) und wer sich gut führt, hat nichts zu klagen. Doch sei die Disziplin eine eiserne und die eiserne Faust schlüge oft und hart, manchmal fürchterlich hart, aber äußerst selten ungerecht. Diese schweren Strafen seien durchaus notwendig, um die äußerst bunte Menge in den Schranken zusammenzuhalten. Dabei wendet er sich doch entschieden gegen die französischen Panegyriken und hochstrebenden Phrasen über die Fremdenlegion, welche der Wahrheit nicht entsprechen. Ebenso entschieden tritt er aber den Schauergeschichten englischer Romane entgegen. Von einer offiziellen systematischen Duldung oder Begünstigung von Grausamkeit oder Übergriffen könne nicht die Rede sein. Die Mißstände und das Elend wurzeln in der Zusammensetzung der Legion und in geistigen und moralischen Krebsschäden. Es sei äußerst schwierig, die Proportionsverhältnisse der Nationalitäten in der Legion festzustellen, er glaube aber ein Drittel seien Deutsche. Diese, etwa 4000, Deutsche kämpfen und leiden also jetzt im Dienste ihrer feindlichen Herren. Sie geben nie ihre Nationalität auf, sondern bleiben in ihren Gedanken, Ideen und Instinkten tief, innig und leidenschaftlich Deutsche. Die Äußerungen des Verfassers mögen ein wenig von der franzosenfreundlichen Anschauung der liberalen Presse beeinflußt sein, dürfen aber doch als von einem Neutralen, der das Erzählte selbst erfahren und mit eigenen Augen geschaut hat, Aufmerksamkeit beanspruchen.

Der Umstand, daß fast die Hälfte der afrikanischen Legionäre den feindlichen Nationen angehörten, machte bei der Mobilmachung den französischen Militärbehörden eine durchaus berechtigte Angst. Denn es waren lauter kräftige Willen und Brauseköpfe, die auch nicht zur Friedenszeit vor etwas zurückschreckten. Zudem könnte man eine Massenerhebung der den Franzosen nicht gerade freundlich gesinnten Eingebornen befürchten. Beim Eintreffen des Mobilmachungsbefehls entstand in der Kaserne eine förmliche Panik. Die Tore wurden geschlossen. Eine Wache von 100 Mann wurde hinauskommandiert und erhielt strenge Weisung, beim auch nur geringsten Anzeichen zur Unruhe, energisch und rücksichtslos einzuschreiten. Hin und zurück liefen halbverrückte Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Depeschenboten in einem unbeschreiblichen Durcheinander. Darüber lagerte jene schwüle, aufregende Gewitterstimmung, welche zu den schicksalsschwersten Torheiten aus lächerlichsten und unbedeutendsten Anlässen verleitet. Zum Glück blieb der zündende Funke aus. Ein am selben Abend erlassener Regimentsbefehl

Digitized by Google

trug wohl auch zur Beruhigung bei. Es hieß darin: „In der Legion gibt es keine Nationalitäten. — Franzosen oder Deutsche ist gleich: Ihr alle habt der ruhmvollen Fahne der Legion freiwillig den Eid geleistet. Zusammen habt ihr gelebt, als gute Kameraden auf denselben Wahlplatz gekämpft und gelitten. — Bleibet Kameraden!" Gleichzeitig wurde bekannt gegeben, der geringste Streit nationaler oder politischer Natur würde äußerst nachdrücklich bestraft werden.

In dem erbitterten, leidenschaftlichen Haß gegen alles Deutsche, der beim Kriegsausbruch ganz Frankreich durchwühlte, bleibt doch diesem Lande zu Ehren die vollkommen unparteiische Behandlung der deutschen Legionäre während des Krieges. Schimpfte zum Beispiel einer: „Schmutziger Franzos!" und der andere „Sale Prussien!", so wurden beide auf 60 Tage eingesperrt und mußten zusammen zwei Monate Makedam knacken oder sonstige Gefängnisarbeit ausführen.

Das alles vermochte doch nicht zu hindern, daß es unter der Oberfläche gärte. Als an einem der ersten Kriegstage die beiden deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" die kleine Hafenstadt Bône bombardierten und die Neuigkeit im Lager bekannt wurde, ging es wie ein elektrischer Stoß durch die Deutschen. Das Vaterland war ihnen plötzlich nähergerückt. Mochte wohl dies der Vorbote einer deutschen Invasion in Afrika sein? Würde es ihnen wohl möglich werden, ihren siegreichen Brüdern entgegenzueilen? Wenn auch mit der sicheren Aussicht, als Hochverräter von den eigenen Landsleuten aufgegriffen und erschossen zu werden. Sämtliche phantastischen Siegesfanfaren der afrikanischen Presse (die einzige die ihnen zu Gebote stand) vermochten ihren bergfesten Glauben an den Sieg des Vaterlandes nicht zu erschüttern. Eines Tages erhielt der Verfasser einen charakteristischen in schwedischer Sprache geschriebenen Brief von einem deutschen Legionär. Dieser war ein ehemaliger Ingenieur aus Mecklenburg und hatte als Vertreter einer Maschinenfabrik während vier Jahre Schweden bereist: „Wie steht's mit der Postverbindung zwischen Afrika und Schweden? Können Sie noch Briefe nach Schweden schicken? Haben Sie Zeitungen? Ob alt oder neu ist gleich. Neue hätte ich natürlich lieber gehabt, um etwas über den Krieg zu erfahren. Wie denken Sie über den Krieg? Können Sie mir nicht etwas Neues vom Krieg erzählen? Die Depeschen, welche hier veröffentlicht werden, sind ja die reine Lüge. Immer siegen die Franzosen. Ich weder kann noch will glauben, Deutschland sollte in 40 Jahren vergeblich gearbeitet haben. Es ist einfach unmöglich. Aber sieben Mächte schlagen ja auch auf eine einzige ein. Wir liegen hier in der Marokko-Wüste und langweilen uns nur. Wie viel schöner wäre es doch, in Deutschland zu sein und die Franzosen ordentlich ausklopfen zu können. Kann es wahr sein, daß Deutschland mit verbotener Munition schießt? Daß befohlen worden ist, alles im Wege kurz und klein zu schlagen? Es würde mich freuen, wenn Sie mir den Inhalt der im Lager vorgelesenen Telegramme mitteilen könnten. Wo steht Schweden? Hält es zu Deutschland? Und auf welcher Seite stehen Sie? Für uns Deutsche in der Legion ist dieser Krieg eine sehr traurige Sache. Oran ist ja von den Deutschen beschossen worden? Ist das wahr? Kämen sie nur auch nach Casablanca!! Ich und viele andere Deutsche würden uns sehr freuen." — — — —
So reden und denken alle deutschen Legionäre. Die französische Behörde hat sich

Digitized by Google

auch in kein Sicherheitsgefühl eingewiegt. Viele isoliert und in entlegenen Orten stehenden Kompagnien, deren Mehrheit aus Deutschen bestand, wurden versetzt und mit starken französischen Landwehrtruppen zusammen verlegt. Die Schießübungen mit scharfer Munition wurden gänzlich eingestellt. Offiziell hieß es, die Schießstände müßten ausgebessert werden. Der wahre Grund war aber der, daß man sich nicht einmal bei den Schießübungen traute, scharfe Munition unter einer größeren Anzahl Legionäre zur selben Zeit zu verteilen. Die Gewehre wurden jeden Abend durch eine sinnreiche Schließanordnung an die Wand festgemacht.

Die Bewachung (oder richtiger die Polizei) im Regiment fungierte mit einer nicht ungeteilt angenehmen Präzision. Von Zeit zu Zeit kam es vor, daß sämtliche Habseligkeiten irgendeines Verdächtigen in Abwesenheit des Besitzers durchgesucht wurden. Fand man etwas Kompromittierendes, konnte er, wenn auch nicht immer dem Leben, so doch wenigstens der Freiheit für längere Zeit Lebewohl sagen. So wurde zum Beispiel ein dem Verfasser persönlich bekannter deutscher Legionär namens Wodké Anfang September 1914 als „Spion im Dienste des Feindes" in Casablanca verurteilt und erschossen. Unter solchen Umständen lernte man bald den Mund zu halten. Die kleinste Unvorsichtigkeit konnte die schlimmsten Folgen haben. Schwedische Zeitungen wurden sonderbarerweise unzensuriert durchgelassen. Man hielt wohl das Risiko für gering, da der Empfänger der einzige unter 2000 Soldaten war, der schwedisch lesen konnte. Jedesmal, wenn ein Zeitungspaket eintraf, entstand aber zwischen ihm und ein paar hundert Deutschen, welche ihn umringten, eine förmliche Schlägerei. Man versuchte, ihn mit Versprechungen und Drohungen zum Übersetzen der Kriegsberichte zu bewegen. Berlin als Absendungsort wirkte auf sie wie das rote Tuch auf den Stier. Eine Vorlesung der deutschen Telegramme war jedoch wegen der strengen Aufsicht und Wachsamkeit der Franzosen nicht möglich. Er mußte eine List anwenden und las statt der deutschen die Pariser Telegramme vor, um die Neugierde zu beruhigen.

Zum Schluß wirft er die Frage auf, was nach dem Friedensschluß aus den deutschen Fremdenlegionären werden wird, und sieht sie vor einem Konflikt von tiefer Tragik gestellt. Tragisch, weil er ihm unlösbar erscheint. Wie werden sie wohl von den Franzosen und wie von ihren eigenen Landsleuten behandelt werden? Sie könnten sich wohl in Frankreich naturalisieren lassen. Franzosen werden sie aber niemals werden. Dem französischen Volke, das nie vergißt und selten vergibt, werden sie immer naturalisierte Deutsche bleiben — verhaßte Vertreter einer brutalen „Barbarenrasse". Und in Deutschland nach der Rückkehr, nachdem sie während des Lebenskampfes des Vaterlandes „den Feldzug gegen Deutschland" — campagne contre l'Allemagne, wie es in ihren Militärpapieren stehen wird — mitgemacht haben? —

Was wird aus den „Männern ohne Hoffnung", den Deutschen in der französischen Fremdenlegion, werden? — ohne Vaterland, wurzellos und heimatslos, durch Krankheiten und Entbehrungen gebrochen, durch eine verpestete moralische Atmosphäre vergiftet. Die Frage kann nur Deutschland beantworten. Vielleicht wird ihr Los nicht so ganz hoffnungslos und tragisch? Germania wird auch diesen verlorenen Söhnen eine Mutter sein. E. P. Enewald (Stockholm).

Digitized by Google

Predigt zur Eröffnung des Landtags für Elsaß-Lothringen.

Gehalten am 8. April 1915 in der Kirche Jung St.-Peter zu Straßburg durch Pfarrer D. Hackenschmidt.

Gott ist's, der in euch wirket beide, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen. Phil. 2, 13.

Unsrer guten Stadt Straßburg, unserm Heimatlande Elsaß, dem Reichslande, hat schon mehr als eine Schicksalsstunde geschlagen. Als in der Nacht vom 29./30. September 1681 die Zünfte versammelt waren und über die Lage der Stadt beratschlagten: Vor den Toren der Stadt stand unter Louvois ein Armeekorps von 30000 Mann, die Rheinschanze war bereits in den Händen der Franzosen und damit jede Hilfe von seiten des Reichs abgeschnitten, — als in Betracht dieser Umstände die versammelten Stadtväter keine andre Möglichkeit mehr sahen als die Übergabe der Stadt an Frankreich, — das waren entscheidungsvolle Beratungen. Und als beinahe 200 Jahre später, im Februar 1871, die französischen Abgeordneten den Frieden mit Deutschland durch die Preisgabe von Elsaß-Lothringen beschlossen, das war ein furchtbar ernster Schritt. Aber auch Sie, meine hochverehrten Herren, treten in einer sehr ernsten Zeit zu einer entscheidungsvollen Tagung zusammen. Es ist Krieg, ein Krieg, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat, sowohl in Betracht der ungeheuren Übermacht, gegen die Deutschland und sein Verbündeter kämpfen, als des Hasses, mit dem unsre Feinde gegen uns losgehen. Und wenn es auch dank der Grenzwacht, die fest steht und treu, dem Feinde nicht gelungen ist, tiefer in unser Land einzudringen, Teile desselben hält er besetzt, und an den fortgeschleppten Geiseln läßt er seinen Zorn darüber aus, daß ihm nicht mehr gelungen.

Und dieser Krieg ist zum Teil unsertwegen entbrannt. Männer der früheren Landesvertretung, denen die Wähler freilich zuletzt das Vertrauen entzogen, haben in Frankreich als Zündstoff die Meinung verbreitet, das Reichsland sehne sich nach Befreiung, und im Lande selber als ihre Mission betrachtet, die Unzufriedenheit gegen die Behörden zu schüren. Sollten sie in Ihrer Mitte Nachahmer finden, sollten sich auch jetzt noch solche Stimmen erheben, das wäre Öl in das lodernde Feuer. Der Krieg dauerte fort, denn daß Deutschland sich vernichten läßt wie ein Wurm, daran kann kein vernünftiger Mensch denken, — es würden neue Hekatomben auf den Schlachtfeldern fallen —, für alles das vergossene Blut, das Blut der Söhne unsres Landes würde aber die Zukunft Sie zur Verantwortung ziehen.

Es waren erhebende Tage im August vorigen Jahres, als die Mobilmachung ohne den geringsten Anstand vor sich ging und die junge Mannschaft unsres Landes sich zu Tausenden freiwillig stellte, um Schulter an Schulter mit den Brüdern von jenseits des Rheins gegen die gemeinsamen Feinde zu kämpfen. Es schien, als wäre jetzt das Eis gebrochen und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum großen Deutschen Reich in unserm Volk kraftvoll durchgedrungen. Der Krieg zog sich in die Länge, die Siege verzögerten sich, die Lazarette füllten sich, ein böser Wind wehte über die Vogesen ins Land, Unglückliche ließen sich

Digitized by Google

zum Landesverrat reizen, es geschahen schlimme Ungehörigkeiten, unvorsichtige Äußerungen zogen strenge Ahndungen nach sich, Schwächlinge kamen auf den Gedanken, der Krieg könnte doch anders ausfallen, als wir erwarten, und hielten es für angebracht, sachte den Mantel nach dem Wind zu drehen. In Altdeutschland steigt das Mißtrauen gegen uns, was einzelne verfehlt und verbrochen haben, wird allen zur Last gelegt, und während unsere jungen Männer im Westen und Osten mit ihren Leichen die Schlachtfelder bedecken, redet man von scharfen Maßregeln, die man nach dem Sieg gegen uns ergreifen wird.

Da hilft nur das eine, daß Sie, die Vertreter des Landes, an den Tagen Ihrer gemeinsamen Beratungen, auf welche in ganz Deutschland, ja in der ganzen Welt die Augen gespannt gerichtet sind, *sich in Wort und Tat unzweideutig als deutsche Bürger bekennen*. Hier müssen alle Sondergefühle schweigen, alle vielleicht begründeten Beschwerden zurücktreten, alle Parteigegensätze vorläufig verschwinden, in einem weltgeschichtlichen Augenblick wie dem gegenwärtigen ist völlige Einigkeit und Entschiedenheit allein am Platz. Wie wichtig auch die Angelegenheiten seien, die Ihnen zur Beratung vorliegen, wichtiger ist, daß die Verhandlungen geschehen *im klaren Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem großen deutschen Volk*, das jetzt so todesmutig um seine Existenz kämpft. An dem großen wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung, den das Deutsche Reich seit seiner Gründung genommen hat, und der den Neid der Nachbarvölker erregte, ist auch unser Heimatland beteiligt. Ein Sieg unserer Feinde wäre der Zusammenbruch einer langen, schönen, zukunftsreichen Entwicklung. Mit dem Deutschen Reich steht und fällt unser Heimatland. Finis Germaniae wäre auch finis Alsatiae.

Was die schwere, ja schreckliche Zeit, die wir durchleben, groß macht, ist der Anspruch auf Mannhaftigkeit, den sie erhebt. *Unsere Zeit braucht Männer*. Männer draußen auf dem Schlachtfeld, die nicht bloß furchtlos ins Feuer gehen, sondern auch standhaft im Schützengraben aushalten, und Männer daheim, die, wenn sie reden und handeln, nicht sich bestimmen lassen durch das, was rechts und links geflüstert wird, nicht durch die schwankenden Gefühle ihres Herzens, sondern allein durch das, was sie als wahr und richtig erkannt haben. Solche Männer werden auch Sie sein. Die Kirche, wenn sie ihre Pflicht tut, ist das *Gewissen des Volks*. Die Augenblicke, die Sie in diesem alten ehrwürdigen Gotteshause zubringen, sind nur dann kein Zeitverlust, keine wertlose Formalität, wenn hier Ihr Gewissen geweckt und gestählt wird durch den Hinweis auf die große Verantwortung, die Ihnen obliegt. Sollte in meinen Worten etwas Verletzendes liegen, so bedenken Sie, daß einer der ältesten Geistlichen des Landes zu Ihnen redet, der in jedenfalls nicht ferner Zeit vor seinem Richter erscheinen wird und dann nicht als ein Wächter, dessen Posaune keinen deutlichen Ton gibt, nicht als stummer Hund erfunden werden möchte.

„*Gott ist's, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen*." In genialer Weise löst der Apostel in diesem kurzen und bün-

Digitized by Google

digen Satz das große Problem vom Verhältnis der Religion zur Sittlichkeit. Wollen und Vollbringen sollen wir, d. h. Männer sein, Leute, die sich eine Aufgabe setzen, die sich ein Ziel stellen und, wenn sie die Gewißheit haben, das Ziel ist das richtige, es fest ins Auge fassen, weder nach rechts noch nach links schauen, vor keinen Schwierigkeiten zurückweichen, von keinem Bedenken sich ankränkeln lassen, laufen, aber nicht aufs Ungewisse, fechten, aber nicht bloß die Luft streichen, ihre ganze Kraft dreinsetzen und nicht ruhen, bis sie etwas zustande gebracht haben. Ein solches Wollen und Vollbringen, ein solches energisches Streben wirkt Gott. Wie alles Gute und Schöne, wie jede reine und hohe Begeisterung, jede Tüchtigkeit, jedes sittliche Handeln, so fließen auch sie aus den verborgenen Tiefen der Gottheit. Man kann nicht sagen: Ich will wollen! Man will eben, beseelt und getrieben von einer höheren Macht. Gott will und wirkt in uns.

In der Osterwoche beginnen Sie Ihre Tagung. Noch hallen die Mauern dieses Gotteshauses von den Klängen der Osterlieder. Ostern ist das Fest der Hoffnung, das Fest des Frühlings,

Und bräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Ostern gibt uns die lebendige Bürgschaft, daß das Gute nicht im Grabe bleiben kann, daß keine Höllenmacht das hindern kann, was Gott sich vorgenommen und was er haben will. An Ostern triumphieren wir, wenn wir auch noch mitten im Kampfe stehen: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat. Ostern stellt uns unsern Herrn und Erlöser als den großen Sieger vor Augen. Er trat in der Welt auf, um das größte Werk zu vollbringen, die größte Aufgabe zu erfüllen, die Menschheit mit Gott zu versöhnen, die Macht der Sünde und des Todes zu zerbrechen, auf dieser armen Erde das Reich Gottes zu gründen, er nahm den Willen Gottes auf in seinen Willen, und nun ging er vorwärts, Schritt für Schritt, durch alle Hemmnisse hindurch, unbeirrt durch alle Einwürfe, ungebeugt durch alle Mißerfolge, immer seiner selbst und seiner hohen Bestimmung gewiß, unerschüttert auch im Angesicht des schmachvollen und qualvollen Todes, auch unter dem Wutgeschrei der Menge, auch als die Wellen des höchsten Leidens über seinem Kopfe zusammenstürzten, ein König auch unter der Dornenkrone, vor dem der stolze Vertreter des römischen Weltreichs Ehrfurcht empfand. Wie er gelebt hatte, so litt er und starb, als Mann und Held, Lamm und Löwe zugleich, des Sieges seiner Sache gewiß, mit dem triumphierenden Rufe: Es ist vollbracht! Im Aufblick zu diesem Größten aller Großen, im Bewußtsein, daß Sie als Christen, als evangelische Christen, seine Eidgenossen sind, beseelt von seinem Mut, durchdrungen von seiner Liebe zum Volk, erfüllt von seinem Haß gegen alles Böse, alles Unwahre und Halbe, — so treten Sie an die Arbeit; dann wird Ihrem aufrichtigen Wollen das Vollbringen nicht fehlen, dann wird der Allmächtige unter Ihre Protokolle sein Amen setzen! Amen.

Digitized by Google

Rede bei der Enthüllung des Wildenbruch-Denkmals in Weimar.

Gehalten von Professor Dr. Oskar Bulle, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung.

Inmitten der schweren, aber großen Zeit, die über unser geliebtes Vaterland nach jahrzehntelanger Schwüle mit der Wucht eines geister- und herzenbefreienden Gewitters heraufgezogen ist, schicken wir uns heute an, ein Denkmal zu Ehren des deutschen Dichters zu enthüllen, der mit allen Fibern seiner enthusiastischen Natur an dieser Zeit und ihrer inneren Erhebung teilgenommen haben würde, wenn er sie noch erlebt hätte; ja, so dürfen wir wohl sagen, der schon an ihr teilgenommen hat, obgleich er sie nicht mehr erlebt hat. Denn Ernst v. Wildenbruch war ein echter Erfüller des tiefen Wortes, das er am Schluß seiner „Karolinger" dem Abte von Corvey in den Mund legt, des Wortes: die Zukunft ist des Mannes wahre Zeit! Er gehört, wenn auch nun schon seit sechs Jahren seine sterblichen Reste droben auf der Anhöhe ruhen, an deren Fuß wir uns heute versammelt haben, recht eigentlich als Mitkämpfer unserer, vom schwersten nationalen Daseinskampfe durchbrausten Zeit an; er steht auch nach seinem Tode als Lebender da inmitten der großen Erhebung des vaterländischen Denkens und Fühlens, die wir heute mit Sturmesgewalt durch die deutschen Gaue gehen sehen. Wildenbruch zieht mit uns hinaus in den Kampf! so rief ein junger Offizier gleich bei Beginn des Krieges der Witwe des Dichters vom Bahnwagen aus zu, der ihn auf den Kampfplatz führte. Und der Schlachtruf, der heute den Hinausziehenden wie den Daheimbleibenden mit inbrünstiger Gewalt aus dem Herzen quillt und von den Lippen strömt, den unsere jugendlichen Freiwilligen sangen, als sie unerschrocken den feuerspeienden Linien der Feinde entgegengingen, das „Deutschland, Deutschland über alles!" klang immer und klingt heute mit unverminderter Stärke und Frische aus Wildenbruchs gesamtem dichterischen Werke uns entgegen, — als der sich stets gleichbleibende Grundton! Aus seinem Lebenswerke wie aus seinem ganzen Wesen; denn nicht nur das, was Wildenbruch *schuf*, auch das, was er *war*, ist auf jenen Ton gestimmt. Mit einer ganz unvergleichlichen Einheit des Dichters und des Menschen, des Schaffenden und des Lebenden, steht er heute als ein durchaus Gegenwärtiger vor unserem kämpfenden Volke da.

Diese Einheit seines Wesens und seines Schaffens verleiht seiner Gestalt das besondere Gepräge, gibt ihr die innere Größe, macht sie nicht nur vorbildlich für die jetzige Zeit und für unser Volk in dieser Zeit, sondern auch bedeutungsvoll für die Zukunft. Denn unser deutsches Volk braucht solche Dichter und Männer aus *einem* Gusse, die von heißer Leidenschaft für unser Volk erfüllt sind; nicht nur in dem gegenwärtigen schweren Kampfe, der ja vorübergehen wird, sondern auch für die großen zukünftigen Aufgaben, die aus diesem Kampfe und aus dem Siege ihm erwachsen werden. Es braucht sie für sein Geistesleben ebenso dringlich, wie wir Staatsmänner aus *einem* Gusse, die kluge Menschen und begeisterte Deutsche sind, für unsere künftige politische Entwicklung brauchen. Wer wollte es sich heute, nachdem der mit gewaltiger Heftigkeit aufflammende ungeheure Krieg und die erbitterte Gegnerschaft der halben Welt uns zur Selbstbesinnung gleichsam *gezwungen* ha-

Digitized by Google

ben, nicht eingestehen, daß unsere Dichter und Denker, unsere Schaffenden und Nachschaffenden, daß alles, was wir unter dem Begriffe „Geisteskultur" zusammenfassen, auf dem Wege und in Gefahr war, jene Einheit von ethischem und ästhetischem Empfinden zu verlieren, auf der allein doch eine wirklich vaterländische, eine wirklich deutsche Kultur beruhen muß, wenn sie die Zukunft haben soll? Begann nicht auch jetzt wieder, wie in den Zeiten des größten Tiefstandes des deutschen Geisteslebens, unsere Dichtung zu einem spielerischen Kultus lediglich des Talents auszuarten? Sah man nicht schon wieder jenes vornehme Lächeln über alles, was mit vaterländischer Begeisterung und sittlicher Vertiefung in unserer Literatur irgendwie zusammenhängt, auf vielen Lippen sich regen? Machte sich nicht gerade bei denen, die sich in besonderem Maße zu Hütern und Beurteilern der Erzeugnisse unseres Geisteslebens berufen fühlten, wieder jene müde, sich überlegen dünkende Skepsis breit, die jeden unbefangenen, frischen Enthusiasmus beim Schaffenden für unästhetisch und für ein Hemmnis des eigentlichen Kunstempfindens erklärt? Und schickte man sich nicht aufs neue an, alles, was einfach und ursprünglich hervorquoll aus patriotischem Empfinden, als unkünstlerisch und veraltet, alles, was heimischen Erdgeruch an sich trug, als kleinlich und enggedacht mit mitleidiger Gebärde beiseite zu schieben? „Deutschland hat keine eigentliche Kultur!" so raunten sich wieder heimlich jene Übersättigten und Überfeinerten zu, die jede Abgeschmacktheit und Absonderlichkeit auf den Gebieten der Kunst und der Literatur, wenn sie nur aus dem Auslande kamen, als eine neue Offenbarung des höchsten Geistes ansahen und die damit unseren heutigen Gegnern, die uns dasselbe Wort mit höhnender Stimme ins Gesicht schreien, den Weg bereiteten. Bis plötzlich das große Erwachen kam, jene Aufrüttelung unseres gesamten vaterländischen Bewußtseins durch den heimtückischen Überfall der Gegner, und das deutsche Volk in allen seinen Schichten sich notgedrungen darauf besinnen mußte, daß es doch eine eigentliche Kultur besitze, und zwar eine Kultur, vor der die des Auslandes in die Knie zu sinken hatte. Bis mit einem Schlage, wie durch ein gewaltiges Zauberwort erweckt, die Erkenntnis wieder wach wurde, daß wir nicht nur Talente, sondern Persönlichkeiten, auch in unserem Geistesleben, nötig haben, und daß es zu unserem Glücke, trotz aller Verdunkelung durch Überklugheit, vornehmtuende Zweifelssucht und bloßen Talentkultus, doch niemals an Zeugen und Zeugnissen für diese Notwendigkeit in unserem Volke gefehlt hat.

Wildenbruch gehört zu diesen Zeugen, seine Werke zu diesen Zeugnissen. Daß beide von dem gleichen Feuer vaterländischer Gesinnung durchwärmt, von dem gleichen Hauche eines reinen gläubigen und sittlichen Idealismus durchströmt sind, hat freilich auch ihn und seine Werke lange Zeit in Gegensatz gebracht zu den jeweilig den Tag beherrschenden Strömungen in der Literatur und im öffentlichen Leben und ihrem raschen und allgemeinen Eindringen in breitere Schichten unseres Volkes manches Hindernis in den Weg gelegt. Wie lange doch wurde die feurige Begeisterung dieses Dichters und sein unbefangener, freudiger Glaube an das deutsche Vaterland vornehm belächelt, die frische Eindeutigkeit seines Wesens als eine Beschränkung seines Künstlertums hingestellt, sein ungestümes Wort als Rhetorik gebrandmarkt und die Kühnheit des Aufbaues seiner dramatischen Szene als hohle

Digitized by Google

Theatralik getadelt! So hat es dem Dichter nicht an Kampf und Enttäuschung, dem Menschen nicht an schwerem Lebensleid gefehlt; Jahre der Hoffnungslosigkeit und Stunden der Verzweiflung hat er durchlebt; mit dem Bewußtsein nur: „mehr bin ich, als ihr wißt", konnte er sich aufrecht erhalten; aber beide, Dichter und Mensch, tauchten immer wieder aus der Flut der Widerwärtigkeiten und Anfeindungen empor so frisch und rein wie der Schwan aus dem Schlamme, so unverzagt und schaffensmutig wie der rüstige Schwimmer aus den ihn überschüttenden Wellen. Auf dieser Sieghaftigkeit des Dichters wie des Menschen beruht Wildenbruchs Lebens- und Schaffenserfolg, beruht vor allem seine Einwirkung auf die frische Jugend unseres Volkes; denn die Jugend, wenn sie nicht schon von dem Roste der Zweifelsucht angefressen ist, wird und will niemals einem Bedenklichen oder Verzagten begeisterte Gefolgschaft leisten, sondern nur dem Manne, der an sich selbst und an sein Werk entschlossen glaubt.

Solche Sieghaftigkeit im Wesen und im Schaffen eines Dichters kann aber nur aus Wurzeln entsprießen, die tief in den Boden unseres Volkstums hinabreichen und aus ihm ihre geheimen Kräfte saugen. Und in diesem Sinne ganz besonders steht Wildenbruch als Dichter wie als Mensch vorbildlich für das vaterländische Empfinden unseres Volkes da. Denn jene schöne Einheit in seinem Wesen und Schaffen hat ihre eigentliche Kraft gewonnen aus dem festen Zusammenhang seiner ganzen Persönlichkeit mit vaterländischer Eigenart, mit der Gedanken- und Gefühlswelt, wie sie auf heimischem Boden und in der tausendjährigen Geschichte unseres Volkes sich herausgebildet hat. Des genialen Großvaters Helden- und Fürstenblut durchpulste in glücklicher Mischung mit dem eines Volkskindes die Adern dieses Dichters; schon durch seine frühesten Jugendeindrücke, die er auf fremdem Boden gewann, lernte er den Gegensatz zwischen deutschem Wesen und ausländischer Kultur kennen; aus der straffen Zucht des Soldatenlebens führte ihn sein Lebensgang in die nicht minder strenge Zucht des gelehrten Studiums und des preußischen Beamtentums hinüber; mit dem Schwerte in der Hand durfte er dann teilnehmen an der großen Zeit des Krieges gegen Frankreich und an dem Siegeszug, der zur Begründung des Deutschen Reiches führte — wie vielfach verästelt und wie kräftig und tiefführend waren also von vornherein die Wurzeln, die sein Wesen mit dem deutschen Volkstum verknüpften! Kaum heimgekehrt aus dem großen Kriege, sehen wir ihn deshalb auch sogleich bemüht, der Fülle von Gestalten, die seine schon damals unermüdlich schaffende Phantasie in ihm heraufbeschwor, durch epische Gesänge vaterländischen Inhalts Herr zu werden. Und als seine auf dramatische Gestaltung hindrängende dichterische Anlage ihn auf den dornenreichen Weg zur Bühnendichtung hingerufen hatte, nimmt sein Flug schon nach den ersten kräftigen Flügelschlägen die Richtung nach dem geschichtlichen, und zwar in erster Linie dem vaterländisch geschichtlichen Drama hin, durch welches er die kräftigste Einwirkung auf sein Volk, zugleich aber auch die kräftigste Auswirkung seines eigenen Wesens erreichen zu können glaubte. Und mit Recht glaubte — denn, wie dies auch seine aus der Tiefe des begeisterten Herzens heraufklingende Lyrik, die neben dem dramatischen Schaffen und neben der Betätigung einer in die Tiefen des Seelenlebens hinabsteigenden Erzählungskunst in reicher Fülle einhergeht, auf Schritt und Tritt

Digitized by Google

bestätigt, konnte seine aus jenen Wurzeln hervorgewachsene Eigenart gar keinen anderen dichterischen Weg nehmen als diesen auf das höchste vaterländische Ziel hin gerichteten, wenn sie sich nicht selbst untreu werden und in ihrer vornehmlichsten Wirkung versagen wollte. Und hätte sie nicht diesen Weg genommen, was würde er uns heute anderes sein als ein starkes Talent mehr in der Literaturgeschichte?

Er wurde uns mehr! Er wurde der „deutscheste aller deutschen Dichter seiner Zeit", wie ihn ein Kritiker, der nicht sein Freund und Bewunderer, sondern sein Gegner und Verkleinerer war, mit spöttischer Betonung genannt hat. Aber der Spott dieser Art, der sich vielfach an seine Sohlen geheftet hat und auch bis in die neueste Zeit hinein nicht ganz verstummt ist, mußte schweigen vor den hohen und edlen Eigenschaften, die gerade sein Deutschtum in ihm, und zwar gleichmäßig in dem Menschen wie in dem Dichter, zur Auslösung und Entwicklung gebracht hat. Oder sollten wir die Lauterkeit seines Wesens und seines Schaffens, die tiefe innere Wahrhaftigkeit, die sich in jedem seiner Worte deutlich ausspricht, die einfache, aber niemals würdelose Bescheidenheit seines persönlichen Auftretens, die Furchtlosigkeit gegenüber Höhergestellten wie gegenüber der Menge, und die stolze Selbstlosigkeit seines ganzen Tuns und Handelns nicht für sein Deutschtum in Anspruch nehmen, nicht als besondere deutsche Art bezeichnen dürfen? Sind wir nicht vollauf berechtigt, gerade in unseren Tagen, in denen unsere Gegner mit ränkevoller, scheinheiliger Lüge in ihrer ekelhaftesten Gestalt unser Volkstum zu verleumden und zu verhöhnen sich bemühen, uns auf die echt deutsche Wahrhaftigkeit eines Dichters, wie Wildenbruch es war, als auf ein Zeugnis für das eigentliche Wesen und die wahre Höhe unserer Kultur zu berufen? Welche hohen ethischen Werte muß ein Volkstum doch in sich bergen, das einen Dichter von der Herzens- und Seelenreinheit, von der selbstlosen Begeisterung eines Wildenbruch aus sich hervorwachsen lassen und zum Verkünder seiner höchsten Ideale berufen kann!

Wie würde er, dieser „deutscheste aller deutschen Dichter", wohl aufgefahren sein in gewaltigem, lohendem Zorne, wenn er die Beschimpfungen unseres Volkes durch die haßerfüllten Eiferer des Auslandes noch miterlebt hätte! Denn das ist das besonders Prachtvolle an diesem deutschen Dichter gewesen, daß er, dem sonst ein Herz voll Milde und unaussprechlicher Güte im Busen wohnte, aus dem tiefsten Grund seines Wesens heraus mit ungestümer Leidenschaft zürnen und hassen konnte, wenn es sich um die Verteidigung der höchsten Güter unserer vaterländischen Kultur handelte. Man hat wohl von übertriebenem und unkünstlerischem Pathos gesprochen, das in seinen Dichtungen überall dort, wo er in dieser bebenden Leidenschaft redet, zum Ausdruck komme. Als ob nicht in solchem Pathos und in dem stärksten Ausdrucke aufsprühenden Zornes oder Schmerzes gerade das, was unserem Volke niemals verloren gehen dürfte: die Begeisterungsfähigkeit für unser Vaterland und die Kampfesfreudigkeit in der Verteidigung unserer nationalen Eigenart gegenüber jedem Feinde, möge er kommen, woher er wolle, sich am deutlichsten offenbarte!

Selbst als der Dichter schon das Recht gehabt hätte, die müdegearbeitete Hand in den Schoß zu legen, raffte er sich noch einmal kraftvoll empor und faßte alle Sorge um sein geliebtes Vaterland, die ihm gerade damals schwer auf dem Herzen

Digitized by Google

lastete, in einem wuchtigen Liede zusammen, das er als Neujahrsgruß für 1909 — es sollte sein letztes Neujahr sein — seinen nächsten Freunden zugehen ließ. „Lerne zürnen!“ so ruft er in diesem Liede dem deutschen Volke zu. „Lern' verachten! Buhl' um Gunst nicht! Haß ertrage!“ So wollte er, als schon Krankheit und das heranschleichende Alter ihm die Kraft in dem stets zum Weckruf an seine Volksgenossen hoch erhobenen Arme zu rauben drohten, noch einmal sein Volk aufrütteln zur Tat, zum entschlossenen Handeln, zum stolzen Selbstbewußtsein, das sich selbst „Gesetz und Lebenslauf“ schreiben soll und kann.

Aber nicht nur den Weckruf: „Lerne zürnen! Lern' verachten! Haß ertrage!“ ruft Wildenbruch seinem Volke zu, auch den anderen, nicht minder eindringlichen hören wir immer wieder aus seinem Munde: „Lerne lieben!“ Denn ein zartes Kindesgemüt war dem Wesen dieses Dichters eingeboren, dem doch kräftiges Mannestum und heldenhafte Kampfeslust im Dienste des Vaterlandes als höchste Eigenschaften galten. Keiner war, wie er, befähigt, den zartesten Regungen einer Kindesseele zu lauschen und ihnen ergreifenden Ausdruck zu geben; er, dessen eigentliches Gebiet die Darstellung der gewaltigen Erschütterungen eines in seinen heiligsten Empfindungen verletzten Mannesherzens zu sein schien. Aber beides widerspricht sich nicht, sondern weist im Gegenteil mit besonderer Deutlichkeit auf die gemeinsame Grundlage des Zürnens und des Liebens, auf die wahrhafte Menschennatur des Dichters hin. Weil kein Falsch in ihm war, weil seine reine Gesinnung auch ein reines Mitleiden und Mitfühlen nicht nur der Schmerzen eines weinenden Kindes, sondern auch des Seelenkampfes eines um seine höchsten Güter betrogenen Helden bedingte, gelang ihm beides: das Zürnen und das Lieben im höchsten dichterischen Ausdruck. Es war kein Falsch in ihm! Und die Worte, die er am Grabe eines jungen Idealisten aussprach:

Ein Herz, das er ins Leben
Wie ein Verschwender nahm,
Es jedem hinzugeben,
Der ihm entgegenkam,
Das rein wie Licht der Sonne
Nicht einem jemals log —

hätten auch an seinem Grabe gesprochen werden können. Nicht nur in seiner Dichtung, auch in seinem ganzen Leben, in seinem reichen Freundeskreise, an der Seite der gleichgesinnten Lebensgefährtin, als Helfer für die Notleidenden, als Rufer im Streite wie als verständnisvoller Seelenkünder, zürnend, eifernd und liebend, — niemals hat sein Herz irgend einem gelogen.

Und weil er so stark und ehrlich lieben konnte, hat er auch starke und ehrliche Liebe über sein Grab hinaus im reichsten Maße gefunden; gerade dort am meisten gefunden, wo er sie am meisten zu finden gehofft hat: bei der deutschen Jugend! Ihr, der begeisterungsvollen deutschen Jugend, war er ein leuchtender Stern, war er ein Führer zum höchsten vaterländischen Ziele hin, war er ein Verkünder des Glaubens an die Zukunft des deutschen Vaterlandes und der erhabensten Siegeshoffnung. Die deutsche Jugend war es darum auch, die ihm nicht nur in aufrichtiger Verehrung zujubelte, als er noch unter den Lebenden schritt, sondern die

Digitized by Google

sein Andenken in treuem Herzen auch über das Grab hinaus gewahrt hat. So hat sie sich denn auch an der Errichtung dieses Denkmals ihm zu Ehren, das ein großer Kreis von Freunden und Verehrern als Zeichen ihrer Treue in dieser unserer Stadt entstehen lassen wollte, in der er sein letztes Heim, sein Ithaka gefunden, mit besonderem Eifer beteiligt. Die Saat ist aufgegangen, die der Säemann mit breitem Wurfe gestreut hat. Und dem Bilde dieses Säemanns droben im Grabestempel stelle sich von heute an das Bild der mannhaften Jugend zur Seite, das in dem Haine am Fuße der Anhöhe von seinem Andenken für immer Zeugnis ablegen soll. Möge nun die Hülle von diesem Bilde fallen! Was des Künstlers Meisterhand hier in hohem und feinem Verständnis für die Eigenart des Dichters uns vor die Augen gestellt, soll allen denen, die auf ihrer Wallfahrt durch Weimars geheiligte Stätten auch zu dieser neugeweihten kommen, eine Mahnung sein, daß der echte Dichter immer mit der deutschen Jugend gehen muß; mit der Jugend, die vorwärts ins Leben stürmt, die aber mit scharfem Blicke sich umschaut und kampfbereit die Hand am Schwerte hält, nicht um anzugreifen, sondern um zu verteidigen die höchsten Güter unseres Volkstums! Dieser Jugend wollte Wildenbruch zugehören bis ans Ende seines reichen Lebens, und über dieses Leben hinaus. In dem letzten Sange, der seinem Liedermund entströmte, hat er sich selbst diesen Platz angewiesen. Und es klingt, als sei er schon in der Vorahnung der über unser Vaterland jetzt heraufgezogenen großen Zeit vom sterbenden Dichter gesungen worden:

Aber wenn an Deutschlands Pforte
Not und Unheil drohend späht,
Oder wenn mit schnödem Worte
Lästernd uns der Fremde schmäht,

Wenn ihr dann, zum Kampf gezwungen,
Einen braucht, zu Hieb und Stich,
Wo die Jüngsten stehn der Jungen,
Suchet da, ihr findet mich!

Digitized by Google

Deutsche Soldatenlieder.

Der Wunsch, mit dem ich vor ein paar Jahren an dieser Stelle den „Zupfgeigenhansl" empfahl, eine Auflage von 100000 Stück, ist in Erfüllung gegangen, so sehr, daß sich die Ziffer schon dem zweiten Hunderttausend nähert. Viel mag zu dem Erfolg die schöne und billige Klavierausgabe beigetragen haben. Heute empfehle ich mit dem nämlichen Wunsche die Deutschen Soldatenlieder desselben Verlags. Der verdienstvolle Anreger unseres wiedererwachten Gitarre-Lebens, Heinrich Scherrer, hat die Lieder ebenso schön wie leicht für Gitarre gesetzt, nicht minder ansprechend hat Theodor Salzmann den Klaviersatz besorgt. Sowohl die größere Klavier-, wie die Gitarre-Ausgabe sind mit je 10 Vollbildern von J. A. Seiler geschmückt. Möge in dieser großen Zeit das kriegerische ältere und neuere deutsche Lied wieder denen, die daheim blieben, ebenso ein gemeinsamer Besitz werden, wie es denen, die im Feld stehen, zum festen Band in Sturm und Schützengraben wurde! Die wiedererwachte Freude an unseren alten Volksliedern ist ein gutes Vorzeichen: sie bedeutet, daß ein junges Geschlecht herangewachsen ist, das sich wieder von ganzer Seele als deutsch fühlt. Dieses Geschlecht steht jetzt in Flandern, Frankreich, Rußland und Galizien. Das graue, unscheinbare Buch, der Zupfgeigenhansl, ist mit vielen von ihnen ins Feld. Manche Kugel mag hindurchgegangen sein, manche mag es aufgehalten haben. Ich möchte diese Anzeige nicht schließen, ohne dem Verleger, Friedrich Hofmeister in Leipzig, noch eine Anregung zu geben, nämlich durch eine Sammlung geistlicher Lieder zu den zwei weltlichen einen dritten Band zu gesellen. Ich denke dabei an die schönsten Kirchenlieder beider Konfessionen, an Stücke, wie Nummer 1, 2, 18, 24, 30, 35 der von ihm herausgegebenen „Deutschen Volkslieder zur Gitarre", an die ebenfalls von ihm verlegten Weihnachtslieder; an die alten Advent- und Marienlieder, wie „Wunderschön prächtige". Wiederholt hat man in den letzten Jahren versucht, sie zu sammeln; aber sowohl dem „Geistlichen Mai" (Kurt Wolff), wie den „Marienliedern" (Kiepenheuer) fehlte das wichtigste: die Singweisen. In süddeutschen katholischen Gesangbüchern, wie dem „Laudate", sind musikalische Perlen zu finden. Wenn Bilder sie schmücken sollen, bieten sich die Holzschnittfolgen Albrecht Dürers wie von selbst an. J. H.

Ein kleines Weißbuch.

Um 20 Pfennig ist in der Sammlung „Meyers Volksbücher" ein Bändchen erschienen, das in ausgezeichneter, klarer Anordnung alle amtlichen Schriftstücke in folgenden fünf Gruppen bringt: Der Ausbruch des Kriegs zwischen Österreich und Serbien, Zweibund und Deutschland, Belgien und Deutschland, England und Deutschland, Japan und Deutschland. Die Enthüllungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" über die Verhandlungen des belgischen Kriegsministers mit dem englischen Militärattaché, den Geheimbericht des belgischen Gesandten in Berlin an den belgischen Minister des Äußern, den Bericht von General Ducarme an den belgischen Kriegsminister, die Unterredung des englischen Militärattachés mit dem belgischen Generalstabschef, die geheimen militärischen Handbücher des englischen Generalstabs über Belgiens Wege und Flüsse, das Zusammenarbeiten der drei Generalstäbe gegen Deutschland seit längerer Zeit sind vernichtend, besonders seitdem wir den zureichenden Grund wissen: Kongostaat ....

Digitized by Google

Suum cuique.

Von Friedrich Thimme, Direktor der Bibliothek des Herrenhauses in Berlin.

Der nachfolgende Aufsatz sollte ursprünglich den Schluß einer Schrift „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland" bilden, die in diesen Tagen im Verlage von S. Hirzel-Leipzig erscheint. In dieser von mir und dem Reichstagsabgeordneten Carl Legien herausgegebenen Schrift haben sich eine gleiche Anzahl erster bürgerlicher Gelehrter und sozialdemokratischer Schriftsteller zusammengefunden, um im Rahmen einer Erörterung der Probleme der künftigen Stellung der Arbeiterschaft im neuen Deutschland ein klassisches Beispiel für die Möglichkeit und die Notwendigkeit einer geistigen Arbeitsgemeinschaft zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen Geisteswelt aufzustellen. Da es Bedenken fand, in dieser Schrift die künftige Stellung der Sozialdemokratie zur Monarchie zu behandeln, so mag der nachfolgende Aufsatz, statt in jener Schrift, an dieser Stelle veröffentlicht werden; gibt er doch zugleich eine Antwort auf die Erwiderungen, die meine Aufsätze, „Die Sozialdemokratie im neuen Deutschland" (November 1914, Februar 1915) von seiten Wolfgang Heines und Engelbert Pernerstorfers hier gefunden haben. Ich denke, mein Aufsatz zeigt deutlich genug, daß ich von der Sozialdemokratie als Voraussetzung künftiger Zusammenarbeit mit den anderen Parteien nicht eine Änderung ihrer Grundsätze, sondern lediglich eine Revision ihrer Taktik in Anspruch genommen habe und nehme. Daß aber die Taktik einer Partei nichts Absolutes sein kann, sondern von den Verhältnissen bestimmt werden muß, hat selbst ein A. Bebel oft ausgesprochen.

Wenn wir für das neue Deutschland, dem wir alle mit so hochgespannten Hoffnungen und Erwartungen zustreben, nach einem Wahlspruche suchen, in dem die Einigkeit aller Klassen, Stände und Parteien sich symbolisch ausdrücken könnte, wo ließe er sich besser finden als in dem alten Sinnspruch des Hohenzollernhauses: Suum cuique. In dem Grundsatze: jedem das Seine, können sich Monarchie, Demokratie und Sozialismus, bürgerliche Gesellschaft und Proletariat, die scheinbar so völlig auseinandergehen, einträchtig zusammenfinden; recht verstanden, schließt er selbst die Lösung der großen und weltbewegenden sozialen Frage, die in dem neuen Deutschland ohne Zweifel eine noch größere Rolle als bisher spielen wird, in sich. Daß gerade die Aussöhnung der sozialen Klassen „unter der Ägide und nach der Norm des strahlenden Suum cuique" erfolgen müsse und werde, hat schon vor mehr als einem Menschenalter ein Rodbertus-Jagetzow, in dem sich monarchische Gesinnung mit sozialistischem Denken paarte, prophetischen Sinnes ausgesprochen; wir alle, welcher politischen Richtung wir im übrigen angehören, werden ihm heute, nach den Erfahrungen des großen Weltkrieges, mehr als je zustimmen.

Es darf nicht als ein bloßer Zufall gewertet werden, daß es gerade das preußische Königtum war, das sich den Wahlspruch des Suum cuique erkor. Wir haben mehr darin zu sehen: eine Vorbedeutung für die Zukunft, einen Wink des Schicksals, daß es Preußen—Deutschland, dem Staat wie dem Volke, dereinst beschieden sein sollte, der Welt in der Lösung der sozialen

Digitized by Google

Frage als einer der letzten und höchsten Kulturaufgaben voranzugehen. Wirklich hat kaum eine andere Monarchie ihren Beruf von früh auf so sehr als einen sozialen erfaßt wie das preußische Königshaus. Wir brauchen nur an Friedrich den Großen zu erinnern, der seinen Stolz dareinsetzte, ein König der Armen zu sein. Er, dessen Gedächtnis und Vorbild, da wir gleich ihm von aller Welt befehdet sind, uns näher als je ist, hat seinen Nachfolgern in alle Ewigkeit die „einzige Möglichkeit" aufgezeigt, die monarchische Regierung gut und ersprießlich zu gestalten, „Endlich ist der Herrscher", dahin laufen seine Mahnungen aus, „recht eigentlich das Oberhaupt einer Familie von Bürgern, der Vater seiner Völker, und muß daher bei jeder Gelegenheit den Unglücklichen zur letzten Zuflucht dienen: an den Waisen Vaterstelle vertreten, den Witwen beistehen, ein Herz haben für den letzten Armen wie für den ersten Höfling, und seine Freigebigkeit auf jene verteilen, die jeden Beistands bar sind und allein durch seine Wohltaten Hilfe finden". Friedrich der Große war es auch, der wohl als erster unter allen Fürsten das Recht auf Arbeit und auf Unterhalt anerkannte. Freilich in dem Sinne des absoluten Staats bedeutete das Suum cuique, das alledem zugrunde lag, noch keineswegs, daß ein jeder Bürger, Bauer oder Arbeiter, ein volles Anrecht auf die Fürsorge des Staates hat; königliche Gnade war es, daß der Staat die wirtschaftlich Schwachen und Armen schützte und ihnen aus seiner Fülle so viel mitteilte, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Das preußische Staatswesen, das im wohlverstandenen eigenen Interesse sich der bedürftigen Volksklassen so bereitwillig annahm, mußte erst lernen, sich mit den Menschen- und Bürgerrechten, deren Erkenntnis das 18. Jahrhundert heraufführte, auseinanderzusetzen.

Leicht ist es wahrlich der preußischen Monarchie nicht geworden, die Umwandlung von dem absoluten Staat zum Verfassungsstaat zu vollziehen; und selbst heute noch haften dem preußischen Staatswesen so manche Eierschalen einer früheren Epoche an, die sich statt auf das ganze Volkstum auf bevorrechtete Klassen stützte. Viel hat dazu mitgewirkt, daß die Volksklassen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Macht der Verhältnisse so unwiderstehlich emporgetragen wurden, das Bürgertum und der industrielle Arbeiterstand, ihren Aufstieg im Kampfe mit den überkommenen Gewalten zu beschleunigen suchten. So ergab sich eine Frontstellung des Staates erst gegenüber dem Bürgertum, das jedoch seine wesentlichen Aspirationen schon in dem nationalen Staatswesen erfüllt sehen durfte, dann aber gegen den neuen vierten Stand, der sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt hatte, als die ganze bürgerliche Gesellschaft und selbstverständlich auch den Staat, der auf ihr beruhte, von Grund aus umzuwandeln, und sei es selbst mit revolutionären Mitteln. Diese Kampfstellung, die in dem Sozialistengesetz ihren schärfsten Ausdruck fand, ging aber doch nie so weit, den Grundsatz der positiven För-

Digitized by Google

derung des Wohles der Arbeiter zu verleugnen. Im Gegenteil wurde gerade das Sozialistengesetz zum Ausgangspunkt der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881, die zum ersten Male den Anspruch der Hilfsbedürftigen und Erwerbsunfähigen auf staatliche Fürsorge anerkannte. Durch sie wurde jene Ära der Arbeiterversicherung eingeleitet, die epochemachend für die Sozialpolitik aller Kulturnationen werden sollte. Auch unsere Arbeiterwelt kann heute stolz darauf sein, daß dieses fruchtbare Prinzip der Arbeiterversicherung, das seinen Siegeszug fast über die ganze Welt ausgedehnt hat, auf deutschem Boden erwachsen ist. Sie darf auch für sich in Anspruch nehmen, daß es im Grunde doch die gewaltige Arbeiterbewegung selbst war, die die Regierung wie den Reichstag genötigt hat, den Interessen der Arbeiter immer mehr entgegenzukommen, und die so den Stein der Sozialreform ins Rollen gebracht hat. Damals freilich konnte sich die Sozialdemokratie, mit der sich immer weitere Kreise der Arbeiterwelt identifizierten, unmöglich zu einer Gesetzgebung bekennen, welche sich offen als „Vervollständigung der Gesetzgebung gegen sozialdemokratische Bestrebungen" ankündigte; noch auf lange hinaus hat sie den sozialpolitischen Gesetzentwürfen, die sie ohnehin vom Standpunkt der Arbeiterinteressen nicht als genügend ansah, ihre Zustimmung verweigert.

Eine Möglichkeit der Verständigung zwischen Staat und Sozialdemokratie schien sich erst zu bieten, als der „neue Kurs" des jungen Kaisers die Kampforganisation des Sozialistengesetzes fallen ließ, und als gleichzeitig die Erlasse vom 4. Februar 1890 eine neue, vielversprechende Etappe auf dem Wege der Sozialreform einleitete. Hatte die Novemberbotschaft von 1881 die Sicherstellung des Arbeiters gegen die Not, in die er durch Krankheit, Unfälle, Alter und Invalidität geraten kann, als das eine leitende Prinzip der deutschen Sozialreform hingestellt, so haben die Februarerlasse als notwendige Ergänzung den Arbeiterschutz und die gesetzliche Gleichberechtigung der Arbeiter hinzugefügt. Indem diese der Staatsgewalt die Aufgabe zuweisen, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit weitgehend zugunsten der Arbeiter zu regeln, indem sie weiter das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in dem Sinne geordnet wissen wollen, daß die Arbeiter durch Männer ihres Vertrauens an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit den Arbeitgebern und mit den Organen der Staatsregierung zugelassen werden, indem sie schließlich auch, unter ausdrücklichem Hinweis auf die internationalen Beziehungen der Arbeiterschaft eine ebensolche Verständigung über Arbeiterschutzfragen in Aussicht nehmen, stellen sie unzweifelhaft ein bewußtes Eingehen auf die Ideenwelt und die Forderungen des Sozialismus dar, das am ersten ein allmähliches Näherkommen der bisher so feindlichen Gewalten zu verbürgen schien.

Wirklich sind in jener Zeit zum ersten Male in der Sozialdemokratie gewich-

Digitized by Google

tige Stimmen laut geworden, die da forderten, man müsse eine ehrliche Probe machen, inwieweit die regierenden Klassen tatsächlich im Sinne der kaiserlichen Versprechungen entgegenkommen würden: daher möge man den Standpunkt der grundsätzlichen Negation alles Bestehenden, der bisher vorwiegend zur Geltung gekommen war, zugunsten eines praktischen, sozialpolitischen Aktionsprogramms zurücktreten lassen. Aber durchzudringen vermochten diese Stimmen noch nicht. Zu tief war das Mißtrauen der Sozialdemokratie gegen den Staat, ihr prinzipieller Gegensatz gegen die bürgerliche Gesellschaft verankert, zu groß war auf der anderen Seite das wachsende Widerstreben des Unternehmertums gegen eine Sozialpolitik, die ihm große Lasten und Hemmnisse brachte, vollends gegen die Gleichberechtigung der Arbeiterschaft, zu groß auch die Abneigung der Beamtenschaft und anderer bürgerlicher Kreise gegen eine Partei, die als eine revolutionäre anzusehen man sich gewöhnt hatte, als daß eine ehrliche Verständigung jetzt schon möglich gewesen wäre. Auch der Kaiser selbst, so weit sein Entgegenkommen auch gewesen war, verharrte doch auf dem Standpunkt — wir brauchen heute die Erinnerung nicht zu scheuen —, in jedem Sozialdemokraten einen Reichs- und Vaterlandsfeind sehen zu müssen; konnte ihm da die Sozialdemokratie ein volles Vertrauen entgegenbringen? Es kam, wie es kommen mußte: der große sozialreformerische Anlauf, den die Erlasse vom Februar 1890 genommen hatten, geriet allmählich wieder ins Stocken. Das Tempo der sozialen Gesetzgebung wurde, obwohl der Wille des Kaisers andauernd auf ihre Fortführung gerichtet blieb, immer langsamer; schließlich schien es fast stillzustehen. Das große Postulat der gesetzlichen Gleichberechtigung der Arbeiterschaft, das doch, nachdem es einmal in aller Form anerkannt war, nach dem Grundsatz des Suum cuique voll durchgeführt werden mußte, blieb noch weit hinter seiner Verwirklichung zurück. Umgekehrt setzten schon seit 1894 von neuem Versuche ein, der Sozialdemokratie auf dem Wege gesetzgeberischer Aktionen, wenn auch auf dem Boden des gemeinen Rechts entgegenzutreten; sie kamen bis in das Schicksalsjahr 1914 hinein nicht völlig zur Ruhe. So schien die Möglichkeit für ein Zusammengehen zwischen Monarchie und Sozialdemokratie, zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Arbeiterwelt, auf dem die große Hoffnung unserer inneren Zukunft beruhte, statt näher zu rücken, sich immer weiter zu entfernen. Nur ein gewaltiges Erleben, das das ganze deutsche Volk in seinen tiefsten Tiefen aufrüttelte, konnte imstande sein, hier von Grund aus einen Umschwung herbeizuführen.

Und dieses gewaltige Erleben, das allen Dingen ein neues Aussehen verleiht, das unserem Volkstum ungeahnte innere Kräfte zuführt, das unserem Staatsleben leuchtende Aussichten eröffnet, es ist durch den Weltkrieg, der uns in unserer Existenz bedroht, über uns gekommen. Der Krieg hat das ganze deutsche Volk in allen seinen Gliedern, Schichten und Parteien geeint; mehr

Digitized by Google

als jemals in unserer Geschichte sind wir ein einig Volk von Brüdern. Auch die Sozialdemokratie hat sich mit einer Geschlossenheit und Entschlossenheit, die unsere kühnsten Hoffnungen übertraf, ohne Zögern und ohne Wanken auf die Seite des bedrohten Vaterlandes gestellt und sich dadurch ein großes und unvergängliches Verdienst erworben. Auch heute noch, nachdem der Krieg ein volles Jahr gedauert hat, verharrt die Sozialdemokratie in ihrer überwältigenden Mehrheit auf dem Standpunkte des Durchhaltens. Zwar haben ihre Vertreter schon am denkwürdigen 4. August gefordert, daß dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung Deutschlands erreicht und die Gegner zum Frieden geneigt seien, ein Ende durch einen Frieden gemacht werde, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermögliche. Sie hat dann kürzlich, am 23. Juni, obwohl diese Sicherung noch keineswegs erreicht war, obwohl auch nicht einer der Gegner zum Frieden bereit scheint, die Regierung auffordern zu dürfen geglaubt, den ersten Schritt zur Herbeiführung des Friedens zu tun. Das Wesentliche und Entscheidende bleibt aber doch, wie auch die Staatsregierung anerkannt hat, daß die Sozialdemokratie die Sicherung der wirtschaftlichen und politischen Unabhängigkeit unseres Landes als ein elementares und unbedingtes Erfordernis festhält. Kein Zweifel, daß die Sozialdemokratie dies tut und tun wird; noch die Auslassung des Parteivorstandes vom 28. Juni, die es geradezu für eine Pflicht der deutschen Sozialdemokratie erklärt, dieser Sicherung zu dienen, erhärtet es. Mit Recht weist der Parteivorstand auch darauf hin, daß Sicherung der wirtschaftlichen und politischen Unabhängigkeit Deutschlands die Vorbedingung für die erfolgreiche künftige Führung des Klassenkampfes sei. In der Tat, Freiheit, Einfluß und Macht der deutschen Arbeiterschaft hängen ganz von Deutschlands Unabhängigkeit und Deutschlands Macht ab.

Wenn Deutschland nun im künftigen Frieden, wie wir alle, Bürgerliche und Sozialdemokraten, unterschiedslos hoffen, unabhängig und gesichert dasteht, wie werden sich dann unsere inneren Verhältnisse, wie wird sich das Verhältnis der Arbeiterschaft, der Sozialdemokratie zu unserem Staatswesen gestalten? Von vornherein ist klar, daß mit der patriotischen Haltung der Sozialdemokratie dem Gegensatze, der zwischen Monarchie, bürgerlicher Gesellschaft und Arbeiterwelt herrschte, ein gut Teil seiner Schärfe und Bitterkeit genommen ist. Der Kaiser ist der erste gewesen, der dies anerkannt hat, indem er unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges das schöne und unvergeßliche Wort prägte, daß er keine Parteien, sondern nur noch deutsche Brüder kenne. Das heißt — wir dürfen es wohl wagen, diese Worte sinngemäß zu interpretieren —, daß er auch in den Sozialdemokraten deutsche Brüder sieht, die als solche selbstverständlich allen anderen deutschen Brüdern vollkommen gleichberechtigt sein müssen, die in der nationalen wie sozialen Achtung hinter nie-

Digitized by Google

mand zurückstehen dürfen. Es heißt, daß er ihnen, so viel an ihm liegt, auch vor dem deutschen Volke die Anerkennung verschaffen wird, die ihren Verdiensten wie ihren Rechten gebührt. Es heißt, daß er, wie er ihre Mitwirkung bei der Verteidigung des bedrohten Vaterlandes in Anspruch genommen hat, so auch ihre Mitwirkung bei dem Wiederaufbau des neuen Deutschlands freudig willkommen heißen wird.

Das neue Deutschland aber wird, auch darüber haben des Kaisers wie seines Kanzlers Worte keinen Zweifel gelassen, ein Land der Freiheit und des Vertrauens sein. Es soll im Geiste der Freiheit und der gemeinsamen Vaterlandsliebe ausgebaut werden; in ihm soll sich das deutsche Volkstum frei entfalten, in ihm soll es nur mehr Deutsche geben, einer dem anderen gleich, einer dem anderen die Hand reichend für ein einiges heiliges Ziel. Gewiß werden in ihm die innerpolitischen Kämpfe nicht ruhen, aber sie werden beherrscht sein von einer gegenseitigen Achtung, die alle Schichten des Volkes vom Fürsten bis zum Arbeiter umschließt.

Das sind Worte, die, so allgemein sie auch noch gehalten sind, uns doch deutlich die Grundlinien des neuen Deutschlands offenbaren. Unser Kaisertum wird, so hoch auch seine Machtfülle ansteigen wird und ansteigen muß, um all den gewaltigen und unübersehbaren Aufgaben gerecht zu werden, die nach dem Frieden auf uns warten, ein freiheitlich gesinntes, freiheitlich gerichtetes sein. Freigesinnt, sich selbst beschränkend, wird es, getreu dem ererbten Grundsatz des Suum cuique, der nun seine höchste Weihe und Vollendung erhalten wird, die Rechte eines jeden achten und wahren, vorab die Rechte des Parlaments, aber auch die staatsbürgerlichen Rechte jedes Einzelnen. Es darf keine herrschenden, keine bevorrechteten Klassen mehr geben; im neuen Deutschland soll und muß ja einer dem anderen gleich sein. Das schließt auch in Preußen die Fortdauer eines Klassenwahlrechts aus, bei dem die Klasse nach dem Maße des zufällig ererbten oder erworbenen Besitzes bestimmt wird; nicht das Geld, nur noch das Maß der sozialen Leistung könnte allenfalls eine Abstufung rechtfertigen. Freiheit und Gleichheit werden natürlich nicht schrankenlosen Individualismus bedeuten, nicht das Recht eines jeden, sich auf Kosten der Gesamtheit auszudehnen; im Gegenteil, die Zukunft wird noch weit mehr als bisher unter dem Zeichen des sozialen Ausgleichs und des sozialen Zwanges stehen. Bürgerliche Freiheit und soziale Gerechtigkeit müssen und werden die beiden Hauptexponenten des neuen Deutschlands sein. Die schöne und stolze Aufgabe unseres Kaisertums aber ist es, dem freien und sozialen deutschen Volksstaat die Bahnen zu weisen. Es wird dabei die Wege weit weniger versperrt finden als vor dem Kriege. Wohl haben wir es noch in jüngster Zeit erleben müssen, daß einflußreiche Kreise wieder und wieder ihre warnenden Stimmen gegen eine Demokratisierung unserer staatlichen Einrichtungen, be-

Digitized by Google

sonders in Preußen, wie gegen ein Zuviel in der Sozialpolitik erhoben. Wir haben erlebt, daß hervorragende Parteiführer überhaupt die Notwendigkeit eines politischen Umlernens, die doch für eine jede Partei, zumindest in der Richtung ihrer Taktik auf der Hand liegt, bestritten. Aber ernstlich werden sich diese Kreise doch dem Kaisertum nicht versagen können, wenn es, gestützt auf die lehrreichen und eindringlichen Erfahrungen des Krieges, alle deutschen Brüder zu der verheißenen und notwendigen Neuorientierung unserer inneren Politik aufruft. Wir sind ja durch den Krieg — wer möchte sich von dieser Feststellung ausschließen — so viel reifer und besser, so viel sozialer gesinnt geworden. Der Krieg, dieser größte aller Lehrmeister, hat uns täglich, stündlich vor Augen geführt, wieviel schon unsere bisherige Sozialpolitik dazu beigetragen hat, unsere Volkskraft zu erhalten und zu mehren und uns so den endlichen Sieg zu sichern; er hat es uns selbstverständlich gemacht, daß um des gemeinsamen Bestens willen jedes und selbst das größte Opfer an Gut und Blut dargebracht, auch die tiefsten Eingriffe in das freie Wirtschaftsleben, das Privateigentum und das Selbstbestimmungsrecht nicht gescheut werden dürfen; er hat über das alles das hohe und wundersame Lied von der Einigkeit aller Volksklassen uns so ins Herz gehämmert, daß wir es nie wieder vergessen können. Wir wissen: die Parteien werden wiederkehren, vielmehr sie sind noch da, die wirtschaftlichen Kämpfe werden von neuem einsetzen, vielleicht mit gesteigerter Heftigkeit; aber wir vertrauen auf die alles durchdringende, alles überwindende Kraft des uns in Fleisch und Blut übergegangenen sozialen Gedankens, wir vertrauen auf unser soziales Kaisertum, das in diesem Zeichen des sozialen Gedankens führen und siegen wird.

Wenn aber die Dinge diesen Lauf nehmen, und wir sind des fröhlichen Glaubens, daß sie diesen Lauf nehmen müssen, dann wird auch die Sozialdemokratie, ohne ihren Überzeugungen irgend Gewalt antun zu müssen, ihre Stellung zu der überlieferten Form unseres Staatswesens, zur Monarchie, einer Revision unterziehen können. Wir sagen können, nicht müssen! Es ist doch nicht an dem, daß ein freiheitlich und sozial gerichtetes Kaisertum nicht mit dem Begriffe des sozialdemokratischen Volksstaats in Einklang zu setzen wäre. Sehr wohl vereinbar mit diesem Begriffe scheint die gerade von unserm Kaiser nach dem Vorbild Friedrich des Großen proklamierte Auffassung, daß der Monarch der erste Diener der Nation sei; in diesem Kaiserwort finden sich Demokratie und Monarchie in eins zusammen. Beide Begriffe schließen in Wahrheit sowenig einander aus wie national und international. Demokratie und Monarchie, Autorität und Freiheit könnten nicht nur die Dominanten unseres Staats- und Verfassungslebens werden, vielmehr sie müssen es werden. Und warum in aller Welt sollte sich eine starke Monarchie nicht mit den wissenschaftlichen Grundlehren des Sozialismus, mit der materialisti-

Digitized by Google

schen Geschichtsauffassung wie mit der Theorie des Klassenkampfes vertragen können? In Wahrheit, wenn irgendeine Staatsform die friedliche Umwandlung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsform in eine staatssozialistische, also eine ihrem innerlichen Kern nach sozialistische, die Überführung privatwirtschaftlicher Produktionsformen in gemeinwirtschaftliche und öffentlichrechtliche, die Beschränkung des Privateigentums zugunsten des Gemeinwohls, mit einem Worte die fortschreitende Sozialisierung Deutschlands mit Erfolg in die Hand nehmen könnte, so wäre es ein sozial gerichtetes Kaisertum. Das hat schon Rodbertus-Jagetzow, jener tiefe sozialistische Denker, den wir bereits einmal zitierten, erkannt. Mit wahrhaft hellseherischem Blick hat Rodbertus es ausgesprochen, daß das deutsche Kaisertum dazu berufen sein werde, den die Fortentwicklung und den Eintritt der Geschichte in eine höhere und vollkommenere Staatenordnung versperrenden Hexenbann der sozialen Frage zu lösen. Wieder und wieder hat er den Arbeitern gepredigt, daß der Sozialismus, der in der Geschichte obsiegen und seinerseits die Dauer eines Zeitalters behaupten werde, seiner Natur nach monarchisch sein müsse, daß in den künftigen sozialen Gestaltungen Monarchie und Sozialismus zusammengehören. „Monarchisch, national, sozial", so lautet einer seiner Aussprüche vom Jahre 1872, die eigens für die heutige Schicksalsstunde der Sozialdemokratie geprägt zu sein scheinen, „diese drei Worte können allein diejenige Partei charakterisieren, die großartige Zukunftschancen hat, und sie bieten ein so großes und fruchtbares Terrain, daß sich frühere Gegner darauf in größter und dauerndster Eintracht die Hände reichen können".

In der Tat, will die Arbeiterschaft, will die Sozialdemokratie in der jetzigen zukunftsschwangeren Zeit, die so Großes verspricht, ihren Zielen und Idealen ein gutes Stück näher kommen, so darf sie sich nicht scheuen, mit allen denjenigen Mächten und Elementen, die heute gewillt sind, der Arbeiterwelt, deren nationale Gesinnung über jeden Zweifel erhaben ist, im Sinne von Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Klugheit entgegenzukommen — und unter diesen Mächten figuriert doch das Kaisertum an erster Stelle —, ein Stück Weges zusammenzugehen. Es muß ja nicht ein Bund sein, der die Sozialdemokratie nötigt, von ihren Grundsätzen und Überzeugungen zu lassen. Mit Recht hat einer unserer größten und reifsten Gelehrten, Gustav v. Schmoller, kürzlich betont: man müsse nur gegenseitig nicht Abschwören der bisherigen Ideale fordern, sondern mit praktischem Verstande sich auf das zunächst am leichtesten Erreichbare unter Vorbehalt der alten Ideale beschränken. Mit Recht ist es auch von sozialdemokratischer Seite selbst wieder und wieder ausgesprochen worden, daß heute mehr als je die praktischen Gegenwartsaufgaben in den Vordergrund träten. Jawohl, so ist es! Heute gilt es alles vorzubereiten, daß das neue Deutschland in Wahrheit ein Land werde, in dem das Suum cuique rest-

Digitized by Google

los, restlos vor allem auch zugunsten der Arbeiterwelt verwirklicht wird. Bald, so hoffen wir, wird es gelten, das neue Deutschland selbst als ein Land der Freiheit, des Vertrauens und der sozialen Wohlfahrt einzurichten. Hierbei mitzuwirken, ist unsere Arbeiterschaft, die so Großes, so unsäglich Großes in dieser auf Tod und Leben gestellten Zeit an unserm Vaterlande getan hat, in erster Linie berufen. Freilich, eins ist dabei die notwendige und selbstverständliche Voraussetzung: sie muß auch wollen! Wenn man ihr weit und mit offenen Armen entgegenkommt, wenn man sie, ohne von ihr eine Verleugnung ihrer Grundsätze zu fordern, einlädt, an dem gewaltigen Bau des neuen Deutschlands mitzuarbeiten und dieses neue Deutschland so zu gestalten, daß es den Ruhm unserer politischen und sozialen Kultur allen Völkern verkünde, die uns jetzt so gern Barbaren schelten, dann muß sie sich auch mit aller Energie zu dem Grundsatz der positiven Arbeit unter der Ägide des Staats, mit und neben den anderen Parteien bekennen. Es geht nicht an, daß sie den Wahlspruch des Suum cuique einseitig auf sich, zu ihren Gunsten angewandt wissen will, sie muß ihn ebensowohl auf den Staat und die übrigen Komponenten des neuen Deutschlands anwenden. Sie hat dem Staat in dieser gewaltigen Zeit, wo eine Welt von Feinden gegen uns aufstand, die Mittel bewilligt, um unsere nationale Kultur, die auch unsere Arbeiterkultur in sich schließt, zu schützen und zu behaupten; sie kann und darf ihm auch die Mittel nicht versagen, um nach dem Frieden eine Höchstleistung der kulturellen Entwicklung unserer Volksgemeinschaft, in der doch auch die Sozialdemokratie ihr Ziel sieht, heraufzuführen. Wir wissen, daß dieser Grundsatz der positiven Mitarbeit vor allem in den Gewerkschaften lebt, denen wir eben darum die freieste Entfaltung, die regste Förderung von seiten des Staates wünschen sollten, und wir vertrauen, daß sie ihm immer weitere Kreise der Partei erobern werden. Wenn der Wille zur gemeinsamen Mitarbeit zwischen Bürgerlichen und Sozialdemokraten, wie wir hoffen, ganz Deutschland ohne Unterschied der Klassen und Parteien ergreift und erfüllt, dann haben wir auch dem Friedensziel, das uns allen vorschwebt: der Sicherung Deutschlands, den höchsten Dienst geleistet. Denn, wenn Deutschland einig ist in der Arbeit an sich selbst, einig in dem Streben, die höchsten Ziele nationaler und sozialer Kultur zu erreichen, dann ist es unüberwindlich. Dann können wir selbst hoffen, unsere Feinde und Gegner nicht nur mit den Waffen, sondern innerlich zu überwinden. Und das wird der höchste und stolzeste Sieg sein, den das neue Deutschland erreichen kann.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Der Balkan

Josef Steinmayer / Die Balkanstaaten im Weltkrieg
Else Marquardsen, geb. von Kamphövener / Türkische Sitten
Franz Carl Endres / Momentaufnahmen aus militärischen Reisen in der Türkei
Hans Rohde / Das Deutschtum in Syrien und Palästina
Ernst von Düring / Deutschland und die Türkei
Land und Leute in Rumänien
M. J. Minckwitz / Rumänische Volksbildung, Literatur und Kunst
Heinrich Osel / J. Bratianu über Rumäniens Donaupolitik
Otto Kiefer / Althellas und das heutige Griechenland
Otto Crusius / Stimmen aus Griechenland
August Heisenberg / Die Zukunft Griechenlands
Ernst Reisinger / Neugriechische Skizzen
Behrendt Pick / Die Bewohner Mazedoniens
Fritz Tarrasch † / Das Gesetz der albanischen Frage
Adolf Dirr / Der Albaner
Otto Freiherr von Dungern / Das englische Balkankomitee
Friedrich S. Krauß / Vom serbischen Volkstum
Josef Steinmayer / Bulgarisches
Max Herzog zu Sachsen / Die orthodoxen Kirchen auf dem Balkan
K. von Winterstetten / Der heutige Stand der Berlin-Bagdad-Politik
Friedrich Wilhelm Freiherr von Bissing / Ein neuer Bundesgenosse der Entente
Georg Heim / Jetzt endlich

BADEN STÄDT. SAMMLUNGEN. BADEN
No. 6268.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, September 1915
Preis 1.50 M 2 Kronen 04

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Kriegsaufsätze von W. v. Molo, in Mappe M. 1.50

Aus dem Inhalt: Die Bedeutung des Deutschtums in Österreich. — Invalidentrost. — Österreicher und Ungarn. — An Frederik van Eeden und Romain Rolland. — Über den Weltkrieg zu meinen Kindern. — Du Volk der Dichter und Denker.

Taschenbuch auf das Kriegsjahr 1914/15 Herg. v. A. Schremmer,

Mitarb. u. a.: Geheimrat Lamprecht, Herm. Bahr, D. Hohlfeld, Ric. Huch, Rudolf Huch, E. G. Kolbenheyer, Ernst Lissauer, Max Ludwig, Walter von Molo, Richard Schaukal. — Federzeichnungen von W. Thöny. — Buchschmuck von Prof. Ehmcke.
broschiert M. 2.50, gebunden M. 4.—

Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben

von Dr. E. M. Kronfeld, broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50

Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger

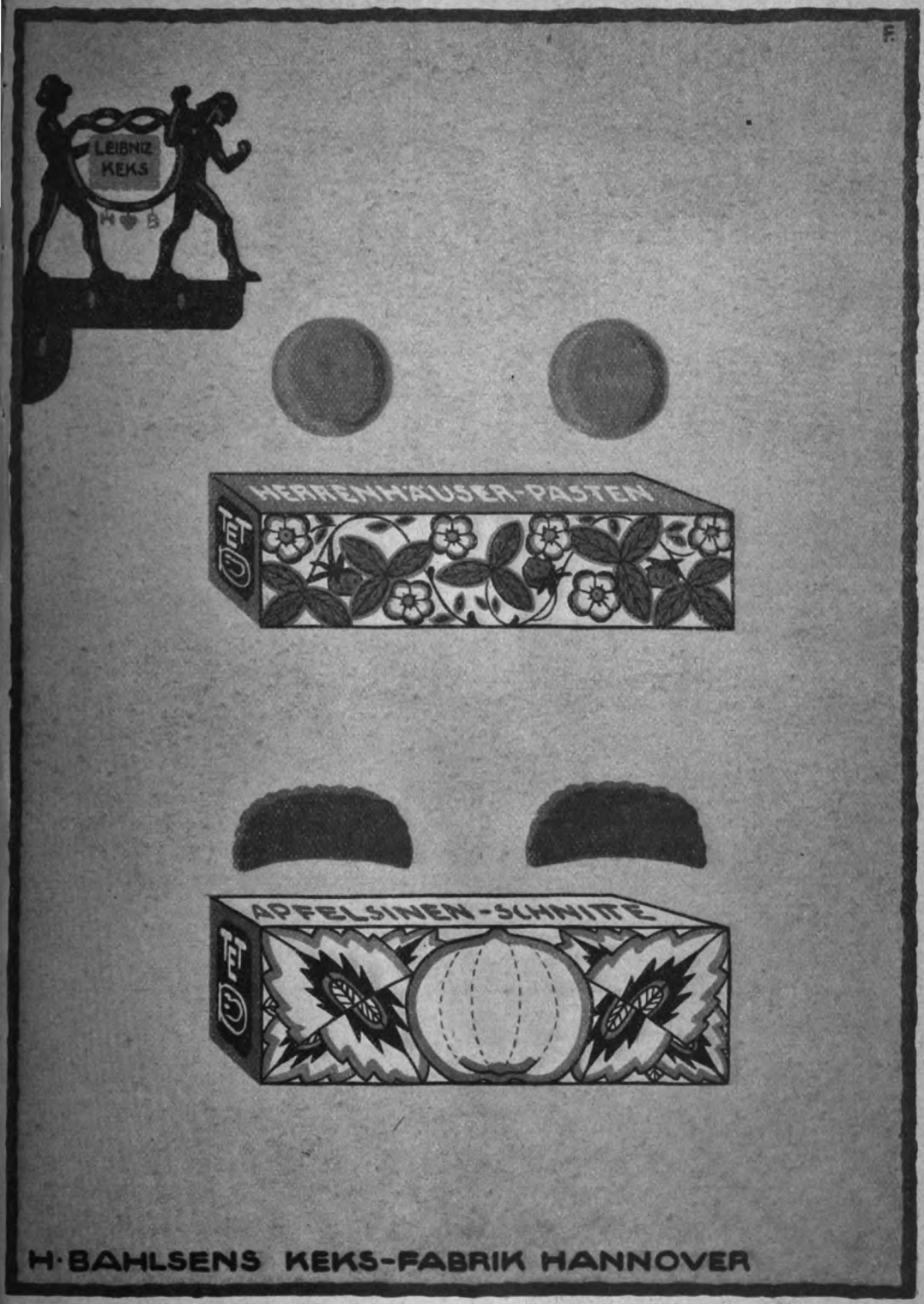
von Robert Müller, broschiert M. 1.50, gebunden M. 2.20

Belgiens Volkscharakter, Belgiens Kunst

von Prof. E. W. Bredt, broschiert M. 2.—, gebunden M. 3.—
Liebhaberausgabe M. 25.—

München M. 23 — Hugo Schmidt Verlag

Digitized by Google



Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

12. Jahrgang September 1915 Heft 12

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Der Balkan 865

Die Balkanstaaten im Weltkrieg / Von Professor Josef Steinmayer 866

Türkische Sitten / Von Else Marquardsen, geb. von Kamphövener 880

Momentaufnahmen aus militärischen Reisen in der Türkei / Von Major Franz Carl Endres 891

Das Deutschtum in Syrien und Palästina / Von Oberleutnant Hans Rohde, z. Zt. im Feld 899

Deutschland und die Türkei / Von Prof. Dr. med. E. von Düring 907

Land und Leute in Rumänien 911

Rumänische Volksbildung, Literatur und Kunst / Von M. J. Minckwitz 915

J. Bratianu über Rumäniens Donaupolitik / Von Heinrich Osel, Kgl. Wirkl. Rat, Mitglied des bayer. Landtags . . . 918

Althellas und das heutige Griechenland / Von Dr. Otto Kiefer in Waldkirch (Baden) 925

Stimmen aus Griechenland / Von Geheimrat Dr. Otto Crusius, Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften . . . 931

Die Zukunft Griechenlands / Von Dr. August Heisenberg, Professor der mittel- und neu griechischen Philologie an der Universität München 939

Seite

Die Bewohner Mazedoniens / Von Dr. Behrendt Pick, Direktor des Münzkabinetts in Gotha und Professor an der Universität Jena 947

Das Gesetz der albanischen Frage / Von Dr. Fritz Tarrasch † 954

Der Albaner / Von Dr. Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München 964

Das englische Balkankomitee / Von Otto Freiherrn von Dungern, Professor des Staatsrechts an der Universität Czernowitz . . . 973

Vom serbischen Volkstum / Von Dr. Friedr. S. Krauß in Wien 986

Neugriechische Skizzen / Von Dr. Ernst Reisinger 992

Bulgarisches / Von Professor Josef Steinmayer 998

Die orthodoxen Kirchen auf dem Balkan / Von Max Herzog zu Sachsen, z. Zt. im Feld 1006

Der heutige Stand der Berlin-Bagdad-Politik / Von K. v. Winterstetten, z. Zt. im Feld 1023

Ein neuer Bundesgenosse der Entente / Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing, Professor an der Universität München . . 1030

Jetzt endlich / Von Dr. Georg Heim . . . 1031

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt bei: Titel und Inhaltsverzeichnis des Bandes April—Sept. 1915.

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Ein echt deutsches Buch, das noch lange nicht genügend bekannt ist:

Holunderduft

Von Auguste Supper

In diesem Bande hat die große schwäbische Erzählerin eine Reihe ihrer sinnigsten und tiefsten Arbeiten vereinigt.

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von M 3.50 (gebunden M 4.50) zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

MÜLLER EXTRA

MATHEUS MÜLLER · SEKTKELLEREI ELTVILLE

HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE

FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND

STEUERFREI!

Digitized by Google

Der Balkan

ist das für uns am schwersten zu erfassende Gebiet Europas.

Die meisten Nachrichten kommen durch Wiener und Budapester Zeitungen. Auch vor dem Krieg waren hauptsächlich österreichische Journalisten die Vermittler; fast jeder von ihnen hatte sein Balkanland, auf das er wettete, oder wenigstens schwor, sein Ministerium, für das er sich den Anschein gab, offiziös zu sein. Die Könige waren das Ressort der Neuen Freien Presse, die von Zeit zu Zeit durch Sigmund Münz nachsehen ließ, ob sie noch alle abonniert waren.

Wenige von uns kannten eins dieser Länder aus eigener Anschauung, noch wenigere ihre Gesamtheit. Am ehesten war es möglich, sich ein Bild von der Türkei zu machen; eine große Anzahl von Deutschen war dort ansässig, die unparteiische Literatur war beträchtlich. Schon bei Griechenland war das anders; die leidenschaftliche oder überlegte Vorliebe der Philologen und Archäologen verführte zur Parteinahme; die Besucher kamen besonders nach Athen und anderen Städten, in welchen sie rasche Fortschritte bemerkten; der größere Teil des Landes blieb unbekannt. Aber immerhin hatten wir ein Buch wie das von Struck (in der von Hugo Grothe herausgegebenen Sammlung Angewandte Geographie bei Keller in Frankfurt). Unsere Unkenntnis war größer bei Rumänien, am größten bei Bulgarien und Serbien, der eigentlichen Domäne des Az Est und der Südslawischen Korrespondenz. Wenn in einem Wiener Kaffeehaus der Gast nach Schreibunterlage und Schreibzeug, statt nach dem Zahlkellner ruft, so weiß dieser, daß eine Depesche aus Sofia abgefaßt wird. Von den Serben war berichtet und durch den deutschen Kannegießer geglaubt worden, daß sie bei Kriegsausbruch zu Kreuz kriechen würden; sie haben aber vorgezogen, an Hunger und Epidemien zu sterben, ihr Land vom Feinde zu befreien und albanisches Gebiet zu besetzen.

Diese Länder, die uns bis zum Krieg in Operetten und den autobiographischen Schweinereien von Roda Roda vorgeführt wurden, haben ihre europäische Bedeutung erwiesen. Spät, aber hoffentlich nicht allzu spät beginnt das allgemeine Studium sich ihnen zuzuwenden und auf absehbare Zeit wird zwar der Westen das Hauptgebiet für Deutschlands Kulturgeschwätz, aber der nahe Osten das Hauptgebiet für Deutschlands Arbeit bilden. Mit Werturteilen, die sich stets einstellen, wo die Kenntnisse fehlen, ist uns nicht gedient, sondern nur mit Kenntnissen. Wir haben viel nachzuholen.

Digitized by Google

Die Balkanstaaten im Weltkrieg.

Von Josef Steinmayer.

Die Zeitungen der drei neutralen Balkanstaaten haben seit dem Beginne des Weltkrieges eine bunte Menge politischer Artikel veröffentlicht. Trotz der Verschiedenheit der Gesichts- und Standpunkte gibt sich doch in allen diesen Aufsätzen eine gemeinsame und sich gleichbleibende Grundstimmung kund, die sich auf folgende drei Formeln bringen läßt:

Erstens „Irredenta": — in den drei Staaten herrscht nicht das Gefühl satter Zufriedenheit, sondern der Wunsch nach weiterem Gebietszuwachs, der nur teils auf Kosten der Balkanstaaten untereinander, teils auf Kosten der Randgroßmächte möglich ist.

Zweitens „Der Balkan den Balkanstaaten": — jede dauernde Besetzung balkanischen Bodens durch fremde Großmächte ist gemeinsame Gefahr und gemeinsamer Schaden. Die Kehrseite dieser von den Großmächten abrückenden Isolierungsformel lautet:

Drittens „Nicht Weltkrieg, sondern Balkankrieg": — keiner der drei Staaten will die Interessen einer der beiden Mächtegruppen dauernd und ausschließlich zu den seinigen machen, sondern sich nur zeitweilig und nur soweit am Kampf beteiligen, als er dadurch möglichst unmittelbar und sicher den gewünschten Gebietszuwachs erlangen kann.

Man wird daher in dem dichtverschlungenen Wirrwarr der südosteuropäischen Politik am leichtesten zu einem klaren Überblick kommen, wenn man alle diese Fragen in zwei zusammenzieht: das Irredenta-Problem oder die Befreiungsfrage und das Isolierungs-Problem oder die Unabhängigkeitsfrage.

1. Die Befreiung der „Brüder" oder das „nationale Ideal".

Der Besitzstand der Balkanstaaten ist seit dem Bukarester Frieden folgender:

1. Rumänien:	139,000	Geviertkilometer,	7½	Millionen Einwohner;
2. Bulgarien:	114,000	„	4¾	„ „
3. Serbien:	87,000	„	4½	„ „
4. Griechenland:	107,000	„	4	„ „
5. Österreich:	80,000	„	3	„ „
6. Türkei:	23,000	„	1¼	„ „
7. Albanien:	32,000	„	800,000	„
8. Schwarzberg:	16,000	„	500,000	„

Das Irredenta-Problem besteht nun darin, daß besonders bei den ersten vier Staaten das Volkstum, auf das jeder dieser Staaten aufgebaut ist, mehr oder minder weit über die neu gewonnenen Staatsgrenzen hinausreicht.

Von den 12 Millionen Rumänen wohnen 7 Millionen im Königreich, 3 Millionen in Ungarn, 300,000 in der Bukowina, 1 Million in Beßarabien,

Digitized by Google

150,000 im nordöstlichen Serbien, 65,000 in Bulgarien, 214,000 in Makedonien und 2000 an der Ostküste von Istrien.

Serbiens Wunsch ist die Wiederaufrichtung eines großen südslawischen Reiches, das auch Bosnien und die Herzegowina, Dalmatien und Istrien, Kroatien und Slawonien, im ganzen eine Bevölkerung von 12 Millionen umfassen würde.

Bulgaren wohnen in geringerer Zahl außerhalb des Königreichs und an dieses anschließend vor allem südwestlich in Makedonien, dann südöstlich in der Türkei bis vor Konstantinopel hin, nordöstlich in der rumänischen Dobrudscha und im russischen Beßarabien, nordwestlich im Banat; im ganzen sind das nur einige Hunderttausende.

Die Griechen haben zwar einen beträchtlichen Gebietszuwachs gewonnen, wünschen jedoch noch die Angliederung ihrer Stammesbrüder an der Westküste von Kleinasien, wo eine Million Griechen unter türkischer Herrschaft lebt.

Der erste feste Punkt ist demnach die großserbische und großrumänische Agitation gegen Österreich-Ungarn. Daß die großrumänische Agitation sich fast ausschließlich gegen Ungarn richtet, liegt natürlich keineswegs nur an dem Zahlenverhältnis der „unerlösten" Stammesbrüder: 3,3 Millionen in Ungarn und Bukowina gegen 1 Million in Beßarabien. Vielmehr verquicken sich bei dieser Stellungnahme Augenblickserwägungen mit uralten Empfindungen. Als die Ungarn 895 in die Theiß-Ebene eindrangen, fanden sie am ganzen östlichen Bergrand dieser Ebene von den Theißquellen bis zur Donau eine dako-römische Bevölkerung, eben die Vorfahren der Rumänen, die sie immer weiter in die Karpathen zurückdrängten; und so entstand eine tausendjährige Erbfeindschaft, deren letzte Äußerung die innerpolitischen Kämpfe in Siebenbürgen waren; dabei haben sich die siebenbürgischen Rumänen immer nur gegen die gewaltsame Magyarisierung gewehrt, dem Kaiser und dem Reiche aber stets unverbrüchlich die Treue gewahrt. Ganz anders entwickelte sich das Verhältnis der Rumänen zu den glaubensverwandten Russen: gleichwie in Beßarabien die Russen überall als die Befreier von den Türken erschienen, griffen sie auch auf der Halbinsel zu Gunsten der Balkanvölker in deren Befreiungskämpfe gegen die Pforte ein; und so steht seit einem Jahrhundert in Rumänien der ungarnfeindlichen Stimmung, die überdies seit 1866 mit einem baldigen Zusammenbruch der Donaumonarchie rechnet, eine russenfreundliche gegenüber, die natürlich von Rußland gelenkt und genährt wird. Dazu kommt, daß der größte Teil der Besitzenden und Gebildeten durch französische Schulen gegangen ist und daher besondere Sympathien für Sprache und Literatur, Ideen und Interessen der „soeur latine" an den Tag legt. Freilich stellt sich, wie in den anderen Balkanstaaten, der russisch-französischen Strömung ein langsam wachsender Einfluß deutschen Wesens entgegen, der in einer deutsch-rumänischen Presse von etwa 20 Blättern Stütze findet; aber er ist noch lange

Digitized by Google

nicht tief genug in die Massen eingedrungen. So kam es, daß man zu Beginn des Weltkrieges in Rumänien ganz wie in Rußland und Frankreich urteilte, Österreich-Ungarn werde dem russischen Massenansturm nicht Stand halten können; und die acht Monate dauernde Russenherrschaft in Galizien schien dieses Vorurteil zu bestätigen. Daher bereitete auch ganz Bukarest dem nach Rußland durchreisenden General Pau im Oktober einen äußerst warmen Empfang; daher erlaubte man sich auch mit nicht ganz reinen Händen die bösartigste Schikanierung der Zentralmächte in wirtschaftlichen Dingen.

Die Erfolge der Zentralmächte in den letzten Monaten bahnen einen langsamen Umschwung an. In der „Moldowa" vergleicht Negruzzi die „zwei russischen Pressen": die eine, freiere, nämlich die in Rußland selbst, dürfe die Macht und Tüchtigkeit der Deutschen anerkennen und bewundern, die andere, der strengsten Zensur unterworfen, nämlich die in Rumänien, dürfe das nicht tun! Ein Aufsatz der „Moldowa" vom 14/27. Juli betrachtet die Interessen Deutschlands als „Hauptfaktoren für unsere Zukunft" und bezeichnet als erreichbare Vorteile eines Anschlusses an Dentschland „den Besitz der Bukowina und Beßarabiens, die Autonomie unserer Brüder in Siebenbürgen, Geld und Kriegsmaterialien, gemeinsame Absatzgebiete für die deutsche Industrie und die rumänische Landwirtschaft und die rumänischen Bodenschätze; mit anderen Worten, Ruhm und Wohlstand für uns und ehrenvolle Friedensbedingungen für unsere lateinische Schwester Frankreich; Rußland hinwieder, dieses Damoklesschwert, das über unserer Unabhängigkeit schwebt, Rußland, das seit Jahrhunderten der Feind der an den Ufern der unteren Donau sitzenden Völkerschaften ist, wäre zerschmettert, verkleinert und auf ewig unter die asiatischen Völker zurückgedrängt."

Die „Seara" (Abend) vom 17. 7. a. St. schreibt:

„Die Neutralität, welche Rumänien bis jetzt wahrte, war durchaus nötig; aber heute, nachdem man weiß, wessen der Sieg ist und nachdem das von den Russen 1877 feige gestohlene Beßarabien wartet, daß wir ihm die Hand reichen, daß wir es mit uns vereinigen, heute würde der Gedanke, die Neutralität zu wahren, einen Verzicht auf unser nationales Einigungs-Ideal bedeuten. Heute, da sich die österreichisch-deutschen Heere anschicken, in Warschau einzuziehen, müssen wir zu jeder Stunde bereit sein und nach Beßarabien hinaufziehen, wo zwei Millionen Brüder auf Befreiung harren. Wenn im ersten Kriegsjahr unsere Neutralität nötig war, so würde im zweiten das Zuwarten einen Selbstmord bedeuten."

In der „Seara" vom 24. 7. a. St. entwirft Alexis Nour ein kühnes Programm:

1. Sicherung einer nationalen Kultur für das österreichisch-ungarische Rumänien.
2. Erwerbung Beßarabiens und Siebenbürgens; die Donau-Mündungen, Flotte und Vormacht im Schwarzen Meer.
3. Mitwirkung zur Bildung der Vereinigten Staaten von Mitteleuropa und zur Schaffung einer unabhängigen Ukraine als Pufferstaat zwischen uns und Rußland

Digitized by Google

4. Erwerbung einer möglichst ausgedehnten Kolonie aus dem englisch-belgisch-französischen Erbe in Afrika und auf Inseln; eine Kolonie ist nötig zur Heilung unserer inneren, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse.

Die rumänische Regierung bewahrte bis jetzt eine kühle und vorsichtige Zurückhaltung. Sie weiß, daß die finanziellen und militärischen Kräfte des Landes von vornherein nur eine zeitweilige Beteiligung am Kampf in einer besonders günstigen Kriegslage erlauben, und zwar, da Rumänien Getreideland ist, nur in der Zeit zwischen Ernte und Wintersnot; und gerade jetzt, wo dieser Zeitpunkt gekommen ist, steht die Sache Österreichs besser als je; mit dem geträumten Anschluß an die russische Invasionslinie ist es vorbei, die Spuren Italiens schrecken vom Kriegspfad ab. Zudem dreht sich jetzt alles um die Getreideausfuhr: das allen Interessen des Landes widerstreitende Ausfuhr-Verbot ist nicht aufrecht zu halten, ohne daß die alte, 1908 so mühsam überkleisterte Wunde des Agrarproblems wieder aufbricht; die Landwirte wollen vom bisherigen asiatischen Willkürschlendrian bei der Ausfuhr nichts mehr wissen; eine etwaige Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Ausfuhr zur See macht von den Zentralmächten abhängig. Und endlich helfen die besten Kanonen auf den siebenbürgischen Pässen nicht viel, wenn man hinter sich im Rücken einen arg verstimmten und wohl gerüsteten Nachbarn sitzen hat.

Denn das ist der zweite feste Punkt: Die tiefgehende Verstimmung Bulgariens über den Bukarester Frieden vom August 1913. So schrieb neulich das „Écho de Bulgarie":

„Bulgarien hatte es 1912 unternommen, die Befreiung seiner Kinder und seine nationale Einigung zu vollenden. Sein Hauptziel war damals wie heute Makedonien: die Türken waren die Herren dieses Landes, gegen die Türken wurde der Kampf begonnen. Der Krieg war siegreich, aber statt zur Wiederherstellung der bulgarischen Einheit zu führen, hatte er ein ungünstiges Ergebnis: das den Türken entrissene Makedonien wurde, statt an Bulgarien zurückzufallen, zwischen Griechenland und Serbien aufgeteilt, die sich gegen ihren Verbündeten geeinigt hatten und Bulgarien mußte an Rumänien mehr als 7000 Geviertkilometer mit 300,000 Einwohnern von seinem alten Gebiet abtreten, ein fruchtbares und reiches Stück Land."

Bulgarien erhielt damals von der Türkei den Hafen von Dede-Agatsch westlich der Maritzamündung und in Westthrakien die Bezirke Gümüldschina und Xanthi, von Makedonien aber nur den südwestlich angrenzenden Bezirk der Strumitza, eines Nebenflusses der Struma, mit 100,000 Einwohnern. Der serbisch gewordene Teil Makedoniens zählt über 600,000 Bewohner, der griechische mit Saloniki 300,000 Einwohner. Weder die Griechen noch die Serben sind gewillt, auch nur einen Fußbreit makedonischen Bodens herzugeben, so dringend auch das die Bulgaren verlangen. So führt die „Bulgarische Handelszeitung" die Äußerung eines serbischen Geschäftsmannes an: „Wer immer es wagen wollte, das um den Preis des besten serbischen Blutes

Digitized by Google

eroberte Makedonien an Bulgarien auszuliefern, würde am ersten besten Laternenpfahl von Belgrad aufgeknüpft werden" und fügt aus der Erfahrung ihres Gewährsmannes bei: „So denken alle Serben ohne Ausnahme".

Die Schwierigkeit des makedonischen Problems liegt darin, daß infolge des Nebeneinanderwohnens der verschiedenen Nationalitäten an demselben Ort oder doch in demselben Bezirk eine geographische Aufteilung nach Nationalitäten oder auch nur Nationsmajoritäten nicht möglich ist; letzteres würde eine objektive Nationalitätenzählung voraussetzen, für welche die Grundlagen fehlen und vorläufig auch nicht geschaffen werden können. Die Völkerkarte des Buches „Makedonien und Altserbien" von Spiridion Gopčević (1889) zeigt ein buntes Durcheinander, für das er folgende Zahlen ausrechnet: 2 Millionen Serben, 230,000 Türken, 200,000 Griechen, 166,000 Albaner, 74,000 Rumänen, 70,000 Juden, 58,000 Bulgaren und 29,000 Zigeuner. In politischer Beziehung dagegen verteilten sich damals (1888) nach seiner Berechnung die Stämme folgendermaßen: es gab eine türkische Partei (900,000 Köpfe), eine griechische (325,000) und eine bulgarische (40,000). Hier fällt das vollständige Fehlen einer serbischen Partei auf: wenn wirklich damals 2 Millionen Serben im Lande waren, wie kam es dann, daß sie sich in gar keiner Weise national fühlten? Gopčević zählt die halbe Million mohammedanische Serben zur türkischen Partei, von den christlichen 30,000 zur griechischen, 10,000 zur bulgarischen und bemerkt dazu: „Von den übrigen ist auch ein großer Teil von der bulgarischen Propaganda gewonnen, doch lassen sich nicht einmal annähernd richtige Zahlen darüber geben, weil sich die meisten makedonischen Serben nur aus Eigennutz für Anhänger der bulgarischen Propaganda ausgeben, die ihnen die Schulen und Kirchen erhält, Geld spendet usw., während Serbien sich um sie gar nicht kümmert. Daraus erklärt sich die für das Serbentum schmähliche Tatsache, daß von den heute noch serbisch sprechenden Altserben und Makedoniern keine 250,000 serbisch gesinnt sind."

Die Sache scheint demnach so zu liegen, daß die makedonischen Slawen ihrer Herkunft nach überwiegend Altserben sind, daß sie aber, soweit sie Christen sind, der äußerst regen bulgarischen Propaganda, die in den sechziger Jahren begann, in Bezug auf Kirchen- und Schulverhältnisse und auch wirtschaftlich viel verdanken und sich deshalb trotz ihrer serbischen Mundart als Bulgaren fühlen gelernt haben. Das trifft auch jetzt noch zu, wenn anders das Sofioter „Tagblatt" (Dnewnik 11. 7. 15) recht berichtet:

„Wir müssen noch einmal feststellen, daß die Makedonier immer gewaltsam in das serbische Heer eingezogen werden, und daß alle von ihnen, die irgend Gelegenheit finden, in die Berge oder Nachbarländer desertieren. Es gibt in Serbien keine eigenen makedonischen Regimenter. Im Gegenteil, alle ins Heer eingezogenen makedonischen Bulgaren werden immer unter Soldaten serbischer Nation gemischt und sowohl während als außerhalb des Gefechtes unter strenger Aufsicht gehalten".

Digitized by Google

Ebenso berichtet die griechische „Makedonia“ in Saloniki (18. 7. a. St.), daß eine große Anzahl junger Leute aus dem von Griechenland annektierten Teil Makedoniens nach Bulgarien auswandern, angeblich um Arbeit zu suchen, in Wirklichkeit um sich der Einstellung in das griechische Heer zu entziehen; seitdem lassen die griechischen Behörden die stellungspflichtigen „bulgarophilen Hellenen“ der neu erworbenen Gebiete streng überwachen.

Der gewaltsamen Hellenisierung und Serbisierung gegenüber suchen sich in dem „Polen des Balkans“ die Bulgaren zum Teil auf eigene Faust nach uralter Sitte zu helfen, wie Pater Gisler in Philippopel schildert:

„Dieses Strumitza-Gebiet bildet etwas ganz Eigenartiges mit den unzugänglichen Hochgebirgen, mit seinen finsteren Urwäldern, die nun Tausende von Flüchtlingen bergen, welche der Gewaltherrschaft der Griechen und Serben entflohen sind und nun unter der Vormundschaft der sie beschützenden Komitadschi auf die Mittel sinnen, ihr unterjochtes Vaterland zu befreien. Der Komitadschi, der als freier König in diesen Bergen thront, besonders der Häuptling (Wojwode) ist nicht, wie man im Ausland meint, ein Räuber oder Galgengesindel, das zu jedwelchem Streich bereit ist. In ihm quillt noch das edle Blut der in der bulgarischen Volksdichtung so gern besungenen Haiduten, die vor der Befreiung Bulgariens allem entsagten, um in den Wäldern strenges Gericht zu halten über die Tyrannen, welche sich Ungerechtigkeiten gegen die Unterjochten gestatteten. Auch er muß stets bereit sein, für die gleiche Sache sein Leben in die Schanze zu schlagen; und doch ist er nicht ein gemeiner Mensch, noch weniger ein Bandit, wohl aber ein Intellektueller, ein Träumer, oft ein wahrer Mystiker, der in der Gesellschaft Professor oder Lehrer, Zeitungsschreiber, Offizier oder Dichter, Beamter oder Abgeordneter ist. In vaterländischer Begeisterung hat er sich eines Tages gelobt, sich mit allen Mitteln der Befreiung seiner „unterjochten Brüder“ zu widmen. Offiziell bleibt er unbekannt, und doch kennen ihn alle Eingeweihten, der entlegenste Weiler in den Bergen, das kleinste Dorf im Tal; überall sieht man in seiner Person den geheimnisvollen Gesandten des freien Vaterlandes, den erleuchteten Apostel des Bulgarentums, den glückbringenden Verheißer der lang ersehnten bulgarischen Einheit. Er ist der Kundschafter, dem nichts verborgen bleibt, der Richter, der den Tod des Verfolgers beschließt, ihn durch den unterschriebenen Urteilsspruch davon in Kenntnis setzt und ihn nachher durch eines der ihm allein bekannten zwanzig Mittel hinrichten läßt. Oft ist dieser Komitadschi noch ein ganzer Stamm, der, dem Geheimnis des Wojwoden geweiht, auf beständiger Hut ist, sich zu verteidigen, manchmal anzugreifen, und stets bereit, auf den ersten Wink des Führers oder den Befehl des Komitees loszubrechen, ohne die geringste Spur äußerer Aufregung merken zu lassen. Nur selten erscheint der Komitadschi als Condottiere, die Bombe in der Hand und das Gewehr auf der Schulter, um vor einem photographierenden Freund als Bärenfresser zu posieren. Seit fünf Jahrhunderten ist diese Fehmeorganisation das beste Mittel gewesen, das Nationalgefühl zu erhalten und die Ausschreitungen der Gewaltherrschaft zu verhindern oder zu züchtigen. Deshalb begrüßt man noch heute im Wojwoden den edlen Ritter, der Leib und Seele

Digitized by Google

der Befreiung seines Volkes weiht, den Freiheitshelden, in dem sich Kühnheit und List vereinen, um die Seinigen zu rächen. Einer dieser einflußreichen Führer im Strumitza-Gebiet hat neulich eine große Anzahl der von den Serben und Griechen verfolgten Makedonen gegen Walandowo geführt, um durch einen Aufstand Europa zu zwingen, dem mit bulgarischem Blut reichlich getränkten und von seinen Erbfeinden mißhandelten Makedonien endlich die teuer erkaufte Freiheit zu gewähren. Das Komite sieht nur eines: das bulgarische Makedonien schmachtet in Knechtschaft, es muß unbedingt um jeden Preis befreit werden."

Die Lösung der makedonischen Frage bietet demnach große Schwierigkeiten. Im Rahmen des jetzigen Weltkrieges wäre es für Bulgarien wohl am wünschenswertesten gewesen, wenn ihm der Vierverband nicht nur die sofortige Besetzung Makedoniens ohne Schwertstreich und Blutvergießen, sondern auch den bleibenden, dauernden Besitz hätte garantieren können und wollen. Aber das liegt wohl weder in der ernsten Absicht noch in der Macht dieses von widerstreitenden Interessen bewegten Zufallsverbandes. Vielleicht findet Bulgarien doch noch die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung mit seinen Nachbarn, etwa so, wie der Sofioter „Utro" (25. 6. 15) andeutete:

„Anzuerkennen, daß Rumänien Küstendscha braucht, weil es sich ohne Ausgang aufs Meer nicht entwickeln kann, will nicht besagen, daß es auch die „neue Dobrudscha" braucht, ohne welche unser Hafen Warna nicht bestehen kann. Wenn wir das erste tun, muß Rumänien das zweite tun. Bezüglich Serbiens können wir nicht bestreiten, daß es das Meer braucht, aber wir können dem nicht zustimmen, daß sein Weg zum Meer durch das bulgarische Makedonien geht. Für Griechenland, das bei einer schwachen Ausfuhr so viele Häfen hat, ist der Hafen Kawalla unnötig; für uns dagegen bietet dieser Hafen den Ausgangsweg für ganz Westbulgarien. Die Türken ihrerseits können nicht umhin, anzuerkennen, daß ohne das Maritza-Tal der Hafen Dede-Agatsch für die Bedürfnisse Ostbulgariens nicht ausreicht."

Eine derartige Verständigung würde in der Tat den wirtschaftlichen Bedürfnissen Bulgariens am besten entsprechen, bei den Nachbarn aber sehr viel guten Willen voraussetzen.

Der dritte feste Punkt sind die griechischen Bestrebungen, welche Hermann von Sauter als „Wirtschafts-Imperialismus" kennzeichnet: „Die Griechen wollen jene Punkte, in denen sie heute schon durch ihren Handel sich wirtschaftlich festgesetzt haben, soweit als möglich nun auch politisch dem Reiche angliedern." Bei den Griechen ist der Abstand zwischen dem Staatsgebilde und der Ausstrahlung des Volkstums am größten, aber aus der Geschichte leicht begreiflich. Schon im zweiten Jahrtausend vor Christus begann die erste Ausbreitung der eben erst in Griechenland angesiedelten Hellenen über die Inseln des ägäischen Meeres hin an die West- und Südküste Kleinasiens und nach Kreta. Zwischen 800 und 500 folgte eine viel weiter greifende Besiedlung der Mittelmeerküsten: über den Bosporus (Byzanz 660) an die Dnjepr-Mündung

Digitized by Google

und den asowischen Busen, an die Südküste Thrakiens und Makedoniens, nach dem Süden Italiens (Tarent 707), nach Sizilien und in die kampanische Ebene an der Grenze von Latium, nach Südfrankreich (Massalia-Marseille um 600) und Südspanien, nach dem libyschen Nordafrika (Kyrene um 630).

Seit 333 wurde das Ausstrahlungsgebiet des Hellenismus durch die Züge Alexanders des Großen über ganz Vorderasien bis an die Grenzen Indiens und über den Nordostrand Afrikas erweitert; die drei neu entstehenden Halbmillionenstädte des hellenistischen Orients, Alexandria in Ägypten, Antiochia in Syrien und Seleukia in Tigris zählten bald Tausende von hellenischen und hellenisierten Bewohnern. Für die Zeit des Kaisers Augustus hat Beloch die Bevölkerung des griechischen Orients auf 28 Millionen berechnet: davon dürfte wohl etwa ein Viertel auf die Hellenen treffen. Das Mittelalter brachte freilich manche Einbuße: die Kolonien im westlichen Mittelmeer wurden romanisiert, im siebenten Jahrhundert gingen Mesopotamien, Syrien und Ägypten erst an die Perser, dann an die Araber verloren, an diese auch Nordwestafrika; der schlimmste Feind aber drohte dem Griechentum in der Heimat: im selben siebenten Jahrhundert begannen die Raubzüge der slawischen Stämme über Makedonien ins eigentliche Griechenland bis zum Kap Matapan vorzudringen, doch wurden diese Slawen auf griechischem Boden allmählich helleniſiert und christianisiert; dasselbe widerfuhr den im 14. Jahrhundert aus dem Epirus vordringenden Albanern. Dabei waren die Griechen den Slawen und Albanern vielleicht nicht einmal an Zahl, wohl aber an Kultur und an politischem Selbstbewußtsein überlegen, da ja 326 die megarische Pflanzstadt Byzanz wegen ihrer unvergleichlich günstigen Lage am Verbindungspunkt des Abend- und Morgenlandes die Hauptstadt des oströmischen Reiches und damit das Griechentum das herrschende Volkselement geworden war.

Selbst die Eroberung dieses Reiches durch die Türken konnte das griechische Wesen nicht ganz niederdrücken: wenn auch zahlreiche griechische Familien nach dem Fall von Konstantinopel und der Besetzung Griechenlands nach dem glaubensverwandten Rußland und nach Italien und Frankreich auswanderten, blieben doch viele Griechen, darunter auch vornehme Geschlechter, in dem Stadtviertel des Fanars d. h. Leuchtturms sitzen. Diesen um den Patriarchen gescharten Fanarioten gelang es, ihr Volkstum durch die Kirche und die Schule zu erhalten und zu festigen; freilich mißbrauchten sie diese geistigen Mächte auch dazu, um Bulgarien und Makedonien fast gänzlich, Serbien und Rumänien teilweise zu helleniſieren; daher begann auch in Bulgarien der Freiheitskampf mit dem bulgarisch-griechischen Kirchenstreit, den der Sultan 1870 durch die Errichtung eines autonomen bulgarischen Exarchates schlichtete, dessen zweiter Inhaber Joseph I. nach langem segensreichen Wirken in Konstantinopel kürzlich gestorben ist.

Digitized by Google

Heute wohnen von den 5—8 Millionen Griechen etwa die Hälfte im vergrößerten Königreich, 200—300000 in Konstantinopel, einige Hunderttausend zerstreut in Rumelien an der Küste und im Tal der Maritza bis nach Philippopel, an der bulgarischen Ostküste bis Warna, in Galatz und Braila, in Cherson und Odessa und den asowischen Häfen, in Triest und einigen Dörfern Unteritaliens, 30000 in Ägypten und, was für die Zukunft am wichtigsten ist, eine Million in Kleinasien. Hier rückt das griechische Volkstum immer weiter von der Küste in das Innere vor und drängt die Türken immer mehr zurück. Daraus erwächst eine Hauptaufgabe der neuen Türkei: die durch Schwindsucht und Syphilis geschwächte und durch den Mangel an Schulen zurückgebliebene türkische Bevölkerung Kleinasiens zu einem gesunden und regsamen Menschenschlag zu erziehen.

2. Die Unabhängigkeit der Halbinsel.

Der Weltkrieg mahnt die Regierungen der Balkanstaaten wieder einmal recht deutlich daran, daß ihr Freiheitskampf erst zur Hälfte durchgefochten ist: in dem Jahrhundert, das nunmehr seit der Gründung der Hetärie der „Philiker" verflossen ist, haben zwar die Einzelstaaten ihre Einzelexistenz mehr oder minder sicher gestellt, ihre Gesamtexistenz jedoch, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Halbinsel als Ganzes, ist heute so gefährdet wie jemals.

Diese Gefahr ist allerdings von vornherein in den geographischen Verhältnissen der Halbinsel begründet. Nur im Süden ragt die Halbinsel frei ins Meer hinaus; im Norden steht sie durch die Donaustraße mit der Festlandsmasse von Mitteleuropa und dem Steppentiefland Osteuropas in unmittelbarem Zusammenhang, im Südosten trennt sie nur ein schmaler Meeresstreifen von Vorderasien, und selbst im Westen, den sonst die pflanzen- und wasserarme, wild zerklüftete, unwegsame Kalksteinwüste des Karst mit ihren Steilwänden deckt und schützt, tritt plötzlich Italiens Südküste nahe heran. So hat die Halbinsel von jeher vier natürliche Einbruchslinien für Völkerbewegungen gehabt: im Nordosten, im Nordwesten, im Südwesten und im Südosten.

Am häufigsten ist die Einbruchspforte im Nordosten über die Donau-Mündungen zwischen dem Schwarzen Meer und den Karpathen durchzogen worden: liegt doch dahinter in dem südrussischen Steppentiefland die uralte große Völkerwiege Europas, aus der immer wieder neue Völkerscharen entweder die Donau aufwärts nach Mitteleuropa oder südlich der Donau in die Halbinsel hinein bis nach Griechenland und Vorderasien zogen. Auf diesem Wege war schon im dritten Jahrtausend vor Christus die karische Völkerfamilie nach Griechenland und dem Südwesten Kleinasiens gekommen, waren thrakische Stämme nach dem Nordosten Kleinasiens bis zum Kaukasus gezogen, während später eingewanderte Thraker im Osten der Halbinsel sitzen blieben, wie die Odrysen im

Digitized by Google

Bergland der Maritza und die Daker in der Donau-Ebene; auf diesem Wege waren im zweiten Jahrtausend Hellenen, Makedonen, Illyrer eingedrungen; auf demselben Wege kamen Goten und Vandalen, Gepiden und Hunnen, die uralischen Bulgaren, die mit den Thrako-Slawen südlich der Donau zu einem Volk verschmolzen, Avaren, Ungarn, Petschenegen und Kumanen. Erst als um 1100 diese letzteren Stämme vernichtet wurden und die russischen Fürstentümer sich als Damm gegen die östliche Völkerflut erhoben, konnten die romanisierten Daker wieder von den siebenbürgischen und makedonischen Bergen in die Donau-Ebene herabsteigen und das neue Volk der Rumänen bilden, während südlich der Donau die Bulgaren schon seit 680 sich angesiedelt und ein allmählich weit nach Westen sich erstreckendes Reich gegründet hatten.

Aber schon vorher waren von Nordosten die Kroaten 626 über die Save bis zu den schwarzen Bergen gewandert und bald darauf folgten die Serben, die sich östlich und südlich von den Kroaten in kleinen, losen, heftig sich befehdenden Staatsverbänden ansiedelten. So blieb der alten illyrischen Bevölkerung des Karst, deren Überreste die Schkipetaren oder Albaner sind, nur noch das Gebiet südlich vom Amselfeld und den schwarzen Bergen, im Südosten bis zum Pindus, im Süden bis zum Golf von Arta reichend; im Osten stoßen sie in Makedonien mit Serben und Griechen zusammen, so daß es helleniserte und serbisierte Albaner, aber auch albanisierte Serben gibt.

Im nördlichen Albanien ist dem rauhen, unwirtlichen Karst zwischen Skutari und Valona eine lange, schmale, sumpfige, fieberheiße Küstenebene vorgelagert, in deren Mitte etwa Durazzo liegt: dieses Gebiet ist die Einbruchspforte von Italien her. Von hier aus drangen die Römer gegen Makedonien vor und legten die Via Egnatia an, die von Durazzo über den See von Ochrida nach Saloniki führt und so die direkte Verbindung zwischen dem Südosten Italiens und dem Nordwestrand des ägäischen Meeres bildet. Im Mittelalter konnten die Byzantiner diese Küste nur bis 1204 behaupten, dann begann die Zersplitterung; auf die Neapolitaner in Durazzo (1257—1368) folgten wie in Griechenland die Venetianer, die einzelne Punkte (Parga, Butrinto und Preveſa) bis 1797 in ihrem Besitz behielten. Heute, wo Italien einerseits die Adria zum geschlossenen italienischen Meere machen möchte, andrerseits, um den Bevölkerungs-Überschuß unterzubringen, die Tradition Venedigs wieder aufnehmend an die Herrschaft im ägäischen Meer und vielleicht sogar an den Ersatz der so wenig lohnenden afrikanischen Kolonien durch kleinasiatische denkt, sucht es zunächst am Südrand dieser Küstenebene in Valona einen festen Stützpunkt zu gewinnen. Daher liegt, nachdem die Gründung eines selbständigen und unabhängigen albanischen Einheitsstaates an dem völligen Mangel an politischer Einsicht bei den in Stämme und Konfessionen zersplitterten Albanern gescheitert ist, die Gefahr nahe, daß sie im Süden den Griechen, im Westen den

Digitized by Google

Italienern, im Norden den Serben und Zrnagorzen zum Opfer fallen und so dasselbe Schicksal erleiden wie die Makedonier.

Die verhängnisvollste Eingangspforte ist für die Balkanstaaten die südöstliche geworden, der Weg von Vorderasien her über die Meerenge, den die Araber vergeblich, die osmanischen Türken zuletzt mit Erfolg beschritten haben. Im 14. Jahrhundert erschienen sie im Tal der Maritza: 1361 fiel Adrianopel, 1363 Philippopel. Serbien, das nach dem Sieg über die Bulgaren an der Kamentscha 1330 die Vorherrschaft errungen und unter Stefan Duschan (1331—55) seine größte Ausdehnung bis Akarnanien und Thessalien hinunter gewonnen hatte, verlor mit der Schlacht auf dem Amselfeld am 15. Juni 1389 seine Selbständigkeit, Bulgarien vier Jahre später mit dem Fall von Trnowo, die Walachei 1417. Saloniki fiel 1430, Konstantinopel 1453, und anderthalb Jahrzehnte später war die ganze Halbinsel türkisch: 1456 Athen, 1458 Morea (so hieß die peloponnesische Halbinsel nach der Pflege der Mori d. h. Maulbeerbäume), 1459 Serbien, 1463 Bosnien, 1468 Albanien, wo der Serbe Georg Kastriota Skander-Beg sich 24 Jahre lang heldenmütig verteidigte; seit 1511 mußte auch die Moldau jährlichen Tribut entrichten; nur die Zrnagora ist niemals unterworfen worden.

Vier Jahrhunderte hat im Durchschnitt die osmanische Herrschaft gedauert. Zwar haben die Österreicher schon zu Ende des 17. Jahrhunderts die Türken mehrmals geschlagen und die südwestslawischen Stämme gegen die Osmanen aufgerufen, sowie Tausenden von serbischen und albanischen Familien gastliche Aufnahme und freie Religionsübung in der Monarchie gewährt; auch die Russen forderten schon 1711 die kühnen Zrnagorzen zum Freiheitskampf auf, der freilich unglücklich endete, und erwarben 1774 das Protektorat über die zwei rumänischen Fürstentümer und die griechisch-orthodoxen Christen der ganzen Halbinsel. Aber erst das 19. Jahrhundert brachte die Freiheit: 1829 wurde Serbien unabhängig, 1830 Griechenland, 1877 Rumänien und 1878 Bulgarien, dem sich 1885 Ostrumelien anschloß. Vor zwei Jahren haben die Türken ganz Makedonien und den Westen Thrakiens verloren, so daß sie heute in Europa nur noch 23000 Geviertkilometer mit etwa 1 1/4 Million Einwohner, darunter 3/4 Million Türken, besitzen. So ist eine Gefahr glücklich beseitigt: aber vier neue tauchen auf in der Dardanellenfrage. In einer Abhandlung „La question des détroits", welche die Revue Politique Internationale kürzlich veröffentlichte, schrieb der Bulgare Mischeff schon vor 17 Jahren:

„Rußland braucht die Schlüssel seines eigenen Hauses, seines Innenhofes; das Zarenreich muß den Bosporus und die Dardanellen in seinem ausschließlichen Besitz haben: denn welchen Wert hätte es, wenn Rußland nur den Bosporus besäße, während eine andere Macht an den Dardanellen festläge? Und um diesen ausschließlichen Besitz zu erringen, braucht Rußland einen Teil oder die Gesamtheit des anliegenden Gebietes: das ist die Annexion der Balkanhalbinsel. Die

Digitized by Google

egoistischen Interessen beherrschen die Sachlage. Wir wissen recht gut, daß die Entstehung dieser kleinen Staaten nur dem Zusammentreffen von Umständen zu danken war, das im Grund nur der ewige Interessenwiderstreit der Großmächte ist. Rumänien, Serbien und Bulgarien existieren heute nur durch den Wunsch und Willen Europas, das diese Länder nicht unter der Herrschaft Rußlands oder Österreichs lassen wollte. Da man sie nicht unter dem Joch der Pforte lassen konnte, hat man daraus unabhängige oder Vasallen-Staaten gemacht, indem man die ‚menschenfreundlichen' Gefühle soweit trieb, daß man ihnen nicht einmal freies Leben und freie Entwicklung gönnte, denn man hat ihnen die Unabhängigkeit oder die Autonomie erst gewährt, nachdem man sie in einen eisernen Ring von Servituten und hemmenden Klauseln eingezwängt hatte.

Wenn Rußland die Türken geschlagen und die Slawen von einem unerträglichen Joch befreit hat, so geschah das sicherlich nicht, um daraus eine Waffe gegen Rußland in den Händen der dem Petersburger Kabinett feindlichen Mächte zu schmieden. Nach Tatischtscheff (Diplomatische Unterhaltungen über die auswärtige Politik Rußlands, Petersburg 1890) muß das russische Protektorat einerseits die Leitung der auswärtigen Politik der Balkanländer, andrerseits die vollkommene Verfügung über die Streitkräfte der Balkanslawen umfassen."

Diesen russischen Absichten gegenüber betonte Mischeff die Selbständigkeit der Staaten:

„Weit entfernt, an die Auffaugung durch die große Schwesternation im Norden zu denken, sind diese Völker ganz im Gegenteil sehr eifersüchtig auf ihre Existenz als getrennte Einheit, sie wollen weit lieber ein völlig unabhängiges Leben führen, selbst wenn es nur ein Vegetieren wäre; sie hängen vor allem an der unversehrten Aufrechterhaltung ihrer Nationalität, selbst wenn es erwiesen wäre, daß ihre Sonderexistenz niemals zu einer besseren Zukunft führen könne, daß sie von vornherein zu einem ewigen Vegetieren verurteilt seien. Das russische Protektorat errichten und noch behaupten wollen, daß man die Sympathien der slawischen Balkanbevölkerung besitze oder sich nicht entfremde, das ist wirklich eine Verirrung. Der Gedanke an irgend ein Protektorat muß fallen, denn er wäre ein offenkundiger Bruch des europäischen Gleichgewichtes, und es würden sich immer genug Mächte finden, um die Verwirklichung dieser ehrgeizigen Absichten zu verhindern. Und im Widerstand gegen diese Lösung des orientalischen Problemes würden diese Mächte nur zum Schutze ihrer Handelsinteressen und vor allem ihrer Selbsterhaltung tätig sein."

Ebenso erklärte im Juli ein griechisches Blatt: „Um in Konstantinopel einzuziehen, werden die Russen über die Leiche des letzten Griechen hinwegschreiten müssen."

In der rumänischen „Seara" vom 27. 7. a. St. schrieb der völlig unabhängige Stere („Aus dem Notizbuch eines Einsamen"):

„Der Triumph des Vierverbandes, der für uns vor allem den Triumph Rußlands bedeutet, kann im besten Fall nur das faktische Vasallentum des rumänischen Königreichs mit sich bringen, die Unterjochung unter den moskowitischen

Digitized by Google

Koloß und zugleich den Verzicht für immer auf jene zwei Millionen Rumänen Beßarabiens, deren Eltern und Vorfahren auch ihrerseits, da sie zur Moldau gehörten, zur Erhebung Rumäniens beigetragen haben. Diesem Ergebnisse gegenüber sind alle vorgeschlagenen Ausgleiche nur trügerische Versprechungen. Aus dem europäischen Konflikt muß der rumänische Staat nicht nur vergrößert und gefestigt hervorgehen, sondern wir müssen auch die weiteren Etappen unserer politischen Entwicklung vorbereiten und sichern. In dieser Hinsicht sind wir uns genaue Rechenschaft schuldig über unsere Lage gegenüber den Nachbarnationen. Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, ist leicht festzustellen, daß das ganze Donaubecken vom Alpensaum bis an das Schwarze Meer und von den Bergen Böhmens bis zu den Grenzen Albaniens und Nordgriechenlands vom geographischen Gesichtspunkt aus ein ungeheures Gebiet bildet, das die geschichtlichen Schicksale der darin wohnenden Völker naturnotwendig miteinander verknüpft. Einerseits dient die große Ader der Donau dazu, eine enge Verbindung zwischen allen Gegenden dieses Beckens herzustellen, andrerseits beherbergen seine verschiedenen Gegenden die verschiedensten Nationen und bieten die für ihr Gedeihen und Fortschreiten nötigen Bedingungeu. Aber alle Nationen des Donaubeckens sind, einzeln genommen, zu schwach, um voneinander völlig unabhängige Staaten bilden zu können, und stark genug, um Überfallsversuchen gegen irgend eine von ihnen zu widerstehen, ihre wirtschaftlichen Interessen hinwiederum erlegen ihnen, gerade wegen der geographischen Einheit dieses weiten Beckens, eine mehr oder minder eng verbundene Organisation auf. Der mehr als hundertjährige Kampf zwischen den drei Nachbarreichen Rußland, Österreich und Türkei hat jedoch die definitive politische Organisation aller dieser Nationen gehemmt, ebenso wie er zur Zertrümmerung des rumänischen Volkes in vier Stücke geführt hat. Angesichts der Lage aller dieser Völkergruppen des Donaubeckens infolge der Zurückdrängung der Türken aus Europa haben sie nur zwei Wege vor sich: einen freien Bund unter sich, der einer jeden eine ungehemmte nationale Entwicklung sichern und ihnen eine ausreichende Widerstandskraft gegen Überfälle von außen gewähren könnte. Von allen diesen Völkergruppen sind die Rumänen die relativ zahlreichste, bilden eine kompaktere Masse und haben auch eine günstigere geographische Lage: sie besitzen den Haupteingang des ganzen Beckens, die Donaumündungen, sowie seine wichtigste Feste, die Karpathenmauer. Wenn daher die Völker des Donaubeckens ihre nationale Freiheit gegen Überfälle von außen werden verteidigen können, so sichert die Zukunft den Rumänen die Hauptrolle unter ihnen. Außer diesem Wege des freien Bundes kann das Donaubecken nur ein einziges Schicksal haben: die russische Überflutung. Die ganze Geschichte Rußlands mit ihrem Drang nach Süden ist nur ein hartnäckiges Hinstreben nach diesem Endergebnis. In den russischen Volksliedern wird seit langem die Donau als ein Nationalstrom besungen. Für das Moskowiterreich gibt der gegenwärtige Krieg im Fall des Sieges alle Bürgschaften für die Verwirklichung dieses Traumes: durch die Annexion Galiziens, durch die Eroberung Konstantinopels und der Meerengen und durch die Herrschaft auf den Balkanen — als Mindestanspruch des siegreichen Rußlands — wird Rumänien tatsächlich eine russische Enklave, wirtschaftlich unterjocht durch die Be-

Digitized by Google

herrschung der Meerengen, geistig unterjocht durch die Einsetzung eines russischen Patriarchen in Konstantinopel (die Russen sagen schon lange, daß nur durch die Eroberung Konstantinopels durch sie der griechische Patriarch von Zarigrad wirklich ein ökumenischer Patriarch werden wird, dem alle rechtgläubigen Nationalkirchen untergeordnet sein werden), ohne Berührung mit der übrigen Welt außer über die Grenze des feindlichen Ungarn. Unter diesen Umständen werden selbst die Tage der Scheinfreiheit für Rumänien gezählt sein. Von hier aus wird Rußland, die Hauptmacht in Europa, nur einen Schritt zu machen haben, um auch die anderen slawischen Völker von der Herrschaft der Habsburger zu emanzipieren, um bis an die Berge Tirols und die Ufer der Adria zu gelangen, und dann . . . wird das rumänische Volk schon längst aufgegangen sein in den triumphierend sich hinwälzenden Fluten des Slawismus oder besser gesagt Panrussismus."

Daraus ergibt sich, daß einsichtige Politiker am Balkan die Gefahr richtig erkannt und sich vom Panslawismus zum Balkanismus durchgerungen haben: amica mihi Russia, sed magis amica patria. Es ist daher anzunehmen, daß die Staatsmänner der Balkanländer die Folgerungen aus diesem Standpunkt nach außen und nach innen hin ziehen werden: daß sie den staatsrechtlichen Knoten, den die Diplomatenkünste der Großmächte um sie geschlungen haben, lösen oder zerhauen werden, um ihr Selbstbestimmungsrecht zu erlangen, und daß sich nach der Erledigung der unvermeidlichen Grenzberichtigungen ein auf Zolleinigung und gegenseitige Schutzpflicht begründetes Bundesverhältnis ergeben wird, das den Staaten ermöglicht, die Einfallstore in den Balkan aus eigener Kraft dauernd zu schützen.

Über die Beziehungen eines solchen Balkanbundes zu den beiden Großmächten Mitteleuropas zu reden, wäre heute verfrüht. Es kann hier nur angedeutet werden, daß der Krieg, der diese beiden Großmächte auf Jahrzehnte hinaus zusammenschmiedet, auch auf unser wirtschaftliches Verhältnis zum Balkan klärend und umwandelnd einwirken wird. Noch kurz vor dem Krieg konnte Dr. Bajkitsch mit Recht erklären: „Ein gemeinsames Vorgehen Deutschlands und Österreich-Ungarns am Balkan, solange sie in zwei Zollgebiete getrennt sind, ist ein Ding der Unmöglichkeit." Man sieht, an welch wichtiges Problem hier gerührt wird. Daß unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu den Balkanländern nach dem Krieg sich noch mannigfaltiger und intensiver gestalten werden als bisher, liegt auf der Hand; ebenso sehr aber auch, daß dies nur möglich ist bei gegenseitigem Verständnis und gegenseitigem guten Willen.

Digitized by Google

Türkische Sitten.

Von Else Marquardsen, geb. von Kamphövener.

Jahrzehntelang war fast alles, was dem Mitteleuropäer, insbesondere dem Deutschen von der Türkei bekannt war, ein Märchenbegriff. Das Land, in welchem die „Erzählungen aus 1001 Nacht" täglich Wahrheit werden konnten; eine Verbindung fabelhaften Reichtums mit ebenso unwahrscheinlicher Armut; Grausamkeit und Großmut Hand in Hand gehend, und über allem dunkel und geheimnisvoll in blutrotem Schreckenslichte schwebend: der Halbmond. Ein Sinnbild des Grauens und des Fanatismus, ein Zeichen, in dem ungestraft zur Ehre Gottes niedergemetzelt werden durfte, was nicht zu diesem Zeichen gläubig schwor.

In unsrer nächsten Nähe, durch eine bequeme Reise von zwei Tagen zu erreichen, liegt die Hauptstadt dieses märchenumwobenen Osmanenreiches, zugleich der Sitz des Oberhauptes von Staat und Religion, des Kalifen. In den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts reiste Moltke in die Türkei; angezogen nicht durch Märchengedanken und Phantastereien, sondern — neben militärischen Gesichtspunkten — durch ein viel Tieferes, das sein überlegener Geist erkannte und begriff. All die Möglichkeiten der Entwicklung waren es, die im türkischen Volke ruhen, all die vornehmen und sympathischen Eigenschaften, die vor allen Völkern des Orients uns den Osmanen, persönlich wie militärisch, zum Freunde machen.

Seit damals nun strömt eine stete Woge deutschen Schaffens, Wissens, Strebens nach der Türkei. Und trotz alledem weiß der Deutsche beinahe mehr von den Chinesen und Japanern als von den Osmanen.

Ich habe vom Anfang der achtziger Jahre bis zum Sturze des Sultan Abdul Hamid mein Leben in der türkischen Hauptstadt verbracht. Bei Besuchen in der Heimat waren die stereotypen Fragen, die an einen gerichtet wurden, stets ungefähr folgende:

Waren Sie schon einmal in einem Harem?

Wieviel Frauen hat der Sultan?

Können Sie auch Türkisch?

Hatte man auf diese Fragen, mit im Laufe der Jahre ebenfalls stereotyp gewordenen Antworten erwidert, so war die Neugier befriedigt. Ja, mehr als das; das wohlige Gruseln, das Männlein wie Weiblein beschlich beim Aussprechen des Wortes „Harem", erweckte im Frager die Vorstellung, er habe sich ganz unerhört weit vorgewagt auf schlüpfriger Bahn.

Keiner, der nicht selbst unter den Osmanen gelebt hat, kann sich vorstellen, wie unbeschreiblich untergeordnet diese Art der Bewertung dortiger Lebensverhältnisse demjenigen erscheint, der eben den Orient kennt. Dieses gewisse Spielen mit einem pikanten Begriff, von dem man eigent-

Digitized by Google

lich nichts zu wissen vorgeben sollte, wirkt, wenn man dagegen im Geiste die Anschauung des Orientalen hält, abstoßend.

Ich beabsichtige hier keineswegs, jeden Osmanen als ein leuchtendes Bild ethischer Vollendung hinzustellen; ich möchte nur versuchen, einige sittliche und religiöse Anschauungen, die das Leben des Osmanen beherrschen, dem allgemeinen Verständnis etwas näher zu bringen. Auch wollte ich wünschen, das deutsche Volk könne verstehen, daß wenn wir heute mit den Türken als Verbündete kämpfen, wir nicht nur eine rohe, gewaltsame Kraft fanatischer Horden an unsrer Seite haben.

Mit uns kämpft ein Volk, dem wir wohl Verständnis für das Heilige zutrauen dürfen, um das wir ringen. Ein Volk, dem sittliche Reinheit und ein Leben nach Gottes Wort kein leerer Wahn sind. Ein Volk, dessen Kraft noch ungebrochen und unverbraucht ist, möge es auch höhnisch „der kranke Mann" genannt worden sein. Es ist ein schweres Unrecht, diese unsere Verbündeten auch nur andeutungsweise auf eine Stufe zu stellen mit den wilden Völkerstämmen, die in den Reihen unsrer Feinde stehen.

Nicht nur eine Masse, die die Not uns auszunutzen lehrt, kämpft in den Türken mit uns; ein Volk ist's, das gleich uns um höchste Güter ringt: um Freiheit und um Glauben. Eines liegt im andern dem Mohammedaner fest umschlossen, seine Freiheit in seinem Glauben; diesem Glauben, dessen Gesetze bis ins kleinste sein tägliches Leben regeln; diesem Glauben, bei dem es nur zwei Möglichkeiten gibt: ihm ganz anhangen, oder ihn ganz verlassen. Kein Kompromiß ist da möglich, wenn auch das Jungtürkentum es stets versucht, einsehend daß auf der Basis dieses Glaubens, der in alles hineingreift, ein modernes Staatswesen sich nicht aufbauen läßt. Was aber außerhalb des öffentlichen Lebens steht, bleibt unberührt von Neuerungen wie bisher; wird ihnen auch immer nur schwer und zögernd Eingang gewähren. Eines besonders, das den Inhalt der gesamten Volksempfindung ausmacht: das Familienleben.

Dieses Familienleben, das so stark und zähe am Alten festhält, das das Neue erst dann annehmen wird, wenn ein neues Geschlecht den alten Glauben in seiner ganzen reinen Kraft in neue Formen wird fassen können. Die Familie — der Harem.

Ich habe Gelegenheit gehabt, lange Jahre hindurch in den Familien der Ersten des Reiches zu verkehren, vom Sultan angefangen; wie auch in die Häuser und Heime ganz einfacher kleiner Handelsleute zu kommen, mit denen ich mich im Bazar zu Stambul befreundet hatte. In all diesem großen Kreise ist mir nur ein Fall in Erinnerung geblieben, wo mehr als eine Frau im Hause als Gattin weilte; es war dieses bei einem sehr hohen Beamten, der, wie es schien, von europäischer Flatterhaftigkeit beseelt, sich nicht mit einem Weibe seines Herzens begnügen konnte. Er wurde von seinen Landsleuten und Glaubensgenossen darob mit etwas

Digitized by Google

lächelnder Geringschätzung angesehen, wenn auch nie darüber gesprochen wurde. Es wäre eine der größten Verletzungen des guten Tones, einem Orientalen von seinen Familienverhältnissen zu sprechen, soweit sie seine weiblichen Angehörigen betreffen. Sein Haus und sein Weib — nicht einmal der freundschaftlich erkundigende Gedanke rühre daran! Sonst habe ich in all diesen Häusern einen Geist stiller Pflichttreue gefunden, der bei uns so allgemein nicht ist. Diese Frauen, die gezwungen mit der Mutter und etwaigen älteren weiblichen Verwandten ihres Gatten zusammenleben müssen, haben eine verträgliche Freundlichkeit, die wahrhaft wohltuend wirkt, und keine Ausnahme bedeutet. Die große unterwürfige Ehrfurcht, die der Mutter vom Sohne wie von dessen Frau entgegengebracht wird und sie bis an ihr Ende zum geehrtesten Mitgliede des Haushaltes macht, ist eine Erziehung zur Demut und Selbstbeherrschung, deren Resultate mit Bewunderung erfüllen. Still und abgeschlossen wie das Leben der Frau ist, dessen Mittelpunkt ihr Herr und Gatte bildet, bewahrt sie sich eine kindlich einfache Reinheit des Empfindens, die für uns ergreifend ist. Ungleich unserer Art wird sie auferzogen in voller Kenntnis der naturnotwendigen Bestimmung des Weibes. Sowie sie vom Kinde zur Jungfrau reift, wird sie dem ihr fremden Manne dargebracht, der für sie nur das gottgewollte Mittel ist, an ihr das heilige Mysterium des Mutterwerdens zu vollziehen. Dafür, daß er ihr das Höchste, Krönende des Lebens gibt, dieses, das ihr „das Lächeln Gottes" bedeutet, will sie ihn gerne als Herrn verehren. Will es aber ein finsteres Geschick, daß sie unfruchtbaren Leibes bleibt, dann — ich erlebte dies mit — begibt sich diese „von Gott Geschlagene" auf die Suche, daß sie eine finde, die ihrem Gatten Kinder trägt; und dieser bleibt sie in dienender Freundschaft ergeben. Dieser letzte Fall ist natürlich eine Ausnahme und zeigt, bis zu welchem Grade der Selbstentäußerung diese Anschauungsweise führt. Eine Hintenansetzung seiner selbst, nicht aus überlegten Motiven hoher Ethik; nur aus dem tief eingewurzelten Bewußtsein heraus, ein Mittel zu bedeuten, das kommende Geschlecht schön und kraftvoll der Welt zu geben. Primitiv gedacht; doch von der Primitivität, die Heldenmütter zeitigt.

In den Harems, weltenweit von dem, was das gewisse Lächeln hineinlegt, geht es unendlich kindlich und anspruchslos zu. Zwar wimmelt es von dienenden Wesen, zwar wird unausgesetzt gegessen und geraucht, doch wäre hiermit die Liste der Vergnügungen erschöpft, will man zu ihnen nicht das gelegentliche Lied einer Dienenden rechnen, welches diese, auf dem Boden hockend, unter Wiegen des Oberkörpers tödlich monoton vorbringt.

Das Hauptereignis im Leben der Frauen bildet der Besuch von Freundinnen. Nur hierzu schaffen sie sich seltsame, überladene Toiletten an, die einer längst verblichenen Mode angehören, nur hierzu behängen sie sich überreich mit Schmuck und bewundern sich gegenseitig, wie aufgeputzte Kinder. Nicht

Digitized by Google

neidisch, nicht hämisch, nur froh der Abwechslung, über alles ihre einfache, lächelnde Güte ausgießend, deren Größe ihnen selbst nicht bewußt ist.

Die Töchter nehmen an diesem Leben teil, bis sie selbst heiraten, meist im 14. Jahre, wo es dann in der neuen Familie wieder ebenso zugeht.

Die Söhne bleiben im allgemeinen bis zum 10. Jahre im Harem und übersiedeln dann zu ihren Vätern in das Männerhaus, das Selamlik. Dieses bezieht sich natürlich nur auf solche Familien, in denen die Trennung der Haushalte sich durchführen läßt. Die Söhne sind nun nominell von der Mutter emanzipiert, gehören der Form nach zu den Männern, mit denen sie auch bei Gastereien im Selamlik sich aufhalten. Wie ich aber schon vorhin andeutete, bleibt für den Osmanen die Mutter immer die höchste Instanz, und auch der ältere Mann in hoher Stellung bringt ihr die hingebendste Ehrerbietung dar. Ich habe öfters beobachten können, wie der Sultan Abdul Hamid seiner Mutter gegenüber sich verhielt; dieser Herrscher, der im Schatten seiner absoluten Macht wie unter einem Fluche lebte, wurde vor seiner Mutter ein bescheidener Knabe, der ehrerbietig seiner höchsten Autorität lauscht. Wie die Mutter ist, spielt hiebei keine Rolle. Es wird einer Idee gehuldigt, nicht einem Menschen.

Die Söhne bleiben immer unter strengster Aufsicht ihrer Angehörigen, bei Ausgängen unter der eines alten, vertrauten Dieners, von denen stets verschiedene zur Familie gehören. Reifen sie dem Mannesalter entgegen, so erhalten sie meist von ihrem Vater eine junge Sklavin zum Geschenk, welche als Dienerin im Harem verbleibt. Sie werden sehr früh verheiratet und leben dann mit ihrer jungen Frau im Elternhause weiter. All diese Vorgänge, ebenso wie Heiraten der Töchter, bevorstehende Geburten und ähnliches, werden in größter Natürlichkeit und Öffentlichkeit von allen Verwandten, männlichen wie weiblichen, gemeinsam besprochen. Es gibt da kein Vertuschen und Verheimlichen, eine fast nüchterne Selbstverständlichkeit umgibt alle natürlichen Vorkommnisse, die von vorneherein jedes lüsterne Tasten der Gedanken ausschließt. Gerade das, was man hier mit dem Begriff „Harem" verknüpft, jenes Schwüle und verderblich Berauschende, gerade das fehlt. Faul und bequem geht es dort wohl zu, aber gesund, harmlos kindlich und geradezu verblüffend ehrlich! Und es entwickelt sich beim Manne aus dieser Atmosphäre einfacher Natürlichkeit dem Natürlichen gegenüber heraus eine Achtung vor der Frau, die in ihrer Art sehr merkwürdig ist.

Es ist eine Art Achtung, wie sie etwa ein Vater haben mag vor der Unberührtheit seiner Tochter, zärtlich und ein wenig mitleidig, sie ihrer Reinheit halber eifersüchtig bewachend. Er mag sie als geistig nicht auf seiner Höhe stehend betrachten, sie hat im Rate des Lebens keine gewichtige Stimme, und doch steht sie ihm hoch, um ihrer kindlichen Reinheit willen.

Einem Mann nur gehört immer das Weib, das der Orientale kennt,

Digitized by Google

und sei es auch nur eine kleine Sklavin. Ihm den Begriff andrer Möglichkeiten beizubringen, war der Europäerin vorbehalten.

Ganz anders allerdings als alles, was hier geschildert, steht es um den unter französierendem Einfluß aufgewachsenen jungen Modetürken. Unverdautes Wissen von fremden Sitten, aus denen er nur herausliest: „Erlaubt ist, was gefällt"; Niederreißen alter Lehren, ohne gleichwertigen Ersatz zu schaffen, ungeschicktes Anstreben minderwertiger Neuerungen — es sieht da traurig aus. Doch ist zu hoffen, daß sich auch hieraus die Möglichkeit wird finden lassen, das gute Alte mit gutem Neuen zu vereinen; vielleicht, wenn der Einfluß weniger französierend, mehr germanisierend wird. Ich höre auch, daß sich in dieser Richtung viel verändert hat seit dem neuen Regime. Es weht ein frischer Wind, der manches Morsche fallen macht. Der allgemeinen Bildung und Aufklärung ist mehr Eingang geschaffen und nach und nach werden sich die Extreme berühren, sich schließlich verschmelzen. Wenn auch viel zu sagen ist gegen das Frauen- und Familienleben des Osmanen vom fortschrittlichen Standpunkte aus, wenn auch die Frauenbewegung stets die armen Opfer „dort hinten weit in der Türkei" mit ihrem besonderen Mitleid bedachte: dieses ist sicher, aus der reinen und seelisch gesunden Abgeschlossenheit dieses Lebens heraus ist — im Durchschnitt — für das heranwachsende Geschlecht mehr Segen erwachsen als bei den Kindern von Frauen der Fall sein mag, die geistig strebend in der Öffentlichkeit stehen.

Man wird mir einwerfen, daß es zwischen diesen beiden Extremen die mit Recht so goldene Mittelstraße gibt. Gewiß. Sie zu beschreiten und auf ihr weiter zu wandeln, sicher und ruhig, ist nur so leicht nicht. Bis die Reise darauf fördernd und nicht verflachend wirkt, muß viel gelernt werden, viel abgeworfen, viel neu erworben. Und ich glaube, daß wenn auch mancher heiße Geist unter dem Zwange schwer leidet, der die Osmanin einhemmt, die Allgemeinheit leidet nicht.

Aus der dämmerigen Haremsluft, aus der verträumten Haremsstille heraus erwachsen jene still zurückhaltenden Männer, die keinen Blick zu einer fremden Frau heben, auf daß sie nicht einen Mangel an Ehrerbietung darin sähe. Jene Männer, die gleich ritterlich, gleich unpersönlich, gleich vornehm sind, ob sie nun an den Stufen des Thrones aufwachsen oder in der armen Holzhütte Stambuls. Männer, wie der arme Lastträger einer war, welcher sah, wie ein betrunkener russischer Matrose eine Europäerin belästigte. Er schritt ruhig herzu, entfernte mit einer Bewegung seiner großen Kraft den Russen gleich einem lästigen Insekt und behielt die Dame unter seinem Schutz bis an ihr Haus. Als sie ihn mit Geld belohnen wollte, wies er es ernst und hoheitsvoll mit den Worten zurück: „Kein Gold würde mich so reich lohnen, als es dein Vertrauen tat, welches meine Ehre ist." Sprach's, ohne sie anzuschauen, und ging fort.

Digitized by Google

Laßt aber diesen gleichen Mann einige Zeit darauf hoher Beamter sein, und er läßt sich unbekümmert bestechen in allem, was sein Amt betrifft, wenn er auch für sein Privatleben gleich erhaben denkend bleibt in großen wie in kleinen Dingen.

Es ist dieses Kapitel der Bestechlichkeit türkischer Beamten bei persönlicher und privater Ehrlichkeit dem Verständnis des Nordeuropäers außerordentlich schwer nahe zu bringen. Man muß sich hierbei zunächst vor Augen halten, daß unter der früheren Regierung die größtmögliche Unordnung in allen Verwaltungsbezirken herrschte. Da keine systematische Dienstbarmachung der reichen Hilfsmittel des Landes stattfand, sondern jeder, der eine Machtstellung erhielt, sie schnell auszunutzen trachtete, bevor sie ihm wieder durch neue Günstlinge genommen wurde, konnte unmöglich eine ordnungsgemäße Organisation durchgreifen. Gehälter wurden nur sehr selten ausgezahlt; wollte der Beamte nicht verhungern, mußte er seinen verlangtermaßen meist großen Train aus Bestechungsgeldern aufrechterhalten. Diese Gelder waren eben seine Einkünfte, da der Staat ihm die vertraglichen nur sehr selten zukommen ließ. In sehr eingehender und klarer Weise sind diese Zustände beschrieben in einem Aufsatze Ernst von Dürings „Der Niedergang des Osmanischen Reiches", erschienen in den „Süddeutschen Monatsheften", März und April 1913. Der Artikel ist äußerst lesenswert, und ich verweise diejenigen darauf, die sich für die Zustände im Inneren des Landes interessieren, wo der Verfasser lang weilte, ebenso wie in der Hauptstadt. —

Es schwebte damals über dem ganzen Volke der düstre Schatten der Furcht seines Herrschers. Dieser unglückliche Mann, der niemandem vertrauen zu können meinte, fühlte sich keine Sekunde seines Lebens sicher. In jedem Schluck Wasser, in jeder menschlichen Annäherung lauerte seiner Ansicht nach der Tod. Diese Furcht, unter der er das Leben eines Verdammten weiterschleppte, und die ihm aus der Vergangenheit jahrhundertelanger Gewaltherrschaft überkommen war, ward der Fluch seines Volkes. Unter ihrem düsteren Zwang berief er heute diesen, morgen jenen als Vertrauten zu sich, glaubte sich betrogen und verbannte den gestrigen Günstling morgen auf das härteste, seiner Familie allen Besitz nehmend. Wer hoch stieg, suchte sich schnell zu sichern, schnell und geheim Mittel beiseite zu bringen; wer weiß, ob nicht morgen schon Weib und Kinder Bettler waren, denen zu helfen Freunden und Verwandten das Leben kosten konnte.

Ein selbst grausam Leidender, in dessen Brust doch Güte und Milde lebten trotz allem, verurteilte Sultan Abdul Hamid sein ganzes Volk nahezu zum Untergang. Es gab kein Gebiet mehr, keinen Zweig der Tätigkeit, in den hinein sich nicht die Fäulniskeime eingefressen hätten. Tragisch mutete es an, dieses stete unaufhaltsame Sinken. Und doch verlor

Digitized by Google

der, der die Osmanen wirklich kannte, nie den Glauben an die Möglichkeit eines Wiederaufschwungs. Zu kindlich einfach, zu vornehm klar war immer der Kern alles Empfindens und blieb es selbst da, wo äußerer Anschein dagegen sprach. Wenn auch der naheliegende Vergleich mit russischen Verhältnissen sich dem Fremden aufdrängte, so muß der Eingeweihte doch glauben, daß eine auch nur annähernd ähnliche Korruption niemals in der Türkei auf die Dauer um sich greifen könnte, auch nicht unter den denkbar ungünstigsten Voraussetzungen. Die beiden Faktoren, die in Rußland so sehr zum Schwanken alles sittlichen Haltes beitragen, Weiber und Alkohol, sie fallen für den Mohammedaner als gewichtig in Frage kommend fort. Er hat es erreicht, wenn auch strauchelnd und unsicher, sich aus dem Morast heraufzuarbeiten, in dem er — staatlich — zu versinken drohte. Wenn die Jahre des Gärens einmal vorbei, und die Herrschaft der unerfahrenen Hitzköpfe überwunden, die nach dem Staatsstreiche anhub, wird er sich noch viel sicherer und ruhiger in die Höhe ringen. Es wird ja wohl noch lange dauern müssen, bis aus der Türkei ein modernes Staatswesen werden kann. Wenn aber ehrliches Streben und reine Begeisterung sie dazu machen können, wird sie es werden! Hart ist es für den Osmanen, seine Stellung in der Reihe moderner Staatsmänner einzunehmen. Denn wenn er auch noch so klug, noch so energisch vorgehen mag, er lebt eben doch in einem anderen Jahrhundert. Jetzt erst, seit wenigen Jahren arbeitet er sich ringend und keuchend heraus aus der Umklammerung unzähliger zäher Schlingen, die aus dem Gewesenen hervor sich um ihn winden. Nicht eine Entwicklung von innen nach außen, mehr eine solche von außen nach innen hat ihn zur Erkenntnis der Unhaltbarkeit seiner öffentlichen Lebensbedingungen gebracht. Der Zwang europäischen Einflusses, europäischer Habsucht veranlaßte ihn, seine Kraft zu erproben. Er selbst, wenn er sich allein überlassen wäre, würde (ich spreche vom großen Durchschnitt) noch heute das Dasein seiner nomadenhaften Vorfahren führen können; sein Leib unter dem Willen des Kalifen, seine Seele unter dem Willen des Propheten. Ob nun das Leben ihn auf die Höhen oder in die Tiefen führe, gleich freudig und ruhig wäre sein Gedanke dazu: „Lob dem Höchsten". Ein stilles Kind der Sonne und ihrer holden Trägheit bleibt er, hoffend auf das Paradies, trachtend, sich dieses nicht zu verscherzen, dessen wunderherrliche Pracht ihm für alle Erdennöte tausendfachen Ersatz bringen wird.

Wie richtig und tief hat der Prophet Mohammed diese Sonnenträgheit erkannt, wie hat er es verstanden, ihr entgegenzuarbeiten in dem, was sie an körperlichen Schädlichkeiten mit sich bringt. Die täglich fünfmaligen Waschungen vor dem Gebet, die körperlichen Bewegungen während desselben, die leichte, fast vegetarische Nahrung, die Alkoholabstinenz, einmal im Jahr der Fastenmonat; wie ist das alles vom Standpunkt mo-

Digitized by Google

dernster Hygiene klug und gut angeordnet, den Erfordernissen eines heißen Klimas entsprechend. Man muß es gesehen haben, mit welcher mühelosen Leichtigkeit sich die ältesten Männer in den schwierigen Gebetsstellungen erheben und niederwerfen; nur geübte Gymnastiker brächten das sonst fertig. Und diese Bewegungen werden mit derselben Ruhe und Würde ausgeführt, wie der Orientale sie in alles legt. Besonders merkwürdig und ergreifend wirkt der Anblick eines allgemeinen großen Gebets, wie man es in der heiligen Nacht „Kadir Getscheſſi", der mittelsten Nacht des Fastenmonats Ramasan, erleben kann. Es ist die Nacht, in welcher ein Engel den Koran vom Himmel brachte, ihn dem Propheten überreichend, wobei sein Fuß den schwarzen Stein der Kaaba zu Mekka berührte. Am feierlichsten ist es in der Aya Sophia; man steht auf einer der hoch oben ringsum laufenden Galerien und sieht unter sich ein Meer gedämpften Lichtes, in dessen mildem Glanz die Mosaiken rings geheimnisvoll schimmern. Der hohe wundervolle Kuppelraum liegt in völligem Schweigen da, er selbst schon ein Gebet in seiner Erhabenheit. Unten, ganz weit unten stehen die Gläubigen Kopf an Kopf, lange grade Reihen, schief zum Bau gestellt, auf daß jedes Antlitz gen Osten, gen Mekka schaue (die Moscheen werden sonst alle mit dem Gesicht nach Osten gebaut, nur die Hagia Sophia, die Kirche der „Göttlichen Weisheit" steht natürlich nicht so, weshalb auch alle Gebetsteppiche in ihr schief liegen). Plötzlich geht ein Beben durch all die Menschen da unten, wie wenn die unsichtbare Hand dessen, zu dem sie beten, sich auf sie gelegt hätte, so fallen sie alle nieder; erst auf die Knice, dann auf das Gesicht, wie eine große dunkle Welle, die sich senkt. Und ebenso schweigend erheben sie sich; es rauscht, es braust und tausend Arme recken sich beschwörend nach oben, tausend Augenpaare blicken zur Kuppel auf, in deren Wölbung, dort, wo sie die Stelle des früheren Hochaltars berührt, blaß und wie verwischt das Antlitz Christi leuchtet. Es ist immer wieder übermalt worden, es erscheint immer wieder wie ein leuchtender Schimmer. Übermalt wurde es hauptsächlich, weil eine Darstellung des menschlichen Gesichtes in der mohammedanischen Lehre untersagt ist, nicht nur weil es Christi Antlitz ist. Gewiß würde der Islam Christi Bild, auch wenn er es dürfte, nicht in eines seiner Gotteshäuser malen; ist ihm doch Christus kein Sinnbild des Glaubens; nur ein großer Prophet, wie Elias auch. Aber nie würde dieses Bild mit Hohn und Spott entfernt werden, dazu hat der Islam zuviel Ehrfurcht vor dem Großen und Edlen, sei es ihm auch fremd. In all den langen Jahren, da ich mit Mohammedanern nahe und vertraut zusammenkam, habe ich nie einen Fall von Intoleranz erlebt. Ich habe stets gefunden, daß die Intoleranten und oft verletzend Mißachtenden die Christen waren. Der Mohammedaner bemitleidet den Christen viel zu sehr, um eifernd gegen ihn vorzugehen, und daß er das tut, ist des Christen eigene Schuld. Wo immer sich Konflikte ergeben haben,

Digitized by Google

bei denen nur entfernt ein Glaubensmotiv angenommen werden konnte, der Christ hat es hervorgezerrt. Immer findet es der Christ bei Differenzen nötig, zu argumentieren oder zu beschimpfen; der Mohammedaner antwortet ruhig, nachdem er ihn still angehört hat, hie und da sich vor seiner Erregung etwas zurückbeugend: „Was willst du, ich greife deinen Glauben nicht an, rühre du nicht an meinen; ein jeder glaube, was ihm recht dünkt.“ Er wird stets nur ähnliches erwidern und kann er sich gar nicht mehr helfen, sich still entfernen, neidlos dem anderen den Schauplatz überlassend.

Oftmals trat ich auf Wanderungen durch Stambul in diese oder jene Moschee ein, ihre wundervolle, weltabgeschiedene Stille genießend, dem Spiel des Sonnenlichtes folgend, wie es sich unter der Kuppel sammelt. Und leider oft ist es mir begegnet, Touristen beobachten zu können, die zur Besichtigung eintraten. Mir sind besonders zwei junge Herren in Erinnerung geblieben, Landsleute und den besten Kreisen angehörig, deren Verhalten als typisch anzusehen ist. Ich hörte jenseits des Moscheevorhangs schon ihre Stimmen, laut und lachend, wie sie sich anfangs weigerten, die großen Strohschlappen anzuziehen, ohne die man nicht eintreten kann. — Der Osmane trägt immer feste Lederüberschuhe über weichen, fast sohlenlosen Stiefeln; diese Überschuhe läßt er draußen, bevor er einen Raum im Inneren eines Hauses betritt. Der Arbeiter zieht seine groben Schuhe aus und tritt in Strümpfen ein; dieser Gewohnheit ist auch die gute Konservierung alter orientalischer Teppiche zu verdanken. — Also die beiden jungen Herren traten sehr laut in die stille Moschee ein; neben ihnen, mit gesenktem Kopf, die Hände in seinen weiten Ärmeln versteckt, lautlos gleitend, der führende Laienpriester, der Imam. Sie fanden alles „gottvoll“, „famose Chose“, „verdrehter Kram“, und sie behielten ihre Hüte auf dem Kopf; die Hände hatten sie in die Taschen gesteckt und führten eine Art Schlitterpartie auf ihren Strohschlappen auf, die sie natürlich beständig verloren. Es waren gewiß im Grunde harmlose Jungens, überströmend von Vergnügen am Leben; aber sie fühlten sich dem allen weit überlegen, irgend etwas Achtungswertes bedeutete ihnen der „verdrehte Kram“ in keiner Weise, sie hätten sich bei der Besichtigung eines Hottentotten-Kraals genau so benommen.

Der Imam versuchte einige Male, sie auf ihre Kopfbedeckungen aufmerksam zu machen; sie verstanden wohl nicht, was der „ulkige Kunde“ ihnen pantomimisch klarmachen wollte. Schließlich glitt er leise zu mir heran und bat: „Sage ihnen, sie seien im Hause des Gebets.“ Ich tat nach seinem Wunsch und es entwickelte sich ungefähr folgender Dialog: „Der Imam bittet mich, Ihnen zu sagen, Sie seien im Hause des Gebets, wollen Sie darum nicht ihre Hüte abnehmen?“

„Aber gewiß doch, wenn's ihm Spaß macht!“ — Lachen. —

Digitized by Google

„Ich würde Ihnen raten, etwas leiser zu sein; in einer Kirche würden Sie doch auch nicht so laut lachen?“

„Ja, aber was hat denn dieses hier mit einer Kirche zu tun?“

„Es ist eben auch ein Gotteshaus.“

„Ach wo, diese verrückte Bude hier!“

„So verletzen Sie wenigstens nicht die Gefühle derjenigen, denen es ihr Heiligstes ist.“

„Ach, den Kismet-Knöppen ist ja doch alles wurscht; na schön, Morgen!“

Sie meinten es nicht böse, doch gedankenlose Nichtachtung ist fast noch verletzender, wenn sie uns Heiligem gilt, als bewußt böse Absicht, welche etwas des Angriffs Wertes anerkennt. Der Imam sagte mir, als ich beim Hinausgehen ihn wieder traf: „Gräme dich nicht um jener Kinder Torheit; so sicher, wie Gott über sie lächelt, lasse es auch uns tun.“ Dieses Mannes Art ist keine Ausnahme; so denken fast alle, so gütig und groß. Aber daß die Christen ihnen Anlaß geben, so sprechen zu müssen, das ist der Jammer; daß wir ihnen leid tun, weil wir so gar nicht das sind, was einer wird, „der im Schatten des Höchsten wandelt“.

Wieviel lassen wir hier an uns vorübergehen!

Sie verstehen unsren Glauben nicht; gewiß. Aber statt, daß das Nichtverstehen Schärfe und eifernde Feindlichkeit weckt, Bekehrungswut und Mißachtung, zeitigt es ein großes Mitleid für die Armen, die nicht „im Schatten des Höchsten wandeln.“ Und jedes Mitleid enthält immer einige Verachtung. Zwar eine Verachtung, die nicht alles einbegreift; — denkt doch noch heute der Osmane wie das arabische Sprichwort: „Gott gab dem Europäer die Wissenschaft, dem Orientalen die Majestät.“ Diese Majestät ist aber nicht nur Äußerliches — sie ruht fest gefügt im philosophischen Empfinden eines naiv und tief religiösen Fühlens.

Es ist ja bekannt, wie die türkischen Soldaten am Heiligen Grabe zu Jerusalem die sich in ihrem Eifer prügelnden Christen trennen müssen, um Blutvergießen zu verhüten. Das sind natürlich nur traurige Auswüchse. Aber wie seltsam mutet es an, wenn in den Straßen Konstantinopels die türkischen Soldaten Spalier bilden bei christlichen Prozessionen. Sie ziehen auf, halten die Menge zurück und stehen da unbeweglichen Gesichtes, während die lange Reihe der Heiligenbilder und singenden Menschen vorbeizieht. Nie ein Scherzwort, nie ein Lächeln; keine noch so nebensächliche Bemerkung untereinander, auf daß es nicht den Anschein habe, sie sprächen über die Glaubenszeichen, die vorbeigetragen werden „und das Herz jener, denen sie heilig sind, könne sich verbittern von einem Gedanken der Verachtung ihres Heiligen“. Was ich hier anführe, sind keine geschriebenen Regeln, keine Verordnungen; es sind hier und dort gehörte Worte des einfachen Mannes, die sein Denken widerspiegeln. Wenn es auch nicht hierher gehört, möchte ich nur ganz kurz die

Digitized by Google

wunderschöne, bei Beerdigungen herrschende Sitte streifen. Der Sarg wird von vier Freunden des Verstorbenen aus seinem Hause getragen; wer immer von unbekannten, zufällig vorübergehenden Männern den Zug trifft, gibt seine Schulter her, eine kurze Strecke den Sarg zu tragen: „denn eines jeden Last ist Kummer und Tod des Bruders."

Zum Schluß möchte ich, als die leuchtendste Widerlegung des Vorwurfs der Intoleranz des Mohammedaners die Stimme eines der höchsten Geistlichen des Islam sprechen lassen; eines Mannes, der ein wirklicher Diener Gottes und der Menschheit war und hochbetagt vor kurzem starb. Es hatte damals ein Norddeutscher die Absicht, zum Islam überzutreten (ohne Kommentar!). Er schrieb dieserhalb an die Geistlichkeit und fragte, was er zu tun habe, um diesen Übertritt zu vollziehen. Sowohl Anfrage, wie Antwort habe ich gelesen; diese, eben von jenem sehr hohen Würdenträger verfaßt, lautete ungefähr folgendermaßen (ich zitiere aus dem Gedächtnis, unter Auslassung einiger der vielen Höflichkeitsfloskeln orientalischen Stiles):

„Mein Bruder!

Es ist mir nicht gegeben, Dir zu sagen, wie Du Deinen gegenwärtigen Glauben verlassen sollst, um Dich zu dem meinen zu bekennen. Betest nicht auch Du, mein Bruder, zu dem Höchsten, dem Gott, der unser Licht ist, unser Gesetz und unser Hoffen? Wie soll ich Dir nun sagen, zu Ihm zu beten durch Mohammed, den Propheten, oder durch Den, der Dein Prophet ist, Christus? Rufe Ihn an, wie Deines Herzens Glaube und Kraft es verlangen; so wie Dein Herz es Ihm offenbaren wird, so wird sich Dein Glaube vor Ihm nennen, wie auch das blinde Auge des Menschen Ihn anschauen möge.

Wandle gerecht vor Ihm und ohne Fehle, so wandelst Du dem Gebote des Propheten nach. Dein Glaube sei stark, Dein Herz sei rein, so bist Du nahe bei Gott dem Höchsten und Der, in Dessen Namen Du Ihn anrufst, ist der Rechte. Mein Bruder, sei gegrüßt im Namen Gottes, Des Einen, Dessen Prophet ist Mohammed."

Ich glaube nicht, daß es größere Erhabenheit des Denkens geben kann, größere Freiheit und Sicherheit, als in diesen Worten, die von einem Mohammedaner an einen Christen gerichtet wurden. Und ich bin und bleibe überzeugt, und mit mir viele, die den Osmanen kennen: es ist nicht zu Ende mit einem Volke, dessen Denken und Empfinden sich in solchen Bahnen bewegt. Wenn es eine Gerechtigkeit sittlicher Notwendigkeit gibt, so muß es diesem Volke gelingen, abzuschütteln, was noch an Verkleinerndem und Herabziehendem ihm anhaftet. Muß ihm gelingen, aus seinem eigenen Kern hervor sich zu entwickeln und zu stärken; einen Volkswillen wieder zu haben, ein unwiderstehlich Ganzes zu sein, das stark und rein auch nach außen hin bleibt, wie es seine Seele und sein Wollen sind.

Digitized by Google

Momentaufnahmen aus militärischen Reisen in der Türkei.

Von Major Franz Carl Endres.

Der Verfasser, bayerischer Generalstabsoffizier, war bis zu seiner schweren Erkrankung Generalstabschef der Kaiserl. Ottomanischen I. Armee, die Exzellenz Liman v. Sanders kommandierte.

Soldatenabschied.

Wenn man in so liebem deutschem Quartier lag, wie ich in Adana, so ist es ohne weiteres verständlich, daß man zu spät zum Zuge kommt. Selbst eine wilde Galoppfahrt mit den ausgezeichneten Pferden meines Freundes, des deutschen Oberingenieurs, konnte die Sache nicht mehr gut machen.

Am Bahnhof erwartet mich der Stationsvorstand. Ich murmelte einige Entschuldigungen, an die ich selbst nicht glaubte. „Wir haben noch Zeit," erwidert er in seinem den Griechen verratenden Französisch, „heute geht ein großer Rekrutentransport ab." Der Bahnhof wimmelt von bunten Gestalten. Türken, Kurden, Jürüken und Tscherkessen drängen sich an den Wagen.

In einer Ecke des Bahnhofs stehen, sitzen und hocken die Weiber. Fast alle schwarz, in dem unseren Nonnenkleidern ähnlichen Scharschafs, den schwarzen oder bunt geblümten Schleier fest vor dem Gesicht. Eine Versammlung von Gespenstern. Nur wenig Bewegung ist in der Gruppe. Abschiedsumarmungen und Küsse vertragen sich nicht mit den Sitten. Wie eine düstere Wolke lagert die Schar in dem bunten Treiben der Mannschaft.

Die Beamten und die Offiziere der Bahnhofskommandantur treiben und drängen. Mich erreichen in meinem Dienstwagen noch einige Telegramme, ein paar Bekannte strecken mir ihre Hand noch entgegen, ein von deutscher Frauen Fürsorge gefüllter Frühstückskorb erreicht glücklich noch den kleinen Salon, in dem ich meine kurze Dienstfahrt machen will.

„Tamaaaam! Fertig!" ertönt der Ruf des Schaffners.

Da kommt Bewegung in die düstere Wolke der Frauen. Da heben sich die Schleier. Da sehe ich in verweinte, verhärmte, arme Gesichter von alten Mütterchen und jungen Frauen, da werden Kinder in die Höhe gehoben und Arme strecken sich in der Richtung des abfahrenden Zuges. Alle Arme in einer Richtung! Und nun wird ein Schluchzen laut, ein Weinen und ein Zittern und Beben geht durch die schwarzen Gestalten; die ganze Masse schiebt sich vorwärts in unsagbar trauriger Bewegung.

Wünsche, Hoffnungen, Sorgen und Liebe erfüllen den Raum zwischen den dichtbesetzten Wagen, aus denen Hände und Tücher winken, und der sich bewegenden schwarzen Masse der Frauen.

Da .... es ist furchtbar anzusehen: Eine schwarze Gestalt löst sich aus der Masse los, die in ihrer Bewegung einhält. Ein schmerzzerrissenes Gesicht!

Digitized by Google

Arme Mutter! Sie läuft ein paar Schritte vor, sie reckt die mageren Arme empor und schreit wild, wahnsinnig, wie ein verwundetes Tier. Dann schlägt sie sich mit den Fäusten auf ihren Leib, dann zerreißt sie sich mit ihren Nägeln das Gesicht, dann stürzt sie mit gellendem Schrei zusammen.

Hinter ihr erstarrt die Schar der schwarzen Gespenster vor solchem Schmerz.

„Mutter! Mutter!“ ruft es aus dem Zuge! Verhallend, ohnmächtig!

Mit lautem Gerappel fahren die Achsen über den Schienenstoß. Wohin? Wohin? ... An die Grenzen des Reiches. Für wie lange? ... Allah weiß es.

Der Zug, der tausend Herzen trägt, stampft durch die weite, im Sonnenglanz des Morgens liegende Ebene.

Noch sehe ich das Stationsgebäude ... Die Beamten stehen beisammen und die Schar der Weiber ist noch am Eck des Bahnhofgebäudes versammelt und vor ihr, wenige Schritte, nur und doch so unendlich einsam liegt ein schwarzer Punkt.

Ein Stein? Ein hingeworfenes Tuch? ..... Ein Mutterherz!

Hindenburg.

Mit müder Qual keucht mein Wagen durch die Nacht und durch den Schlamm des Amanus. Seit acht Tagen Regen. Heute zum ersten Male gleißender Vollmond, der sich in tiefen Schlammpfützen spiegelt. Die Pferde sinken bis über die Sprunggelenke ein. Am Boden des Phaetons sammelt sich ein Schlammsee, in den meine Satteltaschen, meine Decken und meine Mantelenden tauchen. Was kümmert's mich!

Mein Sinnen ist versunken in der Pracht dieser Mondlandschaft. Vor mir in weiter Ferne und tief unten die glitzernde, schimmernde Ebene mit ihren hundert Bächen und Wasserrinnen. Über mir, als wollten sie von rechts und links die Häupter aneinander lehnen, die gewaltigen Bergstöcke des Amanus kahl und ernst, drohend und mächtig. Ewiger Natur urew'ge Schönheit!

Die Straße taucht in die Tiefe eines basaltischen Trümmerfeldes. Weiße Dämpfe steigen aus der Niederung, in die wir ziehen. Ein Wald von krüppelhaften Bäumen nimmt mich auf. Knorrige Zwerge bücken sich über moosbedeckte Steine und grinsende Skelette betrachten in grotesken Verrenkungen ihren Mondschatten. Zauberwald! — Schweigend still ist die Welt, nun, da meine Pferde rasten. Mein Kutscher schläft auf dem Bocke. Ich träume und freue mich der Stille.

Ein schwacher Feuerschein zuckt durch die weit auseinanderstehenden Bäume. Vielleicht das Lager von Straßenarbeitern! Laß ihn schlafen, den armen Kerl! Ich nehme die Zügel! Wie nah' schien das Licht. Wie fern ist es! In einer halben Stunde sind wir am Feuer. Soldaten sind es. Vielleicht zwanzig, die zur ägyptischen Armee wollen.

Sie sitzen um ein helles, großes Feuer. Einer singt ein schwermütiges tür-

Digitized by Google

kisches Lied, mit leiser näselnder Stimme. Ein paar rauchen Zigaretten. Einer liegt am Rücken und spielt mit einem Grashalm. Ich trete in den Kreis.

Sie wollen sich zur Begrüßung erheben, aber ich heiße sie sitzen bleiben und fange an, sie zu fragen. Da werden sie zutraulicher. Es sind alles einfachste Menschen, können nicht lesen, nicht schreiben, selbst ihre Sprache ist lückenhaft, wortarm und mager. Sie wissen nicht recht, was gegen Ägypten beabsichtigt ist. Nicht alle selbst, gegen wen sie fechten.

Ich erzähle ihnen von deutschen Siegen gegen die Russen. Da leuchten ihre Augen und fünf, sechs rufen gleichzeitig: „Hindenburg". Und sie beschreiben ihn mir: „Der große Pascha! Der große deutsche Mann! Der Schrecken der Moskowiter! Gott schenke ihm Leben! Möge seine Seele zufrieden bleiben."

Mitten im wilden Amanus, fern, fern von jeder menschlichen Wohnstätte haben dir, Marschall Hindenburg, diese armen Knechte und Hirten ein stammelnd Loblied gesungen, das mehr als manches wohlgeformte Poem dein Soldatenherz erfreuen muß.

Die Schwingen deines Ruhmes überfliegen die Wüsten.

Die Etappe.

Wo sie liegt, diese Etappe, will ich nicht sagen, obwohl es kein Staatsgeheimnis ist. Aber daß sie existiert, das schwöre ich beim Barte des Propheten. Die Etappe selbst ist auch gar nicht merkwürdig, die ganze Momentaufnahme ist nicht besonders interessant. Vielleicht nur ein kleines Bildchen, das man aufnimmt, weil man gerade noch einen Film übrig hat.

Ein Bahnhof ist es, auf dem Güter und Güter ankommen. Ein Zug nach dem anderen. Tonnen voll Gersten, Mehl, Brot, Benzin, Essig, Mäntel, Schuhe, Salz, was weiß ich. Und Schuppen fehlen. Alles unter freiem Himmel. Ratlose Menschen. Immer neue Waggons gebären Unermeßliches.

Das Notwendigste auf der Etappe ist Ordnung. Wie Ordnung halten, wenn immer neue Massen sich auf die alten wälzen?

Da wird ein Deutscher an die Spitze der Etappe gestellt. Ein echter Dithmarscher, daher wo Frenssens Uhlen und Kreten wohnen. Ein lieber Kamerad. Grüß dich Gott, wenn du's liest!

Der schaute sich die Sache an. Aber er rang nicht verzweifelt die Hände, sondern stülpte die Ärmel auf und warf sich in das wüste Chaos. Die Arbeit hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Weltschöpfung. Erst einmal das Feuchte vom Festen trennen! Benzin mit Mehl vertragen sich ebensowenig, wie Petroleum mit Zwieback.

Und wie Jörn Uhl wohnte! Ein Viehwagen war sein Palast für Wochen. Dachpappe drüber, weil es durchregnete und dann Wellblech, weil es durch die Pappe regnete und dann wieder Pappe, weil es, bei Gott 's ist wahr, durch das Wellblech regnete .... und dann regnete es doch durch. Aber das Be-

Digitized by Google

wußtsein, vierfach geschützt zu sein, war schon etwas wert. In der Nacht stand das Feldbett doch immer da, wo es durchregnete.

Verpflegung? Hm! Das ist eine Geschmacksache! Hammel mit Bohnen und zur Abwechselung Bohnen mit Hammel. Dazu sehr viel Zwiebel und noch mehr Knoblauch. Auch in die süßen Speisen! Da mußte Jörn Uhl selbst kochen.

Ehrbarer Petroleum-Explosions-Doppelpatent-Sparkochapparat! Ich kenne dich! Wir hatten dich auf einer gemeinschaftlichen Expedition dabei und sind nicht verunglückt. Mehr kann man nicht verlangen. Und es wurde deutsches Essen gekocht: Suppenwürfel, Eierkuchen und knoblauchlose Hammelrippen.

Einen Blumengarten legte sich Jörn Uhl auch an. In jenen Gegenden wachsen die Zyklamen wild und eine ganze Reihe stand an den Wänden des Viehwagens und sie blühten um die Wette. Ganz heimlich war es in diesem Salon.

Die türkischen Unterbeamten waren gelehrig und von Tag zu Tag wurde die Etappe besser und besser. Nur einmal — geht das Gerücht — soll Jörn Uhl im Kampf mit Kamelen sich befunden haben und unterlegen sein. Er wollte besonders geformte Lasten, die klappernde Gegenstände enthielten, mit Kamelen weiter befördern. Aber das Kamel heißt nicht umsonst Kamel. Es ist wirklich dumm! Lasten, die Geräusche verursachen, liebt es nicht. Unser Jörn Uhl steht dozierend vor einem Kamel. Er spricht fließend türkisch, und nur, wenn er mal flucht, kommt was Plattdeutsches aus dem Gehege seiner Zähne. Die Umgebung lauscht seinen Worten. Das Kamel kniet gottergeben und boshaft-hinterlistig da, um seine Last zu empfangen. Man naht mit den klappernden Kästen. Da brummt das Kamel. — Erneute Beratung! Denn wenn das Kamel brummt, ist es böse und wenn es böse ist, wird es gefährlich. Aber Jörn Uhl läßt nicht aus. Mit Energie wird die Last verstaut. Das Kamel erhebt sich brüllend. Der Inhalt seiner Bürde klappert, wie ein Sack voll Blechgeschirr. Hoppla ... das Kamel erschrickt! Es hebt sein unsagbar hochmütiges, dummes Gesicht in den Himmel ... es beginnt zu laufen. Neues Geklapper! Heiliger des Himmels ... es galoppiert! Der Wärter fliegt auf die Seite ... es rast! Eine Eselsherde scheut vor dem klappernden, rasenden Ungetüm. Andere Kamele zeigen ihren Unmut durch Brüllen an. Wenn sie auch zu rasen anfingen? Weltuntergang! Die Leinen der Last reißen, der Inhalt stürzt, fliegt, kollert, tost umher. Alles schreit, läuft, hält die Tiere —

Ein Türke geht auf Jörn Uhl zu und sagt ihm ernst und mit trauriger Miene: „Die Kamele wünschen das nicht!“

„Na denn nicht“, sagte Jörn Uhl und wandte sich der sinkenden Sonne zu.

Beethoven in Cilicien.

Dank euch, die ihr dem in der Fremde arbeitenden Soldaten ein Stück Heimat gebt, die ihr die Türe eures Hauses öffnet, ihn hineinführt und

Digitized by Google

ihn für Stunden abschließt von der Unrast seines friedlosen Berufs, von den Entbehrungen und Armlichkeiten eines Wanderns durch kulturlose Welt.

Wo Deutsche wohnen, vom Marmarameer herunter nach Cilicien und über Aleppo und Syrien bis hinüber ins heilige Land, da ist der deutsche Offizier, den sein Dienst auf Reisen sendet, aufgenommen wie ein Bruder, gepflegt, gehegt, verwöhnt. Ich glaube, niemand läßt sich von lieben Menschen so gerne verwöhnen, wie der Soldat. Keiner hat es auch wohl nötiger. Bin selbst so viel, so oft verwöhnt worden, dort unten.

Kam einmal wieder nach Adana, müde, abgehetzt, mit der Malaria im Leib. Geregnet hat es den ganzen Tag und den ganzen Tag war ich im Wagen. Nach acht Stunden Fahrt brach ein Rad. Der Kutscher flickte so gut es ging. Im nächsten Dorf, die Dörfer liegen da 50 Kilometer auseinander, ein neuer Wagen! Keiner zu finden. Raus mit einem alten Gaul aus dem Stall. Das Gepäck? Auf Wiedersehen! Der Gaul war schlecht, der Sattel eine verlauste Decke. Nach einer Stunde riß alles, was reißen konnte. Endlich erreichten wir doch die Bahn. Beschmutzt und zerrissen!

„Herzlich willkommen." Das war ein Telegramm aus Adana, was mich auf der kleinen Station schon grüßte. Nach langer Bahnfahrt mit endlosen Rangieraufenthalten sind wir endlich angekommen. Schon in der Nacht war es.

Der Wagen meines Freundes führt mich durch die schlafende Stadt, durch den fußtiefen Kot der Straßen, vorbei an den Hütten und Holzhäusern, in denen noch hie und da ein Lichtchen brennt.

Und mit einem Male stehe ich wieder in der freundlichen, lichterfüllten Halle. Alles ist vergessen, auch die Malaria, die mich noch auf der Bahnfahrt schüttelte. Das kleine Mädel meines Freundes springt mir an den Hals. Ihre deutsche Erzieherin, mein Freund ist Witwer, schaut mir freundlich in die Augen. Heimat! Liebe traute Heimat! Wir essen fröhlich plaudernd und trinken edlen Wein.

Und dann kuscheln sich alle in die bequemen Stühle. Ein alter Freund des Hauses ist heute auch gekommen. Der ist ein Geiger zu Gottes Freude und er weiß von meiner Ankunft. Da hält ihn nichts, da rückt er mitten in der Nacht mit der Geige aus. Wir spielen Beethovens sechste Sonate. Draußen stehen die hellen Sterne über den Dächern, die noch vom Regen tropfen. Wir spielen zusammen, als hätten wir zeitlebens zusammen gespielt.

Das kleine Mädel schlummert im Arm des Vaters. Der lauscht und Träume und Gedanken huschen über sein kluges Gesicht. Das Fräulein sitzt nahe am Klavier ganz in sich versunken und ihre Jugend und Schönheit hüllt sich in die Töne, wie in einen warmen, weichen Pelz.

Erhabener Meister! Es war eine Stunde größter Ergriffenheit. Als wir endeten, hatten wir alle, außer dem seinem Schicksal glückselig entgegenschlummernden Kinde, Tränen in den Augen. Da war Erinnerung und Hoffnung,

Digitized by Google

Leid und Glück, Entsagung und Wunsch erwacht. Über uns und unserem kleinen Menschentum wogte des Weltkriegs brausende Flut, in uns aber und unsern Herzen klang das Unendliche, wie eine ferne, tiefe, große Glocke.

Das war eine Sonntagsnacht im Orient.

Lagerleben.

Türkenzelte! Wer kennt sie nicht aus alten Bildern und Stichen? Rund und weiß und spitz. Es läßt sich gut in ihnen wohnen. Sie sind geräumig, schützen gegen Wind und Regen und sind jedem unsauberen Quartier weit vorzuziehen. Ein türkischer Offizier erzählte mir, daß er seit fünf Jahren im Zelt lebe. Das sei sehr schön, nur habe er infolgedessen seit fünf Jahren weder Frau noch Kind gesehen. Ein türkisches Lager und Frauen ist etwas ganz Unvereinbares. Die Mannschaft liegt zu zehn und zwölf in einem Zelt im Kreis umher. Die Offiziere zu zweit oder zu dritt. Höhere Offiziere haben ihr eigenes Zelt.

Ortsunterkunft während Übungen oder im Kriege gibt es nie. Jetzt im Winter sind ausnahmsweise die Truppen da, wo es möglich war, in leere Häuser gelegt worden. Die Belegung eines bewohnten Hauses verbietet die Sitte.

Wenn der Frühling kommt, verläßt der Türke gerne die Häuser. Der Nomade erwacht in ihm.

Die orientalische Gastfreundschaft habe ich oft im Lager erfahren. Einmal kam ich an den Zelten einer Proviantkolonne vorbei. Da ich den Nachmittag noch zu tun hatte, sandte ich meinen Adjutanten zum Kommandeur der Kolonne mit der Anfrage, ob ich bei der Kolonne übernachten könne. Mein Adjutant kam in Begleitung dieses Herrn mir nachgeritten, der mich mit den liebenswürdigen Ausdrücken der Landessitte einlud, sein Gast zu sein.

Man bedenke bei der Lektüre dessen, was folgt, daß die Kolonne in menschenleerer Einöde in ihren Zelten lag.

Als ich spät abends — der Kommandeur der Kolonne hatte mich ständig begleitet — in das Lager kam, begrüßten mich die versammelten Offiziere, Ärzte und Beamten. Man führte mich in ein geräumiges, in zwei Abteilungen geteiltes Zelt, das unschwer als das des Kommandeurs zu erkennen war. In diesem Zelt wurde mir ein, sichtlich nach europäischem Rezept bereitetes Diner serviert. Woher sie die guten Sachen alle in dieser Schnelligkeit herbekommen hatten, ist mir heute noch ein Rätsel. Nach dem Essen versammelten sich wieder die Offiziere, wir unterhielten uns lange in allen Sprachen. Endlich wurde ein Vorhang zurückgeschoben: Mein Schlafgemach. Das heißt das des Kommandeurs. Auf mein dringendes Bitten, sein Bett doch selbst benützen zu wollen, wurde er fast böse und erklärte mir, daß meine Weigerung, all das zu nehmen, was ihm gehöre, ebenso wäre, als würde ich ihm die Hand nicht geben oder ihn nicht grüßen. Ein Diener war bei mir, bis ich im Bett lag und

Digitized by Google

dann hörte ich noch den Schritt des aufgestellten Postens, der meine Ruhe bewachte. Am nächsten Morgen mußte ich um 4 Uhr schon das Lager verlassen. Um 3 Uhr weckte mich der Kommandeur persönlich und ein reizendes Frühstück wurde alsbald in das Zelt getragen. Damit ich in der Dunkelheit nicht über die Zeltleinen fiel, standen vor meinem Zelt vier Laternenträger, die mich bis an den Platz führten, an dem ich aufsaß. Alles das einem wildfremden Offizier und unter Verhältnissen, die die Behaglichkeit des eigenen Lebens sehr erschwerten.

Man darf im Kreise türkischer Offiziere nie etwas bewundern, was einem der Herren zu eigen ist. Es wird einem sonst unfehlbar geschenkt. Die gleiche Gastfreundschaft halten sie aber auch untereinander. Im Kleinen das gleiche Bild bei der Mannschaft. Da kommt noch die türkische Sitte dazu, daß es für den einfachen Mann keine größere Freude gibt, als dem Höhergestellten einen Gefallen zu tun. Überdies ist der deutsche Offizier bei der türkischen Mannschaft außerordentlich beliebt und geschätzt.

Von der Bedürfnislosigkeit des anatolischen Soldaten macht man sich kaum eine rechte Vorstellung. Er nennt nichts sein eigen, ist zufrieden und glücklich, wenn er Brot und Suppe, Wasser und ein Zelt hat. Und wenn er weiß, daß man ein Herz für ihn hat, ihm die paar Anforderungen, die er an das Leben stellt, durch eigene Arbeit und Fürsorge erfüllt, dann geht er für den, den er auf diese Weise liebgewonnen hat, durchs Feuer.

Ein sinnendes Wesen liegt in der Natur des Orientalen. Sein Fatalismus stumpft ihn gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens ab, viel zu sehr sogar, denn er erzeugt Gleichgültigkeit und damit Untätigkeit. Nichts ist ihm lieber als träumende Ruhe, die er oft mit beschaulicher Naturbetrachtung verbindet.

Abends, wenn das Padischamis tschock yascha, das dreimalige Hurra auf den Sultan, beim Appell verklungen ist, oder am Feiertage verlassen Gruppen und Einzelne das Lager und wandeln auf einen Punkt mit weiter Fernsicht. Dort lassen sie sich nieder und schauen stundenlang in die Weite. Eine Zigarette, eine Orange oder ein Stück der beliebten Wassermelone erhöhen den Genuß. Wenn die Stimmung sehr fröhlich ist, bilden sie einen Kreis, singen ihre eintönigen Lieder und klatschen mit den Händen, während zwei von ihnen inmitten des Kreises sich im Tanze drehen.

Sehr viele aber lieben die Einsamkeit, sind schweigsam und fast nie fröhlich.

Der Alkohol, der in der Mittelklasse und namentlich von den Gebildeten oft übermäßig getrunken wird, ist dem einfachen Mann völlig unbekannt.

Der Kreis des Lebens dieser Menschen ist so klein, so ohne alle Arabesken und Komplikationen. Und doch habe ich auch bei ihnen keinen Wunschlosen gefunden.

Es wäre ein großer Fehler, wollte man den Orientalen im Durchschnitt glücklicher als uns nennen.

Digitized by Google

Bergeinsamkeit.

An der einsamen Straße, die durch den Taurus sich windet, liegt an die Felsen geschmiegt eine Hütte, ein Han wie es die Türken nennen. Weit und breit kein Dorf, kein Haus.

Jetzt im Kriege ist die Straße belebt, vor dem Kriege war sie still genug.

Die Hütte besteht aus einem durch offenes Feuer raucherfüllten Raume, in dem ein paar Decken, schmutzstarrend, auf hölzernen Pritschen liegen. Am Feuer steht der brodelnde Teekessel, neben dem Feuer hockt der alte, lahme Hanbesitzer.

Dort kam ich an in mondloser stürmischer Nacht. Mein Kutscher stellt die Pferde nahe an die Hütte. Ich trete ein. Der Tee in schmutzigem Glase war doch eine Erfrischung. Ich setze mich an das Feuer und lasse mir die Glut ins Gesicht brennen. Der Alte, den ich kenne, spricht nur ein leises Selam Aleicüm, das ich mit einem ebensolchen Aleicüm selam beantworte. Unsere Schatten spielen, von der springenden Flamme gehetzt, an der Wand. Mich wundert es, daß der Alte mich nicht ausfragt, denn der Orientale ist im allgemeinen neugierig. Aber er blieb still, zog seine Gebetskette aus dem Gürtel und spielte mit ihren Perlen. Ab und zu sah er mich freundlich an.

Ich sah ins Feuer und horchte auf den Sturm. Und die unermeßliche Einsamkeit trat an mich heran. Der Alte mir gegenüber schien zu erstarren, nur die bewegungslose Maske eines Menschen zu sein. Nun ließ der Sturm mit einem Male nach. Der Alte schlief. Das Feuer fiel zusammen.

Da fing die Einsamkeit an, ein Lied zu singen. Ein arabisches Lied. Eintönig und schwermütig.

Woher das nur kam? Ich hatte es wohl geträumt.

Da ging ich leise aus dem Han, um den Alten nicht zu wecken, und auf die Straße hinaus.

Der Kutscher lag auf seinem Bock und schlief, die Pferde schliefen an der Krippe und das eintönige arabische Lied verklang auf der Bergstraße.

War wohl ein einsamer Soldat, der seiner Truppe nachmarschierte.

Digitized by Google

Das Deutschtum in Syrien und Palästina.

Von Oberleutnant Hans Rohde, z. Zt. im Feld.

Die Beschießung unserer deutschen Ansiedlungen in Haiffa und Jaffa an der syrisch-palästinenischen Küste, die Zerstörung unserer dortigen Konsulate durch englisch-französische Kriegsschiffe hat die Aufmerksamkeit auf das Deutschtum in Palästina gelenkt, aus dessen Ansiedlungen bei Anbruch des Krieges nicht wenige unter großen Schwierigkeiten nach Deutschland eilten und auch schon viele, wie mir von Freunden aus Palästina mitgeteilt, den Heldentod starben. Während meines mehr als 1½jährigen Aufenthalts in Palästina als türkischer Offizier habe ich unser Deutschtum in Syrien kennen und bewundern gelernt. Es wird mit Rücksicht auf die genannten Ereignisse und Tatsachen, auf unsere Waffenbrüderschaft mit der Türkei nicht unangebracht sein, uns in Kürze darüber klar zu werden, wie die deutschen Ansiedler nach Palästina gekommen sind, was sie dort für uns und für die Türkei geleistet haben.

Wenn man, mit der Eisenbahn von Jaffa kommend, nach Durchquerung der wild romantischen, spärlich bebauten Talschluchten des Gebirges Juda, das Hochplateau der Ebene Rephaim betritt, so erblickt man zur Linken die freundlichen, von lieblichem Grün umgebenen Häuser der deutschen Kolonie Rephaim, der vierten der von der sogenannten „Tempelgesellschaft" gegründeten Ansiedlungen. Schon der Name „Gesellschaft des Tempels" deutet auf eine aus religiösen Beweggründen hervorgegangene Vereinigung. Für diejenigen, die die religiösen und politischen Strömungen in unserem Vaterlande in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch aus eigener Erfahrung kennen, wird eine nähere Erläuterung kaum notwendig sein, da der Auszug der „Jerusalemsfreunde" in den Jahren 1868 bis 1874 unter Führung ihrer Vorsteher Hoffmann und Hardegg als ein tollkühnes Unternehmen, dessen Ausführung für alle Beteiligten verhängnisvoll werden müsse, privatim und öffentlich genügend gekennzeichnet wurde. In der Tat schien es auch, als im Winter des Jahres 1868 die beiden Vorsteher des Tempels in Begleitung ihrer Familien auf dem Sande in Haifa das gelobte Land betraten, als ob jene zum Teil wohlmeinenden, ernstlich besorgten Warnungsstimmen recht behalten sollten. Denn die Anfänge der Kolonisation in Palästina vollzogen sich unter recht bescheidenen Verhältnissen und unter Schwierigkeiten mancher Art. Sie entfernten sich sehr weit von dem Ideale der kleinen Genossenschaft der Jerusalemsfreunde, die sich am 20. Juni 1861 auf dem Kirschenhardthof bei Marbach als „Deutscher Tempel" gebildet hatte. Hatte man anfangs gehofft, durch aufklärende Schriften, Versammlungen und persönliche Besprechungen weitere Kreise des deutschen Publikums und speziell der evangelisch-protestantischen Kirche für die Idee der Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem, als einen Anfang zur Verwirklichung gottgewollter Zustände, begeistern zu können, so begann man nach und nach einzusehen, daß die kleine Gesellschaft auf den Opfermut ihrer Mitglieder angewiesen bleibe und entweder auf ihre Ideale verzichten oder sie aus eigener Kraft zur Durchführung bringen müsse.

Digitized by Google

Dieser Gedankengang war es, der im Jahre 1868 die Führer der kleinen Genossenschaft veranlaßte, im Vertrauen auf Gott und die Richtigkeit ihres Strebens, einen Anfang mit der Ansiedlung in Palästina zu machen, um so wenigstens zunächst für sich und ihre Angehörigen die Folgerung aus ihren Lehren und Überzeugungen zu ziehen. Schon auf ihrer Ausreise nach Palästina über Konstantinopel hatten die beiden Vorsteher des Tempels die Enttäuschung zu erleben, daß das an die „Hohe Pforte" durch Vermittlung des damaligen preußischen Gesandten in Konstantinopel gerichtete Gesuch um unentgeltliche Überlassung größerer Strecken Regierungslandes zur Bebauung und Urbarmachung zwar nicht geradezu abschlägig, aber doch ausweichend, beschieden wurde. Es wurde das Verlangen gestellt, die Bittsteller möchten vor allen Dingen eine Erklärung darüber abgeben, ob sie türkische Untertanen werden wollten oder nicht. Da der preußische Gesandte beim Großherrn, in richtiger Würdigung der Umstände, den Vorstehern des Tempels auf das dringendste davon abriet, dem Verlangen der Hohen Pforte Rechnung zu tragen und auf ihre deutsche Nationalität zu verzichten, so waren sie bereits hier um eine Hoffnung ärmer geworden, da mit der im stillen erwarteten Unterstützung der Kaiserlich Ottomanischen Regierung nur um den Preis der Aufgabe der deutschen Nationalität noch zu rechnen war. Glücklicherweise ist Preußen als Vertreter des Norddeutschen Bundes im Jahre 1869 dem seinerzeit von dem französischen Gesandten in Konstantinopel, Herrn Bourée, mit der Pforte abgeschlossenen Vertrage, der als Irade sanie (großherrlicher Erlaß) am 7. Sept. 1284 (18. Juli 1867) publiziert worden war, für seine Landesangehörigen und Schutzgenossen beigetreten. Dieser Umstand ermöglichte es den Mitgliedern der Tempelgesellschaft, auf ihren eigenen Namen Grundeigentum in der Türkei zu erwerben.

Da mit einer Schenkung oder pachtweisen Überlassung von Regierungsland also nicht mehr zu rechnen war, so wurde zunächst beschlossen, in Haifa, als dem hierzu geeignetsten Platze, vorläufig eine Empfangsstation für weitere Ansiedler zu gründen und die hierzu nötigen Ländereien im Westen der Stadt, etwa eine halbe Stunde vom heutigen Haifa entfernt, am Wege nach Jaffa, käuflich zu erwerben. Die Gelder hierzu wurden teils aus privaten Mitteln aufgebracht, teils der hierzu innerhalb des Tempels gegründeten sogenannten Kolonisationskasse als Anleihe entnommen. Wer heute die Kolonie Haifa, ein schmuckes, schön angelegtes deutsches Dorf, mit sauberen Straßen, inmitten grüner Wein- und Olivengärten, am Fuße des Berges Karmel gelegen, ansieht, macht sich kaum eine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die die Ansiedler zu überwinden hatten, ehe sie die Früchte ihrer Anstrengungen genießen durften. So ist Haifa die älteste deutsche Ansiedlung in Palästina. In wundervoller Lage hat sie die malerische Bucht von Akko, dem alten Ptolemäis, vor und unmittelbar hinter sich das an dieser Stelle etwa 250—300 m hohe Karmelgebirge, auf dessen westlichem Vorsprunge sich das im Jahre 1156 gegründete Stammkloster des Karmeliterordens befindet.

Die Kolonie zählt heute etwa 900 Seelen, in welcher Zahl aber die Bewohner der Schwesterkolonien Waldheim, Bet-Lam, Karmelheim und Neuhardhof mit einbegriffen sind. Sie hat 216 Hauptgebäude, unter diesen 2 Schulhäuser der Templer bezw. der evangelischen Gemeinde, 106

Digitized by Google

massive Nebenhäuser und 150 ha Ackerland. Unter den Kolonisten, die zum größten Teile Schwaben, Deutsch-Amerikaner und Russen sind, sind alle Stände und Berufe vertreten, am meisten das Handwerk und die Landwirtschaft. Die Konsulate von Österreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind ehrenamtlich Deutschen übertragen, während das Deutsche Reich nunmehr durch einen Berufs-Konsul vertreten ist. Es bestehen im ganzen zehn deutsche Handelsgeschäfte, die hauptsächlich Baumaterialien, Eisenwaren, landwirtschaftliche Maschinen und Ackergeräte, Manufaktur- und Kurzwaren, Chemikalien und Medikamente aus Deutschland beziehen. Die Agenturen der wichtigsten Schiffahrtsgesellschaften (Norddeutscher Lloyd, Deutsche Levante Linie, Österreichischer Lloyd, Khedivial Mail Linie, eine englisch-ägyptische Linie) befinden sich in Händen der Deutschen. In der Stadt Haifa liegt eine Filiale der Deutschen Palästina-Bank in Berlin. In der Kolonie bestehen zwei deutsche Hotels, ein katholisches deutsches Pilgerhaus mit Hospital der Schwestern vom h. Borromäus, eine Apotheke, mehrere Dampfmühlen, eine Zementwaren- und eine Seifenfabrik sowie zwei deutsche Wirtshäuser.

Der Fremde, der in Haifa die Kolonieſtraße nach dem Karmel hinaufwandert, fühlt sich in ein wohlhabendes württembergisches Dorf versetzt, besonders wenn ihm ein schwäbisches „Grüß Gott" entgegenschallt. Auf der Höhe des Karmel befindet sich die aus 16 Häusern bestehende deutsche Villenkolonie „Karmelheim" mit einem Luftkurhaus, Hotel und Erholungsheim der deutsch-evangelischen Karmel-Missionsgesellschaft. Ihr Gründer ist ein guter Schwarzwälder, der frühere deutsche Vizekonsul Fritz Keller.

Zwei Stunden weiter westlich von Haifa an der Straße nach Jaffa liegt die kleine Ansiedlung Neuhardhof, die jedoch nur aus wenigen Gehöften und etwa 300 ha Ackerland besteht.

Der Aufschwung Haifas ist vor allem zwei Momenten zu verdanken: der Tätigkeit der deutschen Kolonisten und der Erbauung der Hedschas-Bahn, die durch die Seitenlinie Haifa-Derat ihren Ausgangspunkt in Haifa nimmt. Eine der Hauptschwierigkeiten, die immer und immer wieder jede größere Unternehmung wirtschaftlicher und industrieller Natur unausführbar machte, war der Mangel an Geld, das Fehlen eines Betriebskapitals, aus welchen gemeinnützige Anstalten hätten erhalten werden können. Wohl taten die Mitglieder der Gesellschaft das Menschenmögliche, um durch freie Beiträge, Stiftungen, Vermächtnisse sowie durch Zuschuß auf unbestimmte Zeit zinsfrei überlassener Gelder der Leitung die absolut nötigen Unterhaltungsgelder zu verschaffen; allein trotz aller Anstrengungen wuchs das Defizit der Kolonisationskasse von Jahr zu Jahr, um so mehr, als die Anlage weiterer Kolonien nötig wurde, wenn nicht die ganze Unternehmung in Frage gestellt werden sollte.

So wurden, ungeachtet der sehr spärlichen Geldmittel, kurz nacheinander die Kolonien Jaffa, im März 1869, und Sarona, im August 1871, gegründet und auch bald ein kleiner Anfang in Jerusalem, dem eigentlichen Ziele der Tempelgesellschaft gemacht.

Die Kolonie Jaffa unterschied sich insofern von den anderen Gründungen der Tempelgesellschaft, als solche kein Ackerland einschloß und daher vorzugsweise Handel und Gewerbe treibenden Mitgliedern einen Wohnsitz bieten sollte. Zu diesem Zwecke hatte die Gesellschaft die Überreste

Digitized by Google

einer früheren amerikanischen Siedlung, bestehend in einer Öl-, Dampf- und Sägemühle, einem Hotel, drei Wohnhäusern und einer Hospitaleinrichtung, für billiges Geld käuflich erworben und einzelnen Mitgliedern zum Betriebe für Rechnung der Gesellschaft zugeteilt. Da aber der Mangel an Ackerland sich bald sehr fühlbar machte, so mußte schon im August 1871 zur Anlage einer weiteren Kolonie geschritten werden.

Deswegen wurde in der Nähe von Jaffa an der Nablusstraße, ein etwa 50 Hektar haltendes Areal Ackerland gekauft. Diese Kolonie, „Sarona" genannt, deren Anlage und Bebauung verhältnismäßig sehr rasch vor sich ging, stellte die Ausdauer und den Opfermut des kleinen Häufchens auf die stärkste Probe, da bei der Auswahl des Platzes, in Hinsicht auf die gesundheitliche Lage, entschieden Fehler begangen worden waren, die sich späterhin schwer rächen sollten. Wenn auch gewiß die Kolonisten, meist neuzugezogene schwäbische Bauern, insofern unvorsichtig waren, als sie den Erfordernissen des heißen Klimas der Saronebene bei ihren Feld- und Hausarbeiten zu wenig Rechnung trugen, so müssen die vielen Todesfälle der ersten Jahre doch zum guten Teil auf die ungesunde Lage zurückgeführt werden. Es starben allein im Jahre 1872 in Sarona 26 Personen. Dies bedeutete bei der kleinen Zahl der Ansiedler einen unersetzlichen Verlust. Auch waren in den ersten Jahren fast alle kleinen Kinder dem sicheren Tode verfallen. Aber das unerschütterliche Gottvertrauen, die zähe Ausdauer der dezimierten Ansiedler hat auch dieser Probe standgehalten.

Die Urbarmachung des Landes machte Fortschritte, Wohnhäuser, Gärten und Weinberge wurden angelegt, die Lebensweise des Kolonisten paßte sich mehr den Erfordernissen des Landes an, der Lauf des die Kolonie umfließenden, meist sumpfigen Wadi Miserara wurde notdürftig reguliert und die Ufer und sumpfigen Stellen mit Eukalyptusbäumen bepflanzt, so daß nach und nach der Gesundheitszustand der Kolonie sich besserte und Fieber weniger häufig und in gelinder Form auftraten. Heute, nach Anlegung einer zentralen Wasserleitung, die durch ein modernes Pumpwerk aus den tiefsten Grundwasserschichten gespeist wird, und an Stelle der früheren, kaum drei Meter tiefen Brunnen den Kolonisten ein einwandfreies Trinkwasser liefert, steht der Gesundheitszustand Saronas dem der andern, günstiger gelegenen Ansiedlungen kaum nach. Über die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie Sarona braucht kaum etwas gesagt zu werden. Schon der bloße Anblick verrät dem Besucher, daß sie lebensfähig ist, ja selbst einen gewissen Wohlstand der Besitzer spiegelt sie wider. An Stelle der ursprünglich angelegten Weingärten und Getreidefelder sind heute meist die wirtschaftlich rentableren Orangegärten und der Gemüsebau getreten; Ackerbau wird nur insoweit betrieben, als er die durch eine Molkereigemeinschaft betriebene Milchwirtschaft mit Futtermitteln zu versorgen hat.

Die Kolonie Jerusalem, die durch Überführung der bis dahin in Jaffa betriebenen höheren Schule der Tempelgesellschaft im Herbst des Jahres 1877 der Zentralpunkt der Niederlassungen der Tempelgesellschaft in Palästina und Sitz der Zentralleitung des Tempels geworden war, konnte, da die Bodenformation der Umgebung Jerusalems sich zum Ackerbau in keiner Weise eignet, nur Handel und Gewerbetreibenden Wohnsitz bieten und ist daher in ihrer räumlichen Ausdehnung beschränkt geblieben. Immerhin besteht diese heute aus 35 von frischem Grün umgebenen massiv

Digitized by Google

aus Stein gebauten Wohnhäusern, die dem aus Jaffa ankommenden Reisenden den ersten Willkommgruß aus der Heimat bieten.

Die Jahre 1877—1903 brachten für die Tempelgesellschaft einen Stillstand in der Kolonisation mit sich, wenngleich auch während dieser Jahre das Bedürfnis zur Neuanlage von Kolonien sich geltend machte und durch Untersuchung und Beratung verschiedener Projekte zum Ausdruck kam. Alle diese Pläne scheiterten indessen teils an dem seitens der türkischen Behörden weiterem Landerwerb durch Ausländer entgegengesetzten passiven Widerstande, teils an der Unmöglichkeit, die absolut nötigen Geldmittel aufzubringen. Sie kamen sämtlich über die Vorstudien nicht hinaus.

Ausgefüllt wurden diese Jahre des Stillstandes für die Mitglieder der Gesellschaft durch innere Stürme religiöser Natur, durch Differenzen einzelner Mitglieder, ja ganzer Kolonien mit der Leitung, sowie durch die Konsolidierung der finanziellen Situation der Gesellschaft, die durch das mehr und mehr anwachsende Defizit der Kasse und das Fehlen jeder Rückzahlungsmöglichkeit allmählich unhaltbar geworden war.

Die Kolonisationskasse, deren Gelder in den Unternehmungen in Palästina festlagen, konnte den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr oder nur in ungenügender Weise gerecht werden. Dieser Umstand führte schon im Jahre 1884 zur Gründung einer eingetragenen Genossenschaft für Handel, Ackerbau und Gewerbe, von der man sich viel versprach, die aber schon nach zwei Jahren, ohne Bedeutendes geleistet zu haben, wieder aufgelöst wurde.

Inzwischen waren die Gründer und ersten Führer der Tempelgesellschaft aus dem Amte geschieden und jüngere Leute an die Leitung berufen. Wie überall, vollzog sich auch hier der Umschwung in der Leitung der Gesellschaft nicht ohne Mißhelligkeiten und innere Zerwürfnisse, welche, ursprünglich meist in finanziellen Meinungsverschiedenheiten begründet, auf das gesellschaftliche Leben übergriffen und eine mehrjährige Spaltung innerhalb der Tempelgesellschaft herbeiführten, die sich aber durch gegenseitige Nachsicht und Erkennen der gemachten Fehler wieder beseitigen ließ. Der jüngere Tempelvorsteher hatte in richtiger Erkennung der Tatsachen, daß die bisherige Finanzwirtschaft der Gesellschaft nicht ohne große Gefahr für das Bestehen derselben fortgeführt werden könne, die Zentralkasse des Tempels, als deren persönliche Teilhaber C. Hoffmann und G. Paulus zeichneten, ins Leben gerufen, welche den Zweck verfolgte, die jährlich von jedem Mitgliede gezahlten Beiträge zu kapitalisieren und auf diese Weise einen Fonds zu schaffen, dessen Zinserträgnisse dazu dienen sollten, die laufenden Ausgaben der Gesellschaft (Besoldung von Angestellten, Lehrern, Predigern usw., Unterhalt der Schulen und sonstigen gemeinnützigen Anstalten) zu decken. Dagegen sollten alle sonst verfügbaren Gelder dazu verwandt werden, die bestehenden Verbindlichkeiten der Kolonisationskasse zu lösen, um diese Kasse mit der Zeit zu liquidieren. Infolge Verzichtleistung verschiedener Gläubiger auf ihre Forderungen an die Kolonisationskasse in Liquidation und Eintritts mancher anderer günstiger Umstände war es ihm vergönnt, sein Werk von Erfolg gekrönt zu sehen, so daß die Liquidation der Kolonisationskasse, wenigstens soweit Kapitalforderungen in Frage kamen, vollständig durchgeführt werden konnte. Da die Richtigkeit der Finanzpolitik der Kasse allgemein anerkannt wurde, so fanden deren Bestrebungen bei den Mitgliedern Ver-

Digitized by Google

ständnis, das sich in reichlichem Zuschuß freiwilliger Beiträge äußerte. So diente also der Stillstand in der Anlage neuer Siedlungen dazu, die Finanzorganisation der Tempelgesellschaft zu kräftigen, mit dem Erfolge, daß die Gesellschaft heute über ein nicht unbedeutendes Barvermögen verfügt, dessen Zinserträgnisse in absehbarer Zeit genügen werden, um die unumgänglichen laufenden Ausgaben für den jährlichen Haushalt zu decken.

Nachdem auf diese Weise die innere Finanzwirtschaft geregelt und durch die Palästinareise S. M. des Deutschen Kaisers das Interesse an den deutschen Niederlassungen in Palästina mehr als bisher auch in weiteren Kreisen des deutschen Vaterlandes geweckt worden war, konnte man im Jahre 1902 daran denken, in der Nähe von Jahudié und etwa eine Stunde von Lydda entfernt eine fünfte Kolonie zu gründen, die dazu bestimmt war, dem immer dringender sich fühlbar machenden Bedürfnis nach neuen Ländereien abzuhelfen. Zur Gründung dieser Kolonie hatte die unter dem Präsidium Sr. Durchlaucht des Herzogs Karl von Urach, mit dem Sitz in Stuttgart zusammengetretene „Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedlungen in Palästina" zu verhältnismäßig billigem Zinsfuße eine größere Summe Geldes auf Amortisation vorgeschossen, gegen Verpfändung der in Jerusalem gelegenen Liegenschaften der Gesellschaft.

Diese pekuniäre Unterstützung der Gesellschaft ermöglichte es ihr, in der Saronebene bei Jahudié ein größeres Areal Ackerland mit einem Meßgehalte von etwa 8900 Dunnum käuflich zu erwerben und auch dessen Umschreibung auf den damaligen Vorsteher unter vielen Schwierigkeiten bei den türkischen Behörden durchzusetzen. Schon im Sommer 1902 ward das Land feierlich in Besitz genommen. Im Frühjahr 1903 wurde der Grundstein zu dem Gemeinde- und Schulhaus gelegt und im Sommer desselben Jahres konnte die feierliche Einweihung des Hauses stattfinden.

Wer heute nach kaum elf Jahren ihres Bestehens, diese blühende Ansiedlung besucht, wird sehen, daß deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit auch hier in ganz kurzer Zeit eine Wüste in einen Garten verwandelt hat, der Zeugnis dafür ablegt, daß bei rationeller Kultur die sterilen Landflächen Palästinas verhältnismäßig schnell wieder urbar gemacht werden können und daß die sprichwörtliche Fruchtbarkeit des Bodens bei richtiger Aufschließung auch heute noch Geltung hat.

Die neue Kolonie, die zu Ehren des Landesherrn und S. M. des Deutschen Kaisers „Hamidie Wilhelma" genannt wurde, konnte, da Kapitalien hiefür in ausreichender Weise zur Verfügung standen, unter tunlichster Berücksichtigung der Bedürfnisse der Landwirtschaft großzügig angelegt werden. Anfangs freilich ging auch hier den Ansiedlern nicht alles nach Wunsch. Fehler wurden gemacht und infolgedessen Mißernten erzielt, Viehseuchen und andere Schicksalsschläge brachen über das junge Dorf herein und vernichteten in ganz kurzer Zeit den kaum geschaffenen Viehstand der Kolonie. Ein schwerer Schlag für die im Werden begriffene Ansiedlung, von dem sie sich nur langsam erholen konnte.

Jetzt, wo die Felder erschlossen sind und die Kulturen beginnen, ertragfähig zu werden, ist die Gesamtlage der Kolonie etwas besser geworden und berechtigt zu der Hoffnung, daß binnen weniger Jahrzehnte diese Anlage, die den Erfahrungen früherer Zeit nach Möglichkeit Rechnung trug, die schönste der Tempelkolonien im Heiligen Lande sein wird. Sie bedeutet einen großen Schritt nach vorwärts in der Besiedlung Palästinas.

Digitized by Google

Hand in Hand mit dieser Entwicklung in kolonisatorischer Hinsicht ging auch eine weitere Konsolidierung der finanziell-wirtschaftlichen Basis der Gesellschaft, indem für die Zentralkasse des Tempels, die bisher als offene Handelsgesellschaft betrieben wurde, die Eigenschaft als juristische Person vonseiten des Reiches erstrebt wurde. Dieses wurde bewirkt durch ein unter dankenswerter Mithilfe des Kaiserlich Deutschen Generalkonsuls E. Schmidt in Jerusalem ausgearbeitetes Statut für einen „Verein der Tempelgesellschaft", welches alsbald auch die Genehmigung der Kaiserlich-Deutschen Regierung fand. Infolgedessen wurde dem Verein der Tempelgesellschaft, auf welchen Aktiva und Passiva der bisherigen Zentralkasse des Tempels übergegangen waren, durch Beschluß des Bundesrats vom 28. Juni 1906 die Rechtsfähigkeit im Deutschen Reich verliehen, so daß das Finanzgebaren der Gesellschaft nunmehr auf einer gesetzlich durchaus geregelten Basis betätigt werden kann.

In den Jahren 1906 und 1907 begannen die Verhandlungen bezüglich Anlage einer weiteren Kolonie in der Nähe von Haifa, die hauptsächlich den jungen Leuten der Kolonie Haifa das nötige Land zur ackerbaulichen Tätigkeit bieten sollte. Die Verhandlungen gingen infolge von Schwierigkeiten seitens der Kaiserlich Ottomanischen Regierung nur sehr langsam vor sich, konnten aber schließlich doch so weit gefördert werden, daß die feierliche Besitzergreifung des Landes möglich wurde. Diese neue Kolonie liegt an der Straße von Haifa nach Nazareth, am Rande der Jesreel-Ebene, gegenüber der im Jahre 1867 von Mitgliedern der Tempelgesellschaft gegründeten, aber an Krankheiten gescheiterten Niederlassung Samunieh. Die neue Kolonie Beth Lane verspricht, wenn sie einmal über die ersten Schwierigkeiten hinaus sein wird, sich ebenfalls würdig den anderen Niederlassungen der Tempelgesellschaft anzureihen, ja sie infolge der günstigen Bodenverhältnisse noch zu überflügeln. Auch hier wurden vonseiten der Gesellschaft zur Förderung deutscher Ansiedlungen in Palästina zu annehmbarem Zinsfuße bereitwilligst Gelder zur Verfügung gestellt, die es ermöglichten, ohne zu große Opfer der Mitglieder den Kaufpreis für die Ländereien sofort zu erledigen. Im vergangenen Jahre ist es dank der tatkräftigen Unterstützung des Kaiserlich Deutschen Konsulats gelungen, die Umschreibung dieser Ansiedlung auf die Tempelgesellschaft bezw. einen Vertreter derselben zu veranlassen.

Gleichzeitig mit der Gründung der Kolonie Beth Lane hat auch die evangelische Gemeinde Haifas in deren nächster Nähe, in Umm el Amed, Ländereien zur Anlage einer Ackerbaukolonie angekauft, so daß in dieser Gegend ein größerer Komplex bisher brachliegender Landstrecken durch deutsche Kulturarbeit erschlossen wird, ein weiteres Beispiel dafür, daß das Land, wo Milch und Honig floß, deutschem Fleiß und deutscher Arbeit seine Wiedererstehung in nicht geringem Maße zu verdanken haben wird.

Einschließlich dieser letzten, noch jungen Gründung besitzt also die Tempelgesellschaft heute in Palästina sechs blühende Niederlassungen, deren materielle Existenz als gesichert betrachtet werden kann und die eine nicht unbedeutende Erstarkung des Deutschtums im nahen Oriente bedeuten.

Überblicken wir nun das bisher von der Tempelgesellschaft im Heiligen Lande Geleistete, so können wir wohl sagen, daß sie unter Schwierigkeiten und Anfechtungen mancher Art ihr Panier stets hochgehalten hat

Digitized by Google

und unter oft sehr schweren Opfern in ihrem Teile nicht wenig dazu beitrug, dem deutschen Namen in der Levante Achtung und Ansehen zu verschaffen. Neben den Ansiedlungen der Deutschen Tempelgesellschaft finden wir noch bedeutende Kolonien in den drei Haupthandelsplätzen Syriens, in Damaskus, Beirut und Aleppo.

Die im Verhältnis zu den übrigen größeren Städten Syriens und Palästinas auffallend kleine europäische Kolonie von Damaskus setzte sich bis vor einigen Jahren hauptsächlich aus Franzosen und Italienern, ferner wenigen Vertretern der übrigen europäischen Nationalitäten zusammen. Auch einige Deutsche befanden sich hierunter, deren Zahl aber inzwischen durch Gründung einer Zweigniederlassung der Deutschen Palästinabank, sowie einer deutschen Import- und Exportfirma erfreulicherweise gestiegen ist, so daß die Zahl der heute in Damaskus anwesenden Deutschen etwa 40 beträgt. Sie setzt sich zusammen zum Teil aus den leitenden Persönlichkeiten und Beamten der obengenannten kaufmännischen Betriebe, den mit der Leitung betrauten Ingenieuren und Mitarbeitern der von einheimischen Notabeln modern eingerichteten Glasfabrik, sowie einigen technischen Beamten und Ingenieuren bei der Hauptwerkstätte der Hedschasbahn. Auch mehrere deutsche Offiziere waren vor dem Kriege in Damaskus, als dem Sitz des Generalkommandos des VIII. türkischen Armeekorps tätig.

Der Import von deutschen Waren ist ein reger und dürfte sich auf 2 Millionen Mark jedes Jahr erheben. Er reiht sich gleich an Italien und China (Rohseide) und wurde nur von England mit etwa 7 Millionen Mark und Österreich mit etwa 4 Millionen Mark übertroffen. Die deutsche Industrie erhöht ihre Importziffer auch in Damaskus von Jahr zu Jahr.

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung des Handels von Damaskus war die Deutsche Palästinabank, die als erste hier eine Filiale eröffnete. Die hiesigen Kaufleute und Grundbesitzer haben der Bank für ihre Kreditgewährung und Unterstützung nicht weniger zu danken, wie die Importeure Deutschlands, denen die Bank als Auskunfts- und Inkassostelle, sowie als Vertreterin ihrer Interessen überhaupt diente. Heute arbeiten drei Banken in Damaskus, doch behauptet sie auch vor der Banque Impériale Ottomane trotz der großen Unterstützung, die diese letztere vom Staate und von den öffentlichen Kassen aus genießt, die erste Stelle.

Bedeutender als die Deutsche Kolonie von Damaskus ist diejenige Beiruts, des Haupthafens an der syrischen Küste. In den letzten zehn Jahren hat gerade hier der deutsche Einfluß bedeutende Fortschritte gemacht, so daß Franzosen und Engländer sich schon bitter über die erfolgreiche Tätigkeit der Deutschen in Beirut zu beklagen begannen. In Beirut befindet sich ein deutsches Konsulat, der Hauptsitz der Deutschen Palästinabank, ein vom Johanniterorden unterhaltenes Hospital, das im Jahre 1912 sein 50jähriges Bestehen feiern konnte, ein Kaiserswerther Diakonissenhaus, ein Waisenhaus mit Höherer Töchterschule, zwei deutsche Hotels und Apotheken. Bis zum Ausbruch des Krieges gab es in Beirut auch ein deutsches Postamt, das nach Aufhebung der Kapitulationen einging.

Erst im Entstehen begriffen ist die deutsche Kolonie in Aleppo, die aber später durch die Bagdadbahn, die hier auf das syrische Eisenbahnnetz stößt, wohl die bedeutendste Syriens und Palästinas werden wird.

Digitized by Google

Deutschland und die Türkei.

Von Prof. Dr. med. E. von Düring in Baden-Baden.

Die Freude, für dieses Heft der Süddeutschen Monatshefte einen Beitrag liefern zu dürfen, ist insofern etwas gedämpft, als Veröffentlichungen über deutsch-türkische Beziehungen in Gegenwart und Zukunft gerade jetzt den Markt überschwemmen. Es liegt darin allerdings der Beweis eines plötzlich aufgehenden Verständnisses für eine Frage, die bis jetzt eben recht wenig Beachtung und Verständnis fand. Und für die verflossene Politik liegt in den sich oft geradezu widersprechenden, fast stets anfechtbaren Ausführungen eine gewisse Beruhigung und Entschuldigung — ganz klar und einfach scheint die Frage nicht zu liegen!

Aber zur Entschuldigung meines Unterfangens möge dienen: ich habe vierzehn Jahre im Orient gelebt, gerade in der Zeit, als deutscher Einfluß und deutsche Interessen sich zu entwickeln begannen. Und weiter: ein mehrjähriger Aufenthalt im Innern des Landes hat mir einen Einblick in die Leiden und die Vorzüge dieses Volkes gewährt, wie wenigen der Deutschen, die mit mir dort waren. Eine große Liebe zu dem Land und dem Volke hat mich stets wünschen und hoffen lassen, daß der Türkei einmal unter *deutscher* Hilfe eine Wiedergeburt möglich sei. Denn daß sie unter russischer, englischer oder französischer Hilfe nicht nur *unmöglich*, sondern unbedingt *nicht beabsichtigt*, *absichtlich verhindert* sei, darüber waren wir und die einsichtigen Türken uns klar.

Deutscher Einfluß in der Türkei kann ja erst neu sein. Österreichischer und preußischer standen sich gelegentlich entgegen. Mit 1870 stieg die Achtung vor dem deutschen Heere — aber in allen anderen Beziehungen waren vor allem Frankreich als Kulturträger und England als Gegengewicht gegen Rußland maßgebend. Nach den Niederlagen des Russisch-Türkischen Krieges entschloß sich die verbrecherische Sphinx, Abdul Hamid II., deutsche Offiziere und einige Beamte kommen zu lassen — ihre Wirksamkeit hat er in jeder Weise gehemmt! Die Stellung aller dieser Herren im türkischen Dienste war mehr politisch als praktisch. Während überall sonst in der Welt der Kaufmann, der Unternehmer zuerst die Wege bahnte und die Regierung stützend folgte, ist das in der Türkei genau entgegengesetzt.

Was erreicht ist an deutschem Einfluß im Orient, knüpft sich unbedingt an zwei *Persönlichkeiten*: zuerst und vor allen Dingen für die Stellung der Reiche zueinander an die Person unseres Kaisers, und weiter für die Bewertung der Deutschen und des deutschen Namens an den Generalfeldmarschall von der Goltz.

Der Besuch unseres Kaisers im Jahre 1889 hat durch die Wirkung seiner Persönlichkeit auf den Sultan, durch den tiefen Eindruck, den der Besuch des Imperators beim Khalifen auf die Osmanen gemacht hat, mit einem Schlage das Deutsche Reich zu einem Faktor gemacht, der in der Türkei mächtig mitzählte und die Handelsbeziehungen gleichsam schuf. Zahlen und Statistiken möchte ich hier nicht abschreiben, aber von 1889 schnellt die Ziffer unseres Einfuhr- und Ausfuhrhandels mit der Türkei geradezu fabelhaft in die Höhe — 1889 1,7 Millionen Mark, 1912 172,5 Millionen Mark!

Der Generalfeldmarschall von der Goltz hatte als Generalstabsoffizier und als Lehrer an der Militärschule in Pankaldi einen derartigen Einfluß auf die Offiziere gewonnen, wie er nur selten einer Persönlichkeit

Digitized by Google

beschieden worden ist. Ohne Übertreibung kann ich sagen — fast anekdotenhafte Einzelheiten kann ich hier leider nicht erzählen —, daß von der Goltz schon, als ich 1896 im Innern Kleinasiens reiste, fast legendär geworden war. Was von der Goltz in den besseren Offizieren an Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe geweckt hat, ist ganz erstaunlich.

Der Ausgang — oder sagen wir lieber der Anfang — des Balkankrieges scheint dem zu widersprechen. Aber man darf nicht vergessen, daß unter Abdul Hamid überhaupt keine praktische Ausbildung des Heeres möglich war; niemals war mit den neuen Waffen scharf geschossen, niemals hatte eine Felddienstübung stattgefunden. Es kam die Revolution, die wesentlich von den jungtürkischen Offizieren ausging. Diese standen durchwegs unter dem Einfluß französischer Anschauungen und Neigungen. Es ist für die Kenntnis und Beurteilung osmanischer Verhältnisse und als Lehre für das Vorgehen in der Türke in Zukunft sehr wichtig, sich die Gründe des völligen Versagens der türkischen Armee zu Beginn des Balkankrieges zu vergegenwärtigen. Die jungtürkischen Offiziere brachten Anschauungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Land und Armee. Alle ottomanischen Untertanen sollten gleich sein vor dem Gesetz, das heißt gleiche Pflichten haben. Sie sollten also auch in das Heer eintreten.

Enver Pascha und eine kleine Zahl hochstehender Türken kämpfen heute bewußt für ihr Vaterland. Der türkische Soldat kämpft — auch im gegenwärtigen Kriege — für den Islam, für den der Türke stets gekämpft hat. Wie ist es nun möglich, daß neben dem Gläubigen, der für seinen Glauben kämpft, plötzlich im gleichen Heer der Grieche, der Armenier, der Jude gleichberechtigt steht? Und was soll der Soldat, der ein gläubiger Moslim ist, von seinen Offizieren denken, die nicht die Gebote halten, die nicht die Waschungen vornehmen, die Alkohol trinken, die nicht die Fasten einhalten, deren Frauen unverschleiert gehen? Die alten, aus der Truppe hervorgegangenen, mit ihren Leuten verwachsenen Offiziere hatte man entfernt; dafür waren in jedem Regiment mehrere Parteien von Offizieren, die alles andere taten, Politik trieben — nur nicht ihre Pflicht. Als die Balkanstaaten den Krieg erklärten, waren die kleinasiatischen Kerntruppen gerade in ihre Heimat entlassen. Was man in Thessalien und Mazedonien in der Eile zusammenraffte, waren ungeübte, zum großen Teil aus Christen bestehende Massen, unter Offizieren, wie ich sie eben geschildert habe — da war es kein Wunder, daß die Armee versagte. Als der Krieg zu Ende ging, da stand an der Tschataldscha-Linie ein mobiles Heer!

Heute ist das anders. Es ist ernst gearbeitet worden. Aber das darf man nie vergessen: die Armee in der Türkei muß muselmanisch sein. Der Grieche, der behauptet, ein treuer ottomanischer Untertan zu sein, lügt; er kann gar nicht anders, er muß durch die jahrhunderte alte Geschichte die Türken hassen! In der Unmöglichkeit, besonders die Griechen — vielleicht die Armenier, am ehesten noch die Spaniolen — zu ottomanisieren liegt eine der größten inneren Schwierigkeiten der Zukunft.

Mir liegt nichts ferner, als Politik zu treiben oder an der Politik unserer verantwortlichen Männer Kritik üben zu wollen. Im Gegenteil. Ich bin fest überzeugt, daß, wenn uns ein Genie nicht zur Verfügung steht, uns keine Persönlichkeit, ganz besonders dem Orient gegenüber, besser vertreten kann, als der gegenwärtige Kanzler. Seine vornehme Zurückhaltung und freie Ruhe ist in allen Punkten für die Politik den islamischen Staaten gegenüber geeigneter, als die Persönlichkeit Bülows; und

Digitized by Google

man sollte nicht vergessen, daß die Vorgänge, an denen sich die Kritik der Vergangenheit heute auslässt, Erbe der Bülowschen Politik waren.

Dies vorausgeschickt: unsere Politik in den letzten Jahren ist nicht so gewesen, daß der Orient — Bulgarien, Rumänien und vor allen Dingen die Türkei — ihre Politik im festen Vertrauen auf unsere Politik machen konnten. Ob die Schuld an uns lag, ob wir Sünden Österreichs mitmachen mußten, ob die allgemeine Weltlage dazu zwang, das lasse ich dahingestellt. Aber daß wir die unheilvolle Politik des deutschfeindlichen Aerenthals gutheißen mußten, daß unser Bundesgenosse Italien die Türkei überfallen durfte, daß die Türkei durch uns im Vertrauen auf das Wort des Status quo bestärkt und nun ungerüstet überfallen wurde; daß Bulgarien wider seinen Willen in den Balkanbund, der gegen uns gerichtet war, hineingezwungen wurde, weil wir ihm keinen Rückhalt boten — das sind Tatsachen, die nicht geeignet waren, uns das Vertrauen unserer natürlichen Bundesgenossen zu erwerben. Wo uns selbst seit langen Jahren England und Rußland, Frankreich viel weniger, im Orient entgegentraten, wo die Türken unsere Unterstützung in Fragen politischer und wirtschaftlicher Natur gebraucht hatten und auf uns hofften — da wichen wir zurück. Wir vermieden jeden Konflikt. Vielleicht war es nötig, vielleicht war es gut, daß die Entscheidung so lange hinausgeschoben wurde, bis uns eine so furchtbare Deutlichkeit der Ziele unserer Gegner zur lückenlosen Einigkeit zwang. Aber Vertrauen auf uns konnte das im Osten nicht bringen. Nun hat sich das geändert. Der eiserne Zwang der Dinge hat die Türkei an unsere, uns an die Seite der Türkei gebracht. Welche Hoffnungen, Aussichten, Möglichkeiten daraus erwachsen können und nach Ansicht vieler berufen und unberufen schreibender Politiker erwachsen sollen, haben wir ja vielleicht mehr als erbaulich in der letzten Zeit gelesen. Deshalb will ich darüber schweigen. Aber wie wir zu unserem Heile und zum Segen des Orients wirken können, darüber will ich reden.

Vor allen Dingen werden wir, nach einem glücklichen Kriege und ehrenhaften Frieden, einmal zunächst deutsch und ganz deutsch sein. Bewußt, im Gegensatz zu früher, muß das Deutsche betont und gepflegt werden. Die Dienstsprache von Unternehmungen, die durch deutsche Diplomatie eingeleitet, mit deutschem Gelde begründet, durch deutsche Geistesarbeit ausgeführt sind, muß deutsch sein; also wird die französische Dienstsprache an der deutschen kleinasiatischen Bahn verschwinden. Jede größere Bahnstation muß eine deutsche Schule haben, an der in deutscher und türkischer Sprache unterrichtet wird, die anderen Sprachen höchstens gelehrt werden. Ausgesuchte Kräfte müssen, besonders vorgebildet, mit Sicherung der Rückkehr in entsprechende Stellungen in Deutschland, als Lehrer in die Türkei gehen. Ganz besonders muß man deutsche Ärzte an die Bahn bringen; sie sind die besten Werkzeuge um deutschen Einfluß zu verbreiten und um Neigung und Anerkennung für Deutschland zu erwecken. Aber auch hier muß eine Auswahl der geeignetsten zu Hause stattfinden, die gut vorgebildet (sprachlich) und gut bezahlt, auf eine Sicherung ihrer Zukunft in der Heimat rechnen müssen. Die Ärzte, die jetzt von der deutschen Bahn für deutsche Beamte und ihre Kinder angestellt wurden, waren durchweg Levantiner, Griechen, Armenier; Deutsche nur gelegentlich, meist mehr oder weniger entgleiste Persönlichkeiten. In diesen Dingen können die Vereine zur Ausbreitung des Deutschtums im Auslande nützlich wirken — nämlich zu Hause. Sie können durch Bewilligung von Mitteln geeigne-

Digitized by Google

ten Persönlichkeiten die Vorbereitung für diesen Dienst möglich machen. Mittel für Lehrer und Ärzte, besonders in der Türkei, muß der Reichstag in ganz anderem Umfange bewilligen, als bisher, auf ganz anderer Grundlage, viel großzügiger. Das sind Anlagen, die sich für uns und den Orient glänzend verzinsen werden.

Unter Lehrern sind inbegriffen Männer, die für Hebung der Landwirtschaft, der Industrie, der Handelsverbindungen in den verschiedenartigsten Stellungen tätig sind. Im Orient ist alles erst zu schaffen, und es ist alles vorhanden, was wir und das Land brauchen. Unendlich sind die Mineralschätze, reich ist das vielfach fast jungfräuliche Land. Alle Rohstoffe, deren unsere Industrie bedarf, bringt, wenn man will, Kleinasien hervor. Und wenn wir das Land so bereichern, so machen wir es damit unabhängig von Amerika. Getreide, Wolle, Baumwolle, Petroleum, mehr als wir brauchen, kann leicht in diesen Ländern hervorgebracht werden. Hier finden Tausende von tüchtigen Männern, die etwas gelernt haben, die bei uns zu Hause bei dem großen Angebot von Kräften nicht zur Geltung kommen, ihre Kräfte nicht entfalten können, eine deutsch-kulturelle segensreiche Tätigkeit. Solche Kräfte können wir auch abgeben. Dagegen ist das Gerede von deutschen Kolonien in Kleinasien ein Unding. Ich kann nicht näher darauf eingehen; an anderer Stelle habe ich mich früher darüber ausgesprochen. Wir haben erstens gar nicht die Menschen übrig, um Kolonisation im großen Stile zu treiben, wenn nicht unser Ackerbau und unsere Industrie durch einen ungünstigen Frieden vernichtet werden, und zweitens wäre es ein Unglück für das türkische Volk Kleinasiens, wenn sie unsere Bauern als Mitbewerber bekämen: die Türken würden verdrängt, sie könnten neben uns nicht bestehen, und deshalb wird eine einsichtige Regierung in Deutschland nie die Hand dazu bieten dürfen, die türkische Regierung zur Begünstigung solcher Einwanderung zu veranlassen. Die Türkei, das Volk und die Regierung, müssen das feste Vertrauen haben, daß weder ihr Land noch ihre Selbstbestimmung durch unsere Mitarbeit angetastet werden. So selbstverständlich es ist, daß in jeder Hinsicht auch unser Interesse, wirtschaftlich wie politisch, uns zu unserem Handeln bestimmt, so sorgfältig müssen Religion, Kultur und Selbstbestimmung des Orients geschont werden. Wer meine Ausführungen über das osmanische Reich in diesen Blättern vor einigen Jahren gelesen hat, wird mir mindestens nicht zu großen Optimismus gegenüber unserer Aufgabe in der Türkei zutrauen.

Der Erfolg für dieses prächtige Volk und für uns wird abhängen einmal von dem Takt bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die im Orient zu arbeiten haben und andererseits von dem Vorhandensein einiger weniger oder einer Persönlichkeit in der Türkei, die wissen, was sie wollen und was dem Lande not tut. Ein solcher Mann ist Enver Pascha. Erst wenn ein aufgeklärter Absolutismus mehr oder weniger diktatorisch einen breiteren Boden geschaffen hat, kann man hoffen, daß die unter dem Schutte langjähriger Mißwirtschaft noch fortlebenden vorzüglichen Anlagen dieses Volkes sich entwickeln können.

Es ist wohl eine besondere Freude, zu sehen, wie einem Volke, das man in jahrelangem Zusammenleben lieben gelernt hat, nun plötzlich in gemeinsamem Kampfe um Sein oder Nichtsein, bei beiderseitigem guten Willen durch den Mitkämpfer die Möglichkeiten zu einer Wiedergeburt geboten werden, die beiden Völkern in der Zukunft zu großem Segen werden kann!

Digitized by Google

Land und Leute in Rumänien.

Diesen Aufsatz verdanken wir einem Deutschen, der vier Jahre in Rumänien als Landwirt tätig war.

Bodenbeschaffenheit und Klima des Königreichs Rumänien kennzeichnen es als Ackerbaustaat. Im westlichen Teile gegen die Grenze Ungarns und im Nordwesten gegen die Bukowina zu ist das Waldland vorherrschend, man findet dort noch Partien richtigen Urwaldes. Die Forstkultur befindet sich noch im Anfangsstadium und die Qualität des gelieferten Holzes ist nicht gut. Das nötige Bauholz kommt deshalb größtenteils aus Siebenbürgen, also aus ungarischem Gebiete, wo ein mehr geordneter Forstbetrieb herrscht, und auch die Formation des Gebirges den Abtransport des geschlagenen Holzes leichter gestaltet. Der übrige Teil des Landes, im Norden die Moldau, im Süden die Walachei, rechts der Donau die Dobrudscha, dienen zu Ackerbau und als Weideland.

An Bodenschätzen sind zu erwähnen kleine Braunkohlenlager und die bekannten Petroleumquellen. Letztere bilden jedenfalls für die beteiligten, meist ausländischen Banken und für den Staat einen ergiebigen Einnahmeposten. Die Verkehrsmittel im Lande, Eisenbahn, Post und Schiffahrt sind in gutem Stande und besitzen ganz moderne Einrichtungen. Die Industrie ist nur in den größeren Städten vertreten, kann aber, wie leicht erklärlich, infolge des Mangel an Rohmaterial, Kohle und Erzen, sich nicht entwickeln. Von Bedeutung sind einige Industriezweige, welche landwirtschaftliche Produkte verarbeiten, nämlich Spiritusbrennereien, Bierbrauereien und Zuckerfabriken. Ein Hindernis für die Industrie ist auch der Mangel an Arbeitskräften. Rumänische Arbeiter aus dem Flachlande eignen sich zur Arbeit in einem Fabrikbetriebe nicht, diejenigen aus dem Gebirge sind ohnehin kaum ausreichend für den Bedarf an Dienstpersonal in den Städten, wo sie als Kutscher, Lagerarbeiter und Handlanger wegen ihres Fleißes und Zuverlässigkeit gesucht sind. Tüchtige Arbeiter müssen sogar noch aus dem ungarischen Siebenbürgen geholt werden, besonders die weiblichen Dienstboten für die städtischen Haushaltungen, Spitäler und Gasthäuser. Weibliche Dienstboten aus dem rumänischen Flachlande sind nicht beliebt. Nach Ansicht der Einheimischen seien diese zu stolz zum Dienen, in Wirklichkeit haben sie keine Lust zu einer ausdauernden und gewissenhaften Tätigkeit und sind schwer zu unterrichten. Es fehlt ihnen die Gewöhnung zu Ordnung und Arbeit von früher Jugend auf.

Beim erstmaligen Besuch eines rumänischen Dorfes bekommt man einen schläfrigen und melancholischen Eindruck. Breite Straßen, im Sommer ungemein staubig, im Herbst und Frühjahr mit dickem Schlamm bedeckt, werden nur von einzelnen, freilaufenden Haustieren belebt. Die ebenerdigen Häuser stehen in einer Umzäunung aus Holz, Mauerwerk oder Erde, dazu noch einige Stroh- und Heuhausen und sehr einfache Stallgebäude. Menschen sind nur wenige zu sehen, die Männer sind auf dem Felde bei der Arbeit, als Hirten bei der Herde oder auf irgend einem der zahlreichen Märkte. Die Frauen sind im Hause, meist in Gesellschaft von Nachbarinnen und spinnen Wolle und Hanf, weben und

Digitized by Google

sticken. Das ist ihre Lieblingsbeschäftigung während des größten Teils des Jahres. Der sonstige Haushalt nimmt sie wenig in Anspruch; die Hauptnahrung im ganzen Lande ist das Maisbrot, genau so zubereitet wie die italienische Polenta. Dazu gibt es Schafmilch, Schafkäse, Zwiebel oder Bohnensuppe und sonstige Gemüsearten, Fleisch kommt selten auf den Tisch. Es ist weniger Sparsamkeit die Ursache dieser bescheidenen Küche, sondern die Scheu vor mehr Arbeit. In den ländlichen Gasthäusern ist's genau so, der Reisende tut deshalb gut daran, seinen Mundvorrat selbst mitzuführen.

Obst- und Gemüsegärten sind bei den ländlichen Besitzungen selten. Das Grüngemüse wird in ganz Rumänien für Stadt und Dorf durch bulgarische und serbische Pachtgärtner gepflanzt und auf den Markt gebracht. Sie kommen im Frühjahr auf ihr Pachtland und gehen im Herbst mit schönen Ersparnissen wieder in ihre Heimat. Dieses Abwandern mit dem baren Geld ist den Einheimischen allerdings ein Dorn im Auge. Aber das Gesetz verbietet den Fremden den Ankauf von Ackerland, nur in den Städten ist der Erwerb von Grund und Boden ihnen erlaubt. Die Erwerbung des Staatsbürgerrechtes ist ebenfalls so gut wie unmöglich. Der Staat, der seine Landbevölkerung als wenig konkurrenzfähige Arbeiter kennt, hat ja gewiß die beste Absicht mit jenem Feldkaufverbot gehabt, in Wirklichkeit aber entsteht kein Nutzen daraus. Denn jetzt beruht ein großer Teil des Feldbaues auf Pachtbetrieben mit einer Pachtzeit von höchstens fünf Jahren; hiemit ist räuberische Ausbeutung des Bodens gegeben.

Die Bojaren nämlich, die Großgrundbesitzer, deren Ländereien bei den meisten Ortschaften vorhanden sind, die diesen Besitz aber nur sehr selten in eigenem Betriebe bewirtschaften, verpachten ihn gegen einen Teil der zu erhoffenden Ernte an die Kleinbauern, oft auch an mehrere Unternehmer und diese erst wieder an die genannten Kleinbauern. Nun hätte zwar der einzelne Bauer fast ausnahmslos genügend Land, um sein Auskommen zu finden, bei seiner rückständigen und nachlässigen Arbeitsweise genügt ihm jedoch der Ertrag dieses Eigenlandes nicht und er ist auf das Pachtland des Bojaren angewiesen. Die reichen Bojaren leben in der Stadt als Privatleute, die kleineren sind Beamte oder gehören freien Berufen an. Bei der Verpachtung ihrer Felder stellen sie höchstens die Pflüge, Samengetreide, vielleicht auch eine Dreschmaschine zur Verfügung und überlassen die weitere Aufsicht einem Rechnungsführer, der vom Feldbau wenig oder nichts versteht, hingegen nach der Ernte von den Pächtern möglichst viel herauszupressen versteht durch verwickelte Berechnungen, möglichst hohe Anrechnung von Vorschußgeldern und sonstige Abzüge. So bleibt den Bauern nie recht viel Verdienst, sie fühlen sich benachteiligt und führen Prozesse. Außer dem Pachtzins haben sie auch vielerorts weitere Leistungen in Naturalien zu übernehmen, so muß z. B. der Kleinbauer an bestimmten Terminen einen Korb voll Eier, ein Lamm und sonstiges am Wohnsitz des Bojaren abliefern und dazu eine Wagenfahrt unternehmen, die zwei Tage, vielleicht gerade während wichtiger Arbeitsmonate, in Anspruch nimmt. Häufig sind dann solche Bauern in der Stadt anzutreffen, wie sie von den Herrlichkeiten des Stadtlebens, wohl auch den ungewohnten des Alkohols, verlockt, sich zur Rückfahrt ins Dorf nur schwer entschließen können.

Digitized by Google

Die Bauernaufstände vor mehreren Jahren wurden durch diese und ähnliche Mißstände der Pachtordnungen veranlaßt.

Die Bemühungen des Staates, durch Ausbildung junger Leute den landwirtschaftlichen Betrieb zu heben und mehr rentabel zu machen, haben bisher wenig Erfolg gehabt. Wenn die jungen Leute ihr Diplom in der Tasche haben, hüten sie sich zumeist, auf das wenig Unterhaltung bietende Dorf zu ziehen, sondern bleiben in der Stadt in irgend einem anderen Beruf. Trotz alledem gibt es eine schöne Anzahl von Großgrundbesitzern, namentlich im nördlichen Teile des Landes, welche ihren Besitz selbst bewirtschaften und zwar in neuzeitlicher Weise und mit bestem Erfolge. In der Nähe der Hauptstadt befindet sich ein als Mustergut zu schätzendes Besitztum des Königs von Rumänien. Es hat große Molkerei, die ihre Produkte zu schönen Preisen in die Hauptstadt liefert.

Das Volk, besonders das ländliche, hat eine große Vorliebe für einfache Lebenshaltung, für einfache Werkzeuge und für einfache Arbeit mit ausgiebigen Ruhepausen. Zur Behandlung von Maschinen findet man wenig geeignete Leute, schon etwas komplizierter gearbeitete Werkzeuge sind unbeliebt. Mit einem stumpfen Beil und einer noch stumpferen Säge kommt der Zimmermann zum Bauplatz, die Arbeit fällt auch entsprechend aus; der Schmied liefert ein Stück, das sogar den Einheimischen zu dem gutmütigen Spott auffordert: „Schmiede dieses Eisen, aber binde es gleich mit einem Bindfaden", man macht sich also auf eine baldige Reparatur gefaßt. Bessere Handwerker stammen aus Ungarn (Ungarische Rumänen!), Österreich, Deutschland und dem übrigen Auslande. Sie sind gesucht, gut bezahlt, ihr guter Verdienst erregt aber den Neid der Einheimischen.

Richtig wohl fühlt sich der Bauer draußen auf weitem Feld bei seiner Herde. Oftmals auf meinen Wagenfahrten durch das Land hörte ich aus der Ferne die Hirtenflöte klingen. Und beim Näherkommen sah ich zwei Männer, einer spielte die Flöte und der andere tanzte. Es waren aber nicht junge Burschen, die sich zum feiertäglichen Tanz mit ihren Schönen daheim einübten, sondern zwei alte Knaben, vielleicht 70jährige, aber lustig und guter Dinge, weil es gar so schön ist, ein Hirte zu sein. Und wenn wir uns zufällig bekannt waren, da gab es Gruß und kräftigen Handschlag und einen Schluck aus meiner Feldflasche. Und sie reichten als Gastgeber den Fremdlingen einen Eimer mit frischer Schafmilch, stundenlang saßen wir zusammen am Feuer und erzählten dies und jenes.

Im Umgange mit Fremden, auch mit den Städtern seines Heimatlandes, ist der ländliche Bewohner nicht unhöflich, zeigt aber immer etwas Nationalstolz. Im Geschäft ist er gegen den Fremden überaus mißtrauisch, den Handel mit ihm besorgt der Einheimische, mehr noch Griechen und Juden. Sein Mißtrauen gegen die städtischen Herren und die Beamten ist wohlberechtigt. Obwohl reichlich viel Schreibkundige unter den Bauern zu finden sind, fällt es auch diesen sehr schwer, beim Verkehr mit einer Behörde ohne Leistung einer besonderen Zahlung etwas zu erreichen. Der Bakschisch spielt eine große Rolle.

Nach Schluß der Feldarbeiten im Herbst kommt auch das Vergnügen zur Geltung. Auf Jahrmärkten bei Musik und Tanz gibt die bunte Volkstracht ein lebhaftes, farbenreiches Bild. Es ist lobenswert, daß das Volk

Digitized by Google

an den alten Gebräuchen und besonders an der alten Art der Kleidung festhält. Das Hanfleinengewebe, die Lodenkleidung der Männer, die buntgestickte Wäsche der Frauen und Mädchen, deren schleierartige Kopftücher und die bunten Umhängetaschen für den Mundvorrat, alles ist in der häuslichen Werkstätte gefertigt. Gegen Alkohol verhält sich der Rumäne jeden Standes genügsam, in den Städten ist infolge der vielen Gelegenheit selbstverständlich ein größerer Verbrauch zu bemerken.

Im Gegensatze zu dem auffallend ruhigen Dorfleben spielt sich der städtische Verkehr um so lärmender ab. Am Bahnhofe zwischen sehr eleganten Fuhrwerken kleine Wagen, an denen alles wackelt und klappert, ein holpriges Pflaster, Kutscher, die auf ihre Pferde losschreien, Ausrufer mit Eßwaren und Zeitungen, verursachen ein Getöse, das einer besseren Sache würdig wäre, gehören aber nach Ansicht des Städters zur Würze des Stadtlebens. Man hat sehr gute Nerven. Der Städter verwendet, obwohl im sonstigen Lebensunterhalt ebenso genügsam und anspruchslos wie der Landbewohner, einen beträchtlichen Teil seines Einkommens auf Kleidung und Auftreten in Gesellschaft, dies bezieht sich auf mittlere und untere Beamtenschaft und Mittelstand. Die höheren und gut situierten Kreise zeigen sich wenig, leben viel Zeit im Auslande; überhaupt gehört es zum guten Ton, mindestens einmal in Paris gewesen zu sein.

In den Städten sind überall die Fremden in Geschäften, als Handwerker, auch als Ärzte und Techniker zu treffen. Nach den Griechen dürften die Deutschen die größte Fremdenkolonie bilden, sie stehen mit den Österreichern und Ungarn in freundschaftlichem Verkehr. Die vielen Fremden sind wegen ihrer Leistungen zwar geachtet, aber auch beneidet, wie ich schon einmal erwähnt habe. Ohne sie aber wäre das Leben dortzulande doch auf nur sehr bescheidene Ansprüche zugeschnitten, wie die zahlreichen Rumänen gebildeten Standes selbst erklären. Was für ein Leben wäre im Lande ohne die fremden Handwerker und Kaufleute, ohne die fremden Techniker und sonstigen Arbeiter, wobei ich die bulgarischen und serbischen Gärtner und Erntearbeiter nicht vergessen möchte; deren Zahl allein dürfte mit einer Viertelmillion nicht zu hoch geschätzt sein.

Die Wohnungsverhältnisse in den Städten sind meist ganz angenehm. Vorherrschend sind die Kleinbauten für ein oder zwei Familien, mit Garten und Hof. Wenn man in derartigen Miethäusern auch manche neuere Ausstattung vermissen muß, so empfindet doch auch der Fremde nach kurzer Gewöhnung die Ungebundenheit eines derartigen Wohnens als angenehm. Reichlich Licht, Sonne und Luft machen so manchen Verstoß gegen moderne sanitäre Regeln unschädlich. Regeln und Polizeivorschriften liebt man in Rumänien nicht. Und der Einheimische ist stolz auf die fehlenden Vorschriften, noch stolzer aber auf die von ihm geübte Mißachtung der wirklich Bestehenden. Er nennt das „Freiheit", auf die der Fremde bei allen möglichen Anlässen hingewiesen wird. Es ist dies eine kleine Begriffsverwechslung, genau so wie diese, daß man dortzulande von einem Menschen, der ein Geschäft nicht ganz einwandfrei zu seinem Nutzen gestaltet hat, die Ansicht hat: „Er hat Verstand". Leider wird nur zu oft diese Art Verstand bei Behörden, auch bei Männern der Politik gefunden, jeder sucht sein Schäfchen ins Trockene zu bringen, solange dazu Zeit und

Digitized by Google

Gelegenheit ist; zu letzterer kann man durch einen Protektor gelangen. Und so kann es leicht geschehen, daß ein junger intelligenter Mensch aus einem Anwaltsschreiber zum Waldbauinspektor wird und den schönsten Wald anlegt, zwar nur auf dem Papier. Der Wald gedeiht recht günstig, allerdings auch nur in den Berichten, bis die politische Gegenpartei gelegentlich diese Praxis entdeckt. Inzwischen hat aber der Herr Waldbauinspektor einen Teil des Landes verpachtet als Weideland und in einem anderen Teile ein Kies- und Sandlager entdeckt und damit einen regen Handel betrieben. Der Mann hat eben Verstand.

Doch gibt es auch eine große Zahl von Männern im Lande, die wirklich auf das Wohl der Allgemeinheit bedacht sind und, falls ihre Stellung die Macht dazu gibt, gegen Mißstände scharf vorgehen; die Gesetze sind vollkommen ausreichend.

Der Fremde kommt nach längerem Verweilen im Lande zu der Überzeugung, daß vieles, beim ersten Anblick als sonderbar Erscheinende, dennoch berechtigt und nützlich ist, daß aber mehr Betriebsamkeit, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit dem ganzen Volke ein reicheres Einkommen auf der gleich großen Landfläche schaffen könnten, als bisher erzielt worden ist.

Rumänische Volksbildung, Literatur und Kunst.

Von M. J. Minckwitz.

Im Jahre 1898 hat der deutsche Staatssekretär v. Bülow, aus persönlicher Anschauung schöpfend, im Reichstag das Königreich Rumänien als einen bedeutsamen Faktor der Ordnung, des Fortschrittes und der Kultur auf der Balkanhalbinsel bezeichnet. Auffallend aber bleibt es, daß der anscheinend eminente geistige Fortschritt dieses jungen Staatsgebildes sich, wenn die dortige Statistik ganz zuverlässig ist, nach Jahrzehnten berechnen läßt. So vor allem auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung, von der Volksschule bis zur Hochschule gemessen. Als schlagendes Beispiel möge das Unterrichtsbudget dienen, das seit 1880 von 6 Millionen Franken auf etwa 30 Millionen, in jüngster Zeit vielleicht noch höher gestiegen ist. Trotzdem ist die Zahl der Analphabeten sehr groß, obwohl seit 1864 (noch unter dem Fürsten Cusa) der Schulunterricht für alle Staatsangehörigen unentgeltlich und im Prinzip obligatorisch angeordnet ist. Die Regierung hat nun freilich die eigentliche Wurzel des Übels richtig erfaßt und stetig dem Mangel an geeignetem Lehrpersonal sowie an Schulgebäuden (namentlich auf dem Lande) entgegengearbeitet. Auch wirken seit Jahrzehnten die Musterschulen auf den Krondomänen wirklich vorbildlich, aber die echt orientalische Lässigkeit, die mit dem scharfen Verstande des Rumänen gepaart ist, hat die intensiven Bemühungen des ersten Hohenzollernfürsten vielfältig gehemmt. Denn Rumänien verausgabt viel für Bildungszwecke, hält scharf Umschau bei den westlichen Kulturvölkern, insbesondere Deutschland, Frankreich und Österreich, aber die praktische Durchführung wirklich guter Programme bleibt weit hinter dem gesteckten Ziele zurück.

Digitized by Google

An den Universitäten (Bukarest und Jassy), deren Lehrkörper für die verhältnismäßig geringe Zahl Studierender viel zu umfangreich ist (eine Folge der Parteiintriguen, die überhaupt zu viel Beamte im Staate züchten), tauchen gleichwohl nur vereinzelt Gelehrte auf, die sich auf Leistungen von unvergänglichem Werte berufen können, wie der treffliche Bakteriologe Babeş, der Weltruf genießt. Da die rumänische Akademie, die ihren Sitz in Bukarest hat, zur Pflege der Wissenschaft über ein Stammkapital von 8 Millionen Franken verfügt, kann jedenfalls der Mangel an staatlicher Unterstützung nicht als Ausflucht gelten, wenn an gründlicher origineller Arbeit kein Überfluß zu verzeichnen ist.

Die Vorliebe für französische Bildung ist auch unter dem deutschen Herrscher die gleiche geblieben und findet andauernd Nährung in zahlreichen Privatschulen. Aber die Quintessenz vornehmer französischer Geisteskultur haben nur wenige ihrer rumänischen Verehrer erfaßt. Selten hört man in rumänischen Gesellschaftskreisen ein tadelloses Französisch, noch seltner wird ein nur halbweg korrektes Französisch geschrieben. Es ist ganz bezeichnend, daß der Corriere della Sera 1913 einen spöttischen Artikel seines Londoner Berichterstatters vom 11. August abdruckte, der die grammatischen Schnitzer und Stilentgleisungen des „Bukarester Vertrages" zur Zielscheibe wählte. Sogar die rumänischen Diplomaten scheinen also mit einer elementaren Beherrschung des in ihrem Lande vergötterten Französisch fürlieb zu nehmen.

Um die Mädchenbildung hat sich die Königin Elisabeth mit warmem Eifer angenommen. Hat sie aber in diesen jungen Herzen viel Gemütstiefe und spontane Güte wecken können? Vor Jahren wollte in einer großen Stadt der Moldau der Konsul eines Nachbarreiches mitsamt seiner lebenslustigen Gemahlin einen Theaterabend mit anschließendem Ball als Antrittsfeier veranstalten. Das Fest nahm ein betrüblich jähes Ende. Die auf der Liebhaberbühne mitwirkenden angesehensten Damen der Stadt gerieten sich aus Eifersucht in die Haare, zerkratzten sich gegenseitig die Gesichter und erhoben ein so gellendes Gekreisch, daß der entsetzte Gastgeber eine plötzliche Erkrankung seiner Gemahlin vorschützen mußte, um die wohlerzogenen Gäste nach Hause entlassen zu können. Alsbald bewarb er sich mit Erfolg um einen neuen Posten. Halbasiaten stehen eben der westeuropäischen Kultur trotz alles äußerlichen Prunkes andauernd fern. Das Volk selbst ist mißtrauisch und abergläubisch. Erschreckend wirkt in einzelnen Fällen die ehrgeizigen Söhnen einfacher Landleute aufgepropfte akademische Bildung: Wahnsinn und Degeneration jeglicher Form sind die Begleiterscheinung dieses gefährlichen Strebergeistes.

Der Entfaltung einer wahrhaft nationalen Literatur, die in einem echten Kulturstaat zu klassischen Blütezeiten führt, hat in Rumänien, das jahrhundertelang den Tummelplatz von fremdem Völkeregoismus bildete, manches Hemmnis im Wege gestanden. Slavischer und griechisch-türkischer Despotismus wirkte zertretend und die um die Wende des 19. Jahrhunderts reifende inländische poetische Saat überzog bald der Mehltau der Nachäffung westeuropäischer, insbesondere gallischer Vorbilder.

Ungetrübte, teilweise noch ungehobene Schätze birgt nur die rumänische Volkspoesie, insbesondere die Märchenwelt, in der sich eine seltsame Ver-

Digitized by Google

quickung von orientalischer und römischer Tradition spiegelt. Die ironische Ader des Römers bricht durch in den Märcheneingängen: „es war einmal — und vielleicht auch keinmal"; oder aber: „es war zu der Zeit, wo noch die kleinen Fische die großen fraßen": Daneben prangen die wundersamen Gebilde der orientalischen Phantasie, die mit Tausendundeiner Nacht an Buntheit wetteifern. Leider ist nur der urwüchsig sprudelnde Brunnen der Volkspoesie schon vor dem Einsammeln der einzelnen Kristalltropfen durch Lässigkeit und Unverstand getrübt worden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hat Rumäniens vielseitigster Dichter, Vasile Alecsandri den löblichen Einfall gehabt als Erster die Volkslieder in den Karpathen einzusammeln, aber seine wohlgemeinten Verschönerungsversuche haben leider viele originelle Züge verwischt. Seine Nachfahren kommen zu spät, falls sie nicht an der ungetrübten Überlieferung der Analphabeten festhalten.

Als 1830 die Phanariotenherrschaft abgeschüttelt und somit der despotische griechisch-türkische Einfluß allmählich abgelöst wurde, schien der Zeitpunkt gekommen für eine gedeihliche nationale Zusammenarbeit moldauischer, walachischer und Siebenbürger Dichter. Aber die Früchte der Begabung tapferer Bahnbrecher, von Conachi bis zu Lazar, Radolescu, Constantin Negruzzi, Alexandrescu, Sion, Bolinteanu u. a. zerschellten an der politischen Klippe von 1848. Immerhin kann sich Jeder, der in rumänischer Zunge spricht, rühmen, daß vier große Landsleute unentwegt ihre eigenen Bahnen gewandelt sind und es verdienen, im goldenen Dichterbuche der Weltliteratur verzeichnet zu bleiben: Vasile Alecsandri, Mihail Eminescu, J. L. Caragiale und Slavici. Alecsandri bahnbrechend auf dem Gebiete der Lyrik, Epik und des Dramas, ein hartnäckiger Verteidiger altväterischer guter Sitte gegen die von Westen eindringende fäulnisfördernde Halbbildung. Eminescu, Rumäniens größter Lyriker und Satirendichter, Schopenhauers poetischer Verklärer, zugleich die unerbittliche Geißel für die Laster seiner Nation und ihren unberechtigten Dünkel, sich stolze Abkömmlinge der Römer nennen zu dürfen. Caragiale der verdiente Schöpfer des echt rumänischen Lustspieles, der mit feinstem Humor Einblick in das politische Schachergetriebe seines Landes gewährt; Slavici, der unübertreffliche Siebenbürger Novellist, dessen „Glücksmühle" in der Reclamausgabe den weitesten Leserkreisen zugänglich gemacht worden ist.

Enger begrenztes Verdienst besitzen auch der elegante Prosaiker und Schillerübersetzer Jakob Negruzzi, die Dichter Creanga, Vlahuta, De la Brancea, Cozbuc, Cusa u. a. jüngere niedliche Talente, die der Neuzeit näher führen. Wie eine Säule aus alter Zeit ragt der greise Naum, ein unvergleichlicher Sprachmeister, der insbesondere Horaz und Theokrit sinngetreu in rumänische Verse umgießt. Aber in der Gegenwart herrscht Tiefstand, und die Convorbiri Literare, Rumäniens Revue des deux Mondes, haben schon öfters nach den Gründen der bedauerlichen Ebbe Umschau gehalten. Der verdienstvolle Staatsmann, Philosoph und Kritiker Titu Majorescu wird am Lebensabend dieselbe Betrachtung anstellen, wie so viele echte Kunstverehrer Westeuropas: Die Sucht rasch reich zu werden und eine Rolle zu spielen knickt die schönsten Halme in der Blüte. In Rumänien wird der Kampf ums Dasein mit anderen scharfen Mitteln

Digitized by Google

geführt wie im Okzident. Auch der größte Schriftsteller, wenn ihm nicht reichlich Gold in die Wiege gelegt wurde, wird dort nach einem brotbringenden Amte greifen müssen, wenn er nicht verhungern will. Rumänische Leserkreise kaufen zehnmal eher ein französisches als ein rumänisches Buch. Eminescu hat es erfahren, was es in Rumänien heißt Dichter zu sein und um sein kümmerliches Dasein zu ringen.

Die Kunstpflege steht in Rumänien nicht so zurück, wie man vielleicht mutmaßen könnte. Unterstützt wird sie durch die angeborene Freude des Volkes an gefälliger, farbensinniger Ausschmückung des Heims. Die reich gestickte Nationaltracht mit der von den Siebenbürger Sachsen entlehnten stilisierten Nelke gehört zu den schönsten der Welt. In der Architektur besitzt Rumänien sogar eine künstlerische Vergangenheit, an die bisweilen einheimische Künstler mit glücklichem Erfolg angeknüpft haben. Leider erstickt auch hier die Überschätzung des Ausländischen viele zarte Keime. Wie eigenartig wirkt die Curtea Arges der Walachei, manche Kirchen und alte Brunnen, die von Krieg und Brand verschont blieben, daneben uralte Muster eigenartiger Holzbildekunst, die im Bukarester Museum eine Schutzstätte gefunden haben. Vielleicht werden einmal in geruhigeren Friedenszeiten westeuropäische Künstler, wenn ihr Weg sie nach Rumänien führt, in den alten Kunstschätzen dieses Landes fruchttreibende Anregung finden und sie zu Ehren bringen.

J. Bratianu über Rumäniens Donaupolitik.

Daß der verstorbene König Karol in nimmermüdem Eifer die Hebung seines Landes nicht nur zeit seines Lebens anstreben, sondern nach vielen Richtungen auch zur Tat werden lassen konnte, verdankt er zweifellos der Einsicht einer Reihe von Staatsmännern, zu denen die Familie Bratianu bereits mehrere stellt[1]). Ob Bratianu, Sturza oder Carp die Wirtschaftspolitik in Rumänien leiteten, deutsches Kapital, deutsche Tatkraft fanden bei ihnen Förderung, da Franzosen und Engländer zu bequem oder zu eingebildet waren, um die Möglichkeiten wirtschaftlicher Unternehmungen zu ergründen und sie anzupacken. Deutsch setzte sich durch. Unter den volkswirtschaftlichen Schriftstellern Rumäniens steht ein ehemaliger Brentanoschüler, Dr. C. J. Baicoianu mit an erster Stelle. Er ist auch in Deutschland nicht unbekannt, denn seit dem Jahre 1886 erschienen zoll- und handelspolitische Studien von ihm auch bei deutschen Verlegern, die letzte bei J. Schweizer, München 1913[2]).

[1]) Hier ist auch P. P. Carps zu gedenken — ein Vorgänger Bratianus und glühender Patriot. Der greise, weitsichtige, geistreiche Freund Deutschlands hat 1915 bei dem Verlag „Porporul"-Bukarest eine Flugschrift „Romînia si Războiul European" (Rumänien und der europäische Krieg) erscheinen lassen, die schneidig, offen und ehrlich für den Zweibund eintritt — aus historischen, wirtschaftlichen und politischen Gründen. Von abnormem Deutschenhaß gibt Marcel Bibiri-Sturia in seinem Heft „Das Wachsen des deutschen Einflusses in Rumänien" — Bukarest „Jockey Club" (!) 1915 — Zeugnis. Er kann nur Gutes von Deutschlands Einfluß in Rumänien sagen, aber, er sieht in ihm den Feind; — „siegt jedoch der englisch-französisch-italienisch-russische Block, so erlangen wir vielleicht unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit". (? d. V.) —
[2]) Handelspolitische Bestrebungen Englands zur Erschließung der unteren Donau.

Digitized by Google

Deutsch ist ja überhaupt den gebildeteren Rumänen nicht fremd. Deutsch spricht der Kaufmann und der Kleinhändler; in den Hafenstädten kommt das Griechische dazu. Deutsch und Französisch bilden ein offizielles Lehrfach an den Mittelschulen, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß Französisch mit Vorliebe von einem Großteil der Rumänen gesprochen wird, wie denn auch französischer äußerlicher Firnis vielen Rumänen offenbar besser zusagt, als deutsche Innerlichkeit und deutsche Kultur. Vielleicht liegt das auch daran, daß deutsche Eckigkeit dem Rumänen, wie auch manchem anderen Ausländer, manchmal sehr auf die Nerven geht. Soviel sich die Deutschen oft auf ein perfektes Englisch oder Französisch zugute tun, auch die Balkansprachen zu beherrschen, dazu wollen sich selbst manche offizielle deutsche Vertreter nicht entschließen. Es macht nicht beliebt, wenn man z. B. über rumänische Verhältnisse schimpft — mit dem greifbaren Unterton „Gott sei Dank, daß ich ein Deutscher bin". Vielleicht wirkte zu selbstbewußtes Auftreten einzelner Herren auch mit, wenn der rumänische derzeitige Finanzminister als großer Deutschenfeind es wagen durfte, die Öl- und Getreideausfuhr nach Deutschland zu sperren; allerdings mit dem Erfolg, daß nun die armen Rumänen, nach Briefen auch aus bäuerlichen Kreisen zu schließen, in ihrem eigenen Fett fast ersticken müssen. Viele hundert Millionen Lei gehen so der rumänischen Produktion seit einem Jahr verloren und es werden ihrer noch mehr werden, falls gewisse Russenfreunde in Rumänien noch länger darauf warten wollen, ihre Schätze den Entente-Mächten zu verkaufen, wann diese — die Dardanellen erobert haben.

Wenn nun auch im rumänischen Volk heute zwei Seelen wohnen, von denen die eine für Rubel und Sterling große Vorliebe besitzt und es gleichgültig ansieht, daß der überwiegende Teil die deutsche Mark und die österreichische Krone für seine Produkte entbehren muß, — in dem Wunsch Rumänien wirtschaftlich zu heben, begegnen sich alle. Und man erkennt auch in Rumänien die außerordentliche Wichtigkeit der Handelsbeziehungen für diese Zwecke. Einen breiten Raum nimmt darin die Hebung des Wasserstraßen- und Seeverkehrs ein. Das neueste, mir vom Verfasser übersendete Werk Baicoianus: „Die Donau, geschichtliche, wirtschaftliche und politische Abhandlung" (in rumänischer Sprache), Bukarest 1915, widmet sich dieser Frage. Eine besondere Bedeutung erlangt dieses Buch durch ein Vorwort, das J. Bratianu selbst zum Verfasser hat. Um so mehr, als es erst im Jahr 1915 zur Veröffentlichung gelangt. Bratianu nennt die Donau eines der schönsten Kleinodien seines Landes. Rotterdam und Antwerpen schweben ihm vor, wenn er die Ansiedlung an der Mündung eines internationalen Stromes für sein Volk als von außerordentlichem Wert bezeichnet. Mit ziemlicher Reserve bespricht er die Arbeiten der Internationalen Donaukommission für die Hebung der Schiffahrt auf der Donau, mit Stolz die außergewöhnlichen Aufwendungen, die gerade Rumänien für die Hebung des Donauverkehrs machte (worüber der geneigte Leser in der erstgenannten Schrift von Dr. Baicoianu alles Wissenswerte findet). Bratianu spricht aus:

„Rumänien, das sich vom Beispiele seiner Nachbarn nicht beeinflussen ließ, suchte zuerst den Unterlauf der Donau zu regulieren und das in größerem Umfange, als es als Uferstaat dazu verpflichtet gewesen wäre. Angesichts der völligen Interesselosigkeit und sogar Behinderung durch andere erließ es eine Verordnung, die auf den

Digitized by Google

Prinzipien der freien Schiffahrt fußte und verbesserte durch technische Arbeiten, für die es nicht die geringste Entschädigung erhielt, die Schiffahrt auf der Donau zum Wohle der Allgemeinheit auf eine Länge von ungefähr 800 Kilometer. Aber trotz aller Verbesserungen, die die europäische Kommission und der rumänische Staat der unteren Donau angedeihen ließen, ist das Werk noch weit entfernt von seiner Vollendung, und es wird wohl noch lange dauern, bis die Donau ihre Bestimmung erfüllen kann, zu der sie berufen ist. Ein internationaler Flußhandel ist zuallererst gebunden an die Aktivität und wirtschaftliche Organisation der Uferstaaten. Soll er sein Maximum erreichen, so muß der Produktenaustausch verschiedenartig und außerordentlich leicht zu bewerkstelligen sein. In Ermangelung einer vollständigen Organisation der eigenen Produktion sind ein Eisenbahnnetz in Verbindung mit dem Flusse und gut ausgestatteten Häfen die Hauptbedingungen für eine ersprießliche Ausnützung der Wasserwege. Eine Wasserstraße hat nur dann wirklichen Wert für die Entfaltung des Handels, wenn an ihren Mündungen Stapelplätze angelegt sind, die den Verkehr mit dem Auslande vermitteln können. Mag die Schiffahrt auf der Wolga noch so blühend sein, mögen noch so viele Eisenbahnlinien unzählige Waren zu ihren Häfen führen, und mögen die Zugänge zu diesem großen Fluß noch so gut ausgerüstet sein, dieser Strom, der in ein Binnenmeer fließt, wird immer nur dem Binnenhandel dienen können. Ebenso wird auch die Donau, wenn Rumänien seine Mündungen nicht innehat, herabsinken zu einer fast wertlosen Verkehrsstraße. Heutzutage sind die Mündungen eines internationalen Flusses, der ins freie Meer mündet, nur wirklich wertvoll, wenn sie zu Stapelplätzen werden, die die Waren des ganzen Landes aufnehmen können. Hier muß sich der Warenaustausch abwickeln, einerseits durch große Seedampfer, die ihre Waren aus den fernsten Ländern bringen, anderseits durch Flußdampfer, wie auch durch Bahnlinien aus dem Innern des Landes. Dieser Handel auf einem Flusse, der mehrere Länder bespült, ist keine einfache Ausschiffung von Waren" ....

Bratianu schildert weiter, wie er durch weitverbreitete Binnenschiffahrtsnetze die Anfuhr zur Donau erweitert sehen möchte und wie schließlich durch einen Kanal von Cernavoda nach Konstanza dieses zu einem Donauhafen werden könnte. Und nun kommen Ausführungen, die für unsere Freunde in Österreich-Ungarn von Interesse sein werden, auch wenn sie ihnen nicht in allem zustimmen. Ich bin aber der Überzeugung, daß die Kenntnis der Anschauungen eines Staatsmannes wie Bratianu immer einen Gewinn bedeutet. Er fährt fort:

„Bei diesem Programme der rationellen Ausnützung der Donau ergibt sich ganz von selbst die Frage: Welches soll nun unser Hauptseehafen werden: Sulina oder Konstanza? Während nun der rumänische Staat in letzterem Hafen umfangreiche Bauten fertigstellen ließ, wird es immer deutlicher, daß die Politik der europäischen Kommission ersteren Hafen bevorzugt, zum Nachteile von Braila und Galaz. (!) Trotzdem konnte diese Politik den umfangreichen Getreidehandel von Braila nicht wegverlegen. Sulina bleibt ganz isoliert, ohne Eisenbahn, ohne Warenspeicher und größere Hafenanlagen. Zu der Zeit, wo die Donauschiffahrt offen ist und unter normalen Steuerverhältnissen, denn eine Abgabe muß Rumänien erheben, werden die Seedampfer stets weiter flußaufwärts fahren und Sulina kann mit unseren anderen Häfen Galaz und Braila niemals konkurrieren. Hat ja doch

Digitized by Google

der rumänische Staat das größte Interesse daran, unseren ganzen Seehandel bei offener Schiffahrt nach diesen Häfen zu lenken. Sulina, ganz außen an der Donau gelegen, müßte eigentlich unser Winterseehafen werden. Eine großzügige Verwirklichung dieses Planes würde aber zu große Ausgaben erfordern. Denn Sulina, zu weit abgelegen, hat keine Verbindung mit seinem Hinterlande und liegt in einer sumpfigen Gegend, die weder einen beständigen Großhandel, noch die Entwicklung anderer Industriezweige zuläßt, die der Handel an den Mündungen eines Stromes mit sich bringt. Das Geld, das erforderlich wäre, — zur besseren Instandsetzung und einer äußerst schwierigen Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse in Sulina — könnte man sicherlich viel besser anwenden zum Bau des Kanales, von dem wir weiter oben sprachen und der aus Konstanza einen Donauhafen machen könnte. Wie ich schon vorher bemerkte, ist es notwendig, wenn die Donaumündungen wirklich praktischen Wert haben sollen, daß die außen gelegenen Häfen, wo sich die Schiffahrt staut, zu Stapelplätzen ausgebaut werden, wo die Erzeugnisse des Landes losgeschlagen oder weiterbefördert werden können, und daß sie wirkliche Industriezentren für die Umarbeitung und Sortierung der auf dem Seewege angekommenen Warentransporte werden. Diese Maßnahme kann natürlich nicht fortbestehen ohne eine großzügige Staatspolitik, die einerseits die Aufspeicherung der Produkte zu erleichtern und andererseits in Braila, Galaz und Konstanza freie Zonen zu schaffen hätte, wo die Sortierung und Verarbeitung ohne Entrichtung von Zoll vor sich gehen könnte (also Freihäfen. D. V.). Nur auf diese Weise können die Transitwaren bequem an ihren Bestimmungsort gelangen. Zu gleicher Zeit haben wir das größte Interesse an einer kräftigen Entwicklung der Fluß-Schiffahrt, die fast $^1/_3$ des ganzen Eisenbahnnetzes frei machen und eine wünschenswerte Verbindung der Stapelplätze und Häfen an den Donaumündungen mit dem Innenlande herstellen würde. Denn der internationale Handel an den Donaumündungen kann nicht blühen, wenn nicht eine nationale Schiffahrt freie Zufuhrstraßen zum Meere öffnet und regelmäßige Verkehrslinien zwischen den Häfen an den Mündungen und dem Auslande schafft. Wir haben es 1912 gesehen, und sehen es auch noch heute, was für schwerwiegende Folgen ein Handel haben kann, der sich nur auf fremde Schiffahrtslinien stützt, die nicht durch gleichartige Interessen mit uns verbunden sind. Politische Verwicklungen haben dieses Jahr griechische Schiffe gezwungen, unsere Häfen zu verlassen und die gleichen Beweggründe haben heuer die englischen Schiffe von den Donaumündungen ferngehalten. Nach der Öffnung der Meerengen können andere Interessen die fremden Seeschiffe, von denen unser Ausfuhrhandel abhängig ist, neuerdings an auswärtige Gestade führen. Um diese ungesunden Zustände zu beseitigen, muß man endlich einmal eine frische und allgemeine Initiative ergreifen. Rumänien kann den Platz, den es verdient, nur einnehmen, und das gilt besonders nach den heutigen Ereignissen, wenn es sich zu einem starken Seehandelsstaate aufrafft. Hand in Hand gehend mit der Entwicklung der Fluß- und Seeschiffahrt müssen selbstverständlich auch Werften und Docks erbaut werden. Insbesondere ist es notwendig, daß wir mit der Staatspolitik, die eine Erhöhung des wirtschaftlichen Wertes der Donau bezweckt, wenigstens für unsere Gewässer die traditionelle Politik der Erhaltung

Digitized by Google

einer freien Schiffahrt beibehalten. Doch was wir auch tun werden, die Donau und unser Staat werden nicht den Aufschwung nehmen, den sie könnten, wenn nicht die allgemein verbürgte Freiheit der Schiffahrt aus diesem Flusse, soweit er schiffbar ist, eine Haupthandelsstraße Europas macht. Und das ist auch der Grund, warum Rumänien weit eher als jeder andere Staat für die Freiheit der Donauschiffahrt kämpfen muß. Welche Hindernisse entstehen nun in diesem Momente und halten den Handel auf dem schönsten Flusse Europas nieder? Der Kongreß von Paris im Jahre 1856 brachte uns den Kilia-Arm ein, überließ aber den Türken die übrigen Mündungsarme. Unser Zugang zum Meere war also vom Osmanenreich und der europäischen Kommission abhängig und erst der Kongreß von Berlin machte uns zu den wirklichen Herren über die Donaumündungen, indem er uns die Dobodschea zusprach. Von nun an konnte sich Rumänien aus eigenen natürlichen Machtmitteln emporarbeiten, und von da an waren auch die Donaumündungen erst wirklich frei. Von Turnu—Severin abwärts entfaltete sich eine freie Schiffahrt und Konstanza hat einen neuen Zugang zum Meere geöffnet. Nachdem aber Rumänien endlich nach Hunderten von Jahren zur Beherrscherin der Donaumündungen wurde, gab der gleiche Kongreß das Eiserne Tor an Österreich-Ungarn und stellte dadurch ein viel größeres Hindernis für die Donauschiffahrt auf, als die Klippen des Eisernen Tores gewesen waren, welche die Ungarn zu beseitigen suchten. Diese Hindernisse, wie auch die engherzige und egoistische Politik, die Österreich-Ungarn in dieser Hinsicht vom Berliner Kongreß an bis in die heutigen Tage verfolgte, haben ein völliges Darniederliegen des Handels auf dem Oberlauf der Donau bis heute zur Folge gehabt. Und in dieser Hinsicht hat das kleine Rumänien eine viel großzügigere Politik verfolgt, als seine um vieles mächtigeren Nachbarn. Denn einerseits hat es eine ständige Verbindung zwischen den Binnen- und den Mündungshäfen zu sichern gesucht durch einen regelmäßigen Verkehr zwischen Regensburg und Sulina. Andererseits suchte es durch ein Übereinkommen mit einer bayerischen Schiffahrts-Gesellschaft (Bayer. Lloyd) auch das Deutsche Reich für die Freiheit der Donau zu interessieren. Unglücklicherweise hat offensichtlich die Bevorzugung der Elb- und Rheinschiffahrt eine von Tag zu Tag steigende Verminderung des Interesses für die Donauschiffahrt bewirkt. Österreich war in Anspruch genommen von der Pflege des Handels über Triest, Ungarn leitete seinen Handel über Fiume und Deutschland über Hamburg, Stettin und Emden. Denn wenn das Doppel-Kaiserreich versuchte, in politischer Beziehung seine Hand über die Donau zu breiten, so wollte es, da es kein unmittelbares Interesse an der Entwicklung des Handels an den Donaumündungen hatte, daß diese Verkehrsader viel mehr dem Binnenhandel diente, und unterband auf diese Weise den internationalen Handel fast völlig. Der sich immer mehr ausbreitende Weltkrieg wird auch in dieser Beziehung infolge der gewaltigen Veränderungen, die er mit sich bringen wird, eine allgemeine Beeinflussung ausüben, deren Folgen wir beachten müssen. Welcher Partei er auch den Sieg bringen mag, er muß sicherlich in allen direkt oder indirekt von der Donau beeinflußten Gegenden neues reges Leben hervorbringen. Der Haupteinfluß wird sich erstrecken über die beiden am wenigsten konsolidierten (?) Reiche, nämlich über Österreich-Ungarn, das der ganzen Länge

Digitized by Google

nach von der Donau durchflossen ist und über die Türkei, die Beherrscherin der Meerengen, durch die sich der ganze Donauhandel über die orientalischen Küstenstriche ins Mittelmeer ergießt. Die Konsolidierung der Balkanstaaten nach dem Bukarester Frieden war berufen, den westlichen Küstenländern des Ägäischen Meeres ihre normale Handelstätigkeit wiederzugeben. Die kurze Spanne Zeit, die vom Balkankriege bis zum jetzigen Weltbrand verflossen ist, gestattete den Königreichen, die fast das ganze europäische Gebiet der Türkei unter sich geteilt haben, noch nicht, die Gegenden, die bisher unter der Herrschaft des Halbmondes gestanden, sogleich wirtschaftlich in die Höhe zu bringen. Dieses Werk wird nach dem Frieden sicherlich mit einer noch größeren Intensität fortgesetzt werden. Es ist geradezu berufen, den Handel im Orient und besonders den Handel an den Donaumündungen direkt zu beeinflussen. Eins aber ist sicher: welches auch das Los der Türkei sein wird, die heutzutage fast ganz abgeschlossenen Gegenden Kleinasiens werden sich dem Einflusse vom Westen aus nicht entziehen können. Ein neues Leben wird aufblühen, wie einst vom Ägäischen Meere bis zum Tigris und Euphrat. Und welches Schicksal auch Österreich-Ungarn treffen mag, die Lebensbedingungen der Völker, aus denen sich die Monarchie zusammensetzt, können nicht die gleichen bleiben, wie heute. Welcher Art die Regierungsform, der sie unterworfen sind, auch werden mag, auch ihnen wird der Krieg eine größere Freiheit bringen und besonders den donauländischen Völkern. An unseren Bemühungen, den Donauhandel zu heben, soll es nicht fehlen, denn es besteht begründete Hoffnung, daß der jetzige gewaltige Krieg durch verschiedene Länderwechsel Triest und Fiume eines Tages einer anderen Bestimmung zuführen wird, als man ihnen heute durch künstliche Maßnahmen aufgezwungen hat. Wir würden uns also zu einer Änderung der Donaupolitik Österreich-Ungarns und Deutschlands von Herzen beglückwünschen. Schließlich werden auch diese Staaten dazu beitragen, daß man die Donau noch besser ausnützen kann und auch ihrerseits für die vollständige Freiheit ihrer Schiffahrt mit Wort und Tat eintreten. Und dann wird die fortschreitende Entwicklung der Donaustaaten und eine feste geregelte Handelstätigkeit auf dem ganzen Schwarzen und Ägäischen Meere dieser wichtigen Verbindungsader von West und Ost eine nie geahnte Rolle zuteilen. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß zum Zwecke dieser Verbindung die Donau freie Mündungen haben und durch die Dardanellenschlösser freien Durchzug haben muß, die nie gesperrt werden dürfen, wenn der Donauhandel auf dem Ober- und Unterlaufe wirklich blühen soll[1])."

Es entspricht nicht dem Zweck dieser Zeilen, kritische Betrachtungen über das oben Gebrachte anzustellen. Ich will nur noch ergänzen, daß auch der Eisenbahnverkehr durch Bulgarien wesentlich mit dazu bestimmt sein wird, Zentraleuropa der Türkei, der Bagdad- und Anatolischen Bahn und uns damit dem Indischen Ozean näher zu bringen. Zur freien Mündung der Donau durch die Dardanellen wäre freilich vieles zu sagen. Es scheint aber in Rumänien kein Zweifel

[1]) Mit erfrischender Deutlichkeit tritt der Rumäne Grigore C. Filipescu im „Noi si Dardanelele" („Wir und die Dardanellen") (Bukarest 1915, R. Sergies Verlag) dafür ein, daß die Dardanellen der Türkei verbleiben müssen; — nicht mit N. Filipescu zu verwechseln.

Digitized by Google

darüber zu sein, daß die Gefahr eines russischen Sieges ihren schärfsten Ausdruck für Rumänien im Besitz der Dardanellen finden würde. Dem gibt Balcolanu wiederholt Ausdruck. Noch weniger aber würde natürlich England die Freiheit garantieren. Verträge genieren Albion nicht. Das zeigt die Gegenwart, das lehrt die Vergangenheit. Der verstorbene deutsche Gesandte M. v. Brandt hat in einem Heft: „England in deutscher Beleuchtung" (Halle 1906), die Eroberungspolitik Englands geschildert, und kommt dabei auch auf die afghanischen Kriege vom Jahre 1839—42, bei denen bekanntlich Sind einverleibt wurde. Sir Charles Napier schrieb damals: „Wir haben kein Recht uns Sinds zu bemächtigen, und doch werden wir es tun, und es wird ein sehr vorteilhafter, sehr nützlicher und sehr humaner Schurkenstreich sein." — Das könnte auch erst im Jahre 1915 für Ägypten geschrieben sein; eine Erkenntnis, die man vielleicht auch in Rumänien jetzt haben dürfte. Die Dardanellen sind nie freier, als wenn sie in der Hand einer Macht sind, die aus sich heraus nicht Kraft genug besitzt, sie zu sperren, und die zu solchen Versuchen auch gar nicht kommen wird, wenn man ihr ihre berechtigte Existenz nicht aus blutiger Ländergier streitig macht, wie es Russen und Engländer tun. Und eine solche Macht ist die Türkei. Wir in Deutschland haben an sich, nicht bloß angesichts unseres beträchtlichen Verkehrs nach Rumänien, gewiß das größte Interesse an guten Beziehungen und an einem lebhaften Donauverkehr; auch Österreich-Ungarns Außenhandel dorthin ist in stetigem Zunehmen. Die geradezu feindselige Haltung, welche Herrn Bratianus Kabinett während des Krieges in wirtschaftlicher Hinsicht einnahm, ist allerdings sehr geeignet, die deutsche Stimmung gegen Rumänien wesentlich zu verschlechtern. Den Vorteil wird in erster Linie Bulgarien haben, wenn Serbien die Donausperre aufgeben muß. Auf eines dürfte man aber zum Schluß wieder hinweisen: Alle Maßnahmen zur Hebung der Volkswirtschaft der Länder, die nicht gleichzeitig zur Hebung der Gesamtkultur des Volkes beitragen, die — mit anderen Worten — nicht die Schule und deren Tätigkeit im letzten Winkel des Landes als die Grundlage aller wirklichen kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritte erkennen, laufen Gefahr, ihre hohen Gebäude auf Sand zu errichten. Unsere Gegner, die heute versuchen, uns alles nachzumachen, was sie bisher an uns verdammten, können nur das eine am wenigsten nachmachen: Den deutschen Schulmeister im weitesten Sinn und seine Tätigkeit, auf der letzten Endes unsere Überlegenheit in Qualitätsarbeit und Organisation auf allen Gebieten beruht. Und deshalb werden sie uns nicht unterkriegen.

H. Osel, Kgl. Wirkl. Rat, Mitglied des bayer. Landtags.

Digitized by Google

Althellas und das heutige Griechenland.

Von Dr. Otto Kiefer in Waldkirch (Baden).

Wer unter den Gebildeten kennt wirklich die Geschichte Griechenlands? Nicht die wenigen Jahrhunderte hellenischer Glanzzeit, womit man schon des deutschen Quartaners Hirn belastet, sondern die langen Zeiträume, in denen sich aus jenen alten Helden das Volk der heutigen Griechen entwickelte? Und doch ist gerade die Stellung, die Griechenland gegenwärtig im großen Weltkrieg einnimmt, gar nicht zu verstehen, wenn man nicht weiß, auf welche Vergangenheit dieses Volk zurückblickt.

Es sei darum im Folgenden der Versuch unternommen, im engen Rahmen eines kurzen Artikels die Hauptlinien der Geschichte Griechenlands zu zeichnen, soweit man sie nicht in der Schule gehabt hat.

Die alte Freiheit der hellenischen Stadtstaaten war schon im Kampf mit Philipp von Makedonien bei Chäroneia 338 v. Chr. erlegen. Aber die makedonische Herrschaft, unter der das Hellenentum welterobernd bis nach Indien vordrang, war immerhin noch die eines Griechen über Griechen. Anders gestalteten sich die Dinge, seitdem im Jahre 146 v. Chr. der römische Konsul Mummius Korinth erobert und nach dem Wunsch der römischen Großhändler zerstört hatte. Griechenland wurde damit eine dem römischen Statthalter von Makedonien unterstellte römische Provinz. Die politische Tätigkeit der stets unruhigen Griechen hörte damit allerdings an sich noch nicht auf. Vielmehr nahmen die griechischen Städte nur allzu tätigen Anteil an den jeweiligen Kämpfen der Römer gegen den Osten sowie des Cäsarismus gegen die Republik in den Jahren 88 bis 31 v. Chr. Das alte Hellas war damals nicht selten geradezu das Schlachtfeld der Großen des Römerreichs, man denke nur an die Namen Pharsalus oder Aktium! Die Folge war denn auch eine trostlose Verödung des Landes, die ums Jahr der Schlacht bei Aktium ihren Höhenpunkt erreichte. Unter den Kaisern blühte Hellas wieder auf. Städte, wie das neuerbaute Korinth und Paträ, waren durch ihren Kunsthandel berühmt. Athen errang durch seine Universität mehr und mehr den Ruf eines geistigen Mittelpunktes jener Zeit. Besonders förderten die Antonine das Gedeihen Griechenlands auf jede Weise. In der neueren Sophistik und im letzten großartigen Aufflammen der antiken Spekulation, im Neuplatonismus, erlebte Hellas noch einmal einen Ruhm auf geistigem Gebiet, der dem verrauschten seiner Heldentaten ebenbürtig war. Die Grundlage des althellenischen Wesens, die Freude an der schönen Form, die Anhänglichkeit an die Heimat, das tiefe wissenschaftliche Interesse, aber auch die Rachsucht in privaten und öffentlichen Fehden, die Zwietracht und der Parteigeist, stehen in jenen Zeiten noch in voller Blüte und sind zu verfolgen bis ins achte und neunte Jahrhundert n. Chr., als längst Völkersturm über Völkersturm über das arme Land dahingebraust war. Sollten doch jene gesegneten Zeiten des noch einmal seinen ganzen Zauber entfaltenden Heidentums nur das letzte Abendrot sein, dem zunächst eine grauenvolle Nacht folgte. Das Christentum machte begreiflicherweise im Griechenland der neuplatonischen Philosophie wenig Fortschritte. Und dem Restaurationsversuch eines Julian

Digitized by Google

jubelte niemand mehr zu als das noch ganz helleniſch denkende gebildete Griechenland. Aber der orthodox katholiſche Kaiſer Theodoſius I. führte ſeit dem Jahre 381 vernichtende Schläge gegen die Antike. Er verbot die Opfer, Orakel und Myſterien und hob die Olympiſchen Spiele auf. Faſt gleichzeitig, da man von Byzanz aus die Chriſtianiſierung Griechenlands mit Gewalt vornahm, führten die Goten unter Alarich ihre Verwüſtungszüge durch Hellas aus, von den Byzantinern kaum gehindert. Aufgehetzt von fanatiſchen arianiſchen Mönchen, zerſtörten die Goten damals Orte wie Olympia und manch andere Stadt, die köſtliche Kunſtwerke barg. Bis zu den Einbrüchen der Slawen erholte ſich Griechenland nicht mehr von der gotiſchen Barbarei. Nur Athen mit ſeiner Univerſität blieb eine allerletzte kleine Hochburg der Antike. Auf die Goten Alarichs folgten in ſchrecklicher Reihe die Hunnen, die Oſtgoten, die Vandalen, die Bulgaren. Erſt der mächtige Juſtinian I., den jeder Juriſt als berühmten Geſetzgeber kennt, trat den immer frecher gewordenen Slawen mit Energie entgegen und ſuchte ihr Vordringen durch ein großartig angelegtes Syſtem von Befeſtigungswerken aufzuhalten. Andererſeits wurde aber gerade dieſer Schöpfer des byzantiniſchen Deſpotismus der Vernichter des letzten Reſtes der Antike, indem er im Jahre 529 die Univerſität Athen aufhob, in deren freier wiſſenſchaftlicher Tätigkeit er ein Element des Widerſtands gegen ſeine Zentraliſierungsideen witterte. Seitdem hielten ſich Reſte antiker Kulte und Religion nur noch in den einſamen wilden Hochtälern des Taygetus, dort allerdings bis ins neunte Jahrhundert. Von nun an übernahm die Kirche für lange Jahrhundert die geiſtige Führung auch in Griechenland, aber ſie war wie bei uns im alten Germanien ſo klug, ihre Kulte den alten heidniſchen Formen vielfach anzupaſſen. Man weihte z. B. heidniſche Tempel der „Panagia“ oder irgend einem Heiligen, der bisweilen nichts anderes war als der alte Heidengott unter chriſtlichem Namen. So haben ſich antike Bräuche bis auf den heutigen Tag erhalten, worüber man intereſſante Einzelheiten bei Bernhard Schmidt „Das Volksleben der Neugriechen und das helleniſche Altertum“ findet, ſo wie in J. Pontens Werk „Griechiſche Landſchaften“, das neben den modern gehaltenen Reiſebüchern von Gerhard Hauptmann und Iſolde Kurz wohl die anſchaulichſten Eindrücke vom heutigen Griechenland gibt und ſeine Schilderungen durch köſtliches Bildermaterial belebt[1]).

An den nun folgenden jahrhundertelangen, blutigen und recht wechſelvollen Kämpfen der Byzantiner mit den Bulgaren hatten die Bewohner des eigentlichen Griechenland wenig Anteil. Nur einmal traten ſie in dieſen Jahrhunderten hervor, und das in bezeichnender Weiſe. Kaiſer Leo III. wollte gegen die an das Heidentum erinnernde Bilderverehrung der Griechen auftreten und erlebte im Jahre 727 einen förmlichen Aufſtand des mit den Inſelgriechen verbündeten ſüdlichen Feſtlandsgriechentums. Als Papſt

[1]) Wir können dem Herrn Verfaſſer leider nicht durchaus zuſtimmen. Über Hauptmanns Griechiſchen Frühling hat Hofmiller im Novemberheft 1909 berichtet. Auch Ponten gehört zu jenen Hellasreiſenden, die einen flüchtigen Aufenthalt in einigen Teilen Griechenlands zu einem Buch auspreſſen; mit den Fehlern und Sprachſünden des Texts ſowie mit den wertloſen Farbbildern verſöhnen ſchöne und ſeltene Landſchaftsaufnahmen. D. R.

Digitized by Google

Gregor III. sich für diese Bewegung aussprach, unterstellte der byzantinische Kaiser ohne weiteres ganz Griechenland der kirchlichen Oberhoheit des Patriarchen von Konstantinopel. Im achten und neunten Jahrhundert wurde Griechenland von größeren Slaweneinfällen heimgesucht, ja das Slawentum war daran, sich endgültig festzusetzen und das Griechentum zu verdrängen. Da raffte man sich endlich in Byzanz auf, und mit Waffengewalt, vor allem aber durch die missionierende Kirche siegt das Griechentum, und um die Mitte des zehnten Jahrhunderts war die Aufsaugung des Slawentums durch die Griechen vollendet. Als dann vollends die Bulgaren, die zweimal verwüstend bis in den Peloponnes vorgedrungen waren, von dem mächtigen Byzantiner Basileios völlig geschlagen waren, da begannen auch für Griechenland wieder schönere Zeiten. Die folgenden Jahrhunderte bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken (1453) brachten zum Teil recht fremdartige Elemente nach Griechenland: die Normannen plünderten auf ihren Raubzügen griechische Inseln, aber später auch Städte, wie Theben und Korinth, und schleppten unter ihren Gefangenen auch viele Seidenarbeiter mit, wodurch das Monopol der griechischen Seidenfabrikation verloren ging. Zur Abwehr der Normannen hatte sich Byzanz mit der immer stärker werdenden Republik Venedig verbündet, aber damit schon früh die Begehrlichkeit der aufstrebenden Seemacht geweckt. Schon 1124 kam es zu einem Seekrieg der griechischen Inselwelt der beiden Staaten; als aber im Jahre 1204 die Lateiner das byzantinische Reich eroberten und verteilten, erhielt Venedig Kreta, die Inseln des Ägäischen Meeres, einen Teil des Peloponnes, vor allem Paträ, sowie die Küste von den Jonischen Inseln bis Dyrrhachion. Fränkische Grafen, vor allem das Geschlecht Villehardouin, setzten sich im übrigen Peloponnes für mehrere Jahrhunderte fest, während der Markgraf Bonifazius II. von Monferrat gar ein „Königreich Thessalonich" gründete, dem er auch Theben und Athen einverleibte. Mit wechselndem Erfolg behaupteten diese fränkischen Herren ungefähr ein Jahrhundert lang ihre Gebiete, von den Griechen, deren Eigenart sie unangetastet ließen, als Befreier begrüßt. Noch heute erinnern zahlreiche Reste an die starken Schlösser der französischen Barone, auf denen ein Jahrhundert lang fränkisches Hofleben mit seinen glänzenden Turnieren und Troubadours geblüht hatte. In Achaia schien bereits fränkisches Wesen das Griechentum verdrängen zu wollen, aber wiederum war es die Kirche, die im Volk die Abneigung gegen das Lateinertum nährte und das Bewußtsein einer nationalgriechischen Zusammengehörigkeit wachhielt.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts regten sich die Byzantiner wieder und versuchten auch in Griechenland wieder Fuß zu fassen. Die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und den Byzantinern dauerten durch Generationen; eine Zeitlang stand Mittelgriechenland unter der Willkürherrschaft spanischer Söldnerscharen, die, erst im Dienste eines der französischen Herrschers stehend, sich empört und in mörderischer Schlacht die gesamte Ritterschaft Süd- und Mittelgriechenlands getötet hatten. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir das florentinische Bankhaus der Acciajuoli als Herren größerer Teile Mittel- und Südgriechenlands, während gleichzeitig die Byzantiner in Misithra ein Despotat besaßen. Bemerkenswert ist besonders der

Digitized by Google

Despot Manuel Kantakuzenos, unter dessen Regierung, zu Ende des 14. Jahrhunderts, die Besiedelung großer verödeter Teile Griechenlands mit Albanesen begann, die bekanntlich auch heute noch kaum vom Griechentum aufgesogen sind. Aber während sich in Griechenland die Venezianer, Franzosen und Byzantiner in nutzlosen Kämpfen, deren Einzelheiten uns hier nicht interessieren, um die Herrschaft stritten, nahte von Norden ein gewaltiger Feind, der mehr und mehr Boden gewann, nicht selten geradezu von der einer der streitenden Parteien gerufen, die Türken! Seitdem im Jahre 1389 auf dem sogenannten Amselfelde die Serben vernichtend von ihnen besiegt waren, stand das Geschick der Balkanhalbinsel für die nächsten Jahrhunderte fest. Schlag auf Schlag folgten die türkischen Erfolge, bis im Jahre 1453 bekanntlich Konstantinopel in die Hände Mohammeds II. fiel. In Griechenland stand schon der Herzog Rainerio von Athen seit 1393 im Tribut des Sultans und Antonio Acciajuoli machte sich ums Jahr 1402 mit türkischer Hilfe zu einem Herzog von Athen von des Sultans Gnaden. Bald durchzogen türkische Heere mordend und zerstörend ganz Griechenland, und nach kurz vorübergehenden Erfolgen der Byzantiner wurde schließlich ganz Griechenland mit Ausnahme der venezianischen Besitzungen und einiger von Albanesen besetzter unzugänglicher Bergfestungen eine türkische Provinz. Aber auch Venedig verlor nach und nach alle seine griechischen Besitzungen, so 1470 Euböa und 1699 schließlich auch Kreta, um dessen Besitz man Jahrhunderte lang miteinander gefochten hatte. Die Griechen hätten unter der mehr als dreihundertjährigen Türkenherrschaft wohl ihre Eigenart und Nationalität völlig verloren, wenn die türkischen Eroberer ihnen nicht Religion und Kirche unversehrt gelassen hätten. Unter ihrem Patriarchen und ihrem Klerus stehend, bildeten sie einen Staat im Staate. Auch war trotz des Drucks der Türkenherrschaft das Gefühl für nationale Unabhängigkeit in Griechenland nie ganz ausgestorben. Zwar mißlangen verschiedene Aufstände, die das Griechenvolk im Anschluß an Kriege der Westmächte gegen die Türken unternahmen, anfangs stets, ja im Jahre 1687 kostete die Belagerung Athens durch die Venezianer eines der letzten großen Wunderwerke antiker Kunst, indem ein in venezianischen Diensten stehender lüneburgischer Artillerieleutnant — zum Entsetzen der ganzen gebildeten Welt Europas — den Parthenon, damals das Pulverlager der Türken, in die Luft sprengte. Auch wurde Athen, das die durch deutsche Söldner verstärkten Venezianer nicht halten konnten, von den wieder einziehenden Türken zum größten Teil niedergebrannt und lag Jahre lang verödet.

Die letzten Jahrhunderte der venezianischen Herrschaft hatten, so wenig sie Griechenland vor dem Türkenjoch schützen konnten, immerhin die Bildung und den Wohlstand des Landes gefördert, vor allem durch die Belebung des griechischen Handels, der dann im 18. Jahrhundert eine große Rolle spielte. In politischer Beziehung wandten sich die Blicke der freiheitsbegeisterten Kreise Griechenlands mehr und mehr nach dem glaubensverwandten Rußland, dessen Herrscher ja bekanntlich seit Peter dem Großen von der Vertreibung der Türken aus Europa und der Wiederaufrichtung eines neuen Byzantinerreiches, unter russischer Oberhoheit träumten. Als unter Katharina II. im Jahre 1768 ein Krieg zwischen der Türkei und

Digitized by Google

Rußland ausbrach, versuchten die Russen alles, um die Griechen zu einem Aufstand zu bewegen. Dies gelang auch teilweise, aber die von den Türken angeworbenen Albanesen besiegten die Russen im Peloponnes, worauf Griechenland den Räubereien der Türken überlassen werden mußte. Aber der einmal glimmende Funke der nationalen Befreiung der Griechen war nicht mehr zu ersticken. Die griechische Jugend, an den Universitäten des Westens gebildet, lernte die Freiheitsideen kennen, die um die Wende des 18. Jahrhunderts aus Amerika und Frankreich die Welt durchfluteten, viele gebildete Griechen nahmen am Hof des Padischahs hohe Stellungen ein und bekamen so Einblick in die verworrenen Fäden der türkischen Politik, was ihren Befreiungsplänen zugute kam, dazu hielten die sogenannten Klephten, d. h. die in den schwer zugänglichen Bergen Albaniens und Thessaliens lebenden Griechen, die sich nie ganz unter das Türkenjoch gebeugt hatten, den Freiheitsgedanken aufrecht, und so war es denn kein Wunder, daß bereits im Jahre 1796 Konstantinos Rhigas den Plan zu einem allgemeinen Aufstande entwarf. Allerdings kam die Erhebung, deren Ende nach vielen Jahren und mancherlei schweren Rückschlägen die Gründung des selbständigen Königreichs Griechenland war, erst im Jahr 1814 zum Ausbruch. Und zwar ging diese Bewegung von der Hetärie der „Philiker" aus, einer Vereinigung junger, freiheitsbegeisterter Griechen, die als Endziel nichts Geringeres erträumten als die Wiederherstellung des griechischen Reiches mit der Hauptstadt Byzanz. Gleichzeitig wußte der Korfiotische Graf Kapo d'Istrias, Vorstand einer gelehrten Gesellschaft in Athen, auf dem Wiener Kongreß die Fürsten und Minister Europas für Griechenlands Befreiung zu interessiieren. Der in russischen Diensten stehende Walache Alexander Ypsilanti trat an die Spitze der Aufständischen und erließ einen Aufruf an die Griechen, sich vom Türkenjoch zu befreien. Aber dieser erste Aufstand mißlang, da Rußland, auf das man gehofft hatte, sich von den Griechen lossagte. Größere Erfolge hatte die im Peloponnes ausbrechende, bald ganz Griechenland erfassende Volkserhebung zu verzeichnen. Eine türkische Flotte wurde besiegt, Tripolitza, der türkische Hauptstützpunkt im Peloponnes, von den Griechen besetzt, und am 1. Januar 1822 konnte in Piadha die erste griechische Nationalversammlung unter Alexander Maurokordato zusammentreten. Die Sache Griechenlands ging vorwärts, kräftig unterstützt von den in ganz Europa gegründeten Vereinen der Philhellenen, getragen von der Griechenbegeisterung, wie sie Wilhelm Müllers Griechenlieder und Lord Byrons Gesänge atmeten. Als dann freilich die Pforte in ihrer Not den Sohn des ägyptischen Vizekönigs, Ibrahim Pascha, zu Hilfe rief, schien die Lage der Griechen, die allenthalben besiegt waren, hoffnungslos. Da legten sich England, Rußland und Frankreich zugunsten der Griechen ins Mittel, und als dann auch noch die türkische Flotte bei Navarino völlig vernichtet war, kam schließlich am 14. September 1829 in Adrianopel ein Friede zustande, der die Unabhängigkeit Griechenlands von der Türkei verlangte. Im Jahre 1830 erkannte der Sultan diese Forderung an. Von da an datiert die Geschichte des modernen Griechenlands, das bekanntlich zuerst von einem bayerischen, später aber von einem dänischen Prinzen als konstitutionelles Königreich regiert wurde.

Digitized by Google

Fragen wir uns zum Schluß, ob nach all den vielen Völkerstürmen, die seit den Tagen der Schlacht von Chäroneia über das Land der Griechen hinweggebraust sind, die heutigen Bewohner Griechenlands überhaupt noch ein Recht haben, sich als direkte Nachkommen der alten Hellenen zu betrachten, so hören wir auch heute noch verschiedene Antworten. Fallmerayer hat in seiner „Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters" den Nachweis zu führen versucht, daß das Geschlecht der Hellenen in Europa ausgerottet sei. Durch die Einwanderung der Slawen und Albanesen sei das alte Volk der Hellenen so gut wie vernichtet worden. Diese in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts erschienene Schrift, die von allen Philhellenen verdammt wurde, fand bei den Gelehrten Anklang, bis es neueren Forschern, vor allem den Deutschen Ludwig Roß, Karl Hopf und Bernhard Schmidt auf Grund genauester historischer und ethnographischer Studien gelang, die Ansichten Fallmerayers auf ein recht enges Maß zu begrenzen. Danach nimmt man heute an, daß die Griechen nicht slawisiert, sondern die eingewanderten Slawen hellenisiert wurden. Das Fortleben der griechischen Sprache auf dem alten heimatlichen Boden ist an sich schon Beweis gegen die einseitigen Theorien Fallmerayers. Ein neuerer Forscher hat eingehend dargelegt, daß das Neugriechische weder in den Lauten, noch in der Stamm- und Wortbildung, noch in der Syntax eine Beeinflussung durch das Slawische aufzeigt, sondern daß nur eine kleine Zahl Wörter aus dem Slawischen entlehnt sind. Dagegen leben in der Sprache des gemeinen Mannes recht viele Worte und Ausdrücke aus uralt-hellenischer Zeit fort, wie das B. Schmidt im einzelnen nachweist. Albanesen sitzen nun freilich nicht wenige in den verschiedensten Teilen Griechenlands, besonders auf den Inseln Salamis, Aegina, Euböa und in den Landschaften Attika, Böotien, Megaris und Argolis, woselbst sie sogar den Hauptbestandteil der Bevölkerung ausmachen. Aber eine weitgehende Vermischung zwischen ihnen und den Griechen ist nicht nachzuweisen, die Albanesen haben ihre albanesische Haussprache neben dem Griechischen beibehalten und bilden eine Nationalität für sich. Endlich lassen sich im Volksglauben und den Volkssitten der Griechen eine solche Menge althellenischer Elemente nachweisen, daß wir in der Tat ein Recht haben, die heutigen Griechen — also nicht die deutlich zu unterscheidenden eingewanderten Albanesen! — als Nachkommen der Sieger von Marathon und Salamis zu betrachten. Mögen sie sich dieser ihrer erlauchten Ahnen bewußt bleiben und sich in der jetzigen, für sie so schwierigen, politischen Lage von der weisen Mäßigung leiten lassen, die ihrer Vorfahren edelste Tugend war.

Digitized by Google

Stimmen aus Griechenland.

Verhältnismäßig selten klingen Stimmen aus griechischen Zeitungen zu uns herüber — es gilt da in neuem Sinn das alte Wort: Graecum est, non legitur.

Wer die Levante kennt, weiß, daß bis auf den heutigen Tag die Griechen unter den ansässigen Völkern als der belebende Sauerteig wirksam sind. Betriebsamkeit, Anspruchslosigkeit, Lern- und Bildungstrieb ist ihnen in hohem Maße zu eigen. Auch ihre politische Begabung zeigt sich — neben der politischen Leidenschaft, die selbst in den stillsten Dörfern und Tälern lebendig ist — in immer günstigerem Lichte. Trotz des Hochdrucks, mit dem der Dreiverband gearbeitet hat und arbeitet, ist es bis jetzt gelungen die Neutralität zu wahren. Dabei ist kein Volk in einer schwierigeren Lage als das griechische; die Fäuste der drei Mittelmeermächte können ihm jeden Augenblick an die Gurgel fahren. Wir wollen uns keiner Täuschung hingeben: Politik hängt vor allem von den Machtverhältnissen ab; diese haben sich nach den Erfahrungen an den Dardanellen und den Leistungen unserer Unterseeboote wohl zu unsern Gunsten verschoben: Herrscher im östlichen Mittelmeer ist trotzdem immer noch der Dreiverband. Aber der griechische Generalstab hat seine Witterung und König Konstantin — eine der sympathischesten Erscheinungen unter den europäischen Herrschern — sichere Hand und klaren Blick. In keiner europäischen Zeitung konnte man gleich beim Ausbruch des Kriegs einsichtigere und weitsichtigere Betrachtungen über die militärische Situation lesen als in gewissen athenischen Blättern, in denen ein als Persönlichkeit für uns nicht greifbarer A-Ω-Korrespondent zu Worte kam — vielleicht steht hinter der Chiffre überhaupt keine Persönlichkeit, sondern eine Gruppe.

Die öffentliche Meinung war von Anfang an gespalten. In Athen herrscht in weiten Kreisen mit der französischen Sprache die Neigung zur Pariser „Kultur", die romanische Geste und vor allem der Pariser „Filmzauber". Es gibt vielgelesene illustrierte Blätter, in Griechenland wie in Italien, die offensichtliche photographische Fälschungen verbreiten; ihnen ging und geht die Wirkung des Kinos zur Seite. Auf die Masse wirkt das Bild stärker als das Wort. Der Schreiber dieser Zeilen war in der Lage, griechischen Redaktionen, von denen er Blätter erhielt, nachzuweisen, daß angebliche Photographien von deutschen Niederlagen und kriegerischen Maßnahmen gefälscht waren, in einem Fall waren nicht einmal die Uniformen echt — von diesen Zeitungen wurde dann die Zusendung freilich eingestellt. Sehr beliebt ist auch die Fälschung von Unterschriften; in einer Nummer des vielgelesenen illustrierten Blattes Nouvelles de Grèce heißen z. B. deutsche Soldaten, die mit Frauen und Kindern (als Sieger natürlich) sich unterhalten und spielen, deutsche prisonniers de guerre, die von den Franzosen human behandelt werden. Aber aus Patras, aus Athen, von den Inseln trafen immer wieder Kundgebungen ein, die zeigten, daß sich das Verständnis und die Teilnahme für uns doch nicht nur auf jene Gelehrtenkreise beschränkt, die bei verschiedenen Gelegenheiten so mannhaft Farbe bekannt haben. Auch verdient es als Zeichen der Zeit, festgestellt zu werden, daß sich in den letzten Monaten wiederholt Griechen — Gelehrte, Geistliche, Geschäftsleute — zum Beitritt zu der beim Kriegsbeginn bereits totgesagten deutsch-griechischen Gesellschaft gemeldet haben.

Digitized by Google

Wesentlich zu unsern Gunsten wandelte sich die Stimmung in Griechenland bei dem Treubruch Italiens und der Enthüllung der ausschweifenden imperialistischen Absichten der leitenden Staatsmänner in Rom. Der italienische Gesandte in Athen, Herr Bosdari, meinte mit neptunischen Worten und Gebärden die Bewegung beschwören zu sollen. Aber man hat in Griechenland gelernt, auf Tatsachen zu hören. Auch Venizelos, der kommende oder wiederkommende Mann, so sehr er gezwungen sein wird, mit seinen Überzeugungen über die auf beiden Seiten vorhandenen Machtmittel zu rechnen, wird diese Stimmungen und Ereignisse als neue Posten zu buchen haben. Man höre die griechische Antwort, die in zwei führenden Athener Zeitungen Herrn Bosdari erteilt wird.

Wünsche des Herrn Bosdari [1]).

Der italienische Gesandte in Athen, Herr Bosdari, hat in einer vorgestern, am Jahrestag der italienischen Verfassung, vor der italienischen Kolonie Athens gehaltenen Rede, wir wissen nicht wie und in welcher Absicht, mit großer italienischer Aufrichtigkeit und Gradheit, seinen Wunsch ausgesprochen, das griechische Volk mit den Italienern verbunden zu sehen, zum Triumph des Rechtes und des Friedens in der Welt. Es ist unser Wunsch als Italiener, setzte Herr Bosdari hinzu, Griechenland zum Genossen zu gewinnen, und Griechenland teilnehmen zu lassen an dem Ruhm und den Vorteilen dieses Kampfes; und schließlich hat der italienische Gesandte ausgesprochen, daß die Italiener die tiefste Bitterkeit in diesen Tagen empfunden haben, weil die Griechen nicht alle insgesamt mit Kind und Kegel den Treubruch der Italiener beklatschten, die ihre bisherigen Verbündeten, ihre seit dreißig Jahren treubewährten tatkräftigen Wohltäter angreifen, sondern weil die Italiener bei diesem Anlaß statt Beifall und Zustimmung bei den Griechen einer allgemeinen Antipathie und ausgesprochenem Mißtrauen begegnen.

Wir haben wahrhaftig nicht verstehen können, welche diplomatische oder politische Inspiration Herrn Bosdari veranlaßt hat, öffentlich so bittere Klagen gegen die Griechen auszusprechen, und zugleich so liebenswürdige Ratschläge zu geben, wie sie seine vorgestrige Rede enthält — eine Rede, die einer griechischen Zeitung im Wortlaut übergeben wurde, wie es scheint, um sie recht weit zu verbreiten. Der griechische Leser der italienischen Redeergüsse des Herrn Bosdari wird sich, auch wenn er nur den Verstand eines kleinen Kindes hat, ohne Schwierigkeit die Alternative bilden, daß Herr Bosdari entweder ein allzu harmloser Diplomat und einfacher Mann ist, oder daß er die Griechen, an die er sich wendet, für ausgemachte Dummköpfe hält. Herr Bosdari versucht ernstlich — Diplomaten sind immer ernsthafte Menschen — den Griechen zu erklären, daß wenn die Italiener ihren Bundesvertrag gebrochen haben und jetzt gegen die Österreicher kämpfen, sie dies zu keinem andern Zwecke ge-

[1]) Leitartikel der „Athina" vom 27. Mai / 9. Juni 1915.

Digitized by Google

tan haben, als zum Triumph des Rechtes und des Friedens in der Welt, und daß sie als edle und vornehme Idealisten und Moralisten nicht verstehen, wie es kommt, daß nicht auch die Griechen sich so rasch als möglich beeilen, an einem so edlen und ehrenvollen Kampfe teilzunehmen, damit sie gleichzeitig, wie Herr Bosdari uns versichert, sowohl Ruhm wie Vorteile einheimsen.

Aber worin besteht denn dieser Triumph des Rechtes und des Friedens in der Welt, von dem Herr Bosdari in solch italienischer Begeisterung spricht? Wenn Italien durch den Krieg ausschließlich und allein die Befreiung der italienischen Bevölkerungen verfolgte, die noch unter österreichischer oder anderer Fremdherrschaft sich befinden, dann hätte sicher die ganze Welt, und allen voran Griechenland, sich beeilt, mit Beifall und Freude zuzugeben, daß der italienische Kampf ein heiliger Kampf sei für das Prinzip einer hohen und göttlichen Idee, der Idee der Freiheit der Völker und ihrer vollständigen nationalen Wiedergeburt, die ja tatsächlich einen Triumph des Rechtes und den Weltfrieden bedeutet. Aber sehen wir denn so etwas? Im Gegenteil, die Italiener reden und verkünden ohne Umschweife, allen voran Herr Bosdari, daß der Kampf Italiens einen ganz anderen Zweck hat, den Zweck des Vorteils und des Raubes, der Eroberung und der Knechtung anderer Völker. Das Prinzip der Nationalitäten ist nur dann gültig, wenn es sich um Italiener handelt. Vergebens würden wir die Italiener fragen, und ebenso vergebens ihren ernsten und liebenswürdigen Diplomaten, was sie suchen (und kraft welches moralischen Prinzips und welches Rechtsgedankens sie es suchen) an der Küste des Adriatischen Meeres, wo serbische, slawische und albanische Völkerschaften durch die italienischen Kämpfe den Herrn und Meister wechseln und Kriegsgefangene der Italiener werden sollen, unter Vernichtung ihrer Freiheit und nationalen Wiedergeburt. Aber wir sind berechtigt zu fragen, und wir haben vor einiger Zeit in den Spalten dieser Zeitung (die wenn irgend ein griechisches Blatt, die Ansichten und die Gefühle der griechischen nationalen Partei vertritt) die italienischen Brüder schon gefragt, mit welchen Auslegungskünsten sie das Prinzip der Nationalitäten, dem sie ihre nationale Wiedergeburt verdanken, retten wollen, wenn sie zu den Griechen von dem Triumph des Rechtes und des Friedens in der Welt reden, während der italienische Krieg, abgesehen von anderem, auch eine italienische Tyrannei auf zwölf rein griechischen Inseln des Ägäischen Meeres begründen soll!

Herr Bosdari scheint gemeint zu haben, daß er zu Hottentotten spreche, wenn er mit echt italienischer heuchlerischer Grobheit und Offenheit, gleichmütig und ohne die Furcht, Zorn zu erwecken, ausführt, der von den Italienern begangene Raub der zwölf griechischen Inseln sei nur eine ganz leichte Abweichung von dem den Italienern sonst verehrungswürdigen Nationalitäts-Prinzip, eine Abweichung, die keineswegs die griechischen Brüder entfremden dürfe, weil sie durchaus gerechtfertigt sei. Die Notwendigkeiten des Italienisch-

Digitized by Google

Türkischen Krieges, sagt der liebenswürdige Herr Bosdari, hat Italien zu der Besetzung der zwölf griechischen Inseln geführt. „Zahllose Umstände und vielfache Ereignisse haben Italien gezwungen, diese Inseln weiter besetzt zu halten.“ So viele Worte, so viele grobe und freche Lügen. Absolut keine Notwendigkeit des Krieges in Libyen hat die italienische Besetzung des Dodekanesos veranlaßt. War denn überhaupt der ganze Krieg in Libyen etwas anderes als ein reiner Raubzug? Hat nicht etwa während des libyschen Krieges Italien heftig und ungeduldig seine räuberischen Absichten gezeigt in dem Bemühen, Epirus bis Preveza und andere damals unter türkischer Herrschaft stehende griechische Gebiete an sich zu reißen? Und wären damals diese italienischen Absichten nicht etwa ausgeführt worden, wenn ihre Verwirklichung nur von dem italienischen Anstandsgefühl abgehangen hätte, und nicht andere, die stark genug waren, sich zu widersetzen, die selbstlosen und liebenswürdigen Idealisten, die Mitbürger des Herrn Bosdari, im Zaum gehalten hätten? Wenn nach dem libyschen Feldzug Italien verpflichtet war, der Türkei die griechischen Inseln nach dem Vertrag von Lausanne zurückzugeben — und wir wissen jetzt, welchen Wert die italienische Unterschrift auf internationalen Verträgen hat, — was wären dann wohl „die zahllosen Umstände“, von denen Herr Bosdari so liebenswürdig spricht, die Italien gezwungen haben sollen, unter offenbarem Vertragsbruch die zwölf griechischen Inseln zu behalten? Absolut keine Tatsache derart existiert — abgesehen von der bestimmten und vorbereiteten Absicht des Raubes und der Enteignung, um derentwillen die ganze italienische Hinterlist und Sophistik angewendet wurde, um die Besetzung jener Inseln durch Griechenland während des Türkisch-Griechischen Krieges hintanzuhalten.

Aber Herr Bosdari — der, wie es scheint, einen über dem Praktischen und Tatsächlichen erhabenen Geist zeigen will, beeilt sich, die Griechen zu trösten, gerade in dem Augenblick, wo ohne Skrupel der italienische Dolch in unseren Rücken gepflanzt wird, daß wir uns nicht so sehr über das Schicksal des Dodekanesos beunruhigen sollen, weil die Italiener gedenken und sogar schon beschlossen haben, die Inseln endgültig zu annektieren, während sie im übrigen beabsichtigen, die Griechen dort „väterlich“ zu behandeln, wie ja nach der Versicherung des wahrheitsliebenden Herrn Bosdari bis jetzt jederzeit, seit der Epoche jenes ruhmvollen Siegers von Pfinthos, des Generals Ameglio, die italienische Verwaltung auf dem Dodekanesos eine väterliche gewesen sei. Aber wenn nun jemand sich an diesen verbindlichen italienischen Diplomaten wendete und ihn fragte: Wird wohl die italienische Verwaltung auf dem Dodekanesos väterlicher, höflicher, milder sein, als es die österreichische Verwaltung für die Italiener des Trentino war? Werden es die Griechen von Rhodos unter den Italienern irgendwie besser haben, als die Italiener von Triest unter den Österreichern? Wie kommt es, daß die Italiener diese kleine Abweichung vom Prinzip der italienischen Nationalität nicht vertragen haben, und wie haben

Digitized by Google

sie sich denn entschließen können, ihr Blut zu vergießen für die Befreiung weniger Italiener, die unter den Österreichern alle Vorteile gleichen Rechtes und gleicher Staatsbürgerschaft genossen? Wie aber, Herr Bosdari, sollen die Griechen in Geduld und Schweigen schlucken, was die Italiener nicht vertragen? Scheint Ihnen auch hierin, Herr Bosdari, eine leichte Abweichung zu liegen, die ausnahmsweise nur den Italienern zugute gehalten werden muß?

Aber was man, wie es scheint, den Griechen besonders nachträgt, ist eben die Tatsache, daß sie gegen die Italiener Klagen erheben und gegen sie Groll und Entrüstung fühlen. Herr Bosdari hat vorgestern seine Zuhörer aus der italienischen Kolonie aufgefordert, sie möchten versuchen, die Griechen, mit denen sie verkehren, davon zu überzeugen, daß die Italiener Brüder der Griechen seien, die brüderlich und voll Verantwortlichkeitsgefühl für sie dächten. Vergebliche Mühe. Die Mitglieder der italienischen Kolonie in Griechenland können ihre Zeit vorteilhafter verwenden. Auch Herr Bosdari kann ruhig sein. Wir Griechen wollen ihm glauben und hören ihn mit Ehrfurcht an.

Wenn ein österreichischer Botschafter in Rom über die unter österreichischer Herrschaft befindlichen, unbefreiten italienischen Gebiete mit der Leichtfertigkeit gesprochen hätte, wie Herr Bosdari in Athen über den griechischen Dodekanesos, so wird gewiß Herr Bosdari selbst in der Lage sein, zu wissen, was in Rom geschehen wäre.

Aber wir Griechen haben Geduld und gleichen darin dem dänischen Prinzen Shakespeares, daß wir nur schweigend, während unser Herz blutet, in ein kleines Notizbuch schreiben, auf daß wir uns erinnern, wessen wir uns erinnern sollen und was unsere Nachkommen niemals vergessen dürfen.

Für Herrn Bosdari [1]).

Der italienische Gesandte in Athen ist ein vornehmer Staatsmann, von hervorragender literarischer und ethischer Bildung, der die Musen mit derselben Liebe kultiviert, mit der er seine Berufspflichten erfüllt. Herr Bosdari hat in der gestrigen Jahresfeier des italienischen Risorgimento versucht, in einer einzigen öffentlichen Äußerung seinen literarischen Dilettantismus und seine diplomatischen Verpflichtungen zu vereinigen. Unter den Blüten einer warmen Beredsamkeit hat er sich bemüht, die Reibungen, die Bitterkeiten und die Vertragsverletzungen zu verbergen, durch welche die Consulta die alte und erprobte Liebe der Griechen zu Italien besiegt hat. Sein Bemühen ist dem hervorragenden Diplomaten nicht gelungen. Das sind wir verpflichtet, zu erklären, jetzt, wo, wie es scheint, unser angebeteter König gerettet ist, und wir zu unserer regelmäßigen journalistischen Tätigkeit zurückkehren. Die historische Wahrheit und die ethischen Gesetze, die nicht nur für Individuen, sondern auch für Völker gelten, sind doch etwas Stärkeres, als das geschickteste rhetorische Feuerwerk.

[1]) Leitartikel der „Esperini", 26. Mai/8. Juni 1915.

Digitized by Google

Herr Bosdari hat nun versichert, daß Italien niemals ein Tyrann werden würde, und daß die Okkupation des Dodekanesos, welche die politische Notwendigkeit aufgezwungen habe, eine leichte und nur zu berechtigte Abweichung von dem Prinzip der Nationalitäten darstelle, aber kein Beweis dafür ist, daß sein Vaterland überall dieselbe Politik befolgen wird. Aber was meint der liebenswürdige Diplomat mit seiner Versicherung, daß Italien nicht zum Tyrannen wird? Sind nur die jungtürkischen Methoden Tyrannei und die Herrschaft der Borgia oder der grausamen italienischen Republiken auf den griechischen Inseln, die sie lange Zeit hindurch verwüstet haben? Besteht Tyrannei nur in Ketten, in Verbannungen, in Bedrückungen, in Verbrechen? Ist es nicht auch Tyrannei, ein fremdes Joch Völkern aufzulegen, bei denen sich gegen dieses Joch die Tradition, die Sitten, die Sprache, die Gefühle und der feste Wille auflehnen? Aber haben denn die Bewohner des Dodekanesos nur solchen politischen uud nationalen Druck zu ertragen? Möge doch Herr Bosdari sich nach dem Dodekanesos begeben. Wenn auch die Verwaltung des Generals Croce zweifellos eine Verbesserung gegenüber der des Generals Ameglio darstellt, wird er trotzdem Städteverwaltungen finden, die dem Geist der Bevölkerung nicht entsprechen, sondern mit der Gewalt der Bajonette durchgesetzt sind. Er wird finden, daß das Briefgeheimnis nicht existiert, daß die Freiheit der Ansichten und Überzeugungen von einer Schreckensherrschaft der Polizei erstickt wird. Er wird ein eingeschüchtertes Volk finden, das „moralisch" weniger frei ist, als unter der Türkei, und dem es verboten ist, die harmlosesten politischen Fragen zu besprechen. Und wenn Herr Bosdari sich von all diesem ohne die Umstände einer Reise überzeugen will, braucht er nur bestimmte hervorragende und gänzlich Ruhe liebende Bürger von Rhodos einem Verhör zu unterziehen, welche von dort ohne Grund verbannt sind, als griechischer Ideen verdächtig, und die heute in Athen leben. Unter dem „liberalen" Regiment, das Italien auf ihrer Insel geschaffen hat, wird nicht nur die Tat bestraft und verfolgt, sondern auch die Ansicht, die im Herzen lebt und gar nicht geäußert wird.

Aber es handelt sich ja nicht nur um die Okkupation der südlichen Sporaden, die zum heiligen Körper Griechenlands gehören. Ach wäre es nur das! Die „leichte und nur allzu gerechtfertigte Abweichung vom Prinzip der Nationalitäten", wie Herr Bosdari diese Okkupation bezeichnet, droht das gesamte griechische Mittelmeer zu umfassen. O, diese anmutige, leichte Abweichung! Sie hat sich geäußert in der kretischen Frage während deren letzter Periode, in der epirotischen Frage, in der Frage der nördlichen Sporaden, in der kleinasiatischen Frage, und trotzdem fährt unser vornehmer fremder Gast fort, immer noch von einer leichten (!) Abweichung zu sprechen. Erinnern Sie sich jenes Vielfraßes der französischen Satire, der drei große Fische, zwei Hasen, einen Kuchen und Gott weiß was alles verschlungen hatte, und dann den er-

Digitized by Google

staunten Wirt fragt, was er ihm vorsetzen wolle nach diesen wenigen Vorspeisen? Diese Frage ruft uns die Erklärung des italienischen Gesandten ins Gedächtnis. Die Consulta hat ihre Krallen in Tripolitanien eingeschlagen, sie hat den Dodekanesos geraubt, sie hat Vallona okkupiert, sie hat versucht, ganz Albanien zu verschlingen, einbegriffen in ihm auch das rein griechische Nord-Epirus. Sie hat, wie die letzte Rede des Herrn Salandra uns enthüllte, versucht, das griechische Chios uns zu rauben. Sie hat in letzter Zeit vielfach die Intrigen des Doktor Gennadieff und seine Bemühungen zum Raub griechischer Gebiete ermutigt, sie liebäugelt heute mit dem griechischen Smyrna und dem griechischen Adalia. Und wenn die griechische Presse ihren Unmut über diese feindseligen Handlungen äußert, versichert uns Herr Bosdari, daß alles eine „leichte Abweichung" ist, daß Italien trotzdem unsere warme Freundin ist, und daß Kleinasien groß genug ist, um jeden Hunger zu stillen, und er wundert sich, daß wir die edle Tat Italiens nicht bewundern und preisen, welches „immerdar für die Freiheit und das Glück der Völker eintreten wird".

Aber wenn das ruhmreiche Vaterland Alfieris und Pellicos unsere Freundin sein will, indem es zugleich versucht, jedes noch unbefreite griechische Gebiet sich anzueignen — was bleibt uns dann von seiner Feindschaft zu fürchten? Und ist dann nicht der Komödie der großen Worte die ungeschminkte Aufklärung der italienisch-griechischen Beziehungen vorzuziehen? Was hilft uns die platonische Versicherung, daß Italien „immerdar für die Freiheit der Völker eintreten wird", wenn Politiker, die der wahrhaft liberalen Traditionen des italienischen Volkes unwürdig sind, in der Praxis jene theoretische Versicherung so auslegen, daß sie sich krampfhaft bemühen, Völker zu knechten, die frei leben wollen? Kann Herr Bosdari leugnen, daß die Consulta, die sich bemüht hat, die Epiroten zu knechten, um der Theorie des Hinterlandes von Valona willen, und die Chimarioten wegen der Theorie der Meerenge von Korfu, sowie sie den Dodekanesos geknechtet hat, unter dem Vorwand des Dreiecks Tobruk-Astypalaia-Tarent, kann er leugnen, daß die Consulta in diesem Augenblick versucht, das serbische Dalmatien wegen der Theorie der „Verteidigung des Adriatischen Meeres" und das hellenische Jonien und Karien unter dem Vorwand der notwendigen „ökonomischen Durchdringung" zu besetzen? Beweist nicht gerade die Versicherung des italienischen Gesandten, daß in Kleinasien Essen für jeden Appetit vorhanden ist, beweist sie nicht, was für eine Vorstellung die italienische Diplomatie von den „Rechten der Nationalitäten" hat, denen das Vaterland Mazzinis seine Freiheit und seine junge Größe dankt? Nein, für uns gibt es keinen Raum für fremden Hunger dort, wo Griechen ihrer Befreiung harren, und das griechische Kleinasien ist nicht ein unerobertes und herrenloses Grundstück. Und deshalb sollen wir die italienische Intervention bewundern, die nicht erfolgt ist in dem beklemmenden Augenblicke der Gefahr und ohne jede Verhandlung, wie der belgische und

Digitized by Google

der englische Eingriff, sondern nach endlosem opportunistischem Hinzerren und monatelangem Feilschen nach allen Richtungen hin? Die italienischen Diplomaten, unnachahmliche Taschenspieler, hätten unsere Bewunderung für ihre „bundesgenössische Standhaftigkeit" gefordert, wenn sie von Österreich alles erhalten hätten, was sie von ihm forderten, und in einer hermaphroditischen Neutralität verblieben wären, die selbst die italienische Presse als doppelzüngig bezeichnet hat. Aber wenn das gepriesene Erscheinen Italiens in der Arena die unmittelbare Folge der österreichischen Weigerung war, die italienischen Forderungen voll zu befriedigen — welchen „sentimentalen" und „ethischen" Sinn kann dann dieses Erscheinen für die Neutralen haben? Ist es nicht ein neuer Beweis des unstillbaren, italienischen Imperialismus? Was würde dann geschehen, wenn Italien die Macht Englands oder Deutschlands oder Frankreichs hätte? Dann würde es fordern, die ganze Erde zu verschlingen. Es gibt niemand in Griechenland, der nicht wünsche, daß Italien befreit wird — von diesen gefährlichen Begierden, und daß so eine enge und wolkenlose Freundschaft zwischen den beiden Völkern möglich wird. Für diese Annäherung hat auch der große, jetzt in Mytilene weilende Politiker gearbeitet, ist aber stets auf Treulosigkeit und Feindseligkeit gestoßen. Sollen wir hoffen, daß das neue Ringen Italiens den Anstoß geben wird zu liberalen Wandlungen in der Consulta? Wir wünschen es, wie es auch Eleutherios Venizelos gewünscht hat.

Wenn England vor hundert Jahren, beim Pariser Frieden, die jonischen Inseln unter britischen Schutz stellte oder, wie es in einer Broschüre aus jener Zeit heißt, wenn es damals „dem britischen Leoparden gefiel, seine mächtige Tatze schützend auf diesen Spielball des europäischen Kabinetts zu legen" — so stieß dies Vorgehen kaum auf Widerstand, denn es gab kein Königreich Hellas und die englische Verwaltung war nach dem Urteil aller Beobachter besser als die russische oder französische. Man weiß, daß der Leopard seine Tatze schließlich wegzog, als in Athen kein deutsches Königshaus mehr die Herrschaft führte. Heute hat der griechische Staat seine Lebenskraft und zivilisatorische Fähigkeit glänzend bewährt: man begreift die Empörung gegen Italien, die aus den oben wiedergegebenen Darlegungen spricht. In einem Punkt scheint der italienische Diplomat ein hoffnungsvoller Schüler mancher englischen Kollegen zu sein: in der virtuosen Handhabung der Sprache des politischen Cant. Aber man hat gelernt, diese Sprache zu übersetzen. Das Vorstehende wurde schon vor einigen Monaten geschrieben. Die „Tatze des Leoparden" hat inzwischen die Griechen ihre Krallen gründlich fühlen lassen. Der Umschwung der Stimmung im Volke kann nicht verkannt und nicht verschleiert werden. Wird der „große Politiker", der nach der bedachten und umsichtigen Amtsführung der Zographos und Gunaris wieder das Steuer ergreift, dem Namen Eleutherios Ehre machen? Wird er seinem Volke die Freiheit erhalten? Es gibt keine Freiheit für Griechenland — das fühlt die Volksseele schon jetzt — wenn der Dreiverband — vielmehr Vierverband — im Osten des Mittelmeers Herr ist. Otto Crusius.

Digitized by Google

Die Zukunft Griechenlands.

Von Dr. August Heisenberg, Professor der mittel- und neugriechischen Philologie an der Universität München.

Seit dem Frieden von Bukarest (6. August 1913) tritt das Balkanproblem in seiner vollen Schärfe vor Augen. Es gibt kein Land in Europa, in dem Völkerschaften verschiedener Sprache, Rasse und Religion so buntgemischt durcheinander wohnen wie hier. Sie zu friedlicher Arbeit zu vereinigen, kann nur einem überlegenen Staatswesen gelingen, das für alle wenigstens auf einem Gebiete eine gemeinsame Grundlage bietet. So hat das byzantinische Reich im Mittelalter für Jahrhunderte das Problem gelöst, die orthodoxe Kirche bildete als Staatskirche das Band für alle. In der Neuzeit hat sich Rußland seit zwei Jahrhunderten bemüht, auf derselben Grundlage den byzantinischen Staat fortzusetzen und mit Konstantinopel die Herrschaft über den gesamten Balkan zu gewinnen. Unter der türkischen Herrschaft ist aber die alte, gemeinsame Grundlage verloren gegangen. An Stelle des kirchlichen ist das nationalistische Prinzip mächtig geworden, heute beherrscht nur dieses die Völker des Balkans. Die Herrschaft der Türken haben sie nach hundertjährigem Kampfe abgeworfen, Österreich hat jetzt auf Albanien verzichtet und sich zurückgezogen, beide überlassen den Balkan den Balkanvölkern. Aber diese Formel bedeutet hier nicht den Frieden, sie erklärt den Krieg aller gegen alle. Die orientalische Frage war ehedem für die europäischen Kabinette die Frage nach der Vorherrschaft der einen oder der anderen der europäischen Mächte auf dem Balkan. Heute ist das Problem viel komplizierter geworden. Die Balkanstaaten wollen nicht länger mehr Objekt der orientalischen Frage für die Großmächte sein, sie haben angefangen, selbst die Balkanfrage zu regeln. Dabei machen sie alle den Versuch, eine Regelung zu finden unter Anwendung des nationalistischen Prinzips, und das auf einem Boden, wo der Lauf der Weltgeschichte die Menschen verschiedener Rasse, Sprache, Religion so unentwirrbar durcheinandergewürfelt hat, daß der Aufbau eines Staates auf nationalistischer Grundlage immer eine Unmöglichkeit bleiben wird. In der Gegenwart aber, die ja kein anderes Prinzip mehr gelten lassen will, mühen sich die Balkanstaaten an dieser Sisyphusarbeit. Wurden sie einst von den Großmächten benutzt, um die orientalische Frage nach den Wünschen der einen oder anderen zu entscheiden, so möchten sie jetzt selbst gegeneinander die Hilfe der streitenden Großmächte gewinnen, um ihren eigenen nationalistischen Bestrebungen zum Siege zu verhelfen. Am günstigsten liegen die Verhältnisse für Griechenland. Der ganze Süden der Halbinsel, den jetzt das Königreich umfaßt, ist so gut wie rein griechisch. Auch die Provinz Epirus, die ihm im letzten Frieden zugefallen ist, war durchaus von Griechen bewohnt, daneben von wenigen Türken, die jetzt das Land verlassen haben. Das Küstengebiet von Saloniki bis Kavalla ist ebenfalls von jeher ein griechisches Land gewesen, und nur am Nordrande wohnen, nach Norden hin immer zahlreicher, die Bulgaren. Freilich sitzen auch im eigentlichen Mazedonien, das jetzt zur größeren Hälfte Serbien, zur anderen Bulgarien angehört, überall, namentlich in

Digitized by Google

den Städten, griechische Familien. Aber ihre Zahl ist nirgends so groß, daß ihre Zugehörigkeit zu Griechenland eine nationale Pflicht für das Königreich bedeuten könnte. Die mazedonische Frage muß zwischen Serben und Bulgaren entschieden werden. Griechenland hat nur daran ein Interesse, daß ihm Epirus und das Hinterland von Saloniki mit der Küste bis Kavalla verbleiben, die von Griechen bewohnt und zudem aus militärischen und merkantilen Gründen ihm unentbehrlich sind.

Im übrigen gehen die Bestrebungen Griechenlands nicht auf Mazedonien. Von ganz anderer Bedeutung für die Nation als die wenigen dort zerstreuten Griechen sind die Millionen, die überall auf den Inseln und an den Küsten des Meeres wohnen, und die im wesentlichen heute wieder Kaufleute, nicht Ackerbauer sind, wie es in allen Jahrhunderten der Fall war, so lange Griechenland einen freien Staat bilden durfte. Die Freiheit aller dieser Griechen, ihre Vereinigung zu einer staatlichen Gemeinschaft ist seit einem Jahrhundert das Ziel aller politischen Hoffnungen in Hellas. Nach der Verschiedenheit der Wege, dieses Ziel zu erreichen, unterscheiden sich die politischen Parteien.

Es gibt vielleicht kein Land in Europa, wo im öffentlichen Leben die Parteien und ihre Führer so ausschließlich alles bedeuten, wie in Griechenland. Selbstverständlich liegen auch in Hellas dem Streite der Parteien große politische Prinzipien entgegengesetzter Natur zugrunde; aber während man in anderen Ländern von einer liberalen, konservativen, sozialistischen, freisinnigen, demokratischen Partei spricht, gibt es in Griechenland die Parteien von Venizelos, Theotokis, Rhallis, Mavromichalis, Gunaris usw. An Stelle des Prinzips steht die Person des Führers. Das hat seinen historischen Grund in der Entstehung des griechischen Parteiwesens; aus der Meinungsverschiedenheit der Freiheitshelden, die vor hundert Jahren den Krieg gegen die Türken führten, haben sich die Gegensätze ihrer Anhänger und darnach die Parteien entwickelt. Wenn dies Prinzip noch heute beibehalten ist, so liegt das zum guten Teil begründet in der griechischen Verfassung, die den König zwingt, dem Führer der Kammermajorität die Regierungsgewalt zu übertragen. Denn in Griechenland gibt es heute nur eine aus freier Volkswahl hervorgegangene Kammer, der kein Senat zur Seite steht oder übergeordnet wäre. Und erst vor wenigen Jahren beseitigte eine Verfassungsänderung die unglückselige Gewohnheit, daß mit dem Wechsel der Regierung auch alle höheren Beamtenstellen neu vergeben wurden. Seitdem ist der Einfluß der Person des Parteiführers erheblich geringer geworden, aber der Weg zur politischen Macht führt in Griechenland auch heute noch ausschließlich durch die Partei. Innerhalb der Partei aber siegt die fortreißende Persönlichkeit, sie bringt sich zur Geltung in den politischen Versammlungen, auf der Rednertribüne. Aus dem Stande der Rhetoren gehen heute wie so oft im Altertum die Führer des griechischen Volkes hervor, kein Stand stellt daher so viele Politiker wie die Anwälte und die Journalisten. Die Rednertribüne und die Zeitungsredaktion sind die Stätten, wo die Politik gemacht wird. Von ihnen gehen die führenden Persönlichkeiten aus, um den Ministersessel einzunehmen, dorthin kehren sie zurück, wenn eine Abstimmung der Kammer ihrer Partei die Stütze der Majorität entwindet, oder der Ausfall der

Digitized by Google

Wahlen, die alles bedeuten, der bisherigen Opposition die Mehrheit der Sitze verleiht.

Die Ähnlichkeit dieser politischen Einrichtungen in Griechenland mit denen Frankreichs bedarf keines Beweises. Auf ihr beruht zum guten Teil die tiefe Sympathie, deren sich Frankreich von jeher im griechischen Volke erfreut hat. Dazu kommt ein anderes. Vor hundert Jahren begann der griechische Freiheitskrieg gegen die türkischen Herren. Ging die Bewegung auch anfangs von kirchlich gesinnten Kreisen aus und war auf die Wiederherstellung des byzantinisch-orthodoxen Reiches des Mittelalters gerichtet, so begannen sehr bald die Gedanken der französischen Aufklärung wirksam zu werden und dann alles mit sich fortzureißen. Unter der Trikolore der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit ist Griechenland ein freier Staat geworden. Der Neuhumanismus mit seinen Idealen altgriechischer republikanischer Freiheit schloß mit der französischen Aufklärung seinen Bund, Byzanz wurde vergessen und ein neues Athen der Mittelpunkt des befreiten Hellas. Wer die neuere griechische Geschichte nicht kennt, begreift oft nicht die tiefen Sympathien, die das griechische Volk, wenigstens in seinen führenden Schichten, für Frankreich hegt. Die Wahrheit ist aber doch, daß vor hundert Jahren keine der europäischen Großmächte die Befreiung Griechenlands mit so selbstloser Liebe begleitet hat wie Frankreich. Metternich verabscheute die hellenische wie jede andere Freiheitsbewegung, die Türkei war für ihn der legitime Herrscher auf dem Balkan, um so mehr, als sie seine antirussische Politik unterstützen konnte. Rußland hatte freilich seit der Zeit Peters des Großen immer wieder sich der griechischen Christen angenommen, sie mit Geld und Versprechungen wiederholt zum Aufstand verführt, aber jedesmal treulos verraten, wenn seine eigene Politik es ihm nützlich erscheinen ließ. Rußlands Ziel ging nicht auf ein freies Griechenland, sondern wie in unseren Tagen auf den Besitz von Konstantinopel, auf die Herrschaft über die ganze Balkanhalbinsel. Und nicht minder selbstsüchtig war England. Lord Byron stand auch mit seinem glühenden Philhellenismus lange Jahre allein. Erst als das kleine Volk der Griechen jahrelang für seine Befreiung geblutet hatte, ließ sich die liberale Partei fortreißen, und Englands Schiffe vernichteten im Bunde mit russischen und französischen die türkische Flotte. Aber von Selbstlosigkeit war bei England nie die Rede. Die wichtigsten Flottenstützpunkte behielt es, die jonischen Inseln hat es erst viele Jahrzehnte später wieder herausgegeben; ihm war Griechenland nur ein Mittel zur Förderung seiner Handelsbeziehungen, zur Verkleinerung der türkischen, zur Niederhaltung der russischen Macht.

Jedes Blatt der griechischen Geschichte im 19. Jahrhundert erzählt von der selbstsüchtigen, kaltblütigen Ausnützung Griechenlands durch die englische Politik. In Portugal erlebt unsere Gegenwart dasselbe Schauspiel, das Griechenland so oft im letzten Jahrhundert geboten. Es hat keine Staatserschütterung, keine Revolution in Griechenland gegeben, an der England nicht seinen Anteil gehabt hätte. Der wittelsbachische König Otto wurde durch England beseitigt, als er den Versuch wagte, sich von der britischen Führung freizumachen und nur griechische Politik zu treiben. König Georgios, sein dänischer Nachfolger, hat zeitlebens nie vermocht, sich Englands Einfluß zu entziehen. Englands Flotte beherrschte alle Inseln und Küsten,

Digitized by Google

jeder Versuch einer selbständigen Politik wurde durch Drohungen, schließlich durch Okkupation beendet. Das rein griechische Cypern wurde englisch, alle Befreiungsversuche der Griechen auf den kleinasiatischen Inseln und auf Kreta wurden von England nur nach seiner jeweiligen Politik gegenüber der Türkei und Rußland gewertet. Die auf den geschäftlichen Vorteil und die Seeherrschaft bedachte Politik Englands hat bei dem enthusiastischen Volke Griechenlands niemals wahre Freundschaft gefunden. Nur Furcht, nicht die Zuneigung hat von jeher die Politik der Griechen gegenüber England bestimmt, und wenn griechische Staatsmänner bewußt eine englandfreundliche Politik getrieben, so haben sie aus der Not eine Tugend gemacht.

Das in Staatenvielheit zersplitterte Deutschland hatte in der ganzen ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für Griechenland nur vorübergehende Bedeutung. An Selbstlosigkeit durfte der deutsche Philhellenismus, auch in Preußen, mit dem französischen wetteifern, nirgends wurde er mit reinerer Hingabe gepflegt als in Süddeutschland. So wurde Otto, der Sohn des glühenden Griechenfreundes Ludwigs I., König von Griechenland. Aber in späteren Jahren segelte die Politik der deutschen Kleinstaaten allzusehr im Fahrwasser Metternichs, und auch König Otto ließ sich in den letzten Jahren seiner Regierung immer mehr von den reaktionären Anschauungen seines Vaters leiten und entfremdete sich dadurch das eigene Volk; erst spätere Geschlechter haben ihm auch in Griechenland Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das neue Deutsche Reich aber war der Freund und Beschützer der Türkei, und unsere Feinde sind nie müde geworden, uns aus diesem Grunde bei dem Volke der Griechen als seine Feinde zu verdächtigen. Das ist ihnen um so eher gelungen, weil unsere Reichsregierung wie in anderen Ländern so auch in Griechenland bei den wirklichen politischen Mächten, bei der Presse und den politischen Parteien, nicht vertreten war. Gut vertreten waren wir Deutschen bei den geistigen Führern Griechenlands durch die Tätigkeit unserer gelehrten Kreise; außerdem waren wir offiziell vertreten bei dem griechischen Hofe, bei der aus Dänemark stammenden, durch Englands Willen eingesetzten Königsfamilie. Aber diese Dynastie besaß jahrzehntelang keine wirkliche Macht. Nicht unser Verdienst, aber unser Glück ist es, daß in den letzten Jahren sich in Griechenland selbst ein vollständiger Umschwung vollzogen hat.

Jahrzehntelang hat die griechische Politik kein anderes Ziel gekannt als die Vereinigung mit der größten der griechischen Inseln, mit Kreta. Die Bewohner waren zum weitaus größten Teil Griechen; die Familien der eingewanderten Türken ließen sich zählen, denn nicht alle Mohammedaner dürfen ohne weiteres zu ihnen gerechnet werden; wieviel griechisches Blut war nicht allmählich mit Gewalt dem fremden Glauben zugeführt worden! Immer wieder haben die Kreter die Hände flehend nach Athen hinübergestreckt, aber in Strömen von Blut wurde von den Türken jeder Aufstand aufs neue niedergeworfen. Eines mußte jedem einsichtigen Vaterlandsfreunde in Griechenland klar werden: gegen den Willen der europäischen Großmächte, ja auch nur ohne ihre Hilfe war Hellas nicht imstande, die Kreter zu befreien. Der letzte Versuch vom Jahre 1897 mußte trotz allem Heroismus wieder scheitern.

Die Konsequenz aus den Lehren der Vergangenheit hat kein griechi-

Digitized by Google

scher Staatsmann mit solcher Energie gezogen wie Venizelos. Was auch später die Geschichte über seine Tätigkeit im ganzen urteilen mag, nie wird ihm der Ruhm entrissen werden, durch die klügste und geschickteste Politik seine Heimat Kreta befreit und mit Griechenland vereinigt zu haben. Eine diplomatische Leistung ersten Ranges, durchgeführt mit eiserner Konsequenz, hingebendster Vaterlandsliebe und in persönlich unantastbarer Weise. Denn nichts ist kläglicher als der gelegentlich unternommene Versuch, die Reinheit und Selbstlosigkeit von Venizelos' Streben zu verdächtigen und ihm niedrige Motive unterzuschieben. Daß der vielgewandte Diplomat zuzeiten rücksichtslos verfuhr, auch gegen die Dynastie, braucht darum nicht geleugnet zu werden; kühne Initiative war nicht die Stärke des vorsichtig zaudernden Königs Georgios.

Wie hätte aber Venizelos sein großes Werk anders vollenden können als im Bunde mit England und Frankreich? Was konnte er von Deutschland erwarten? Hatten wir doch in aller Form auf unsere Mitwirkung an der Lösung des kretischen Problems verzichtet. Und müssen nicht auch wir Deutsche mit höchster Bewunderung anerkennen, daß es ihm gelang, die ganze Insel zu gewinnen und zu verhindern, daß England seine Absicht ausführte und den schönsten Hafen für sich behielt? Die erste große politische Aufgabe, die Griechenland seinem Staatsmann stellte, mußte ihn notgedrungen als Verbündeten an die Seite der beiden Westmächte stellen.

Dieser Politik ist Venizelos treugeblieben, so lange er die Macht besaß. Die Reform des griechischen Landheeres wurde französischen Offizieren anvertraut, seitdem er leitender Minister geworden war, die Flotte gab er englischen Führern in die Hände. Seine Politik des Kampfes gegen die Türkei, der Befreiung aller Griechen aus türkischer Herrschaft, setzte er mit strenger Konsequenz fort, stets im Einvernehmen mit den Westmächten. Sein Werk war der Bund der Balkanstaaten, das einzige Mittel, die türkische Herrschaft auf dem europäischen Festland zu brechen. Seine diplomatische Geschicklichkeit brachte für kurze Zeit das Kunststück fertig, das nie jemandem zuvor gelang, und das Ziel wurde erreicht, der Balkan den Balkanvölkern zurückgegeben. Die von Griechen bewohnten Gebiete wurden mit dem Königreich vereinigt, Epirus, Saloniki und die Küste bis Kavalla; auch mehrere der großen griechischen Inseln an der kleinasiatischen Küste wurden Griechenland wenigstens zugesichert. Aber dann zeigte sich, daß Venizelos, als er den Balkanbund ins Leben rief, nur griechische, nicht Balkanpolitik getrieben, und im Grunde nichts als das Interesse Griechenlands im Auge hatte. Eine Lösung der Fragen, die das nationale Leben der Serben und Bulgaren aufs tiefste berühren und die erst jetzt in aller Schärfe in den Vordergrund traten, konnte auch von ihm nicht gefunden werden; sie ist, wie die Dinge nun einmal liegen, auch nicht anders zu finden als durch Blut und Eisen. Im ersten Akt des Dramas, das sich nun auf dem Balkan abspielte, ist Bulgarien unterlegen; aber das Spiel ist nicht zu Ende, wir werden seine Fortsetzung, wenn nicht alles trügt, in naher Zukunft erleben. Der Balkanbund, die geschickteste Leistung des griechischen Staatsmannes, ist rasch zerfallen, nach menschlichem Ermessen gelingt es auch seiner Kunst nicht, ihn wieder zu beleben. Und im Grunde hat Griechenland, seitdem das erste Ziel erreicht ist, auch kein Interesse mehr daran.

Digitized by Google

Venizelos' Diplomatie aber hat für Griechenland selbst Wirkungen ausgelöst, die ihr Schöpfer nicht voraussehen konnte, die über ihn hinausgewachsen sind und die gesamte griechische Politik auf eine neue Grundlage stellen und anders orientieren. Die Voraussetzungen dazu sind Venizelos' eigenes Werk, auch die innere und äußere Kraft, neue Wege zu gehen, verdankt das Königreich nicht zum geringsten Teile ihm; aber auf die neuen Wege selbst wurde Griechenland gewiesen durch politische Wandlungen der gesamten europäischen Politik, die seinem Einfluß naturgemäß entzogen waren. Es gab Jahre, in denen Venizelos das Schicksal der griechischen Dynastie in seiner Hand hielt. Aber der Balkankrieg schlang wider Erwarten ein enges Band um Volk und Königshaus, brachte beide einander näher in einer Weise, die bis dahin der griechischen Geschichte unbekannt gewesen war. Die Schuld an der Niederlage im Türkisch-Griechischen Kriege hatte der junge Kronprinz Konstantinos ritterlich auf sich genommen, als man sie ihm zuwies; und doch hätte auch der erfahrenste Feldherr das kleine griechische Heer nie zum Siege gegen die türkische Überlegenheit führen können. Im Balkankrieg aber führte der Kronprinz das Heer von Sieg zu Sieg, mit dem Lorbeer des Siegers bestieg er den Thron, als ein tragisches Ende seinen Vater dahinraffte. Seitdem ist das Königtum, gestützt auf das Heer, getragen von der Dankbarkeit des Volkes, eine politische Macht ersten Ranges.

Der Ausgang des letzten Balkankrieges hat Griechenlands Macht zu einer starken Geschlossenheit gebracht. Der gegenwärtige Weltkrieg öffnet dazu die Aussicht, die nie sich geboten hatte, mit der auch ein Venizelos nie gerechnet, eine Aussicht, die jeden, der Griechenland selbstlos liebt, mit aufrichtiger Freude erfüllen muß: die Aussicht auf eine nationale Entwicklung Griechenlands im freien Osten des Mittelmeeres, frei von russischer und türkischer Oberhoheit, vor allem aber auch frei von englischer Seegewalt und Vormundschaft. Die Freiheit der Meere von britischer Oberherrschaft war den griechischen Realpolitikern nie etwas anderes als ein schöner Traum. Britannia rules the waves, das war in allen Freiheitskämpfen die erste und absolute Voraussetzung. Verband sich nun gar die Politik Frankreichs, das mit Recht so tiefe Sympathien in Griechenland genoß, mit der britischen Politik zu engem Bunde, wie sollte Griechenland eine andere Politik treiben als im Anschluß an diese Großmächte?

Venizelos hat unter solchen Voraussetzungen griechische Politik getrieben, erfolgreich genug ist sie gewesen. Aber Millionen Griechen haben inzwischen auch gefunden, daß das letzte und höchste Ziel griechischer Sehnsucht, ein freies Hellas auf dem freien Meere, auf diesem Wege nicht erreicht werden kann. Und der Gang des großen Krieges hat die britische Politik gezwungen, in aller Deutlichkeit zu offenbaren, daß es unbedenklich Griechenlands Interessen preisgibt, um Bundesgenossen zur Erreichung des nächsten Kriegsziels zu gewinnen. Nichts ist beschämender für die kleinen Staaten Europas als die Selbstverständlichkeit, mit der das seebeherrschende England drohend ihre Hilfe für seine Ziele in Anspruch nimmt. Bulgarien soll helfen, vielleicht bezwingt sein wiedererstandenes Heer den türkischen Widerstand. So bietet ihm England das rein griechische Küstengebiet von Saloniki bis Kavalla und schneidet die wertvollste Errungen-

Digitized by Google

schaft des Balkankrieges, für die so viel griechisches Blut geflossen ist, ohne viel Bedenken von Hellas ab. Ohne das Hinterland ist aber Saloniki für Griechenland von geringem Wert. Als ehrlicher Makler bietet England freilich Ersatz: in Kleinasien soll der Küstenstrich mit Smyrna an Griechenland fallen, d. h. Griechenland soll zuerst das Blut seiner Landeskinder an den eisernen Mauern der Gallipolihalbinsel zu Englands Ehre fließen lassen, und dann vielleicht, von Englands Gnaden, das kleinasiatische Stück aus der türkischen Beute erhalten.

Smyrna ist im wesentlichen eine griechische Stadt. Die ganze kleinasiatische Küste ist dicht von Griechen bewohnt, der Küstenhandel vornehmlich in den Händen griechischer Kaufleute. Aber das Hinterland ist von Türken besetzt, obwohl auch unter ihnen bis nach Kappadokien hinein überall Griechen zerstreut wohnen. Das Schicksal dieser Hunderttausende von Griechen darf dem Mutterlande nicht gleichgültig sein. Und man muß ohne weiteres zugeben, daß in der noch nicht lange überwundenen Zeit des türkischen Absolutismus die Lage dieser Griechen immer wieder Anlaß zu Beschwerden gegeben hat. Sie müssen abgestellt werden. Es ist die nationale Pflicht des Königreiches, mit der neuen Türkei zu einer Einigung zu kommen, die den Griechen in Kleinasien jede Freiheit bietet, auf ihre griechische Weise ihre Religion, ihre soziale Tätigkeit zu üben, ihre Nationalität zu pflegen. Es ist auch einiges bereits in den letzten Jahren erreicht worden, die neue Türkei bietet die Möglichkeit, die Lebensbedingungen der Griechen in Kleinasien wie in Syrien zu bessern.

Ein anderes ist die Frage, ob die Vereinigung dieses Küstengebietes mit dem Königreich ein Segen wäre. Sie könnte es sein unter zwei Voraussetzungen. Einmal müßte auch ein weites Hinterland in Kleinasien mit Hellas vereinigt werden, nicht bloß ein schmaler Streifen an der Küste. Denn das lehrt die Geschichte dieses Landes in antiker wie in mittelalterlicher und in neuer Zeit: wirklich Herr an der Küste kann auf die Dauer nur derjenige sein, der über das Hinterland gebietet. Aber vor allem ist ein zweites notwendig: Griechenland muß Herr sein auf den Inseln des Meeres, auf all den großen und kleinen Eilanden, die im Ägäischen Meere und vor der Küste liegen, von Thasos und Tenedos an bis hin nach Cypern. Was hülfe Griechenland der Besitz des Küstenstreifens, wenn die Brücke, die dort hinüber führt, wenn das Meer selber in fremder Hand sind? Sind alle Inseln mit Hellas vereinigt, so umschlingt ein unzerreißbares Band von dort aus auch die Griechen, die in Kleinasien wohnen, sie können dem Mutterlande nie ganz verloren gehen, auch wenn sie politisch von ihm getrennt und rings von Türken umgeben sind und unter ihnen wohnen.

Warum verbietet England die Vereinigung der Inseln mit dem Königreich? Warum hält es noch immer das reiche und fruchtbare Cypern in seiner Gewalt, das nie in allen Jahrhunderten der Freiheit und der Fremdherrschaft etwas anderes war als eine rein griechische Insel? Ist die Furcht vor England in Hellas immer noch so groß, daß niemand es wagt, die Rückgabe von Cypern zu verlangen? Da soll England zeigen, daß es Hellas liebt. Und sind nicht Lesbos, Chios, Samos und Rhodos, sind nicht die ganze Dodekanesos, Nikaria, Leros, Kalymnos, Patmos, die Insel des heiligen Johannes, Astragalia, Karpathos, Kos, Nisyros,

Digitized by Google

das liebliche Syme und alle die anderen kleinen und großen Eilande Wohnungen des griechischen Volkes? Wer spricht vom Rechte der Nationen und hindert die Bewohner dieser Inseln einzutreten in den Bund, der im freien Königreiche Hellas alle Griechen umfassen will? Da tritt Albion, das Deutschland um Belgiens willen angeblich den Krieg erklärte und nun ohne Bedenken die Häfen von Lesbos und Skyros besetzte, vorsichtig zurück und weist hin auf eine andere Macht, einen anderen Vasallen, dem es selbst erst den Weg in den Osten des Mittelmeeres wies.

Italien. Und mit diesem einen Worte stürzen alle Hoffnungen Griechenlands zusammen, zerfließen alle Träume von einem freien, großen Hellas auf dem östlichen Mittelmeer in Nebelwolken. Breitet sich Italien wieder im griechischen Archipelagus aus, dann haben die Helden des Freiheitskrieges umsonst gestritten. Dann baut man die Ruinen der venezianischen und genuesischen Kastelle auf allen Inseln wieder auf, dann reißen die Kaufleute vom Rialto aufs neue den Handel an allen Küsten in ihre Gewalt, dann geht zuletzt auch das neue Griechenland an der italischen Herrschaft wieder zugrunde, wie das byzantinische Reich verfiel, als es den Italern Einlaß gab. Gibt es in Griechenland noch Verblendete, die Politik im Bunde mit England und mit Italien treiben wollen? Sie sollen sich versenken in die Geschichte ihrer Heimat, den Untergang des Reiches von Byzanz, der besiegelt war, ehe das innerlich von den italischen Mächten zerstörte und entkräftete Reich eine leichte Beute der Türken ward. Ein kretischer Staatsmann sollte die Politik von Hellas im Bunde mit Italien führen können? Welcher Kreter wüßte nicht, daß die Insel nahe daran war, ihre Sprache sogar zu verlieren an die Sprache von Venedig, daß man schon anfing, der italischen Schrift sich zu bedienen, als die Türken kamen und neue Not die Griechen zur Selbstbesinnung zwang? Venizelos frage seinen eigenen Namen, er zeigt ihm die Gefahr, die Hellas droht.

Aber ich glaube, sie ist bereits vorüber. Auch den griechischen Politikern, die da meinten, daß keine andere Politik als im Fahrwasser Englands für Hellas möglich sei, sind die Augen aufgegangen, seitdem Italien auf den Plan trat und die kriegerischen Mißerfolge England trieben, alle Rücksichten auf Griechenland fallen zu lassen. Was können die Sympathien Frankreichs noch den Griechen nützen? Ist doch die französische Politik zu ihrem Unheil fest an das Schicksal Englands gekettet und muß ihm willenlos folgen. England wird Italien nicht in den Weg treten, wenn es die griechischen Inseln behält, die es jetzt in Besitz hat. England hat Italien auch freie Hand auf dem Festland der Balkanhalbinsel gegeben, und im Norden wie im Süden droht Griechenland durch Italien die Umklammerung. Albanien hat seit zwei Jahrtausenden keinen selbständigen Staat gebildet, kann keinen bilden; wertvoll für die Kultur der Halbinsel ist Albanien nur geworden, so lange es im Bunde mit den Griechen war. Auch hat keines der Balkanvölker kolonisatorische Erfolge in Albanien aufzuweisen als allein die Griechen, deren Volkstum umgekehrt durch Albanesen die wertvollste Bereicherung erfuhr. So lasse man den Griechen in Albanien freie Hand, es kann dem Balkan nur zum Segen gereichen.

Das schwebt mir als die Zukunft Griechenlands vor Augen, ein freies Königreich, das den ganzen Süden der Balkanhalbinsel und alle Inseln

Digitized by Google

des gesamten östlichen Mittelmeeres umfaßt. Dann mögen den Norden der Halbinsel die Bulgaren beherrschen, die Türken die Hoheit auf dem Festland von Kleinasien und in Ägypten behalten, zugleich in ihren Ländern in freundlicher Verständigung mit Hellas allen Griechen freie Pflege ihrer Religion und ihrer Nationalität verbürgen.

Dies ist auch das Programm, das der überwiegenden Mehrheit des griechischen Volkes vor Augen schwebt, es scheint die Kraft zu besitzen, sogar die Gegensätze der Parteien zu überwinden. Dies Programm ist die Hoffnung vor allem jener Griechen, die ihrem König folgten und auf den Schlachtfeldern Mazedoniens ihr Blut für das Reich der Zukunft und für die Freiheit vergossen. Sie kämpften für die Freiheit, die jetzt nicht mehr von türkischer Herrschaft, sondern von italischer Anmaßung und britischer Selbstsucht bedroht ist. Seit Italien auf den Plan trat, kann kein griechischer Staatsmann eine andere Politik mehr treiben als diejenige, die den Schutz der Griechen vor der Umklammerung durch diese Macht verbürgt, die Einheit und Freiheit Griechenlands zum Ziele hat. Das ist die Politik des Königs und des Heeres, und wenn das griechische Volk in seinen Wahlen für den großen Staatsmann sich erklärte, so konnte es nur geschehen in der Hoffnung, daß der Vielgewandte diese Politik zu gutem Ende führe.

Die Bewohner Mazedoniens.

Von Dr. Behrendt Pick, Direktor des Herzogl. Münzkabinetts in Gotha und Professor an der Universität Jena.

Der Name Mazedonien ruft bei uns zunächst eher Erinnerungen an das Altertum wach, als daß er uns zu Betrachtungen über Angelegenheiten der Gegenwart anregte; und die meisten von uns wissen auch von Alexander dem Großen viel mehr als von dem erbitterten Streit, und namentlich den Grundlagen des Streites, der um den größeren Anteil an seinem Stammland und benachbarten Gebieten wieder einmal geführt wird. Da indessen die mazedonische Frage für die Stellungnahme der Balkanstaaten zum europäischen Kriege ausschlaggebende Bedeutung hat, so erscheint es nützlich, den Bewohnern Mazedoniens einen besonderen Aufsatz zu widmen, der, ohne unpolitisch zu sein, nicht die aktuellen Fragen in den Vordergrund stellt, sondern in der Hauptsache die Verbreitung der verschiedenen Nationalitäten über das Gebiet und ihr Verhältnis zu den neuen Beherrschern darlegen will. Eine andere Verteilung des Landes vorzuschlagen hätte nur dann einen Wert, wenn wir uns zutrauten, die Interessen der Balkanstaaten allein zu berücksichtigen und nicht zugleich die unseres eigenen Volkes; dazu aber fühlen wir uns jetzt nicht objektiv genug.

Ob die alten Makedonen Hellenen gewesen sind, oder ein den Illyrern und Thrakern verwandtes Volk, können wir ruhig dahingestellt sein lassen. Denn es ist verfehlt, Ansprüche auf erstrebte Gebiete durch historische Erinnerungen an längst entschwundene Zeiten begründen zu wollen und Völker oder Regierungen der Gegenwart als die Rechtsnachfolger Alexanders oder Cäsars, Karls des Großen, Philipps II. oder Napoleons hinzustellen. Die Ansprüche des heutigen griechischen Staates auf Teile des mazedoni-

Digitized by Google

schen Landes sind weit besser durch die griechisch-nationale Gesinnung der Bewohner begründet, die sich trotz aller Wechselfälle von zwei Jahrtausenden immer noch oder wieder als Hellenen fühlen, als durch die Zurückführung auf das Reich Alexanders des Großen, die die griechischen Gelehrten und Politiker dafür geltend machen. Auch ist es mindestens vorsichtiger, da man nichts Sicheres feststellen kann, den großen König nicht als Hellenen, sondern nur als Philhellenen, den größten und um die Ausbreitung des Griechentums verdientesten von allen, anzusehen; doch hellenisiert war auch das makedonische Volk schon zu seiner Zeit. Die dann folgende römische Herrschaft änderte daran wenig; nur in den Kolonien und abgelegenen Militärstationen drang die lateinische Sprache durch, und von den romanisierten Hinterwäldlern mögen die heutigen Kutzowlachen herzuleiten sein. Später sorgte in Mazedonien wie in allen anderen Teilen des byzantinischen Reiches die herrschende Kirche für Aufrechterhaltung und Verbreitung griechischer Sprache und Sitte, so daß selbst das eindringende Slawentum an vielen Stellen hellenisiert wurde. Auch der Name Mazedonien erhielt sich, so lange noch ein Rest des Landes unter byzantinischer Herrschaft stand, und verschwand erst, als der ganze Norden der Balkanhalbinsel den Türken unterworfen war. In der später geschaffenen Einteilung des osmanischen Reiches entsprach dem alten Mazedonien im engeren Sinne das Wilajett Saloniki. Aber in den letzten Jahrzehnten hatte der Name eine weitere Bedeutung; seit dem Russisch-Türkischen Kriege, der für die Völker des Balkans das Ende des Mittelalters herbeiführte, versteht man unter Mazedonien auch das nördliche und nordwestliche Hinterland, die Wilajette Monastir und Kossowo. Es war das Gebiet, dessen Bewohner nach dem Berliner Kongreß das gemeinsame Schicksal hatten, vergebens auf die in Artikel 23 versprochenen Reformen zu warten. Die unfreien — oder richtiger: noch nicht befreiten — Bulgaren, Serben und Griechen blickten sehnsuchtsvoll nach den Ländern der befreiten Brüder, sofern sie nicht gar dorthin auswandern konnten. Wie dann bald durch Vorstellungen der Balkanstaaten, bald durch große oder kleine Putsche von Komitadschis, bald durch mehr oder weniger einträchtige Schritte der Großmächte die Türken an ihre Verpflichtungen erinnert wurden, braucht hier nicht erzählt zu werden. Es war alles vergebens; die europäische Gendarmerie half so wenig wie die Mürzsteger Punktationen, die Flottendemonstration vor Mytilene im November 1905 so wenig wie die internationale Finanzkommission. Endlich schritten die Balkanstaaten, durch die türkischen Revolutionen und vielleicht noch mehr durch die ernstgemeinten Reformversuche der Jungtürken beunruhigt, im September 1912 zur Selbsthilfe. In schnellem Siegeszuge gelang es den vereinigten Bulgaren, Serben und Griechen, denen sich das an Mazedonien nicht beteiligte Montenegro wegen ähnlicher Beschwerden in Albanien angeschlossen hatte, die Türken niederzuwerfen. Die Großmächte hatten gut erklären, daß sie am Status quo festhielten, daß alle Abmachungen der Genehmigung „Europas" bedürften und durch eine Konferenz erledigt werden müßten. Die Balkanstaaten kümmerten sich nicht darum; sie verließen sich auf die innerliche Uneinigkeit der Großmächte und auf ihre eigene Kraft; und vielleicht wäre alles zu einem glücklichen Ende geführt worden, wenn sich nicht die trennende Macht der Eroberungssucht stärker erwiesen hätte als der eini-

Digitized by Google

gende Wunsch, die unterdrückten Stammesgenossen zu befreien. Der Streit unter den Siegern über den Anteil an Mazedonien — denn darum handelte es sich, wenn auch die Vorwürfe anders formuliert wurden — führte im Sommer 1913 zum Kriege der drei anderen gegen Bulgarien. Bulgarien hatte gehofft, jetzt die großen mazedonischen Gebiete zu erhalten, die ihm schon im Präliminarfrieden von San Stefano zugedacht waren, damals durch Rußlands Gnade. Aber jetzt ließ Rußland es nach einigem Schwanken im Stich, und da auch Rumänien in den Krieg gegen Bulgarien eingriff, so wäre jeder Widerstand vergeblich gewesen; Zar Ferdinand mußte sich fügen. König Carol mag nur ungern eingegriffen haben; denn nationale Gründe dazu lagen nicht vor, da die Kutzowlachen keine Bedrohung ihres besonderen Schul- und Kirchenwesens zu befürchten hatten. Aber die nationalistischen Schreier fanden durch den Aufstieg Bulgariens das „Gleichgewicht" bedroht, indem man eine der unglücklichsten Ausgeburten der europäischen Politik auf die Verhältnisse des Balkans übertrug, und verlangten daher „Kompensationen". Der Bukarester Kongreß verlief und endete ebenso schön wie alle derartigen Veranstaltungen seit dem Wiener vor 100 Jahren: die Sieger sorgten für sich, und Rumänien erhielt ein Stück von Bulgarien, in dem so gut wie keine Rumänen wohnen.

Die Verteilung Mazedoniens hatte viel Mühe gekostet. Aber die Regierungen Serbiens und Griechenlands waren sehr zufrieden mit ihrem Anteil, und nur die bulgarische, die zuviel verlangt und zu wenig erhalten hatte, grollte und — hoffte auf eine bessere Gelegenheit. Wie aber dachten die Bewohner der neu verteilten Gebiete darüber?

Soweit sie unter die Herrschaft ihrer Stammesgenossen gekommen waren, waren sie damit natürlich — bis auf weiteres — zufrieden: die Griechen in Neugriechenland, die Serben in Neuserbien und die Bulgaren in Neubulgarien. Aber es kamen auch Bulgaren unter serbische und griechische Herrschaft und Griechen unter bulgarische, die ihre neuen Herren ebenso feindselig ansahen wie vorher die Türken; und diejenigen Bewohner Mazedoniens, die keinem der drei Befreierstaaten angehörten — von Montenegro und Rumänien kann hier abgesehen werden, da sie keine Teile von Mazedonien erhielten —, hatten zum Teil recht schwere Bedenken, die wir gut begreifen können, wenn wir die Zusammensetzung und Verteilung der Einwohnerschaft nunmehr näher betrachten.

Die Zahl und Verschiedenheit und Vermischung der Völker Mazedoniens ist noch weit größer, als allgemein bekannt ist. Neben den schon genannten Griechen, Bulgaren und Serben wohnen da Türken, Albaner, die schon erwähnten Kutzowlachen oder Aromunen, die wegen der nahen Verwandtschaft der Sprachen für Stammesgenossen der Rumänen gehalten werden, ferner die Spaniolen, aus Spanien eingewanderte Juden, die noch ein etwas verdorbenes Kastilianisch sprechen, und — zahlreicher als alle anderen — die unten genauer zu behandelnden unbestimmten mazedonischen Slawen, die weder Bulgaren noch Serben sind. Fast alle diese sind schon von alters her gemischten Stammes. Aber nicht genug damit sind durch Assimilierung außerdem zahlreiche Übergänge entstanden; namentlich das Griechentum hat auf viele Slawen, so lange sie alle unter dem ökumenischen Patriarchat standen, sehr anziehend gewirkt, und noch leichter sind Wlachen und Albaner helleniſiert worden. Aber es gibt auch

Digitized by Google

serbisierte Albaner und albanisierte Serben und andere Mischungen. Weitere Unterschiede sind durch Religionswechsel in älterer und neuerer Zeit herbeigeführt worden. Innerhalb der christlichen Kirchen ist er unbedeutend gewesen, da es Protestanten gar nicht gibt und auch die Katholiken in Mazedonien nicht zahlreich sind; alle andern Christen gehören der orthodoxen Kirche an, wenn sich auch die Bulgaren, Serben und Rumänen vom Patriarchat freigemacht haben. Dagegen hat der Islam durch die vielhundertjährige türkische Herrschaft die Kraft gehabt, nicht nur viele einzelne, sondern in vielen zum Teil sehr ausgedehnten Bezirken die ganze christliche Bevölkerung jeglichen Stammes an sich zu ziehen; und so gibt es islamisierte Griechen, Wlachen, Albaner, Serben, Bulgaren, Mazedo-Slawen, und selbst von den jüdischen Spaniolen sind gerade viele gebildete und energische Elemente zum Islam übergetreten, die sogenannte Dönme. Obwohl sie alle nur der Religion nach dem herrschenden Volke angehörten, wurden sie ihrem eigentlichen Volkstum durch den Islam völlig entfremdet, vergaßen mit der Zeit ihre Abstammung und fühlten sich als Türken; auch wenn sie in neuester Zeit dem Staatswesen ihrer christlichen Stammesgenossen zufielen, blieben sie zunächst dem Türkentum treu; doch hat man bei den bulgarischen Pomaken auch Anzeichen anderer Stellungnahme beobachtet. — Endlich sei noch als Kuriosum erwähnt, daß es in Mazedonien auch christliche Türken gibt, zur griechisch-orthodoxen Kirche bekehrte echte Türken, in der Gegend östlich von Seres; aber sie sind so gering an Zahl, daß für das Ganze nichts auf sie ankommt.

Diese zahlreichen (etwa zwanzig) national oder religiös verschiedenen Volksteile sitzen nun ferner nicht in je einem geschlossenen Gebiet, sondern sie sind in größeren oder kleineren Gruppen über ganz Mazedonien verteilt. Die beste Übersicht darüber gewährt die erst vor zwei Jahren erschienene „Ethnographische Karte der Balkanhalbinsel", die der Belgrader Universitätsprofessor Dr. Jovan Cvijić in Petermanns Mitteilungen (59. Jahrgang 1913) veröffentlicht hat, ein Muster gewissenhafter Gelehrtenarbeit, und da der begleitende Text, der auch durch erfreuliche Kürze ausgezeichnet ist, die nötigen Erklärungen über die Abgrenzung der Stämme mit aller Nüchternheit und Offenheit gibt, so kann die wertvolle Arbeit auch den Politikern angelegentlichst zum Studium empfohlen werden.

Die Arbeit ist noch während des ersten Balkankrieges entstanden, bevor also die Feindschaft zwischen Bulgarien und Serbien ausgebrochen war, und das ist ihrer Objektivität gewiß zugute gekommen, — obwohl Cvijić gewiß auch später keiner Fälschung fähig gewesen wäre. Für sein Streben nach Unparteilichkeit spricht schon allein das unumwundene Zugeständnis, daß ein großer Teil der mazedonischen Slawen weder Serben noch Bulgaren sind. Diese Feststellung ist nicht ganz neu; so hat z. B. Theobald Fischer schon im Jahre 1891 auf diese dritte Art Slawen Mazedoniens hingewiesen. Auch die kirchlichen Streitigkeiten hatten es deutlich gezeigt, indem manche Gemeinden nicht wußten, ob sie sich der bulgarischen oder der serbischen Kirche anschließen sollten, und wohl auch Fälle vorkamen, wo sie sich je nach dem auf sie ausgeübten Druck für eine nach der andern entschieden. Aber die serbischen und bulgarischen Gelehrten, und noch viel mehr die Politiker, liebten es im allgemeinen, die Mazedo-Slawen ihrer eigenen Nationalität zuzuschreiben; und es ist keineswegs sicher, ob diese

Digitized by Google

Seite der patriotischen Geschichtsfälschung nunmehr abgeschlossen ist. War doch auch in den letzten Monaten wieder von serbischen Ansprüchen auf Westbulgarien vom Timok bis Sofia die Rede, weil die Bewohner dieses Gebietes Serben seien! Nun erwähnt auch Cvijić, daß die dortige Sprache mehr serbisch sei; aber da die Bewohner sich trotzdem als Bulgaren fühlen, so sei ihre Nationalität durch ihren eigenen Standpunkt entschieden. In Mazedonien hatten die unbestimmten Slawen bis vor wenigen Jahrzehnten weder bulgarisches noch serbisches Nationalgefühl und konnten daher leicht für jedes von beiden gewonnen werden, je nachdem die Umstände dieser oder jener Seite günstig waren. Sie mußten demjenigen zufallen, der sie mit friedlichen Mitteln, besonders durch den Einfluß von Kirche und Schule, zu gewinnen oder — durch lange genug dauernde Regierungsgewalt zu zwingen wußte. Die bulgarische Agitation war vor dem Krieg in den meisten Gegenden stärker und erfolgreicher gewesen, daher stieß die serbische Regierung nach der Annexion vielerorts auf heftigen Widerstand dieser bulgarisierten Mazedo-Slawen, und für einen Erfolg von entgegengesetzten Gewaltmaßregeln hat die neue Herrschaft noch nicht lange genug gedauert. Aber die Bulgaren rechnen darauf, daß diese Herrschaft bald ein Ende haben wird, irgendwie im Zusammenhang mit dem Weltkrieg, und daß sie dann alles erhalten werden, worauf sie einen rechtmäßigen Anspruch zu haben glauben und was ihnen im Bukarester Frieden vorenthalten worden ist. In diesem Punkt sind sie unversöhnlich, und man kann es gewiß mit ihnen als eine Härte empfinden, daß von dem Gebiet der Mazedo-Slawen Serbien bei der Teilung etwa zwei Drittel und Griechenland fast den ganzen Rest erhalten hat, während Bulgarien sich mit einem ganz kleinen Bezirk (um Strumitza) begnügen mußte. Außerdem sind die Bulgaren ja auch mit ihrem Anteil an der ägäischen Küste unzufrieden und möchten gern noch das westlich anschließende Stück bis Kawalla haben; aber da wohnen nur Griechen und Türken, und es ist nur der Expansionstrieb unbefriedigt, aber kein nationales Gefühl verletzt; darüber würden sie sich also wohl leichter beruhigen.

Wir kehren nunmehr zu der oben ausgesprochenen Frage zurück, wie sich die Untertanen zu ihren neuen Herren stellen. Wir brauchen dazu nur anzugeben, welche verschiedene Volksstämme des aufgeteilten Mazedoniens den einzelnen Staaten zugefallen sind, und erreichen das am leichtesten, wenn wir die neuen Grenzen in die ethnographische Karte von Cvijić eintragen. Es ergibt sich dann folgendes:

Bulgarien ist ein ziemlich reiner Nationalstaat geblieben, gerade weil man ihm möglichst wenig gönnte. Immerhin enthält Neubulgarien auch fremdstämmige Bevölkerung, neben den islamisierten Stammesgenossen, den Pomaken, auch ziemlich viel echte Türken an verschiedenen Stellen und ein paar kleine aromunische Enklaven. Serbische Untertanen hat Bulgarien nicht erhalten; von den Makedo-Slawen um Strumitza ist bereits die Rede gewesen. Sehr vermehrt hat sich die griechische Bevölkerung, indem zu den alten griechischen Gebieten um Philippopel—Stenimaka und an der Küste des Schwarzen Meeres weitere im Binnenland an der Arda und namentlich an der ägäischen Küste kamen; das Verhältnis zwischen den Bulgaren und den neu gewonnenen griechischen Untertanen war von Anfang an schlecht, doch wäre eine Versöhnung im Laufe der Zeit nicht ganz unmöglich. — Viel mehr fremde Bevölkerung enthält der

Digitized by Google

griechische Anteil. Besonders zahlreich sind neben den schon erwähnten Makedo-Slawen die Türken, weniger die Bulgaren, auch wenn man die Pomaken zu ihnen zählen will. Ferner enthält Neugriechenland die meisten aromunischen Gebiete, im Westen einige albanische Striche, und in der Stadt Saloniki bilden die Spaniolen die Hälfte der Gesamtbevölkerung. Aber als Feinde des Griechentums sind nur die Bulgaren und diejenigen mazedonischen Slawen anzusehen, die schon angefangen hatten, sich als Bulgaren zu fühlen. Kutzowlachen und Albaner lassen sich leicht hellenisieren. Auch die Juden in Saloniki bereiten keine Schwierigkeiten. Nur die zum Islam bekehrten Juden, die schon erwähnten sehr einflußreichen Dönme, werden wohl Saloniki verlassen, wenn sie es nicht schon getan haben, und viele Türken werden dasselbe tun. Soweit die letzteren den guten Willen haben, sich an die neue Herrschaft zu gewöhnen, könnten sie sich ja allmählich mit den Griechen vertragen; aber die meisten ziehen es vor, womöglich nach solchen Gebieten auszuwandern, in denen der Padischah noch herrscht. — Neuserbien endlich ist fast rein slawisch. Die vereinzelten albanischen Gemeinden stören kaum, die türkischen noch weniger. Dagegen werden die Rumänen an der Donau nordwestlich von Widin als unbequem empfunden, weil manche rumänischen Nationalisten für Annexion dieses Landstriches agitieren; doch hat das ja nichts mit Mazedonien zu tun. Aber es bleibt der schwierigste Punkt übrig, die offene Wunde: die Einverleibung des großen mazedonischen Gebietes, von dessen Einwohnern sich viele bei unbeeinflußter Befragung für Bulgarien entscheiden würden. Die serbischen Politiker betrachten sie allerdings durchweg als Serben; aber die Karte von Cvijić lehrt, daß mehr als die Hälfte der Serbien einverleibten Gebiete eben von unbestimmten mazedonischen Slawen bewohnt ist, und die bulgarischen Politiker werden vielleicht behaupten, daß außer diesen auch noch manche von Cvijić als sicher serbisch bezeichnete Bezirke ebenfalls makedo-slawisch, in ihrem Sinne also bulgarisch seien. Wir können annehmen, daß es Bulgarien irgendwie gelingen wird, unter Umstoßung des Bukarester Vertrages größere Teile von Mazedonien zu erwerben. Aber eine vollständige Durchführung des Nationalitäts-Prinzips für das ganze Gebiet ist wegen der Zersplitterung der Stämme überhaupt nicht erreichbar. Die geographische Lage der Wohnsitze macht es unmöglich, auch nur irgend einen der aromunischen Bezirke an ihren Nationalstaat anzugliedern; dasselbe gilt für die zahlreichen griechischen Ansiedelungen in Bulgarien, die weit ab von der neuen griechischen Grenze liegen, und noch mehr für die Türken in Mazedonien. Ebenso würden auch bei der weitherzigsten Selbstbestimmung ihrer Nationalität noch viele serbische und bulgarische Mazedoslawen übrig bleiben, deren Wohnorte durch fremdes Gebiet vom serbischen und bulgarischen Staate getrennt wären. Selbst wenn es einem der Staaten gelingen könnte, durch Eroberung wieder ganz Mazedonien zu vereinigen, woran aber keiner von ihnen denkt, würden die nationalen Schwierigkeiten nicht zu lösen sein; mit Ausnahme des erobernden Volkes würden alle unzufrieden sein und die neue Herrschaft ebenso widerwillig ertragen wie früher die türkische.

Wenn wir also einsehen müssen, daß auf dem Wege der Gewalt zwar vielleicht eine unberechtigte Expansion, aber ganz sicher nicht die Befriedigung der berechtigten nationalen Wünsche zu erreichen ist, so bleibt nur übrig, daß wir uns nach einem friedlichen Wege zur Lösung der schwierigen

Digitized by Google

Frage umsehen. Und da gibt es kein anderes Mittel, als eine großzügige Verpflanzung von Bevölkerungsteilen in andere Gebiete, die planmäßige Überführung der noch in fremdes Staatsgebiet eingeschlossenen Teile jeder einzelnen Nationalität in den von ihren Stammesgenossen beherrschten unabhängigen Staat. Die Verwirklichung dieses Gedankens wird dadurch erleichtert, daß auf der nördlichen Balkanhalbinsel noch so vieles in Fluß ist. Jeder der selbständigen Balkanstaaten besitzt Gebiet von so verschiedener Art — Gebirge und Ebene, Acker- und Weideland, Dörfer und Städte, Binnenland und Küstenstriche —, daß die Einwanderer Wohnsitze mit geeigneten, denen der verlassenen Heimat ähnlichen, klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen finden können, wobei ein großzügiges Entgegenkommen bei der Landanweisung und die Gewährung besonderer Vorteile die Trennung von der gewohnten Umgebung und das Einleben in der neuen Heimat erleichtern muß. Es wird fast überall ohne Zwang möglich sein, die national unzufriedenen Elemente zur Abwanderung nach demjenigen Staate zu veranlassen, wo sie sich wegen der Stammesgleichheit mit den Regierenden freier und wohler zu fühlen hoffen. Und das ist auch gar nichts Neues für die Balkanländer. Besonders nach dem Russisch-Türkischen Kriege hat die Pforte den aus Bulgarien und anderen Gebieten freiwillig abziehenden Mohammedanern im Wilajett Adrianopel und in Kleinasien gute Ländereien angewiesen, und die bulgarische Regierung hat den aus Mazedonien und den verschiedensten Ländern in das befreite Mutterland zurückkehrenden Bulgaren Land und Geräte und Geld und jede andere Unterstützung gewährt, worüber Jirecek in seinem ausgezeichneten Buche „Das Fürstentum Bulgarien" (Wien 1891) S. 51 f. näheres berichtet. Das müßte jetzt endlich in weit größerem Umfang, nicht nur für Mazedonien, sondern für alle Balkanländer, in Angriff genommen werden. Man sollte meinen, daß die wahren Patrioten aller beteiligten Staaten einen solchen Austausch der Bevölkerung, bei dem jeder Staat national unzufriedene, ja feindselige Untertanen abgibt und zufriedene Stammesgenossen dafür in seinen Verband aufnimmt, in jeder Weise fördern müßten. Allerdings dürften sie sich dabei nur von wahrhaft nationalen Wünschen leiten lassen und nicht von nationalistischer Eroberungssucht. Und die beteiligten Regierungen dürften dann auch nicht in kleinlicher Eifersucht darüber wachen und nachrechnen, ob nicht etwa der eine Staat ein paar hundert Quadratkilometer oder ein paar tausend Seelen mehr erhält als der andere, wie es beim Wiener Kongreß und später immer wieder so jämmerlich geübt worden ist; da könnten die kleinen Staaten den großen einmal ein gutes Beispiel geben. Endlich ist noch zu betonen, daß Zwang bei solcher Verpflanzung von Volksteilen nach Möglichkeit vermieden werden muß: wenn eine griechische Familie lieber in Bulgarien bleiben will oder eine aromunische in Griechenland, so soll ihr das freistehen; in Mazedonien würden wohl öfters ganze Gemeinden so beschließen, da soll man sie nicht hindern, im Lande zu bleiben. Die ungeheure Mehrzahl aus allen in Betracht kommenden Stämmen würde aber wahrscheinlich zu einer solchen friedlichen Völkerwanderung leicht bereit sein, wenn man ihr klar macht, daß sie dadurch in bessere Verhältnisse kommt und vor allem ein wirkliches Vaterland erwirbt. Nur so kann eine Grundlage für friedliche Zustände auf der Balkanhalbinsel geschaffen werden.

Digitized by Google

Das Gesetz der albanischen Frage.

Von Dr. Fritz Tarrasch.

Die klare, helle Stimme, die die Leser dieses Aufsatzes vernehmen, ist die Stimme eines Toten. Fritz Tarrasch, zuletzt beim Grafen Waldbott von Bassenheim in Burgheim bei Memmingen Archivar, ist am 14. Mai dieses Jahres als Leutnant im Kgl. Bayer. 15. Ref.-Infanterie-Regiment mit 27 Jahren auf dem Felde der Ehre gefallen. Er war einer der begabtesten, jüngeren Historiker, die aus der Münchener Schule Heigels und Riezlers hervorgegangen sind, sein Buch über den „Übergang des Fürstentums Ansbach an Bayern" (1912) hatte ihn mit Ehren in die Wissenschaft und Öffentlichkeit eingeführt. Auch in diesem Aufsatz, den er nach seinen letzten Verfügungen hier veröffentlicht wünschte, wird man seine Fähigkeiten erkennen: Weite und Klarheit des Blicks, kühnes, glückliches Zugreifen, wissenschaftliche Sicherheit und die Gabe lebendiger, fesselnder Darstellung. Der Aufsatz ist schon im Frühjahr 1914 niedergeschrieben, außer einigen kleinen Überarbeitungen am Anfang und Schluß haben wir nichts daran geändert. v. Müller.

Wenn man den Wirrwarr der Nachrichten über die albanischen Ereignisse in den letzten Jahren verfolgte, so stand doch eines schon fest: eine große Rolle spielte dabei der latente Gegensatz zwischen Italien und Österreich-Ungarn. Ein Artikel der Frankfurter Zeitung, erstes Morgenblatt vom 6. März 1914, Nr. 65, der diese Rivalität durch wirtschaftliche und konfessionelle Verhältnisse begründet sehen wollte, traf erst am Ende den Kernpunkt des Problems durch Zitierung der Äußerung eines höheren österreichischen Offiziers: „Meine Überzeugung ist, daß wir nichts Besseres tun können als Garantien für die Unabhängigkeit Albaniens, auch uns gegenüber, zu schaffen. Sich mit dem Gedanken seiner Aufteilung zwischen Österreich-Ungarn und Italien herumzutragen, ist nicht nur eine politische Unehrlichkeit, sondern auch ein verhängnisvoller Fehler. Es ist keine Teilung Albaniens zwischen den beiden Mächten möglich, ohne daß Österreich den kürzeren ziehen sollte. Man darf daher ein wichtiges strategisches Moment nicht übersehen: Italien genügt es, sich im südlichsten Süden Albaniens festzusetzen, um die Straße von Otranto, man möchte fast sagen das Gibraltar des Adriatischen Meeres, zu beherrschen."

In der Tat: das ist das Problem, um das es sich bei der albanischen Frage handelt. Alle andern wirtschaftlichen, konfessionellen usw. Verhältnisse spielen dabei eine sekundäre Rolle. Die Verknüpfung der Frage der Adriaherrschaft mit der albanischen Frage ist uralt, sie zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Adrialänder. Ganz gesetzmäßig taucht sie zu gewissen Zeiten als völkerbewegendes Problem auf, gebiert jedesmal mit einer gesetzmäßig wirkenden Notwendigkeit die gleichen politischen Konstellationen, die gleichen Lösungsversuche: kurz, die Geschichte führt an dieser Stelle zu Wiederholungen von frappanter Gleichartigkeit, zu identischen Stellungen. Zugleich bietet sich beim Verfolgen dieses Problems ein Musterbeispiel für die politische Geographie und ihren Zusamenhang mit der Geschichte.

Apenninen- und Balkanhalbinsel drehen sich infolge ihrer geographischen

Digitized by Google

Struktur den Rücken zu. Daraus folgte eine einseitige Entwicklung des historischen Lebens in beiden Ländern; erst spät sind an Italiens Ost- und Illyriens Westküste politische Gebilde von Bedeutung entstanden. Man erinnert sich, wie spät Achaja, Aetolien und Epirus in die Geschichte eingetreten sind, wie spät die Römer an der Adria Kolonien angelegt haben; und später als alle anderen Teile des Mittelmeers, selbst das Schwarze Meer nicht ausgenommen, ward die Adria dem internationalen Seeverkehr der Alten Welt erschlossen.

Diese historisch-politische, durch die geographischen Verhältnisse bedingte Bedeutungslosigkeit Illyriens, des heutigen Albaniens, auf der einen, Apuliens auf der anderen Seite ist das von der Natur Gegebene, das Stationäre, das sich niemals geändert hat. Daher kommt es auch, daß beide Länder ihre Urbevölkerung von den ältesten Zeiten an im wesentlichen unverändert bewahrt haben und von der nivellierenden Wirkung antiker wie moderner Zivilisation ziemlich unberührt geblieben sind. Sobald aber nun eines von beiden Ländern, Albanien oder Apulien, Teil eines größeren politischen Ganzen wird, erlangt es sofort eine hohe politische und namentlich strategische Bedeutung, die steigt und sinkt mit der Größe und Macht des Staates, dem es angehört. Dieser Staat ist sofort bestrebt, das gegenüberliegende Ufer in seine Gewalt zu bringen und sich so durch Sperrung der Straße von Otranto die Herrschaft über das Adriatische Meer anzueignen. Hiergegen aber muß jeder an der Adria gelegene Staat mit maritimen Interessen — im Mittelalter Venedig, in der Neuzeit Österreich-Ungarn — unter Aufbietung aller Kräfte ankämpfen. Die Mächte der Adria hatten daher auch stets ein Interesse an der Unabhängigkeit Albaniens oder, wenn Albanien einem größeren Staate angehörte, an der Schwäche dieses Staates. Denn ein Bund einer starken, Albanien beherrschenden Balkanmacht mit einer Apulien besitzenden Apenninenmacht konnte natürlich ebenfalls zur Sperrung der Adria führen und mußte daher vermieden werden. Da nun Apulien in den letzten 2000 Jahren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets Glied eines größeren Staates war, Albanien dagegen, obwohl höchst selten nominell unabhängig, fast stets seine tatsächliche Freiheit bewahrte oder einem nicht allzustarken Balkanstaate angehörte, so gestaltete sich die politische Formel des Problems fast ausnahmslos so, daß die Mächte der Adria, in der Regel im Verein mit denen des Balkans, ein Übergreifen einer italienischen Macht nach Albanien verhindern mußten. Und tatsächlich hat sich nach dieser Formel das historische Leben in diesem Teil des Mittelmeers, allen anderen Komponenten zum Trotz, mit absoluter Folgerichtigkeit vollzogen.

Eingeleitet ward dieser historische Prozeß durch Pyrrhus von Epirus. Doch möchte ich ihn mehr des Kuriosums und der Vollständigkeit halber, denn zur Erhärtung meiner These anführen; von politischen Gesichtspunkten kann bei ihm nicht wohl die Rede sein. Er war ein Abenteurer, ein Condottiere, und folgte, durch seine makedonischen Aspirationen in Geldnot geraten, nur dem

Digitized by Google

Beispiel seines Großvaters Alexander von Epirus, der als tarentinischer Söldnerführer im Kampfe gegen die Samniten den Tod gefunden hatte (326 v. Chr.). Die Bedeutung von Pyrrhus' Abenteuer liegt darin, daß es die Römer veranlaßte, die Unterwerfung Italiens zu beschleunigen und ihr Augenmerk auf die Straße von Otranto lenkte. Für das hervorragende politische Verständnis des römischen Senats ist es bezeichnend, daß er sofort im besten Hafen Apuliens, in Brundisium (Brindisi) eine Militärkolonie anlegte und damit, obwohl bereits der Entscheidungskampf mit Karthago seine Schatten vorauf warf, gewissermassen bereits auf die illyrische Küste begehrlich hinüberschielte.

Kaum hatte sich Rom einigermaßen von den Nachwehen des ersten Punischen Krieges erholt, als es seinen Aspirationen auf die Balkanhalbinsel deutlicheren Ausdruck verlieh. Die Besiegung der illyrischen Seeräuberkönigin Tenta diente nur zum Vorwand, um die illyrischen Küstenstädte Apollonia und Dyrrhachion (das heutige Durazzo) zu besetzen und den Tyrann von Korfu, Demetrius, unter das römische Joch zu beugen (229 v. Chr.). Damit war, zum ersten Male, die Brücke zwischen Italien und Illyrien geschlagen, und zwar ohne besondere Schwierigkeit, weil an der Adria kein Staatswesen bestand, das Einspruch hätte erheben können.

Nun aber war dadurch die damalige Balkanvormacht, Makedonien, dessen nominellen Bestandteil Illyrien bildete, in der Flanke bedroht. Nicht so sehr das Streben, Hannibal und damit die wankende Großmacht Karthago zu stützen als vielmehr diese Bedrohung veranlaßte den makedonischen König Philipp, in den zweiten Punischen Krieg einzugreifen (215—208), und bezeichnenderweise waren seine energielosen und vergeblichen Bemühungen fast ausschließlich auf die Zurückgewinnung jener Küstenstädte gerichtet. Nach der Niederwerfung Karthagos nahmen die Römer den Kampf sofort wieder auf und vernichteten in drei großen Kriegen das einzige bedeutende Staatswesen, das die Urvölker des Balkans geschaffen haben. Dabei ist für unsere These bemerkenswert, daß Rom nach dem zweiten dieser Kriege Makedonien zwar seine Selbständigkeit beließ, Epirus aber sich schon damals aneignete (168 v. Chr.).

Von nun an blieben Italien und Illyrien über ein halbes Jahrtausend unter einer Herrschaft. Die strategische Beziehung Apulien — Albanien spielte gelegentlich eine gewisse Rolle in den Kampfen Cäsars mit Pompeius, Oktavians und Marc Antons (Schlacht bei Aktium 31 v. Chr.), sowie mehrerer römischer Kaiser gegeneinander (Septimius Severus und Clodius Albinus 194 n. Chr., Konstantin der Große und Licinius 323, Constantius und Magnentius 350, Constantius und Julian Apostata 361, Theodosius der Große und Eugenius 394), in der Regel insofern, als die kämpfenden Parteien, da sie nicht im Besitz beider Küsten waren, den langwierigen und beschwerlichen Landweg um die ganze Adria herum vorzogen, und die Entscheidungen sich infolgedessen sehr verzögerten. Von diesen wenigen Ausnahmen abgesehen ver-

Digitized by Google

schwindet diese Beziehung für viele Jahrhunderte aus der Geschichte, trotz den mehrfachen Teilungen des römischen Weltreiches; denn diese Teilungen waren nur verwaltungstechnische, nicht politische Maßnahmen, und die Fiktion einer einheitlichen Reichspolitik ward in Byzanz noch aufrecht erhalten, als das Westreich längst in verschiedene germanische Staaten zerfallen war. Illustriert wird jenes Teilungsverhältnis und zugleich die Bedeutung des Besitzes Albaniens durch die Expedition Stilichos, des weströmischen Reichsregenten, gegen die Westgoten unter Alarich, die angesichts der Ohnmacht der oströmischen Regierung bis Griechenland vorgedrungen waren (396). Während noch zwei Jahre zuvor der Gegenkaiser Eugenius, da sein Gegner Theodosius Illyrien beherrschte, den Landweg hatte wählen müssen, konnte Stilicho in kurzer Zeit in Dyrrhachion landen, den überraschten Goten in den Rücken fallen und sie zum Frieden zwingen.

Der Zerfall des Westreichs führte in der Geschichte des Adriaproblems eine rückläufige Bewegung herbei. Das unter Justinian neu erstarkte Byzanz griff nach Italien über (535). In dem zwanzigjährigen Gotenkriege trat die strategische Bedeutung des Besitzes der Straße von Otranto mehrmals hervor. Von Anfang an sicherte sich Ostrom den Besitz Apuliens, wodurch der Nachschub von Truppen und die Kommunikation mit dem Feldherrn erleichtert wurde; als aber Totila das Land zurückgewann, mußte Narses zum Entscheidungskampfe den Landweg nehmen, während Totila sogar den Plan einer Überfahrt nach Illyrien erwog.

Vermochte Byzanz gegen die Longobarden auch nicht die ganze Halbinsel zu behaupten, so blieb doch Unteritalien noch fünf Jahrhunderte lang eine seiner wichtigsten Provinzen. Die fränkischen und deutschen Kaiser, die in Italien geboten, machten den Oströmern vergeblich die Herrschaft über die Adria streitig. Namentlich seit Otto dem Großen (966) richteten sie ihre Anstrengungen unverdrossen, doch erfolglos gegen Apulien, in dem sie den Schlüssel dazu erkannten. In Byzanz aber war die Erhaltung Apuliens derart zum politischen Dogma geworden, daß man sogar den Grenzschutz gegen den Islam vernachlässigte und Armenien preisgab, um Geld und Truppen zur Rettung Apuliens zu verwenden.

Ein einziges Mal jedoch operierten beide Mächte in Apulien gemeinsam gegen einen dritten, der sich dort einzunisten suchte: gegen die Araber, die Bari eingenommen hatten und ihre damals unbestrittene Seeherrschaft auch auf die Adria auszudehnen suchten. Durch die vereinten Anstrengungen Kaiser Ludwigs II. und Kaiser Basilius' I. wurde Bari zurückgewonnen (871); gleich darauf begann jedoch der alte Gegensatz von neuem.

Vor dem unwiderstehlichen Ungestüm der Normanen brach endlich die byzantinische Herrschaft zusammen. Apulien wurde (1071) einem jungen, kräftigen, Unteritalien und bald auch Sizilien umfassenden Staate angegliedert, während das oströmische Reich den Gipfel der Ohnmacht erreichte. Und nun trat sofort das frühere Verhältnis wieder ein. Es ist geradezu verblüffend zu sehen,

Digitized by Google

wie nicht etwa nur Robert Guiscard, der unersättliche Eroberer Apuliens, kaum daß er sein Reich notdürftig gefestigt, den Blick nach Osten richtete, sondern wie überhaupt die Politik des Königreichs Beider Sizilien während der vier Jahrhunderte seines Bestehens unablässig im wesentlichen nach Osten orientiert ist und immer wieder, trotz allem Mißgeschick, in Albanien Fuß zu fassen sucht.

Das altersschwache byzantinische Reich allein wäre nicht in der Lage gewesen, diese Versuche abzuwehren. Aber es fand einen tatkräftigen Bundesgenossen in der adriatischen Seemacht, die inzwischen unter seinem Schutze entstanden war: in Venedig. Die Grundlage seiner Existenz, der ungestörte Handel mit Byzanz und der Levante, war bedroht, wenn die Normannen die Straße von Otranto in ihre Gewalt brachten. Obwohl die kleine Republik bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte, in der internationalen Politik eine hervorragende Rolle zu spielen, erkannten ihre leitenden Männer sofort die drohende Gefahr und begegneten ihr mit der einzigen rettenden Maßnahme, einem engen Bündnis mit Byzanz. (Wenn man die Geschichte aristokratischer Staatswesen, Athens in seiner besten Zeit, Roms, Venedigs, Genuas und Englands vergleicht, drängt sich einem der Schluß auf, daß eine aristokratische Oligarchie am besten die ausgezeichnete Führung der äußeren Politik gewährleistet.) Dieses Bündnis erneuerte sich, trotz der sonst nicht immer freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten, bei jedem neuen Vorstoß der Normannen und ihrer Nachfolger in Sizilien geradezu von selbst. In gewaltigen Kämpfen, wie sie niemals weder vor — noch nachher in diesem Teil des Mittelmeers stattgefunden haben, fiel die Entscheidung über die Freiheit Albaniens, die Freiheit der Adria und damit über die Existenz der Seemacht Venedig. Vier mit großen Mitteln inszenierte normannische Expeditionen nach Albanien (unter Robert Guiscard 1081—85, Boemund 1107—1108, unter Roger II. 1147—1149, unter Margaritone, dem kühnen Admiral Wilhelms II. 1185 bis 1191) scheiterten an der Stärke des oströmisch-venezianischen Bündnisses. Strategischer Mittelpunkt dieser Kämpfe war stets Dyrrhachion nebst der Insel Korfu. Die ungemeine Bedeutung dieses welthistorischen Ringens tritt besonders klar zutage in den Zahlen der auf beiden Seiten aufgebotenen Heeresmassen (30—80000), Zahlen wie sie uns in dieser Größe in der ganzen mittelalterlichen und neuzeitlichen Kriegsgeschichte bis zum 18. Jahrhundert nicht begegnen.

Mit dem Aussterben der Normannenkönige (1194) schwand die Gefahr für Byzanz und Venedig keineswegs. Denn der Erbe der Normannen, der deutsche Hohenstaufe Heinrich VI., erbte auch ihre Politik. Und diesmal versagte das Bündnis, das bereis im letzten Kriege schlecht funktioniert hatte, vollkommen. Die oströmischen Kaiser hatten sich 1171 und 1182, erbittert über das drückende wirtschaftliche Übergewicht der Venezianer in ihrem Reiche, zu deren blutiger Verfolgung hinreißen lassen, und einer der damals Geblendeten, der gewaltige Enrico Dandolo, stand seit 1193 als Doge an der Spitze der Republik und

Digitized by Google

kannte rachedürstend nur ein Ziel: die Vernichtung des oströmischen Reiches. Dem genialen Hohenstaufen, unter dem das deutsche Reich zum Gipfel seiner Macht emporstieg, gelang es, mit sämtlichen italienischen Seestaaten auch Venedig an seine Politik zu fesseln. So gesichert, zwang er den byzantinischen Kaiser zur Tributzahlung, forderte die Abtretung der griechischen Provinzen von Dyrrhachion bis Thessalonike (Saloniki) und inszenierte einen politisch wie militärisch wohl vorbereiteten Kreuzzug, dessen voraussichtliches Gelingen die Vernichtung des isolierten und von zwei Seiten zugleich bedrohten oströmischen Reiches nach sich gezogen hätte. Daß ein so bedeutender Staatsmann wie Dandolo sich in den Dienst dieser großartigen Pläne stellen konnte, ist im letzten Grunde nur durch seine persönliche, allerdings von den Venezianern geteilte Rachsucht zu erklären; denn offenbar schwand, wenn diese Pläne ausgeführt wurden, Venedigs Selbständigkeit für absehbare Zeit dahin, die Adria wäre ein deutsch-normannisches Binnenmeer geworden. Der jähe Tod des Kaisers (1197) machte der kühnen, aber bei der damaligen politischen Lage keineswegs phantastischen Unternehmung in dem Augenblick, wo sie ins Werk gesetzt werden sollte, ein Ende. Und Heinrichs Sohn Friedrich II. ward durch seine Minderjährigkeit, später durch den Entscheidungskampf mit dem Papsttum verhindert, die Pläne seines Vaters wieder aufzunehmen.

Dagegen hielt Dandolo mit eiserner Zähigkeit an seinem Ziele fest. Er selbst, der Neunzigjährige, nahm mutatis mutandis den Plan des Staufers auf und führte damit eine der größten weltgeschichtlichen Katastrophen herbei. Indem er die pekuniär mißliche Lage der zum vierten Kreuzzug versammelten Kreuzfahrer ausnützte, eroberte er mit ihrer Hilfe Konstantinopel (1204). Das oströmische Reich wurde vernichtet und in eine Unmenge von Kleinstaaten zerschlagen; die Serben, Bulgaren und Albanier gründeten unabhängige Nationalstaaten. Die damalige Zertrümmerung des griechischen Reiches ist, über die Jahrhunderte der türkischen Herrschaft hinweg, die Grundlage des neueren Balkansystems geblieben, dessen heutige Form geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit dem von 1360 aufweist.

Venedig, damals noch ohne den Ehrgeiz, Landmacht sein zu wollen, begnügte sich mit der schrankenlosen Herstellung seiner wirtschaftlichen und finanziellen Vorherrschaft, den Inseln des Ägäischen Meeres und der Besetzung strategisch wichtiger Punkte, darunter vor allem des so oft umstrittenen Durazzo und Korfu. Damit hatte es den Schlüssel zur Adria in Händen. Mit Durazzo hatte es die ganze albanische Küste erhalten. Allein es gelang ihm nicht, sie zu behaupten. Albanien machte sich unabhängig und gewann schon 1215 Durazzo zurück. Indes war dieser Schlag für die venezianische Seestellung nicht bedrohlich. Der Besitz Korfus sicherte Venedig stets eine strategisch bedeutende Stellung in diesen Gewässern und im übrigen mußte seine Politik wieder den alten Kurs aufnehmen und darauf bedacht sein, ein Übergreifen

Digitized by Google

des Königreichs Beider Sizilien auf Albanien zu vereiteln. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, die Unabhängigkeit dieses kleinen und an der See nicht interessierten Reiches zu schützen, und damit für fast drei Jahrhunderte die Konstellation, die im vergangenen Jahre wieder aufgetaucht ist: Österreich-Ungarn ist der Erbe Venedigs, Italien der Erbe Siziliens. Solange Albanien frei ist, ist es auch die Straße von Otranto und die Adria.

Die von Neapel drohende Gefahr wurde für Venedig nur einmal akut: unter Karl I. von Anjou, dem Nachfolger der Hohenstaufen. Er nahm sofort wieder die Politik der Normannenkönige auf, eroberte Durazzo, 1271 sogar Korfu, und verbündete sich gegen die Byzantiner, die unter Michael Palaeologus Konstantinopel zurückerobert und vorübergehend ihr Reich zum letztenmal restauriert hatten, mit den Serben. Die Folge war ein Bündnis Venedigs mit Kaiser Michael, der durch Venedigs finanzielle Unterstützung in den Stand gesetzt wurde, die Invasionsarmee zu schlagen; zugleich lenkte die sizilianische Vesper mit ihren Folgen Karl von Anjou und seine Erben auf längere Zeit von Osten ab (1282).

Damals tauchten die Serben zum ersten Male in der Geschichte des albanischen Problems auf. Ihr Ziel war damals wie heute der Zugang zum Meere und der Besitz Durazzos. Als daher die Anjous, in ihren Machtmitteln allerdings durch den Verlust Siziliens wesentlich geschwächt, 1305 den Versuch erneuerten, auf der Balkanhalbinsel Fuß zu fassen, kamen sie mit den Serben in erbitterten Konflikt. Die Anjous behaupteten unter einer Nebenlinie den Besitz Durazzos fast ein Jahrhundert lang, vermochten ihre Herrschaft aber nicht weiter auszubreiten, und da das Königreich Neapel unter lauter schwachen Herrschern zu politischer Ohnmacht verurteilt war, so bedeuteten die Anjous in Durazzo keine Gefahr für Venedig, das im Gegenteil von der wachsenden Machtentfaltung Serbiens viel mehr zu fürchten hatte, sobald dieses das Meer erreichte. Das geschah nnter Stephan Duschan (1331—1356), der Albanien eroberte und zum Ägäischen Meere vordrang. Er versuchte ein Bündnis mit Venedig, um die Anjous aus Durazzo zu vertreiben, allein die Republik verhielt sich gegen die verlockendsten Anträge durchaus reserviert. Ein starkes, Albanien beherrschendes Serbien mußte für die venezianische Seestellung gefährlich sein, weil Venedig immer mit dem möglichen Fall rechnen mußte, daß dieser Staat sich mit dem Königreich Neapel verbündete und beide vereint die Straße von Otranto sperrten. Aus demselben Grunde hat sich Österreich-Ungarn 1913 wie schon 1909 mit äußerster Energie geweigert, dem neu erstarkten Serbien einen Hafen an der Adria zu gewähren. Denn die Folge würde mit absoluter Sicherheit zum mindesten ein enges Einvernehmen zwischen Italien und Serbien sein, dieses würde, gedeckt durch Italien und, im Hintergrunde, durch England, bald eine Flotte besitzen, und die Doppelmonarchie würde sich gegen diese Konstellation jedenfalls in einer sehr prekären Lage befinden.

Digitized by Google

Die serbische Gefahr schwand für Venedig mit Stephan Duschans Tod (1356) dahin. Sein Reich zerfiel, Albanien machte sich, nun zum ersten Male unter einem eingebornen Fürsten, Karl Thopia, wieder unabhängig und eroberte 1368 Durazzo zurück, womit die illyrischen Aspirationen der Anjou für immer begraben wurden.

Um dieselbe Zeit tauchte auf der Balkanhalbinsel ein neuer Gegner auf, der den Venezianern gefährlich werden sollte: die Türken. Eben die politische Zersplitterung der Halbinsel, die den Venezianern ihre Stellung an der Straße von Otranto zu verbürgen schien und tatsächlich Durazzo wieder unter ihre Herrschaft führte, erleichterte den Türken die Unterwerfung all dieser Kleinstaaten. Obwohl sich ihre Eroberungspolitik vorwiegend gegen Byzanz, Bulgarien und Serbien richtete, nahm sie doch bereits seit 1385 den Erwerb Albaniens und Durazzos zum Ziel. Solange Venedig seiner bisherigen Politik getreu die freiheitstrotzigen Skipetaren kraftvoll unterstützte, machten die Türken in diesen Gegenden nur geringe Fortschritte (1388, 1397, 1414–18). Da aber änderten die Venezianer unter dem genialen Dogen Franzesco Foscari (1423–1457) die Basis ihrer Politik, indem sie sich in die Händel der italienischen Kleinstaaten mischten und nach dem Besitz eines großen Festlandgebietes, der Terra ferma, trachteten. Dieses Streben verwickelte sie sofort in eine Reihe unaufhörlicher, kostspieliger Kriege mit Mailand, später mit Deutschland und Frankreich. Anfänglich versuchte man in Venedig trotzdem die Balkanpolitik mit gleicher Intensität fortzusetzen. Allein, ein Auftreten nach zwei Fronten überstieg die finanzielle Leistungsfähigkeit der Republik, und da man den italienischen Kämpfen größere Bedeutung beimaß, so trat man den Türken nicht mehr mit angemessenen Kräften entgegen. Im Kriege von 1426—32 verlor Venedig Thessalonich, und gleichzeitig begann die Unterwerfung Albaniens durch die Türken. Der Freiheitskampf der Albanier unter Georg Castriota (Skanderbeg 1443—1467) ward von Venedig seit 1448 insgeheim, seit 1462 offen unterstützt.

Damit begann ein furchtbarer 17jähriger Seekrieg zwischen der Republik und der jungen türkischen Seemacht; trotz glänzenden Heldentaten auf venezianischer Seite endigte er, nachdem schließlich türkische Reiterschwärme auf dem Landwege in die Terra ferma eingedrungen waren, mit der Niederlage Venedigs. Im Frieden von Stambul (1479) mußte die Republik alle illyrischen Besitzungen außer Antivari und Durazzo, ferner Euböa und fast alle Besitzungen im Peloponnes abtreten und die Albanier den Türken preisgeben. Die Folge war die massenhafte Auswanderung der Albanier nach Apulien und Kalabrien, wo sie noch heute einen von der übrigen Bevölkerung abweichenden Bestandteil von 200000 Köpfen bilden.

Der Friede von Stambul beendete die 300jährige Periode der staatlichen Zersplitterung auf dem Balkan; mit der Unterwerfung Albaniens war die ganze Halbinsel wieder unter einem Szepter vereinigt unter Herrschern, deren

Digitized by Google

Politik noch ein Jahrhundert lang von einem grenzenlosen Expansionsdrang beseelt war. Dies war das Zeitalter der größten politischen Zerrissenheit und Schwäche in Italien und namentlich im Königreich Neapel. Und somit trat, mit jener immanenten Folgerichtigkeit, die wir schon mehrmals beobachtet haben und die den Forscher wie ein Naturgesetz anmutet, zum erstenmal seit Justinian, zum letztenmal überhaupt, eine rückläufige Bewegung ein. Gleich im nächsten Jahre nach dem Friedensschluß landeten die Türken in Apulien, eroberten Otranto und bedrohten Tarent und Brindisi. Venedig, durch den eben beendeten Krieg aufs tiefste erschöpft, zugleich aber infolge seiner Festlandspolitik von Eifersucht auf Neapel beseelt, das eine Hegemonie über Italien anstrebte, sah diesem unheilschwangern Übergriff der Osmanen über die See tatenlos zu. Man hörte von ungeheuren Rüstungen, die Sultan Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel, machte, um im folgenden Jahre mit seinen unwiderstehlichen Truppenmassen Italien zu überschwemmen. Da setzte, ähnlich wie 1197 in umgekehrtem Falle, sein plötzlicher Tod dieser Unternehmung ein Ziel. Wieder hatte, in einem Augenblick politischer Verblendung, das Hinscheiden eines einzigen Mannes Venedig aus der furchtbarsten Gefahr befreit, in der es sich, ohne sie zu erkennen, befunden hatte. Otranto ward freiwillig von den Türken geräumt (1481). Es war dies der letzte Versuch, der jemals gemacht worden ist, die beiden Küstenländer der Straße von Otranto unter einer Herrschaft zu vereinigen.

Dagegen hatte Venedig 1497—1503 aufs neue einen schweren Kampf um seine albanischen und griechischen Besitzungen zu führen. Die Türken eroberten Durazzo und Antivari, die Venezianer diejenigen der Jonischen Inseln, die sie noch nicht besaßen. Bei dieser Regelung des Besitzstandes blieb es bis zum Zeitalter Napolens I., wo infolge des Untergangs der Republik die Jonischen Inseln von England in Besitz genommen wurden.

Einen letzten Versuch, die Seeherrschaft der Venezianer zu brechen, machten die Türken im Jahre 1571; er scheiterte in der Seeschlacht von Lepanto, wo die Flotte des Königs von Spanien zugleich Königs von Neapel, in Verbindung mit der venezianischen die türkische Flotte vernichtete. Doch handelte es sich hier, wie auch in den türkisch-venezianischen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts, nicht mehr um die Herrschaft an der Straße von Otranto, sondern um venezianische Besitzungen im östlichen Mittelmeer (Cypern 1571/72, Kreta 1645—1669, Peloponnes 1687—99 und 1714—1718). An den beiden Küsten von Otranto und Durazzo herrschte von 1500—1900 Ruhe; die Verbindung des Königreichs Neapel mit Spanien einerseits, die Machtlosigkeit zur See und der Verfall des türkischen Reiches andererseits und die durch die Religion herbeigeführte Gegnerschaft beider Staaten sicherte Apulien vor türkischen Aspirationen und Venedig vor einem Bündnis der beiden Mächte, das ihm hätte gefährlich werden können. Um aber selbst die Politik der Normannen

Digitized by Google

wieder aufzunehmen, dazu war Spanien nicht imstande, auch wäre es dadurch von seinen wichtigeren politischen Interessen in Mitteleuropa abgezogen worden. Venedig verging. Sein Erbe ward die Habsburger Monarchie, deren Seehandel seit 1730 den venezianischen überflügelte. Österreich erbte mit Venedigs Seeherrschaft in der Adria auch seine Politik. Es lernte die Gefahren, die ihm von Apulien drohen konnten, im Jahre 1806 kennen, als Napoleon das Königreich Neapel eroberte, mit der Türkei in freundschaftliche Beziehungen trat, Korfu besetzte und den Pascha Ali von Janina, der Albanien vom türkischen Joch zu befreien strebte, insgeheim mit Geld und Muniton unterstützte. Der Mangel einer Flotte hinderte Napoleon an der Ausnützung der starken Stellung, die er sich in dieser Gegend des Mittelmeers geschaffen hatte, und nach seinem Sturze trat der frühere Zustand wieder ein.

Erst im letzten Menschenalter tauchte die albanische Frage wieder in der europäischen Politik auf, und zwar in den nämlichen Formen wie in grauer Vorzeit. Das neue Italien mußte früher oder später auf Entwicklung seiner Seegeltung bedacht sein und die Fäden der neapolitanischen, der normannischen Politik wieder aufnehmen. Das erkannte bereits mit dem intuitiven Scharfblick des Genies — denn studiert hatte er gerade diese Frage sicherlich nicht — Bismarck: auf dem Berliner Kongreß bot er Italien den Besitz Albaniens an. Italien lehnte ab; noch war es innerlich nicht genügend gefestigt, um eine derartige folgenreiche Expansionspolitik zu treiben, und vor allem konnte es nicht das Risiko eines Krieges mit Österreich-Ungarn auf sich nehmen, den eine solche Politik heraufbeschworen hätte. Doch ist Italien, namentlich im neuen Jahrhundert, mit großer Energie bestrebt gewesen, durch die modernen Mittel der Politik, wirtschaftliche Beziehungen, Gründung von Schulen, katholische Mission usw. Albanien seinem Einfluß zu unterwerfen. Daher befürwortete es auch 1913 die Unabhängigkeit des kleinen Landes, da dadurch die italienische Vorherrschaft begünstigt wurde.

Im Gegensatz dazu war die Habsburger Monarchie, deren Hafenstadt Triest an Venedigs Stelle getreten ist, schon seit dem Berliner Kongreß aufs eifrigste für die Erhaltung des status quo — Albanien als türkische Provinz — und als das nicht mehr ging, für Albaniens Freiheit tätig. Österreich war sogar vor sechs Jahren bereit, um der serbischen Forderung willen nach einem Hafen Albaniens (Durazzo) einen Krieg mit Serbien und Rußland auf sich zu nehmen, nicht etwa bloß merkantiler Interessen halber, wie man ihm damals vorwarf, sondern um die Herrschaft in der Adria und seine maritime Freiheit zu behaupten. Denn ein die albanische Küste beherrschendes Serbien würde stets Anlehnung an Italien suchen, und die Verbindung beider Staaten würde eine Lebensader der Habsburgischen Monarchie unterbinden. Daß insgeheim italienischer Einfluß im Spiele war, um die innere Festigung Albaniens unter einem von Österreich protegierten Fürsten zu hindern, dürfte über jeden Zweifel erhaben sein.

Digitized by Google

Der Albaner.

Von Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München.

Wenn du ins dunkelste Asien gehen willst, so erspare dir den Weg nach Afghanistan, Tschitral, Pamir und Tibet. Nimm deinen Stock und Hut, schiffe dich in Triest nach Durazzo oder Alessio ein und schlage dich dann landeinwärts. Du kommst in den dunkelsten Balkan, vulgo Albanien, und dort ist es dunkler als anderswo in Eurasien.

Dort ist noch viel zu entdecken. Der Volkskundler und der Ethnograph kommen auf ihre Rechnung, wie der Sprachforscher, der Naturwissenschaftler, sogar der Politiker und Nationalökonom. Nur ein „mbret" nicht. Und wie der letztere, werden die anderen Herren auch alle hauptsächlich das eine entdecken ... daß man sie dort gar nicht braucht. Aber ... Amerika hat Kolumbus, Afrika Livingstone und Stanley auch nicht gebraucht und trotzdem sind sie gefunden worden. „Hurra, wir sind entdeckt", wird wohl keiner der Eingeborenen dort je geschrien haben; ganz vermessen wäre es aber zu glauben, ein Albaner hätte sich je zu solchem Freudenschrei bewogen gefühlt.

Die Bekanntschaft mit Europa war noch für alle außereuropäischen Länder — und zu diesen kann auch eine Gegend in Europa selbst gerechnet werden, wenn man unter dem Terminus Europa nur die Kulturstaaten versteht — eine recht mißliche Sache. Diese Bekanntschaft bedeutete immer einen vollkommenen Bruch mit der Tradition und ehe es dem weißen Kulturbringer gelingt, eine neue Tradition zu schaffen, geht das beglückte Volk an einem inneren Bruch, an einem seelischen Knacks allzuleicht zugrunde. Um so leichter, je größer der Abstand zwischen der Kultur des europäischen Eindringlings und des fremden Eingebornen ist. Damit will ich nicht einmal auf die äußern Mittel wie Alkohol, Blattern und Syphilis hingedeutet haben. Was zum Knacks führt, ist gewöhnlich etwas ganz anderes. Es ist die Haltlosigkeit, die eintritt nach dem erzwungenen Bruch mit der Tradition. Sowohl in der materiellen, als auch in der geistigen Kultur. Wie im individuellen, so geht es auch oft im Völkerleben: ehe die Kraft auf das neue Ziel eingestellt ist, kommt es zum Bankerott.

Es muß das ja nicht gerade sein. Der Wechsel kann ohne zu großen geistigen und leiblichen Schaden überdauert werden. Wahrscheinlich schwebt jedem Leser das Wort „Japan" auf den Lippen. Aber es ist ein anderes, ob ein kulturell hochstehendes Volk sich einer anderen Kulturform zuwendet, wie die Japaner es getan, oder ob es sich in eine bedeutend höhere einleben soll. Letzteres war der Fall für die Ureinwohner Amerikas, denen weder die angelsächsische, noch die spanische Kultur dauernden Segen gebracht haben. Ich darf vielleicht noch an andere traurige Beispiele erinnern: Buschmänner und Hottentotten, Australier und Andamaner, gewisse nordsibirische Stämme. Womit wir lange nicht am Ende der Reihe sind.

Digitized by Google

Freilich, man darf die Albaner nicht mit den letztgenannten Völkchen auf eine Stufe stellen. Sie stehen sicher ungleich höher. Sie sind keine „Wilden“; es gibt Leute, die sie schon deswegen zu den Kulturvölkern rechnen möchten, weil sie zu den höchsten Religionsformen sich bekennen. Wie hoch oder wie niedrig sie stehen, das zu schildern ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Es ist eigentlich ein recht kleiner Teil des Balkan, der Albanien heißt. Südlich von Montenegro ziehen sich zwei Gebirgszüge nach dem griechischen Pindos hin: im Norden die Albanischen Alpen mit dem nach Nordost abgabelnden Schar Dagh, im Süden, etwa vom Ochridasee aus das Granmosgebirge. Diese Berge mit ihren Abdachungen nach Osten und Westen sind das heutige Albanien. Es grenzt im Norden an Montenegro und Serbien, im Osten an Neuserbien und Neugriechenland, im Süden nur an letzteres, im Westen an das Adriatische Meer. Das Altertum hatte andere Namen für Albanien. Es hieß damals Illyrien und Epiros. Das Land ist nicht gerade mit Reichtümern gesegnet. Gute Häfen fehlen; in die Reeden von Valona und Durazzo, Medua und Alessio müßten Millionen hineingesteckt werden. Es fehlt an schiffbaren Flüssen; sie haben alle wegen der Nähe des Gebirges ein zu starkes Gefälle, im Sommer teilweise wenig Wasser; nur der Ausfluß des Skutarisees, die Bojana, wird befahren. Die Drinebene ist fruchtbar; dafür streckt von Montenegro aus der Karst seine entfleischten Arme in das nordalbanische Gebirge herein. Es gibt viel Wald in den Bergen. Das Klima Nordalbaniens ist erdrückend heiß im Sommer, schrecklich rauh im Winter. Auch in Unteralbanien bewegt es sich in Gegensätzen. In den Ebenen ist es mehr ausgeglichen. Seen hat das Land im Norden (Skutarisee) und in der Mitte, die von Ochrida und Prespa. In den Ebenen gibt es Fieber; berüchtigt ist in dieser Beziehung die von Durazzo, sowie einige andere Sumpfgegenden. Getreide wird in den Ebenen gebaut, aber knapp soviel wie man bei bescheidensten Ansprüchen braucht. Im Gebirge tritt der Mais an seine Stelle. Es gibt auch Obst und Weintrauben. Die Wälder liefern Bauholz. Vom Mineralreichtum wissen wir noch wenig. Der Fischreichtum der Seen und Flüsse (besonders Skutarisee und Drin) ist beträchtlich. Aber alle diese Hilfsquellen werden von der Bevölkerung wenig ausgenützt; die Albaner sind eigentlich noch ein Volk von Hirten und Viehzüchtern. Schaf- und Ziegenherden trifft man meist im Gebirge; in der Ebene hält man auch Rindvieh und Büffel.

Die Verkehrsmittel sind noch ganz primitiv. Daß es keine Eisenbahnen gibt, ist ja allbekannt. Die Wege — ja, die Wege in Albanien! Fahrstraßen sind selten; alles übrige sind nur Saumpfade, höchstens noch Karrenwege. Man reist zu Fuß oder zu Pferde, legt sich aber alle paar hundert Meter die Frage vor, was mühsamer ist. In diesen gesegneten Strichen haust das Völkchen der Albaner. Es mögen im ganzen etwas über anderthalb Millionen sein. Viele davon aber leben

Digitized by Google

gar nicht in Albanien: 150—200000 in Italien, ebensoviele in Serbien und Montenegro, dreiviertel Millionen in Griechenland. Und das was übrig bleibt ist weit davon entfernt, ein einheitliches Volk zu bilden. Zunächst einmal unterscheidet man zwischen Gegen und Tosken, erstere im Norden, letztere im Süden. Der Unterschied zwischen Gegisch und Toskisch ist nun allerdings nicht so beträchtlich, daß man von zwei verschiedenen Sprachen reden könnte; aber Tatsache ist, daß Albanien noch keine anerkannte Schriftsprache hat. Noch nicht einmal ein allgemein anerkanntes Alphabet. Die Tosken schrieben früher ihre Sprache mit griechischen Buchstaben. Im Norden, bei den Gegen, wurde mit dem lateinischen Alphabet experimentiert. Den Sieg scheint die Schreibweise der Gesellschaft Bashkimi davontragen zu wollen. Prof. Weigand, der den südgegischen Dialekt von Elbassan wegen seiner vermittelnden Stellung zwischen den nördlichen und südlichen Mundarten gerne als allgemeine albanische Schriftsprache angenommen sehen möchte, verwendet das eben erwähnte Alphabet mit einigen Änderungen, also lateinische Buchstaben ohne diakritische Zeichen. Das erlaubt, Albanisch in einer beliebigen Druckerei zu setzen.

Auch in religiösen Dingen ist das Volk nicht einheitlich. Drei Religionen teilen sich in die unsterblichen Seelen der Albaner: der Katholizismus, die Orthodoxie und der Islam. Man kann sich leicht vorstellen, zu welchen betrüblichen Erscheinungen das bei einem so wenig kultivierten Volk führt, trotz einzelner Fälle von Duldung, genauer gesagt Gleichgültigkeit, wie z. B. Goptschevic einen bringt. Er schildert, wie in einer Familie Hammel- und Schweinefleisch in einem Kessel gekocht wurden; die mohammedanischen Mitglieder fischten sich dann die bäh-, die anderen die grm-grm-Stücke heraus.

Der Ursprung des albanischen Volkes ist noch nicht genügend aufgeklärt. Man wird wohl nicht sehr weit fehlgehen, wenn man sie für Nachkommen der alten Illyrer hält; da aber unsere Kenntnis von diesen auf ganz verkommenen Beinchen steht, ist nicht viel damit gewonnen. Gemischt sind sie sicher, wie sie ihrerseits an ihre Nachbarvölker abgegeben haben, besonders an die Griechen; aber gar so schlimm wird auch der albanische Salat nicht sein, wie ihn Goptschevic haben will. Er meint die Gegen seien ein Gemisch von Illyrern, Liburnern, Galliern, Römern, Goten, Serben, Normannen, Italienern, Griechen und Türken; die Tosken eins von Illyrern, Griechen, Römern, Serben, Goten, Normannen, Italienern und Türken. Wem's nicht genügt, der mag sich die Liste ad libitum verlängern.

Auf starke Mischung deutet nun allerdings der lautliche Zerfall der Sprache. Es ist unglaublich, was die Leute aus altem indogermanischem und römischem Sprachgut gemacht haben. Wie zerschlissen, zersprochen, abgeschliffen das alles ist! Das eine „mbret", der klägliche Rest des stolzen alten imperator mag als Beispiel genügen. Man kann in Europa lediglich noch das Kel-

Digitized by Google

tische als Beispiel für eine ähnlich starke Abschleifung alten Sprachgutes anführen. Glücklicherweise sind unter den Albanern noch keine Sprachreiniger aufgetaucht; sie müßten verrückt werden über der Schwierigkeit ihrer Aufgabe. Die Sprache ist nämlich indogermanischer Abkunft, aber der Wortschatz trägt das bunteste aller Harlekinskleider. Meyer, der das Albanische etymologisch untersucht hat, fand, daß unter 5140 Schlagwörtern 1420 romanischen, 540 slawischen, 1180 türkischen, 840 neugriechischen, ca. 400 altindogermanischen und ca. 730 unbekannten Ursprungs sind.

Einheitlichkeit in politischen Sympathien und Antipathien fehlt gänzlich. Man weiß recht gut, daß die Tosken, die gebildeten unter den Albanern, stark zu Griechenland neigen. Aber die Gegen? Ich hatte den Eindruck, daß sie mit niemanden recht Freund sind, mit niemanden recht Feind sein wollen, Geld von dem nehmen, der es gibt, ohne sich dadurch verpflichtet zu fühlen, unter keinen Umständen Steuern zahlen und im übrigen ihre Ruhe haben möchten. Darin stimmen Mohammedaner und Katholiken vollständig überein. Ich konnte von keinem der Leute, mit denen mich Zufall oder Absicht zusammenführte, ein bestimmtes Bild einer politischen Ansicht erlangen. Sie haben einfach keine. Sie klagen darüber, daß sie ein gar so unwissendes Volk seien, sie klagen über ihre Armut, über die Stiefmütterlichkeit ihres Bodens, über die Unsicherheit im Lande, über die Blutrache . . . aber sie schieben alle Schuld andern in die Schuhe und wissen doch nicht recht wem. Sie wollten von Österreich nicht viel wissen, aber auch nicht von Italien, von Serbien und Montenegro, und erst recht nichts von den Türken. Das gilt nun hauptsächlich von den Bergbewohnern, die Städter, die in Skutari, Durazzo, Tiranna usw. mögen besser wissen, was sie wollen, aber die scheinen die Kunst des Mantelsnach-dem-Winde-hängen gründlich studiert zu haben.

Die Zersplitterung in kleine und kleinste Stammeseinheiten, wie wir sie besonders im Norden, bei den Malisoren und Mirediten finden, trägt auch nicht gerade zur Einheitlichkeit bei. Allein die Malisoren zerfallen in eine ganze Reihe von Unterabteilungen. Es lassen sich zunächst drei Gruppen feststellen. Erstens: die sechs „Berge" von Schkodra (Skutari), zweitens: die kleineren Stämme nördlich von Schkodra, drittens: die gegen Gusinje und Ipek zu gelegenen Stämme. In den sechs Bergen hausen die Hoti, Klementi, Schkreli, Kastrati, Pulati, Posripa mit ihren Unterabteilungen. Jedes Stämmchen ist selbständig und unabhängig von den andern. Im Charakter sind sie verschieden von den Bewohnern der Städte und der Ebenen. Eine ungefähre Schätzung ergibt für die Malisoren eine Bevölkerungsanzahl von etlichen 60000 Köpfen. Die Katholiken sind in der Mehrzahl, dann folgen die Mohammedaner, Orthodoxe scheinen nur ganz wenige da zu sein. Man schildert den Charakter der Malisoren, d. h. der aus den Bergen, nicht ungünstig. Sie

Digitized by Google

haben entschieden etwas Ritterliches an sich. Tapferkeit, Mildtätigkeit dem Stammesgenossen gegenüber, Hilfsbereitschaft im Unglück, Gastfreundlichkeit, ein äußerst entwickeltes, wenn auch ganz eigenwüchsiges Ehrgefühl und Treue dem gegebenen Wort gegenüber, geben dem Charakterbild des Malisoren eine gewisse Größe. Es fehlt nicht an Schattenseiten. Allzu aufgelegt zu allerlei Raufhändeln, abergläubisch in hohem Grade, geistig wenig beweglich, sorglos und dem Neuen, selbst wenn es für gut befunden wäre, abhold, bieten sie wenig Angriffspunkte, wo eine Umwandlung zum Kulturmenschen einsetzen könnte.

Die Mirediten, die südlich der Malisoren das Bergland von Kalmeti und Oroschi bewohnen übertreiben in einigen Punkten noch die Eigenschaften der Malisoren. Sie werden als noch fanatischer, rachsüchtiger, stolzer und fauler geschildert, aber auch als tapfer und kühn und disziplinierter als ihre nördlichen Nachbarn. Die Mirediten waren allzeit gute Hilfstruppen; aber umsonst taten sie's nie. Die Dukadschini, zwischen Malisoren und Mirediten eingekeilt, sind wohl die Leichtsinnsbrüder unter den Nordalbanern. Als große Liebhaber von Gesang, Spiel und Tanz sind sie die geselligsten Gesellen unter den Schkipetaren. Die Bewohner der Matija wieder scheinen sich mit Überzeugung auf den Viehraub verlegt zu haben. Das verträgt sich bei den Katholiken mit einer ganz fabelhaften Frömmigkeit, bei Christ und Moslim mit exemplarischer Faulheit, mit Hang zu Diebstahl und Unmäßigkeit. Die Moslims unter ihnen scheinen überdies recht praktische Leute zu sein, die den Vorschriften ihrer Religion zuwider 50—60% für keinen übermäßig hohen Zinsfuß halten.

Recht schlecht schneiden bei den Kennern Albaniens im allgemeinen die Städte- und Ebenenbewohner ab. Goptschevic hat sie ganz besonders lieb gewonnen. Er ist aber gerecht genug, um nach den geschichtlichen Ursachen ihrer negativen Eigenschaften zu suchen. Mir scheint, er macht sich die Sache ein bißchen zu leicht, trotzdem setze ich die Stelle hierher: „Sowohl ethnographisch als auch in ihrem Charakter, Sitten und Gebräuchen von den katholischen Berg-Albanesen verschieden sind die Albanesen von Schkodra, Ljesch, Kruja, Tirana und den Ebenen von Nord- und Mittelalbanien. Dies mag davon herrühren, daß die Städter vermutlich die Nachkommen der venezianischen Kolonisten sind (daher wahrscheinlich auch der Krämergeist der Schkodraner) und die Bewohner der Ebene unmittelbar das türkische Joch zu ertragen hatten." (Das Fürstentum Albanien, S. 111.) Habsucht, Geiz, Undankbarkeit, Verleumdungssucht, Neid, Egoismus, Aberglauben und Bigotterie, Hochmut Niedrigeren und Kriecherei Höheren gegenüber, das sind so die lieben Seiten dieser Leute, wie sie nicht nur Goptschevic, sondern auch der Franzose Hecquard (schon 1858) schildern; was mir von Kennern des Landes in Skutari, Tirana, Durazzo und anderswo erzählt wurde, bewegt sich ungefähr in der gleichen Linie. Auch hierzulande, wie in der Levante, wie in gewissen Teilen

Digitized by Google

des Kaukasus hat der Moslim so manches in seinem Charakter vor den Christen voraus. Um dies zu erklären, genügt es nicht zu behaupten, der Moslim sei eben der Herr und es falle ihm daher leichter, Herreneigenschaften zu bewahren und zu zeigen; die Ursachen müssen tiefer liegen. Sie müssen in der Abstammung und damit in den tiefsten Tiefen des ererbten Charakters liegen, womit nicht geleugnet sein soll, daß die Geschichte eines Volkes, seine Rolle als Sklave oder als Herr, eine gewisse Auslese zustande bringen kann und muß.

Wie schon angedeutet, haben sich die Albaner bis jetzt schlecht und recht selbst regiert. Die Zersplitterung in kleinste politische Einheiten, die noch dazu durch den gebirgigen Charakter des größten Teils ihrer Heimat begünstigt wurde, hat ihnen diese Aufgabe auf der einen Seite ermöglicht, sie aber auf der anderen Seite nie zu einem Gefühl der Zusammengehörigkeit, der ersten Bedingung zur Bildung einer politischen Einheit, kommen lassen. Das zeigt sich besonders deutlich bei den Malisoren. Da bildete jeder Stamm eine kleine politische Einheit für sich, ein Republikchen vom Formate San Marino oder Monacco. Das wurde nach eigenem Gesetz regiert, das zahlte freiwillig keine Steuern und stellte keine Rekruten. Es war da wohl ein Mann, der in Skutari saß und die Pforte repräsentierte, der Vali, aber er hatte das Heft wirklich nicht in den Händen. Seine Autorität litt immer an Atemnot; sie konnte auf die Berge nicht hinauf. Droben saßen die Malisoren und taten, was ihnen gefiel. Jeder Stamm hatte seinen Barjaktar (Bajraktar, Fahnenträger); neben ihm walteten Gemeindevorstände oder sogen. Gjobaris, zu denen man die Tapfersten wählte, ferner die Dovrani's, von denen sich der Vali einbildete, sie seien ihm gegenüber für die gute Aufführung der Stämme verantwortlich. Alle diese Herren bilden den Rat der Plekjte, der Ältesten. Angelegenheiten von allgemeiner Wichtigkeit aber werden durch den Kuvént bestimmt, zu dem jedes Haus einen Vertreter schickt. Gesetzesverletzungen kosten Geld, meist aber, da bares Geld rar ist, Vieh. Als praktische Leute verjubelt man von Zeit zu Zeit das Erträgnis der Strafen; man veranstaltet eben ein Fest, zu dem jedes Haus einen Teilnehmer beordert. Privatklagen werden durch Schiedsrichter, von beiden Parteien ernannt, erledigt. Bezeichnend für die politische Auffassung der Leute und für die Kulturstufe überhaupt ist die Tatsache, daß Diebstahl bloß im „Inlande", d. h. im engsten Stammesgebiet als Vergehen gilt; jenseits der Stammesgrenze ist er straflos, vorausgesetzt, daß dadurch die „Bessa" (worüber weiter unten) nicht verletzt wird.

Am nachhaltigsten aber hat das Institut der Blutrache den Fortschritt der Albaner in der Richtung auf einen Zusammenschluß gehindert. Die Blutrache ist eine ganz verteufelt zweischneidige Einrichtung. Sie ist die Sippenverpflichtung, den gewaltsamen Tod eines Mitgliedes der Sippe an einem Mitglied der Sippe des Mörders, gleichviel welchem, durch Tod zu rächen. Frauen

Digitized by Google

sind davon ausgeschlossen, und es ist wohl der sympathischste Zug dieser heroischen Sitte, daß selbst der Mörder in Begleitung eines weiblichen Wesens vor der Rache gefeit ist. Die Rache schläft aber nicht ein, wenn der Mörder erlegt ist, denn von diesem Augenblick an hat dessen Sippe wieder ein „Blut zu nehmen". Endlose Feindschaften entstehen daraus. Und trotz der schweren Lebensbedingungen, die ein solcher Brauch schaffen muß, hält man fest daran. Das Gesetz der Blutrache ist heilig und unverbrüchlich. Es gibt wohl eine Möglichkeit, der Blutrache zu entgehen; aber der Weg dazu ist lang und schwer und selten geht die beleidigte Sippe auf eine unblutige Abwicklung des Handels ein. Wäre die Blutrache nur auf eigentliche Mord- und Totschlagsfälle beschränkt, so hätte sie vielleicht eine weniger große Ausdehnung genommen. Aber sie ahndet auch Vergehungen gegen die wohl in ganz Albanien exemplarisch strenge Geschlechtsmoral; sie ist die Sühne für Entführung, Verführung, Schändung, Ehebruch, oft auch für Verleumdung, Verletzung eines Versprechens, Beleidigung, ungünstige Zeugenschaft. Geradezu barbarisch aber ist es, daß Eheverweigerung Blutrache nach sich ziehen kann. Albanien kennt nämlich — wenigstens gewisse Stämme — die greuliche Sitte der Kinderverlobung; paßt nun dem Bräutigam sein Bräutchen nicht und er weigert sich sein po, po (ja) zu sagen, so kann bei strenger Auffassung der Rechte und Pflichten Ursache zu blutiger Sühne der Weigerung vorliegen.

Die Blutrache schuf einen ganz unhaltbaren Zustand im Lande. Ich war 1908 im Frühjahr dort und konnte nie das Gefühl los werden, daß man sich eigentlich im Kriegszustand befand. Die weit verstreuten Häuser sind hermetisch verschlossen, der Pflüger und Säer arbeitet schwer bewaffnet oder hat Gewehr und Pistole immer in Reichweite. Dann das hastige, mißtrauische Fragen und Antwortgeben bei Begegnungen, alles deutet darauf hin, daß man sich von seinem Nachbarn nichts Gutes erwartet. In Oroschi beim Abt Dotschi bedienten während des Abendessens die Leute mit dem Revolver im Gürtel und draußen in der Vorhalle standen die geladenen Gewehre, in Rsheni lief uns, als wir zum Luftschöpfen auf die Terrasse vor dem Pfarrhaus hinausgingen, unser Begleiter mit dem Hinterlader nach; in demselben Orte besuchten wir einen Mann, der seit Jahren im obersten Stockwerk seiner Kula (die festungsartigen Häuser heißen so) hauste und nicht hinauskonnte, weil er eine ganze Anzahl von „Bluten" auf sich hatte.

Härter und unerbittlicher noch als der Mord am Sippengenossen wird der am Gaste geahnt. Der Gast ist die absolut unverletzliche Person. Das Recht des Gastes muß sich gleichzeitig mit der Blutrache entwickelt und ausgebildet haben; es ermöglicht überhaupt Handel und Wandel fortzusetzen, wo die beständig drohende Lebensgefahr alles lahmzulegen imstande wäre. Bin ich erst einmal Gast eines Hauses, und ich werde es — die Sitte ist schön — erst wenn ich

Digitized by Google

etwas genossen habe, so hat der Besitzer die Verpflichtung, für meine unbedingte Sicherheit zu sorgen, nötigenfalls mit seinem Leben dafür einzustehen. Er entläßt mich auch nicht, ohne für meine Sicherheit auf dem Wege zu sorgen. Er liefert mich an meinen nächsten Gastfreund ab; beim Betreten des Hauses dieses letzteren erlischt seine Pflicht zur „Bessa", wie diese Sicherheitsgarantie heißt. Die Notwendigkeit hat dazu geführt, auch an Dinge die Bessa zu heften; gewisse Wege, Quellen, Unterkunftsorte haben die Bessa, insgleichen wer in Gesellschaft eines weiblichen Wesens ist; auch kann eine allgemeine Bessa zu gewissen Zeiten, zur Ernte z. B., oder zu einzelnen Festen erklärt werden. Verletzer der Bessa werden, wenn wir gut informiert sind, von der eigenen Sippe bestraft, gegebenenfalls mit Tod. Andrerseits verfällt ein Haus, das sich für einen innerhalb seiner Gemarkung getöteten Gast nicht einsetzt, der Blutrache von seiten der Familie des Ermordeten. Wie furchtbar ernst das alles genommen wird, erläutert z. B. ein Fall, den Steinmetz in seinem Werkchen „Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens" erzählt. „Im Dorfe Fani lebten zwei Männer in Blutfehde. Der Rächer konnte, da sich der Verfolgte sorgsam in acht nahm, nicht zum Schusse kommen; um endlich die Angelegenheit zum Abschluß zu bringen, versprach er ... einem dritten Inwohner des Dorfes eine Summe Geldes, falls dieser seinen Gegner erschieße. Der nichts Ahnende kam kurz darauf in das Haus des gedungenen Helfers, und dieser schoß ihn, die Gelegenheit benutzend, nieder. Kaum war die unerhörte Verletzung des Gastrechts ruchbar geworden, als sich schon die Ortsinsassen sammelten. Der Täter wurde ergriffen und sofort zum Tode verurteilt, nicht etwa deswegen, weil er einen Mord begangen, sondern weil er sich dazu in seinem Hause hatte verleiten lassen. Da jedoch ein Einzelner die Todesstrafe nicht vollstrecken konnte, weil er der Blutrache von seiten der Familie des Gerichteten verfallen wäre, wurde beschlossen, daß alle auf ihn schießen sollten; und die erste Kugel jagte dem Delinquenten der eigene Bruder durchs Herz."

So schwer nun eine solche Einrichtung auf einem Volke lasten mag, man darf sie nicht in Bausch und Bogen verdammen. Sie hat einen eminent erzieherischen Wert in einer Gemeinschaft, wo sonst von Erziehung nicht die Rede sein kann. Wenn eine Kugel einen Vertragsbruch, einen Mißbrauch, eine Beleidigung abschließen kann, nimmt man sich eben in acht; das gegebene Wort erhält eine hohe Bedeutung, die Umgangsformen werden verfeinert, man lernt sich beherrschen. Es werden entschieden Herrentugenden ausgebildet. Wie ritterlich das Gastrecht unter solchen Verhältnissen geübt wird, davon gibt wieder Steinmetz ein prächtiges Beispiel. Einem der beiden Nikaj (ein Stammesname), die Steinmetz eines Tages begleiteten, war vor vierzehn Tagen der Oheim erschossen worden und als nächster Verwandter hatte er die Blutrache zu üben. Er hatte auch einmal auf seinen Feind geschossen, ihn aber nur leicht verwun-

Digitized by Google

det. Als der Nikaj nun S. begleitete, trafen Mörder und Rächer wieder zusammen und wechselten harmlos Gruß und einige Worte. Dem fremden Gast zu Ehren hatte an diesem Tag das Gewehr nicht gesprochen. Es wäre auch stumm geblieben, wenn sich die beiden im Hause eines dritten getroffen hätten. Sie hätten wohl ruhig miteinander verkehrt, geraucht und Kaffee getrunken, aber eine Viertelstunde später wären draußen beim Zusammentreffen die Flinten gesprächig geworden. Noch ein Beispiel für den ungemein empfindlich gewordenen Begriff von Ehre. Goptschevic gibt es uns (S. 98). Im Jahre 1855 „soll ein Mann ausgesprengt haben, er habe irgend ein Mädchen mit einem jungen Manne plaudern sehen. Das Mädchen wartete Ostern ab; als dann der ganze Stamm versammelt war, rief es Gott zum Zeugen seiner Unschuld an und erschoß sich vor der Kirche. Das Kind war erst 15 Jahre alt. Sein Bruder metzelte zwei Tage später den Verleumder nieder".

Damit sei das Thema von der Blutrache erledigt.

All das Vorausgehende deutet auf eine recht niedrige Kulturstufe. Eine weitere Übersicht über das allgemeine Niveau fördert nicht viel Erfreuliches zutage. Daß bei dem fast gänzlichen Mangel an Schulen (die paar österreichischen oder italienischen zählen ja nicht) der Albaner eigentlich ein trostloser Ignorant ist, ist ja selbstverständlich. Wenn die Stellung des Weibes ein Kulturmesser ist, brauchen wir gleichfalls keinen hohen Maßstab. Die Frau ist zwar nicht ganz so gedrückt wie anderswo, aber mehr als ein besseres Haustier ist sie auch nicht. Sie ist erbunfähig bei den Malisoren, wie bei Mirediten, ebensowenig bekommt die Tochter etwas, wenn Söhne da sind. Sie ist ein Mensch eigentlich nur als Mutter. Sie hat alle Haus- und Feldarbeit auf sich. Sie hat keine Stimme, wenn es gilt, sie zu verheiraten — der junge Mann allerdings auch nicht. Sie ist der demütigen Sitte des Levirats unterworfen, d. h. die Brüder eines Verstorbenen haben das Recht, die Witwe zu heiraten, ohne sie um ihre Zustimmung zu fragen. Die Braut wird gekauft. Auf die Erziehung der Mädchen wird noch weniger gesehen, als auf die der Knaben.

Handel und Wandel sind noch arg rückständig. Es darf kein Haus und kein Grundstück verkauft werden an einen Fremden, ehe nicht alle Mitglieder der Familie um ihre Einwilligung befragt worden sind, ob sie das Objekt um den gegebenen Preis verkaufen wollen. Es erklärt sich das durch die Form des Besitzes, der wohl kein individueller, sondern Familien-, vielleicht sogar Sippenbesitz ist. Die Mirediten kennen keine Darlehens- und Zinsgeschäfte, allerdings auch keinen Wucher. Doch bereitet sich hierin ein Wandel vor. Dieselben Mirediten kennen keine Pacht; das Vieh weidet da wo es Nahrung findet, ohne daß der Eigentümer der Wiese Anspruch auf Entschädigung hätte. Der materielle Kulturbesitz ist überaus ärmlich; Urväterhausrat im vollen Sinne des Wortes. Es gibt keine Künste und kein Handwerk. Das einzige Künstlerische im

Digitized by Google

Leben der Albaner ist ihr Lied, eine mitunter wunderzarte Blume, wenn es sich um Liebe handelt, rauh und hart, wenn Streit und Kampf besungen werden. In dieses Chaos, in dem alles auseinanderstrebt, sich alles flieht, in dem fast nirgends ein fester Punkt zu finden ist, weder im Kulturellen, noch im Politischen, in dieses Land, zu diesem Volk, das noch von sich selbst nichts weiß, das zwischen der Türkei, Serbien, Griechenland, Italien und Österreich hin- und hergezerrt wurde, das für niemanden Sympathien hat und für niemanden haben kann, in dieses Land der Unkultur und der Blutrache hat die Unkenntnis und die Eifersucht der europäischen Staaten einen „Mbret" gesetzt. Es ist noch in aller Erinnerung, wie kläglich das Abenteuer ausgegangen ist. Es war nicht anders zu erwarten. Man schafft einen Staat nicht aus Nichts. Der verhängnisvolle Fehler war meiner Ansicht nach der, daß man Albanien für ein zwar vernachlässigtes, aber doch immerhin wirkliches Stück Europa angesehen hat. Aber für Albanien kommen nur koloniale Methoden in Betracht. Es muß als Kolonie besiedelt, kultiviert und behandelt werden. Leicht wird diese Aufgabe keineswegs sein; sie wird viel Zeit, viel Mühe, viel, viel Geld und vielleicht auch viel Menschenleben kosten. Ein unabhängiges Albanien ist ein Schwindel. Zusprechen will ich es niemanden. Nur scheint mir, daß sein Besitz aus politischen und strategischen Gründen wünschenswert, sogar notwendig wäre. Wer der Besitzer ist, den ich hier im Auge habe, brauche ich nicht erst zu sagen. Inzwischen wird das Wenige, was dort vorhanden ist, auch noch vernichtet. Niemand wird behaupten wollen, daß all das, was das Land seit ein paar Jahren durchgemacht hat, zu seiner Hebung beigetragen hat. Das Ländchen und sein Völkchen haben ihren Knacks weg. Ja, ja, Europa, eine der ältesten Sagen bringt dich mit einem Hornvieh in Verbindung.

Das englische Balkankomitee.

Von Otto Freiherrn von Dungern, Professor des Staatsrechts an der Universität Czernowitz.

Fast alle Kolonien Großbritanniens sind dadurch entstanden, daß die Regierung sich in irgend einem Teil der Welt ihrer Untertanen angenommen hat, wenn sie mit fremden Einwohnern in Streit gerieten. So sind schon die ältesten englischen Niederlassungen in Asien und Afrika, in Amerika und Australien gegründet worden, weil es der Regierung der Mühe wert schien, gefährdeten Interessen englischer Unternehmer, manchmal auch Abenteurer, den Rückhalt einer militärischen Hilfe zu geben. Aus einer Organisation der englischen Niederlassungen, aus territorialer Abrundung der so entstandenen britischen Hoheitsgebiete und aus weiter in das Hinterland greifenden Bünd-

Digitized by Google

nis- und Freundschaftsverträgen haben sich dann die Kolonien gebildet. Erst in neuerer Zeit ist Großbritannien dazu übergegangen, mitunter fremdes Gebiet zu besetzen, lediglich um dadurch militärische Stützpunkte zu gewinnen, oder gar, wie auf einigen Inseln Australiens und in einzelnen Teilen Afrikas, nur deshalb, weil man nicht wollte, daß eine andere Nation sich dort festsetzte.

Auch die politischen Interessen, die nicht zu Kolonialgründungen geführt haben, gelten regelmäßig dem Handel englischer Untertanen, oder auch, und das ist ein ganz eigentümlicher Zug der englischen Weltpolitik, idealen Sympathien, die angesehene Engländer für fremde Völkerschaften gefaßt hatten. Als Anfang des 19. Jahrhunderts die Türkei zum ersten Male von einer modernen Großmacht in Ägypten und in Asien angegriffen wurde; als Napoleon seine Truppen dort hingeführt hatte, trat England als Feind Frankreichs dort für die Herrschaft des Sultans ein. Der Angriff der englischen Flotte auf Konstantinopel einige Jahre später blieb eine vorübergehende Episode, aber das Aufflackern der griechischen Befreiungsbewegung und der überwältigende Enthusiasmus englischer Griechenschwärmer zwangen dann die Regierung mitzuwirken bei der Schwächung des Türkischen Reiches, das zu erhalten doch für die großen politischen Ziele englischer Weltinteressen mehr und mehr ein wichtiges Problem wurde. Dieser Konflikt zwischen dem politischen Bestreben, die Türkei gegen Rußland zu stärken, und der Nachgiebigkeit Humanitätsbestrebungen gegenüber, die seitdem immer wieder weite Kreise in England gegen die Türken aufgebracht haben, dauert bis heute fort. Nach den Griechen waren es Armenier, Montenegriner und Serben, christliche Araber am Libanon, Juden in Palästina, Bulgaren und Mazedonier und sogar die Albaner, für die sich maßgebende Kreise in England begeisterten und für die großbritannische Diplomaten immer wieder eingreifen mußten, wenn die Unterdrückungen die Wellen der Empörung in England hochschlagen ließen. Erst in unserem Jahrhundert ist es in England den Freunden unterdrückter Nationen im Türkischen Reiche schwerer geworden, ihren Nationalitäts-, Christentums- und Menschlichkeitsforderungen im Parlament Nachdruck zu verschaffen. Natürlich: die Türkei ist immer schwächer geworden und immer schwieriger wird es, ihre Machtstellung Rußland gegenüber aufrecht zu erhalten. Die augenblickliche Konstellation, die, offiziell wenigstens, Großbritannien als Gegner der Türkei an die Seite Rußlands geführt hat, widerspricht allen gesunden Traditionen der englischen Politik und wird nicht von Dauer sein.

Die letzte großzügige Wirksamkeit englischer Philanthropen zugunsten eines christlichen Staates unter mohammedanischer Bedrückung war die Bewegung, die sich im Londoner Balkankomitee organisiert hat. An der Spitze dieses Komitees stand von Anfang an als Gründer und Leiter Noel Buxton. Sein Auftreten in Sofia und Bukarest im September und Oktober 1914, das

Digitized by Google

Attentat, das damals auf ihn und einen jüngeren Bruder in Bukarest von einem Jungtürken ausgeübt wurde, und schließlich der Mißerfolg dieser Mission stehen noch in unser aller Erinnerung. Die ganze Unternehmung ist so typisch für die Methoden englischer auswärtiger Politik im Orient, daß es sich lohnt, darüber etwas mehr festzuhalten, als bisher bekannt geworden ist.

In England finden sich stets vermögende junge Leute, die gern in die Welt hinauswandern nach Gegenden, von denen man daheim möglichst wenig weiß. Der Engländer ist so verwachsen mit Interessen in allen Gegenden der Welt, er wird, selbst wenn er nur seine illustrierten Zeitungen liest, von Kind auf so sehr dafür erzogen, sich mit allen möglichen fremden Ländern und Völkern zu beschäftigen, daß bei ihm leicht auch ohne wissenschaftliches Forschungsbedürfnis oder kaufmännischen Unternehmungsgeist die Neugier nach ungewöhnlichen Reiseerlebnissen sich entwickelt. Noel Buxton kam von der Universität, als er 1899 zum erstenmal eine Reise nach dem Balkan unternahm; im Grunde, wie er mir selbst wenige Jahre später gestanden hat, nur, um irgend einen Erdenwinkel kennen zu lernen, der bis dahin ziemlich unbekannt war. Zwar hat es vor ihm schon englische Reisende gegeben, die mit feinem Verständnis für Land und Leute den Balkan durchstreift haben. Das Buch des irischen Weltbummlers Urquhard über die europäische Türkei gehört heute, nach 60 Jahren, noch zu den Werken, die man lesen muß, wenn man sich über Mazedonien und Albanien gründlich orientieren will. Aber es gab dort gerade in den Bergländern an der damaligen Nordgrenze der europäischen Türkei weite Strecken, von denen man in Europa nur hörte, wenn Notschreie aus Sofia oder Philipopel von Übergriffen der korrupten Beamten und Soldaten Abdul Hamids gegenüber einer wehrlosen Bauernbevölkerung berichteten; Noel Buxton konnte also sicher sein, daß er etwas sehen würde, und zu erzählen haben würde, wenn er sich in diesen schwer zugänglichen Gegenden umsah. Er nahm einen Freund mit, kaufte sich in Bulgarien Pferde und Lebensmittel, mietete Diener, Koch, Wächter und zog von Dorf zu Dorf. Das Land und die Menschen haben ihn gefesselt. Er hat sich für ihre Sorgen und Nöte, Kämpfe und Hoffnungen erwärmt und ist nach Mazedonien zurückgekehrt, jahrelang, um seine Ferien lieber dort auf einem Boden, der ja künftig einmal politisch wichtig werden mußte, zuzubringen, als in irgend einem eleganten Kurort der Schweiz sich die Zeit mit Tennis zu vertreiben.

Im Sommer 1904 hatte in Mazedonien wieder eine der großen Metzeleien stattgefunden, die seit dem Berliner Kongreß die Christen jener Teile der Türkei in Aufregung hielten. Berichte aus Bulgarien, wo sich seit einigen Jahren ein ständiges Komitee geflüchteter Mazedonier festgesetzt hatte, sprachen von 40000 Bauern, denen die türkischen Soldaten Haus und Hof zerstört, die Habe geplündert, die Felder verbrannt, das Vieh geraubt hätten, und die

Digitized by Google

vor der Mordgier ihrer Verfolger in die unwirtlichen Balkanberge geflohen wären . . Noel Buxton wußte, wie es in diesen Bergen aussieht. Er konnte sich sagen, daß, wenn der Winter mit seiner bitteren Kälte und seinem metertiefen Schnee dort einziehen würde, alle diese elenden Menschen dem Tod durch Hunger und Entbehrung preisgegeben waren. Und er sah eine Gelegenheit, sich auf Grund seiner besonderen Kenntnisse in einer akuten Tagesfrage vor der englischen Öffentlichkeit eine Position zu schaffen; denn er war ein kluger Kopf und hatte damals schon den Ehrgeiz, in seinem Vaterlande eine politische Rolle zu spielen, wie das den Traditionen seiner altangesehenen und begüterten Familie und seiner ganzen Verwandtschaft entsprach. Es gelang ihm mit Hilfe einflußreicher Verwandter und Freunde, innerhalb weniger Tage große Versammlungen zu organisieren, in denen er die öffentliche Meinung für die verfolgten Mazedonier erwärmte, und ganz erhebliche Beträge zur Durchführung einer großzügigen Hilfsaktion zusammenzubringen. Der Engländer hat immer Respekt vor Tatsachen. Buxton wußte zu erzählen; er kannte die Dörfer, die verwüstet waren, aus eigener Anschauung, kannte die Furcht, mit der die Bewohner seit Jahren den türkischen Übergriffen entgegengesehen hatten, aus Gesprächen, die er selbst mit diesen Leuten geführt, und kannte die Hilfsquellen des Landes gut genug, um genau sagen zu können, wie völlig unmöglich es den Ausgeplünderten sein würde, sich selbst zu helfen und auf welchen Wegen Hilfe von außen ihnen gebracht werden konnte.

Aus den öffentlichen Versammlungen und der schnell organisierten Hilfsaktion ist eine Vereinigung geworden, die seitdem fortbestanden hat. Sie nannte sich Balkan-Komitee. Sie zählt heute noch die bedeutendsten Balkankenner Englands, übrigens auch Ausländer, zu ihren Mitgliedern. Es ergab sich ganz von selbst, daß Noel Buxton an die Spitze gewählt wurde. Als er einige Jahre nach der Gründung in das englische Parlament eintrat, ergab es sich ebenso von selbst, daß er fortan als einer der ersten Sachverständigen für die Balkanangelegenheiten in England angesehen wurde. Tatsächlich ist er jetzt seit Jahren für die Fragen der europäischen Türkei einer der Berater Sir Edward Greys gewesen, zu dessen Partei er als strenger Liberaler gehörte. Das Komitee hat bis zum Balkankriege Großartiges an praktischer Hilfstätigkeit geleistet. Als nach dem zweiten Balkankriege die schweren Verfolgungen der Mazedonier, nun nicht mehr durch undisziplinierte türkische Beamten und Soldaten, sondern durch die griechischen und serbischen Eroberer stattfanden, hat Noel Buxton seine Kenntnis der Verhältnisse und die Mittel seines Komitees in Sofia den Behörden und vor allem dem Hilfswerk der Königin von Bulgarien für mazedonische Flüchtlinge zur Verfügung gestellt. Buxton wählte einige englische Damen und Herren aus, die er mit großen Mengen von Kleidern, Mais und anderen Lebensmitteln in die verschiedenen Hungerdistrikte hinaus-

Digitized by Google

sandte. Auch bei dem Wiederaufbau ihrer Höfe und Dörfer ist später den Leuten methodisch geholfen worden. Übrigens wurden dabei als eingeborene Hilfsorgane, die man brauchte, um die Sachen zu verteilen, Albaner verwendet, weil man dem Albaner allein in jenen Gegenden so viel trauen kann, daß man sicher ist, daß er Sachen, die ihm für andere übergeben werden, auch wirklich so verteilt, wie man es wünscht, und nicht etwa zu seinem eigenen Vorteil irgendwie beiseite schafft. Jedenfalls hat seit nun mehr als zehn Jahren englische tätige Hilfe durch die Arbeit des Komitees in großzügiger Weise überaus segensreich gewirkt, in Mazedonien wie in Bulgarien.

Der Sieg der jungtürkischen Revolution 1908 veränderte die Stellung, die das Balkankomitee der türkischen Regierung gegenüber einnahm. Unmittelbar nach der Gründung im Jahre 1904 war Noel Buxton zu dem englischen Ministerpräsidenten, damals noch Salisbury, gegangen, und hatte ihn um offizielle Einführung seiner Abgesandten und seines ganzen Hilfsunternehmens bei den englischen Konsularbehörden in der Türkei gebeten. Die englische Regierung stand damals auf bestem Fuße mit der Türkei. Tatsächlich ist ja auch damals von einem diplomatischen Schritt Englands zugunsten der unterdrückten Mazedonier, wie ihn die englische öffentliche Meinung verlangte, abgesehen worden. Salisbury lehnte es deshalb auch ab, der Unternehmung des Balkankomitees irgendeine offizielle Unterstützung zuzusagen. Aber er widerriet Buxton nicht, seine Hilfsaktion durchzuführen; und das bedeutete für den Engländer aus bekannter Familie so viel, daß sein Unternehmen überall sicher war, das Wohlwollen aller englischen Beamten zu finden; ja mehr: persönliche Förderung und Unterstützung mit allen Mitteln, die das Auftreten eines englischen Diplomaten oder Konsuls im Ausland an die Hand gibt. Als bald darauf die liberale Partei, zu der Noel Buxton gehörte, in England zur Herrschaft kam, hatte es das Balkankomitee leichter. Es kamen die Jahre, in denen England einhellig mit den übrigen Großmächten energisch für Reformen in der europäischen Türkei eintrat. Buxton und seine Leute waren die extremsten Vertreter dieser Richtung. Das ursprünglich rein philanthropische Unternehmen, das weiter Jahr für Jahr große Summen für Unterstützung der mazedonischen Christen aufwandte, wurde mehr und mehr politisch.

Eine Folge der Politisierung des Balkankomitees war der Widerstand, den die Griechen damals den Unternehmungen des Komitees entgegensetzten. Die Versorgung der notleidenden Bauern fand auf dem Seewege über Saloniki statt. Die Reisen der Komiteemitglieder und die Transporte der Hilfsmittel für die Mazedonier gingen also durch Gebiete, die von den Griechen als Domänen ihrer künftigen Ausdehnung angesehen wurden. In Mazedonien bekämpften sich ja die bulgarisch-mazedonischen und die griechischen Banden blutig und vergaßen darüber oft genug den gemeinsamen Haß gegen die türkische Miß-

Digitized by Google

wirtschaft. Sogar in deutsche Zeitschriften haben sich damals griechische Beschwerden über die Tätigkeit des Balkankomitees zum Nutzen Bulgariens verirrt. Auch zu der dritten christlichen Balkanmacht, die in Mazedonien gegen den Mohammedanismus auftrat, zu Rumänien, das diplomatisch und mit Geldunterstützungen, Lehrmitteln, Schul- und Kirchenbauten für die Kutzowalachen eintrat, kam das Balkankomitee in einen gewissen Gegensatz. Im Jahre 1905 bereits hatte Noel Buxton Gelegenheit gefunden, der Königin Elisabeth von Rumänien über seine Arbeit auf dem Balkan eingehend zu berichten. Es war ihm dabei nahegelegt worden, auch jene von Rumänien unterstützten Balkanrumänen, die sogenannten Kutzowalachen, nicht außer acht zu lassen. Er hatte dies abgelehnt. In dem Konflikt Rumäniens mit Bulgarien, der bald darauf eben wegen der mazedonischen Verhältnisse sehr scharf wurde, hat sich das Balkankomitee ganz auf die Seite der bulgarischen Regierung gestellt; es war mit den großbulgarischen Interessen schon zu sehr verwachsen. Die türkische Revolution von 1907 und 1908 hat für kurze Zeit die Stellung des Balkankomitees völlig geändert. Die Großmächte zogen angesichts der jungtürkischen Reformversprechungen ihre eigenen Reformforderungen und Pläne, die sie im Prinzip bei Abdul Hamid gerade durchgesetzt hatten, sofort zurück. Die Engländer glaubten in den Jungtürken gute Freunde zu haben und hofften durch rückhaltloses Nachgeben der neuen türkischen Regierung gegenüber den deutschen Einfluß in Konstantinopel in Schach zu halten, der sich, wie man damals in ganz Europa und merkwürdiger Weise sogar in Deutschland selbst annahm, auf das persönliche Regiment Abdul Hamids stützte. Ich darf mich nachträglich hierüber wundern; denn ich habe in jenen Tagen sofort diesen deutschen Pessimismus in der Zeitschrift „Der Morgen" bekämpft. Auch das Balkankomitee und sein Leiter, Noel Buxton, verbündeten sich schnell mit den Jungtürken, weil sie annahmen, daß ihre Arbeit nunmehr ohne weiteres die Zustimmung der neuen türkischen Regierung finden und jedenfalls keinerlei Widerstand begegnen würde. Die mazedonische Bewegung war ja, genau wie die albanische, eine Bildungsbewegung. Die Mazedonier und mit ihnen die bulgarische Regierung verlangten für sich, wie die Albaner, in erster Linie Schulen; Freiheit, in eigenen selbstverwalteten niederen und höheren Unterrichtsanstalten ihre eigene Sprache und Religion zu pflegen, um auf diese Weise sich von der türkischen Lethargie loszumachen und den Anschluß an das christliche Europa zu erreichen. In der Tat sind unmittelbar nach der türkischen Revolution von den Mazedoniern genau wie von den Albanern eine Reihe unabhängiger eigener Schulen gegründet worden. Bulgarische Literatur fand im Lande schnell lebhafte Aufnahme und eigene Zeitungen in der bulgarischen Sprache traten auf — alles entsprechend den Grundsätzen von Freiheit und allgemeiner kultureller Entwicklungsfreudigkeit, die das jungtürkische

Digitized by Google

Komitee für Einheit und Fortschritt offiziell im Gegensatz zu den Regierungsmaximen Abdul Hamids auf seine Fahne geschrieben hatte. Das Balkankomitee segelte also im Fahrwasser der neuen Konstantinopler Regierung.

Die Reaktion kam schnell. England und Frankreich hatten zu früh triumphiert, als sie wähnten, den Einfluß des deutschen Botschafters in Konstantinopel, des Baron Marschall, verdrängt zu haben. Die Interessengemeinschaft Deutschlands mit der Türkei hatte nicht in einem Bündnis mit den autokratischen Praktiken Abdul Hamids bestanden, sondern ruhte auf gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen. Die neue Konstantinopler Regierung fand deshalb sehr schnell wieder den Anschluß an Deutschland und der deutsche Einfluß machte sich wieder dahin geltend, daß einem Auseinanderfallen des Türkischen Reiches in seine einzelnen Nationalitäten vorgebeugt und eine Konzentration der Regierung erstrebt wurde, die sogar noch stärker war, wie die nur äußerlich einheitlich zusammengehaltene Regierung des abgesetzten Sultans. In Mazedonien aber machte sich das neue Einheitsbestreben der Jungtürken dadurch geltend, daß die schnell emporgeblühte nationale Autonomie der mazedonischen Bulgaren sich wieder unter scharfe Kontrolle gestellt sah und energischer Einschränkung unterworfen wurde. Die Folge war bittere Enttäuschung bei den Mazedoniern und bei ihren englischen Freunden. Die jungtürkischen Neigungen Noel Buxtons machten alsbald einer heftigen Gegnerschaft Platz. Vielleicht gerade weil er sah, daß er sich mit den Jungtürken verrechnet hatte, ist Buxton damals in den schärfsten Gegensatz zur neuen türkischen Regierung getreten und hat jene Wirksamkeit auf dem Balkan begonnen, die ihn zum erbitterten Feind der türkischen Regierung gemacht hat. Er hat seitdem seine Aufgabe darin gesehen, mit allen Mitteln der politischen Wühlarbeit auf eine Vernichtung der türkischen Herrschaft auf dem Balkan hinzuarbeiten. Er hat in den letzten Jahren vor dem Balkankrieg sich völlig mit den Eroberungsplänen des Königs Ferdinand von Bulgarien identifiziert, da er nur noch in einer staatlichen Ausscheidung Mazedoniens aus dem türkischen Reich die Möglichkeit für eine freie nationale Entfaltung seiner Schutzbefohlenen sah. Er hat deshalb auch damals Beziehungen zum Hof und zur Regierung in Belgrad angeknüpft und sein möglichstes getan, um einen Bund der beiden slawischen Balkanmächte gegen die Türkei zustande zu bringen und seine eigene Regierung, auf die er als Parlamentarier immer größeren Einfluß gewann, für einen solchen Bund als das einzige Mittel zur endgültigen Befreiung der Balkanchristen einzunehmen. Deshalb hat man seitdem nicht ganz mit Unrecht dem Balkankomitee vorgeworfen, daß seine Tätigkeit sich immer weniger in philanthropischen Hilfsunternehmungen erschöpfte und vielmehr dem revolutionären Auftreten von Banden Vorschub leistete, die mit allen Mitteln auf einen Anschluß an das nunmehr selbständige Königreich Bulgarien hinarbeiteten.

Digitized by Google

Nach dem Ergebnis der Entwicklung, wie es heute vorliegt, wird man dem Balkankomitee zugeben müssen, daß es hierbei nicht ohne politischen Weitblick gehandelt hat. Aber einen Fehler hat Buxton dabei doch begangen: er hat es damals wieder versäumt, den Anschluß an Rumänien zu suchen. Er hat nicht begriffen, daß den Rumänen ein politisches Ergebnis, wie er es im Auge hat, unmöglich gleichgültig sein konnte. Er hat sich nochmals in dem Gegensatz zwischen rumänischen und bulgarischen Interessen, der kurz vor dem Balkankrieg immer offener und gewaltsamer zutage trat, ganz von den bulgarischen Ansichten leiten lassen, die jede Verständigung mit dem nördlichen Nachbar ablehnten, weil sie glaubten, daß Bulgarien stark genug sei, um, zumal im Bunde mit Serbien, ohne jede Rücksichtnahme auf die rumänischen Interessen gegen die Türkei vorgehen zu können. Allerdings befand er sich ja damit in Übereinstimmung mit der englischen Politik, die sich lediglich von dem Gesichtspunkt leiten ließ, den deutschen Einfluß in Konstantinopel zu brechen; und Rumänien galt damas mit Recht den Engländern als stiller Bundesgenosse der Dreibundmächte und damit auch der Türkei.

Wie der Gegensatz zwischen den Türken und den slawischen Balkanmächten, zu denen immer deutlicher die Griechen hinzutraten, sich im Laufe des Italienisch-Türkischen Krieges verschärfte, ist noch in unser aller Erinnerung. Der erste Balkankrieg 1912—1913 hat dann für kurze Zeit die Wirksamkeit des Balkankomitees zum Siege geführt. Noel Buxton konnte im Frühjahr 1913 mit seiner Arbeit zufrieden sein. Im Anfang April hat er noch in London an einer denkwürdigen Sitzung englischer Parlamentarier teilgenommen, in der es gelang, den maßgebenden Parlamentsmitgliedern klar zu machen, daß in dem Programm der Nationalitätenbefreiung auch Albanien Platz finden müsse. Dann ist er nach Kleinasien gereist, um das nächste große Problem zu studieren, das sich aus der scheinbaren Auflösung der Türkei ergab: die Befreiung der christlichen Armenier.

Infolgedessen war Noel Buxton nicht in London, als der zweite Balkankrieg den völligen Umschwung zuungunsten Bulgariens brachte. Darauf ist es wohl auch zurückzuführen, daß die Proteste, in denen das Balkankomitee im Parlament und in der Presse sich der Bulgaren annahm, als die Beschuldigungen der Griechen gegen die angeblichen bulgarischen Grausamkeiten im Sommer 1913 laut wurden, ziemlich lau ausgefallen sind. Erst als Noel Buxton von seiner Reise nach Kleinasien zurückkehrte, nahm er seine Tätigkeit für die Mazedonier energisch wieder auf.

Die Lage war jetzt eine ganz andere. Die Gegner der bulgarischen Mazedonier waren nicht mehr die Türken, die traditionellen mohammedanischen christenfeindlichen Unterdrücker, sondern die Griechen und die Serben, die nunmehr den größten Teil von Mazedonien besetzt hielten. Die staats- und

Digitized by Google

völkerrechtliche Grundlage der gegebenen Verhältnisse, die es zu beseitigen galt, war nicht mehr die türkische Herrschaft auf dem Balkan, sondern die durch den Bukarester Friedensvertrag vom August 1913 geschaffenen Territorialgrenzen. Das Gleichgewichtsprinzip, das durch Rumänien auf der Bukarester Friedenskonferenz durchgesetzt worden war, hatte gesiegt über das Nationalitätsprinzip, das die einzelnen Gegenden des Balkans den Ländern zuteilen wollte, die in der Bevölkerung die meisten Konnationalen feststellen konnten. Die Lage des Balkankomitees war schwierig; denn das Ergebnis der Bukarester Konferenz schien vorläufig so gefestigt, daß ein Kampf hiergegen keinen Erfolg versprach. Noel Buxton setzte deshalb den Hebel auf eine andere Grundlage an. Auf der Konferenz hatte nur Rumänien für seine Konnationalen in Mazedonien durchgesetzt, daß die serbische, griechische und bulgarische Regierung sich verpflichteten, je in ihrem Land die rumänischen Schulen und Kirchen in ihrer autonomen Entwicklung nicht zu stören. Alle Versuche, in das Friedensinstrument eine allgemeine Klausel zu bringen, die den Mazedoniern oder auch den Albanern eine analoge Selbständigkeit sichern sollte, waren gescheitert. In dieser Hinsicht hoffte das Balkankomitee etwas erreichen zu können. Schutz der fremden Minoritäten, wie er einst von der Türkei zugestanden worden war, sollte nun von Griechenland und Serbien für die Mazedonier erwirkt werden. Im Juni 1914 lud mich Buxton in London zu einer Besprechung ein. Ich hatte mich an ihn gewandt, weil ich hoffte, bei ihm etwas größeres Interesse für die Albaner wecken zu können, die den Griechen und Serben gegenüber in genau der gleichen üblen Lage waren, die sich genau den gleichen Angriffen und Unterdrückungen ausgesetzt sahen, wie die bulgarischen Mazedonier. Noel Buxton wußte, daß ich im Begriff war, nach Rumänien zu fahren und dort Gelegenheit haben würde, mit dem König Carol über diese Dinge zu reden. Wir trafen uns auf der berühmten Terrasse des Parlamentsgebäudes über der Themse, während einer langen Sitzung des Unterhauses. Es war in den Tagen, in denen alle Welt glaubte, daß jede Stunde die Nachricht vom Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Griechenland und der Türkei bringen müsse. Eine Interpellation über die auswärtige Politik der englischen Regierung stand auf der Tagesordnung. Noel Buxton erklärte mir, daß Sir Edward Grey bereits mit diesem neuen Krieg rechne und war erstaunt, als ich ihm versicherte, daß nach meiner Kenntnis der Schritte, die Rumänien in Konstantinopel und Athen getan hatte, mit Sicherheit anzunehmen sei, daß es zu dem Krieg nicht kommen werde. Er nahm also die Fortdauer des Friedenszustandes als Grundlage an. Das bedeutete für ihn, daß vorläufig sich keine Aussicht eröffnen würde, Griechenland mit neuem Besitz auf den Inseln oder gar in Kleinasien zu entschädigen für eine eventuelle Rückgabe von Kawalla und Serres an Bulgarien; oder auch Bulgarien zu-

Digitized by Google

frieden zu stellen durch den Besitz von Adrianopel. Der Angelpunkt der Lage auf dem Balkan lag nach wie vor in Bukarest. Daraufhin argumentierte also Noel Buxton: Großbritannien ist die einzige europäische Großmacht, die den Bukarester Frieden noch nicht offiziell anerkannt hat; es muß Rumänien daran liegen, diese Zustimmung nachträglich noch zu bekommen; das Ansehen der rumänischen Regierung und besonders des Königs Carol in London ist so groß, daß Großbritannien einem Wunsch Rumäniens um Unterstützung allgemein gerechtfertigter Forderungen gern nachkommen wird; Sir Edward Grey wird den Bukarester Frieden offiziell anerkennen, wenn der König von Rumänien in London anregt, daß die Großmächte einen rumänischen Wunsch der Durchführung nationaler Garantien für die Minoritäten bulgarisch-mazedonischer und albanischer Nationalität in Serbien und Griechenland unterstützten. Noel Buxton versicherte mir, daß Sir Edward Grey leicht die übrigen Großmächte zu einem dahin gehenden gemeinsamen Schritt in Athen und Belgrad bringen könne, wenn eben nur eine Anregung hierzu vom König von Rumänien in London gegeben werde.

Ich erklärte mich gern bereit, diese Mitteilungen dem Könige zu überbringen; die Sache war entschieden geschickt ausgedacht, denn Rumänien war es ja gewesen, das auf der Bukarester Konferenz für den allgemeinen gegenseitigen Schutz der Minoritäten in den verschiedenen Balkanstaaten eingetreten war, wenn auch weniger aus Liebe für die bulgarischen Mazedonier, als aus einem höheren politischen Gesichtspunkt: um künftigen Reibungen und Unruhen vorzubeugen. Aber ich wußte auch, daß in Rumänien keinerlei Bedürfnis nach ausdrücklicher großbritannischer Anerkennung des Bukarester Friedens bestand. Die rumänische Regierung fühlte sich der Resultate, die sie erreicht hatte, auch ohnedies sicher. Die Anerkennung der übrigen Großmächte genügte ihr. Der Lohn, den Sir Edward Grey in Aussicht stellte, konnte also für König Carol nichts Verlockendes haben. Außerdem war ja damals schon in der Presse die Rede davon gewesen, daß die Regierungen Griechenlands wie auch Serbiens verschiedentlich einzelnen Großmächten erklärt hatten, sie hätten ihren Organen Anweisung gegeben, den berechtigten Wünschen der Mazedonier und der Albaner volles Entgegenkommen zu gewähren. Trotzdem hat das Balkankomitee unmittelbar darauf im Parlament und in Kundgebungen, die in der Presse abgedruckt wurden, die Anregung Buxtons zum Ausdruck gebracht, allerdings ohne von einem Eingreifen Rumäniens zu sprechen. Auch die Antworten der englischen Regierung ließen keinen Zweifel, daß Sir Edward Grey im Prinzip durchaus bereit war, für die Wünsche des Komitees in der Art, wie es mir von Noel Buxton auseinandergesetzt worden war, einzutreten.

Mitte Juli schrieb ich Noel Buxton von Sinaja aus, daß der König von Rumänien nicht gewillt sei, auf die in London ausgeklügelte Taktik ein-

Digitized by Google

zugehen, da ihn die versprochene Anerkennung des Bukarester Friedens nicht reizte, und da seine Regierung aus Athen und Belgrad offizielle Zusicherungen erhalten hatte, daß alle Unterdrückungen der Mazedonier wie der Albaner durch Serben und Griechen nach Möglichkeit verhindert würden und auch weiter verhindert werden sollten. Ich habe dabei Noel Buxton nicht mitgeteilt, daß der König, als ich ihm den englischen Plan vortrug, sich ziemlich unwillig über die Haltung des Balkankomitees im allgemeinen geäußert hatte, und daß er im besonderen die bisherige Vernachlässigung, manchmal sogar Anfeindung Rumäniens durch Noel Buxton, wie auch durch ein anderes hervorragendes Komiteemitglied, den Times-Korrespondenten Beauchier, offenbar unangenehm empfunden hatte. Der König war überzeugt, daß dem Komitee zu gutem Teile die Schuld an der rumänenfeindlichen Haltung der öffentlichen Meinung in England zuzuschreiben war, die während des ganzen rumänisch-bulgarischen Konflikts im Jahre 1913 angedauert hatte, und erst im Laufe der Bukarester Konferenz vorzüglich durch die Berichte des Dr. Dillon im Daily Telegraph einen Umschwung erfahren hatte.

Dies war die Lage, als der Weltkrieg anfing. Es war danach klar, daß Noel Buxton nichts ausrichten konnte, als er sich im Auftrag der englischen Regierung im September 1914 nach Rumänien begab, um dort für den Anschluß der Rumänen an unsere Feinde zu wirken. Daß er bei dieser Gelegenheit auch in Bulgarien an der Dankbarkeit, die man dort für seine politische Tätigkeit zugunsten der Mazedonier und der bulgarischen Ausdehnung empfand, keine Handhabe zur Aufwiegelung der Bulgaren fand, hatte verschiedene Gründe. Man war in Bulgarien schon durch die Art, wie die Mission der Brüder Buxton zustande gekommen war, zu der Überzeugung gekommen, daß Buxton dieses Mal nicht als Philanthrop oder uneigennütziger politischer Freund kam, sondern als Agent für die egoistischen Wünsche Großbritanniens, das für den Augenblick nur ein Ziel hatte: den Zentralmächten möglichst viele Gegner zu schaffen. Allerdings sind die beiden Brüder Buxton damals nicht als offizielle außerordentliche Gesandte geschickt worden. Die englische Regierung war vorsichtig genug, die Mission in eine Form zu kleiden, die es Noel Buxton möglich machte, öffentlich abzuleugnen, daß er Träger offizieller Vorschläge sei. Aber man hatte nicht geheimhalten können, daß er und sein Bruder Charles, der ihn begleitete, auf einem englischen Kriegsschiff von Brindisi nach Saloniki gereist waren, und die Angebote politischer und finanzieller Art, die er in Sofia und in Bukarest machte, waren natürlich auch nicht derart, daß sie ihn als harmlosen Vergnügungsreisenden erscheinen ließen. Die bulgarische Regierung war höflich genug, ihm ein Auto zur Verfügung zu stellen, auf dem er nach Strumitza fuhr, einem Städtchen an der Grenze Neuserbiens in Mazedonien, wo sich eine große Anzahl aus Serbien und Griechenland geflüchteter Ma-

Digitized by Google

zedonier zusammengefunden hatte. Aber die Brüder verteilten nicht nur Geldmittel unter die armen Verfolgten, sondern machten bei ihnen auch Propaganda für den Dreiverband, und das behagte der Regierung gar nicht. Mazedonien durften sie damals noch nicht anbieten, die Aktion Rußlands in Nisch, die Serbien zu einem Entgegenkommen in dieser Richtung bewegen sollte, hat erst später, in der zweiten Hälfte Oktober, begonnen. Die Buxtons mußten sich also damit begnügen, die endgültige Zerstückelung der Türkei zu prophezeien und den Bulgaren territoriale Entschädigungen in Thrazien zu versprechen, und dies gerade in dem Augenblick, da die bulgarische Regierung im Begriff war, mit der Pforte eine Verständigung für den Fall eines Eingreifens der Türkei in den Weltkrieg vorzubereiten. Das Auftreten der beiden Brüder war deshalb gerade in jenem Moment für Bulgarien eine rechte Verlegenheit. Sie haben in der Tat nur in den russophilen Kreisen Sofias ein williges Ohr gefunden, während die Regierungskreise sich entschieden ablehnend verhielten. Die Königin von Bulgarien lehnte einen Empfang Noel Buxtons ab. Der König gewährte ihm zwar eine Audienz, die aber kurz und wenig gnädig ablief. Als die beiden Brüder Anfang Oktober in Bukarest eintrafen, stand ihr Mißerfolg in Bulgarien schon fest, und das konnte natürlich auch nicht dazu dienen, sie der rumänischen Regierung zu empfehlen.

In Bukarest fanden die Brüder bei dem russophilen Take Jonesku die beste Aufnahme, dessen Frau Engländerin ist und der im Jahre vorher als rumänischer Minister an den rumänisch-bulgarischen Verhandlungen in London während der Londoner Botschafterkonferenz teilgenommen hatte; aber gerade dies diente ihnen wieder nicht zur Empfehlung, als sie sich in Sinaja bei den rumänischen Majestäten einschrieben, weil Take Jonesku kurz vorher in wenig respektvoller Weise öffentlich gegen den König Carol aufgetreten war. Als nahe Verwandte des großbritannischen Gesandten in Bukarest, Sir George Barklay, wie übrigens auch des großbritannischen Botschafters in Wien, Bunsen, und auch weil man am Hofe nicht gegen namhafte Persönlichkeiten aus England ostentativ unfreundlich sein wollte, sind sie allerdings von den beiden Majestäten empfangen worden. Aber ihren Ansichten von der bevorstehenden Aufteilung der Türkei setzte der König die stärksten Zweifel entgegen und hielt auch im übrigen mit seinen Ansichten über die allgemeine Lage und über die Arbeiten des Balkankomitees im besonderen nicht zurück.

Noch am Abend nach dieser Audienz habe ich die beiden Brüder Buxton im Hotel in Sinaja gesehen und bin auch an den folgenden Tagen mehrmals mit ihnen zusammengekommen. Sie sprachen sich beide mit außerordentlicher Offenheit aus. England betrachtete damals noch den Krieg mit Deutschland als ein politisches Unternehmen der Regierung. Obwohl jeder gute Engländer sich vom Augenblick der Kriegserklärung an in den Dienst seines Landes stellte,

Digitized by Google

wenn es von ihm irgendwelche politische Tätigkeit verlangte, wurden Privatmeinungen doch noch laut. Noel Buxton hat es mir zwar nicht direkt erklärt, aber ich glaube, aus allem, was er erzählte, ging doch hervor, daß es nicht zu diesem Krieg Englands gekommen wäre, wenn er auf die Entscheidung Einfluß hätte gewinnen können, und sein Bruder Charles Buxton, der in den Tagen vor der Kriegserklärung in London war, dürfte energische Anstrengungen gemacht haben, um den Ausbruch des Krieges zu verhüten. Er ist zwar zurzeit nicht, wie sein Bruder, Mitglied des Parlaments; aber als eifriger Mitarbeiter des damals sehr mächtigen Ministers Lloyd George bei dessen sozialpolitischer Reformtätigkeit hatte er Gelegenheit zu einer gewissen Einwirkung. Seine Frau kennt Deutschland gut und hat dort viele Beziehungen. Sie hatte damals ihr ganzes Haus in London deutschen Frauen und Mädchen, die durch den Kriegsausbruch stellungs- und mittellos geworden waren, als sicheres Heim zur Verfügung gestellt. Noel Buxton hatte sich im Parlament mit Erfolg für die jungen Mädchen aus Deutschland verwendet, die in Pensionaten auf der Insel Wight untergebracht waren und auf die Gasse gesetzt werden sollten, als man die Insel zur Kriegszone erklärte, aus der alle Angehörigen der feindlichen Staaten entfernt werden mußten. Übrigens war Noel Buxton noch kurz vor dem Kriege als Mitglied des deutsch-englischen Verständigungskomitees publizistisch für eine Annäherung an Deutschland aufgetreten. Man hat in jenen Tagen bei uns viel Schlimmes über die beiden Brüder, ihre Intrigen auf dem Balkan und die Tätigkeit des Balkankomitees gesagt. Ich glaube, Deutschland könnte zufrieden sein, wenn es in England keine fanatischeren Gegner hätte, als die beiden Buxton. Heute scheint es ja, als ob die konservative Partei allmählich in der Regierung an die Stelle der liberalen tritt. Dann kann es wohl noch dazu kommen, daß sich im Lande selbst eine liberale Opposition bildet; und dann werden wahrscheinlich gerade Männer wie die beiden Buxton an der Wiederherstellung friedlicher Beziehungen arbeiten.

Auch das Balkankomitee werden wir gut tun, nüchtern als eine Unternehmung anzusehen, die eine gar nicht unzweckmäßige Form nationaler Weltpolitik darstellt. Seine politische wie seine philanthropische Tätigkeit ist vorläufig lahmgelegt, kann uns nichts schaden und kann England nichts nützen. Aber es hat, aus rein privater Initiative, England mit einer Anzahl nicht unbedeutender Männer versorgt, die den Balkan kennen wie sehr wenige bei uns, die dort in jahrelanger uneigennütziger Arbeit Dankbarkeit gesät haben und zu gelegener Zeit zum Nutzen ihres Vaterlands ernten werden.

Digitized by Google

Vom serbischen Volkstum.

Der Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte ersuchte mich um einen Beitrag über das serbische Volkstum für ein Heft, das ohne Vorurteil und ohne Berücksichtigung der auswärtigen Politik ein objektives Bild der Balkanvölker, ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse vermitteln soll. Objektiv oder sachlich zu sein heißt, Wahres festzustellen und da muß ich gleich bemerken, daß echte Volksforschung nur als ein Politikon zu betreiben ist, denn sonst erschiene sie als eine Anhäufung mehr oder minder heiterer oder betrübender Anführungen aus der Gedankenwelt der kulturell rückständigen bäuerlichen und städtischen Bevölkerungsschichten, eine Art von höherer Rumpelkammer, wie so manches ethnographische Museum. Sammelt man jedoch Einzelheiten, um auf Grund der gewonnenen Einsichten zu allgemeinen, gültigen, unanfechtbaren Kenntnissen zu gelangen, so erzielt man damit mitunter Erkenntnisse vom Wesen eines Volkes, seiner abgelaufenen, gegenwärtigen und zukünftigen Entwicklung, seiner Stellung nach innen und im Verhältnis zu der Nachbarschaft.

Die Serben haben ihre Folkloristik von allem Anfang an zum Hilfsmittel ihrer politischen Bestrebungen mißbraucht und sind dabei bis zum letzten Augenblick verblieben. Mir, als einem deutschen Forscher, der die Wahrheit um ihrer selbst willen zu ergründen trachtet, war es von vornherein verwehrt, mich den anderen, den serbischen Folkloristen, anzuschließen oder mich mit ihnen nach Art des Zwittergeschlechts der Serbochrowoten liebedienerisch abzufinden. Die serbischen Folkloristen beschränkten sich nicht darauf, die Volksüberlieferung ästhetisch befriedigend herzurichten, sondern übten noch etwas weitaus Schlimmeres durch Verschiebung von Tatsachen und noch mehr durch deren schamlose Verschweigung oder Unterdrückung. Alle solche Rücksichten entfielen bei mir und ich gab alle meine Funde oder Aufzeichnungen genau so wieder, wie ich sie im Volke vorfand. Das erzeugte einen maßlosen Unwillen gegen mich, der sich nur zu häufig in „sittlichen Entrüstungskundgebungen" wider mich, leider nicht bloß unter den „beleidigten" Serben, sondern auch für mich noch empfindlicher vor einem Berliner Gerichte äußerte. Die in ihren Absichten durch meine Erhebungen und Forschungen Bedrohten wandten alle Mittel auf, um mich zu beseitigen. Mittags am 3. Dezember 1911 schoß hier in Wien auf offener Straße ein serbischer Meuchler auf mich eine Kugel ab, die mich aber nur leicht verletzte. Erfolgreicher waren zwei, zum Teil unter Mitwirkung zweier serbischer Verbrecher gegen mich von der 12. Strafkammer des Kgl. Landgerichtes in Berlin durchgeführte Prozesse, die mich als einen der ärgsten Verderber der Menschheit brandmarkten und wirtschaftlich um den größten Teil meines ehrlich erworbenen Vermögens brachten. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß die Furcht vor mir derart groß war, daß sich die 15 Mann starke südslawische Fraktion im österreichischen Reichsrate unter Führung des tschechischen Universitätsprofessors Dr. Masaryk, der sich gleich bei Beginn des Weltkrieges nach der Schweiz in Sicherheit brachte, des Dr. Ante Trumbić, des derweiligen Vorsitzenden der südslawischen Verschwörerrotte in London, und des Dr. Ante Trešić-Pavičić, der schon seit länger als einem Jahr eingekerkert sitzt,

Digitized by Google

zu einer Interpellation an den Justizminister gegen mich, „den bekannten Serbenfeind", verstieg und auch eine Disziplinaruntersuchung wider den gehaßten „Feind" durchsetzte.

Eines ist sicher, daß ich nämlich mit meinen serbischen Folklorearbeiten in der Forscherwelt zu einem bedeutenden Namen gelangte. Das ist aber ein sehr dürftiger Ersatz für die seit einem Menschenalter von den Serben, Serbochrowoten und ihren Bewunderern über mich verhängten Verfolgungen, die mich zwangen, fast beständig in Dürftigkeit und manchmal sogar in Not zu leben. Warum ich all das ungewöhnliche Leid auf mich nahm, will ich klar heraussagen, einfach aus Patriotismus, weil es für uns Deutsche nichts Wichtigeres gab, als uns ins serbische Volkstum zu vertiefen und die Gefahren beizeiten zu erkennen, die uns und unsere Nachkommen vom serbischen Volke aus bedrohten und noch bedrohen.

Die Papuas, die Botokuden, die Weddas und so manchen anderen Völkersplitter zählt man zu den primitivsten. Im Vergleich zum serbischen Volkstum ist jedoch das jener Völker hoch in der Kultur vorgeschritten. Die Beweise dafür erbringen die in den zehn Bänden meiner Anthropophyteia und in drei dazugehörigen Beiwerken aufgespeicherten erotischen Volksüberlieferungen, Sitten- und Bräucheschilderungen der Serben. Sie sind in unsere Gegenwart hineinragende, lebendige Zeugnisse eines Urzustandes der Menschheit, ohne ein zweites, gleichwertiges Gegenstück in der gesamten Völkerkunde. Sie sind dermaßen greulich und schauderhaft, daß das besagte Kgl. Landgericht zu Berlin sie klipp und klar für meine Erfindungen hinstellte und mich zum entsetzlichsten Pornographen der Welt abstempelte.

Wer meine Ermittlungen unbefangen durchliest, dem drängt sich von selber die Überzeugung auf, daß tausend Jahre Christentum aus dem Serben noch immer keinen Christen machen konnten. Die Diplomaten aber zwangen den Urmenschen ohne jeden Übergang in die Verkleidung unserer Kulturmenschen hinein. Sie erweckten seine unbegrenzte Begehrlichkeit nach unserem Gut und Blut. Von unserer Kultur begreift er am ehesten und besten unsere Zerstörungsmittel und die Kunst zu händeln, zu stänkern und zu lügen, sich zu verstellen und alle Welt zu betrügen. Die wegen ihrer Schlauheit und Geriebenheit so vielfach angestaunten serbischen Diplomaten betätigten in der Politik lediglich die gleichen Künste, die seit einem Jahrhundert fast jeder serbische Bauer in seinem Dorfe übt, um sich durchzusetzen. Seit einem Jahrhundert genießt bei den Serben das größte Ansehen jeweilig der Oberlügner, der Meisterdieb, der Berufmörder. Er begeistert und reißt zu unbedingter Bewunderung die Mehrheit der Volksgenossen hin.

Wie ist das so gekommen?

Von den ältesten Zeiten des Auftretens der Serben auf der Balkanhalbinsel bis zur Loslösung aus dem türkischen Reiche beherrschten zwei Organisationen das Volk, eine landwirtschaftlich erhaltende und eine kriegerisch zerstörende. Die eine war vollkommen analog der altindischen, altgriechischen und altschottischen. Nicht die Einzelfamilie, sondern die Hausgemeinschaft bildete den Grundstock der wirtschaftlichen Gesellschaft. Die Hausgemeinschaften vereinigten sich zu Gauverbänden (Bratstva, Phratria, Bruderschaft) und mehrere solche Verbände jeweilig zu einem

Digitized by Google

Stamme (pleme, puk, Phyle, Stamm, Menge, Volk). Die Verteidigung des gemeinsamen Stammbesitzes lag den von Fall zu Fall gewählten Stammhäuptlingen ob und erheischte es die Not, so scharten sich alle waffenfähigen Männer um ihren Häuptling, dessen Würde nicht erblich war. Einer von den Häuptlingen unternahm den Versuch, die Herrschaft über alle übrigen Häuptlinge an sich zu reißen, einen Hofstaat zu bilden und sich nach byzantinischem und abendländischem Vorbilde mit einer Krone und einem Herrscherstab zu schmücken. Einige Kloster- und Kirchengründungen sowie ein recht schmales Gesetzbüchlein zeugen noch von der entschwundenen Großhäuptlingspracht, gewichtiger jedoch das Guslarenlied. Das Reich brach unter dem Ansturm der Türken sehr bald politisch zusammen und das Serbenvolk hätte mit seiner landwirtschaftlichen Organisation unter der Türkenherrschaft die glänzendsten Zeiten immer haben können, hätten sich nicht die Reste des niedergezwungenen serbischen Heeres in die schwerstzugänglichen Waldungen und Gebirge geflüchtet, um von dort aus als Freischärlerbanden oder Heldenscharen (junačke čete) den „türkischen Eindringling und Volksbedrücker" zu bekämpfen und das arbeitende Volk unausgesetzt zu brandschatzen. Die „Helden" legten sich den schönen Titel von Befreiern und Rächern bei und das Befreien und Rächen bildete sich seither bis auf unsere Tage zum untilgbaren Schlagwort und Schlachtruf aller serbischen Buschklepper aus. Das serbische Guslarenlied ist vorwiegend die Verherrlichung des nationalen Buschkleppertums.

Weil sich die türkische Staatsgewalt als ausreichend kräftig zum Schutz des Landbebauers und Viehzüchters sowohl gegen äußere Landfeinde wie gegen die inneren Landfriedenbrecher, die Hajdukenbanden erwies, so schliefen die altslawischen Einrichtungen der Bratstva und Plemena, der Gau- und Stammverbände von selber als überflüssig ein, zumal sie immer ohne jede religiöse Bedeutung waren. Die Hausgemeinschaft blieb von den Türken unangetastet. Bei der schwachen Besiedlung des weiten, waldreichen Landes förderten die Türken eine bäuerliche Freizügigkeit im ausgedehntesten Umfange. Wie die Überlieferungen dies mannigfach bezeugen, pflegten sich bei Eintritt von Hungerjahren infolge von Mißernten, bei auftretenden Viehseuchen und Pestilenzen unter Menschen, nicht selten auch bloß aus religiösen Beweggründen (wie man bei uns sagte, aus Aberglauben), einzelne Hausgemeinschaften oder selbst viele einer Gegend oder auch nur Abzweigungen zu stark angewachsener Hausgemeinschaften auf die Suche nach neuen, günstiger gelegenen Siedlungsorten aufzumachen. Das Herz des serbischen Bauern haftet nicht sehr am Ort seiner Geburt und Kindheit. Er betrachtet sich stets bloß als einen gewöhnlich unwillkommenen Gast des unsichtbaren Erdbodenherrn, um dessen Gunst und Geneigtheit er zeitlebens buhlt. Selbst die Ackerbestellung und Viehzucht pflegte er als religiöse Handlungen derbster erotischer Natur einst, wie noch in die unmittelbare Gegenwart hinein, worüber man die Nachweise in den Anthropophyteia nachlesen mag.

Die Hausgemeinschaft war das wirtschaftliche Bollwerk des serbischen Volkstums, dessen Zerstörung zwei Banditen mit unheilvollstem Erfolge einleiteten. Der eine entstammte bäuerlichen Kreisen und hieß Obrenović. Der zweite war ein landflüchtiger bosnischer Zigeuner, der auf den christ-

Digitized by Google

lichen Namen Gjorgje hörte und weil er seinen Vater erschossen, seinen Bruder gehängt und seine leibliche Schwester geschändet hatte, den Übernamen Kara, der schwarze, der ruchlose, im Volke erhielt. Dank der gefälligen Mitwirkung der europäischen, der Türkei aufsässigen Diplomatie glückte es diesen zwei unheimlichen Gestalten vorerst ein serbisches Fürstentum unter türkischer Oberhoheit zu gründen. Die Hajdukenbanden setzten sich jeweilig aus Helden zusammen, die Blutschuld auf sich geladen hatten und daher weder im heimischen Gau noch vor der Staatsbehörde auf Gnade hoffen durften. Die Bande (četa) war immer die Zufluchtsgemeinschaft aller der Gesellschaftsordnung feindlichen Gesellen ohne Unterschied der Konfession und Nationalität. Sagten sie sich los vom Volksglauben und Volksbrauch der übrigen Bevölkerung, so lebten sie doch unter sehr strengen Gesetzen ihres Häuptlings, der jeden einzelnen nach Maßgabe seiner Tüchtigkeit in der Rotte an der Beute beteiligte, den Hauptteil behielt er jedoch für sich. Obrenović betrachtete sich als den Staat und die Steuergelder oder Erpressungen oder Brandschatzungen als sein Privateigentum. In dieser Tätigkeit lobesam löste ihn Karagjorgje ab, der Großvater des derzeitigen Schwagers des Königs von Italien, des Eidams des Königs Nikita von Montenegro, des Schwiegervaters eines russischen Großfürsten, d. h. des Königs von Serbien, der da im Jahre 1890/91 beim Wiener k. u. k. Hofphotographen Charles Scolik als Lehrjunge diente.

Ursprünglich setzte sich die Hajdukenrotte aus lauter Freiwilligen zusammen. Die zur Fürstenwürde emporgestiegenen Rottenhäuptlinge bedurften zur Behauptung ihrer Übermacht eines größeren Gefolges. Weil sich aber zu wenig Freiwillige einfanden, so machten sie förmliche Jagden auf kräftige Männer im Lande, um sie zwangsweise einzureihen. Da die Hausgemeinschaftsgehöfte zumeist weit voneinander, oft in schwer zugänglichen Orten waren, bemüßigte man sie, sich zu Ortschaften in Niederungen und an Flüssen zu vereinigen, wo man das Volk leichter im Zaume halten konnte. Die Entfernung vom Ackerboden führte von selbst zur Lockerung und weiter zur endlichen Auflösung der hausgemeinschaftlichen Einrichtung. Da im gesamten Fürstentum außer einigen Geistlichen schier niemand des Schreibens und Lesens kundig war, man jedoch richterliche und Verwaltungsbeamte nicht entbehren konnte, duldete man den Einbruch von Krethi und Plethi aus dem Banat, der Bačka, Sirmien, Slawonien, Chrowotien und Dalmatien, eigenartiger Kulturträger, die sich auf das Volk wie Schmeißfliegen auf eine vom Wolf angebissene Ziege setzten.

Unter türkischer Herrschaft war der christlich-serbische Landmann (d. h. die Hausgemeinschaft) Erbpächter des meist moslimisch-serbischen allein zum Kriegsdienst verpflichteten Spahija, des vom Staate erblich belehnten Großgrundbesitzers. Im Jahre 1868 vertrieb man nach Abzug der türkischen Besatzungen aus Belgrad und Semendria sämtliche türkischen Spahis, so viele oder so wenige ihrer noch in Serbien übrig geblieben waren, denn mit der Ausmerzung des erbgesessenen Adels, der Begen und Spahis hatte man schon zu Beginn des Fürstentums angefangen. Im Mordhandwerk leisteten die Hajdukenbanden, ob groß ob klein, stets gründliche, saubere Blutarbeit. Die Erbschaft traten der Staat, d. h. der Fürst mit seiner Sippschaft, die Unterhäuptlinge, die Klöster und Metropoliten und

Digitized by Google

einige geschickte Landaufkäufer an. Ein Kloster im Innern des Landes mit 10 oder 12 Mönchen erwarb plötzlich ein Urwaldgebiet von etwa 70 Quadratkilometern. Als es vor etwa neun Jahren in Österreich einen Käufer zur Abholzung der Waldbestände suchte, erfuhr ich die Geschichte aus den Schriftstücken, die man mir zur Verdeutschung einsandte. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schlich häufig ein unansehnliches, scheu um sich blickendes, widerwärtig zischelndes Männchen im Frackanzug über die Treppen des Kaunitzpalastes, des k. u. k. Ministeriums des Äußeren hinauf. Das war der Fürstliche und nachher Königlich Serbische Gesandte am Wiener Hofe, Simić zubenannt. Sein Großvater war in den Tagen Karagjorgjes Kellner in einem Kaffee- und Schnapshause in Belgrad, das sich, weil es ein Knabenbordell gewesen sein soll, eines lebhafteren Zuspruchs der feineren Herren erfreute. Als vorsichtiger Mann legte der Kellner Simić seine kleinen Ersparnisse in Baugründen an und stieg sehr bald zum Besitzer des größten Teils Belgrads auf. Im Jahre 1867 lebte in Ljesnica an der Drina in einer Marktfleckenschenke ein tüchtiger, aufstrebender Hausknecht des Namens Isaković. Sein einziger Sohn Marko studierte zu Wien in den Jahren 1903—1906 Medizin, hauptsächlich in den Nachtkaffees beim Kartenspiel und erwies mir öfters die Ehre seines Besuches, weil es damals zum guten Ton gehörte, meine Bekanntschaft gemacht zu haben, entstammte man einem besseren Hause. Sein einziger, leiblicher Vetter, der als Lustknabe Dresden und Berlin bereiste, hatte sich an der Wiener Universität als Mediziner immatrikuliren lassen, zu seinem Verdruß in Ermangelung eines echten, mit einem gutgefälschten Maturazeugnis. Aus Ärger darüber lauerte er dem Vetter Marko auf und tötete ihn mit einem Revolverschuß, darnach sich selbst. Markos gramgebeugter Vater erschien in Wien zum Leichenbegängnis, um den Leichnam des teueren Verblichenen nach Ljesnica überführen zu lassen. Studien- und Kartenspielgenossen gaben ihm das letzte Geleite ganz auf Kosten des Vaters bis zur Familiengruft. Nach ihrer Rückkehr konnten sie mir nicht genug vom riesigen Reichtum Isakovićs erzählen, der in Ljesnica als Gastwirt ein einstöckiges Haus bewohnte, dabei gehäuft 100 Quadratkilometer Grund und Boden sein eigen nannte, die er im Jahre 1868 von den mit beschleunigter Geschwindigkeit das Serbenland räumenden Begen um einen Pappenstiel erworben oder aus Großmut geschenkt erhalten hatte.

Solche Fälle weiß ich mehrere aus eigener Erfahrung und sehr viele könnte ich aus der serbischen Literatur anführen. Der türkische Beg mußte sich mit seinen Pächtern auf jede Weise vertragen, selbst wenn sie ihm seinen Anteil am Bodenertrag schuldig blieben, was gewöhnlich geschah, denn der freizügige Pächter konnte sich leicht zu einem anderen Begen begeben oder nach dem Ungarland auswandern, wo man ihm gern einen Landbesitz schenkte oder spottbillig gegen Ratenabzahlungen überließ. Das Fürstentum und Königtum befreite den Landmann aus dem verhaßten Joche des Begen und Spahis. Früher war der christliche Landmann ein leidbeladener Erbpächter, unter der Herrschaft seiner christlichen Brüder aber wurde er zum Erbschnorrer. Mit der Freizügigkeit war es aus und vorbei. Er sank zum armseligen Taglöhner des Emporkömmlings herab. Wo

Digitized by Google

sich trotz alledem noch Hausgemeinschaften auf eigenem Grunde behaupteten, da sorgte der Staat wegen seiner bedeutenden Bedürfnisse für die ausgiebigste Besteuerung derart, daß unter der Last die hausgenossenschaftliche Einrichtung zusammenbrach. Man half sich vor dem unerträglichen Übel durch Zerstücklung des Grundbesitzes und dessen Aufteilung unter Einzelfamilien und erzeugte die steuerfreie Kleinhäuslerwirtschaft, zu deren Bewältigung das Weib der Beihilfe des Mannes entraten konnte. So entstand ein eigentumgefährliches, bäuerliches Proletariat, das sich in die Städte drängte. Jeder wollte so reich werden wie Karagjorgje der Held, wie Simić der Kellner, wie Isakov der Hausknecht. Dank der unendlich wohlwollenden Haltung der europäischen Diplomatie gelang es, von der Türkei das Niser-Gebiet abzuzwacken und den gefährlichsten heimischen Gewaltschreiern das Maul zu stopfen. Der jüngste Raubzug, der Mazedonien, Altserbien und einen Teil Albaniens einbrachte, bereicherte nach alter Reihenfolge zuerst den König, seine Sprößlinge, die Bandenführer oder Generäle, vor allem Putnik, der in den Besitz eines Landgutes vom Umfang eines mittleren deutschen Fürstentums gelangte, und so manchen anderen, jedoch die Menge des Volkes kriegte wieder nur zu wenig von der Beute ab. Um die Unbefriedigten und Unzufriedenen zu beruhigen, hetzte man sie gegen Österreich-Ungarn schon seit jeher auf, vollends aber seit den Erfolgen gegen die Türkei und Bulgarien. Man schenkte ihnen Bosnien, das Herzogland, Slavonien, Chrowotien, Südungarn bis Budapest, Dalmatien, Krain, Kärnten und Istrien. Es galt bloß zu erobern. Wie den serbischen Diplomaten oder Gesandten an den Höfen zu Petersburg, Rom, Paris und London die Wühlarbeit gedieh, das lehrt uns der Krieg. Mag er wie immer enden, sicher ist, daß die Hajdukenorganisation der altslawischen, wirtschaftlichen Einrichtung den Garaus bereitet hat und ein entwurzeltes serbisches Volkstum hinterläßt. In der gesamten Welt ist für alle Zeiten für seinen Träger der Name Serbe zum Fluch geworden. Durch die serbische Hajdukeneinrichtung wird auch die Weltmacht Rußlands, Englands und Frankreichs mit entwurzelt. Die Tochter des Njegus riß als Schwägerin des Enkels Karagjorgjes auch Italien mit ins Verderben hinein, während ihr Vater, der alte Njegus, seiner Herrschaft über die Schwarzen Berge das Grab schaufelte. Das serbische Volk hat seine Befreierrolle bald ausgespielt. Seine Herrlichkeit währte kurz und doch zu lange für die Kulturmenschheit.

Wien, am 14. August 1915. Dr. Friedrich S. Krauß.

Digitized by Google

Neugriechische Skizzen[1]).

Von Dr. Ernst Reisinger in München.

Unsere landläufige Vorstellung vom heutigen Griechenland beruht meist auf kurzen Reiseeindrücken und auf Berichten von Leuten, die selbst das Land nur rasch durcheilt haben. Fast die ganze moderne Reiseliteratur über Griechenland ist von geringem Wert. Gerhart Hauptmann und Isolde Kurz haben zu flüchtig im Land geweilt, um ein gutes oder auch nur richtiges Bild vom neuen Griechenland geben zu können, die Versuche von Julius Ponten und Adolf Gelber suchen durch Anmaßung oder Kaffeehauswitz zu ersetzen, was ihnen an wirklicher Kennerschaft abgeht. Das glänzende Bild, das uns die alten Hellasreisenden wie Byron, Geibel, Pückler-Muskau, Ernst Curtius, Roß, Fr. Th. Vischer und Hettner geben, kann aus der neueren Literatur nur durch die Lektüre von Th. Birts Griechischen Erinnerungen (Marburg 1902) und von Otto Kerns Nordgriechischen Skizzen (Berlin 1912) wertvoll ergänzt werden.

Meist stützt sich die Beurteilung Neugriechenlands zu stark auf die in Athen gewonnenen Eindrücke. Der Aufschwung der Hauptstadt ist aber beispiellos und der Entwicklung des übrigen Landes weit vorauseilend. Als Byron 1810 Athen betrat, fand er eine ärmliche, türkische Provinzialstadt, einen großen Schutthaufen mit engen Laubgassen, zahlreichen Moscheen und Minaretts, überragt von den Zinnen der fränkisch-türkischen Festung, welche das Bild der antiken Akropolis längst verwischt hatte. König Otto dachte 1835 daran, die neue Residenz nach Altkorinth, an den Isthmus oder an die Stelle des Piräus zu legen. Nur der alte Glanz des Namens Athen ließ die Wahl auf die heutige Hauptstadt fallen. Vom Hafen Piräus war sogar der Name vergessen; die paar Fischerhütten am Strand hießen Porto Leone. Von Bord des Schiffes ritt man nach den Erinnerungen von Ludwig Roß auf dem Rücken eines Schiffers an Land. In Athen waren Zimmer mit Glasfenstern äußerst selten, mußten kontraktlich ausbedungen und vorausbezahlt werden. Bei Regen waren die Wege grundlos, bei Sonne und Wind unerträglich staubig. Das Auftauchen eines zweirädrigen Karrens erregte großes Aufsehen; hatte man doch seit einem Menschenalter in Attika kein Fuhrwerk mehr gesehen. Der Bau eines Ofens lockte den Bischof und vornehme Türken zur Besichtigung des nie gesehenen Wunderwerks an.

Die vereinigte Arbeit von Griechen und Deutschen hat aus diesem Türkennest eine europäische Stadt gemacht. Die Architekten Schaubert und Kleanthes schufen die Baulinien der neuen Stadt, zwar fad und nüchtern, aber mit dem unschätzbaren Vorteil, daß der Akropolisfelsen eine Stadt in der Stadt wurde, stets und überall sichtbar, alles überstrahlend, während Klenze Pnyx und Areopag malerisch bebauen wollte und Schinkel einen Plan für den Schloßbau auf der Akropolis lieferte. So öd und im Fernbild der Stadt störend auch der neue Königspalast Gärtners,

[1]) Dieser Aufsatz gehört eigentlich zum griechischen Teil des Heftes; wir bitten unsere Leser, die Unordnung mit den mannigfachen Schwierigkeiten zu entschuldigen, denen die Herstellung einer Zeitschrift gegenwärtig unterliegt.

Digitized by Google

den König Otto mit Millionenaufwand errichtete, wirkt, so hat er doch den großen Vorzug, in der Ebene als Mittelpunkt moderner Stadtteile zu liegen. Von größter Bedeutung für das heutige, hinreißend schöne Bild der Akropolis war die von Klenze ausgegangene, von Roß und später von Kawwadias durchgeführte Anregung, die antiken Bauten von den späteren Zutaten zu befreien und die alte heilige Akropolis wiedererstehen zu lassen. Die im Parthenon errichtete Moschee wurde niedergelegt, das reizvolle Tempelchen der Athena Nike aus der türkischen Mauer in Bruchstücken herausgeholt und Stein für Stein wieder aufgebaut; Erechtheion und Propyläen erhielten nach Möglichkeit ihre alte Gestalt. Wer von diesem radikalen Wandel ein anschauliches Bild gewinnen will, brauchte nur die Stiche Stuarts, Dodwells und Thürmers aus dem 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts mit Photographien der heutigen Akropolis zu vergleichen. Der fernere Aufschwung Athens entsprach dem ersten großen Auftakt zur Bayernzeit. Die Kraft und Liebe aller Griechen holte für das neugewonnene Zentrum ihres nationalen Lebens in erstaunlich kurzer Zeit nach, was andere Städte in Jahrhunderten geleistet haben. Athen wurde zur europäischen Großstadt, sein Hafen ein überfüllter Stapelplatz des Mittelmeerhandels. Heute lebt man frei und schön in Athen, spaziert auf asphaltierten Wegen zu den Museen, die von früh bis spät jedermann unentgeltlich offen stehen, heute fährt man in hübschen Bahnen an den Strand des Meeres, in das rosenreiche Patisia und die elegante Gartenstadt Kephisia. Alle materiellen Genüsse bietet Athen wie irgendeine andere europäische Großstadt.

Anders drei Stunden weiter! In Ägina, einem Städtchen von 5000 Einwohnern, muß man noch mit Schweinen und Hühnern zusammen Tintenfische und Bohnen zu Mittag essen; in Theben bringt der Paidi noch die glühende Kohle zum Anzünden der Zigarette, reizvoll und homerisch, aber für die mangelnde Durchdringung des flachen Landes mit Zivilisation typisch. Schlimmer ist die geringe Körperpflege der Bauern, die schon im Kindesalter viele zu Krüppeln werden läßt. Noch wohnt der Hirte und Landmann meist mit Kind und Vieh zusammen in einer fensterlosen Hütte, nährt sich von Ziegenkäse, Oliven, Knoblauch, Fischen und Brot. Diese vielgepriesene Bedürfnislosigkeit ist nur ein Zeichen von Armut und Rückständigkeit. Der einzige feinere Genuß des Gaumens ist der herrliche Kaffee, ein Erbstück aus der Türkenzeit, und der gute Tabak. Noch liegen weite Gegenden des Landes in Not und Fieberelend, eine kümmerliche Ziegenwirtschaft läßt an den kahlen Hängen keine neuen Wälder aufkommen, Tausende von Bäumen werden durch unrationelle Gewinnung von Harz, das der Grieche dem Weine beimischt und ihn so für den europäischen Gaumen ungenießbar macht, zerstört. Noch fehlt es der schlecht entwickelten Landwirtschaft an Maschinen, Zugtieren und Wagenmaterial, ja der größere Teil der Bauern pflügt noch mit primitiven „hesiodischen" Pflügen. Da der Ackerbau an Ausdehnung zu klein ist, unter der Abwanderung vieler Bauern nach Amerika und unter der Erbschaft byzantinisch-türkischer Wirtschaftssysteme leidet, hat Griechenland seine bren-

Digitized by Google

nende Agrarfrage. Die Versuche, die industriellen Bedürfnisse des Landes selbst zu befriedigen, sind fast ganz gescheitert und stoßen infolge des Mangels an Rohstoffen und an geschulten Arbeitskräften auf große Schwierigkeiten.

Dieser Schäden ist sich der gebildete Grieche wohl bewußt. Er verlangt mit Recht Geduld und sagt: Viel ist geschaffen worden, laßt uns Zeit, wir werden alle Schäden heilen. Das Volk ist rührig, voll unstillbaren Lerntriebs, von reinen Sitten und mehr als die alten Griechen zu jedem Opfer für das eine große Vaterland bereit.

Tatsächlich ist die Einwohnerzahl Athens und anderer Handelsplätze rasch angewachsen. Die Handelsdampferflotte ist von 60 418 Tonnen im Jahre 1892 auf 453 628 Tonnen im Jahre 1910 gestiegen. Die Ausfuhr von Korinthen, Öl, Tabak und Wein hat starke Ziffern erreicht. Häfen und Bahnen werden verbessert, wichtige Straßen gebaut, Schulen und Krankenhäuser errichtet. Das Räuberunwesen, das noch vor wenigen Jahrzehnten größere Reisen in Griechenland lebensgefährlich machte, ist so völlig ausgerottet, daß es fast vergessen ist. Während man noch 1895 für 100 Franken 180,21 Drachmen bekam und das Land von halben Drachmenfetzen wimmelte, steht heute die Drachme höher als der Frank.

Gerne wird man all diese Fortschritte anerkennen, aber nicht überschätzen. Allzu leicht vergißt der Grieche, wie viel er fremder Hilfe, europäischer Anregung verdankt. Noch hat Griechenland keinen Gelehrten, keinen Dichter, Musiker, Maler oder Bildhauer hervorgebracht, der für die Geistesgeschichte der Menschheit von Wichtigkeit geworden wäre. Auch der unterrichtete Grieche neigt dazu, den relativen Fortschritt seines Landes für einen absoluten Höhepunkt zu halten und sieht gerne wie in alter Zeit in Griechenland den Nabel der Welt, das Zünglein an der Wage des europäischen Gleichgewichts. Verstärkt tritt dieser Zug hervor seit den Erfolgen in den jüngsten Balkankriegen, die ja die politische Geltung des Landes sehr gesteigert haben. Bei der Einnahme Janninas, einer veralteten, türkischen Festung mit mangelhafter artilleristischer Bestückung versicherten mir gebildete Griechen mit Stolz, die Armee habe die viertstärkste Festung Europas bezwungen. Der Landzuwachs im Norden ist den Griechen herzlich zu gönnen, aber ehe nicht die Geschichte des Balkanbundes geschrieben ist, wird schwer darüber zu urteilen sein, ob die Griechen durch ihre rein militärischen Leistungen so große Erfolge verdienten oder ob nicht vielmehr die Bulgaren im Kampfe mit der Türkei das Beste geleistet haben. Bedenklich erscheinen auch die allzu weit gehenden Expansionsgelüste, die dem Sehnen und Denken jedes Griechen Ziel und Richtung geben. Man träumt von einer Wiedererrichtung des byzantinischen Reiches mit Konstantinopel als griechischer Hauptstadt, vom griechischen Kreuze auf der Hagia Sophia. Hat man doch bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs allen Ernstes die Frage aufgeworfen, ob er sich nicht Konstantinos XII. nennen solle, gleichsam als rechtmäßiger Nachfolger des letzten Paläologen (1448 bis 1453).

Für den Griechen hat das Land nur eine antike und byzantinische Geschichte hinter sich, die Erinnerung an andere Epochen empfindet er

Digitized by Google

als Kränkung. Alles aber, was an die Türkenzeit mahnt, ist verpönt und wird vernichtet. Aus dem jahrhundertealten Haß gegen die türkischen Machthaber ist dieses Streben zu verstehen, aber es führt zu einer Verstümmelung des Landbildes, die nie wieder gut zu machen ist. In Athen, in Larissa sind die malerischen Moscheen ausgerottet, selbst auf dem flachen Land fallen die herrlichen Zypressen, oft der einzige Schmuck des Dorfplatzes. Aber die Zypresse ist der Lieblingsbaum des Osmanen und nichts Türkisches darf das Auge des Griechen beleidigen. Auch Fez und Wasserpfeife müssen weichen. Jetzt, wo der Türkenhaß durch die Gewinnung Kretas und Salonikis eine starke Minderung erfahren hat, müßten die Griechen so viel Objektivität gegenüber der Geschichte ihres Landes gewinnen, um diesem Wüten gegen das eigene Fleisch Einhalt zu tun.

Auch in der Beurteilung der Rassenfrage neigt der Grieche zu ungeschichtlicher Betrachtung. Es ist ihm Herzenssache, der unverfälschte Nachkomme der alten Hellenen zu sein. Die starke Vermischung mit slawischen und albanischen Volkselementen ist aber unwiderleglich erwiesen. Schon der physische Typus des heutigen Festlandsgriechen offenbart die Mischung der Rassen. Es wirkt kindisch, dies abzuleugnen. Doch schießt Fallmerayer bewußt übers Ziel, wenn er schreibt:

„Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenflug des Geistes, Ebenmaß und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des griechischen Kontinents verschwunden. Eine zwiefache Erdschichte, aus Trümmern und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenrassen aufgehäuft, deckt die Gräber dieses alten Volkes. Die unsterblichen Werke seines Geistes und einige Ruinen auf heimatlichem Boden sind heute noch die einzigen Zeugen, daß es einst ein Volk der Hellenen gegeben habe. .... auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenblutes fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands. .... Der Arnaut von Suli und Argos, der Slawe von Kiew und Veligosti in Arkadien, der Bulgar von Triaditza und der christliche Räuber von Montenegro haben mit Skanderbeg und Kolokotroni gleiches Recht auf Namen und Rang eines Griechen." (Geschichte der Halbinsel Morea I., Stuttgart 1830, Vorrede.)

Aus den Mitteilungen eines Schülers Fallmerayers, C. R. v. Höflers (Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 26 (1888), S. 395 ff.) erfahren wir, daß der Fragmentist bis zur dritten Korrektur die Griechen in den Küstenstädten leben ließ, sie dann aber schließlich des größeren Effektes halber ganz ausgerottet hat. Tatsache ist, daß nicht die Griechen in den Slawen, sondern die Slawen in den Griechen aufgingen, daß das überlegene griechische Volkstum und die orthodoxe Kirche das bestimmende Kulturelement blieb. Es ist für ein tüchtiges Volk keine Schande, fremdes Blut in sich aufgenommen zu haben, so wenig wie es ohne entsprechende Leistung eine Ehre ist, der Abkomme ruhmvoller Ahnen zu sein. Bis in unsere Tage sind die Griechen bemüht, die Spuren, welche fremdes Volkstum in ihrem Lande hinterlassen hat, zu verwischen. Ein wichtiges Zeugnis für die Besiedlung des Landes durch

Digitized by Google

Slawen und Türken, die Ortsnamen, haben sie schon teilweise beseitigt. Für alle Dörfer und Berge werden die altgriechischen Namen ausgegraben, auf die Stationsgebäude, in die Zeitungen und Urkunden gesetzt und so unter das Volk gebracht. Bald wird das Netz slawischer Siedlungen, das ganz Griechenland überzieht, nicht mehr auf den ersten Blick erkennbar sein.

Immer wieder die Tendenz: Einst die Altgriechen, heute die Neugriechen und dazwischen Schlaf und Vergessen. Daher suchen auch viele die lebendige, moderne Volkssprache aus Dichtung und Schriftwerken zu verdrängen und durch möglichst weitgehende Anlehnung an das im Volk vergessene Altgriechisch und an die Sprache der byzantinischen Kirche eine Schriftsprache zu schaffen. Das Altgriechische erscheint vornehmer, hellenischer und deswegen wird der entwicklungsfähige Organismus der Volkssprache durch ausgeklügelte Gewaltmaßregeln geschädigt. Nicht das der toten Sprache entnommene Gut wurde syntaktisch und morphologisch der lebendigen Sprache angepaßt, sondern umgekehrt, man konstruierte und deklinierte neugriechische Wörter nach erloschenen Gesetzen. In den hitzigen Zeiten des Sprachenkampfes galt das Eintreten für die Vulgärsprache, die man dem ahnungslosen Volk als eine türkische Verunstaltung des Altgriechischen hinstellte, für Landesverrat und selbst ein Kenner der griechischen Sprache wie Karl Krumbacher erfuhr mit seinen wohlbegründeten Vorschlägen fast nur Anfeindung und Verdächtigung.

Oft ist es in dem Lande schwer die Stimme der Vernunft zur Geltung zu bringen, da das im Vergleich zu unserer Bevölkerung noch sehr ungebildete griechische Volk eine verderblich freie Verfassung hat. Keine Erste Kammer reguliert die Beschlüsse eines Parlaments, das durch ein auf Analphabeten zugeschnittenes Wahlsystem gewählt wird. Alte Petroleumbehälter werden innen in zwei Teile geteilt, außen weiß und schwarz angestrichen. Weiß bedeutet ja, schwarz nein; der Wähler fährt mit dem Arm in eine oben angebrachte Röhre und läßt eine Kugel in das von ihm gewünschte Fach fallen; für jeden Kandidaten ist eine eigene Urne aufgestellt. Das politische Interesse des Volkes ist groß, aber die politische Bildung wird ausschließlich aus Zeitungen und Wahlreden bezogen. Auf den entlegensten Strecken des Reiches fliegen die Tagesblätter zum Zug heraus und werden mit großem Zeitaufwand gelesen und leidenschaftlich besprochen. Die Zeitungen hängen ganz von den Agenturen in Paris, London und Petersburg ab, wohin ja auch die Sympathien der meisten gebildeten Griechen tendieren. Berlin spielt selbst Rom und Wien gegenüber eine so winzige Rolle, daß man durch ein verkehrtes Opernglas zu schauen meint. Nicht alle Depeschen bringt der Draht, viele werden in den Redaktionsstuben für die gläubigen Leser verfertigt, das geht rasch und kommt billig. Ein gutes Blatt ist die Hestia, die zusammen mit Patris Venizelos dient; die Politik der vorigen Regierung vertritt Nea Himera.

Ein wichtiges, neues Element ist in die politischen Verhältnisse Griechenlands gekommen durch die völlig veränderte Stellung, welche die Dynastie seit wenigen Jahren im Leben des Volks einnimmt. König Konstantin ist heute ein wichtiger politischer Machtfaktor im Lande. Früher

Digitized by Google

lagen die Dinge auf diesem Gebiet ganz anders. König Otto von Griechenland, der Sohn des Philhellenen Ludwig I. von Bayern, vermochte in den dreißig Jahren seiner Regierung (1832—1862) nicht feste Wurzeln zu fassen. Zwar wurde unter seiner Regierung das Land vom Vegetieren zum Leben gebracht, durch die Arbeit seiner Beamten vor allen Maurers geordnete Rechts- und Verkehrsverhältnisse geschaffen, aber die Hoffnung auf Gebietszuwachs erfüllte Otto nicht. Seine oldenburgische Gattin Amalie, die allzu leidenschaftlich ritt, gebar ihm keinen Thronfolger; während der König immer unfähiger wurde notwendige Entschlüsse zu fassen, riß Amalie die Regierungsgeschäfte immer stärker an sich. Man prägte das Wort: Der König überlegt ohne zu unterschreiben, die Königin unterschreibt ohne zu überlegen. So häufte sich viel Unzufriedenheit gegen das Herrscherhaus hauptsächlich bei den Athenern an, die 1862 dem Königspaar die Einfahrt in den Piraeus verwehrten. Noch wäre es in der Macht Ottos gelegen, das Schiff zu wenden und gestützt auf den treuen Peloponnes den Aufstand zu unterdrücken, aber er zog die Ruhe in Bamberg der Unrast seines Königsamtes vor. Auch sein Nachfolger, der dänische Prinz Wilhelm von Sonderburg-Glücksburg, welcher als Georgios I. 1863—1913 regierte, hat bis gegen das Ende seines Lebens keine innige Fühlung mit dem Volk gewonnen. Zwar brachte er bei seinem Regierungsantritt als Morgengabe Englands die wertvollen jonischen Inseln und vermochte auf dem Berliner Kongreß 1878 die Angliederung Thessaliens an Griechenland durchzusetzen, aber erst an seinem Lebensabend, als die europäische Türkei dem Ansturm des ersten Balkanbundes unterlag, wurde er wirklich populär. Groß war die Trauer bei seinem gewaltsamen Tode; selbst auf dem Lande trugen die Kinder der Beamten und Lehrer tiefe Trauer; immer wieder hörte man: Unser guter König tot; kein Grieche kann ihn ermordet haben, nur ein Bulgare oder Jude. Aus der ganzen Diaspora strömten die Griechen zu seiner Beisetzung zusammen. Mehrere Divisionen wurden aus dem Feld gerufen, Soldaten zogen den auf eine Kanone gelegten Leichnam, aus dem fernsten Orient herbeigeströmte Bischöfe in goldenem Ornat, Vertreter befreundeter Dynastien, darunter Prinz Heinrich von Preußen, Mannschaften fremder Kriegsschiffe, unter ihnen die Leute der Goeben, gaben Georgios das letzte Geleit. Aber nur einer ließ die Trauer verstummen und die Freude im Auge jedes Griechen aufflammen, Konstantinos, der neue König, der eben aus dem Felde gekommene „Bulgarentöter". Als siegreicher Feldherr, der alle Strapazen mit seinen Soldaten geteilt hat, als Befreier des Vaterlands, als Mehrer griechischer Macht, so steht Konstantin vor den Augen seines Volks und seiner Armee.

Diese Hochschätzung Konstantins ist für uns Deutsche sehr erfreulich, denn der König kennt und bewundert Deutschlands Kraft und Heer aus eigener Anschauung, während Venizelos, in dem die Griechen den geistigen Schöpfer des Machtzuwachses ihres Vaterlandes verehren, ganz im Glauben an Englands Allmacht befangen ist. Hoffen wir, daß die allzu leicht veränderlichen Griechen ihrem König die Treue halten und daß mit Konstantin eine Zeit ruhiger, innerer Entwicklung für Griechenland anbricht, daß sich griechische Kraft nicht an uferlose Ziele verliert, sondern in der Lösung realer Aufgaben glücklich betätigt.

Digitized by Google

Bulgarisches.

Von Josef Steinmayer.

Bulgarien hat heute eine mehr als zwölfhundertjährige Staatsgeschichte hinter sich, in der Zeiten hoher Blüte mit Jahrhunderten tiefen Verfalles wechselten: zweimal war es ein mächtiges, über die Hälfte der Halbinsel sich erstreckendes Reich, zweimal schmachtete es unter drückender Fremdherrschaft, unter byzantinischer (1018—1186) und osmanischer Knechtschaft (1393—1878). Die guten Zeiten Bulgariens beherrschte immer wieder ein und dasselbe beharrliche Streben: der Drang nach Ausbreitung des Volkstums und der Staatsgrenzen über die allzu engen Schranken der Heimat nach Süden und Westen. Eben dieser Zug gibt auch den Schlüssel für das Verständnis des heutigen Bulgariens. Er kennzeichnet die Entstehungsgeschichte des Fürstentums: der ursprüngliche Friede zu San Stefano vom 3. März 1878 erkannte auf Rußlands Verlangen dem neuen Vasallenstaate die Gebiete von Widin, Skopje, Debra, Ochrida, Wodena, Kastoria, Seres und fast ganz Thrakien bis Midia zu, so daß er mit einem Umfang von 170000 Geviertkilometern im Norden fast ganz von der Donau, im Osten vom Schwarzen Meer bis Midia, im Süden vom Weißen oder ägäischen Meer bis Kavalla und zum Golf von Orfano, im Westen von der Bistriza, vom See von Ochrida und vom Drin begrenzt gewesen wäre; und dieser Umfang hätte eine gedeihliche politische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes ermöglicht. Dieser Einsicht hat jedoch das eifernde England auf dem Berliner Kongreß Aug und Ohr verschlossen; die Bestimmungen des Vorfriedens wurden umgestoßen und ein Duodezländchen geschaffen, das nur ein Drittel jenes Gebietes umfaßte und in diesen engen Grenzen ohne genügenden Ausgang auf das Meer und ohne ausreichende Teilnahme an dem neu entstehenden, von der Nordsee zum indischen Ozean quer durchs Land sich erstreckenden Wirtschaftsgetriebe zum kraftlosen Vegetieren sich verurteilt sah; wurden doch sogar die Wirtschaftsbeziehungen zu Ostrumelien durch Zollschranken unterbunden. So ist es begreiflich, daß die bulgarische Propaganda diese beengenden Fesseln aus eigener Kraft zu sprengen und das nationale Ideal zu verwirklichen sich bemühte: ein durch Zollstreitigkeiten entstandener Zwist Ostrumeliens mit der Pforte ermöglichte es Stojanow und Stranski, am 6. November 1884 die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien zu proklamieren, zehn Monate später zog Alexander von Battenberg als Fürst von Nord- und Südbulgarien in Philippopel ein, und nach der Niederringung des bewaffneten serbischen Einspruches wurde am 14. Juni 1886 der administrative Zusammenschluß beider Länder offiziell verkündigt; freilich mußte dafür ein Jahrestribut von fast drei Millionen Franken übernommen werden. Leider steigerte dieser Akt der Selbsthilfe die innere Partei-Zerrüttung, so daß nach der Abdankung Alexanders der neue Fürst Ferdinand I. zunächst von allen Angliederungsplänen absehen mußte. Das war ebenso nützlich als notwendig; es fehlte dem innerlich unfertigen, im ersten Fluß der Entwicklung begriffenen Lande noch völlig an der militärischen und wirtschaftlichen Grundlage für weitere Gebietserwerbungen, und diese Grundlage konnte nur in emsiger, ungestörter Friedens-

Digitized by Google

arbeit langsam geschaffen werden. Immerhin nahm die makedonische Propaganda ihren Fortgang, und die Pforte mußte dort 1896 Reformen zusichern und zwei bulgarische Bistümer wieder herstellen; die von Rußland erzwungene Auflösung des makedonischen Komitees und die unzulängliche Mürzsteger Punktation vom Oktober 1903 konnten naturgemäß nur eine zeitweilige Hemmung der Propaganda bewirken. Sie flammte neu auf, als am 23. Juli 1908 die Jungtürken den Sultan zwangen, die Verfassung von 1876 wieder einzuführen und das Parlament einzuberufen. Die von den Jungtürken beabsichtigte Neubelebung des Reiches wurde durch innere Unruhen aufs schwerste gefährdet, und den europäischen Mächten schien der rechte Augenblick dafür gekommen, die Türken endlich ganz aus Europa zu verdrängen. Am gleichen Tage, da Österreich-Ungarn Bosnien und Herzegowina annektierte, nämlich am 5. Oktober 1908, ließ sich Fürst Ferdinand in Tirnowo, der Hauptstadt des zweiten altbulgarischen Reiches, zum Zaren von Bulgarien und Ostrumelien ausrufen. England und Rußland, deren Interessen eine neugefestigte und innerlich neuerstarkte Türkei zuwider lief, drängten die Balkanstaaten immer wieder zu einem Zusammenschluß gegen die Türkei, und als Italien im Verfolg seiner Mittelmeerpläne 1911 Tripolis besetzte, einigten sich die Balkanstaaten zu gemeinsamem Vorgehen und erklärten im Oktober 1912 nacheinander den Türken den Krieg. Die Bulgaren siegten bei Kirk-Kilisse, Lüle-Burgas und Tschorlu, stießen aber in den Schanzen von Tschataldscha auf beharrlichen Widerstand. Zudem weckte ihre Absicht, ganz Makedonien einzuverleiben, die Eifersucht der Griechen und Serben, die sich mit Rumänien gegen den früheren Bundesgenossen wandten; und so wurde Bulgarien im Frieden zu Bukarest 1913 gezwungen, sich mit dem angrenzenden Bezirk Strumitza und einem Zehntel der Bevölkerung Makedoniens zu begnügen, wozu es von den Türken noch den Westen Thrakiens erhielt, während Griechenland und besonders Serbien die Hauptmasse des makedonischen Gebietes an sich rissen. Damit entstand ein neuer Zwist, dessen Austrag wohl die nächste Zukunft bringen wird.

In früheren Zeiten beruhte das wirtschaftliche wie das staatliche Leben Bulgariens auf der Sadruga oder Familiengenossenschaft. Ein solcher Familienverband zählte oft ein halbes Hundert gleichberechtigter Mitglieder und hatte Gemeinbesitz, gemeinsamen Namen und gemeinsames Oberhaupt, das besonders in religiösen und rechtlichen Dingen die Sippe vertrat. Damit war für die Masse der Bevölkerung eine patriarchalisch-kleinbäuerliche Wirtschaftsform gegeben: gemeinsame Feldwirtschaft und Viehzucht auf gemeinsamem Hof und Hausgewerbe für Kleidung und sonstigen Hausbedarf. Der Handel führte mehr Fremde, im Mittelalter besonders Venezianer und Genuesen, später auch türkische Meßhändler, ins Inland als Einheimische ins Ausland, doch zogen viele kleine Gewerbsleute, Tuchschneider und Teppichmacher, Töpfer und Schuhmacher, Schmiede und Schreiner, Seifensieder und Kerzenzieher in die Nachbarländer, besonders in die Türkei. Auch in den Städten entwickelte sich etwas Binnenhandel mit den Landeserzeugnissen und kleine Hausindustrie, besonders Weberei, Spinnerei und Holzarbeiten.

So stand die Wirtschaft im ganzen noch auf mittelalterlicher Stufe, als

Digitized by Google

das Jahr 1878 die langersehnte Befreiung brachte. Das neue Fürstentum fand schlimme Verhältnisse vor: „Viele Städte und Dörfer waren beim Wegzuge der Türken niedergebrannt und geplündert und die nach allen Richtungen vertriebene Bevölkerung nach Verlust eines großen Teiles ihres beweglichen Vermögens, insbesondere ihres Viehes, erheblich verringert." (Abadjiew.) Dazu kam die tiefgreifende Veränderung der Grundbesitzverhältnisse durch die Abwanderung der im Lande seßhaft gewesenen Türken und die Errichtung von Zollschranken, besonders nach der Türkei. Das ehrgeizige Bestreben, ein vollwertiges und damit vollberechtigtes Mitglied der europäischen Staatenwelt zu werden, stellte mithin der Regierung zwei schwere Aufgaben: einerseits die Herstellung eines geregelten Staatshaushaltes, andrerseits die Anpassung der Landwirtschaft und Industrie an die weiter fortgeschrittenen mittel- und westeuropäischen Verhältnisse.

Landwirtschaft und Industrie: die möglichst gleichmäßige Betonung beider Wirtschaftsgebiete bedeutete an sich schon eine Neuerung, aber eine unumgängliche Neuerung. Daß bisher die Industrie eine Nebenrolle spielte, lag in den natürlichen Verhältnissen des Landes begründet: die 500 Kilometer lange und 70 Kilometer breite Löß- und Kreide-Ebene Nordbulgariens, die Hänge der Balkane mit den südwärts eingesenkten Talbecken und die zwei großen Mariza-Ebenen Südbulgariens wiesen ebensosehr auf die Landwirtschaft hin, als der Mangel an beträchtlicheren Kohlenlagern und Mineralschätzen verhinderte, daß die Industrie ohne besonderes Zutun ganz von selber entstand und emporkam. Gleichwohl aber mußte ein allzu starkes Überwiegen des Landbaus volks- und staatswirtschaftlich gleich bedenklich erscheinen: volkswirtschaftlich, weil die Unterbringung des Bevölkerungszuwachses in der Landbebauung in einem an sich kleinbäuerlichen Land ihre natürlichen Grenzen hat, und besonders, weil eine allzu tiefgreifende Abhängigkeit vom Ausland entsteht; staatswirtschaftlich, weil das Schwanken der Ernte-Erträge eine feste und gerechte Regelung der Staatseinnahmen sehr erschwert, besonders wenn der Landbau noch rückständig betrieben wird und der Absatz seiner Erzeugnisse schlecht organisiert ist, was beides in Bulgarien die Regel zu sein scheint.

Die Darstellungen einheimischer Volkswirtschaftler (Abadjiew 1910, Konstantinow 1914) ergeben folgendes Gesamtbild der bulgarischen Wirtschaftsverhältnisse.

Im Jahre 1910 hatte Bulgarien 4329108 Einwohner auf einer Bodenfläche von 96345 Geviertkilometern; es trafen also nur 45 auf den Geviertkilometer gegenüber 112 in Deutschland (1905), immerhin war seit 1887 ein durchschnittlicher Jahreszuwachs von 1,4 vom Hundert vorhanden. Von dieser Bevölkerung wohnten über vier Fünftel auf dem Lande; Städte mit mehr als 20000 Einwohnern gab es nur acht, die größte davon, die Hauptstadt Sofia, hat, in raschem Wachstum begriffen, etwas über 100000. Während die Schulbildung in den Städten vorwärtsschreitet, ist sie auf dem Lande noch gering, besonders beim weiblichen Geschlecht: nur 28 vom Hundert (41 Männer, 15 Frauen vom Hundert) können lesen und schreiben, gegen 1887 immerhin ein Fortschritt um 18 vom Hundert. Das ganze Land hat rund 3000 Volksschulen mit 9000 Lehrern

Digitized by Google

und 400000 Schülern; 300 gehobene Volksschulen (Progymnasien) mit 1900 Professoren und 50000 Schülern; 30 Lyzeen mit 800 Professoren und 14000 Schülern, 20 Gymnasien und in Sofia eine Universität mit 1600 Hörern und 700 Hörerinnen, deren 70 Lehrer sich auf die historisch-philologische, mathematisch-physikalische und juristische Fakultät verteilen.

Von der Landwirtschaft leben über drei Millionen, nur 9 vom Hundert von der Industrie, kaum 6 vom Hundert vom Handel und Verkehr.

Mehr als vier Fünftel der Bodenfläche sind nutzbar; davon ist fast die Hälfte Privatgrundbesitz, ein Viertel Gemeindegrundbesitz, der Rest gehört dem Staat, der Kirche und sonstigen Körperschaften. Hinsichtlich des Umfanges ist der Großgrundbesitz am schwächsten vertreten, am besten der bäuerliche Mittelbesitz von 5 bis 20 Hektaren, der über die Hälfte der Besitzfläche einnimmt und drei Zehntel aller Besitzungen umfaßt. Der Verwendung nach sind 38 vom Hundert des Bodens Ackerland, 29 vom Hundert Waldland, fast 10 vom Hundert Weideland, 4 vom Hundert Wiesen; Wald und Weiden gehören meist den Gemeinden und dem Staat. Mit Getreide waren 1911 bebaut 2523700 Hektar, welche 2876305 Tonnen Getreide ergaben. Die Hälfte dieser Fläche war mit Weizen, ein Viertel mit Mais bestanden; der Rest verteilt sich auf Futterpflanzen, Reben, Wasser- und Zuckermelonen, Hülsenfrüchte, Öl- und Industriepflanzen (Raps, Tabak, Sesam, Hanf, Zuckerrüben), Gemüse- und Obstgärten (Pflaumen) und endlich die berühmten Rosengärten in den geschützten Talmulden von Karlowo und Kasanlik im Tundscha-Tal am Südfuß der großen Balkane, die 1909 einen Ertrag von 3658 Kilogramm Rosenöl lieferten. Die Bewirtschaftung des Bodens, bei der das Dreifeldersystem vorherrscht, leidet an großer Brache (ein Fünftel des Bodens), schwacher Düngung, mangelhafter Bewässerung und Entwässerung, ungünstiger Gemengelage und zu oberflächlicher Ackerung, da meist noch mit Holzpflügen geackert wird. An Vieh waren 1905 fast 13 Millionen Stück vorhanden (8 Millionen Schafe, 1,7 Millionen Rinder), doch haben die Tiere zu wenig Stallpflege; die Rinder werden überdies zu sehr als Arbeitstiere verwendet, haben daher wenig Milch und minderwertiges Fleisch; die Pferde sind schwach und gering, so daß man trotz der fünf Staatsgestüte noch 1911 für das Militär 2169 Stück einführen mußte; die Schweinezucht hat sich bei geringer Stückzahl qualitativ gehoben, das Geflügel ist der Zahl nach nicht unbeträchtlich, aber in der Pflege vernachlässigt. Die Bienenzucht wird zum Teil noch primitiv betrieben, die Zucht der Seidenraupen geht seit 20 Jahren wieder vorwärts, leidet aber noch unter dem Mangel an Maulbeerbäumen. In der Gärtnerei wird fleißig gearbeitet, bulgarische Gärtner findet man auch außer Landes in Rumänien, Rußland, Österreich-Ungarn und selbst in Amerika.

Im ganzen ist der Stand der bulgarischen Landwirtschaft noch als wenig befriedigend zu bezeichnen, wofür Konstantinow folgende Ursachen angibt: „niederes Kulturniveau der Bevölkerung, große Zersplitterung des Bodens und Mangel an Großbetrieben, Fehlen eines billigen landwirtschaftlichen Kredites und eines inneren Marktes infolge wenig entwickelter Industrie- und Handelstätigkeit, schlechte Organisation des Handels mit Getreide und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, ungenügende moderne

Digitized by Google

Transportmittel, ungünstige internationale Preisverhältnisse infolge überseeischer Konkurrenz, vielfach noch nicht hinreichende Staatsfürsorge."

Der Fortschritt der landwirtschaftlichen Produktion müßte nach Abadjiew in vier Richtungen geschehen: erstens Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung, welche die Betriebstechnik vervollkommnen und ohne Abnahme der Reinerträge die Roherträge steigern; zweitens Mehrung der Spezialkulturen und des Anbaus von Futterpflanzen; drittens Absatz von Qualitätsvieh und Produkten der Viehwirtschaft auf dem ostmittelländischen Markt; viertens industrielle Weiterverarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse.

Der unvermeidliche Übergang von der heimischen mittelalterlichen Hausindustrie zur modernen europäischen Fabrikindustrie führte begreiflicherweise eine schwere Krisis herbei, die erst durch die allmähliche Anpassung an die neuen Bedürfnisse und die Neuorganisation der Handwerker gemildert wurden. Andrerseits machte der Verfall des alten Handwerksbetriebes und der Hausindustrie viele Arbeitskräfte für die Fabrikindustrie frei, deren Entstehung auch das Vorhandensein von Wasserkräften, Brennstoffen (Steinkohlen bei Pernik und Trewna) und Rohmaterialien und das Eingreifen einheimischen wie fremden Kapitals und Kredits begünstigt; auch die Regierung hat wiederholt durch Industrieförderungsgesetze die nationale Industrie zu heben und die Lage der Arbeiter zu sichern gesucht. So ist die Zahl der Fabriken von 103 im Jahre 1900 auf 347 im Jahre 1911 gestiegen, mit einem Anlagekapital von 83 und einer Jahresproduktion von 115 Millionen Franken bei 15000 Arbeitern. Im Jahre 1909 gab es 266 Fabriken, darunter 100 für Nahrungs- und Genußmittel und 61 für Textilindustrie; in 253 Betrieben war nur bulgarisches, in 13 ganz oder teilweise ausländisches Kapital (14649000 Franken) investiert; so in der belgischen Krafterzeugungsanstalt und der belgischen Zuckerfabrik in Sofia, der belgischen Zündhölzerfabrik bei Sofia, der englischen Baumwollgarnfabrik in Warna und einem russischen Bergwerk; deutsch war nur ein Betrieb mit 483000 Franken Kapital.

Mit dem Anschluß an die europäische Staatenwelt in landwirtschaftlichen und industriellen Dingen mußte die Herstellung von Verkehrswegen im Inland und nach dem Ausland Hand in Hand gehen, so schwer auch dadurch der Staatshaushalt belastet wurde. Bei der Befreiung fand die Regierung nur eine einzige Bahnlinie vor: eine englische Gesellschaft hatte 1867 durch die Bahn von Rustschuk nach Warna (223 Kilometer) die Donau mit dem Schwarzen Meer auf bulgarischem Gebiet verbunden. Im Jahr 1912 umfaßten die bulgarischen Staatsbahnen ein Netz von 1929 Kilometern mit sechs Haupt- und sieben Anschlußlinien:

1. Die 1888 vollendete bulgarische Strecke der Orientbahn Wien-Konstantinopel, die von Zaribrod an der serbischen Grenze über Sofia südöstlich durch das Marizatal nach Mustafa-Pascha an der türkischen Grenze zieht (362,4 Kilometer).

2. Davon zweigt eine südöstliche Zentralbahn von der Mariza zum Schwarzen Meere ab: Trnowo-Sejmen—Nowa Zagora—Jambol—Burgas (293,9 Kilometer).

3. Davon geht nördlich von Jambol eine kurze Zweigbahn seit 1907 von

Digitized by Google

Zimnitza nach der Tuchstadt Sliwno (25 Kilometer), während weiter westlich eine Verbindungsbahn von Nowa Zagora über das fruchtbare Gebiet von Stara Zagora und Tschirpan gegen Philippopel zu abzweigt.

4. In Nordbulgarien schließt an die 1888 für 44½ Millionen Franken verstaatlichte Linie Russe—Warna die parallel zwischen Balkan und Donau von West nach Ost ziehende, 1895—99 in Betrieb gesetzte Zentralbahn Sofia—Kaspitschan (458,2 Kilometer), die den früher fast ganz auf der Donau nach den rumänischen Häfen Braila und Galatz bewerkstelligten Aus- und Einfuhrverkehr der getreidereichen Donauebene ins Innere ablenkte und auch die Störungen des Auslandsverkehrs durch die starken Winterfröste verringerte; davon zweigen direkt nach der Donau ab die Linien Lewski—Swischtow (seit 1909) und Plewna—Somowit (seit 1899), nach Norden und Süden die Balkanbahn Russe—Trnowo—Trewna—Boruschtiza—Stara Zagora (177,6 Kilometer) mit einer Zweigbahn nach der Industriestadt Gabrowo, während nach Südwesten hin die Linie Sofia—Pernik—Radomir—Küstendil—Güschewo (135,8 Kilometer) nach Makedonien führt und eine zweite makedonische Bahn ins Strumatal geplant ist; im Nordosten endlich sind von Gebedje aus die Mehlstadt Dewna und Dobritsch mit Warna verbunden (72,1 Kilometer).

Der Wert der dreizehn Bahnen betrug 1910 etwa 262 Millionen Franken, die Verzinsung des Bahnkapitals ist noch gering: 1898 nur ¼ vom Hundert, 1911 immerhin 4 vom Hundert. Auch mit dem Wagenmaterial ist es noch schwach bestellt: auf hundert Kilometer treffen 20 Güterwägen (gegen 60 in Österreich), 14 Personenwägen und 8 Lokomotiven (gegen 87 bezw. 46 in Preußen).

Außer den Eisenbahnverbindungen hat der Außenhandel Bulgariens noch zwei Wasserwege: die Donau auf eine Länge von 471 Kilometern und das Schwarze Meer in einer Länge von 344 Kilometern mit den nunmehr modern ausgebauten Häfen Warna und Burgas; dazu kommen jetzt noch am Ägäischen Meer die beiden Häfen Dede-Agatsch und Lagos. Während noch in dem Jahrzehnt 1886—95 der Verkehr auf der Donau am bedeutendsten war, ist seit dem Beginn dieses Jahrhunderts der Seeverkehr auf dem Schwarzen Meer an die erste Stelle getreten, da seit 1890 bezw. 1899 Eisenbahnen von den beiden Seehäfen ins Innere führen und der Austausch mit den leichter zur See erreichbaren Ländern zugenommen hat; im allgemeinen kommen die beiden Wasserwege mehr für die gewichtsschwereren und billigeren Waren des Exportes als für die gewichtsleichteren und kostbareren Güter des Importes in Betracht: so betrug die See-Einfuhr 1911 nur 11000 Stück mit 564000 Tonnen für 199 Millionen Franken, die See-Ausfuhr dagegen 1,2 Millionen Stück mit einer Million Tonnen für 184,6 Millionen Franken. Auf dem Schwarzen Meer verkehren fünf bulgarische Dampfer (Boris, Bulgaria, Warna, Sofia, Kiril) und einige Segler mit zusammen 2776 Registertonnen (der größte, seit 1903 fahrende Dampfer „Warna" hat 1164 Tonnen), auf der Donau überhaupt nur Segler. Seit 1892 besteht eine Schiffahrtsgesellschaft unter Regierungsaufsicht mit einem Grundkapital von 1468000 Franken und Staatssubsidien bis 400000 Franken; daneben wurden bis 1910 die deutsche Levantelinie (Antwerpen, Hamburg), der Österreichische Lloyd und die franzö-

Digitized by Google

sische Gesellschaft Fraissinet (Marseille, Genua) subventioniert. Im Jahre 1909 kamen im Schwarzen Meer an 1700 Schiffe mit 180963 Tonnen Ladung, es fuhren ab 1722 Schiffe mit 184171 Tonnen; auf der Donau kamen an 4929 Schiffe mit 189401 Tonnen, während 4384 Schiffe mit 130401 Tonnen ausfuhren. In bezug auf die Zahl der Fahrzeuge stand im Schwarzen Meer die Türkei an erster Stelle (888 bezw. 914), in bezug auf Ladung England (45500 bezw. 57800 Tonnen), auf der Donau in beiden Beziehungen Österreich-Ungarn. Auf die heimische Flagge, der seit 1906 durch Gesetz die Küstenschiffahrt vorbehalten ist, trafen auf dem Schwarzen Meer nur 7—8, auf der Donau kaum 2 Schiffe vom Hundert mit geringer Ladung. Nach der neuesten statistischen Tabelle Hartlebens hatte 1913 die Handelsflotte 6 Dampfer mit 4042 Tonnen und 3 Segelschiffe mit 402 Tonnen; die Eisenbahnen waren in jenem Jahr auf 2428 Kilometer ausgedehnt, die Telegraphen im Jahr vorher auf 6633 Kilometer, den Postverkehr vermittelten 2342 Postämter. An Landstraßen gab es 1907 erst 7713 Kilometer; zudem befindet sich ein Teil dieser Straßen besonders in der schlechten Jahreszeit in üblem Zustand.

Für die gesamte Handelsbewegung gibt Hartleben als Zahlen von 1912: 170½ Millionen Mark Einfuhr, 125⅛ Millionen Mark Ausfuhr; für das gute Erntejahr 1911 hat Konstantinow den ganzen Außenhandel auf 384 Millionen Lew (=Franken) berechnet: 200 Millionen Einfuhr, 184 Millionen Ausfuhr; eine Steigerung gegenüber dem Vorjahr 1910, wo eine Einfuhr von 177 Millionen einer Ausfuhr von 129 Millionen gegenüberstand.

Die Einfuhr von 1910 verteilt sich auf vier Gruppen: Fabrikate 121, Halbfabrikate und Rohstoffe 31, Nahrungsmittel und Getränke 24, lebende Tiere fast 1 Million Franken; als wichtigste Einfuhrwaren erscheinen in stetiger Zunahme Textilstoffe (Naturwolle aus Rumänien, gewaschene und gekämmte aus Österreich-Ungarn, Deutschland, Belgien und Frankreich), Metalle und Metallwaren, Maschinen, Instrumente und Apparate. Diese Waren wurden besonders geliefert von Österreich-Ungarn (48 Millionen Franken), Deutschland (40), England (30), Frankreich (25) und der Türkei (16).

In der Ausfuhr Bulgariens steht an erster Stelle das Getreide mit den verwandten Pflanzen: 1911 rund 840000 Tonnen für 129 Millionen Franken (gegen 80 im Vorjahr), besonders Mais (355000 Tonnen), Weizen (302), Gerste und Roggen (je 75); 1909 waren von der Gesamtproduktion von 2 Millionen Tonnen nur 360000 ausgeführt worden, so daß auf den Kopf noch 388 Kilogramm im Lande blieben; heute zwingt unter anderem auch die wachsende Steuerlast zur Ausfuhr. Der Hauptabnehmer des bulgarischen Getreides war 1911 Belgien mit rund 50 Millionen Franken (allerdings wird das Getreide dort zum Teil nur gereinigt, sortiert und nach Deutschland und anderwärts neu ausgeführt), England bezieht vor allem Mais (16 Millionen), Deutschland Roggen (2½ Millionen). Der ganze Getreidehandel leidet noch unter starken Mißständen in bezug auf Organisation, Aufbewahrung und Transport, ebenso die Ausfuhr des Mehles, das bei dem Mangel an technischen Vorrichtungen (große moderne Müllereien sind nur in Burgas, Dewna und Warna) von minderer Qualität ist und meist nach der Türkei und Ägypten ausgeführt wird.

Digitized by Google

In weitem Abstand vom Getreide kommen Nahrungsmittel tierischen Ursprungs (18 Millionen), besonders Eier (13,6 Millionen Franken), die meist von Nordbulgarien über Sofia nach Deutschland ausgeführt werden (11 Millionen Lew); Käse geht vorwiegend nach der Türkei (2½ von 3,1 Millionen), ebendorthin der Hauptposten der Ausfuhr lebender Tiere (6,7 von 7,4 Millionen Lew), besonders Schafböcke, Schafe und Ochsen. Von den ausgeführten Textilwaren (6,8 Millionen) sind die Seidenkokone zu nennen, die meist nach Italien gehen (2,4 von 3 Millionen) und ein grober Wollstoff, Schajak genannt, den fast ausschließlich türkische Händler in die Türkei mitnehmen (über 2 Millionen). Rohe Lammfelle und Lederfarten (3,6 Millionen) kommen meist nach Österreich-Ungarn.

Rosenöl und Rosenwasser werden vorwiegend aus der roten Centifolienrose (88 vom Hundert), seltener aus der weißen Damaszenerrose gewonnen: 1910 wurden 2449 Kilogramm Rosenöl erzeugt, 4683 ausgeführt — die Lösung des Rätsels heißt Geraniumöl — und zwar meist nach Deutschland (2,7) und Frankreich (2,5 Millionen), daneben wurden 300000 Franken für 61000 Kilogramm Rosenwasser gelöst.

Von den Vegetabilien ging Raps (3,5 Millionen) besonders nach Belgien und England, nach Belgien auch drei Viertel des ausgeführten Viehfutters. Holz wird fast nur in die Türkei ausgeführt; trotz der großen Wälder (Buchen und Eichen, Tannen und Fichten) ist die Holzeinfuhr viel beträchtlicher als die Ausfuhr. Südbulgarischer Blättertabak wurde besonders nach Österreich-Ungarn und Deutschland ausgeführt.

Hinsichtlich der Absatzgebiete ist einerseits eine Verschiebung, andrerseits eine Zunahme in der Zahl der Abnehmerstaaten zu bemerken. Früher hatte Bulgarien im allgemeinen drei Hauptkunden: die Türkei, England und Frankreich. Heute sind die Hauptabnehmer die Industriestaaten und jene Staaten, deren Landwirtschaft den einheimischen Bedarf nicht decken kann; nur die eigentlichen Agrarstaaten wie Rumänien und Serbien, Rußland und Nordamerika bleiben einstweilen für den Handelsaustausch belanglos. Was insbesondere die drei Mittelmächte betrifft, so sind die Zahlen für 1911 folgende:

Ausfuhr nach der Türkei		Einfuhr aus der Türkei	
	29,2 Millionen Lew		15,9 Millionen Lew
Deutschland	22,9 Millionen Lew	Deutschland	39,8 Millionen Lew
Österreich	10,5 Millionen Lew	Österreich	48,2 Millionen Lew

Digitized by Google

Die orthodoxen Kirchen auf dem Balkan.

Sämtliche kirchliche Gemeinschaften auf der Halbinsel mit Ausnahme der Lateiner und der dort vorhandenen Armenier hängen in ihrer Geschichte untrennbar mit der Kirche von Konstantinopel zusammen, gehören der orthodoxen Gemeinschaft an, mit Ausnahme der Bulgaren (denen, wie sich weiterhin zeigen wird, diese Zugehörigkeit von den Griechen abgesprochen wird) und einiger Unierter. Sie haben alle denselben Glauben und dieselben gottesdienstlichen Gebräuche wie die Kirche von Byzanz, wenn auch derselbe Kult in verschiedenen Sprachen (Slawisch und Rumänisch außer dem Griechischen) vollzogen wird. Die religiöse Auffassungs- und Denkweise ist daher auch im Grunde überall dieselbe. In ganz alter Zeit gehörte der größte Teil der Balkanhalbinsel der unmittelbaren Jurisdiktion des römischen Bischofs, dem abendländischen Patriarchate, an. Thrazien dagegen war eine selbständige Kirchenprovinz, deren Oberhaupt der Bischof von Heraclea an der Propontis war. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Gottesdienst derselbe wie in Rom, nur vielfach in griechischer Sprache war. Die Erhebung des alten Byzanz zur Kaiserresidenz brachte mit der Zeit eine große Verschiebung in diese Verhältnisse. Im Orient war man daran gewöhnt, daß sich die kirchliche Verfassung ganz genau an die politische anlehnte. Die Hauptstädte der Provinzen, die Sitze der höchsten Beamten, waren stets Metropolitansitze. In Palästina war nicht Jerusalem, die heilige „Gottesstadt", sondern Cäsarea, der Sitz des römischen Statthalters, kirchliche Metropole, und nur mit Mühe erlangte später der Bischof Jerusalem's die höchste Stelle und Patriarchalwürde. Daher ergab es sich, daß nicht mehr Heraclea, der Sitz des Statthalters von Thrazien, sondern Konstantinopel, der Kaisersitz, Metropole sein sollte. Gar bald ward in der Tat die frühere Kirchenprovinz von Heraclea dem Bischof der Kaiserstadt unterstellt und mit ihr die Kirchenprovinz von Pontus (can. 28 von Chalcedon, a. 451). Das Streben des Ostens ging beständig auf Erweiterung seiner Machtstellung. Obwohl die Balkanhalbinsel großenteils zum oströmischen Reiche gehörte, blieb dennoch ein großer Teil derselben noch weiterhin unter der römischen Patriarchalgewalt, obwohl es nicht an Versuchen fehlte, das Verhältnis zugunsten des byzantinischen Bischofs umzuändern. Im 8. Jahrhundert trennte Kaiser Leo der Isaurier im ersten Bilderstурm, im Konflikt mit den Päpsten befindlich, endgültig die große ostillyrische Kirchenprovinz mit dem Metropolitansitz von Thessalonich (Saloniki), bestehend aus Makedonien und Griechenland samt der Insel Kreta, von der Zugehörigkeit zum Patriarchate Roms. Alle Versuche des römischen Stuhles, nach Wiederherstellung des Kirchenfriedens

Digitized by Google

diese Gebiete zurückzuerhalten, blieben vergeblich. Westillyricum verblieb dem römischen Stuhle, trat aber wohl auch zeit- und teilweise unter den Patriarchenstuhl der Kaiserstadt. Daraus erklärt sich wohl, zugleich aus dem späteren venezianischen Einfluß, daß ein großer Teil der Albanesen und die Mehrzahl der Bewohner Dalmatiens noch heute lateinische Katholiken sind. Mit der Zugehörigkeit zum östlichen Patriarchate bekamen auch alle diese Gebiete den byzantinischen Gottesdienst. Als dann die kirchliche Trennung zwischen Rom und Konstantinopel eintrat, ergab es sich von selbst, daß die Trennung vom Abendland sich auch über sie erstreckte. Derselbe Geist der Bitterkeit gegen Rom, der vielfach in Konstantinopel herrschte, teilte sich auch diesen Ländern und Völkern mit. Worin die Lehre und die Einrichtungen der orthodoxen Kirche bestehen, das genauer auseinanderzusetzen, ist hier nicht meine Aufgabe.

So war denn die Balkanhalbinsel schon frühzeitig ein kirchlicher Zankapfel zwischen Rom und Konstantinopel, zwischen Ost und West gewesen. Die Völkerzusammensetzung daselbst ward schon bald eine vielfach andere. Neue Völker, Bulgaren und Serben, überfluteten einen großen Teil des Gebietes. Es galt, sie dem Christentum zu gewinnen. Auch über die Bekehrung der Bulgaren brach Streit zwischen Rom und Konstantinopel aus, indem man beiderseits diese Länder als zu seinem Patriarchate und darum zu seinem legitimen Missionskreise gehörig betrachtete. Der Sieg blieb wieder auf seiten Konstantinopels. Oströmischer Glaube und Gottesdienst blieben herrschend. — Der Eintritt dieser Völker in die orthodoxe Kirche hatte die Übertragung der Kirchenbücher ins Slawische im Gefolge. Es entstanden weiterhin dadurch Gemeinschaften von größerer Selbständigkeit. Da die Kirchenverfassung sich an die politische anzulehnen pflegte, wie bereits bemerkt, so mußte Bulgariens und Serbiens Charakter als selbständiger Staaten auch zu einer dementsprechenden Befreiung von der unmittelbaren Patriarchaljurisdiktion und zu kirchlicher Selbständigkeit führen. Es wurde zu einer Art von Axiom: wo ein König sei, dahin gehöre auch ein Patriarch an seine Seite. Der Untergang der politischen Selbständigkeit dieser Reiche mußte demselben Prinzip zufolge wieder eine größere Abhängigkeit vom Patriarchen-Stuhle mit sich bringen, während die wieder auflebende Selbständigkeit der verschiedenen Reiche in neuester Zeit ebenso aufs neue zu weitestgehender kirchlicher Selbständigkeit führte.

Der sogenannte vierte Kreuzzug brachte die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner, die Errichtung des lateinischen Kaiserreiches und verschiedener anderer lateinischer Fürstentümer auf dem Balkan mit sich. In den verschiedensten Gegenden wurden lateinische Bistümer errichtet und

Digitized by Google

es schien fast, als werde Rom auf diesem Wege die verloren gegangene Jurisdiktion auf dem Balkan zurückerobern. Aber die lateinische Herrschaft war in den meisten Gebieten nur von beschränkter Dauer. Die lateinischen Christen und ihre Kirche waren nur Fremdlinge im Lande. Das Volk blieb der griechischen Kirche treu. Wo die venezianische Herrschaft lange bestehen blieb, wie auf den griechischen Inseln, da erhielt sich auch eine herübergewanderte abendländische Bevölkerung, die sich zum Teil wohl mit Einheimischen vermischt hatte. Das sind die sogenannten Levantiner, lateinische, römisch-katholische Nachkommen der Kreuzfahrer auf den griechischen Inseln. Mit den unter venezianischer Herrschaft stehenden Griechen kam vielfach eine Art von Unionsverhältnis auf. Doch war dieses mehr äußerlich, scheinbar, vom Staat erzwungen, als wirklich bestehend. Vorzüglich hat aber, wie die sonstigen Kreuzfahrereroberungen im Orient, so auch die vorübergehende eines großen Teils des Balkans, die Folge gehabt, daß der Westen von da an bis heute dort Missionen unterhielt, welche gleichsam an die Traditionen jener Zeiten anknüpften und sie lebendig erhielten. Die bereits vorher bestehende bedeutende Abneigung der Orthodoxen des Balkans gegen die „Lateiner" ist freilich dadurch noch in reichem Maße gesteigert worden.

Die orthodoxe Kirche des Balkans besteht nun heutzutage aus folgenden Teilkirchen:

1. Die Patriarchalkirche von Konstantinopel.

Heutzutage umfaßt sie auf dem Balkan (abgesehen von Kleinasien, welches auch zu diesem Patriarchate gehört) im Grunde nur noch die orthodoxen Christen der Türkei (wobei aber der größte Teil der Bulgaren in Wegfall kommt, soweit sie den bulgarischen Exarchen als Kirchenoberhaupt anerkennen. Dieselben werden aber, wie bereits bemerkt, von der Patriarchalkirche nicht als orthodox anerkannt. Ein kleinerer Teil der Bulgaren, die Partei der „Patriarchisten" genannt, gehört, wie der Name besagt, zum Patriarchatsprengel). Mit dem beständigen Kleinerwerden der Türkei schwand auch ihr Gebiet mehr und mehr zusammen. Dasselbe Prinzip, daß die kirchliche der politischen Verfassung zu folgen habe, welches einst dem Stuhle von Byzanz so große Macht verlieh, hat ihm dieselbe großenteils aus den Händen gewunden. Auch der neueste Balkankrieg, welcher den verbündeten Balkanstaaten neue Gebiete brachte, verminderte dadurch wieder den Sprengel des Patriarchen. In dem Tomos, in welchem die Kirche von Konstantinopel einst die Selbständigkeit der hellenischen Kirche anerkannte, ward nicht ohne eine gewisse Wehmut gesagt, daß sie einst eine reich gesegnete Mutter gewesen sei, deren Schöß-

Digitized by Google

linge gemäß dem Psalmisten (ps. 127 [128], 3) gleich den jungen Ölzweigen waren, die aber jetzt mehr und mehr ihre Herrlichkeit verliere. — An der Spitze dieser Kirche steht der Patriarch des „neuen Roms", der höchste aller Prälaten der orthodoxen Kirchen, der den Titel des „ökumenischen" führt und mit παναγιότης = „höchste Heiligkeit" angeredet wird. Das Wahlverfahren von heutzutage, durch welches er geschaffen wird, ist ein sehr kompliziertes. Bischöfe und Volksvertreter sind dabei beteiligt. Der Sultan bestätigt den Gewählten. Die Gewalt des Patriarchates erstreckt sich auch auf weltliche Dinge. Um die Christen mit der ungläubigen Herrschaft auszusöhnen, verliehen die Sultane vom Anfange der Eroberung an dem Patriarchen eine sehr große Macht, machten ihn zu einer Art von Vizekaiser. Er sollte für die Christen den nicht mehr existierenden christlichen Kaiser repräsentieren. In dieser politischen Stellung heißt er für die Griechen ἐθνάρχης = Nationalführer. Das Jungtürkentum strebte in den letzten Zeiten eifrig nach Beseitigung dieser weltlichen Herrschaft. Doch ist der Patriarch weit davon entfernt, seine geistliche und weltliche Gewalt in monarchischer Weise auszuüben. Für die geistlichen Angelegenheiten hat er eine Synode zur Seite, wie alle orientalischen, nicht mit Rom unierten Patriarchen, welche die Fortsetzung der σύνοδος ἐνδημοῦσα = „residierende Synode" ist. Er ist überall an die Einwilligung der Synode gebunden und kann keinen Schritt ohne sie unternehmen. Auch wird er von ihr kontrolliert und unter Umständen abgesetzt. Dieses letztere geschieht sehr häufig. Die Person des Patriarchen wechselt in oft sehr kurzen Zeitfristen, wie dies die Geschichte des Stuhles von ältester Zeit an mit sich brachte. Manchmal kehrt der Abgesetzte später wieder zurück, und erlebt ein zweites oder gar drittes Patriarchat. Als Patriarchatskirche gilt in der Theorie noch immer die Aja Sophia, „die große Kirche Christi" (Christus ist die Sophia Gottes nach 1. Cor. 1, 24; die Kirche also, welche Christo oder der Weisheit Gottes geweiht ist, wird als die größte der Stadt „die große" zubenannt), daher heißt auch die gesamte lebendige Kirche von Konstantinopel die μεγάλη τοῦ Χριστοῦ ἐκκλησία, „die große Kirche Christi". Der Patriarch setzt im Verein mit der heiligen Synode die Metropoliten seines Sprengels ein und erteilt ihnen die Weihe. Die Metropoliten besorgen die Weihe der einfachen Bischöfe. Das heilige Salböl (griechisch μύρον) darf nur vom Patriarchen am Gründonnerstage geweiht werden. Alle unterstellten Bischöfe dürfen dasselbe nur von ihm beziehen. Die theologische Schule des Patriarchates befindet sich zu Chalki, auf einer Insel unweit Konstantinopel. — Bis vor wenigen Jahren unterstanden auch die orthodoxen Diözesen Bosniens und der Herzegowina dem Patriarchate, da diese Gebiete noch als Teile der Türkei galten. Seit der Annexion dieser Länder durch Österreich-Ungarn ist allerdings wohl noch nicht

Digitized by Google

ausdrücklich die Trennung vom Patriarchate ausgesprochen worden, doch wird dieselbe logisch folgerichtig erfolgen müssen. Bei dem Doppelcharakter der Monarchie wird es aber kaum möglich sein, ihnen ein neues Haupt zu geben. Die orthodoxen Diözesen des seit dem letzten Balkankriege von der Türkei losgerissenen und zum selbständigen Staate erhobenen Albaniens (ein Metropolitensitz in „Durazzo", dem alten Dyrrachium) unterstanden bisher gleichfalls dem Patriarchate. Eine Lostrennung ist noch nicht ausgesprochen worden, dürfte aber wohl mit der Zeit erfolgen. Die Mönchsrepublik des Gebirges Athos, des „heiligen Berges", eines der drei vorgestreckten Finger der Halbinsel Chalkidiki in Makedonien, nahm bisher innerhalb des Patriarchates eine ganz besondere Stellung ein. Hier waren in byzantinischer Zeit viele Klöster entstanden, welchen die Kaiser die größten Freiheiten verliehen. Die Pforte beließ ihnen ihre Vorrechte. Kirchlich und weltlich hatten die Mönche Selbstverwaltung, dennoch gehörte der Athos zum Patriarchate. Auch die dort befindlichen Mönche und Klöster anderer Nationalitäten als der griechischen: das rumänische, serbische und selbst das bulgarische Kloster, anerkannten den Patriarchen als obersten Vorgesetzten. Höchstens die russischen Mönche nahmen darin eine Ausnahmestellung ein. Seit dem letzten Balkankriege ist nun der Athos von der Türkei losgetrennt, über seine politische Zugehörigkeit aber noch nichts bestimmt. Daher besteht zweifelsohne noch das Recht des Patriarchen weiter.

Wenn wir nunmehr von anderen Teilkirchen neben derjenigen von Konstantinopel reden, so sei von vornherein bemerkt — abgesehen von der bulgarischen Kirche, welche sich im Konflikte mit Konstantinopel befindet — daß dieselben nur in dem Sinne als gesonderte Körperschaften zu betrachten sind, als sie ihre kirchlichen Angelegenheiten ganz selbständig verwalten. Sie gehörten jedoch alle früher in irgend einer Weise (auch die Kirche Rußlands und diejenigen anderer Länder) zum Patriarchate. Auch jetzt ist ihre Kirchenverfassung noch insofern legitim, als sie die Genehmigung des Patriarchates als des früheren Vorgesetzten gefunden hat. Im Glauben und Gottesdienst müssen sie alle mit der „großen Kirche Christi" übereinstimmen. Gottesdienstliche Unterschiede bilden nur die Lokalfeste der Landesheiligen der einzelnen Nationen. Hier haben wir dasselbe wie im römischen Ritus, wo auch trotz der Gleichförmigkeit zahlreiche Lokalfeste von Ländern, Diözesen, Orden, sogenannte propria, erhalten sind. Diese Gemeinschaften erkennen alle (mit Ausnahme der Bulgaren) dem Patriarchen den höchsten Ehrenvorzug vor allen Prälaten ihres Landes zu (dies gilt auch für Rußland). Endlich haben auch diejenigen Kirchen, welchen nicht ausdrücklich Patriarchalrechte zugestanden sind (wie der russischen), die Pflicht, das heilige Salböl von Konstanti-

Digitized by Google

nopel zu beziehen. Ob das tatsächlich geschieht und in welchem Umfange diese Pflicht von Konstantinopel gefordert wird, kann ich augenblicklich nicht sagen. Unter sich sind alle diese Teilkirchen einander vollkommen koordiniert. Sie stehen in schwesterlichem Verkehr miteinander und teilen sich wichtige Dinge schriftlich mit. Würde es sich um ganz bedeutende Angelegenheiten, namentlich des Glaubens, handeln, welche die gesamte orthodoxe Kirche betreffen, so würde zweifelsohne das Patriarchat die Führung zu übernehmen haben und eventuell ein allgemeines Konzil der orthodoxen Christenheit berufen können, obwohl dies nicht durchaus anerkannt ist.

2. Die bulgarische Kirche.

Wenn wir diese hier voranstellen, so geschieht dies nur deshalb, weil sie in ihrem geschichtlichen Ursprung die älteste der Teilkirchen nach dem Patriarchate ist. Ob die Bulgaren wirklich ein slawisches Volk sind, ist zweifelhaft. Auf jeden Fall haben sie sich auf dem Balkan slawisiert, slawische Sprache angenommen. Als Heiden waren sie einmal selbst Byzanz bedrohlich. Noch heute erinnert das Fest der Akathistos am fünften Samstag der Fastenzeit, welches auch sie mitfeiern, an eine Befreiung der Kaiserstadt von einer Belagerung, an welcher auch die Bulgaren beteiligt waren. Ähnlich jedoch, wie die Russen zuerst Byzanz bedrohten, dann aber von ihm das Evangelium begehrten, taten es auch die Bulgaren. Im 9. Jahrhundert (schon vor Rußland) ward das Land christianisiert und zwar von Konstantinopel aus. Der erstgetaufte Fürst, Boris, wird noch heute von den Bulgaren als Heiliger verehrt. Sein Bild wird mit Vorliebe in Kirchen angebracht (er ist wohl von dem russischen Fürstensohn Boris zu unterscheiden, der mit seinem Bruder Gleb [Chleb] zusammen als Heiliger verehrt wird). Nachdem die Missionierung von Konstantinopel aus begonnen hatte, wandte sich der Fürst an den römischen Papst Nikolaus I. um Missionäre. Dieser entsprach seiner Bitte voller Freude, wohl in der Hoffnung, die Gebiete für das Abendland zu sichern. Die lateinischen Missionäre predigten im Lande den Ausgang des heiligen Geistes „auch vom Sohne", das sogenannte filioque. Sie anerkannten die Firmung nicht, welche ihre griechischen Vorgänger, bloße Priester, dem orientalischen Gebrauche gemäß gespendet hatten. Auch erschienen sie bartlos, was den Orientalen anstößig vorkam. Endlich waren sie Zölibatäre im Gegensatz zu den orientalischen Priestern. Der Patriarch Photius beschwerte sich über alle diese Punkte in einer Anklage-Enzyklika gegen die Missionäre, welche er an seine Kollegen, die orientalischen Patriarchen, richtete. Damit legte er den Grund für die spätere dauernde Trennung von Ost und West. Somit war die Bekehrung Bulgariens zum Christentum eine Mitveranlassung dieses traurigen Ereig-

Digitized by Google

nisses. Die lateinischen Missionäre wurden wieder vertrieben. Konstantinopel behielt das Feld. An der weiteren Bekehrung des Landes dürfte der heilige Methodius, einer der beiden großen Slawenapostel, mitgearbeitet haben. Sieben Männer werden von den Bulgaren als Apostel des Landes verehrt, neben Cyrill und Methodius noch fünf Schüler, offenbar des letzteren (u. a. Clemens und Nahum). Damals gab es nur eine slawische Sprache, welche den verschiedenen slawischen oder slawisierten Stämmen gemeinsam war. In ihr predigten die beiden Brüder Cyrillus und Methodius und feierten den Gottesdienst. Konstantin „der Philosoph", einer der beiden Brüder, als Mönch Cyrillus genannt, erfand eine Schrift für die Sprache und begann die Übersetzung der Heiligen Schrift in dieselbe. In Bulgarien, welches dem byzantinischen Patriarchate unterstand, wurden allmählich auch die griechischen Kirchenbücher ins Slawische übertragen. Dafür erfand man jedoch eine der griechischen ganz ähnliche Schrift, welche mit einem durchaus der Wahrheit entgegengesetzten Namen die „Cyrillianische" genannt zu werden pflegt. Nachdem einmal Bibel und Gottesdienst in die slawische Sprache übertragen waren, blieben sie bis zum heutigen Tage in der gleichen alten Form bestehen und wurden so von allen weiterhin in die orthodoxe Kirche eingetretenen Slawenvölkern, Serben und Russen, adoptiert und bis heute aufrecht erhalten. Die slawische, ebenso wie die rumänische Bibel ist in Bezug auf das Alte Testament eine Übersetzung der Septuaginta, welche den allein maßgebenden Text für die orthodoxe Kirche bildet. Obwohl nun das heutige Bulgarisch, Serbisch und Russisch vom Altslawischen abweicht, ist dieses nichtsdestoweniger die allen gemeinsame Gottesdienstsprache geblieben, darin der Stellung des Lateinischen im Abendlande ähnlich. Auch darin zeigt sich eine Verwandtschaft, daß ebenso wie Deutsche, Franzosen oder Italiener das Kirchenlateinisch verschieden aussprechen und es nach den Regeln ihrer eigenen Sprache behandeln, so auch Russen, Ruthenen oder Kleinrussen und Serben es mit dem Kirchenslawischen tun. Seltsamerweise hat man auch die poetischen Gesänge der griechischen Kirchendichter wortwörtlich ins Slawische, beziehentlich später Rumänische übertragen, so daß aus der Poesie Prosa geworden ist. Viele griechische Kirchengedichte bringen durch die Anfangsbuchstaben eine sogenannte ἀκροστίχις oder Verszeile hervor. Auch den Text dieser Akrostichis hat man ins Slawische übersetzt und mit Kraegaschenie überschrieben. Das hatte aber keinerlei Sinn, da die Übersetzung ja keine Kraegraschenie hervorbringt. Wäre es nicht besser gewesen, etwas Neues aus der Fülle des Herzens in der slawischen Sprache zu dichten, als so zu verfahren? Doch solches bewirkte die Ehrfurcht vor der einmal feststehenden Form. In den Schulen der verschiedenen slawischen Länder werden wohl den Kindern Kenntnisse im Kirchenslawischen

Digitized by Google

beigebracht. Wenigstens weiß ich das von Rußland ganz genau. Außerdem sind die häufig sich wiederholenden, laut gesprochenen Formen des Gottesdienstes dem Volke so geläufig, daß es leicht folgen kann. — In den ältesten Zeiten der bulgarischen Kirche befand sich dieselbe, ebenso wie die russische in ihren Anfängen, unter der direkten Gewalt der byzantinischen Patriarchen. Da sich jedoch das bulgarische Reich schon bald zu einer gewaltigen Macht emporschwang, machte es sich vom byzantinischen Patriarchat unabhängig und schuf sich ein eigenes Patriarchat, von Achrida. Als im 11. Jahrhundert der gewaltige Kaiser Basilios, der „Bulgarentöter" dem bulgarischen Reiche ein Ende machte, ward Achrida zu einer bloßen Metropole mit einem griechischen Metropoliten. Theophylaktus von Achrida, einer der berühmtesten griechischen Exegeseschriftsteller, war einer derselben. Zur Zeit des lateinischen Kaiserreichs von Konstantinopel zeigten die Bulgaren, die sich wieder ein Reich gegründet hatten, Neigung zur Union mit Rom. Sie schufen sich ein neues Patriarchat von Tirnowo, welches 1235 von dem griechischen Patriarchen anerkannt wurde. Mit dem Eintritt der Türkenherrschaft war das Patriarchat von Bulgarien bedeutungslos geworden. 1767 ward es aufgehoben.

Von da bis ins 19. Jahrhundert hinein stand die bulgarische Kirche wie ehedem, ohne irgendwelche Selbständigkeit zu besitzen, unter dem Patriarchate. Mit den neu beginnenden politischen Selbständigkeitsbestrebungen schufen sich die Bulgaren 1870 eine eigene Kirchenverfassung ohne den Patriarchen und im Gegensatz zu ihm. An die Spitze der bulgarischen Kirche trat ein „Exarch" (ursprünglich weltlicher Titel für gewisse kaiserliche Statthalter), welcher heutzutage in Konstantinopel residiert. Die neuerrichtete bulgarische Kirche wurde aber durch die große Patriarchalsynode von Konstantinopel 1872 in feierlichster Weise exkommuniziert und für „schismatisch" erklärt. Seitdem rechnen die Griechen, sowohl der Türkei als Griechenlands, die bulgarische Exarchatskirche als in keiner Weise mehr zur orthodoxen Kirche gehörig. Das geht so weit, daß nach einer Entscheidung der Synode des Patriarchen von Konstantinopel eine Ehe, welche vor einem zum bulgarischen Exarchate gehörigen Priester geschlossen worden ist, als ungültig zu gelten hat, weil von einem „schismatischen" Priester gesegnet. Jede Gottesdienstgemeinschaft mit den exarchistischen Bulgaren gilt als unerlaubt. Die nichtgriechischen Teile der orthodoxen Kirche erkennen jedoch wohl meistens ihrerseits diese Ausschließung der bulgarischen Kirche nicht an. Rußland insbesondere setzt sich vollkommen über die Entscheidung der konstantinopolitanischen Synode hinweg und erkennt die exarchistische Gemeinschaft als vollberechtigtes Mitglied der orthodoxen Kirche an. Seit der Entstehung des Fürstentums, später Königreichs Bulgarien, ist für dieses Land eine heilige Synode als oberste

Digitized by Google

Landeskirchenbehörde geschaffen worden. Dieselbe erkennt jedoch nach wie vor den Exarchen an und untersteht ihm, so daß dieser sowohl die Bulgaren der Türkei als diejenigen Bulgariens unter sich hat. Die ablehnende Haltung des Patriarchats ist bis heute unverändert geblieben. Konnte früher Bulgarien, solange es kein Staat war, orientalischen Prinzipien zufolge, auf keine kirchliche Selbständigkeit Anspruch erheben, so hätte selbstverständlich an sich das heutige Königreich, besonders seit es aufgehört hat, ein Vasallenstaat der Türkei zu sein und allgemein in seiner politischen Selbständigkeit anerkannt ist, ein Recht darauf. Der Stein des Anstoßes aber und das Hindernis für die Versöhnung liegt in dem zu Konstantinopel residierenden Exarchen. Man will auch die Bulgaren der Türkei dem Patriarchate entziehen. Noch mehr, man setzt dem Patriarchen in seiner eigensten Residenzstadt einen Rivalen entgegen. Die alte Kirchendisziplin erkennt nur einen Bischof und eine Jurisdiktion, nicht aber eine doppelte am gleichen Orte an. Das heißt Spaltung und Aufruhr in die Kirche tragen, sie förmlich zu sprengen suchen. Im Gottesdienste halten die Exarchisten zum Teil mit peinlicher Genauigkeit auf die Einhaltung des konstantinopolitaner Ritus, schon damit ihnen die Patriarchisten keinen Vorwurf der Abweichung machen können. In Sofia z. B. wird an Sonntagen nichts von dem langen Chorgebet gekürzt. Daher dauert der Gottesdienst sehr lange. Ein besonders verehrter bulgarischer Heiliger ist Johannes v. Ryla, im Balkangebirge in dem berühmten Kloster begraben, welches seinen Namen trägt. Im Glauben besteht nicht der geringste Unterschied zwischen der bulgarischen und der sonstigen orthodoxen Kirche. Bei der kirchlichen Trennung zwischen Griechen und Bulgaren mag auch die große gegenseitige nationale Abneigung mitgesprochen haben. Wie darum das Nationale auf das Kirchliche, so hat nun umgekehrt die kirchliche Trennung steigernd auf die nationale Eifersucht eingewirkt. Daher die schrecklichen Szenen, welche Macedonien vor dem Balkankrieg zerfleischten. Überall suchten die Exarchisten vorzudringen und auf gewalttätige Weise die Griechen zurückzudrängen, ihre Kirchen und Stiftungen in Besitz zu nehmen. Die Pforte anerkannte das Exarchat und stellte sich dabei vielfach auf seine Seite. Dieser Streit zwischen Griechen und Bulgaren ist einer der betrübendsten und ärgerlichsten Skandale innerhalb der Christenheit. Hoffen wir wenigstens für die Zukunft auf eine befriedigende Aussöhnung! — Neben der Exarchatskirche der Bulgaren und der Patriarchistenpartei in der Türkei, welche letztere eine Minderheit bildet, gibt es endlich eine kleine Minderheit, wohl kaum mehr als 20000, mit Rom unierter Bulgaren, d. h. solcher, welche, wie andere Unierte, römischen Glauben und griechischen Gottesdienst haben. Zur Zeit Pius' IX. entstand diese kleine Union, welche Bischöfe in Adrianopel, Saloniki und

Digitized by Google

neuestens auch in Konstantinopel hat. Im Staate Bulgarien existieren nur Lateiner, aber keine Unierten. — Im Kampfe mit dem Patriarchate befindlich, haben die Bulgaren von Zeit zu Zeit den Schein zu erwecken gewußt, als wolle sich ihre ganze Nation mit Rom unieren, so auch neuerdings nach dem letzten Balkankriege. Das geschah aber offenbar nur, um die Griechen und besonders den Patriarchen zu ärgern, etwa auch, um im Westen Sympathie zu erwecken.

3. Die serbische Kirche.

Wenn ich sie an zweiter Stelle behandle, so ist der Grund abermals nicht der, daß sie anderen Gemeinschaften vorgezogen werden soll, sondern der geschichtliche, daß sie nach der bulgarischen den ältesten Ursprung unter den Teilkirchen hat. Die Serben, ein echt slawisches Volk, traten schon in ziemlich früher Zeit wohl unter byzantinischem Einfluß zum Christentum über und nahmen den griechischen Glauben und Gottesdienst in slawischer Sprache an. Ihre mittelalterliche Kirchengeschichte glänzt durch eine große Anzahl von Personen, welche als Heilige verehrt werden, deren Lokalfeste und poetischen Offizien die serbische Kirche bis heute bewahrt hat. Es sind dies namentlich Herrscher und Bischöfe des Landes. Eine herrliche Gestalt war z. B. Stephan Nemanja, König von Serbien. Er legte die Krone nieder, stiftete mit Erlaubnis des byzantinischen Kaisers auf dem Berge Athos das berühmte serbische, bis heute bestehende und noch von Serben bevölkerte Kloster Chiliandar und trat selbst als Mönch in dasselbe unter dem Namen Simeon ein. Die letzten Worte des sterbenden Mannes waren die letzten des Psalters: „Jeder Hauch lobe den Herrn!“ Sein Sohn Sabbas war Mönch desselben Klosters, ward aber dann Metropolit des serbischen Landes (Sabbas I.) und wird als Heiliger verehrt. Er krönte seinen Bruder Stephan II., den „erstgekrönten“ König Serbiens. Bei zunehmender Machtstellung des serbischen Reiches machten die Könige aus dem Metropoliten einen Patriarchen, später mit dem Sitze in Ipek. Dieses Patriarchat dauerte von 1351—1765 oder 1769. Die mittelalterliche serbische Kirchengeschichte weist ganz dasselbe wie die bulgarische auf, daß die Herrscher aus politischen Gründen sich Rom nähern, Beziehungen anknüpfen, ohne daß es je zu einer eigentlichen Union kommt. So krönte z. B. Sabbas I. seinen Bruder mit einer vom Papste gesandten Krone. Auch der letzte König Serbiens, der im Kampfe mit den Türken tragisch gefallene Lazar, wird als Heiliger und zwar als „Großmartyrer“ gefeiert. Noch einige Personen aus späterer Zeit erlangten die Ehren von Heiligen. Nach Auflösung des eigenen Patriarchats unterstand die serbische Kirche wieder vollkommen dem byzantinischen Patriarchate.

Digitized by Google

a) Die Kirche des Königreichs Serbien.

Im 19. Jahrhundert erwachte die Nationalkirche aus der Neugründung des serbischen Staates wieder. Die sämtlichen Balkanstaaten mit Ausnahme des kleinen Tschernagora (Montenegro) nahmen sich das große Rußland mit seiner Schöpfung der heiligen Synode unter Peter dem Großen zum Vorbilde. So entstand denn auch eine Synode für das Fürstentum, beziehentlich Königreich Serbien, deren Vorsitzender der Metropolit von Belgrad ist. Diese hat alle Kirchenangelegenheiten des Landes zu ordnen. Das Patriarchat von Konstantinopel anerkennt sie.

b) Die Kirche von Tschernagora (Montenegro).

Dieses schöne Land mit rein serbischer Bevölkerung pflegt seltsamerweise im Abendlande „Montenegro" genannt zu werden, weil die Venetianer einstmals auf seinen Besitz Ansprüche erhoben und darum seinen Namen ins Italienische übersetzten. Dieses Gebiet wußte sich seine Unabhängigkeit schon seit Jahrhunderten, längst vor allen anderen Balkanstaaten, zu erkämpfen. Die Verfassung wurde zur Theokratie. Ein einziger Bischof, Vladika genannt, war geistlicher und weltlicher Herrscher zugleich, wurde aber immer aus einer und derselben Familie genommen. Einer dieser Vladika's, Peter I., ist zum Hauptlandesheiligen Tschernagora's geworden, der mit Fest und poetischem slawischen Offizium begangen wird. Erst in neuester Zeit wurden geistliche und weltliche Herrschaft getrennt. Die Familie der Vladikas wurde zur Fürsten-, beziehentlich jetzt Königsfamilie. Der Metropolit des Landes aber, der noch immer Vladika genannt wird, und heutzutage in Cettinje residiert, nicht mehr aus einer bestimmten Familie genommen, blieb nur mehr geistlicher Würdenträger. Da sich das Land unter den politischen Schutz Rußlands begab und in ein inniges Freundschaftsverhältnis zu ihm trat, so kam auch die Kirche in eine gewisse Abhängigkeit von derjenigen Rußlands. Der Metropolit erhält dort seine Weihe. Daß sich keine Synodalverfassung ausgebildet hat, hängt mit der Kleinheit des Landes zusammen. Bisher gab es nur einen Bischof, jetzt auch nur einen Hilfs- aber keinen anderen Diözesanbischof neben dem Metropoliten[1]). Sehr interessant ist mitten im Lande das große Felsenkloster eines hl. Vasilios, ein oft besuchter Wallfahrtsort.

c) Die serbischen Kirchen in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Obwohl dieselben großenteils nicht im Balkan gelegen sind, sondern daran angrenzen, erwähne ich sie doch, weil sie eine Ergänzung zum Bilde der serbischen Kirche bilden.

[1]) Es müßte denn seit dem letzten Balkankriege daran etwas geändert worden sein, was mir nicht bekannt ist.

Digitized by Google

Die gesamte orthodoxe Einwohnerschaft Bosniens und der Herzegowina ist serbisch. Von deren kirchlichen Verhältnissen ist bereits oben bei Besprechung der Patriarchalkirche von Konstantinopel die Rede. Der Metropolit residiert in Serajewo.

Die orthodoxe Bevölkerung Dalmatiens ist gleichfalls serbisch. Dort bestehen zwei Diözesen, Cattaro und Zara. Auch mehrere Klöster befinden sich dort. Die Bischöfe unterstehen neuerdings dem allerdings in fast unendlicher Ferne befindlichen Metropoliten von Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina. Früher unterstanden sie dem serbischen Metropoliten von Carlowitz. Das war viel natürlicher. Dieser Prälat war in einigermaßen erreichbarer Entfernung und Volksgenosse, was beides auf den von Czernowitz nicht zutrifft. Die Änderung wurde vorgenommen, um dem strengen Charakter der Doppelmonarchie Rechnung zu tragen, welcher es nicht erlaubt, daß Bischöfe Dalmatiens, einer österreichischen Provinz, einem ungarischen Prälaten unterstehen.

Endlich befinden sich im Süden des Königreichs Ungarn Serben in großer Zahl. Kaiser Leopold der I. lud zuerst die in der Türkei schwer bedrängten Serben zur Einwanderung in seine Staaten ein. Von da an begannen mehrere Einwanderungen.

Selbst Arsenius, der serbische Patriarch, suchte 1690 seine Zuflucht unter habsburgischer Herrschaft. So wurde das alte Sirmium von zahlreichen Serben bevölkert, welche zu treuen Stützen und Vorkämpfern der österreichischen Dynastie wurden und sich durch Tapferkeit im Kriege auszeichneten. Eine Reihe interessanter Klöster wurde von ihnen gegründet, z. B. Gruschedol, woselbst sich heutzutage das Grab König Milans von Serbien befindet, das Kloster Neu-Ravaniza, woselbst die Leiche des Königs Lazar aufbewahrt wird. Der Metropolitansitz dieser Serben befand sich zu Carlowitz. Da die Serben gegen die ungarische Revolution für das Haus Habsburg gekämpft hatten, so gab Kaiser Franz Josef als Anerkennung dem Metropoliten von Carlowitz den Titel eines Patriarchen, was an sich gegen das orientalische Kirchenrecht ist, demzufolge ein einfacher Metropolit nicht Patriarch sein kann. Sechs Diözesen bilden diese Metropolie. In Carlowitz befindet sich auch eine theologische Lehranstalt. Seit dem Tode des letzten Patriarchen Lucian Bogdanowitsch ist das Patriarchat noch nicht wieder besetzt. In die ungarisch-serbische Kirche ist im 19. Jahrhundert ein sehr starkes System des Radikalismus und des Laienregiments eingedrungen.

4. Die rumänische Kirche.

Auch diese stelle ich vor die hellenische, weil sie sich schon durch sprachliche Besonderheit zu unterscheiden begann, noch ehe die letztere ihre

Digitized by Google

selbständige Existenz eröffnete. Die Rumänen sind Nachkommen ehemaliger römischer Kolonisten. Ihre Sitze sind an der niederen Donau in der alten Kirchenprovinz Pontus. Auch diese ward 451 zum Konstantinopolitaner Patriarchat geschlagen, wie Thracien, und erlangte darum griechischen Ritus. Obwohl die Rumänen im späteren Mittelalter die selbständigen Fürstentümer der Moldau und Walachei bildeten, (Hauptstadt und Metropolitansitz der Moldau war Sutschava im äußersten Süden der heutigen Bukowina), und obwohl diese als türkische Vasallenstaaten fortbestanden, so fand doch ihre Sprache in kirchlicher Beziehung keine Beachtung. Bis zum 17. Jahrhundert bedienten sie sich im Gottesdienste des Kirchenslawischen in der „cyrillianischen" Schrift. Von da an ward die rumänische Landessprache als Kult-Sprache adoptiert, auch noch immer so, daß die Buchstaben „cyrillianische" waren. Erst im 19. Jahrhundert ging man dazu über, die Kirchenbücher nicht bloß in rumänischer Sprache, sondern auch mit lateinischen Lettern zu drucken, was heute allgemein der Brauch ist. Doch haben sich infolge des jahrhundertelangen Gebrauches des Kirchenslawischen zahlreiche slawische Wörter in der rumänischen Kirchensprache erhalten, wohl mehr noch, als in der Volkssprache. Herrliche Kirchenbauten haben die Rumänen im Laufe der Zeiten hervorgebracht. Wie schön ist z. B. die große Klosterkirche in Sutschava mit ihren Fresken. Auch das heutige Königreich Rumänien bewahrt kostbare Bauwerke. Besonders verehrte Heilige sind die Einsiedlerin Parasceve, die Jüngere (im Gegensatz zur „Großmartyrin" sogenannt), zu Jassy in der Moldau begraben und mit Fest und Offizium begangen, ebenso der als Martyrer verehrte Johannes Novi, welcher von den Türken erschlagen worden sein soll, dessen Leiche unter König Johann Sobiesky von Polen nach Sutschava übertragen wurde, wo er noch heute in der obengenannten Klosterkirche ruht.

a) Die Kirche des heutigen Königreichs Rumänien.

Aus den moldau-walachischen Fürstentümern ward im 19. Jahrhundert das Fürstentum Rumänien, ein Vasallenstaat der Türkei, welcher sich dann unabhängig machte und ein Königreich wurde. Während die rumänische Kirche bis dahin vollständig dem Patriarchaten unterstanden hatte (falls nicht seit dem späteren Mittelalter eine gewisse Selbständigkeit bestand), wurde nun auch hier ganz auf dieselbe Weise wie in den anderen Staaten eine Autokephalie derselben begründet (dieser Ausdruck findet sich bei dem berühmten mittelalterlichen griechischen Kanonisten Balsamon für einen Metropoliten, der sich nicht von einem höheren Bischof weihen zu lassen brauchte, sondern die Weihe von seinen Suffraganen empfing, weil er selber Kirchenhaupt war). Eine hl. Synode, in

Digitized by Google

der neuen Hauptstadt Bukarest residierend, verwaltet seit 1872 unter dem Vorsitz des dortigen Metropoliten alle Kirchenangelegenheiten des Landes. Unter ihrer Ägide werden auch die Kirchenbücher gedruckt. Das Patriarchat von Konstantinopel anerkannte später diese Neuschöpfung. Auch das neue Rumänien zeichnet sich durch sehr viele und sehr schöne Kirchenbauten aus. Bukarest selber ist mit Gotteshäusern übersät. Charakteristisch ist in den rumänischen Kirchen die Abmalung Johannis des Täufers mit Flügeln, wohl im Anschluß an Matth. 11/10. Der Kirchengesang ist von erhebender Schönheit, darin dem russischen ähnlich. Das Land besitzt eine Anzahl von Männer- und selbst von Frauenklöstern. Dieses letztere ist ein im Morgenland seltener Umstand. Die radikale Gesetzgebung hat aber die Klöster getroffen und schwer geschädigt.

b) Die rumänischen Kirchen in Österreich-Ungarn.

Zur Vervollständigung des Bildes von der rumänischen Kirche gehören auch die außerbalkanischen Teile derselben, genau wie bei der serbischen. Die österreichische Provinz Bukowina (= Buchenland), von Rußland (welches dieselbe kurz vorher der Türkei abgenommen hatte) an Kaiser Josef II. abgetreten, fällt zum Teil oder ganz mit den moldauischen Gebieten von ehedem zusammen. Noch heute besteht die ursprüngliche Einwohnerschaft zur Hälfte aus orthodoxen Rumänen, zur Hälfte aus orthodoxen Ruthenen. Der Metropolit und einzige Bischof des Landes ist wohl bald der einen, bald der anderen Nation angehörig und wird vom Kaiser ernannt. Der jetzige Metropolit Repta rechnet sich zu den Rumänen. Er besitzt vielleicht die schönste bischöfliche Residenz der Welt. Daß auch die orthodoxen Bischöfe Dalmatiens ihm unterstehen, habe ich schon erwähnt. Er ist somit Österreichs höchste orthodoxe Kirchenspitze. Neben sich hat er ein Seminar. An der Universität Czernowitz besteht die einzige akademische orthodoxe theologische Fakultät der gesamten Monarchie. Im Gottesdienst werden vielfach beide Sprachen angewandt, einzelne Teile rumänisch, andere slawisch, der Ruthenen wegen, gemacht.

Eine große Anzahl von Rumänen, heutzutage 3 Millionen, wohnen auch im Gebiete des Königreichs Ungarn, hauptsächlich in Transsylvanien, Siebenbürgen. Ende des 17. Jahrhunderts kam, wohl unter Protektion von oben, eine Union mit Rom zustande, welche sich zwar ziemlich weit ausbreitete, aber niemals die ganze Nation umfaßte. So teilen sich bis heute die ungarischen Rumänen in orthodoxe und unierte. Alle Orthodoxen heißen nach der österreichisch-ungarischen Gesetzessprache „Griechisch-Orientalisch", die mit Rom unierten „Griechisch-katholisch". Die Griechisch-Orientalischen bilden hier die Mehrheit: 1700000. Auch sie machen einen ganz autokephalen Kirchenzweig aus, deren Haupt der Metropolit von Hermannstadt ist. Die Unierten sind demnach 1300000 an Zahl.

Digitized by Google

Ihr Metropolit führt seit alters den Titel von Alba Julia. Er residierte später in Fogaras (sprich Fogorosch) in Siebenbürgen, heutzutage in dem Dorfe, welches deutsch Blasendorf, rumänisch Blas (Blasch) und ungarisch Balasch-Falva genannt wird. Dort werden auch die rumänischen Kirchenbücher für die Unierten gedruckt. Der Metropolit untersteht unmittelbar dem römischen Stuhle, nicht dem Primas von Ungarn, wie dies bezüglich der andern Unierten der Fall ist. Bei den unierten Rumänen ist übrigens der griechische Gottesdienst wohl im Vergleich zu anderen „griechisch-katholischen" am reinsten und genauesten erhalten.

c) Die rumänische Kirche in Rußland (Beßarabien).

Beßarabien kam 1878 an Rußland. Dem orientalischen Prinzipe folgend wurde seitdem die dortige Kirche zu einer Provinz der russischen gemacht und der hl. Synode von Petersburg unterstellt. Die Gottesdienstsprache ist rumänisch geblieben. Die Stellung der rumänischen Kirche ist genau analog der der georgischen in dem gleichen Reiche.

5. Die hellenische Kirche.

Wenn ich sie aus historischen Gründen an letzter Stelle behandle, so überragt sie doch die anderen, sowohl durch das gesonderte Interesse, das sie einflößt, als auch insbesondere durch die größere religiöse Regsamkeit und Betätigung, die sich dort findet. Nimmt ja das Land auch an Bildung und Kultur auch den ersten Platz unter den Balkanstaaten ein. Herrliche Kirchenbauten alter Zeit hat Hellas aufzuweisen. Man denke an das Kloster Daphni bei Athen, an das unvergleichliche Hosios-Lukas-Kloster mit seinen Kirchen.

In Thessalien befinden sich die aus dem späteren Mittelalter stammenden Meteora-Klöster. Zahlreiche besondere Heiligtümer, lokale Feste und Landesheilige zeichnen Hellas aus, welche sich auch heute im Kirchenkalender widerspiegeln. Ich erinnere an das Muttergottesheiligtum von der „großen Höhle", unter den Heiligen besonders an Lucas von Griechenland, dessen Stiftung und Todesstätte das oben genannte Kloster ist, an den ganz besonderen Kult und die besonderen Feste des hl. Spiridion auf der Insel Kerkyra (Korfu). Vom 8. Jahrhundert an, in welchem dieses Land zum byzantinischen Patriarchate geschlagen wurde, bis zum 19., hatte die dortige Kirche keine besondere Stellung, sondern war nur ein Teil des Patriarchats. Der lange Befreiungskrieg bewirkte, daß die Beziehungen der Landeskirche zum Patriarchate tatsächlich abgebrochen waren. Die Patriarchen waren außerdem gezwungen, Hirtenbriefe zu erlassen, in welchen sie im Interesse der Türkei zur Niederlegung der Waffen und zur Unterwerfung aufforderten. Das entfremdete ihnen die Gemüter der Hellenen. Nach Herstellung der Unabhängigkeit dachte daher niemand daran, das frühere Verhältnis wieder herzustellen. Während

Digitized by Google

der vormundschaftlichen Regierung für den König Otto ward genau nach dem Muster der russischen Kirchenverfassung, oder vielmehr, wie die für den jungen König regierenden Bayern sich dieselbe vorstellten, auf gesetzgeberischem Wege 1835 die hellenische Kirchenverfassung geordnet, ohne den Patriarchen irgend zu fragen. Alle Rangunterschiede der Bischöfe sollten beseitigt werden, alle nur einfache Bischöfe nicht Metropoliten sein. Nur der Athens erhielt ehrenhalber den Titel „Metropolit". Die Kirchenregierung sollte durch eine Synode geführt werden, deren Mitglieder der Staat zu ernennen hätte. Dabei sollte auch ein weltlicher Prokurator als Stellvertreter des Königs vorhanden sein. Endlich wurde der König geradezu, was gegen alles orthodoxe Kirchenrecht ist, als Oberhaupt der Kirche in Bezug auf deren äußere Angelegenheiten erklärt. Man glaubte fälschlich, in Rußland komme dem Zaren eine solche Stellung zu und wollte diese per analogiam auf den König der Hellenen übertragen. Im Laufe der Zeit wurde dieser anstößige Ausdruck wieder fallen gelassen. Auch sonst verfuhr die vormundschaftliche Regierung kirchenfeindlich. Die Klöster, damals sehr groß an Zahl, wurden in der radikalsten Weise reduziert, die Nonnenklöster vollends auf ein Mindestmaß gesetzt. Zahllose Kirchen wurden vernichtet. Lange Jahre vergingen, während deren keinerlei Beziehungen zwischen der Kirche von Hellas und ihrem früheren Vorgesetzten, dem Patriarchate, bestanden. Die Patriarchen behandelten die hl. Synode als nicht vorhanden, da man ihnen nicht einmal deren Einsetzung mitgeteilt hatte. Dieser Zustand konnte nicht ewig dauern. Ohne den Patriarchen hatte man kein Salböl, konnte die Kinder nicht firmen. Endlich mußte man sich zu einem Schritte der Aussöhnung bequemen. Die hl. Synode und die Regierung schrieben 1850, jeder von seiner Seite, an das Patriarchat mit der Bitte um Anerkennung. Die hl. Synode der Patriarchen anerkannte und errichtete feierlich die hellenische Kirche und ihre Synode durch den sogenannten Tomos. Danach sollte das Salböl noch von Konstantinopel bezogen werden. Auch sollte sich die hl. Synode bei wichtigen Angelegenheiten Rat von dort erholen. Schon bald setzte man sich über die einzelnen Bestimmungen des Tomos hinweg. Aber man hatte, was man haben wollte, eine formelle Anerkennung. Heutzutage sind, im Gegensatz zu früher, die Beziehungen Griechenlands zum Patriarchate die denkbar innigsten. Das kirchliche Gebiet der Synode Griechenlands wurde dann im Laufe der Zeit infolge verschiedener Gebietserweiterungen von Hellas: Erwerb der Jonischen Inseln, Thessaliens, endlich die neuen großen Erwerbungen nach dem letzten Balkankriege, erweitert. Sie hat in den Jahren ihres Bestandes eine sehr weise Gesetzgebungsarbeit geleistet. Einzelne Sekten und kirchliche Unruhen entstanden in Hellas, jedoch nicht solche von größerer Bedeutung. An der Universität Athen besteht eine theologische Fakultät. Auch sonst gibt es Mittelschulen für Ausbildung

Digitized by Google

des Klerus. Ein Zeugnis regen religiösen Lebens ist die eifrige Pflege der Predigt. Da die gewöhnlichen Landpriester als schlichte Männer aus dem Volke oft nicht gut imstande sind, Reden zu halten, so hat die hl. Synode das Institut von Reisepredigern eingerichtet, welche ihre Bezirke haben. Auch Laien gibt es, die mit Genehmigung der kirchlichen Behörden im Gottesdienste, den selbstverständlich nur der Priester halten darf, predigen. Ein solcher Prediger ist z. B. Lambakis, Sekretär der Königin Olga und Professor der Universität Athen, Galanos, Redakteur der Zeitschrift Anaplasis. Auch gute gedruckte Predigtsammlungen gibt es und reichliche religiöse Literatur. Als Kirchensprache für die gottesdienstlichen Gebete dient, ebenso wie im Patriarchate, das byzantinische Kirchengriechisch. Auch die Bibel wird durchaus in der alten griechischen Form bewahrt. Übersetzungen in den Volksjargon des heutigen Neugriechisch ist man durchaus abgeneigt. Allen diesen Teilkirchen ist aber eins gemeinsam: die förmlich schwärmerische Liebe zur orthodoxen Kirche. Ihr sind sie treu geblieben, auch wenn die Türken sie mit dem Tode bedrohten. Sie hat sie aufgerichtet und getröstet in den dunkelsten Stunden ihres Daseins. Sie hat ihnen Nationalität und väterliche Sitte auch über die Fremdherrschaft hinweg bewahrt. An sie fühlen sie sich mit tausend Ketten gebunden. Und würden sie an ihr noch soviel Mißstände und klaffende Wunden gewahren, das würde ihre Liebe nicht beeinträchtigen. Darum ist für sie Vaterland, Nation und orthodoxe Kirche ein Begriff. Daher die Ablehnung jeder Propaganda, welche sich gegen den Bestand der orthodoxen Kirche richten könnte. — Daß die Bekenner dieser Kirchen, Priester und Gläubige, manche menschliche Gebrechen aufweisen, wird niemand leugnen können. Wenn man der Geistlichkeit soviel Mangel an Bildung zum Vorwurf macht, so sollte man, um gerecht zu urteilen, die ganz andere Denk- und Auffassungsweise des Ostens in Bezug darauf in Betracht ziehen. Der orthodoxe Christ will eben keinen gelehrten, geschulten Kleriker, sondern als Priester einen Mann aus dem Volke haben, der dem Volke diene und ihm seinen Gottesdienst halte. Was aber die Gebrechen im sittlichen Verhalten betrifft, so muß man bedenken, daß jahrhundertelange Fremdenherrschaft die Völker herunterbrachte. Was kommt nicht bei uns alles vor, die wir nie solche Zustände gekannt und uns seit langen Zeiten der Segnungen der Kultur zu erfreuen gehabt haben! Ist es dann zu verwundern, daß diese Völker nicht in ihrer Gesamtheit an einem Tage zu Heiligen werden? Hoffen wir, daß in der Zukunft die christliche Religion diese Völker um so tiefer erfasse und umgestaltend in jeder Beziehung einwirke.

Möge man es dem Verfasser zugute halten, wenn dieser Artikel, in Kriegszeiten, auf kurzem Urlaubsaufenthalt in aller Eile geschrieben, obwohl von Dingen handelnd, die ihm so geläufig und vertraut sind, von so vielem, was er persönlich besucht und gesehen hat, nicht so ausgefallen ist, wie es wünschenswert wäre.

Max, Herzog zu Sachsen,
Dr. theol. et jur. utr., z. Zt. Feldgeistlicher.

Digitized by Google

Der heutige Stand der Berlin-Bagdad-Politik.

Von Dr. K. v. Winterstetten.

Wir freuen uns, den großen Politiker, der zurzeit als österreichischer Artillerieoffizier im Felde steht, zum erstenmal als Mitarbeiter begrüßen zu können. Winterstettens „Berlin—Bagdad" (10. Auflage, J. F. Lehmanns Verlag, München, Preis 1 Mark) bleibt der stärkste Beweis dafür, daß es in Deutschland vor dem Weltkrieg Politiker gegeben hat. D. R.

Zu dem gewaltigen Spiele um die Zukunft Europas und der Welt, das jetzt mit eisernen, blutigen Händen gespielt wird, haben höhere Mächte die Karten gemischt. Ganz und gar gegen die Berechnung und gegen die Theorien der lenkenden Männer und der überwiegenden Volksmehrheiten in unseren Ländern hat das Schicksal es gefügt, daß die allein natürliche, allein vernünftige und daher allein berechtigte und mögliche Berlin-Bagdad-Politik zum Durchbruch kommen mußte, daß sich die große Scheidung der Völker und Staaten unter dem Gesichtspunkte dieser Politik, ihrer Verwirklichung oder Verhinderung, vollzog.

Nur ein einziges Land, dessen endgültige Stellungnahme in dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht feststeht, ist in Gegensatz zu seiner natürlichen Sendung getreten, und wird sie vielleicht mit den Waffen von sich zu weisen versuchen. Aber auch der Widerspruch Rumäniens gegen die Gesetze der geschichtlichen Notwendigkeit wird sich zuletzt, selbst wenn er zum Äußersten schreitet, bei der heute schon geschaffenen Lage der Dinge nur als Förderung des dem höheren Willen gemäßen Verlaufes der Geschehnisse offenbaren. Es steht heute, im Brachmond 1915, bereits außer jedem Zweifel, daß die Kaisermächte und die Türkei den Sieg behalten werden, auch wenn noch vom Balkan oder von der Neuen Welt her neue Feinde auf den Plan treten. Rußland und Frankreich haben die Stoßkraft, die sie über die Grenzen Deutschlands führen könnte, schon eingebüßt, und die ganze Menge der andern Feinde wird nicht imstande sein, den Krieg auf deutsches Gebiet zu tragen. Deutschlands Kraft ist auch ausreichend, immer wieder die Marken der Donaumonarchie von den Feinden zu säubern, wenn diese Aufgabe von den habsburgischen Armeen nicht allein bewältigt werden kann, und nach allen Seiten auf feindlichem Boden solche Schläge auszuteilen und so viel Unheil anzurichten, daß das Bewußtsein der Ohnmacht einem solchen Gegner gegenüber auch den hartnäckigsten der Verschwörer überkommen muß. So läßt sich heute die Sachlage ohne jede optimistische Verbrämung auffassen und darstellen, womit auch schon gesagt ist, daß selbst ein kriegerisches Vorgehen Rumäniens gegen die Kaisermächte die Durchführung der Berlin-Bagdad-Politik nicht mehr vereiteln würde. Ja, es könnte schließlich dieser Politik zum Nutzen gereichen, wenn Rumänien genötigt würde, angesichts der Überlegenheit der Kaisermächte über die ganze Welt, seinen transsylvanischen Plänen

Digitized by Google

endgültig zu entsagen. Dann wäre für alle Zeit ein klares Verhältnis zwischen der Donaumonarchie und dem Königreiche, das unter allen Umständen, auch nach einem Kriege, in den Staatenbund einbezogen werden muß, hergestellt, während eine rumänische Hilfeleistung für uns zwar eine große Erleichterung während der Kriegsdauer, aber vielleicht eine Erschwerung bei der Neuordnung der Dinge bedeuten würde. Ich habe vor dem Kriege stets mit dem höchsten Nachdrucke darauf verwiesen, welche Gefahr aus der bedenklichen Haltung Rumäniens erwachsen könne, und es als die oberste Pflicht unserer Diplomatie erklärt, die verlorene Freundschaft des südöstlichen Nachbars zurückzugewinnen, nun aber, da sich die Kraft des Deutschen Reiches als über jede Hoffnung hinausgehend, als größtes Wunder der Geschichte offenbarte, beginne ich dem frommen Glauben zuzuneigen, daß auch in diesem Punkte die Kunst des grundsätzlichen Versagens dem höheren Zusammenhange der Dinge gemäß und daher sozusagen „gottgewollt" war. Wir haben uns nicht mehr zu fürchten, wenn der Prozeß auf alle unsere schwebenden Angelegenheiten ausgedehnt wird, und werden, wenn der Richtspruch des Krieges über alle gefällt wird, uns nachher umso leichter in den Verhältnissen zurechtfinden.

Mag eine solche Auffassung in bezug auf Rumänien noch lebhaften Bedenken begegnen oder nicht recht ernst genommen werden, so dürfte hingegen in Anbetracht Italiens schon eine beträchtliche Anzahl politisch Denkender ähnlichen Erwägungen zuneigen. Es war, in höherem Sinne bedacht, eine nicht mehr zu ändernde Notwendigkeit, daß Italien uns in der schändlichsten Weise, unter Erpressungen, Lug und Verrat in den Rücken fallen mußte. Auf eine andere Weise hätten wir den schlimmsten Feind der uns von der Geschichte vorgeschriebenen Politik nicht mehr völlig losbekommen. Das politische Verbrechen, „legitime Interessen und Ansprüche" Italiens an der Ostküste der Adria und in der Levante anzuerkennen, war nicht mehr anders gutzumachen, als durch einen offenen Krieg. Und wir hatten uns, unter der Erziehung der deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsmänner von 1890 bis 1915, daran gewöhnt, Italien die größten Schuftereien zu verzeihen und sie als berechtigte Wahrung seiner ihm zukommenden Stellung und Sendung sogar gutzuheißen, ihm unter allen Umständen, unter Hintansetzung aller eigenen Rechte und Pflichten, nachzulaufen, bis es zur schmählichsten Judastat aller Zeiten, zur gewaltsamen Abschüttelung unserer, über alle Würde hinaus opferbereiten Freundschaft kam — kommen mußte, damit wir endlich aus dem Irrwahn erwachten, daß Italiens Platz an unserer Seite sei. Nach allen von uns selbst geschaffenen Voraussetzungen war ein anderer Gang der Dinge unmöglich; Italien mußte der Donaumonarchie, dem natürlichen Widerpart des von uns selbst genährten Balkanimperialismus der römischen Politik, bei der ersten Gelegenheit an die Kehle fahren. Und während wir mit Recht den Verrat, der an uns begangen wurde, verdammen, müssen wir ihn zugleich als einen Glücks-

Digitized by Google

fall betrachten, denn es ist gar nicht als wahrscheinlich zu bezeichnen, daß der Krieg mit Italien mit Sicherheit hätte in die Zukunft verlegt werden können, wobei uns dann günstigere Verhältnisse unterstützt hätten. Ziemlich gewiß wäre er späterhin durch die Diplomatie auf Kosten unserer Interessen und Notwendigkeiten wieder vereitelt worden. Jetzt aber ist er da, und unter Umständen, die für alle Menschen von einiger Selbstachtung jede nochmalige Annäherung an Italien oder eine entgegenkommende Anerkennung oder Förderung irgendwelcher seiner Ansprüche ausschließen.

Die Berlin-Bagdad-Politik, Friedrich Lists große Verheißung, ist mit zwei mächtigen Schritten aus der Vorstellungswelt in die Welt der Wirklichkeit getreten, ohne daß die Urheber der beiden Schritte den ganzen Gedanken als Zielweisung in sich trugen. Der erste Schritt war der Abschluß des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses (dessen notwendige Voraussetzung, die Reichsgründung, als Auftakt dieser ganzen Entwicklung anzusehen ist), den zweiten Schritt tat Kaiser Wilhelm II. mit der Verkündung seiner Freundschaft für den Islam. Bismarck und Wilhelm II. haben weiter zur Förderung der Berlin-Bagdad-Politik noch das Eine getan, daß sie dem Reiche einen langen Frieden verschafften, bei steigender Vervollkommnung der militärischen und volkswirtschaftlichen Rüstung — in politischer Hinsicht aber haben sie der Verwirklichung der großen Notwendigkeit sehr schwere Hindernisse in den Weg gewälzt. Das erstere war unendlich wichtig, und begründet, vom erreichten Ziele aus beurteilt, ein unschätzbares Verdienst beider Lenker des Reiches, das durch sie instand gesetzt wurde, der ganzen Welt zu obsiegen — das andere dient zum Beweise, wieviel mehr es auf den immanenten Plan der geschichtlichen Entwicklung, als auf den Willen einzelner Persönlichkeiten ankommt. Weder der erste Kanzler noch „der Kaiser" haben den Schritt, den jeder tat, politisch in der Richtung des heute sichtbaren Ziels fortgesetzt, ja in den letzten Jahren schien die ganze deutsche Orientpolitik dem englischen Freundschaftsphantom aufgeopfert zu sein — da trat das Schicksal selbst an das Steuer und brachte den Kurs wieder in Ordnung. Bismarck war so weit davon entfernt, eine gemeinsame Balkanpolitik als notwendige Folgerung aus dem Bundesverhältnis mit Österreich abzuleiten, daß er das arge Wort von den Knochen des pommerschen Grenadiers sprechen konnte, das uns so unendlichen Schaden getan hat. Und die Männer des Auswärtigen Amts zu Berlin waren noch anno 1912 nicht bereit, die Wichtigkeit des Landzusammenhanges der Kaisermächte mit der Türkei und Kleinasien zu erkennen und die Balkaninteressen der Donaumonarchie auch als Lebensinteresse des Deutschen Reiches zu erfassen. Trotz der längst gemachten zwei großen Schritte zu seiner Verwirklichung war der Berlin—Bagdad-Plan der amtlichen Politik noch vollständig fremd geblieben, und in den Balkankriegen tat diese sogar ihr

Digitized by Google

möglichstes, um den Plan für immer zu vereiteln. Und doch mußte er nach dem Willen der Geschichte zur Wirklichkeit werden.

Fast unbegreiflich erscheint es heute, wie man in den letzten dreißig Jahren, auch nur vom Standpunkte rein passiver Friedenspolitik aus, die italienischen Adria- und Balkangedanken aufwachsen lassen und sogar gutheißen konnte. Nichts auf der Welt war ja unausbleiblicher, als der durch Phrasen und Formeln eher geförderte, denn gehemmte Zusammenstoß der zwei verbündeten Nebenbuhler. In dreißig Jahren wäre es doch wohl möglich gewesen, Italiens politisches Denken von der sinnlosen Verranntheit der Beschäftigung mit dem Adria- und Balkan-Ideal, das eine kleine Bucht und ein wildes Gebirgsland zum Gegenstand hatte, ab- und hinzulenken auf das weite Nordafrika und das westliche Mittelmeer und so eine wirkliche Interessengemeinschaft mit ihm zu schaffen: „Hilf mir im Osten, ich helfe dir im Westen; keiner von uns kreuzt des andern Wege, von der Adria zur Kyrenaika läuft die Grenze!“ Eine geschickt beeinflußte Presse und eine des Zieles und der Mittel kundige Diplomatie hätte auf dieser Grundlage ein ehrliches, unerschütterliches Bündnis errichtet. Schon im Altertum war der Westen der Herrschbereich Roms, während es die Länder jenseits der Adria dem Ostreich überlassen mußte. Dieser Erinnerung hätte sich die Vernunft und die Phantasie der Italiener nicht verschlossen. Aber es mußte eine der größten Merkwürdigkeiten der Geschichte vonstatten gehen: ein Bündnis ward auf einem gefährlichen Gegensatz aufgebaut und dieser Gegensatz immer noch vertieft dadurch, daß der eine Teil widerwillig Stück um Stück seiner Lebensinteressen preisgab und dem andern zuschob, dessen Begehrlichkeit dabei immer einseitiger und leidenschaftlicher wurde, und wenn die beiden einander die Hände festhielten, nannte man das „gemeinsames Vorgehen“ — es war ein Verhältnis von solcher Unnatur und Unsittlichkeit, daß es das politische Denken und das politische Gewissen in allen beteiligten Ländern geradezu vergiften mußte. Am meisten hat es in Italien, aber ein bißchen auch anderswo die Charaktere ungünstig beeinflußt. Dieses Bündnis mußte ein Ende mit Schrecken nehmen, sonst wären wir seiner verderblichen Wirkungen niemals los geworden. Und es ist gut, daß es so gekommen ist, darf der Fatalist sagen, der in allem, was seit dem Juni 1914 geschah, einen sich immer klarer zu unsern Gunsten wendenden Zusammenhang erkennt. Der Bund der Kaisermächte farà da se, er wird aus eigener Kraft seine Weltstellung schaffen — das ist besser, als wenn er Italien auf Grund einer ehrlichen Teilung des Mittelmeeres zum mithandelnden Freunde gehabt hätte. Der alte Irrtum hat eine gute Folge gehabt, Mitteleuropa hat seine Zukunft ganz allein sich selbst zu verdanken, es weiß, daß es fürderhin keinen Verbündeten mehr braucht und allein der ganzen Welt überlegen ist; es hat niemanden zu preisen und niemanden zu belohnen.

Digitized by Google

Die großen Notwendigkeiten gestalten sich vor unseren Augen von selbst und alle unsere Führer sind wie Handlanger des völkerlenkenden Schicksals, das uns diesmal im voraus deutlich seinen Plan erkennen läßt. Deutlich liegt vor Augen, was das Deutsche Reich zu tun hat, um dem oftmals feierlich verkündeten amtlichen Friedensprogramme, der Schaffung dauernd ausreichender Sicherheiten nach allen Seiten, zu genügen. Kleinmütige Bedenken wegen der nationalen Schwierigkeiten in den neuen Marken dürfen und werden den Vollzug der obersten Pflicht der Reichslenker, der Fürsorge für einen ausreichenden und gesicherten Spielraum der Nation, nicht hindern. Klar ist es auch im großen Ganzen, wie sich die Zukunft des türkischen Reiches gestalten wird — von Tripolis bis hinein nach Persien und auf die Kämme des Kaukasus wird deutsche Arbeit, unbeschadet der Selbstherrlichkeit des osmanischen Staates, an seiner Erneuerung und an der Erschließung seines Reichtums mitwirken, unsere Feinde aber, samt ihrem Geld, ihrer Sprache und ihrer Schulen werden aus den Gebieten, die sie unter sich verteilen wollten, verschwinden. Ostwärts des türkischen Machtbereiches wird man Rußland den offenen Weg zum Südmeere zuweisen. Dem mitteleuropäischen Bund werden sich früher oder später die nordischen Staaten, Holland und die Schweiz anschließen — auch das ist an sich kein Problem mehr, sondern nur eine Frage der Zeit, und es wird der Form nach bei dem in allen Teilen föderativen Charakter der ganzen Organisation leicht durchzuführen sein. Man kann warten, und wird es ohne zu drängen tun — bis wieder ein großer Schicksalstag kommt, wird die Vereinigung des Germanentums sicher vollzogen sein. An den Endpunkten also, auf der deutsch-nordischen und der türkischen Seite wird sich die Entwicklung wie nach einem Naturgesetz vollziehen, es gibt kaum noch verschiedene Möglichkeiten. Mitteleuropa und seine natürliche Fortsetzung, Nordasien, sind von der Hand des Schicksals zur Einheit geformt, und das Anhängsel, das nie recht dazu gehörte, geographisch nicht und ebensowenig seinem Wesen und seiner Volksart nach, Italien, ist gründlich abgestoßen. In der Hauptsache liegt also bezüglich der Berlin-Bagdad-Politik kaum mehr ein eigentliches Problem vor, sondern bereits eine von selbst sich weitergestaltende Wirklichkeit.

Dagegen bestehen noch ungelöste Fragen, man kann sagen: im Innern des Berlin-Bagdadreiches, in den Zwischengliedern des Bundes, dessen Endpfeiler schon völlig feststehen. Die noch nicht entwirrten Schwierigkeiten liegen bei Österreich-Ungarn, bei den Balkanstaaten, und schließlich in der Ordnung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den verbündeten Staaten. Mit diesen drei Einzelfragen muß sich, nachdem der große Gedanke schon siegreich durchgedrungen ist, die deutsche Öffentlichkeit eingehend beschäftigen, damit sie vor dem Abschlusse des Krieges tunlichst geklärt sind.

Digitized by Google

Eine, auch nur einigermaßen das Wesentliche dieser Fragen verdeutlichende Darlegung würde den an dieser Stelle gezogenen Rahmen weit überschreiten, es kann nur der Rat ausgesprochen werden, daß man ihnen die größte Aufmerksamkeit zuwende, und die Warnung, daß nicht weiterhin durch Aufsätze, Schriften und Reden Unberufener die heillose Verwirrung fortgesetzt und gesteigert werde, die jetzt die Aussicht auf die richtige Lösung so sehr verdüstert. Das gilt namentlich in Hinsicht Österreich-Ungarns, dessen Zukunft von den reichsdeutschen Politikern fast ausnahmslos in so erschreckend unrichtiger Auffassung erörtert wird, daß der Deutschösterreicher für sich, wenn die amtliche Politik die vorgeschlagenen Wege ginge, von dem großen Siege des Gesamtdeutschtums die schlimmsten Folgen zu befürchten hätte. War schon vor dem Kriege die Unkenntnis in österreichisch-ungarischen Dingen ein arges Übel im Deutschen Reiche, so scheint sie durch den Krieg trotz aller Verengerung der Beziehungen eher noch ärger geworden zu sein. Es ist untunlich, hier für diese Tatsache Beweise anzuführen, die auf das gegenseitige Verhältnis der Nationalitäten der Donaumonarchie Bezug nehmen müßten — nur das eine kann gesagt werden, daß es völlig verfehlt ist, von inneren Fragen der ganzen Monarchie zu sprechen. Es gibt österreichische und es gibt ungarische Innenfragen, aber keine den beiden Staaten der Monarchie gemeinsamen, und auf keine Weise könnten deutsche Politiker die auf ihre volle Selbständigkeit überaus eifersüchtigen Ungarn schwerer kränken und unserer Sache mehr entfremden, als durch Vorschläge, wie die Nationalitätenfrage „der Monarchie" zu lösen seien. Die von äußeren, auch österreichischen Einflüssen unberührbare Sonderstaatlichkeit Ungarns ist in diesem Kriege mit solcher Klarheit und Wucht in Erscheinung getreten, daß endlich an diese feste Tatsache sich auch eine richtige Beurteilung des österreichischen Staates anschließen könnte. Ist für Ungarn die Nationalitätenfrage im Sinne des nationalen Einheitsstaates gelöst und diese Lösung durch den siegreichen Krieg sanktioniert worden, so muß auch in der österreichischen Reichshälfte der Gedanke des lebensfähigen Einheitsstaates sich durchsetzen.

In der Abhandlung „Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie" von dem Grazer Universitätsprofessor Sieger, in einer Broschüre von Munin, die bei Diederichs in Jena erschien, und in meinen zwei Arbeiten „Nordkap—Bagdad" (Neuer Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M.) und „Was soll aus Österreich werden?" (Concordia, Berlin), also in Schriften von lauter österreichischen Verfassern, ist die Frage der politischen Zukunft des Donaureiches ziemlich einmütig nach dem Gesichtspunkte erörtert, der allein zur richtigen Lösung führt, daß es sich um die Errichtung eines lebensfähigen Staatengebildes, nicht um die Versöhnung nationaler Ansprüche handle. Wenn die deutsche Öffentlichkeit auch von solchen Darstellungen nicht Kenntnis nehmen und sich von ihnen nicht belehren lassen will, so soll sie wenigstens nicht Phantasien nachhängen, in denen z. B. von einem neuen Dreibunde:

Digitized by Google

„Deutsche, Westslawen (= Österreich-Ungarn), Türken!" die Rede ist, sondern sie möge abwarten, was sich aus den Erfahrungen der Feldzüge in Galizien und Serbien für Urteile und Folgen ergeben werden. Es gibt nicht mehrere Wege zu einer gedeihlichen Zukunft der Donaumonarchie und des Balkans (über den in den genannten Schriften ebenfalls das Nötige zu lesen steht), sondern einen einzigen, und über diesen für jedes klare politische Denken leicht erkennbaren Weg sollte die deutsche Öffentlichkeit sich rechtzeitig unterrichten und verständigen.

Die Vollendung des Berlin-Bagdad-Bundesreiches war ursprünglich der Gedanke und Traum eines Nationalökonomen, Friedrich Lists, und die Nationalökonomie sollte daher nach dem Willen ihres Klassikers alles daransetzen, daß das große Werk in möglichst vollkommener Gestalt aus diesem blutigen Ringen hervorwachse, zuvörderst als wirtschaftlicher Verband im Sinne von Lists richtig verstandener Lehre. Aber die letzten Monate haben uns weit mehr Absagen der in Betracht kommenden Kreise an den Plan des Wirtschaftsbündnisses gebracht, als fördernde Worte und Taten, und es ist geradezu Mode geworden, die Verkünder und Befürworter des Zollbundes als unzulänglich belehrte und einseitig denkende, unverantwortliche Schwarmgeister anzusehen, denen die seriösen maßgebenden Stellen den Hinweis auf „unüberwindliche" Schwierigkeiten aller Art entgegenhalten. Ich glaube aber nicht, daß es unter allen, die sich mit dieser Frage überhaupt beschäftigen, jemanden gegeben hat, der nicht eingesehen hätte, daß jede Verschiebung wirtschaftlicher Bedingungen umwälzend in die Verhältnisse zahlreicher Personen, Familien, Gegenden, Gewerbe usf. eingreift. Somit wird auch niemand die Gründung des großen Zollbundes fordern, ohne an die dabei auszugleichenden Gegensätze, Schwierigkeiten und Schädigungen zu denken und einen Vorschlag zur Beschwichtigung der Einwände bereitzuhalten. Dem nächstliegenden Vermittlungsvorschlag aber, der darauf verweist, daß ein langsamer Abbau der Zwischenzölle erfolgen könnte, wird dann erwidert, der Bestand von Zwischenzollinien hebe an sich den Begriff der Wirtschaftsgemeinschaft auf. Dem ist aber nicht so. Es kommt ganz darauf an, ob man das Einigende oder das Trennende in einem Verhältnis betont — je nachdem kann es als freundschaftliches oder als gegensätzliches erscheinen. Eine Ehe mit Gütertrennung ist dennoch eine Ehe, und ein Zollbund, der unter der Losung „gemeinsamer Schutz der eigenen Arbeit" gegründet wird und besteht, ist und bleibt ein wirklicher Zollbund, auch wenn im Innern des Bundesbereiches gewisse Arbeitszweige noch einen besonderen Schutz genießen.

Österreich-Ungarn, der Balkan, der große Wirtschaftsbund: das sind die drei Gegenstände, mit denen die, in ihren Hauptzügen von der Hand der Geschichte selbst vollendete Berlin-Bagdad-Politik sich noch zu befassen hat. Möge auch in diesen Fragen der große Gedanke, an dem alles einzelne gemessen werden muß, sich sieghaft durchsetzen gegen die Reste von Blindheit und Kleinmut, die uns aus der nun vergangenen Zeitspanne her noch anhaften.

Digitized by Google

Ein neuer Bundesgenosse der Entente.

Ich habe immer auf ihn gewartet, denn er gehörte zum notwendigen Rüstzeug unserer und des Türkischen Reiches Gegner. Nun ist er da: die armen Armenier. Drei Juden, sagt ein orientalisches Sprichwort, sind so gerieben wie ein Grieche, aber drei Griechen erst so viel wie ein Armenier. Die Griechen haben ihren Ruf inzwischen beträchtlich verbessert, von den Armeniern möchte ich das nicht behaupten. Es hat zwar eine Zeit gegeben, wo auch wir Deutschen durch Johannes Lepsius und, wenn ich mich nicht irre, auch Paul Rohrbach uns zu einer Armenierbegeisterung verleiten ließen, aber im ganzen haben wir erkannt, daß die aufrührerischen, nichtsnutzigen und betrügerischen Armenier den gerechten Zorn der Kurden und Osmanen erregt hatten. Es konnte bei ruhiger Betrachtung nicht zweifelhaft sein, daß bei dem Armenierpogrom im Wilajet Aldana April 1909, wo angeblich 5000 oder auch 30000 (!) armenische Christen ihr Leben ließen, der englische Konsul von Mersina nicht zufällig verwundet worden war. Er hatte sich vielmehr stark kompromittiert und war im höchsten Grade verdächtig den Aufstand herbeigeführt zu haben, ganz wie jene 40000 nach Rußland ausgewanderten Armenier einige Jahre zuvor sicher nicht ohne Erlaubnis und Entgegenkommen der russischen Regierung geflüchtet waren. Damals sprachen auch wir von den armenischen Greueln. Heute ist das anders. Im Journal de Genève vom 10. Juli lese ich unter der Überschrift „Arme Armenier!" den Brief eines Genfer Anonymus aus Dedeagatsch vom 17. Juni, in dem es heißt:

„Endlich, endlich kann ich Ihnen schreiben, endlich darf ich eine Meinung haben und sie aussprechen! Entsetzliche Verfolgungen der Armenier haben in Kilikien stattgefunden und finden noch statt. Mehr als 40000 [die typische Zahl!] sind schon gestorben, die Türken haben sich ausgedacht aus ganzen Gegenden die gesamte christliche Bevölkerung auszutreiben und sie zu Fuß, aller ihrer Mittel beraubt, in die Wüste zu jagen, wo sie Hungers stirbt! Ein Vater trug sein ein Tag altes Kind im Arme, hinter ihm schritt die Mutter mühselig daher unter türkischen Stockschlägen. Wie die Unglücklichen am Ziele ankamen, hatten sie tagelang nichts zu essen gehabt, ohne Brot, ohne Kraft waren sie gewandert, vorwärts getrieben vom Stock des erbarmungslosen Polizisten.

Eine hochgestellte Persönlichkeit in der Türkei [sol][1]) hat mir gesagt, die Deutschen und die Österreicher widersetzten sich jeder Maßnahme zugunsten der Armenier, es ist wirklich entsetzlich. Ich habe erfahren, daß seit meiner Abfahrt die Armenier auch in der Ortschaft X (warum den Ort nicht nennen, verehrter Anonymus?) aus ihren Häusern verjagt sind, aller ihrer Habe beraubt sind, während man sie in den Tod, in die Wüste schickt. Gott erbarme sich ihrer, es ist der einzige Trost, die einzige Hilfe, die ihnen bleibt."

Dann schildert der Ungenannte seine Reise zur Grenze, seine Mühsale an der Paßrevision, und schließt: „Wie wir zur Grenze kamen, da hörten wir eine Menge Schüsse fallen; Türken und Bulgaren schossen aufeinander. Endlich überschritten wir die Grenze und ich glaube, ich hätte am liebsten den Beamten am bulgarischen Zoll, der unsere Pässe prüfte, auf beide Backen geküßt."

Ich bin gespannt, wann diesem Versuchsballon andere folgen werden und ob es gelingen wird, die Aufmerksamkeit von den Judenpogromen in Rußland und den Mißhandlungen der Galizier und Ostpreußen abzulenken auf die armen Armenier, die unter türkischem Joche seufzen und die dieser Bundesgenosse der Zentralmächte mit deren Wissen in der abscheulichsten Weise quält. Gelingt es, die öffentliche Meinung genügend aufzuregen, dann ist wieder einmal bewiesen, daß der Vierverband für Kultur und Menschlichkeit ficht und zur Befreiung der armen Armenier und zur Eroberung der Dardanellen der Bundesgenossenschaft — der christlichen Balkanvölker bedarf.

Fr. W. von Bissing.

[1]) Also wohl kein Türke.

Digitized by Google

Jetzt endlich.

Von Dr. Georg Heim.

Der Nahrungsmittelausschuß des deutschen Städtetages hat am 16. August einen Beschluß gefaßt, kurz dahin lautend: Deutschland ist ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, infolgedessen helfen nur einheitliche Maßregeln. Die Brotfrage, sagt die Resolution, ist einwandfrei gelöst worden, weil die Getreidebeschaffung einheitlich geregelt wurde und nur die örtliche Brot- und Mehlverteilung nach örtlichen Gesichtspunkten erfolgte; örtliche Höchstpreise für den Kleinhandel vertreiben nur die Ware aus dem Bezirk; ein gleichzeitiges Eingreifen der verschiedensten militärischen und bürgerlichen Behörden hebt die Wirkung der Maßnahmen der einen Stelle wieder auf usw.

Jetzt endlich ist diese Erkenntnis zum Durchbruch gekommen. Es hat lange gedauert. Seit einem Jahre schreibe ich mir die Finger wund und warne vor örtlichen Maßnahmen; selbst Maßnahmen, die sich auf einen größeren Verband erstrecken, sind wirkungslos oder haben ganz entgegengesetzte Wirkungen als beabsichtigt; dann hat diese Einzelgesetzgeberei, die oft nur aus dem Rohr herausgeschossen ist, von allen möglichen Militär- und Zivilbehörden, schon wahrhaft genug Unheil angerichtet, obwohl ihr der beste Wille zugrunde lag und es ist deswegen erfreulich, daß der Städtetag zu der Erkenntnis der Notwendigkeit einheitlicher Maßnahmen für größere politische Verbände, wenn nicht für ganz Deutschland, so doch in einzelnen Fällen vielleicht für den Einzelstaat, gekommen ist. Ich unterschreibe diesen Beschluß des Nahrungsmittelausschusses des deutschen Städtetages.'

Wie hat sich doch alles geändert! Es ist jetzt bald ein Jahr, daß ich in der Presse immer und immer wieder den Gedanken vertreten habe, Höchstpreise ohne Vorratsreglementierung sind wirkungslos. Einseitige Höchstpreise für die Detailware ohne Höchstpreise für die Ware ab Fabrik oder umgekehrt, also Höchstpreise für den Großhandel ohne Höchstpreise für den Kleinhandel sind erst recht vollständig verfehlt und doch mußten diese Fehler alle erst gemacht werden, bis man zu dieser Erkenntnis gekommen ist und hoffentlich behält diese Erkenntnis im zweiten Wirtschaftsjahre die Oberhand.

Erfreulich ist die Anerkennung, die der Ausschuß des Städtetages der Lösung der Brotfrage aussprach. Ohne Verstaatlichung des Getreides und ohne eine staatliche Lösung der Brotfrage wäre es nicht gegangen und freuen wir uns, daß noch zur rechten Zeit diese Maßnahme ergriffen wurde. Es gibt wohl keinen Staat auf der Welt, der das in dieser kurzen Zeit Deutschland nachmachen kann.

Daß bei einer solch tief eingreifenden Neuerung Fehler und Schwächen mitlaufen, ist selbstverständlich. Eines aber möchte ich doch hier sagen: Die Verordnung vom 25. Januar 1915, die uns die Beschlagnahme und Enteignung der Brotgetreidevorräte und die Regelung des Mehl- und Brotverkehrs brachte, die sozusagen aus dem Rohr geschossen wurde, ist ein geniales Werk. Gehe einer hin und mache es nach! Gewiß hat sie auch ihre Mängel gehabt.

Wer in der Werkstatt der Gesetzgebung mitten drinnen stand, weiß, wie Gesetze entstehen. Ähnlich wie Bücher; aus zehn Gesetzen wird ein elftes. Ein Steuergesetz

Digitized by Google

z. B. für einen Einzelstaat zu machen, ist heute eine Bagatelle. Mit der geschickten Benützung von Vorbildern ist hier leicht ein Gebild zu gestalten. Welches Vorbild hatte aber der Mann — und es war nur ein Mann —, der die Verordnung vom 25. Januar aus dem Nichts herausgearbeitet hat? Seitdem wir Geschichte schreiben, wurde noch niemals ein solch gewaltiger Hebelruck am Schaltbrett des wirtschaftlichen Hebels mit einem Griff vollzogen.

Und als die Gesamtvorstandschaft des großen bayerischen Bauernvereins im Oktober vorigen Jahres einstimmig einem von mir formulierten Gedanken beitrat, dahin lautend, daß keine Maßnahme so dringend notwendig wäre wie die, die ganzen Getreidevorräte und den ganzen Mehl- und Brotverkehr zu verstaatlichen, da stand ich in Bayern, wenigstens mit dieser meiner Forderung, wochenlang allein auf weiter Flur. In der Augsburger Abendzeitung Nr. 284 vom 12. Oktober 1914 wurde diese Forderung von „hochgeschätzter Seite" als eine Utopie bezeichnet, meine Vorschläge wurden als nicht durchführbar hingestellt. Es wurde vorgerechnet, wieviel Geld notwendig wäre, um diese Maßnahmen durchzuführen. In Wirklichkeit wurde für die 2. Hälfte des 1. Wirtschaftsjahres das zur Verstaatlichung des Getreidehandels in Bayern notwendige Kapital zu $^2/_3$ von den drei großen landwirtschaftlichen Genossenschaften beschafft. Inanspruchnahme öffentlicher oder staatlicher Mittel war nirgends notwendig.

Heute geht man viel weiter und verlangt, wie der Ausschuß des Städtetages, ähnliche tiefe Eingriffe nicht nur für Getreide, sondern auch für andere Produkte. Ich möchte auf diesen Gedanken weiter nicht eingehen, nur konstatieren, daß sich ein erfreulicher Wandel vollzogen hat. Auch der Verband liberaler Vereine Münchens hat anerkannt, daß eine Beschlagnahme der nötigen Lebensmittel, besonders des Getreides und Mehls, von Anfang an, eine Teuerung in der jetzigen Höhe verhütet hätte. Ich möchte allerdings konstatieren, daß mir nicht bekannt ist, daß die liberale Partei meine Forderungen im Herbst 1914 durch irgend eine Handlung unterstützt hätte.

Ich will damit gewiß keine parteipolitischen Hiebe austeilen, ich will bloß eine Tatsache anführen und diese Tatsache macht schließlich auch nicht vor der Partei Halt, der ich angehöre — im Gegenteil: ein Führer und Dignitär dieser Partei verurteilte dortmals meine Forderungen noch viel schärfer. Für ihn handelte es sich überhaupt nur um wirre Ideen, über die die Bauern lachen, wenn man sie „entsprechend" aufklärt. Der Hauptton ist hiebei wohl auf das Wort „entsprechend" zu legen.

Noch mehr! Sehr einflußreiche Mitglieder der Partei haben ihr Mißfallen über diese meine Preßtätigkeit zum Ausdruck gebracht. Ich konstatiere alle diese Dinge hauptsächlich um dessentwillen, weil der beliebte Vorwurf, als ob die Reichsregierung allein die Schuld treffe, dadurch entkräftet wird. Auch die Parteien haben sich hierin erst gewandelt.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
405 Hilgard Avenue, Los Angeles, CA 90024-1388
Return this material to the library
from which it was borrowed.

MAR 31 1992

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 352 535 9

Digitized by Google